Westermanns Monatshefte

George Westermann, Adolf Glaser,
Friedrich Spielhagen, Gustav Karpeles, Friedrich Düsel

HARVARDIANAE
ACADEMIAE
SIGILLVM
CHRISTO
ET
ECCLESIAE
IN NOV ANG
VE
RI
TAS

Westermanns
Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch
für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Dreiundsechzigster Band.

Oktober 1887 bis März 1888.

Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann.
1888.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Zweiunddreissigster Jahrgang. Dreiundsechzigster Band.

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

dreiundsechzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Altona, Hans, in Braunschweig, 817. — Bodenstedt, Friedrich, in Wiesbaden, 600. — Böhlau, Helene, in Gries bei Bozen, 131, 244, 652. — Buchner, Max, in München, 323. — Dohm, Hedwig, in Berlin, 605, 760. — Farina, Salvatore, in Mailand, 462, 545, 681. — Feldmann, Siegmund, in Paris, 632. — Garbe, Richard, in Königsberg, 792. — Groß, Ferdinand, in Wien, 512. — Gumprecht, Otto, in Berlin, 109, 233. — Hauschner, Auguste, in Berlin, 201, 341. — Harten, Theodor, in Berlin, 672. — Heigel, Karl Theodor, in München, 122. — Kaempffer, Eduard, in Düsseldorf, 177. — Lammers, August, in Bremen, 808. — Lessing, Julius, in Berlin, 383, 433. — Lewald, Fanny, in Berlin, 43, 190. — Lindenberg, Paul, in Berlin, 575. — La Mara, in Leipzig, 451. — Meinhardt, Adalbert, in Hamburg, 273. — Pajeken, Friedr. J., in Bremen, 401, 739. — Pasqué, Ernst, in Alsbach, 363. — Pietsch, Ludwig, in Berlin, 55. — Ring, Max, in Berlin, 328. — Rohlfs, Gerhard, in Weimar, 92, 218. — Roquette, Otto, in Darmstadt, 409. — Schultheiß, Albert, in München, 660. — Stern, Adolf, in Dresden, 71, 145. — Storm, Th., in Hademarschen, 1. — Vogel, H. W., in Berlin, 705. — Vogt, Karl, in Genf, 523. — Wechsler, Ernst, in Berlin, 721. — Weisbrodt, Gustav, in Wien, 259. — Winterfeld, F. A. von, in Stuttgart, 29. — Woldt, A., in Berlin, 166. — Zabel, Eugen, in Berlin, 303, 492.

Inhalt

des dreiundsechzigsten Bandes.

Ein Bekenntnis. Novelle von Theodor Storm, 1.

Die Hohenzollern und die Musik. Von F. A. von Winterfeld, 29.

Erinnerungen. Von Fanny Lewald. Fürst Hermann v. Pückler-Muskau und Bruchstücke aus seinen Briefen an sie, 43, 190.

Ludwig Passini. Von Ludwig Pietsch, 55.

Des Vaters Tagebuch. Novelle von Adolf Stern, 71, 145.

Insel und Stadt Sansibar 1885. Von Gerhard Rohlfs, 92, 218.

Johannes Brahms. Von Otto Gumprecht, 109, 233.

Der bayerische Hiesel und die Hiesel-Litteratur. Von K. Th. Heigel, 122.

Harmlose Skizzen aus Konstantinopel. Von Helene Böhlau. (Der erste Eindruck. — Die Hunde in Konstantinopel. — Wie die bösen Türken sind), 131, 244, 652.

Geschichte der deutschen Kunst, 139.

Adolf Bastian. Von A. Woldt, 166.

Die Marmorbrüche von Carrara. Von Eduard Kaempffer, 177.

Durch Vermittelung. Novelle von A. Hauschner, 201, 341.

Wiener Leben vor hundertfünfzig Jahren. Von Gustav Weisbrodt, 259.

Weshalb? Novelle von Adalbert Meinhardt, 273.

St. Petersburg. Von Eugen Zabel, 303, 492.

Afrikanische Komplimente und Ceremonien. Von Max Buchner, 323.

Melchior Grimm. Ein Lebensbild von Max Ring, 328.

Fidelio und der Wasserträger. Ein Beitrag zur Geschichte der beiden Opern und ihres Textdichters von Ernst Pasqué, 363.

Wunderliches Trinkgerät. Von Jul. Lessing, 383, 433.

Skizzen aus dem Westen Nordamerikas. Von Friedrich J. Pajeken. (Trapperleben), 401.

Für den Weihnachtstisch, 405.

Die Ungeprüften. Novelle von Otto Roquette, 409.

Späte Liebe. Briefe Heinrich Marschners an Therese Janda. Mitgeteilt von La Mara, 451.

Um den Glanz des Ruhmes. Bilder, fast nach dem Leben gezeichnet von Salvatore Farina, 462, 545, 681.

Ferdinand Fabre. Eine Studie von Ferdinand Groß, 512.

Aus den Savoyer Bergen. Von Karl Vogt, 523.

Litterarische Festgeschenke, 540.

Das Hohenzollern-Museum in Berlin. Von Paul Lindenberg, 575.

Ein Grab an der Wolga. Von Friedrich Bodenstedt, 600

Verfehltes Leben. Novelle von Hedwig Dohm, 605, 760.

Kiel und der Nord-Ostsee-Kanal. Von Siegmund Feldmann, 632.

Pietro Aretino. Eine litterar-historische Studie von Albert Schultheiß, 660.

Ein Abenteuer in Edsu. Aus dem Reise-Tagebuch einer Dame. Von Theodor Harten, 672.

Eine Reise nach Rußland zur Beobachtung der Sonnenfinsternis. Von H. W. Vogel, 705.

Ernst von Wildenbruch. Eine litterarische Studie von Ernst Wechsler, 721.

Eine Reise auf dem Orinoco. Von der Mündung bis nach Ciudad Bolivar (Angostura). Von Friedrich J. Pajeken, 739.

Sommerfrische im Himalaya. Von Rich. Garbe, 792.

Die gemeinnützige Thätigkeit der Frauen. Von August Lammers, 808.

Walter Besant und der Volkspalast in London. Von Hans Altona, 817.

Litterarische Notizen: Der große Kurfürst in Preußen. Von Ernst Wichert, 140.

Die Familie Darner. Von Fanny Lewald. — Dunst. Von Karl Frenzel. — Breide Hummelsbüttel. Von Detlev v. Liliencron, 141.

Der Zauber des Königs Arpus. Von Wilhelm Bölsche. — Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen. — Aus der Praxis. Von Wilhelm Walloth. — Bei kleinen Leuten. Von Theodor Storm. — Allerlei Schicksale. Von Wilhelm Berger, 142.

Eine Gemein- oder Weltsprache. Elementargrammatik nebst Übungsstücken zur Gemein- oder Weltsprache. Betrachtungen über die Idee einer

Weltsprache im allgemeinen und das System der Pasilingua insbesondere. Von Steiner. — Zur Universalsprache. Von H. Moser. — Aus Schwaben. Von Eduard Paulus und Robert Stieler. — Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Von Robert Keil. — Amor und Psyche. Von A. Mosbach, 143.
Geoffrey Chaucers Werke. Von A. v. Düring. — Die Leuchte Asiens oder die große Entsagung. Von A. Pfungst. — Das Geheimnis von Wagram und andere Studien. Von K. Bleibtreu, 144.
Meyers Konversationslexikon, 266.
Kunstgeschichte des Mittelalters. Von Franz von Reber. — Albrecht Dürer. Von L. Kaufmann. Friedrich Overbeck. Von Margaret Howitt, 267.
Studien zur Kunstgeschichte. Von Robert Vischer. — Barock und Rokoko. Von Paul Schumann. — Kleine Schriften zur Kunst. Von Heinrich Meyer, 268.
Festrede zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Ruprecht-Karls-Hochschule zu Heidelberg. Von Kuno Fischer. — Geschichte der Universität Heidelberg. Von August Thorbecke. — Geschichte der griechischen Litteratur. Von Ferdinand Bender. — Geschichte der russischen Litteratur. Von Al. v. Reinholdt. — Geschichte der skandinavischen Litteratur. Von Ph. Schweitzer, 269.
Volkstümliches in Ostpreußen. Von E. Lemke. — Sagen der Hohenzollern. Von O. Schwebel. — Preußisches Bilderbuch. Von K. Koberstein, 270.
Litteratur des In- und Auslandes über Friedrich den Großen. Von Max Baumgart. — Bibliotheca Germanica. Von Alwin Weise. — Seelenrätsel. Von W. Walloth. — Die Frau des Arbeiters. Von Friedrich Friedrich. — Brockenteufel. Von Wilhelm Roeseler, 271.
Lieder und Bilder. Von J. J. Honegger. — Luxustheater und Volksbühne. Von Hans Herrig. — Zur Geschichte des Liebhabertheaters. Von Robert Falk, 272.
Für Herz und Gemüt. Von Julius Grosse. — Deutsche Tondichter. Von Eduard Hanslick. — Allzeit im Herrn. Von Bernh. Rogge. — Alt-England. Von Adolf Brennecke. — Die letzten Maltheims. Von Brigitte Augusti. — Der letzte der Mohikaner. Von F. Cooper. — Kynstudt. Von J. Pederzani-Weber. — Seespuk. Von P. G. Heims. — In Sturm und Not. Von J. H. O. Kern. — Um die Erde auf dem Zweirad. Von Thomas Stevens. — Immensee. Von Theodor Storm, 405.
Paul und Virginie. Von Bernhardin de Saint-Pierre. — Sakuntala. Von Friedrich Bodenstedt. — In zarte Frauenhand. Von Dr. Karl Zettel. — Ein Soldatenleben in Krieg und Frieden. Von Hermann Lüders. — Hogarths Werke. Von G. Ch. Lichtenberg. — Florenz in Wort und Bild. Von R. Kleinpaul. — Das Lied von Parzival und vom Gral. Von Emil Engelmann. — Buch der Lieder. Von Heinrich Heine. — Unter dem Abendstern. Von Karl Gerok. — Klassisches Vergißmeinnicht. — Christliches Vergißmeinnicht. — Des Weibes Glück. Von Anny Wothe. — Der Juhschroa. Von Konrad Dreher. — Piglheims Panorama von Jerusalem. — Goldene Bibel. Von Alfred v. Wurzbach, 406.
Vier Erzählungen aus der Kinderwelt. Von Thekla v. Gumpert. — Masaniello. Von Adolf Glaser. — Mädchen-Philosophie. Von B. Schweikart und M. Hoffmann. — Die Welt in Waffen. — Buch der Erfindungen. — Illustriertes Konversationslexikon. — Die Kunst für alle. Von Friedrich Pecht. — A. Hendschels Skizzenbuch. — Die Kunstschätze Italiens. Von Karl v. Lützow. — Ben Hur. Von Lew. Wallace, 407.
Das Gemeindekind. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. — Glück und Geld. Von G. Reuter. — Die vier Lebensalter. Von Ernst Eckstein. — Brentanosche Märchen. Von Käthe Freiligrath-Kroeker, 408.
Die Münchener Malerschule. Von Dr. Adolf Rosenberg. — Kommet zu mir. Von Heinrich Hofmann. — Boudoir. Von Frn. Zmurko. — Mythologische Landschaften. Von Edmund Kanoldt und A. Leschivo. — Franz Lenbachs Zeitgenössische Bildnisse. Von Dr. E. Albert. — Illustrierte Bibel. Von Emil Frommel, Heinrich Steinhausen und Karl Lindemann-Frommel. — Musäus' Volksmärchen der Deutschen. Von Dr. M. W. G. Müller und Herm. Vogel, 540.
Das Buch der Jugend. — Philosophische Studien. Von W. Wundt, 541.
Die Geschichte der ersten socialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland. Von Dr. Georg Adler. — Über Aufgabe und Methode der politischen Ökonomie. Von Dr. Eugen v. Philippovich. — Der Gottesbegriff in der Gegenwart und Zukunft. Von Maurice Reinhold v. Stern, 542.
Encyklopädie der Naturwissenschaften. — Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen. Von Dr. Wilhelm Förster. — Arme Mädchen. Von Paul Lindau, 543.
Jorinde. Von Ernst Eckstein, 544.
Das Leben, seine Grundlagen und die Mittel zu seiner Erhaltung. Von Jul. Hensel, 677.
Die Diphtheritis-Heilmethode. Von Dr. Georg Friedrich Wachsmuth, 678.
Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis. Von Dr. W. Kobelt. — Im Bismarck-Archipel. Von R. Parkinson. — Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Von Justinus Kerner. — Philosophische Studien. Von Wilhelm Wundt, 679.
Logik und Poetik. Von Dr. Georg Hagemann. — Fünf populäre wissenschaftliche Vorträge. Von Dr. Heinrich Weber. — Statistische Zusammenstellungen als Material für die Reform der Verzehrungssteuer in geschlossenen Orten und auf dem Lande. Von Dr. Max Menger. — Aus den Memoiren eines Wickelkindes. Von Julian Weiß, 680.
Scheffels Leben und Dichten. Von Johannes Proelß. — Reisebilder. Von V. v. Scheffel, 821.
Gedichte. Von Martin Greif. — Steiermärkisches Dichterbuch. Von K. Gawalowski. — Dichtungen. Von Edward Samhaber. — Die zwölf Alphonsos von Castilien. Von Johann Fastenrath, 822.
Gedichte. Von Bernhard Endrulat. — Das österreichische Deutschtum in Not und Gefahr. Von Karl Pröll. — Im alten Eisen. Von Wilhelm Raabe. — Césette. Von Emile Pouvillon. — Schatten. Von Joh. Heinr. Mackay. — Erlebtes und Verwebtes. Von Lorenz Clasen, 823.
Sicilien. Von August Schneegans. — Abendröte. Von P. Lanzky, 824.

Namen- und Sachregister
zum dreiundsechzigsten Bande.

Abenteuer, Ein, in Edfu. Von Th. Harten, 672.
Afrikanische Komplimente und Ceremonien. Von Max Buchner, 323.
Aretino, Pietro. Von Albert Schultheiß, 660.

Bastian, Adolf. Von A. Woldt, 166.
Bekenntnis, Ein. Von Theodor Storm, 1.
Brahms, Johannes. Von Otto Gumprecht, 109, 233.

Carrara, Die Marmorbrüche von. Von Eduard Kaempffer, 177.

Eindruck, der erste. Von Helene Böhlau, 131.
Erinnerungen. Von Fanny Lewald, 43, 190.

Fabre, Ferdinand. Von Ferd. Groß, 512.
Fidelio und der Wasserträger. Von Ernst Pasqué, 363.
Frauenthätigkeit, Die gemeinnützige. Von August Lammers, 808.

Grab, Ein, an der Wolga. Von F. von Bodenstedt, 600.
Grimm, Melchior. Von Max Ring, 328.

Hiesel, Der bayerische. Von K. Th. Heigel, 122.
Himalaya, Sommerfrische im. Von Rich. Garbe, 792.
Hohenzollern, Die, und die Musik. Von F. A. von Winterfeld, 29.
Hohenzollern-Museum, Das. Von Paul Lindenberg, 575.
Hunde, Die, von Konstantinopel. Von Helene Böhlau, 244.

Kiel und der Nord-Ostsee-Kanal. Kon Siegm. Feldmann, 632.
Konstantinopel, Harmlose Skizzen. Von Helene Böhlau, 131, 244, 652.

Litterarische Mitteilungen und Notizen:
- Adler, Georg: Geschichte der Arbeiterbewegung, 542.
- Augusti, Brigitte: Die letzten Maltheims, 405.
- Baumgart, Max: Litteratur über Friedrich den Großen, 271.
- Bender, Ferd.: Geschichte der griechischen Litteratur, 269.
- Berger, Wilh.: Allerlei Schicksale, 142.
- Bleibtreu, Karl: Das Geheimnis von Wagram, 144.
- Bodenstedt, Friedr.: Sakuntala, 406.
- Bölsche, Wilh.: Der Zauber des Königs Arpus, 142.
- Brennecke, Adolf: Alt-England, 405.
- Brentanosche Märchen, 408.
- Buch, Das, der Erfindungen, 407.
- Buch, Das, der Jugend, 540.
- Clasen, Lorenz: Erlebtes und Verwebtes, 823.
- Cooper, F.: Der letzte der Mohikaner, 405.
- Dreher, Konrad: Der Juhschroa, 406.
- Düring, A. von: Geoffrey Chaucers Werke, 114.
- Ebner-Eschenbach, M. von: Das Gemeindekind, 408.
- Eckstein, Ernst: Die vier Lebensalter, 408.
- Eckstein, Ernst: Jorinde, 544.
- Encyklopädie der Naturwissenschaften, 543.
- Endrulat, Bernh.: Gedichte, 823.
- Engelmann, Emil: Das Lied vom Gral, 406.
- Falck, Rob.: Zur Geschichte des Liebhabertheaters, 272.
- Fastenrath, Joh.: Die zwölf Alphonsos, 822.
- Fischer, Kuno: Festrede zur Heidelberger Jubelfeier, 269.
- Förster, Wilhelm: Vorträge und Abhandlungen, 543.
- Frenzel, Karl: Dunst, 141.
- Friedrich, Friedrich: Die Frau des Arbeiters, 271.
- Frommel u. A.: Illustrierte Bibel, 540.
- Gawalowski, K.: Steiermärkisches Dichterbuch, 822.
- Gerok, Karl: Unter dem Abendstern, 406.
- Glaser, Adolf: Masaniello, 407.
- Greif, Martin: Gedichte und Dramen, 822.
- Grosse, Julius: Für Herz und Gemüt, 405.
- Gumpert, Thekla von: Vier Erzählungen, 407.
- Hagemann, Georg: Logik und Poetik, 680.
- Hanslick, Eduard: Deutsche Tondichter, 405.
- Heine, Heinr.: Buch der Lieder, 406.
- Heims, P. G.: Seespuk, 405.
- Hendschels Skizzenbuch, 407.
- Hensel, J.: Das Leben, seine Grundlagen u. s. w., 677.
- Herrig, Hans: Luxustheater und Volksbühne, 272.
- Hoffmann, Heinr.: Kommet zu mir, 540.
- Honegger, J. J.: Lieder und Bilder, 272.
- Hopfen, Hans: Der Genius und sein Erbe, 142.
- Howitt, Marg.: Friedrich Overbeck, 267.
- Kanoldt und Leschivo: Mythologische Landschaften, 408.
- Kaufmann, L.: Albrecht Dürer, 267.
- Keil, Robert: Das Goethe-Museum in Weimar, 143.
- Kern, J. H. O.: In Sturm und Not, 405.
- Kerner, Justinus: Das Bilderbuch, 679.
- Kleinpaul, R.: Florenz in Wort und Bild, 406.
- Kobelt, W.: Reiseerinnerungen, 679.
- Koberstein, Karl: Preußisches Bilderbuch, 270.
- Lanzky, P.: Abendröte, 824.
- Lemke, E.: Volkstümliches in Ostpreußen, 270.
- Lenbach, Franz: Zeitgenössische Bildnisse, 540.
- Lewald, Fanny: Die Familie Darner, 141.
- Lichtenberg, G. Ch.: Hogarths Werke, 406.
- Liliencron, D. von: Breide Hummelsbüttel, 141.
- Lindau, Paul: Arme Mädchen, 543.
- Lüders, Herm.: Ein Soldatenleben, 406.
- Lützow, Karl von: Die Kunstschätze Italiens, 407.
- Mackay, J. H.: Schatten, 823.

Menger, Max: Statistische Zusammenstellungen, 680.
Meyers Konversationslexikon, 266.
Meyer, Heinr.: Kleine Schriften zur Kunst, 268.
Mosbach, A.: Amor und Psyche, 143.
Moser, H.: Zur Universalsprache, 143.
Musäus' Volksmärchen, 540.
Paulus, Eduard, und K. Stieler: Aus Schwaben, 143.
Pecht, Friedr.: Die Kunst für alle, 407.
Pederzani-Weber: Kynstudt, 405.
Pfungst, A.: Die Leuchte der Entsagung, 144.
Philippovich, Eugen von: Politische Ökonomie, 542.
Piglheims Panorama von Jerusalem, 406.
Pouvillon, Emile: Cesette, 823.
Pröll, Karl: Das österreichische Deutschtum, 823.
Proelß, Joh.: Scheffels Leben und Dichten, 821.
Raabe, Wilhelm: Im alten Eisen, 823.
Reber, Franz von: Kunstgeschichte des Mittelalters, 267.
Reinholdt, A. von: Geschichte der russischen Litteratur, 269.
Reuter, G.: Glück und Geld, 408.
Roeseler, Wilh.: Brockenteufel, 271.
Rogge, Bernh.: Allzeit im Herrn, 405.
Rosenberg, Adolf: Die Münchener Malerschule, 510.
Samhaber, Edward: Dichtungen, 822.
Scheffel, V. von: Reisebilder, 621.
Schneegans, Ludwig: Sicilien, 824.
Schumann, Paul: Barock und Rokoko, 268.
Schwebel, O.: Sagen der Hohenzollern, 270.
Schweikart und Hoffmann: Mädchen-Philosophie, 407.
Schweitzer, Ph.: Geschichte der skandinavischen Litteratur, 269.
Steiner: Eine Gemein- oder Weltsprache, 143.
Stern, Reinhold von: Der Gottesbegriff, 542.
Stevens, Thomas: Um die Erde, 405.
Storm, Theodor: Bei kleinen Leuten, 142.
Storm, Theodor: Immensee, 405.
St. Pierre, Bernhardin: Paul und Virginie, 406.
Thorbecke, Aug.: Geschichte der Universität Heidelberg, 269.
Vergißmeinnicht, Christliches, 406.
Vergißmeinnicht, Klassisches, 406.
Vischer, Robert: Studien zur Kunstgeschichte, 268.
Wachsmuth, G. F.: Die Diphtheritis-Heilmethode, 678.
Wallace, Lew.: Ben Hur, 407.
Walloth, Wilhelm: Aus der Praxis, 142.
Walloth, Wilhelm: Seelenrätsel, 271.
Weber, Heinr.: Fünf populäre Vorträge, 680.
Weise, Alwin: Bibliotheca Germanica, 271.
Weiß, Julian: Aus den Memoiren eines Wickelkindes, 680.
Wichert, Ernst: Der große Kurfürst, 140.
Wothe, Anny: Des Weibes Glück, 406.
Wundt, W.: Philosophische Studien, 540, 679.
Wurzbach, Alfred von: Goldene Bibel, 406.
Zettel, Karl: In zarte Frauenhand, 406.
Zmurko, Fr.: Boudoir, 540.

Orinoco, Reise auf dem. Von Friedr. J. Pajeken, 739.

Passini, Ludwig. Von Ludwig Pietsch, 55.
Petersburg, St. Von Eugen Zabel, 303, 492.
Pückler-Muskau, Fürst Hermann. Von Fanny Lewald, 43, 190.

Sansibar, Insel und Stadt. Von Gerhard Rohlfs, 92, 218.
Savoyer Bergen, Aus den. Von Karl Vogt, 523.
Skizzen aus dem Westen Amerikas. Von Friedr. J. Pajeken, 401.
Sonnenfinsternisreise nach Rußland. Von H. W. Vogel, 705.
Späte Liebe. Von La Mara, 451.

Trinkgerät, Wunderliches. Von Julius Lessing, 383, 433.

Um den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Farina, 462, 545, 681.
Ungeprüften, Die. Von Otto Roquette, 409.

Vaters, Des, Tagebuch. Von Adolf Stern, 71, 145.
Verfehltes Leben. Von Hedwig Dohm, 605, 760.
Vermittelung, Durch. Von A. Hauschner, 201, 341.

Walter Besant und der Volkspalast in London. Von Hans Altona, 817.
Weshalb? Von Adalbert Meinhardt, 273.
Wie die bösen Türken sind. Von Helene Böhlau, 652.
Wiener Leben vor hundertfünfzig Jahren. Von Gustav Weisbrodt, 259.
Wildenbruch, Ernst von. Von Ernst Wechsler, 721.

32. Jahrg. Oktober 1887. Heft 373.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig
Druck und Verlag von

Inhalt.

Seite

Theodor Storm: Ein Bekenntnis. Novelle 1

F. A. v. Winterfeld: Die Hohenzollern und die Musik . . . 29
Mit vier Porträts: Friedrich der Große, König von Preußen. — Anna Amalia, Prinzessin von Preußen. — Heinrich, Prinz von Preußen. — Friedrich Wilhelm II., König von Preußen.

Fanny Lewald: Erinnerungen. Fürst Hermann v. Pückler-Muskau und Bruchstücke aus seinen Briefen an sie. I. 43
Mit einem Porträt des Fürsten Hermann v. Pückler-Muskau.

Ludwig Pietsch: Ludwig Passini 55
Mit einem Porträt Ludwig Passinis und neun Abbildungen: Die Prozession des Allerheiligsten. — Neugierige. — Knabenschule in Rom. — Die Neugierige. — An der Wiege. — Eine Tasso-Vorlesung in Chioggia. — Während der Messe in Chioggia. — Zwiegespräch. — Der Kürbisverkäufer.

Adolf Stern: Des Vaters Tagebuch. Novelle. I. 71

Gerhard Rohlfs: Insel und Stadt Sansibar 1885. I. 92
Mit einem Porträt des Sultans Said Bargasch und zehn Abbildungen nach Originalaufnahmen des Photographen Hinßmann in Sansibar gezeichnet von O. Schulz in Weimar: Mündung des Bububu nördlich der Stadt Sansibar. — Die sogenannten Red cliffs-Erosionen südlich der Stadt Sansibar. — Eine Suaheli-Familie. — Das kaiserlich deutsche Konsulat in Sansibar von der Seite gesehen. — Kalkbrennerei in den Straßen Sansibars. — Vegetation auf Sansibar. — Eine Nelkenplantage. — Arekapalmenallee auf dem Wege nach Tschueni. — Suaheli-Wohnung bei Sansibar. — Moschee in Sansibar.

Otto Gumprecht: Johannes Brahms. I. 109
Mit einem Porträt Johannes Brahms'.

K. Th. Heigel: Der bayerische Hiesel und die Hiesel-Litteratur 122

Helene Böhlau: Harmlose Skizzen aus Konstantinopel. I. Der erste Eindruck 131

Litterarische Mitteilungen:
Geschichte der deutschen Kunst 139

Litterarische Notizen 140
Der Große Kurfürst in Preußen. Von Ernst Wichert. — Die Familie Darner. Von Fanny Lewald. — Dunst. Von Karl Frenzel. — Breide Hummelsbüttel. Von Detlev v. Liliencron. — Der Zauber des Königs Arpus. Von Wilhelm Bölsche. — Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen. — Aus der Praxis. Von Wilhelm Walloth. — Bei kleinen Leuten. Von Theodor Storm. — Allerlei Schicksale. Von Wilhelm Berger. — Eine Gemein- oder Weltsprache. Elementargrammatik nebst Übungsstücken zur Gemein- oder Weltsprache. Betrachtungen über die Idee einer Weltsprache im allgemeinen und das System der Pasilingua insbesondere. Von Steiner. — Zur Universalsprache. Von H. Moser. — Aus Schwaben. Von Eduard Paulus und Robert Stieler. — Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Von Robert Keil. — Amor und Psyche. Von A. Mosbach. — Geoffrey Chaucers Werke. Von A. v. Düring. — Die Leuchte Asiens oder die große Entsagung. Von A. Pfungst. — Das Geheimnis von Wagram und andere Studien. Von K. Bleibtreu.

Litterarische Neuigkeiten III

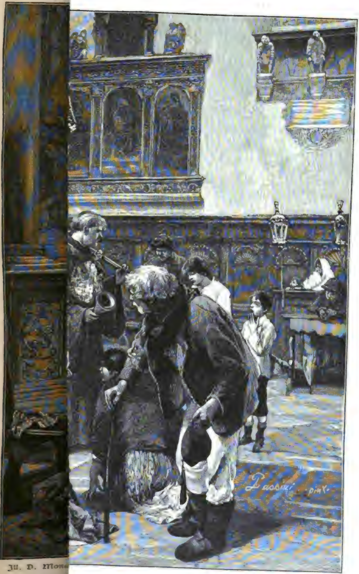
Anzeigen IV

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Monatshefte wird strafgerichtlich verfolgt.
Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.

Der freundlichen Beachtung unserer Leser empfehlen wir folgende Extrabeilagen:

Litterarisches über **Heinrich Seidel** und dessen Dichtungen.
Von Herrn **J. Engelhorn** in Stuttgart, betr. „Engelhorns Allgemeine **Romanbibliothek**".
Von den Herren **Levy & Müller** in Stuttgart, betr. diverse Verlagswerke.
Von den Herren **Trowitzsch & Sohn** in Frankfurt a. d. O., betr. den „Praktischen Ratgeber im Obst- und Gartenbau".



Ill. D. Mona

Digitized by Google

Ein Bekenntnis.

Novelle
von
Theodor Storm.

Es war zu Ende des Juni 1856, als ich eine alte Verwandte zu ihrem gewöhnlichen Sommeraufenthalt in der Brunnenstadt Reichenhall begleitet hatte, diesem zwischen Felsen eingekeilten Brutnest, von dem man sich nur wundern muß, daß die Ortsleute nicht die Brunnengäste allein dort wohnen lassen. Trotzdem — wir waren gegen Mittag angekommen — als ich nach beendigter Hoteltafel erfuhr, daß meine gute Tante sich zunächst einem Mittagsschläfchen und danach dem Auspacken ihrer hohen Koffer und der Einrichtung in dem neuen Quartiere widmen wollte, trieb mich die Langeweile ins Freie, wenn auch der Sonnenschein wie Glut herabfiel. Ich nahm den einfachsten Weg und ging auf der den Ort durchschneidenden Chaussee einige tausend Schritte durch den Paß Lueg, der hier nach Tirol hineinführt. Aber der Tag wie der Ort waren heute zu heiß, zwischen den engen Felswänden waren selbst die Schatten unerträglich; ich kehrte wieder um und ging den Weg zurück. Am Ausgange des Passes durchschnitt ein strudelnder Wasserstrom den Weg; auf der Brücke, die darüber war, stand ich lange und blickte wie zur Kühlung in die unter mir sich vorüberwälzenden Wasser. Dann entschloß ich mich und ging wieder in den unerbittlichen Sonnenschein hinaus; der weiße Staub der Chaussee schimmerte und blendete, daß mir die Augen schmerzten. Als ich wieder im Orte war, bemerkte ich mir zur Rechten eine halb offene Gitterthür in einer breiten Laubwand, dahinter einen weiten, mit vielen Bänken und Gartenstühlen besetzten Platz. „Ist das ein öffentlicher Garten?“ frug ich einen mir entgegenschlendernden Burschen.

„Der Kurgarten,“ war die Antwort.

Ich trat hinein und blickte um mich her: es schien jetzt nicht Besuchszeit hier zu sein; nur einige Kindermägde mit ihren kleinen Scharen saßen drüben im vollen Sonnenschein; was sie mit den Kindern sprachen oder sich gegenseitig zuriefen, tönte hell über den weiten Platz. Da es

aber ein gut Stück über Mittag war, so hatte derselbe auch bereits seine Schattenseite, und dort weiter hinauf unter einem der umgebenden Bäume saß auch schon einer der Brunnengäste, Grau in Grau gekleidet, mit einem breitrandigen Hut von derselben Farbe; er hatte die Hände auf seinen Stock gestemmt und blickte unbeweglich in die weiße Luft, die über den Akazien an der gegenüberstehenden Seite flimmerte, als ob kein Leben in ihm wäre.

Ich hatte mich, ein paar Bänke vor ihm, unter eine breitblätterige Platane gesetzt und unwillkürlich eine Weile zu ihm hinübergesehen. Plötzlich durchfuhr es mich, und meine Augen wurden groß: die stattliche Gestalt meines liebsten Universitätsfreundes, von dem ich über ein Jahrzehnt nichts gesehen und gehört hatte, war auf einmal vor mir aufgestanden. „Franz! Franz Jebe!“ rief ich unwillkürlich. Er schien es nicht gehört zu haben; es war wohl auch eine Thorheit von mir gewesen; der da drüben war wohl fast ein Fünfziger, ich und mein Freund aber waren immerhin noch in den letzten Dreißigern, an denen noch ein Glanz der Jugend schimmert.

Wir waren Landsleute; aber wir hatten uns erst als Studenten kennen gelernt. Er war einer von den Wenigen, die schon auf der Universität von den Gleichstrebenden als eine Autorität genommen werden, was bei ihm, besonders hinsichtlich der inneren Medizin, auch von den meisten Professoren bis zu gewissem Grade anerkannt wurde. Im letzten Jahre war er noch Assistenzarzt auf einer Klinik für Frauenkrankheiten, wo es ihm einmal gelang, eine schon aufgegebene Operation glücklich zu vollenden. Was mich mit ihm verbunden hatte, war zum Teil ein von wenigen bemerkter phantastischer Zug in ihm, dem in mir etwas Ähnliches entgegenkam; die Arbeiten von Perty und Daumer über die dunklen Regionen des Seelenlebens ließ er, wenn auch unter manchem Vorbehalte, nicht verspotten. Nähere Freunde besaß er, außer etwa mir, fast keine. Die meisten, welche seiner Fakultät angehörten, schien es zu drücken, daß er so schnell und ruhig mit seinem Urteil fertig war, während sie noch an den ersten Schlußfolgerungen klaubten. Einen einfachen Menschen, in dem aber ein tüchtiger Mediziner steckte, frug ich eines Tages: „Was hast du gegen Franz Jebe, daß du ihm immer aus dem Weg gehst? Ich meine, daß er dich besonders respektiert.“

— Er schüttelte den Kopf.

„Du wenigstens,“ fuhr ich fort, „brauchst dich doch durch seine Tüchtigkeit nicht zurückschrecken zu lassen!“

„Meinst du?“ erwiderte er; „das ist ein eigen Ding einem Gleichalterigen gegenüber; aber das ist es doch eben nicht bei mir.“

— „Nun, und was sonst noch?“

„Er ist hochmütig!“ versetzte er; „das sind keine Leute für mich. Noch gestern in der Klinik, es war ein eigentümlicher Fall von Diphtherie an einem Kinde, das die Mutter uns gebracht hatte. Ich hatte untersucht, und da Jebe dabei gestanden und zugesehen hatte, teilte ich ihm einfach, aber eingehend meine Ansicht mit. Meinst du aber, daß er mich dann auch der seinigen würdigte? Mit einem herablassenden Lächeln sahen mich seine scharfen Augen an; der Zug um seinen schönen Mund wollte mir nicht gefallen.“

So stand er zu den Meisten seiner Fakultät; mit mir war es ein anderes, der Mediziner und der Jurist hatten keine Veranlassung, sich aneinander zu messen, und so hatte ich denn bald herausgefunden, daß hinter jener Schwäche ein warmes und wahrhaftiges Herz geborgen sei.

Der graue unbewegliche Mann dort, es konnte kaum Franz Jebe sein; aber was war es denn, daß meine Augen sich immer wieder unwillkürlich zu ihm wandten. Es hielt mich nicht länger, ich sprang auf und schritt langsam ihm entgegen; so mußte er doch mich erkennen, der ich über die gewöhnlichen Veränderungen während reichlich eines Jahrzehntes eben nichts erlitten hatte.

Als ich zwischen ihn und das Stück

Himmel trat, in das er wie ins Nichts hineinstarrte, wandte er, wie erschreckt, seine Augen auf mich, und ich fühlte, daß er mich erkenne; dann aber berührte er schweigend, wie zum Gruße gegen einen Unbekannten, den Rand seines Hutes und ließ plötzlich mit einer eigentümlichen Bewegung den Kopf herabsinken, die mir mit einemmal jeden Zweifel nahm. Wie oft hatte ich dies an meinem Freunde wahrgenommen, wenn wir unter anderen waren und ein Gespräch sich aufgethan hatte, von dem er nichts mehr hören wollte.

Ich trat auf ihn zu und legte die Hand auf seine Schulter: „Franz!“ rief ich; „du bist es doch; ich lasse mich nicht so leicht vertreiben!“

Langsam erhob er sein mageres Gesicht, und wieder sah er mich an; aber ohne Hast, und bald fühlte ich die Innigkeit, mit der seine Augen an den meinen hingen. „Du hast recht, Hans,“ sagte er mit einer mir fast fremden Stimme und griff nach meiner Hand; „ich weiß es wohl noch, wir hielten damals ein Stück aufeinander.“

„Ich denke, Franz, es ist wohl noch heute so!“

Er nickte und zog mich neben sich auf die Bank. „Du hattest mich überrascht, Hans; ich pflege hier allzeit allein zu sein; weiter war es nichts. Aber sprich, wie kommst du hierher, so weit von unserer Heimat, der du als echter Sohn eines alten städtischen Geschlechts so unerbittlich anhingst; bist du nicht mehr dort?“

„Doch — ich habe nur eine alte Tante hergebracht, die ebenso unerbittlich dem hiesigen Brunnen zugethan ist; das sind Herzensgeheimnisse. Aber du, Franz, du hast verspielt, wie man bei uns zu Haus sagt, seit wir uns nicht gesehen haben. Bist du krank und suchst du Heilung in diesem Höllenkessel?“

„Nun, nun,“ entgegnete er; „es ist nicht alle Tage so! Ich bin nur hier, um allein zu sein, was zu Haus nicht möglich ist; und ob ich krank bin, das, mein Freund, ist so kurz nicht zu beantworten.“

„So laß es lang sein; wir haben uns ja fast fünfzehn Jahr nicht sprechen hören!“

„Ich fürchte, Hans,“ erwiderte er, mich mit halbem Lächeln ansehend, „ich stehe wieder unter dem Bann deiner Liebenswürdigkeit; ich fühle auch, dir kann ich's sagen, ja, ich muß es, was kein Mensch von mir weder je erfahren hat, noch wird. Gehen wir nach meiner Wohnung; in meinem stillen Zimmer wird uns niemand stören; die grauen Schatten der Erinnerung können ungehindert um uns sein.“

Er blickte mich mit ernsten, trüben Augen an: „Nur einem nächsten Freunde kann ich es erzählen; denn Freude ist nicht dabei, es kann nur eine Last auf deine Schultern legen.“

„So gehen wir,“ sagte ich; „ich bin derselbe, den du seit lange kennst.“

Er stand mit einer elastischen Bewegung von seinem Sitze auf, und ich sah mit Freuden, die Gestalt zum mindesten war noch fast dieselbe wie in unserer Jugend. Was mich vor allem an ihm erschreckt hatte, verschwand freilich nicht, und während wir schweigend durch die Gassen schritten, grübelte ich vergebens, was seiner einst so metallreichen Stimme einen Laut beigemischt haben könne, der mich immer wieder an den traurigen Ton einer zersprungenen Glocke erinnerte.

Ich sollte es bald erfahren; denn schon waren wir in eins der ältesten Stadthäuser getreten, das mir Franz als sein zeitweiliges Heim bezeichnete. Sein Zimmer lag zu ebener Erde hinter einem kleinen Korridor; als wir eintraten, blendete mich fast die Dämmerung, die hier herrschte; ein paar Fenster mit kleinen Scheiben gingen auf einen scheinbar außer Gebrauch gestellten Hof, von dem die Seitengebäude jeden Sonnenstrahl abzuhalten schienen; altes Gerümpel, Zuber und Bretter und was noch sonst lagen umher und schienen trotz der draußen kochenden Sonnenhitze feucht zu sein von dem fortdauernden Mangel des Lichtes; in der einen Ecke stand ein alter dürftig belaubter Holunderbusch, auf einem seiner Zweige saß, in sich zusammengekrochen, eine Dohle und beschäftigte sich damit, die Augen bald zu schließen, bald wieder auf-

zumachen. Ich machte meinen Freund darauf aufmerksam.

„Stör sie nicht,“ sagte er; „sie ist satt und will nun schlafen.“ Dann that er einen Schritt zur Thür, als wolle er den daneben hängenden Klingelzug ergreifen. „Du willst doch etwas trinken?“ frug er.

Ich schüttelte den Kopf. „Wenn du dessen nicht bedarfst?“

„Ich nicht,“ erwiderte er hastig und warf sich auf das harte Sofa; „und nun setz dich, Hans!“

Ich drückte mich neben ihm in die andere Ecke; aber er begann noch nicht. „Ich weiß nicht recht,“ sagte er, sich mit der Hand über die Stirn fahrend, „wo ich mein schweres Bekenntnis ansetzen soll, nicht recht, wie früh das Leid begonnen hat.“

— „Bist du so zweifelhaft geworden, Franz?“

„Darüber, mein Freund,“ entgegnete er, „magst du später urteilen; aber da du alles wissen sollst, so muß ich weit zurück, bis in meine letzte Primanerzeit.

Du bist als Student einmal mehrere Tage mit mir in meinem elterlichen Hause gewesen; der Örtlichkeiten hinter dem mächtigen alten Wohngebäude wirst du dich wohl noch kaum entsinnen. Wenn man aus der Hofthür trat, lag rechts zunächst ein hoher Flügel des Hauses, dann Stallräume und ein Aufgang zum Heu- und Kornboden; zur Linken zog sich der höher belegene, mit niedriger Mauer und darauf befindlichem Stackete eingefriedigte Garten entlang; hohe Obstbäume reckten ihre Zweige über den darunter liegenden Steinhof, so daß ich mir als Knabe, wie oft, morgens die vom Wind herabgeschüttelten und auf den Steinen geplatzten Grafensteiner sammelte.

Verzeih mir, Hans, ich vergesse mich; aber es ist mein Vaterhaus, und ein Brand hat später das meiste davon zerstört; damals aber stand alles, als sei es immer dort gewesen und müsse immerfort so bleiben. Was zwischen dem Garten und den Baulichkeiten zur Rechten die beiden Seiten des Hofes schloß, war neben dem ersteren der Eingang zu einer unendlichen Rummelei von seit Jahrzehnten verödeten Fabrikgebäuden mit finsteren Kellern, Kammern voll Spinngeweben mit kleinen Scheiben in den klappernden Fenstern und unzähligen sich übersteigenden Böden, über welche wir einmal, mit Gartenstöcken bewaffnet, den Fabrikkobold verfolgten, der uns, wie starr behauptet wurde, mit seiner Zipfelmütze aus einer Dachöffnung angegrinst hatte. Dann folgte das geräumige Waschhaus, durch das man in einen gleichfalls großen abgelegenen Hühnerhof gelangte, der von der Hinterseite der stillen Fabrikgebäude und einiger Nachbarspeicher rings umschlossen war, übrigens außer dem gewöhnlichen Federvieh von mir mit Meerschweinen und Kaninchen, gezähmten Möwen und Brunshühnern, auch wohl mit gefangenen Ratten und Feldmäusen und anderem unheimlichen Gezieser bevölkert zu werden pflegte; nach der Schulzeit war das meine liebste Gesellschaft.

Damit sind die Räume meiner Knabenfreude zu Ende; nur noch der letzte in der Ecke gegen die Heubodentreppe ist zu erwähnen. Wenn man eintrat, war zunächst eine Kammer für Pferdegeschirr und dergleichen, nebst anderen kleinen Gelassen; dann aber rechts hinter einer leeren Thüröffnung befand sich ein Raum zur Bergung des Torfes von ungewöhnlicher Höhe und Flächengröße. Selbst bei Tage herrschte hier meist tiefe Dämmerung; denn nicht allein, daß alle Wände von Torfstaub geschwärzt waren, es war auch nur eine einzige Fensteröffnung hier; aber in solcher Höhe, daß ich darunter mehrere alte Kisten aufeinander gepackt hatte, um dadurch in den darunter liegenden Hühnerhof hinabblicken zu können. Und das geschah nicht selten; nicht nur wenn am Tage Hühner und Kaninchen krächzend und schnuppernd gegeneinander flogen, sondern auch gegen Abend, wenn der Hof leer und schon alles an seinem Nachtort war, wenn nur die Fledermäuse über den Hof flogen und ich meine Mäuse in ihren Kästen an der Mauer knuspern hörte. Manch halbes Stündchen, und auch wohl

länger, bin ich so dort gestanden, bis die Nacht herabfiel und mir Beine machte, daß ich in das helle Haus zurückkam.

Von jener Fensterhöhle aus — denn ein Fenster war nicht mehr darin — habe ich ein Gesicht gehabt, das, wie ich mir noch heute nicht verreden kann, mein ganzes späteres Leben bestimmt hat; nur ein Nachtgesicht, das mir mit geschlossenen Augen offenbar ward; denn mein Leib lag in meiner Kammer oben im Wohnhause und von Schlaf bezwungen. Aber gleichviel; ich sah, ich erlebte es.

Mir ist noch wohl erinnerlich, es hatte damals ein Scharlach in der Stadt gewütet und viele Kinder, besonders männlichen Geschlechts, wurden hingerafft, uns Primaner aber hatte es nicht berührt. Gleichwohl mochte meine Phantasie unbewußt davon ergriffen sein; aber die Seuche war schon im Erlöschen."

Der Erzähler sah ein paar Augenblicke vor sich hin. „Es war in einer Oktobernacht," begann er dann wieder; „ich hatte mich lange schlaflos in meinem Bett umhergeworfen; denn vor meinem Fenster, das nach dem Garten hinausging, schüttelte der Sturm die schon halb entlaubten Baumkronen, fuhr dann davon, weiter und weiter, daß es totenstill ward, bis er nach kurzer Weile, wer weiß woher, zurückkam und sich tosender als vorher auf die Bäume und gegen die feste Mauer des Hauses warf. Endlich wurde es schwächer; ich hörte schon nichts mehr; ich stand unten in jenem Torfraum auf den aufeinander gepackten Kisten und schaute durch die schwarze Fensterhöhle in den einsamen Hühnerhof hinab. Es war erste kalte Morgenfrühe, wo noch kein Leben sich regt; auch in den Lüften war es still, und der Hof schien gänzlich öde; ein letztes Dämmern lag noch in den Ecken. Ich weiß nicht, wie es kam; aber plötzlich, mir gegenüber in der Mitte des Hofes, sah ich etwas; in einem Dunste, der aus dem Boden aufzuziehen schien — mir war, ich hätte es einmal an einem schwülen Mittsommerabend auf dem Kirchhof über dem Hügel eines Frischbegrabenen so gesehen — darin stand eine Gruppe von Knaben, einer an dem anderen; ihre Arme hingen herab, ihre welken Köpfe lagen schief auf ihrer Schulter, von den Augen sah ich nichts. Aber meine Blicke hafteten nicht auf ihnen; in ihrer Mitte, sie ein wenig überragend, stand die Gestalt eines etwa dreizehnjährigen Mädchens; ein schlichtes aschfarbenes Gewand zog sich bis an ihren Hals hinauf, wo es mit einer Schnur zusammengezogen war. Schön war sie eben nicht; ein etwas fahlblondes Haar lag ein wenig wirr auf ihrem kleinen Kopfe; aber aus den feinen durchsichtigen Zügen ihres Antlitzes blickten ein Paar lichtgraue Augen unter dunklen Wimpern in die meinen, unabläßig, sehnsüchtig, als solle ich sie nie vergessen; und mit unsäglichem Erbarmen blickten sie mich an: eine verzehrende Wonne überkam mich, ich hätte unter diesen Augen sterben mögen. ‚Wer bist du? Was willst du, Holdseligste, die ich jemals erblickte?‘ Aber nur in meinem Inneren sprach es so; die Worte blieben Gedanken; ich fürchtete den Blick des geheimnisvollen Kindes zu verlieren; ich konnte auch vielleicht nicht sprechen.

Da war mir, als würde ihr Antlitz undeutlicher; nur aus ihren Augen drang es stärker und, mir schien es, ängstlicher zu mir; aber schon verblaßte alles; da raffte ich mich zusammen und rief, als ob das Leben mir entrissen würde: ‚Bleib, o bleib! Sag, wer bist du! O, sag es, sag es!‘

Ich wartete eine Weile; dann war's, als käme ein Hauch aus den verschwindenden Nebeln zu mir zurück; und nun war alles still und leer, nur einen wirren Laut noch hörte ich; wie mir bald klar wurde, hatte ich ihn selber ausgestoßen; dann erwachte ich. Ein Morgenschimmer spielte schon an den Wänden; aber kein Baumrauschen kam zu mir herein; der Sturm hatte sich gelegt. Ich schloß die Augen und wühlte mich in mein Kissen, ich wollte das Wesen, das sich mir offenbart hatte, das mich mit einer angstvollen Sehnsucht füllte, hinter den geschlossenen Lidern noch behalten.

Als ich um sieben Uhr zum Thee herabkam, strich meine Mutter mit ihrer Hand über meine Stirn: ‚Du hast nicht gut geschlafen; der Sturm hat dich wohl auch gestört, mein armer Junge!‘ sagte sie. Ich ließ mir ihre Zärtlichkeit gefallen, suchte ihr möglichst herzlich zuzunicken und eilte dann in die Klasse.

Mein Kopf mag noch halb im Taumel gewesen sein; als ich den Absatz der Treppe, die nach unserer Prima hinaufführte, erreicht hatte, blieb ich unwillkürlich stehen und griff nach dem hinauflaufenden Geländer, als ob ich eines Halts bedürfe: die Augen des Nachtkindes hatten mich wieder angesehen; mir war, als ob das Geheimnis des Weibes sich mir plötzlich offenbaren wolle. Von unten hörte ich Schritte heraufkommen, ich wußte auch, daß das der Rektor sei; ich fühlte, wie er seine strengen Augen auf mich wandte, und hörte gleich darauf, wie droben die Klassenthür aufgemacht und wieder zugedrückt wurde. Endlich ließ meine Hand das Geländer fahren, und ich ging in die Schulstube und setzte mich still an meinen Platz. Einige fragende Blicke des Rektors streiften mich; ich aber bemühte mich ernstlich, mich aus der Welt des Traumes in die poetische der sophokleischen Antigone zu versetzen.

Aber die Grübelei, die schwärmerische Versenkung begleiteten mich auch ferner; es war mir — vergiß mein Jünglingsalter nicht — unmöglich, jenes Nachtgesicht nur für ein Erzeugnis des eigenen Inneren anzusehen. Aber wer war denn jenes geheimnisvolle jungfräuliche Kind? Schon bei der Erinnerung an sie fühlte ich einen süßen Schauder durch alle meine Nerven rieseln. War sie ein Genius des Todes, der mich im Traume zuvor noch einmal mitleidig angeschaut hatte? Ich versenkte mich immer tiefer, ich stellte mir lebhaft vor, daß ich in meinem letzten Augenblick sie wiedersehen, daß ich vielleicht mit jenen toten Knaben sie begleiten könnte. Aber waren diese nicht nur eine Beigabe, die meine eigene Phantasie ihr gegeben hatte, ein Rest des Eindrucks, den das Knabensterben in unserer Stadt mir hinterlassen hatte?

— — So sah es damals in mir aus — du könntest wohl lachen; aber thu es nicht, Hans! — Soviel übrigens ist mir später klar geworden: ein Glück, daß es damals noch keine Maturitätsexamina auf unserer Schule gab; ich wäre derzeit schwerlich durchgekommen.“

Schon mehrmals, während Franz erzählte, hatte ich es vom Hofe her an die Scheiben pochen hören; jetzt geschah es wieder in verstärktem Maße. Ich wandte mich und sah nun, daß die Dohle mit ihrem starken Schnabel dies Geräusch hervorbrachte.

Mein Freund war aufgestanden. „Ja, Klaas,“ rief er, „das hilft nun nicht!“ und zu mir sich wendend, setzte er hinzu: „Die arme Kreatur ist eifersüchtig; sie hat in den vier Wochen, die ich hier nun zugebracht habe, mich mit niemandem als mit ihr selber reden hören — und die Unvernünftigen haben feinere Ohren als wir Menschen!“

Ich sah ihn an; solche Intimität zu Tieren hatte ich nie bei ihm vermutet; er mußte sehr vereinsamt sein. Ich schwieg indes, und Franz nahm aus einem Kästchen, das auf einem Eckschrank stand, eine Hand voll Futter und warf es, nachdem er den freien Fensterflügel geöffnet hatte, auf den Hof hinaus. Fast gleichzeitig war auch das Krähentier von den Scheiben fortgeflattert und machte sich, ein paar häßliche Laute ausstoßend, über die Futterstücke her. Franz sah wie abwesend dem ein Weilchen zu; dann setzte er sich langsam wieder zu mir in das Sofa und rieb sich mit der flachen Hand die Stirn.

„Ja, Hans,“ begann er dann aufs neue, „es war damals so ganz anders; wir müssen manches Jahr zurück. — Ich bekam trotz alledem ein braves Abgangszeugnis; der gute Rektor, dessen Gunst ich einige Jahre schon besaß, hatte mir die Zerstreutheit der letzten Monde nicht angerechnet; nur einmal hatte er gesagt: ‚Lieber Jebe, vergessen Sie nicht, Sie sind zur Zeit noch immer hier in unserer

Prima; es thut nicht gut, wenn die Gedanken den gegenwärtigen Pflichten zu sehr vorauseilen!' Er glaubte, die bevorstehende Universitätsfreude habe mir den Kopf befangen.

Dann kam sie wirklich, die Hochschule mit dem flotten Corpsleben und den vielen Professoren, mit all den neuen Eindrücken, die ich oft widerwillig genug empfing; und als so manches Unliebsame abgeschüttelt war, im dritten und den folgenden Semestern mein Studium, das ich freilich ernsthaft genug betrieb. Unter diesem neuen Leben verschwand so vieles, dem ich ewige Dauer zugetraut hatte; nur eines nicht: der Eindruck jener kindlichen Luftgestalt, die ich nur im Traum gesehen hatte, lag unverrückbar im Grunde meiner Seele; keine der halb- oder vollgewachsenen Schönen, die meinen Mitstudenten das Hirn verwirrten, konnte ihn erschüttern. Freilich, tief lag es, und niemand, ich selber wußte oft nicht darum; auch als du dann zu mir trafst und wir vertraut wurden, wie es mir mit keinem noch geschehen war, ja selbst, wenn wir in jene geheimnisvolle Region des Seelenlebens uns einmal verloren — mein eigen Nachtgesicht barg ich nur um so fester, wie im Innersten meines Lebens, gleich einem heiligen Keim, den ich vor aller Störung meiner Zukunft zu bewahren hatte.

— — Du weißt, Hans, daß ich nach beendigten Studien mich als Arzt, speciell für Frauenkrankheiten, in der Stadt niederließ, die noch gegenwärtig mein Wohnort ist. Ich war dabei nicht zaghaft, ich war mir bewußt, das Meinige gelernt zu haben; ich vertraute mir, ich war von vornherein zuversichtlich. Auf der Universität hatte mir das bei vielen den Ruf des Hochmuts eingetragen; jetzt erwarb ich dadurch den eines tüchtigen Arztes, der am Krankenbett nicht erst zu suchen und bei seiner Heimkehr erst in seinen Kompendien nachzulesen brauche. Was, recht besehen, ein Frevel in mir war, das brachte mich hier zu Ehren: an Leichnamen hatte ich den inneren Menschen kennen gelernt, so daß mir alles klar vor Augen lag, und wie mit solchen rechnete ich mit den Lebendigen; was war da Großes zu bedenken!

Bald mußte ich mir die schwarze Doktorkutsche, bald genug einen Assistenzarzt zulegen; ich wurde der erste Arzt der Stadt und bin es vielleicht auch jetzt noch.

Unter solchen Umständen konnte von einer Teilnahme an geselligem Verkehr nicht viel die Rede sein; nur das Haus eines früheren Patienten, eines Rechtsanwaltes — Wilm Lenthe heißt er —, der um einige Jahre älter sein mochte als ich, machte davon eine Ausnahme. Ich pflegte ein paarmal in der Woche meine Abende dort zu verleben und währenddes meine Praxis, außer in besonderen Fällen, meinem Assistenten zu übertragen. Wenn der gleichfalls Vielbeschäftigte abends um acht Uhr in das einfache, aber behagliche Wohnzimmer trat, hatte seine liebenswürdige Frau, die zu hören und zu reden verstand, den Thee schon für uns bereit, und wir beide von der Tagesarbeit Ermüdeten drückten uns schweigend jeder in eine Sofaecke, bis die Belebung durch den chinesischen Trank unsere Nerven und unser Gespräch lebendig machte. Es war mir erquicklich, wie einst, Hans, wenn ich auf der Treppe zu meiner Studentenkneipe spät abends deinen Tritt vernahm und dann schleunigst meine Arbeit beiseite packte. Wie damals unsere Zwei-, so wurde auch hier die Dreizahl fast nie durch einen neuen Gast gestört.

Da eines Herbstabends, wie ich auf ein lebhaftes ‚Herein' die Thür des Wohnzimmers öffnete, drang eine ungewohnte Helligkeit mir entgegen; ich sah, daß eine größere Lampe auf dem Tische brannte und daß außer dem Ehepaar eine mir unbekannte junge Dame in aschfarbenem Linnenkleid zugegen war, welche bei meinem Eintritt die Theeschenke zu versehen schien. Die Hausfrau kam mir entgegen: ‚Da ist er, der Erwartete!' rief sie, und die junge Dame an der Hand herbeiziehend, fügte sie hinzu: ‚Unsere Freundin Else Füßli; wie Sie dem Namen anhören, eine Schweizerin, und was Sie

interessieren wird, aus der Familie, der auch Heinrich Füßli angehörte, dem zuerst die Darstellung des Unheimlichen in der deutschen Kunst gelang; Sie sehen, ich habe genau behalten, was Sie und mein Wilm mir neulich auseinandersetzten, da wir jenen Füßlischen Nachtmar, der dort in der Ecke hängt, vor uns auf den Theetisch genommen hatten.'

‚Er war mein Großoheim,' sagte das Mädchen bescheiden.

‚Und nun kommen Sie zum Thee!' fuhr meine ältere Freundin fort. ‚Sie brauchen nicht vorgestellt zu werden, denn Elsi wußte, daß wir unseren Freund, den Doktor Jebe, erwarteten.'

Dieser Redestrom, wohl eine Freude über den anmutigen Besuch, kam mir zu statten; denn ein geheimnisvoller Schrecken, zugleich die Empfindung eines schicksalschweren Augenblickes und eines betäubenden Glückes hatten mich getroffen; es war wie damals auf der Treppe unserer alten Gelehrtenschule: alles um mich her war vergessen; aber vor mir im hellen Lampenlichte sah ich die Augen und das blasse Antlitz meines Nachtgesichtes.

Jetzt war mir Zeit geworden, mich zusammenzuraffen; ich vermochte ein paar Worte zu der Fremden zu sprechen; dann gab ich meinem Freunde die Hand und setzte mich auf den gewohnten Platz. Die Schweizerin saß mir gegenüber, ein wenig zurück und etwas in dem Schatten unserer Hausfrau; ein zärtliches Licht fiel aus ihren Augen, wenn sie, was oft geschah, dieselben zu ihr kehrte. Mich streiften diese lichtgrauen Sterne nur ein paarmal und wandten sich dann scheu zur Seite; aber mir war, als ob sie heimlich prüfend auf mich sahen. Ich erfuhr im Gespräche, daß Fräulein Else eine Waise, daß ihr Vater ein Mann gewesen sei, der nach den Sonderkriegen auf eidgenössischer Seite sich hervorgethan habe; auch wo sie selber mit unseren Wirten sich kennen und lieb haben gelernt hatte. Ich hörte das alles, und es ging an mir vorüber; ich sah an diesem Abend das Mädchen doch nur im Scheine des Wunders — mir war, als habe ein Dämon, der meinige, sie, wer weiß woher, hier in das Haus meiner Freunde gebracht.

Ich habe dir," unterbrach sich Franz, „von meinem jugendlichen Traumgesicht, das sich vielleicht nur aus dem Eindruck des damaligen großen Sterbens und einer kaum geahnten Sehnsucht nach dem Weibe erzeugt hatte, nur gesprochen, um dich es mitfühlen zu lassen, wie tief der Anblick der Fremden mich erregen, wie eigen und innig eine Ehe mit ihr sich gestalten mußte; denn wenn es für unser Leben etwas Ewiges geben soll, so sind es die Erschütterungen, die wir in der Jugend empfangen haben. Sonst freilich war es eben nichts Außerordentliches, daß ich einmal einem Weibe begegnete, welches mich so lebhaft an meine Traumgestalt erinnerte, daß ich im ersten Augenblick und noch in manchen späteren beide nicht voneinander zu trennen vermochte. Jedenfalls, auf mich hatte dieses erste Sehen einem elektrischen Schlage gleich gewirkt; und," fügte er leiser hinzu, „was wissen wir denn auch von diesen Dingen!

Ich will dich mit unserer Liebesgeschichte nicht aufhalten, Hans; du wirst es auch schon empfunden haben, es kam so und mußte so kommen, daß Else oder Elsi, wie sie genannt wurde, und ich uns nach wenigen Monaten verlobten und etwas später zur Freude unserer trefflichen Freunde unsere stille Hochzeit in ihrem Hause feierten."

Der Erzähler schwieg eine Weile; auf seinem Antlitz war ein Lächeln, als blicke er in eine selige Vergangenheit. „Ich hatte nun mein Nachtgespenst geheiratet," begann er wieder, fast wie traumredend; „es war ein Glück! — oh, ein Glück! — — Ich hatte einst den Fouquéschen Ritter Huldbrand beneidet, wie er mit einer Undine seine Brautnacht feiert; ich hatte nicht gedacht, daß dergleichen unter Menschen möglich sei.

Lache mich nur aus, Hans! Was soll ich dir sagen? Mein Glück ging über jeden Traum hinaus. — Es war so manches Eigene, Fremdartige an ihr, das mich

im ersten Augenblick verwirrte und mich zugleich entzückte; ich hatte ja auch nichts anderes erwartet.

In unserem Garten — ich hatte längst mein eigenes Haus — waren weite Gänge zwischen schon hochgewachsenen Tannen und anderem Gesträuch; dazwischen Rasenplätze mit Einschnitten, in denen, je zu ihrer Zeit, die Frühlingsblumen und im Hochsommer Rosen und Levkojen blühten und den Garten mit Duft erfüllten. Hier pflegte ich nach Rückkehr von meinen Berufsgängen sie oftmals aufzusuchen, und so geschah es auch an einem schönen Vormittage gegen Ende des April, des ersten Frühlingsmonats, den wir miteinander lebten. Ich fand sie, da sie eben, langsam schreitend, einen der längsten Tannengänge hinaufkam; aber da wir uns Aug in Auge trafen, sah ich, daß sie mir entgegenfliegen wolle.

‚Halt, Elsi!‘ rief ich und erhob abwehrend meine Hand; ‚geh langsam, ein Schmetterling, ein Pfauenauge sitzt in deinem Haar; du trägst den ersten Frühlingsboten!‘

‚Ja,‘ sagte sie, ‚die kommen gern; aber sie sind so furchtsam nicht.‘ Sie mäßigte gleichwohl ihren Schritt und kam mir langsam entgegen, indes der Papillon auf ihrem blonden Scheitel behaglich seine schönen Flügel hob und senkte. Und jetzt erst sah ich, auch unsere junge schneeweiße Katze, die sie eines Abends im Schnupftuch von Frau Käthe heimgebracht hatte, war in ihrem Gefolge; zierlich eins ums andere die Pfötchen hebend, ging sie dicht hinter ihrer Herrin, das Köpfchen aufreckend und bei jedem Schritte ihr auf die kurze Schleppe ihres Kleides tretend. Ein Märchenbild; das Seltsame war nur, daß es in einer Reihe von Tagen sich ganz in derselben Weise wiederholte.

‚Was machst du für Faxen, Elsi!‘ rief ich endlich lachend; ‚bist du eine Undine, eine Elbe, eine Fee? Was bist du eigentlich?‘

‚Und das weißt du noch nicht?‘ frug sie, und der Strahl der grauen Augen zitterte in den meinen.

Ich schüttelte den Kopf: ‚Du bist so unergründlich!‘

Da flog sie in meine Arme: ‚Dein bin ich; nichts als dein! Weißt du es nun?‘

Ich hielt sie fest: ‚Ich weiß es,‘ sagte ich.

Aber der Schmetterling aus ihren Haaren war davongegaukelt; nur die Katze, das Tier der Freya, der Göttin des häuslichen Glückes, blieb in unserer Nähe.

— — Es war nicht lange nachher, als wir beide eines Abends im Gartensaal unserer Freunde am Theetische saßen. Frau Käthe hatte gleich bei unserem Eintritt einen mütterlichen Blick auf mich geworfen und mir einen besonders bequemen Lehnstuhl angewiesen, was ich dankend annahm, da ich mich heute mehr als sonst ermüdet fühlte. Wir plauderten; aber meine Worte fielen etwas sparsamer als gewöhnlich. ‚Du hast wohl einen strammen Tag gehabt!‘ sagte Freund Lenthe; aber bevor ich antworten konnte, war meine Frau bei mir und legte beide Arme um meinen Nacken: ‚Franz, dir fehlt etwas!‘ rief sie, und ihre Stimme klang, als ob sie zürne, daß mir, der nur ihr gehörte, von anderen ein Leides angethan sein könne.

Ich strich sanft über ihren Scheitel: ‚Geh an deinen Platz, Elsi! Mir fehlt nichts; niemand hat mich gekränkt!‘ Ich drückte ihr heimlich die Hand; da ging sie schweigend wieder zu ihrem Stuhl, aber mit rückgewandtem Haupte, und ihre erschreckten Augen hingen an den meinen.

‚Sieh mich nicht so sorgvoll an!‘ sagte ich; ‚was mich heute mehr als billig erregt hat, ist nur ein Fall aus meiner Praxis: unsere alte Grünzeughökerin, Mutter Hinze, die ihr alle kennt, ich möchte sagen, sie leidet mehr, als ein Mensch ertragen kann; ich war zuletzt noch eine volle Stunde bei ihr; und — ein Arzt ist am Ende doch auch nur ein Mensch!‘

‚Oh,‘ rief Elsi und hielt sich, wie zum Schutze, ihre beiden kleinen Hände vor den Mund, ‚ich könnte nicht, ich würd vor Mitleid sterben!‘

‚Sie sollen auch nicht, liebe Frau!‘

sagte Lenthe lächelnd; ‚Sie sind kein Arzt; bei denen und den Advokaten pflegt die uns gleich überfallende Denkarbeit das Mitleid zu verzehren.‘

‚Ja, Lenthe,‘ entgegnete ich, ‚aber auch das hat seine Grenzen; und übrigens ist es bei uns Ärzten auch noch ein anderes als nur das Mitleid; wie oft flog es mir beim Anblick solcher Leiden durch den Kopf: Das ist menschlich, binnen heut und kurzem kannst auch du so daliegen; es ist nur ein Spiegel, in dem du dich selber siehst! Aber das war es diesmal nicht!‘

Lenthe sah mich fragend an.

‚Glaub mir,‘ sagte ich, ‚ich sah nichts als die vergebens mit ihren Schmerzen ringende Alte, die mit ausgespreizten Händen in die Luft stieß und, als wolle sie sich Hülfe rufen, die Kiefern aufeinander schlug, aber nichts hervorbrachte als so grauenhafte Laute, daß ich bis jetzt sie im Umkreis des Lebendigen nicht für möglich gehalten hätte.‘

Als Lenthe mich um Näheres befragte, hatte ich mich ganz ihm zugewandt und teilte ihm noch mehreres über diesen mich wissenschaftlich und menschlich beschäftigenden Fall mit. Da kam Frau Käthes Stimme wie vorsichtig zu mir herüber: ‚Doktor,‘ sprach sie, ‚Ihre Frau!‘

Als ich aufblickte, sah ich Elsi bleich und mit geschlossenen Augen in den Armen ihrer Freundin. Ich ging zu ihnen, und da es nur eine leichte Ohnmacht war, so wurde sie bald beseitigt. Da sie sich wiedergefunden hatte, brachte sie hastig ihre Lippen an mein Ohr: ‚Verzeih mir, Franz!‘ flüsterte sie, ‚ich kämpfte, ich konnte nicht dagegen!‘ Ihre Augen begleiteten mich schmerzlich, als ich nach einer beschwichtigenden Liebkosung auf meinen Platz ging.

Aber die Behaglichkeit des Abends war gestört und wollte sich nicht wiederherstellen. Als wir früh nach Hause gingen, klammerte sich Elsi an meinen Arm und atmete stark, als ob sie in dem Halbdunkel der Gassen mir etwas bekennen oder anvertrauen wolle und doch nicht dazu kommen könne.

Ich wollte ihr zu Hülfe kommen, ich sagte: ‚Was fiel dir ein, Elsi, daß du nach deiner Ohnmacht mich um Verzeihung batest? Das hätte meine Bitte an dich sein sollen, da ich diese Schrecknisse in Frauengegenwart vorbrachte.‘

Aber sie schüttelte den Kopf und lehnte sich nur fester an mich: ‚Nein, Franz, sprich nicht so; ich fühle eine Schuld; nicht weil es so ist, denn dafür kann ich nicht; nein, weil ich dir's nicht sagte, bevor ich des berühmten Arztes Frau wurde. Ich habe manchmal heimlich gezittert, daß es sich dir verraten möchte, und du mußt es ja doch wissen. O Franz, ich bin ein feiges Geschöpf; aber mein Leib hat nie von Schmerz gelitten, so daß ich, wenn andere klagten, mir oft als eine fast Begnadete erschienen bin; dafür aber bin ich mit einer Todesangst vor aller Körperqual behaftet. Als eine jüngere Schwester von mir geimpft werden sollte und ich den Arzt die Lanzette hervorholen sah, bin ich fortgelaufen und habe mich in einem Hinterhöfchen so tief zwischen alte Fässer versteckt, daß man erst spät am Abend mich dort auffand und halb tot vor Angst hervorzog; als du von unserer unglücklichen Alten sprachst, da war es plötzlich nicht mehr sie, ich war es selbst, in der die schaudervollen Schmerzen wühlten; oh!‘ und sie stand still und stöhnte, als ob das Gefühl ihr wiederkomme, ‚sollte in Wirklichkeit mir das bevorstehen,‘ rief sie, mich zum Fortgehen treibend, ‚ich weiß, ich glaube es bestimmt zu wissen, die Angst würde mich töten, bevor die Qualen ihre Klammern in meinen armen Körper setzten!‘

‚Möge das nie geschehen!‘ sagte ich und schlug den Arm um ihre Hüfte. ‚Aber was schiltst du deine Feigheit! Die übermäßige Tapferkeit der Frauen war niemals meine Leidenschaft.‘

Sie antwortete nicht hierauf, als hätt ich nur um ihretwillen so gesprochen; sie sagte nur: ‚Nun weißt du es, Franz; liebst du mich noch?‘

‚Nur um so mehr, Elsi, da ich dich auch hier zu schützen habe.‘

Dann hatten wir unser Haus erreicht.

— — Als ich am anderen Mittag in die Eßstube trat, kam mir Elsi ein wenig erregt, aber mit auffallend heiterem Angesicht entgegen.

‚Nun,‘ rief ich, ‚was hast du? Ist ein Glück in unser Haus gefallen?‘

‚Ich habe nichts,‘ sagte sie, ‚oder — ich will nicht lügen — du darfst es noch nicht wissen!‘

Ich hob drohend den Finger: ‚Weißt du schon nicht mehr, wie dich Geheimnisse drücken?‘

‚Nein, Franz, so ist es nicht; um ein paar Tage sollst du alles wissen! Vielleicht auch bin ich nur so froh, weil du gestern meine Schuld so liebreich von mir nahmst.‘

‚Und statt des großen hast du nun glücklich ein kleines Geheimnis dir gewonnen; o, ihr Weiber!‘

Sie faßte mich um den Hals: ‚Laß mich's behalten; nur die paar Tage noch!‘

‚Nun,‘ sagte ich lachend, ‚du wirst schon wissen, wie weit meine Langmut reicht!‘

Da nickte sie mir zu: ‚Gewiß; ich will auch gnädig sein!‘

— — Ein paar Tage waren hingegangen, und diese erregte Heiterkeit hatte mich jedesmal empfangen; ich glaubte nun bald dort zu sein, wo das Siegel mir gebrochen werden sollte. Da ich aber eines Mittags ins Haus trat, fand ich Elsi weder im Wohn- noch im Eßzimmer, auch draußen nicht. Auf meine Frage an die Hausmagd wurde mir berichtet: ‚Frau Doktor sind unwohl und haben sich ins Bett gelegt; Frau Rechtsanwalt leisten ihr Gesellschaft.‘

Ich lief schnell die Treppen hinauf nach unserem Schlafzimmer und sah beim Eintritt schon Frau Käthe an Elses Bette sitzen. ‚Ja, Doktor,‘ rief sie mir entgegen, ‚da liegt unser junger Übermut! Ich denk, Ihr Anblick wird sie wohl am schnellsten heilen.‘

‚Den Übermut,‘ sagte ich, ‚müssen Sie zuerst an meinem zaghaften Weibe entdeckt haben!‘

‚Das wäre möglich, Doktor; aber haben Sie Lateiner nicht ein Sprichwort, daß die Natur selbst mit der Furke nicht herauszutreiben sei?‘

‚Nun, und?‘

‚Und? — Ja, wart nur, Elsi,‘ unterbrach sie sich und ergriff deren beide Hände, die sie vom Bett aus mir entgegenstrecken wollte, ‚ich will es schon erzählen: Sie müssen nämlich wissen, Doktor, dies junge zarte Geschöpf ist seit jenem Ohnmachtsabend in unserem Hause an jedem Vormittage und — nicht wahr, Elsi? — hinter dem Rücken ihres ärztlichen Ehemannes bei jener schrecklichen Patientin, der alten Hinz, gewesen, um sie zu trösten, zu erquicken — vor allem aber, um diesem Ehemann zuliebe eine Radikalkur gegen die Weichheit ihrer eigenen Seele zu vollbringen; da hat nun aber die arme Alte heute ihren Anfall bekommen und diese Kur damit ihr vorschnelles Ende gefunden. Sehen Sie nun selber, wie Sie mit ein wenig Kunst und Liebe den Schaden heilen, den die Rache der Natur unserem Kinde zugefügt hat.‘

Ich hatte mich indessen auf den Rand des Bettes gesetzt; ich sah, daß Else stark geweint hatte; und ihr Puls schlug wie im Fieber. Sie legte ihre heiße Stirn auf meine Hände: ‚Es ist so, Franz, wie Käthe es dir gesagt hat; und das ist die traurige Lösung meines Geheimnisses; ich wollt dir eine Freud machen, und es ist nun Trübsal.‘

Ich suchte sie zu beruhigen, da sie wieder in Thränen ausbrechen wollte. ‚Du bist in die Gefahr hineingegangen,‘ sagte ich, ‚und das war Tapferkeit genug; was du mehr wolltest, lag außer den Grenzen deiner Kraft. Daß du es mir zuliebe gewollt hast, dafür lieb ich dich um so mehr; aber versuchen wollen wir es nicht wieder. Bleib nur heute ruhig, so kannst du morgen schon das lateinische Sprichwort von der Furke lernen!‘

Und Elsi lächelte mich dankbar an.

— — Den lateinischen Vers, ich meine des Horaz, lernte sie wirklich am anderen Tage schon, während wir beide mitein-

ander im Garten auf und ab wandelten; sie lernte ihn sogar auswendig.

‚Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Siehst du,‘ sagte sie, ‚nun kann ich's auch!‘

Nach diesem Scherze gab ich ihr Ersatz für die verlorene Liebesmühe; statt der endlich verstorbenen Mutter Hinze wies ich ihr eine Anzahl ungefährlicherer und doch gleich hülfsbedürftiger Kranken zu, an denen sie nun ihr Erbarmen übte. Und es ward ihr bald zu Stolz und Freude. ‚Aber Elsi,‘ rief ich eines Tages, da die Suppe eher auf den Tisch als sie ins Haus kam, ‚du läßt ja heut lange warten!‘

‚Ja, Franz,‘ und es klang wie eine amtliche Wichtigkeit aus ihren Worten; ‚ich habe auch drei kranken Kindern vorgelesen: Fanferlieschen Schönefüßchen, von den Bremer Stadtmusikanten und dann das wirklich wahre Märchen von Jorinde und Joringel!‘

‚Das ist ein anderes,‘ sagte ich; ‚dann laß uns zu Tische gehen!‘ und ich nahm den lieben Arm in den meinen.

Nicht verschweigen will ich, daß Elsis neue Liebesmühen meinem Heilverfahren oft nicht unwesentlich zu Hülfe kamen.

* *
*

So waren drei Jahre etwa uns vergangen; schnell, wie das Glück es an sich hat. Immer wieder tauchte von Zeit zu Zeit von dem nur ihr so Eigenen auf; aber es war stets anmutig, und wenn ich eben aus der nüchternen Welt zurückkam, so war mir oft, als stamme es aus anderen Existenzen.

So, als ich sie an einem sonnigen Oktobermorgen zwischen unseren Tannen wandeln fand, wo sie, wie in ihr Werk versunken, die Fäden der über den Weg hängenden Herbstgespinste auf ein zusammengelegtes Rosakärtchen wickelte und mir dabei, nicht einmal ihre Augen hebend, entgegenrief: ‚O bitte, Franz, geh doch den anderen Weg!‘ oder wenn sie mich bat, einer ungeheuren Kröte, die in unserem Garten ihre Höhle hatte, doch kein Leids geschehen zu lassen; denn wer wisse, was hinter jenen goldenen Augen stecke! Und einmal — ich hatte noch nie mit meiner Frau getanzt; ein Arzt wird manchem abgewandt, auch wenn er es früher leidenschaftlich betrieben hat; einmal aber kam ein großer öffentlicher Ball, bei dem, wie ich meinte, auch wir beide nicht fehlen durften. Die Damen der ganzen Stadt waren in Aufregung; in welche Thür mein ärztlicher Schritt mich führen mochte, überall sah ich Wolken weißer oder lichtfarbiger Stoffe auf den Tischen, und oftmals störte ich die heiligsten Toilettengespräche. — Nur in meinem Hause war nichts dergleichen; nicht einmal ein Wort darüber hörte ich. ‚Nun, Elsi,‘ frug ich endlich, ‚willst du nicht auch beginnen?‘

‚Ich? O, ich werde leicht fertig!‘

— ‚Und brauchst du kein Geld dazu? Ich hab gesehen, daß unsere anderen Damen es nicht sparen!‘

‚Wenn du mir geben willst; ich brauch nicht viel!‘

Ich hatte vier doppelte Friedrichsdors vor ihr auf den Tisch gelegt; aber sie strich lächelnd drei davon in ihre Hand und gab sie mir zurück; dann nahm sie den letzten: ‚Der reicht,‘ sagte sie; ‚laß mich nur machen!‘

Am Ballabend bat sie mich: ‚Franzele, du kleidest dich unten in deinem Zimmer an?‘

‚Willst du uns scheiden, Elsi?‘

‚Nur für ein Stündchen!‘

— — Und es war noch nicht verflossen, da pochte ihr Finger schon an meine Thür. ‚Herein, holde Else!‘ rief ich, und da stand sie vor mir mit all ihren Toilettenkünsten; ich hatte nicht gedacht, daß sie so einfach waren. Ein möglichst schlichtes Kleid, lichtgrau, von einem weichen durchsichtigen Stoffe, ging bis zum Hals hinauf; als einziger Schmuck umgab ihn eine Schnur von echten Perlen, das einzige Angedenken von ihrer längst verstorbenen Mutter; über den Hüften umschloß ein silbern-brokatener Gürtel die schlanke Gestalt. Das war alles — wenn du den blonden Knoten ihres seidenen Haares nicht rechnen willst, der das schöngeformte Haupt

fast in den Nacken zog. Ich betrachtete sie lange, während ihre Augen zärtlich fragend nach den meinen suchten.

‚Ja, Elsi,‘ rief ich, und ich konnte es nicht lassen, sie stürmisch in meine Arme zu schließen, ‚du bist schön, zu schön fast für ein Menschenkind! Aber — ist das ein Ballanzug?‘

‚Ich weiß nicht,‘ sagte sie lächelnd; ‚ich hab mich nun so angezogen, und da du sagst, daß es schön ist . . .‘

‚Laß doch,‘ rief ich, ‚mir ist es recht; aber was werden die Damen sagen?‘

In diesem Augenblick hörte ich den Wagen vorfahren, und wir rollten nach dem Saal der Harmonie.

— — Es war eine der dem Arzte gewöhnlichen Mißschickungen, daß, noch bevor wir eingetreten waren, ein Bote mich im Vorsaal ereilte, welcher mich dringend zu einem meiner alten Patienten berief, der von einem Schlaganfall betroffen sei. Ich führte meine Frau sogleich in den Tanzsaal, zu unserer Frau Käthe, die ihr schon bei unserem Eintritt zugewinkt hatte; sie ließ einen hellen Blick über Elsis Gestalt schweifen: ‚Du bist apart,‘ flüsterte sie, ‚aber entzückend!‘ dann gab sie ihr Raum neben sich und machte sie mit ihrer einen Nachbarin bekannt, die meine Frau noch nicht gesehen hatte. Aber ich mußte fort; noch sah ich, wie die Weiber ihre Augen auf sie wandten, wie aus einem Haufen der Tänzer mit einer Kopfwendung oder leisem Fingerzeig auf sie gedeutet wurde und, da plötzlich die Tanzmusik einsetzte, mehrere derselben auf meine schöne Elbin zusteuerten; dann, nach einem hastigen Händedruck von ihr, ging ich in die kalte Nacht hinaus.

— Als ich spät, ich hörte hinter den Gassen schon die Hähne krähen, in den Tanzsaal zurückkehrte, flog Elsi mir entgegen: ‚Wo stand der Tod?‘ frug sie ernst, ‚zu Häupten oder am Fußende?‘

‚Nach dem Märchen,‘ erwiderte ich, ‚stand er zu Häupten; der alte Herr ist diesmal noch vor ihm bewahrt. Aber du hast ja gar keine heißen Wangen, Elsi; hast du nicht viel getanzt?‘

‚Gar nicht!‘ sagte sie.

‚Was sagst du? — Und weshalb denn nicht?‘

‚Ich mochte doch nicht tanzen, indes du mit dem Tod verkehrtest! Auch,‘ und sie hob sich zu meinem Ohr, während wir in der Tanzpause im Saale auf und ab gingen, und flüsterte: ‚weißt du, Franz, ich tanz nicht gern; wohl einmal so mit einer jungen Sechzehnjährigen; nicht mit Männern; sie tanzen so schwer, das macht mich krank!‘

Da fiel die Musik ein, und der Saal ward plötzlich wieder lebendig. ‚Komm, Franz!‘ rief sie, ‚nun laß uns tanzen; es ist der letzte auf der Karte; da können die anderen mich nicht mehr plagen!‘

‚Aber du magst ja nicht mit Männern tanzen!‘

— ‚O, wie du reden kannst! Ich bin ja dein!‘

‚Und was sollen deine Abgewiesenen sagen?‘

— ‚Ich weiß nicht. Wir wollen tanzen!‘

Und wir tanzten miteinander; nur dies eine Mal in unserem Leben. Du weißt, Hans, ich war einst ein leidenschaftlicher Tänzer, und ich meine, auch kein ungeschickter; aber jetzt war mir, als würden meine Füße beflügelt, als ströme eine Kraft, die Kunst des Tanzes, von meinem Weibe auf mich über, und dennoch — mitunter befiel mich Furcht, als könne ich sie nicht halten, als müsse sie mir in Luft zergehen.

‚O, das war schön!‘ hauchte Elsi; ‚wie liebe ich dich, Franz!‘

Ich ließ das alles wie einen stillen Zauber über mich ergehen; denn — und das gehört wohl noch zu dem Bilde dieser Frau — der Haushalt ging des ungeachtet unter ihren Händen wie von selber; ja, ich habe nie gemerkt, daß überhaupt gehaushaltet wurde; es war, als ob die toten Dinge ihr gegenüber Sprache erhielten, als ob sie ihr zuriefen: ‚Hier in der Ecke steckt noch ein Häufchen Staub, hier ist ein Fleck, stell hier die Köchin, hier die Stubenmagd!‘ Es war wie im

Märchen, wo es dem Kinde beim Gange durch den Zaubergarten aus den Apfelbäumen zuruft: ‚Pflück mich, ich bin reif!‘ — ‚Nein, ich noch reifer!‘ — Von der Wirtschaftsunruhe, an der so viele Ehen kranken, habe ich niemals was erfahren. Doch — ich habe weiter zu berichten, denn die Zeit des Glückes war nur kurz.

— — Es war an einem Maiabend unseres vierten Ehejahres, als ich von einer ermüdenden Praxis nach Haus zurückkehrte. Da es still und mild war, ging ich zunächst in den Garten, wo ich bei solchem Wetter und um diese Zeit meine Frau zu finden pflegte; ich ging die Steige durch die Tannen, zuletzt noch unten nach dem Rasen, der, wie wir schon im Herbst bemerkt hatten, ganz mit Veilchen durchsetzt war; aber die bescheidenen Blumen, die um Mittag den Platz mit Duft erfüllt hatten, waren in der herabsinkenden Abenddämmerung kaum noch sichtbar. Es war hier alles leer; auch Else war nirgend zu sehen; und so wandte ich mich und ging wieder dem Hause zu. Als ich nach den beiden Fenstern unseres Wohnzimmers hinaufblickte, die hier hinaus im oberen Stocke lagen, sah ich, daß sie ganz von dunklem Abendrot wie überströmt waren; aber auch dort schien es einsam, niemand schaute hinter ihnen zu mir hinab.

Unwillkürlich nahm ich meinen Weg dahin, nicht ahnend, welch ein befremdender Anblick mich erwartete. Als ich eintrat, sah ich Else mitten im Zimmer stehen; aber sie schien mich nicht bemerkt zu haben; und jetzt gewahrte ich es, sie stand ohne Regung, wie ein Bild, die linke Hand herabhängend, die rechte, wie beklommen, gegen die Brust gedrückt. Gleich einer Verklärung lag der rote Abendschein, der durch die Scheiben brach, auf den herabfließenden Falten ihres lichtgrauen Gewandes, auf dem feinen Profil ihres Angesichts, das sich klar von dem dunklen Hintergrund des Zimmers abhob.

Eine Weile konnte ich sie so betrachten, ohne daß mir die leiseste Bewegung ihres Körpers kund geworden wäre. ‚Elsi!‘ rief ich leise.

‚Ja?‘ erwiderte sie wie traumredend; ‚ich komme!‘ Wie ein Erwachen schien es plötzlich ihre schlanken Glieder zu durchrinnen; sie rieb mit ihren weißen Händen bedächtig sich die Augen. ‚Ach du, Franz!‘ rief sie und lag im Augenblick in meinen Armen.

‚Was war das, Elsi?‘ frug ich.

— ‚Ich weiß nicht. Was war es doch? — Ich meinte, ich sei bei dir, und ich war es nicht; und da riefst du mich. — Aber du kommst aus deiner Praxis; du mußt jetzt ruhen!‘

Sie hatte mich zu einem Lehnsessel gezogen, und als ich mich hineingesetzt hatte, kniete sie vor mir nieder und streckte die Arme mir entgegen. Ich war ermüdet, aber nicht so sehr, um nicht noch mit Entzücken auf den schöngeformten Kopf meines Weibes zu blicken; ich hatte ihre Hände in die meinen genommen, und so saßen wir, ohne zu sprechen; nur ihre lichtgrauen Augen sahen unablässig und immer forschender in die meinen. Es war seltsam, daß es mir — ich kann's nicht anders ausdrücken — unheimlich unter diesem Blicke wurde; zugleich aber kam jener süße Schauder über mich, der mir damals von meinem Nachtgesicht geblieben war.

‚Elsi,‘ sagte ich endlich, ‚was siehst du so mich an?‘

Ich sah, wie sie zusammenzuckte. ‚Soll ich das nicht?‘ frug sie dann leise.

‚Deine Augen sind so gespenstisch, Elsi!‘

Sie sah mich dringender an: ‚Du!‘ sagte sie heimlich und verstummte.

— ‚Was denn, geliebte Frau?‘

‚Du, Franz; wir müssen uns früher schon gesehen haben!‘

Der Atem stand mir still; aber ich sagte nur: ‚Wir sehen uns jetzt schon in das vierte Jahr; von früher weiß ich nichts.‘

Sie schüttelte ihren blonden Kopf: ‚Ich mein es ernsthaft; du sollst keinen Scherz daraus machen! Nein, weit, viel weiter zurück — aber ich kann mich nicht entsinnen; es war vielleicht im Traum nur; ich muß noch ein halbes Kind gewesen sein.‘

Es durchlief mich, ich bebte vor dem, was weiter kommen könne; aber ich faßte mich, und indem ich sie sanft zu mir hinaufzog, sagte ich: ‚Das ist so zwischen Liebesleuten; mir ist es auch wohl so gewesen, als hätten unsere Seelen sich gesucht, bevor noch unsere Leiber sich gefunden hatten; das ist ein alter Glaube, Elsi.‘

Sie antwortete nicht; aber sie strickte ihre Arme fest um meinen Hals und drückte ihre Wange an die meine; ihre Augen suchte ich vergebens noch zu sehen; denn der Dämmerungsschein war erloschen, und durch das Fenster funkelte von fern der Abendstern. ‚Franz!‘ hauchte sie endlich. — ‚Ja, Elsi?‘

‚Halte mich fest, Franz! Noch fester! O, mir ist, als könnte man mich von dir reißen!‘

Ich preßte sie heftig an mich; aber sie erhob schmerzlich lächelnd ihr Antlitz: ‚Es hilft dir nicht, Franz; wir müssen doch wieder voneinander!‘

— — Als ich später in meinem Zimmer mit mir allein war, überkam mich ein Schrecken über diesen halbvisionären Zustand; mit halben Gedanken ging ich auf und ab; bald griff ich, als sollte mir daraus eine Offenbarung werden, nach diesem oder jenem medizinischen Buche, das unter den anderen auf dem Regal stand, und setzte es, meist ohne es nur aufgeschlagen zu haben, wieder an seinen Platz; ich fühlte mich plötzlich unsicher gleich einem Neuling. Da flog's mir durch den Kopf: wir hatten noch immer kein Kind; eine Fehlgeburt war am Ende des ersten Ehejahres gewesen und nicht ohne nachbleibende Schwächen überwunden worden — wenn es das, wenn es das erste Zeichen eines neuen Lebens wäre! Der Keim eines solchen wirkt ja oft wunderbar genug in der jungen Mutter. Ich hatte bisher die Kinder nicht vermißt; aber ich war mir wohl bewußt gewesen, daß ich dereinst nach den Nichtgeborenen so sehnsüchtig wie vergebens die Arme ausstrecken würde.

Und so beruhigte ich mich; ich beobachtete dann, ich frug mein Weib; aber sie selber wußte von nichts; ich glaube, sie hatte mich kaum verstanden. Und bald sah auch ich, daß diese Hoffnung eine eitle gewesen sei; außer einem leichteren Ermüden und einer vermehrten Zärtlichkeit zu ihrem Manne bemerkte ich nichts Auffallendes an ihr.

Da eines Tages kamen Schmerzen; nur leichte, vor denen sie selber nicht erschrak; aber der Ort, wo sie hervortraten, wollte mir nicht gefallen. Sie hatte sich ins Bett gelegt, aber sie konnte am folgenden Tage wieder aufstehen. ‚Es war nichts, Franz,‘ sagte sie; ‚nur ein Anflug, und dann war's wohl meine Hasenangst vor Schmerzen!‘

Sie sagte das wohl und war wieder heiter und geschäftig; aber ein paar Wochen später, da ich vormittags in meinem Zimmer bei der Impfliste saß, trat sie zu mir herein, blaß und mit verzagten Augen: ‚Ich muß doch wieder in meine Kissen,‘ sagte sie; ‚mir ist, als wenn mich Unheil treffen sollte.‘

Ich brachte sie nach unserem Schlafzimmer; ich suchte den Grund der sich bald, wenn auch gelinde, einstellenden Schmerzen; aber es wollte mir nicht gleich gelingen. Sie atmete tief auf: ‚Es wird schon besser!‘ flüsterte sie, und nach einiger Zeit: ‚Geh nur hinunter an deine Arbeit; es ist vorbei, du kannst mich ruhig liegen lassen!‘

Und so trieb sie mich fort; aber ich war unfähig, selbst zu der geringfügigen Arbeit, die vor mir lag; eine Furcht vor einem Schrecknis, das sich mir vor Augen stellte, hatte mich ergriffen; ich wanderte rastlos auf und ab. Da wurde an meine Thür gepocht, und ich rief laut ‚Herein!‘ aber es war nur der Postbote, der Briefe und neue Bücher brachte, auch medizinische Zeitschriften, die von mir gehalten wurden, waren darunter. Ich warf die letzteren unangesehen in die große Schublade meines Schreibtisches, wohin sie sonst erst gelangten, nachdem ich das Wesentliche mir herausgelesen hatte.

Es trieb mich wieder hinauf zu meiner Frau. ‚Sind die Schmerzen wieder

da, Elsi?' frug ich; denn an den Kissen sah ich, daß sie unruhig gelegen hatte.

‚Ein wenig,' sagte sie; ‚aber ich fürchte mich noch nicht!'

Doch mir konnte diese Antwort nicht genügen; und wieder glitt die tastende Hand, nicht des Gatten, sondern des Arztes, über den schönen jugendlichen Körper. Plötzlich — es war das erste Mal in meinem Berufe — begann meine Hand zu zittern, und Elsis große erschrockene Augen blitzten in die meinen: ‚Carcinoma,' sprach es in mir; es durchfuhr mich; wie kam das Entsetzliche zu meinem noch so jungen Weibe? Das Leiden galt derzeit in der Wissenschaft für absolut unheilbar; nach leis heranschleichenden, alles Menschliche überbietenden Qualen war stets der Tod das Ende. Ich kannte diese Krankheit sehr genau; und mit Schaudern gedachte ich des letzten grauenhaften Stadiums derselben.

Ich zog die Hand zurück; ich küßte mein armes Weib; dann suchte ich über Gleichgültiges mit ihr zu reden; aber sie lehnte schweigend den Ellenbogen auf den Rand des Bettes, den blassen Kopf in ihre Hand legend, und blickte durch das Zimmer wie ins Leere: ‚Ich kann's nur noch so schnell nicht fassen,' sagte sie, und die Worte kamen ihr fast tonlos von den Lippen; ‚so lang ich von mir weiß, habe ich gelebt und immer nur gelebt — nur vielleicht im Schlaf nicht — — doch ja, auch im Schlaf. — Du weißt es wohl, Franz, du weißt ja so viel: sag mir, wie ist denn der Tod?' Sie hatte die Augen zu mir erhoben und sah mich unruhig fragend an.

‚Möge er uns noch lange fern bleiben!' entgegnete ich; aber mir war die Kehle wie zugeschnürt.

‚Du antwortest mir nicht, Franz!' sprach sie wieder.

— ‚Warum soll ich dir darauf antworten? Was soll der Tod zwischen uns?'

Sie blickte mich durchdringend an, als wollte sie das Innerste meiner Seele lesen: ‚Der will mich!' sagte sie; ‚und bekenn es nur, auch du glaubst, daß ich sterben werde. Ich hab es deinen Augen angesehen!'

Ein Stöhnen wollte sich mir entringen, und in mir sprach es: Sterben? Nur sterben? O, armes Weib, du ahnst nicht, was es dir kosten wird! Laut aber sprach ich: ‚Du bist krank, Elsi, und wir müssen um deine Gesundheit kämpfen!'

Sie wurde totenblaß: ‚Sag nur „um dein Leben", Franz!'

‚Das kannst du in meinen Augen nicht gelesen haben.' — Ich wußte wohl, daß ich sie täuschte; vielleicht hat sie's gefühlt. Sie sprach nicht mehr; sie ergriff meine Hand und ließ sich in die Kissen sinken.

— — Meine äußersten Befürchtungen erfüllten sich; die Schmerzen traten stärker auf, und ich sah mein Weib in Todesqual sich winden, als sie noch nicht die Hälfte ihrer Höhe erreicht hatten.

Fürchte nicht, Hans," unterbrach sich mein Freund, „daß ich Schritt für Schritt mit dir an diesem Leiden entlang gehen werde; ich will dich auch mit ärztlicher Weisheit nicht quälen: es war eine jener Abdominalkrankheiten, die so viele Frauen, wenn auch meist erst in späterem Alter, hinraffen; und bald war der Gipfelpunkt erreicht, wo auch die kühnste Hoffnung sinken mußte.

Wie mit versteinertem Hirn saß ich eines Nachts an ihrem Bett — die Nächte bin ich allzeit allein bei ihr gewesen — ein furchtbarer Schauer war eben wieder einmal vorüber, und wie eine welke Blume lag sie mir im Arm, an meiner Brust; blutlos, ohne alle Schwere des Lebens. Ich wußte, das Beste, was bevorstehen konnte, war ein möglichst balder Tod; ich frug mich: Wie ist es möglich, daß sie noch immer lebt? Wie ein Irrsinn flog es mich an: Ist etwas in ihr, das sie nicht sterben läßt? Aber in mir, und fast höhnisch, sprach es: Du Thor, sie wird schon sterben können! Ein entsetzliches Selbstgespräch, Hans; denn ich liebte sie ja so grenzenlos, so wahnsinnig, daß ich auch jetzt, trotz meines vielgerühmten Scharfsinns, nicht lassen konnte, sie immer wieder über das Menschliche hin-

auszuheben. Nein, nein, es geht zum Ende! sprach ich zu mir selbst; ich lebte in mir durch, was kommen mußte — zuletzt blieb nur die Totenstille und ein großes ödes Haus.

Da hörte ich meinen Namen rufen; ich schrak zusammen; und doch, es war nur ihre Stimme; eine kurze Ruhe, eine Erholung war ihr vergönnt gewesen; und es war nun, als ob ihre Augen sich mühten, liebevoll zu mir aufzublicken. ‚Franz,‘ sagte sie — aber ihre Worte kamen in abgerissenen Sätzen, auch ihre liebe Stimme hätte ich an fremdem Orte nicht erkannt — ‚Franz,‘ wiederholte sie, ‚scheint denn der Mond da draußen?‘

‚Ja, Elsi, sieh nur, durch das Südostfenster fällt es auch hier herein!‘ Ich hob sie ein wenig an mir empor: ‚Siehst du es nun?‘

— ‚Ich sehe; o wie schön!‘

Ich hielt sie noch an mir, es war nicht unbequem für sie. ‚Franz,‘ begann sie wieder, ‚ich dachte nicht, dich wiederzusehen; als die Schmerzen von mir sanken, aber meine Augen noch geschlossen waren, fühlte ich es vor meinem Munde wehen; ich weiß, das war meine Seele, die den Leib verlassen wollte; aber mein Odem, der erwacht war, zog sie wieder zurück — o Franz, hab Erbarmen, ich kann das Furchtbare nicht noch einmal ertragen‘ — ich sah es, wie ein Schauder durch ihren Körper lief — ‚und du weißt es,‘ sprach sie wieder und es klang hart, ‚ich muß doch sterben! Erlöse mich! Du mußt es, Franz! Wenn es wiederkommt, dann ... Du darfst mich nicht tausend Tode sterben lassen!‘ Ihre Hände hatten sich erhoben und streichelten meine Wangen wie die eines flehenden Kindes.

‚Elsi!‘ schrie ich; ‚deine Worte rasen! Was dir so weh macht, das ist nicht der Tod, das ist das Leben!‘

‚Das Leben, Franz? Es war so süß mit dir! Jetzt aber — —‘

Ich wiegte langsam meinen Kopf; ich bat: ‚Sprich nicht mehr so, geliebte Elsi!‘

Aber sie warf sich herum und rang ihre mageren Händchen: ‚Er will nicht!‘ schrie sie; ‚er will nicht! O Gott, so sei du mir endlich gnädig!‘

Schon sah ich sie aufs neue den unsichtbaren Folterern verfallen, da fühlte ich, daß sie meinen Kopf zu sich herabzuziehen suchte, und als ich mich zu ihr beugte, sah ich in ihr altes geliebtes Antlitz. ‚Du,‘ sagte sie, und es war noch einmal der liebe Laut wie aus vergangenen Tagen, ‚glaubst du, daß die Toten von den Lebenden getrennt sind? O nein, das ist nicht. Solange du mich liebst, kann ich nicht von dir; du weißt, ich kann's ja gar nicht; nicht wahr, du weißt es? Ich bleibe bei dir, du hast mich noch; und wenn deine leiblichen Augen mich auch nicht sehen, was thut's, du trägst mein Bild ja in dir; du brauchst dich nicht zu fürchten! Küß mich, küß mich jetzt noch einmal, mein geliebter Mann; noch einmal deinen Mund auf meinen! — — So, nun nicht mehr! Nun, wenn es da ist, thu, warum ich dich gebeten habe! In dem kleinen Fache deines Schrankes — du hast ja Zaubertränke, daß der Leib ohn Zucken einschläft!‘

So ging es fort; lange, bestrickend, verwirrend. O Hans, ich kann dir all die Worte nicht wiederholen; sie enthielten alle nur eine Bitte: die um den Tod von ihres Mannes Hand, der leider ein Arzt war.“

Ich hatte in namenloser Spannung zugehört. „Und du, Franz?“ rief ich.

„Ich, mein Freund?“ entgegnete Franz. „Ich vermochte ihr nicht zu antworten; es war auch kaum, als ob sie das erwarte; ich umschloß sie nur immer fester mit meinen Armen; wenn ich es heut bedenke, mir ist, ich hätte sie erdrücken müssen. Aber ihre Worte kamen allmählich immer langsamer, und ich fühlte es plötzlich, ich hielt nur noch eine Schlafende in meinen Armen. Ich legte sie aufs Bett, und endlich schien der Morgen durch die Fenster; und als, noch in der Frühdämmerung, die Wärterin eintrat, ließ ich sie am Bette niedersitzen und ging, wie schon in mancher Frühe, in mein Zimmer hinab, wohin die

Magd mein einsames Frühstück gestellt hatte.“

— — Franz hatte sich zurückgelehnt, als sei ein Augenblick der Ruhe eingetreten; ich atmete tief auf; ein „Gott sei gedankt!“ entfuhr mir.

Franz sah mich finster an. „Spar das fürerst!“ sagte er hart. „Ich bin noch nicht zu Ende.

Mein Weib hatte recht: in meinem Schranke war ein dreimal verschlossenes Fach; dreimal, denn der Hauch des Todes war darin geborgen. Ohne eine Absicht, nur, als müsse es so sein, öffnete ich die Schlösser und nahm nach langer Musterung von den kleinen sorgfältig verschlossenen Krystallfläschchen, welche darin nebeneinander standen, das kleinste an mich; ebensolange hielt ich es gegen den Tag und betrachtete, ich kann nicht sagen, ob gedankenvoll oder gedankenlos, die wenigen wasserklaren Tropfen, welche kaum darin zu erkennen waren; ein Nichts, ein furchtbares Nichts. Dann steckte ich es zu mir; ich dachte mir noch kaum etwas dabei. Aber — — laß mich nichts von diesem Tage sagen! Was ich nie gekannt hatte, ich fühlte mein Herz unruhig werden, es schlug mir bis in den Hals hinauf; immer wieder fuhr meine Hand von außen an die Tasche, worin das Fläschchen steckte, als wolle sie sich versichern, ob es noch vorhanden sei; dann wieder, so winzig es war, kam mir die Empfindung, als sei es mir unbequem, als ob es mich drücke, und ich steckte es in die andere Tasche — o Hans, ich glaube heut, es war mein bös Gewissen, das mich drückte; aber daran dachte ich damals nicht. Ich hatte persönlich jeder Praxis für die nächste Zeit entsagt und alles meinem Assistenten aufgeladen, der, so gut es gehen wollte, damit fertig wurde. Daher frug niemand nach mir; ich hatte nach außen hin nichts zu thun. Aber was ich an anderen sonst getadelt, ja gehaßt hatte, heute kam es über mich selbst: ohne eigenen Willen und ohne das Maß der Einsicht der Zukunft anzulegen, ließ ich mich den Dingen, die da kommen würden, entgegentreiben; mit Gewalt nur unterdrückte ich meine kaum zu dämpfende Erkenntnis. Du glaubst mir, daß ich dabei keine Ruhe fand; bald war ich im Garten, bald am Bette meiner Frau; dann wieder unten in meinem Zimmer. Endlich — endlich neigte sich der lange Tag; die Schatten fielen.

Ich ging in unser Schlafgemach, wo Elsi noch ihr Lager hatte und es auch behielt; die Wärterin stand an ihrem Bette und ordnete ihr blondes Haar, das bei der Unruhe der Kranken sich verwirrt hatte; aber bei meinem Eintritt warf Elsi ihr Haupt herum und wandte ihr schönes Leidensantlitz zu mir. ‚Es ist gut, Frau Jans! Lassen Sie nur!‘ sagte sie hastig, und dann zu mir: ‚Bleib bei mir, Franz! Du — aber ganz allein!‘ und sah mich mit ihren wie in schmerzlichem Abschied glänzenden Augen an.

Die Wartefrau hatte ein krankes Kind zu Haus; ich sandte sie fort bis auf die gewohnte Morgenstunde. — Als wir allein waren, setzte ich mich, wie ich pflegte, auf den Rand des Bettes und nahm ihr Haupt an meine Brust. Sie drückte sich sanft an mich heran: ‚O Franz, wie ist es gut, bei dir zu sein!‘ Wir sprachen nicht; es war noch eine lange, glückliche Stunde; auch mein Herz begann wieder ruhig zu schlagen.

Da schrie sie plötzlich auf; wie von Dämonen, die aber kein sterblich Auge sah, fühlte ich ihren Leib in meinen Armen geschüttelt; mir war's, als wollten sie die Seele heraus haben und als könnten sie es nicht. ‚Franz, o Franz!‘ Das war noch ein letztes Wort; dann versagte ihr die Stimme, selbst der erlösende Schrei zerbrach vor den zusammengebissenen Zähnen. Da warf sie mit Gewalt ihr Haupt empor — ich habe nirgend sonst, nie ein so von Qual verzerrtes Menschenantlitz gesehen; nur aus den Augen, und flüchtig wie ein schießender Stern, traf jetzt ein Blick noch in die meinen — ein Blick zum Rande voll von Verzweiflung und heißer verlangender Bitte. Sie mühte sich, ein Wort zu sagen; sie konnte es nicht, und die Anfälle kamen immer wieder. Ich

war wie niedergeworfen von all den holden Geistern des Lebens: Liebe, Mitleid und Erbarmen waren dem Hülflosen zu furchtbaren Dämonen geworden; mir war, ich sei ein Nichts und nur bestimmt, das Elend anzuschauen; da — fühlte ich plötzlich, daß ich das Fläschchen in meiner linken Hand hatte. Es durchfuhr mich; ich hatte mein Weib noch immer in den Armen. Dann kam ein Augenblick ..."

Der Erzähler stockte. „Franz," schrie ich, „Franz, du hast dein Weib getötet!"

Er hob die Hand: „Still!" sagte er; „ich will das Wort nicht scheuen: ich habe sie getötet. Aber damals erschreckte es mich nicht; ging doch das Leid zu Ende! Ich fühlte, wie das junge Haupt an meine Brust herabsank, wie die Schmerzen sanken; noch einmal wandte sich ihr Antlitz, und — es mag ja Täuschung gewesen sein; mir aber war es, als säh ich in das Antlitz meines Nachtgesichts, wie es einstmals verschwindend von mir Abschied nahm; jenes und meines Weibes Züge waren mir in diesem Augenblicke eins.

Die Zeit meiner Jugend überkam mich; das Abendrot brach durch die Scheiben und überflutete sanft die Sterbende und alles um sie her. Und nun jenes hörbare Atmen, das ich bei anderen nur zu oft gehört hatte; ich neigte mein Ohr an ihre Lippen; es war keine Täuschung, und noch in meiner letzten Stunde werd ich es hören: ‚Dank, Franz!' — dann streckten diese jungen Glieder sich zum letztenmal."

Franz schwieg; er hatte schon vorher seinen Sofaplatz verlassen und sich einen Stuhl mir gegenüber hergeschoben. Ich hörte, wie in einem Bann befangen; aber ich unterbrach ihn nicht mehr, ich wartete geduldig.

„Wie lange ich so gesessen," begann er nach einer Weile wieder, „die Tote in meinen Armen, weiß ich nicht; nur eines entsinne ich mich: es mag noch vor dem Dunkelwerden gewesen sein, da war mir, als höre ich aus dem anstoßenden Wohnzimmer leise Schritte über den Teppich gegen unsere Thür kommen; als sie sich ohne Anpochen öffnete, sieht unserer Freundin, Frau Käthes, teilnehmendes Antlitz in das Zimmer; sie pflegte jeden Nachmittag der Kranken Trost und Erquickung zu bringen. Aber diesmal kam sie nicht; ich sah plötzlich, daß die Thür wieder geschlossen war, und hörte ein herzbrechendes Schluchzen durch das Wohnzimmer sich entfernen. Die Gruppe, welche der Lebendige und die Tote miteinander machten, hatte ihr die Vernichtung meines Hauses kund gethan.

Ich saß noch lange ohne Regung; dann aber, als ich fühlte, daß es dunkel um mich her war und nur der Mondstreifen, welcher noch gestern Elsis lebendiges Herz erfreut hatte, wieder durch das Südostfenster hereinfiel, ließ ich den Leichnam aus meinen Armen auf das Bett sinken und verließ das Zimmer, das ich hinter mir verschloß. Mir ist noch genau erinnerlich, daß ich das Gefühl hatte, als ob ich auf Stelzen gehe, als seien meine Glieder nicht die meinen. So befand ich mich nach kurzer Zeit im Garten; mir war, als müßte sie dort sein, da sie nicht mehr im Hause war. Ich ging zwischen den Rasen, zwischen den Tannen; bald im Schatten, bald fiel das Mondlicht auf die Steige; mitunter fuhr ein Nachtwind auf und führte eine Schar von fallenden Blättern durch die Luft; weiße Scheine lagen hier und da auf Bänken oder Büschen; aber von ihr war keine Spur, eine totenstille Einsamkeit war auch hier um mich herum. Mich schauerte, als ich laut und dann noch einmal ihren Namen rief. Ich wollte, ich mußte noch eine Lebensäußerung von ihr haben; für das, was ich ihr gethan hatte, waren auch ihre letzten Worte mir nicht genug. Ich stand und hielt den Atem an, um auch den kleinsten Laut nicht zu verlieren; aber nichts kam zurück, nichts, was ich mit den Sinnen fassen konnte; was ich besessen hatte — das hatte ich gehabt, das war im sicheren Lande der Vergangenheit; das Sausen in den Tannen, der dumpfe Rabenschrei, der aus der Luft herabscholl, gehörten nicht dazu. Da — ich entsinne mich dessen noch deut-

lich — fühlte ich etwas um meine Füße streichen, sich leise an mich drängen. Als ich hinabblickte, sah ich, daß es die arme weiße Katze war; sie ringelte den Schwanz und mauzte kläglich zu mir herauf. ‚Suchst du sie auch?‘ sagte ich. Dann hob ich das Tier auf meinen Arm und ging mit ihm dem Hause zu.

Die Nacht saß ich bei ihr, die ich getötet hatte; keine Lampe brannte; es war ganz finster in dem Zimmer; in meiner Hand hielt ich eine andere; sie war schon kalt, sie wurde immer kälter, ich konnte es nicht ändern, und als es Morgen wurde, fühlte ich es bis ins Herz hinein. Da kam mir der Gedanke, ob denn der Tod nicht ansteckend sei; aber es war nicht; es war überhaupt auch sonst nichts, gar nichts; nur ihr geliebtes Haupt lag still und friedlich auf dem Kissen.“

* *
*

Mein Freund war aufgestanden und sah wie abwesend aus dem Fenster in den traurigen Hof hinaus, nicht achtend, daß die Dohle wieder mit ihren schwarzen Flügeln gegen die Scheiben schlug. Aber ihr Krächzen nach neuem Futter war diesmal umsonst; ihr Herr setzte sich mir wieder gegenüber und sah mich lange an, als ob er mich bemitleide.

„Armer Hans,“ begann er dann aufs neue, „mein Bericht ist auch jetzt noch nicht am Ende, denn ich selbst bin noch immer übrig, und im Herbste jährt es sich zum drittenmal, seit das geschah, was ich dir erzählt habe.

— — Elsi war begraben; die Kirchhofserde bedeckte den furchtbaren Prozeß, den die Natur einmal an allem übt, das sie einst selbst hervorgebracht hatte. Wie mir zu Mute war? — Von Laien war mir oft gesagt, daß sie einen starken Seelenschmerz an einer bestimmten Stelle ihres Körpers nachempfänden, und es ist ein Korn Wahrheit in diesen Worten; bei mir aber war es nur ein dumpfer Schreck, der sich eingenistet hatte, wo andere den Schmerz um ihre Toten zu empfinden meinten — und, wenn du willst, so ist das noch heut mein körperliches Leiden. Ich sagte mir wohl, es sei jetzt Zeit, meine Praxis wieder aufzunehmen, die sonst mir selber vorbehaltenen Kranken wieder zu besuchen, zumal ich sah, daß mein junger Gehülfe es nur auf Kosten seiner Gesundheit fertig brachte. Aber eine panische Furcht ergriff mich, wenn mir der Gedanke kam; ich scheute mich vor den Menschen, ich vermied sie und lebte wie ein Einsiedler eine Woche nach der anderen, nur in meinem Haus und Garten; in letzterem selbst dann noch, als der Winter ihn mit Reif und Schnee beladen hatte. Und niemand störte mich in dieser Vereinsamung; mein junger Mann that schweigend seine Pflicht, weit mehr als dies; meine alten Patienten mochten Mitleid mit mir haben und auch wohl denken, der Doktor stehe doch unsichtbar hinter seinem Assistenten; einzelnen der jungen Frauen oder Mädchen mochte auch vielleicht der hübsche Junge zusagen; wenigstens holte er sich gleich darauf aus diesen Kreisen eine Braut. Da aber mußte es geschehen, daß eine arge Seuche auf die Stadt und zumal auf unsere Jugend fiel; ein altes Übel, das aber nach manchen Jahren jetzt wieder auftauchte. Bei Beginn desselben war es, daß eines Morgens der Finger meines jungen Hausgenossen bescheiden an die Thür meines Zimmers pochte.

‚Ich möchte nicht stören, Herr Doktor,‘ sagte er bei seinem Eintritt; ‚aber Sie werden es auch selbst wünschen, daß wir in der Behandlung dieser unerwarteten Krankheit übereinstimmen.‘

Ich sah ihn überrascht an; ich wußte nichts von einer neuen Krankheit.

‚Verzeihen Sie,‘ sagte der junge Mann verlegen, indem er den nach allerlei mitspielenden Nerven konstruierten Namen nannte, ‚mir ist sie bisher in praxi noch unbekannt geblieben; sie ist plötzlich hier erschienen, und es sind schon Todesfälle nach kürzestem Verlaufe vorgekommen.‘

Ich wußte zwar von dieser Krankheit, aber auch mir war sie weder auf Universitäten noch später vorgekommen; sie war heillos in der Schnelligkeit, womit

sie ihre Opfer packte. Ich raffte mich zusammen, wir verhandelten, wir lasen, zumal auch in den älteren Praktikern, die aus ihrer Zeit das Übel durch Erfahrung kannten und deren feine Beobachtung bei geringen Hülfsmitteln mir immer Achtung eingeflößt hatte. So kamen wir zu bestimmten Schlüssen und zur Feststellung eines einzuschlagenden Verfahrens. Als er sich entfernen wollte, sah ich ihm zum erstenmal voll ins Antlitz. ‚Aber was ist Ihnen?‘ frug ich; ‚sind Sie krank?‘

Er schüttelte den Kopf: ‚Das ist nur von der Nachtunruhe in den letzten Tagen.‘

Ich streckte ihm erschrocken meine Hand entgegen: ‚So verzeihen Sie mir, daß ich über die Tote den Lebenden vergessen habe.‘

Aber ihm sprangen die Thränen aus den Augen: ‚Verzeihen?‘ stammelte er; ‚ich selber kann Ihre Tote nicht vergessen, wie sollten Sie es können!‘

Der brave Junge; Elsi war immer wie eine Schwester gegen ihn gewesen; und — wenn er meine Praxis erbte, ich hätte nicht viel dagegen! — Nein,“ fügte er hinzu und streckte abwehrend seine Hand nach mir, „unterbrich mich nicht! Ich kann jetzt nicht davon reden. — —

Als mein Assistent sich entfernt hatte, fühlte ich eine Unruhe in mir, die mich dies und jenes anzufassen trieb; so kam ich auch über die Schublade, in der meine medizinischen Zeitschriften lagen. Es war ein ganzer Haufen, und ich begann die einzelnen Hefte nach ihrer Ordnung zusammenzusuchen; vielleicht dachte ich gar daran, sie zum Binden fortzuschicken; zugleich blätterte ich und las die Überschriften und den Beginn von einzelnen Artikeln. Da fielen meine Augen auf eine Mitteilung, die mit dem Namen einer unserer bedeutendsten Autoritäten als Verfasser bezeichnet war, eines Mannes, der sich nur selten gedruckt vernehmen ließ. Ich warf mich mit dem Heft aufs Sofa und begann zu lesen und las immer weiter, bis meine Hände flogen und ein Todesschreck mich einem Beilfall gleich getroffen hatte. Der Verfasser schrieb über die Abdominalkrankheiten der Frauen, und bald las ich auf diesen Blättern die Krankheit meines Weibes, Schritt für Schritt, bis zu dem Gipfel, wo ich den zitternden Lebensfaden selbst durchschnitten hatte. Dann kam ein Satz, und wie mit glühenden Lettern hat er sich mir eingebrannt: ‚Man hat bisher‘ — so las ich zwei- und dreimal wieder — ‚dies Leiden für absolut tödlich gehalten; ich aber bin im stande, in nachstehendem ein Verfahren mitzuteilen, wodurch es mir möglich wurde, von fünf Frauen drei dem Leben und ihrer Familie wiederzugeben.‘

Das übrige las ich nicht; meine Augen flogen nur darüber hin. Es war auch so genug; der Verfasser jenes Satzes war mein akademischer Lehrer gewesen, zu dem ich damals, und auch jetzt noch, ein fast abergläubisches Vertrauen hatte.

Ich blätterte bis zu dem Umschlage des Heftes zurück und las noch einmal den Monatsnamen, der darauf gedruckt stand; es war unzweifelhaft dasselbe, welches ich vierzehn Tage vor Elsis Tod dem Postboten abgenommen und dann ahnungslos in die Schublade geworfen hatte. — Lange lag ich, ohne die auf mich eindringenden Gedanken fassen zu können. Er hat es gesagt! — das ging zuerst in meinem Kopf herum; er ist kein Schwindler, auch kein Renommist. — — ‚Mörder!‘ sprach ich zu mir selbst, ‚o allweiser Mörder!“

Wo ich an dem Rest des Tages mich befand, wie er zu Ende ging, ich kann es dir nicht sagen. Es war am Ende eine alltägliche Geschichte; man konnte sie alle Monat und noch öfter in den Zeitungen lesen: ein Mann hatte Weib und Kinder, ein Weib hatte ihre Kinder umgebracht; verzweifelnde Liebe hatte ihre wie meine Hand geführt. Aber ich hatte in meinem Hochmut diese Väter und Mütter bisher verachtet, ja gehaßt; denn das Leben, dem gegenüber sie verzagten, mußte trotz alledem bestanden werden; sie waren feige gewesen, und ich gönnte ihnen Beil und Block, dem sie verfallen waren; ich selbst, ich hatte nur nachgedrückt auf die Sense des Todes, die ich mit der Hand zu füh-

len glaubte, damit sie auf einmal töte, nicht nur in grausamem Spiel zuvor erbarmungslos verwunde. Jetzt aber zeigte mir ein alter Lehrer, daß sie gar noch nicht vorhanden war und daß nur meine eigene gottverlassene Hand mein Weib getötet hatte. — Glaub aber nicht, es sei mir in den Sinn gekommen, mich den Gerichten zu übergeben und nach dem Strafrecht mein Verbrechen abzubüßen; nein, Hans, ich bin ein zu guter Protestant; ich weiß zu wohl, weder Richter noch Priester können mich erlösen; mein war die That, und ich allein habe die Verantwortlichkeit dafür; soll eine Sühne sein, so muß ich sie selber finden. Überdies — bei dem furchtbaren Ernst, in dem ich lebte, erschien's mir wie ein Possenspiel, wenn ich mich auf dem Schafott dachte.

— — Zum Unglück, oder soll ich sagen zum Glück, trat an jenem Abend auch noch Freund Lenthe zu mir ins Zimmer, den ich seit dem Begräbnis nicht gesehen hatte. ‚Was treibst du?‘ rief er mir zu; ‚ich mußte doch endlich einmal nachsehen!‘

Ich reichte ihm die Hand; aber als er in mein Gesicht sah, mochte er freilich wohl erschrecken. ‚Du siehst übel aus,‘ sagte er ernst, ‚als ob du dein Leben ganz der Toten hingegeben hättest. Das ist Frevel, Franz! Die Stadt draußen ist in Not und Schrecken um ihre Söhne und Töchter, und du, der sonst der Helfer war, sperrst dich ab in deinem Hause und läßt von deinem eigenen Gram dich fressen!‘

So fuhr er eine Weile fort; aber seine Reden gingen über mich weg; was er sprach, klang mir wie Unsinn, ‚Blech‘, wie wir zu sagen pflegten. Freilich, wer immer zu mir hätte reden mögen — es wär wohl ebenso gewesen; denn ich hatte das Verhältnis zu den Menschen verloren; mein Innerstes war eine Welt für sich. — Als ich endlich sagte, daß ich mit meinem Assistenten am Nachmittage eine Konferenz gehalten, daß wir in dieser über die Behandlung der neuen Krankheit uns vereinbart hätten, wurde er ganz beruhigt. ‚Und nun komm mit zu uns,‘ sagte er, indem er seine Uhr zog, ‚zu meiner Frau und zu unserer Theestunde; da wirst du morgen frischer in die Praxis gehen!‘

Mit seinen herzlichen Worten überwand er allmählich meinen Widerstand; ich folgte ihm mechanisch; als wir aber in das Haus traten, durchschütterte mich der Klang der Thürglocke, ich hätte fast gesagt, als läute das Armensünderglöcklein über mir; es war zum erstenmal, daß ich seit Elsis Sterben ihren Klang vernahm.

Wir gingen in die helle warme Stube, und ich hörte deutlich die Theemaschine sausen. ‚Gottlob, daß wir Sie endlich wiederhaben!‘ sagte Frau Käthe, herzlich mir entgegenkommend, und drückte meine Hand.

Ich nickte: ‚Ja, liebe Freundin, wir drei sind wiederum zusammen.‘

‚O nein,‘ erwiderte die gute Frau, ‚so dürfen Sie nicht sprechen — die diese Zahl so lieblich einst durch sich vermehrte, sie ist noch mitten unter uns; sie war keine, die so leicht verschwindet.‘

Ich setzte mich stumm auf meinen alten Sofaplatz; aber es war jetzt trübe auch im Haus der Freunde; die Worte, die sie über Elsi sprachen, auch die tiefempfundensten, und gerade die am meisten, sie quälten mich; ich kam mir herzlos und undankbar vor; aber ich konnte nichts darauf erwidern.

* *
*

Am anderen Tage war ich zum erstenmal wieder in der Praxis und kassierte die entsetzlichen Beileidsreden meiner Patienten ein, von denen einige mich dazu mißtrauisch von der Seite ansahen, ob ich denn noch ihnen würde helfen können. Der neuen Krankheit traten wir mit Glück gegenüber, wenigstens so unerwartet schnell, wie sie gekommen, so rasch war die Epidemie nach einiger Zeit verschwunden.

— — Ich sagte dir schon, wenn wieder der Herbst kommt, sind es drei Jahre seit Elsis Tod. Ich habe aus diesem Zeitraum nur noch eines mitzuteilen; das übrige ging so hin, ich that, was ich mußte

oder auch nicht lassen konnte, aber ohne Anteil oder wissenschaftlichen Eifer. Mein Ruf als Arzt, wie ich mit Erstaunen wahrnahm, war noch im Steigen.

Also vernimm noch dieses eine; dann werden wir da sein, wo wir uns heut befinden."

„Sprich nur!" sagte ich, „ich kann jetzt alles hören."

„Nein, Hans," erwiderte er, „es ist doch anders, als du denkst! — — Es mag vor reichlich einem Vierteljahr gewesen sein, als ich zu einer mir nur dem Namen nach bekannten Frau Etatsrätin Roden gerufen wurde; die Magd, die das bestellte, hatte hinzugefügt, gebeten werde, daß ich selber komme.

Da ich annahm, daß der Fall von einiger Bedeutung sei, ging ich kurz danach in das Haus, welches die verwitwete Dame allein mit einer Tochter bewohnte. Ein junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren kam mir bei meinem Eintritt entgegen; frisch, aufrecht, ein Bild der Gesundheit. ‚Fräulein Roden?' frug ich aufs Geratewohl; und sie nickte: ‚Hilda Roden!' fügte sie hinzu.

Dann stellte ich mich als Doktor Jebe vor.

‚O, wie gut von Ihnen,' rief sie, ‚daß Sie selber kommen!'

‚Glaubten Sie das nicht?'

‚Ich wußte nicht, wie Sie es damit halten,' sprach sie; ‚aber nun freue ich mich; wir Frauen dürfen nicht zuviel verlangen!'

— ‚Sind Sie so überaus bescheiden?' frug ich und blickte das hübsche Mädchen mit etwas festeren Augen an.

Ein leichtes Rot überzog sekundenlang ihr Antlitz; sie schloß ihre weißen Zähne aufeinander und schüttelte so lebhaft den Kopf, daß der dunkle Zopf, der ihr im Nacken hing, zu beiden Seiten flog; und dabei zuckte aus den braunen Augen, die je zur Seite des feinen Stumpfnäschens saßen, ein fast übermütiges Leuchten. Doch war das nur für einen Augenblick. ‚O nein,' sagte sie plötzlich ernst; ‚ich wünschte nur so lebhaft, daß Sie selber kämen, und zitterte doch, Sie würden es nicht thun; denn meine Mutter, ich fürchte, sie ist recht krank, und sie mußte doch den besten Arzt haben!'

‚Vertrauen Sie diesem Arzte nicht zu sehr!' erwiderte ich.

‚O doch!' Und damit war sie fort; aber nach kurzer Weile, während ich, in meine Teilnahmlosigkeit zurückgefallen, das Muster der Tapete studiert hatte, sah schon ihr junges Antlitz wieder durch die geöffnete Thür des anliegenden Zimmers. ‚Meine Mutter läßt bitten!' sprach sie.

Dann stand ich am Krankenbett. ‚Mein gutes Kind,' sagte die noch fast jugendliche Dame, die den Kopf aus ihren Kissen hob, ‚hat Sie selber herbemüht; doch hoffe ich, Sie werden das Übel kleiner finden als die Sorge meiner Tochter.'

Ich begann dann mein Examen, beschäftigte mich näher mit der Kranken und fand am Ende, daß ich dasselbe Leiden wie bei Elsi vor mir hatte. Und gerade hier sollte ich es selber sein! — Eine Finsternis schien über mich zu fallen, und wirre Gedanken, wie ich mich losmachen und ferner dennoch meinen Assistenten schicken könne, kreuzten durch meinen Kopf; als ich dann aber in die erschreckten Augen der Tochter sah, die unbemerkt mir näher getreten war, wurde plötzlich alles anders: ich allein, sagte ich mir, sei der Arzt für diesen Fall, und mein Gehirn war nach langer Zeit zum erstenmal im selben Augenblicke schon beschäftigt, sich die Art der verzweifelten Kur zurecht zu legen. Ob die Hülflosigkeit der Kindesliebe oder ob Anmut und Jugend diese Sinnesänderung bewirkten, ich weiß es nicht.

Als ich mit dem jungen Mädchen wieder in das Wohnzimmer getreten war, sah ich ihre Erregung an dem Zittern ihrer Lippen. ‚Darf ich Sie fragen,' sagte sie stammelnd — ‚Ihre Augen wurden vorhin mit einemmal so finster — steht es so schlimm mit meiner Mutter?'

Ich besann mich einen Augenblick: ‚Es ist eben eine ernste Krankheit,' entgegnete ich; ‚aber was Sie in meinem Antlitz etwa gelesen haben, war nur ein Wiederschein aus der eigenen Vergangenheit.'

Sie schien verwirrt zu werden: ‚Verzeihen Sie mir,‘ sagte sie, und ein flüchtiger Blick ihrer Augen traf in die meinen, ‚daß ich aufs neu daran gerührt habe; man denkt bei dem Arzt nur zu selten daran, daß er auch selber leiden könne.‘

Mir war, als flösse aus diesen einfachen Worten ein Strom von Mitleid zu mir herüber; so warm war ihre Stimme.

Ich ging unter dem Versprechen, mich am anderen Vormittag zeitig wieder einzustellen; halb in erneutem Weh, doch auch, als hauche mir ein milder West ins Antlitz. Nicht ohne Scheu holte ich, zu Hause angekommen, das erwähnte Heft aus meiner Schublade und studierte den Artikel meines einstigen Lehrers. Das von dem Verfasser angewandte Verfahren bestand in einer Operation, die im Falle des Gelingens — das war einleuchtend — eine vollständige Heilung, aber widrigenfalls und, wie ich fürchtete, ebenso oft einen schnellen Tod würde bringen können; denn freilich, das erkrankte Organ mußte mit dem Messer völlig entfernt werden. Doch wie es immer sein mochte, ich durfte nicht zurückstehen! Der Tod — ich konnte nicht zweifeln — war ohne diese furchtbare Kur auch hier gewiß; auf der anderen Seite aber stand das Leben, und nur eine gütige Absicht der Natur wurde vernichtet, auf die es hier schon nicht mehr ankam. Das noch kräftige Alter meiner Patientin und ihre sonst günstige Organisation ermutigten mich noch mehr. Ich war entschlossen, gleich am anderen Vormittage der Kranken diesen schweren und mir noch zweifelhaften Schritt zur Rettung vorzuschlagen.

Doch bevor ich dazu kam, am Morgen in der ersten Frühe schon, wurde ich zu der Etatsrätin gerufen. Ich fand die Tochter allein bei ihr; blaß, aber hoch aufgerichtet hielt sie die Mutter in ihren Armen; so hatte Elsi dereinst an meiner Brust gelegen. ‚Der Anfall ist vorüber,‘ sagte das Mädchen, indem sie die Kranke sanft auf ihre Kissen legte, um mir den Platz am Bette zu überlassen.

Sie hatte recht, und die Schmerzen mußten stark gewesen sein. ‚Aber wo ist Ihre Wärterin?‘ frug ich.

Ein Zucken flog um den Mund des Mädchens: ‚Ich denk, sie hat im ersten Schreck die Flucht ergriffen,‘ sagte sie; ‚sie wollte, ich weiß nicht was, aus ihrer Wohnung holen; aber sie wird nicht wiederkommen.‘

— ‚Und da sind Sie allein geblieben?‘

‚Ich blieb allein bei meiner Mutter; ich werde es auch späterhin schon können!‘

Aber die Kranke hob sich auf in ihrem Bette: ‚Hör, Hilda,‘ sagte sie mit schwerer Stimme, ‚ich will, wenn ich gesund werde — und Gott und unser Doktor werden dazu helfen — nicht gleich ein krankes Kind zu pflegen haben; helfen Sie mir, Herr Doktor; ich kenne den Eigensinn der Liebe in diesem jungen Kopfe.‘

Ich beruhigte die Frau und versprach, dieser Liebe zum Trotz eine festere Wärterin zu besorgen; aber nur mit Mühe wurde der Opfermut der Tochter besiegt. Ich verließ die Kranke für jetzt, mit dem Versprechen, am Nachmittage wieder nachzusehen, und war mit der Tochter dann allein im Wohnzimmer. ‚Fräulein Hilda,‘ sagte ich; ‚ich weiß jetzt, Sie sind stark; ich kann es Ihnen schon jetzt sagen, mit Ihrer Mutter werde ich heute nachmittag reden, wenn sie von ihrer schlimmen Nacht sich etwas erholt hat —‘

Sie unterbrach mich und sah mich mit ihren großen Augen fast zornig an. ‚Was ist?‘ rief sie, ‚um Gottes willen, was haben Sie vor?‘

‚Sie müssen ruhig sein, Sie müssen mir helfen, Fräulein Hilda,‘ sagte ich; ‚so schwer es sein mag, ich weiß, Sie können es.‘ Und dann eröffnete ich ihr, welches Leid, welche Gefahr, doch auch welche Hoffnung für ihre Mutter da sei.

Sie stand atemlos, mit zitternden Lippen vor mir. Als ich ausgesprochen hatte, stürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen. ‚Muß es denn sein?‘ frug sie noch.

‚Es muß,‘ erwiderte ich.

Dann fühlte ich einen kräftigen Druck ihrer Hand in der meinen. ‚Ich vertraue Ihnen,‘ sagte das Mädchen; ‚Sie

sind so gut; ich will auch nicht wieder weinen — ach, hilf uns, lieber Gott!'

‚Ja, Hilda,' erwiderte ich, ‚möge er uns helfen; aber wir selber stehen doch in erster Reihe.'

Sie ließ ihre Augen auf mir ruhen: ‚Kommen Sie nur heut nachmittag,' sagte sie, ‚ich werde, was ich kann, für meine Mutter thun.'

— — Als ich dann wiederkehrte, fand ich die neue Wärterin schon dort; Hilda saß am Bette ihrer Mutter; sie schienen bei meinem Eintritt von ernster und inniger Unterhaltung abzubrechen. Meine Kranke war sichtlich von einer neuen Erregung ergriffen; aber sie reichte mir ihre heiße Hand, und ich fühlte einen leisen Druck und sah ein schmerzliches Lächeln um ihren noch immer schönen Mund.

‚Ich bin durch Hilda schon von allem unterrichtet,' sagte sie, ‚und bereit, mich dem, was Sie für nötig achten, zu unterwerfen. Wenn hier der Tod ist und dort das Leben sein kann, so muß ich für mein Kind das Leben suchen, so schwer es zu erreichen sein mag.'

Die Tochter hatte ihren Arm um die Mutter geschlungen und drückte ihr braunes Köpfchen, wie um es zu verbergen, gegen deren Nacken; nur ich mochte es gesehen haben, daß ein paar große Thränen ihr wie widerwillig aus den Augen sprangen.

Aber ich mußte ihr dankbar sein, sie hatte mir die schwere Eröffnung abgenommen, und meine Kranke hatte ich gefaßt gefunden. Ich will es kurz machen, Hans — die furchtbare Operation ging einige Tage später nach sorgfältigster Vorbereitung, unter Zuziehung meines Assistenten und eines besonders geschickten jüngeren Arztes aus einer Nachbarstadt, nach den Gesetzen unserer Wissenschaft vorüber; Hilda — das hatte ich ausbedungen — durfte nicht zugegen sein; aber in allem, was sie außerdem zu leisten hatte, war sie, wenn auch totenblaß, das feste zuverlässige Mädchen, worauf ich gerechnet hatte.

Und so blieb es; unter ihrer zugleich liebevollen und strengen Pflege ging die Heilung wider mein Erwarten und — trotz des furchtbaren Vergleiches — ich kann dennoch sagen: zu meiner Freude, rasch von statten, so daß mir bald die Aussicht auf Genesung sicher wurde und, bei dem rechtzeitigen Eingreifen, auch die Furcht vor einem Rückfall immer mehr zurücktrat. Von der Wärterin erfuhr ich freilich, daß Fräulein Hilda zwar noch ihre Schlafkammer oben im Hause habe, aber gegen die Nacht, wenn das Befinden der Mutter ihr das geringste Bedenken errege, von dem Stuhl an deren Bett nicht fortzubringen sei; die unruhigen Augen nach der Kranken, verbringe sie dort die Nacht in halbem Schlummer, und erst bei Anbruch des Morgens schleiche sie fröstelnd für ein Stündchen nach der eigenen Kammer.

Ich sah wohl, daß das Mädchen bleicher wurde, je mehr die Mutter sich erholte; und so eines Tages, als sie mich wieder aus dem Krankenzimmer geleitet hatte, faßte ich ihre Hand, und während ihre schönen verwachten Augen zu mir aufsahen, sprach ich und war selbst nicht ohne tiefere Bewegung: ‚Von heut an, Fräulein Hilda, sollen Sie ruhig in Ihrem Bette schlafen; ich stehe Ihnen dafür, Ihre Mutter ist gerettet.'

Wie durch ein Wunder erhellte sich bei diesen Worten ihr junges Antlitz; in Wahrheit, sie war plötzlich wunderschön geworden. ‚Gerettet?' frug sie noch halb in Zagen; ‚o Gott, gerettet!' — Dann noch ein paar tiefe Atemzüge, und ein entzückendes Lachen, als ob's die Brust nicht bergen könne, brach aus ihren Lippen. ‚Gerettet!' wiederholte sie noch einmal. ‚O, Doktor, mir ist, als trüg ich plötzlich einen Rosenkranz! Aber Sie' — und ihre Augen sahen mich wie heftig flehend an — ‚gleich einer Trauerkunde haben Sie die Himmelsbotschaft mir verkündet! Und Sie haben mir das Leben — o, verstehen Sie es doch! das Leben meiner Mutter haben Sie gerettet!'

Ich glaube fast, sie wollte mir zu Füßen sinken; aber ich faßte ihre Hand: ‚Lassen Sie das, Hilda!' sagte ich; ‚es hat wohl

jeder sein eigenes Geschick, und was an Freude einmal hinzukommt, nimmt dessen Farbe an!‘

‚Ja, ja, ich weiß,‘ erwiderte sie, plötzlich still werdend, ‚Sie haben Ihre Frau so sehr geliebt, und haben sie verloren.‘

‚Es war die Krankheit Ihrer Mutter,‘ fügte ich hinzu; ‚ich vermochte sie nicht zu retten‘ — — nur zu töten! hätte ich fast hinzugesetzt; denn mich überkam ein fast unabweisbarer Drang, diesem jungen Wesen meine Seele preiszugeben; ihr alles, was mich zu Boden drückte, bloßzulegen, so wie ich es heute vor dir gethan habe. — Aber ich bezwang mich; sie hätte darunter zusammenbrechen müssen.

Die Augen voll Thränen, mir beide Hände hingegeben, stand sie vor mir. ‚Es thut mir so leid, daß Sie nicht froh sein können,‘ stammelte sie endlich.

Ich schüttelte den Kopf: ‚Ich danke Ihnen, Hilda!‘ sagte ich; dann ging ich fort. Ich habe sie seitdem nicht wieder gesehen. — — Am Abend saß ich bei den Freunden Lenthes, und, wie so oft, wandte sich das Gespräch darauf, wie meinem unverhehlbar trüben Zustand wieder aufzuhelfen sei. ‚Täusche dich nicht, Franz,‘ sagte der Freund, ‚als ob die Begier nach Leben in dir erloschen wäre; du mußt trotz alledem wieder heiraten und dein Haus aufs neue bauen!‘

‚Ich bin zu alt geworden, Wilm,‘ erwiderte ich abwehrend.

— ‚Ei was! Du hast nur deine Jugend mit Kirchhofsrasen zugedeckt; wenn du ein Weib hast, tragt ihr sie miteinander wieder ab!‘

‚Am Ende,‘ sagte ich wie scherzend, ‚habt ihr meine Künftige schon hinter einem Vorhang? Wer sollte mich denn heiraten?‘

Frau Käthe sah mich halb schelmisch, halb zaghaft an. ‚Hilda Roden?‘ frug sie leise. ‚Oder hab ich fehl geraten?‘

Es durchfuhr mich doch. ‚Was wissen Sie von Hilda Roden?‘ rief ich.

‚O,‘ erwiderte sie schon mutiger, ‚ich weiß von ihr; Sie würden keinen Korb bekommen; und sie ist gut, die Hilda!‘

Und Lenthe nickte dazu: ‚Überhör nicht, was die weise Frau dir rät!‘ sagte er lächelnd.

Ich aber dachte: Jetzt wird es Zeit zu gehen! — Laut sagte ich: ‚Ich überhör es nicht und will thun, was danach geschehen muß. Jetzt aber — reden wir von anderen Dingen!‘

* *
*

Bereits am anderen Tage sandte ich meinen Assistenten zur Etatsrätin, bei der übrigens ein täglicher Besuch schon kaum mehr nötig war. Die junge hübsche Dame, meinte bei seiner Rückkunft der junge Mann, habe bei seinem Eintritt ihn so erschrocken angesehen, daß er schier darüber außer Fassung gekommen wäre. Ich will dir nicht verhehlen, Hans, daß bei diesen Worten sich mein Herz zusammenzog. Gleichwohl, nach drei weiteren Tagen, nachdem ich mein Haus bestellt hatte, nahm ich Abschied von den Freunden, die, da ich mit einer Hochzeit nichts zu thun haben wollte, auch mit dieser Badereise zufrieden waren, auf die sie, Gott weiß, welche Hoffnung setzten. — Und so, mein alter, mein ältester Freund,“ schloß er, mir seine Hand hinüberreichend, „sitze ich denn hier bei dir wie einst vor manchen Jahren; es ist mir wie ein Ring, der sich geschlossen hat.“

Er hatte eine Weile geschwiegen; den Kopf geneigt, daß meine Augen auf sein ergrauendes Haar sahen, so saß er vor mir; dann begann er noch einmal, ohne aufzublicken: „Daß ich meiner Elsi den Tod gegeben, während ich nach dieser neuen Vorschrift vielleicht ihr Leben hätte erhalten können, das liegt nicht mehr auf mir; es ist ein Schwereres, an dem ich trage — so mühselig, daß ich, wäre es möglich, an den Rand der Erde laufen würde, um es in den leeren Himmelsraum hinabzuwerfen. Laß es dir sagen, Hans, es giebt etwas, von dem nur wenige Ärzte wissen; auch ich wußte nicht davon, obgleich ihr mich zum Arzt geboren glaubtet, bis ich daran zum Verbrecher wurde.“

Er atmete tief auf. „Das ist die Heiligkeit des Lebens," sprach er. „Das Leben ist die Flamme, die über allem leuchtet, in der die Welt ersteht und untergeht; nach dem Mysterium soll kein Mensch, kein Mann der Wissenschaft seine Hand ausstrecken, wenn er's nur thut im Dienst des Todes; denn sie wird ruchlos gleich der des Mörders!"

Ich ergriff seine Hand: „Schmähe dich nicht selber, Franz! Du hast auch so genug zu tragen!"

„Du hast recht," sagte er aufstehend; „es taugt auch nicht, davon zu reden; nur die eine Frage ist zurück: Was nun?" Er war aufgestanden und ging im Zimmer hin und wieder.

„Die Lenthes," sagte ich, „haben dir ein derbes Mittel angeraten!"

„Für einen Unschuldigen," erwiderte er, „vielleicht nicht unrecht; und doch" — er war stehen geblieben — „pfui, pfui! Dies edle Geschöpf zum Mittel einer Heilung zu erniedrigen, es würde nur ein neues Verbrechen sein!"

Ich blickte aus dem Banne dieser furchtbaren Erzählung in dem Zimmer umher: von dem engen Hofe fiel schon die Dämmerung herein; es regnete draußen. „Laß uns ein weiteres auf morgen sparen," sagte ich; „das Ungeheure, das ich gehört habe, verwirrt mich noch; ich komme morgen schon in der Frühe zu dir!"

Er nickte und reichte mir die Hand. „Thu das, Hans; und schlafe gesund, wenn dein treues Herz dich schlafen läßt!"

— — Ich ging und fand im Hotel meine alte Verwandte ungeduldig meiner harrend. „Wo bleibst du, Hans? Ich sitze hier schon stundenlang, die Hände im Schoß; und der Thee ist längst bitter!" Meine Entschuldigung, daß ich einen alten Freund, mit hartem Schicksal beladen, wiedergefunden, wollte kaum verschlagen; ob aber der Thee bitter war, habe ich damals nicht geschmeckt.

* *
*

Nach einer freilich meist schlaflosen und in vergeblichem Sinnen verbrachten Nacht machte ich mich — es war doch schon gegen sieben Uhr geworden — zu meinem Freunde auf den Weg. Als ich in das Haus trat, sah ich, daß dessen Zimmerthür weit offen stand, und eine alte Magd schien drinnen aufzuräumen, als ob dort kein Bewohner mehr vorhanden sei; selbst die Fenster nach dem Hofe waren aufgesperrt.

„Ist denn der Herr Doktor schon ausgegangen?" frug ich näher tretend.

Aber das Frauenzimmer schlug mit gespreizter Hand einen Halbkreis durch die Luft: „Fortgefahren ist er, schon um vier Uhr; er kommt nit wieder!"

In meiner Bestürzung sah ich, wie einen Anhalt suchend, durch das Fenster auf den Hof und gewahrte dort die Dohle noch wie gestern auf dem Holunderbusche hucken. Die Magd hatte sich auf ihren Scheuerbesen gestemmt und schaute gleichfalls dahin. „Ja," sagte sie, „den ruppigen Vogel, den hat der Herr Doktor meiner Herrschaft hier gelassen!"

„Hatte die denn das Tier so gern?"

Die Alte schneuzte die Nase in ihren Schürzenzipfel; dann schüttelte sie grinsend ihren Kopf: „Aber eine Hand voll Gulden hat er drauf gegeben, der Herr Doktor, und gesagt, das sei das Kostgeld."

In diesem Augenblick gewahrte ich einen Brief mit meiner Adresse auf einem Tische liegen; es war die mir noch wohlbekannte Handschrift meines Freundes. Ich nahm ihn und sagte: „Der Brief ist an mich!"

Das Weib sah mich an: „Ja, wer sind's denn eigentlich?"

Ich nannte meinen Namen und fügte hinzu: „Habt Ihr mich nicht gesehen? Ich war doch gestern den ganzen Nachmittag bei dem Herrn Doktor!"

„Ach ja, da wird's scho richtig sein; wissen's, ich hätt nachher doch den Brief Ihnen sollen bringen."

So ging ich denn mit klopfenden Pulsen, aber wie mit einem gewonnenen Schatze in mein Hotelzimmer und las, was, wie ich jetzt glaube, Franz mir schon gestern hätte sagen können.

„Lebewohl, mein Freund" — so schrieb er, und es dauerte eine Weile, bevor ich weiterlesen konnte — „wir werden uns nicht wiedersehen. Daß du zur rechten Zeit mich fandest, daß ich zu dir das Ungeheure von der Seele sprechen konnte, hat meinen Geist befreit: ich bin jetzt fest entschlossen; ich gehe fort, weit fort, für immer; nach Orten, wo mehr die Unwissenheit als Krankheit und Seuche den Tod der Menschen herbeiführt. Dort will ich in Demut mit meiner Wissenschaft dem Leben dienen; ob mir dann selber Heilung oder nur der letzte Herzschlag bevorsteht, will ich dort erwarten. — Noch einmal lebewohl, geliebter Freund!"

* * *

Seitdem, fast dreißig Jahre lang, hörte ich nichts mehr von Franz Jebe; nur durch Lenthes, mit denen ich später in nähere Verbindung trat, daß sein Assistent wirklich das Erbe seiner Praxis angetreten habe, wozu Franz ihm aus der Ferne noch behülflich gewesen sei. Dann, im Herbste 1884, gelangte ein Schreiben aus Ostafrika an mich, dessen Adresse von einer mir fremden Hand war. Als ich es geöffnet hatte, fielen zwei Briefe heraus, der eine, leicht erkennbar, von der Hand meines lang verschollenen Freundes, der andere von der Feder, welche die Adresse an mich geschrieben hatte. Ich las diesen letzteren zuerst: er war nach der Unterschrift von einem Missionar:

„Gruß in Christo Jesu zuvor!

In der Nacht vom 16. Mai d. Js. ist hier der stets hülfreiche und, obwohl er den rechten Weg des Heils verschmähte, dennoch von der Liebe Gottes erfüllte Dr. med. Herr Franz Jebe unter meinen Gebeten zum wahren Gott-Schauen entschlafen; infolge einer schweren Seuche, von der er zwar nicht befallen worden, deren treue Bekämpfung aber den ohnehin schon schwachen Rest seiner dem Dienste der Menschenliebe gewidmeten Kräfte aufgerieben hat.

Diese Nachricht an Sie, werter Herr, und die Übersendung seiner Abschiedsworte habe ich ihm in seiner letzten Stunde zugesichert.

Möge der große Gott mit unserem Toten und auch mit Ihnen sein!"

Dann nahm ich den Brief meines Freundes:

„Noch einmal, Hans," so schrieb er, „greife ich nach deiner Hand und hoffe, du wirst die meine fassen können; nur ein Wort noch, damit du von mir wissest und meiner in Frieden gedenken mögest!

Ich habe ehrlich ausgehalten; mitunter nicht ohne Ungeduld, so daß mir die Gedanken kamen: Was bist du doch der Narr? Der Weg hinaus ist ja so leicht! — Aber ich hatte damals noch die Kraft, mich abzuwenden, daß ich an mir selber nicht zum Frevler würde. Jetzt endlich geht die Zeit der furchtbaren Einsamkeit, in der ich hier die zweite Hälfte meines Lebens hingebracht habe, ihrem Ende zu. Die Kräfte sinken rasch; ich wundere mich, daß ich noch lebe; zugleich aber sehe ich vor mir das Thor zur Freiheit von anderer, ich weiß nicht, von welcher Hand geöffnet — — o, meine Elsi! möchte es die deine sein!

Lebewohl, Hans, mein Freund; ich fühl's, das Sterben kommt!"

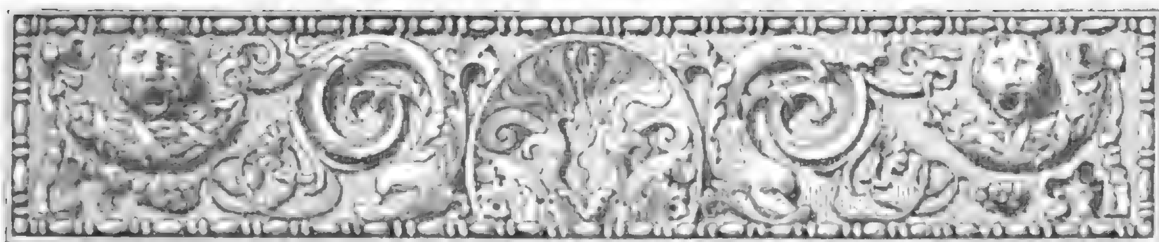
— — So war sein Leben denn zu Ende. — Ob eine solche Buße nötig, ob es die rechte war, darüber mag ein jeder nach seinem Inneren urteilen; daß mein Freund ein ernster und ein rechter Mann gewesen ist, daran wird niemand zweifeln.

Ill. D. Monatshefte. Oktober 1887.

Friedrich der Große, König von Preußen.

Nach dem Kupferstich von H. Meyer, dem Frankschen Bilde nachgestochen,
aus dem Verlag von E. H. Schroeder in Berlin.

Digitized by Google



Die Hohenzollern und die Musik.

Von
F. A. v. Winterfeld.

Man muß ein sehr hartes Herz haben, um die Menschen des Trostes berauben zu wollen, den sie aus Kunst und Poesie wider die vielen Bitterkeiten des Lebens schöpfen können.
Friedrich der Große.

Wenn der geniale König, dessen Schwert und Scepter Preußen in die Reihen der mächtigsten Staaten Europas erhoben, als der Begründer des Berliner Musiklebens zu betrachten ist, wenn seine Flöte gewissermaßen der Zauberstab gewesen, welcher die in seiner Hauptstadt und in seinen Landen tief daniederliegende Tonkunst zum Leben, Blühen und fruchtbringenden Gedeihen erweckt hat,* so haben seine Thronnachfolger sowohl als auch andere Mitglieder seines erlauchten Stammes auf dem von ihm gelegten Grunde durch Beispiel, Teilnahme und Förderung erfolgreich weiter gebaut. Nicht wenige von ihnen zeichneten sich durch hervorragende, selbst geniale musikalische Begabung, durch sichere Meisterschaft in der Ausübung und wissenschaftliche Kenntnis der Tonkunst aus, wie sie nur durch ernstes und beharrliches Studium erworben werden können.

Diese im hervorragenden Sinne musikalischen Hohenzollern, ihre Beziehungen zum musikalischen Leben ihrer Zeit und ihre Einwirkung auf dasselbe zu schildern, sei hier unsere Aufgabe.

Von den Geschwistern Friedrichs des Großen war es vorzüglich seine Schwester Anna Amalia, geboren 1723, welche nicht nur seine Liebe zur Tonkunst, sondern auch seine Begabung dafür in hohem Maße teilte. Fand Friedrich in der Musik Erfrischung und Erhebung der von der Last der Arbeit und Sorge niedergedrückten Seele, so suchte die unvermählt gebliebene Prinzessin Trost darin für die Schmerzen einer unglücklichen, zur Entsagung genötigten Liebe zu dem Freiherrn v. d. Trenk, der die Verwegenheit, seine Augen so hoch erhoben zu haben, durch lange Haft büßen mußte.

Anna Amalia war nicht bloß Dilettantin, sondern Tonkünstlerin im wahren Sinne dieses Wortes, im Besitz zugleich einer vielseitigen Bildung, verbunden mit ungewöhnlicher Geistesgröße.

Unter der Leitung des berühmten Kirnberger hatte sie gründlich den Kontrapunkt, die Satz- und Kompositionskunst studiert. In seiner „Kunst des reinen Satzes“ teilt Kirnberger als Beispiele einen Chor und ein Instrumentaltrio aus ihrer Komposition des bekanntlich auch von Graun in Musik gesetzten Ramlerschen „Tod Jesu“ mit, die ihre Meisterschaft bekunden. Daß sie mit einem Graun um die Palme zu ringen wagte, zeigt ein starkes Bewußtsein ihres Könnens, und selbst ihr Rival war genötigt, den wahr-

* Siehe Monatshefte Bd. LX, S. 606: „Friedrich der Große und die Musik“.

haft männlichen Geist, der aus ihrer Arbeit spricht, anzuerkennen und ihr die innige Bekanntschaft mit jedem wissenschaftlichen Hilfsmittel für den Ausdruck musikalischer Poesie zuzugestehen.

Wie streng es die bekanntlich in späteren Jahren sehr schroff urteilende Prinzessin mit den Regeln und Gesetzen der Tonkunst nahm, zeigt das folgende, in seiner ursprünglichen Orthographie mitgeteilte Schreiben, durch welches sie die Widmung der „Athalia“ des Komponisten Peter Schulz — von seinem längeren Aufenthalt in Dänemark allgemein der „dänische Schulz“ genannt — zurückwies:

„Ich stelle mir vor, Herr Schulz, daß er sich Versehen und statt seiner Arbeit mir das Musikalische Notengeklächere seines Kindes geschickt hat, dieweil ich sehr wenig wissenschaftliche Kunst darin bemerket, hingegen Von Anfang bis zu Ende durchgängig fehlerhaft im Ausdruck und im Sinn, als auch im Ritmus. Der modus contrarius ganz hintangesetzt, keine Harmonie, kein Gesang, die Terze ganz ausgelaßen, kein Ton festgesetzt, man muß rathen, aus welchem es gehen solle. Keine kanonischen Nachahmungen, nicht den allergeringsten Contrapunkt, lauter Quinten und Oktaven — und das soll Musik heißen! Gott wolle diejenigen, welche eine solche heftige Einbildung von sich selbst besitzen, die Augen öffnen, den Verstand erläutern und erkennen Lehren, daß sie nur Stumper und Fuscher sind. Ich habe hören sagen, daß das Werk den Meister rühmen müsse, anizt ist alles Verkehrt und Verworren, die Meister sind die einzigen, die sich loben, auch wenn ihre Werke stinken. Hiermit genug.

gez. Amalia.“

Damit wird der Komponist, welcher sich in früheren Jahren der Huld der Prinzessin zu erfreuen gehabt hatte, allerdings wohl genug gehabt haben. Die damals — 1785 bis 1786 — schon sehr alte Dame wußte sich in die neue, freiere musikalische Richtung ebensowenig mehr zu finden wie ihr großer Bruder. Daher der scharfe und bittere Ton des Schreibens.

Übrigens wurde die „Athalia“ von der ganzen musikalisch-konservativen Partei um so heftiger angegriffen, als deren Schöpfer — Schulz war ein Schüler Kirnbergers — ein Renegat aus dem eigenen Lager war. Schon zu jener Zeit wurden, wie noch heute, auf keinem Gebiet die Fehden mit solcher Erbitterung ausgekämpft wie auf dem musikalischen. Diese Angriffe sollten die Ursache werden, daß Schulz seine Kapellmeisterstelle beim Prinzen Heinrich, dem Bruder der Prinzessin Amalia, obgleich dieser nicht ganz so orthodox-musikalisch war, 1787 verlor.

Die Prinzessin hat sich auch das Verdienst erworben, das hochgeschätzte, in der alten Tabulaturschrift geschriebene Haßlersche Psalmen- und Choralwerk* durch Kirnberger in die heutige Notenschrift übertragen und drucken zu lassen, wodurch dasselbe allgemein zugänglich wurde.

Prinzeß Amalia war eine der ausgezeichnetsten Klavierspielerinnen jener Zeit, die mit der glänzendsten Fertigkeit einen so feinen Geschmack im Vortrage verband, daß selbst Künstler von Fach, wie Fasch und Ph. E. Bach,** ihres Lobes voll waren.

Oft begleitete die Prinzessin den König, ihren Bruder, zur Flöte, namentlich wenn er ihr Gast bei den sogenannten Confidenz- oder Maschinentafeln war, bei welchen, um sich ohne Gegenwart der Dienerschaft ungezwungener unterhalten zu können, die Tafel mittels einer Versenkungsmaschinerie bedient wurde.

Eine der größten und anziehendsten Merkwürdigkeiten für die Tongelehrten und Musiklitteratoren der damaligen Zeit war der Musiksaal der Prinzessin in ihrem Palais in der Wilhelmsstraße in Berlin. Mit den von Lisiewski gemalten Bildnissen Joh. Seb. Bachs und Kirnbergers

* J. L. Haßler, 1564 in Nürnberg geb., Schüler Gabrielis, erst Hofmusikus Kaiser Rudolfs II., dann kurfürstlich sächsischer Hoforganist, gest. 1612.

** Siehe Monatshefte Bd. LX, S. 606: „Friedrich der Große und die Musik“.

geziert, enthielt er außer herrlichen Instrumenten, namentlich Silbermannschen Klavieren, eine musikalische Bibliothek, deren Wert auf mehr denn vierzigtausend Thaler geschätzt wurde und die in zierlichen Glasschränken die auserlesensten und seltensten Werke der musikalischen Litteratur, geschmackvoll eingebunden, umfaßte.

Diese Bibliothek enthielt sechs Abteilungen: 1) Werke deutscher Meister, wie J. S. Bach, P. E. Bach, Händel, Graun, Hasse, Kirnberger, Fux, Schütz, Kuhnau, Agricola, Zelenka &c.; 2) Werke italienischer Meister, als Palestrina, Lotti, Perti, Marcello, Pergolesi, L. Leo, Caldara, Martini &c.; 3) niederländische und französische Meister: Orlando di Lasso, Ph. de Monte, Moria, Galuppi, Lully, Monsigni, Gretry, Couperin &c.; 4) theoretisch-musikalische Werke aller Nationen; 5) Geschichte der Musik; 6) kritische Werke, nebst vielen Briefen von Kirnberger und Ph. E. Bach. Viele dieser Werke sind mit Bemerkungen und meist sehr strengen Urteilen von der Hand der Prinzessin versehen.

Nach dem Tode Anna Amalias — 1787, ein Jahr nach dem Tode Friedrichs des Großen — wurde diese kostbare musikalische Bibliothek, nebst ihrer anderen nicht unbedeutenden Büchersammlung, gemäß ihrem Testament, unveräußerliches Eigentum des Joachimsthaler Gymnasiums in Berlin, wo sie in einem besonderen Saale, als bleibendes Denkmal an die kunstsinnige und hochherzige Fürstin, aufgestellt ist.

Unter den musikalischen Hohenzollern darf Prinz Heinrich, der Bruder Friedrichs des Großen und Amalias, 1726 geboren, von dem jener gesagt, er habe als Feldherr nie einen Fehler begangen, nicht unerwähnt bleiben. Wie seine beiden Geschwister liebte er die Musik sehr und besaß große Kenntnisse und Fertigkeit — er spielte vortrefflich Violine — darin, wenn er auch an der praktischen eigenen Ausübung weniger Gefallen fand als jene. In Rheinsberg, welches ihm von Friedrich 1744 geschenkt worden war und wo er gleich diesem die vier ersten glücklichen Jahre seiner Ehe verlebte, schuf er nicht nur, wie sein Vorgänger, eine ausgezeichnete Kapelle, sondern sogar eine vortreffliche Oper. Damit ihm diese Unternehmungen nicht mehr Geld kosteten, als ihm zu Gebote stand, ließ der Prinz die musikalisch begabten unter seinen Dienstboten unterrichten, um sie im Orchester und im Chor zu verwenden. „Seine Königliche Hoheit wußte sich," wie Bouillé * erzählt, „die den Deutschen angeborene musikalische Begabung zu nutze zu machen und bildete aus den Leuten, die seine Livree trugen, ein Orchester, das im stande war, die Musik zu den größten Opern auszuführen." Auf diese Weise wurde manches verborgene Talent an das Licht gebracht.

Zu den ausgezeichnetsten Mitgliedern der prinzlichen Kapelle gehörte der Violoncellist Mara, später Gemahl der großen Sängerin Elisabeth Mara, der dem Prinzen durch seine üble Aufführung ebensoviel Verdruß machte wie nachmals dem König; ** ferner der berühmte Violinist Salomon, den Prinz Heinrich als Konzertmeister anstellte und der es zuerst wagte, gegen die gealterte Quanz-Graun-Kirnbergersche Partei Opposition zu machen. Er durfte dies um so eher unternehmen, als der Geschmack seines hohen Gönners nicht ganz so konservativ war wie der seiner Geschwister Friedrich und Amalia. Deshalb gestattete Prinz Heinrich auch die Aufführung von Werken neuerer Meister, und sein Kapellmeister, der „dänische Schulz", der bei der Prinzeß Amalia so übel ankommen sollte, rühmte sich, in dem siebenjährigen Zeitraum seiner Amtsführung als prinzlicher Kapellmeister, von 1780 bis 1787, sämtliche Opern von Gluck auf der Rheinsberger Bühne zur Darstellung gebracht zu haben. Diese Aufführungen müssen aber vorzüglich gewesen sein, da die Berliner Musikfreunde dazu

* Vie privée, politique et militaire du Prince Henri de Prusse, par le Marquis de Bouillé. Paris 1809.

** S. „Friedrich der Große und die Musik".

in hellen Haufen nach dem kleinen Rheinsberg wallfahrteten.

Von der Beendigung des Siebenjährigen Krieges — 1763 — an lebte Prinz Heinrich mit seltenen Ausnahmen — 1780 war er in Paris, wo er in dem Hause seiner Freundin, der Gräfin Sabran, welche später während der Revolution ein Asyl in Rheinsberg fand, öfters neben dem berühmten Violinisten Viotti in Quartetten spielte — fast vierzig Jahre an diesem stillen Orte. Eine ganz besondere Freude machten ihm stets die Besuche seines Neffen, des von ihm sehr geliebten und bewunderten, musikalisch so hochbegabten Prinzen Louis Ferdinand, von dem noch eingehend die Rede sein wird.

Erst im Jahre 1802 starb der Prinz, welcher für die Tonkunst während seines langen Lebens so viel gethan, in Rheinsberg.

Anna Amalia, Prinzessin von Preußen.

Erwähnt sei hier auch noch der Markgraf Friedrich von Brandenburg-Kulmbach, Gemahl von Friedrichs des Großen Lieblingsschwester Wilhelmine, als leidenschaftlicher Freund der Musik. Wie sein königlicher Schwager war er nicht nur ein ausgezeichneter Virtuos auf der Flöte, sondern auch Komponist. Ein Lautenkonzert mit Quartettbegleitung von ihm ist noch vorhanden. Sein Lehrer war Döbbert, der berühmteste Oboist seiner Zeit. Der Markgraf hatte ihn zum Direktor einer von ihm zu Bayreuth errichteten Akademie der Musik gemacht, welche jedoch einging, als ihr Begründer, der letzte seines Stammes, 1761 starb.

König Friedrich Wilhelm II., geboren 1744, stand seinem großen Vorgänger hinsichtlich seiner Liebe zur Tonkunst, seines Bestrebens, dieselbe zu fördern, sowie der außerordentlichen Geschicklichkeit und Kenntnis, welche er sich darin erworben, keineswegs nach. Doch widerstand ihm seiner ganzen Natur nach die strenge Zucht und bestimmte Richtung, welche jener sich selbst und anderen auch in der Musik auferlegt hatte. Wenn der große König, fest an dem haltend, was er einmal im Reiche der Kunst als wahr und schön anerkannt, fast ausschließlich die Werke von Hasse und Graun hatte aufführen lassen, wodurch der musikalische Geschmack in seiner Hauptstadt jenes eigentümliche Gepräge bekommen, welches ihm die Bezeichnung „Berliner Geschmack“ verschaffte, so legte sich Friedrich Wilhelm im Genusse des Schönen desto weniger Zwang an. War die Musik eine freie Kunst, so wollte er auch frei genießen, was sie ihm darbot, ohne sich an ein bestimmtes System zu fesseln.

Doch nicht bloß seine Natur, sondern auch seine musikalische Erziehung mußte den König zu dieser Universalität des

Geschmackes führen. Waren des großen Friedrich Lehrer ausschließlich Deutsche gewann, und endlich von einigen Deutschen in der Musik, namentlich im Cello-

Heinrich, Prinz von Preußen.

gewesen, wie Heine und Quanz, so wurde Friedrich Wilhelm zuerst von dem Italiener Graziani, dann von dem Franzosen Duport, der den größten Einfluß auf ihn spiel, unterrichtet. Alle machten ihn mit den Eigenheiten ihres oft sehr voneinander abweichenden Geschmackes und Stiles bekannt. Des Königs überlegenes künst-

Digitized by Google

lerisches Urteilsvermögen ließ ihn sich von allem das beste aneignen, wovon sein Spiel auf dem Violoncell, welches nach jeder Weise und Schule gleich vortrefflich durchgebildet war, ein sehr beredtes Zeugnis ablegte. Er war auf diesem Instrument ein ebenso großer Virtuos wie sein Ohm auf der Flöte, und Jean Pierre Duport, geb. in Paris 1741, sein Lehrer und „Oberintendant der Musik“, spielte eine ebenso wichtige Rolle bei ihm wie Quanz bei jenem. War Quanz der erste Flötist, so war Duport der erste Violoncellist seiner Zeit.

Der König, ein eifriger Quartettspieler, hatte schon als Prinz eine vortreffliche Kapelle geschaffen, unter deren Mitgliedern sich die ausgezeichnetsten Künstler, wie Reichardt, Palsa, Thürschmied, Vachon und andere befanden.

Wie Friedrich niemals ohne seine Flöte auf Reisen ging oder ins Feld zog, so vergaß Friedrich Wilhelm gewiß nicht, sein Violoncell und obenein einige seiner Kammermusiker bei ähnlichen Gelegenheiten mitzunehmen, um überall seine geliebten Quartette spielen zu können. Fehlte es dennoch zuweilen an einem Mitspieler, so suchte man einen solchen an dem Orte, an welchem man sich gerade befand, aufzutreiben. So wurde im Jahre 1788, während eines Besuches des Königs in Breslau und am fürstlich Hohenloheschen Hofe daselbst, dem Chordirektor an der Sandkirche, Ignatz Lucas, einem sehr verdienten Musiker, die Auszeichnung zu teil, im Hohenloheschen Landhause im nahen Scheitnig, wohin ihn eine königliche Equipage abholte, als erster Violonist mit Sr. Majestät in einem Quartett zu spielen. Nebenbei bemerkt, heißt noch heute jene Besitzung, nunmehr ein öffentlicher Vergnügungsort, „Fürstens Garten“, nach seinen ehemaligen Besitzern.

Vor allen waren dem königlichen Musiker die Quartette von Haydn wert, und es erhielt der Meister für seine sechs dem Monarchen gewidmeten Quartette, mit einem höchst schmeichelhaften Kabinettschreiben d. d. Potsdam den 12. April 1787, einen prachtvollen Diamantring, worüber Vater Haydn um so mehr erfreut war, als er wohl wußte, daß dieser Beweis fürstlicher Huld in verständnisvollster Würdigung erteilt worden war.

Die Oper erhielt unter Friedrich Wilhelm einen neuen Aufschwung, nachdem unleugbar in den letzten Jahren seines großen Vorgängers die ehemals berechtigt gewesene einseitige Abgeschlossenheit zu einer gewissen Stagnation, die ja zugleich einen Rückschritt bedeutet, geführt hatte. Diesen Bann gebrochen und einer neuen höheren musikalischen Richtung Eingang verschafft zu haben, bleibt das Verdienst des Königs Friedrich Wilhelm II.

Neben der italienischen Oper, welche er unter Erweiterung ihrer bisher eng gezogenen Grenzen bestehen ließ und der er durch das Engagement der Todi, der Carara und Tambolinis neuen Glanz verlieh, errichtete der König im erst subventionierten, dann in eigene Verwaltung genommenen Nationaltheater* nicht nur ein deutsches Schauspiel, sondern auch eine deutsche Oper, welche durch ausgezeichnete Künstler, wie das Ehepaar Eunike, die Schick, Blume und Gern, erfolgreich mit ihrer italienischen Kollegin im Opernhause wetteifern konnte. Dort fanden die Opern Glucks, Mozarts, Weigls, Reichardts, Dittersdorfs und Himmels eine ebenso vorzügliche Wiedergabe wie begeisterte Aufnahme.

Die italienischen Kapellmeister unter Friedrich Wilhelm waren erst Alessandri und nach ihm der bedeutendere Righini, welcher neben mehreren Opern auch zwei große kirchliche Werke, 1790 eine Messe zur Krönung Kaiser Leopolds II. und 1810 ein Tedeum zur — letzten — Geburtstagsfeier der Königin Luise, geschaffen hat. Righini war allgemein beliebt, und sein Tod im Jahre 1812 erregte nicht geringe Trauer.

Von den deutschen Kapellmeistern sind Johann Friedrich Reichardt und Friedrich

* Das im Jahre 1817 abgebrannte Gebäude desselben befand sich ziemlich an derselben Stelle wie das jetzige Königl. Schauspielhaus.

Heinrich Himmel hervorzuheben, später auch Bernhard Anselm Weber, der namentlich die deutsche Oper sehr hob.

Reichardt, bedeutend nicht nur durch musikalische, sondern auch durch allgemeine Bildung, war schon 1775 in die Dienste Friedrichs des Großen getreten* und von dessen Nachfolger in seiner Stellung bestätigt worden. Er entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit, indem er nicht nur viele Opern, Oratorien und Lieder komponierte und theoretische Werke schrieb, sondern auch das sogenannte „Concert spirituel“ schuf, in welchem von den vereinigten Kapellen der Oper und des Kronprinzen, resp. Königs, Instrumentalwerke aufgeführt wurden. Auch gründete er 1791 die erste musikalische Zeitschrift unter dem Titel „Musikalisches Wochenblatt“ in Berlin, worin er seine Werke ebensosehr herauszustreichen als die seiner Kollegen und anderer Komponisten herabzusetzen pflegte. So führten seine beständigen Angriffe gegen Alessandri dessen Sturz herbei, während er Himmel wie einen Schulknaben behandelte. Selbst Mozart meisterte er aufs heftigste und schrieb einst wörtlich über ihn: „Das Gemozarte hat jetzt schier kein Ende. Man sehe nur in Concerts, wie sich die Köpfchen der Damen wiegen, gleich Mohnköpfen auf leichtem Stengel, wenn das unsinnige Ding gesungen wird: ‚Mann und Weib und Weib und Mann‘ — netto vier — ‚reichen an die Gottheit an‘.“ Kein Wunder war es daher, wenn das Blatt schon nach zwei Jahren einging.

In den Zeiten der französischen Revolution machte sich Reichardt durch seine unverhehlten republikanischen Neigungen unmöglich. Er mußte Berlin verlassen und schmollte in Hamburg und Stockholm, bis ihn nach dem Ableben Friedrich Wilhelms II. dessen Nachfolger wieder zu Gnaden aufnahm.

Friedrich Heinrich Himmel, 1765 zu Treuenbriezen geboren, war recht eigentlich von König Friedrich Wilhelm entdeckt worden, der den jungen Kandidaten der Gottesgelahrtheit einst zufällig auf einer Reise Klavier spielen hörte und dabei seine hohen Anlagen erkannt hatte. Er gewährte ihm die Mittel zu seiner musikalischen Ausbildung, welche zunächst unter Naumann in Dresden und sodann in Italien stattfand. 1795 wurde Himmel an Reichardts Stelle königlicher Kapellmeister und zeigte sich auch als Komponist von zwar nicht tiefer, aber anmutiger Begabung sehr thätig. Sein Liederspiel „Fanchon“ wurde nicht weniger als hundertsiebenundzwanzigmal in Berlin aufgeführt, und seine Lieder, von denen „An Alexis“ und „Es kann ja nicht immer so bleiben“ heute noch nicht vergessen sind, waren äußerst beliebt. Prinz Louis Ferdinand schätzte Himmel sehr und eignete ihm eins seiner bedeutendsten Werke zu.

Nach Reichardts Rückkehr, 1798, entbrannte die Fehde zwischen den beiden Meistern aufs neue, worüber L. Schneider in seiner „Geschichte der Berliner Oper“ Ergötzliches berichtet. Jeder von ihnen hatte eine neue Oper für denselben Karneval komponiert, Himmel „Vasco di Gama“ und Reichardt „Rosmonde“, beide von Filistri, dem Hofpoeten für die italienische Oper. Jeder hoffte den anderen zu besiegen. Fast hätte sich in Berlin durch diese Opern der Kampf der Gluckisten und Piccinisten erneut, der einst ganz Paris in Bewegung gesetzt. Das Publikum nahm lebhaft Partei für oder gegen eine derselben. Schon in den Proben zeigte sich Eifersucht zwischen den Komponisten. Keiner wollte nachstehen, jeder verlangte genau dasselbe, was sein Nebenbuhler erhielt, und der Intendant, Baron v. d. Reck, mußte alles mögliche aufbieten, um offenen Streit zu verhindern. Kapelle und Sänger standen auf dieser oder jener Seite, erhoben die eine Oper und setzten die andere herab. Nach den Aufführungen wurden die Zeitungen zum Kampfplatz der streitigen Meinungen. Himmel war so unvorsichtig, einen Aufsatz zu veröffentlichen, der, leidenschaftlich abgefaßt, große Arroganz verriet und,

* S. „Friedrich der Große und die Musik“.

was das schlimmste war, ungerechte Ausfälle gegen den „Salzinspektor"* Reichardt enthielt. Dieser, sonst so schreib- und fehdelustig, schwieg diesmal klüglich und gewann sich dadurch die öffentliche Meinung. Doch tobte der Streit in den Zeitungen immer noch fort, bis endlich der witzige Einfall eines Berichterstatters ihn durch Lächerlichkeit tötete. Himmel hatte nämlich in seinem „Vasco di Gama" eine vollständige Janitscharenmusik auf der Bühne und Reichardt, um diesem Effekt nicht nachzustehen, einen Trompetenmarsch angebracht. Nun hieß es, Himmel habe für die Infanterie und Reichardt für die Kavallerie geschrieben.

Die beiden Rivalen starben in demselben Jahre, 1814.

Wie sein großer Oheim wohnte auch Friedrich Wilhelm häufig den Opernproben bei, jedoch weniger um dieselben zu leiten, als um im Orchester, neben Duport, das Violoncell zu spielen, was Sr. Majestät das größte Vergnügen machte. Natürlich fand diese königliche Mitwirkung nur statt, wenn keine Zuhörer zugegen waren, und niemals bei den abendlichen Vorstellungen.

Hervorragende Künstler hielt und belohnte der kunstsinnige Monarch hoch, wußte aber auch ebenso gerecht wie geistreich zu strafen, wenn Grund dazu gegeben wurde. So bezog Concialini, einer der besten Sänger der italienischen Oper, ein sehr beträchtliches Gehalt, dessen Erhöhung er namentlich durch das Vorgeben einer jährlichen Unterstützung von sechshundert Thalern an arme Verwandte in Siena in Italien bewirkt hatte. Als nun der schon genannte Filistri auf Urlaub nach Italien ging, benutzte er, der mit Concialini nicht auf dem besten Fuße stand, die Gelegenheit und suchte die armen Verwandten des Sängers auf. Wie er es kaum anders erwartet, erfuhr er von diesen, daß sie nicht nur nicht die geringste Unterstützung erhielten, sondern daß ihnen auch Concialini ihre Bitten darum, wie dies seine Antworten darthaten, in den härtesten Ausdrücken abgeschlagen hatte. Mit diesen Briefen als Beweisstücken klärte Filistri nach seiner Rückkehr den König auf, der nunmehr folgendes Schreiben an Concialini richtete:

„Lieber Getreuer. Da Ich mit Vergnügen in Erfahrung gebracht, daß Ihr Euren armen Verwandten in Siena jährlich sechshundert Thaler Unterstützung gebet, so will ich Euch als einen Beweis Meines Wohlgefallens künftig die Kosten und Weitläuftigkeiten der Übersendung ersparen und habe Befehl gegeben, daß von jetzt an diese sechshundert Thaler von Eurem Gehalt abgezogen und direkt durch Meinen Gesandten dorthin geschickt werden sollen."

Der weit verbreitete Ruf von des Königs Kunstliebe und Kunstverständnis zog die berühmtesten Künstler aller Länder mächtig an, und so erschien denn bereits im Jahre 1788 Mozart in Berlin, nachdem er von Prag aus Leipzig und Dresden besucht hatte.

Bei seiner Ankunft, gerade um die Stunde, wo das Theater beginnt, erfuhr Mozart, daß seine Oper „Belmonte und Konstanze" gegeben werde. Ohne sich zum Umkleiden Zeit zu nehmen, eilte er ins Theater. Er hört so aufmerksam zu, daß er alles um sich her vergißt und laut zu denken anfängt. Bald freut er sich, bald ist er wieder unzufrieden mit dem Tempo und den von den Sängern angebrachten Schnörkeleien. Anfänglich drücken sich Beifall und Tadel nur durch Gebärden und eine Art von Brummen aus. Er drängt sich immer näher dem Orchester zu, stößt seine Nachbarn, ohne sich zu entschuldigen, brummt und summt die Melodien vor sich hin und läßt bei jedem Fehler ein kräftiges Wort ertönen. Das kleine Männchen im schlichten Oberrock, das sich so auffallende Freiheiten herausnimmt, erregt die allgemeine Aufmerksamkeit. Einige lachen, andere schelten auf den Störenfried. Er merkt nichts und hört nichts als die Musik. Endlich kommt

* Reichardt hatte die Salzinspektorstelle in Halle erhalten.

es zu Pedrillos Arie „Frisch zum Kampfe, frisch zum Streite“. Die zweiten Violinen griffen bei einer gewissen Stelle jedesmal dis anstatt d. Mozart kann sich nicht halten und ruft laut: „Wollt ihr gleich d greifen!“ Alles sieht sich um, einige Musiker erkennen den Mann im alten Überrock und teilen des Meisters Anwesenheit den anderen mit. Auf der Bühne und im Orchester entsteht große Unruhe. Die Sängerin der „Blonde“ erklärt, so erschrocken zu sein, daß sie nicht weitersingen könne. Der Kapellmeister wendet sich an Mozart. Im Nu ist dieser hinter den Coulissen und sagt zur eingeschüchterten Sängerin: „Madame, was fällt Ihnen ein? Sie haben herrlich, vortrefflich gesungen, und damit Sie's künftig noch besser machen, will ich Ihnen die Rolle einstudieren.“

Mozarts Anwesenheit erregte in Berlin das größte Aufsehen und bildete das Tagesgespräch. Er wurde sogleich bei Hofe vorgestellt und von dem erfreuten König äußerst gnädig aufgenommen. Es verging fast kein Tag, ohne daß er an den Hof gerufen wurde, um entweder allein auf dem Klavier oder mit im Quartett zu spielen, woran sich auch der König zuweilen beteiligte.

Als Friedrich Wilhelm Mozart um dessen Meinung über seine Kapelle befragte, antwortete dieser: „Es ist die größte Vereinigung von Virtuosen in der Welt; auch Quartett habe ich nirgends so gehört wie hier; aber wenn die Herren alle beisammen sind, könnten sie es noch besser machen.“

Der König freute sich über des Meisters Aufrichtigkeit und sagte lächelnd: „Nun wohl, bleiben Sie bei mir, dann werden sie lernen, es besser zu machen. Ich biete Ihnen dreitausend Thaler jährlich.“

Mozart, der in Wien nur achthundert Gulden erhielt, war gerührt durch das großmütige Anerbieten, brachte aber, dennoch unschlüssig, nur hervor: „Kann ich denn meinen guten Kaiser verlassen?“

Der König, ebenfalls bewegt, sagte: „Nun, so überlegen Sie sich die Sache; ein Jahr lang halte ich Ihnen die Stelle offen.“

So verließ denn Mozart, beschenkt mit einer goldenen, emaillierten Dose, die hundert Friedrichsdor enthielt, Berlin, kam aber nicht wieder dahin zurück. Jedoch vergaß er deswegen des ihm so gnädigen Königs nicht, und es war wohl eine Empfindung der Dankbarkeit, welche ihn bewog, noch ein Jahr vor seinem Tode, 1790, eine Serie von Quartetten für ihn zu schreiben, deren Zueignung von Friedrich Wilhelm mit Freuden angenommen und königlich belohnt wurde.

Auch auf Mozarts Nachkommen erstreckte sich nach seinem Tode die Huld des Königs. Als die Witwe des großen Tondichters im Jahre 1796 Berlin besuchte, wurde ihr eine Aufführung der „Clemenza di Tito“ im Opernhause zu ihren Gunsten durch ein Kabinettschreiben bewilligt, in welchem es hieß: „Seine Königliche Majestät machen sich ein wahres Vergnügen daraus, durch Gewährung ihres Wunsches der Witwe Mozart zu beweisen, wie sehr Sie das Talent ihres verstorbenen Mannes geschätzt und die ungünstigen Umstände bedauert haben, welche ihn die Früchte seiner schönen Werke einzuernten verhinderten.“

Auch war bei der Aufführung, welche bei gedrängt vollem Hause stattfand, der König und die ganze königliche Familie zugegen.

Ein Jahr später wie Mozart, 1789, kam Dittersdorf, welchen der König bei jenem bereits erwähnten Besuche am fürstlich Hohenloheschen Hofe in Breslau kennen gelernt und eingeladen hatte, nach Berlin, wo er mehrere seiner Opern — auch den „Doktor und Apotheker“ — sowie sein Oratorium „Hiob“ durch zweihundertdreißig Mitwirkende im Opernhause aufführen ließ und dadurch eine Einnahme von 4750 Gulden erzielte. Übrigens war dies der erste Fall, wo die Plätze im Opernhause verkauft wurden, welche sonst bisher immer nach fridericianischem Herkommen unentgeltlich an alle

Klassen der Einwohner verteilt worden waren.

Auch vom König noch reich beschenkt, verließ Dittersdorf sehr befriedigt die preußische Residenz.

Eine besonders merkwürdige Episode im Berliner Musikleben unter Friedrich Wilhelm II. bildete der im allgemeinen so wenig bekannte Besuch des sechsundzwanzigjährigen Beethoven im Jahre 1796.

Der junge Beethoven war damals noch nicht der hochberühmte Tondichter seiner späteren Jahre, zumal seine Schöpfungen anfänglich wenig Verständnis fanden, sondern glänzte mehr als ein nach dem Urteil der Zeitgenossen unvergleichlich genialer, hinreißender Improvisator auf dem Klavier. In dieser Eigenschaft ließ er sich mehrmals in der unlängst von Fasch* gegründeten Singakademie hören, welche, noch nicht im Besitz eines eigenen Hauses, ihre Aufführungen in einem Saale der Akademie der Künste abhielt, und erntete große Bewunderung, wenn diese sich auch nicht immer so äußerte, wie es dem Künstler wünschenswert und natürlich erschien. Nachdem nämlich einmal Beethoven besonders herrlich phantasiert hatte, herrschte zuerst eine tiefe, nur von Seufzern unterbrochene Stille, und dann zogen die sentimentalen Zuhörer in Prozession, mit nassen Augen und Taschentüchern in den Händen, zu dem überraschten Meister, umringten ihn und sagten halb schluchzend: „Ach, Beethoven!“ Dieser aber, dem es nicht um schwächliche Rührseligkeit, sondern um Geist, Enthusiasmus und — Applaus zu thun war, wußte nicht, ob er lachen oder sich ärgern sollte.

Der Kapellmeister Himmel, welcher als ein vorzüglicher Improvisator auf dem Pianoforte galt, wurde von Beethoven gänzlich in den Schatten gestellt. Trotzdem trieb seine Eitelkeit ihn an, sich in einen Wettkampf mit diesem vor einem Kreise von Musikverständigen einzulassen. Himmel machte den Anfang, und als er schon längere Zeit gespielt hatte und meinte, Wunderbares geleistet zu haben, wurde er von Beethoven, der ihm dabei auf die Schulter klopfte, mit den Worten unterbrochen: „Aber, liebster Himmel, werden Sie denn nicht endlich mit Präludieren aufhören und ordentlich anfangen?“

Das aber war Himmel denn doch zu viel. Entrüstet sprang er auf und lief davon, um seitdem ein wenn auch nicht offener, so doch versteckter Feind Beethovens zu werden, an welchem er sich für seine Niederlage auf allerlei kleinliche Weise zu rächen suchte.

Am richtigsten erkannt und am vollständigsten gewürdigt wurde Beethoven jedenfalls am Hofe, den er als hochgeschätzter, vielbegehrter Gast häufig und gern besuchte, so wenig er sonst den Verkehr mit hohen Personen liebte. Hier aber fand er nicht nur wirkliches Verständnis, sondern auch ein ungewöhnliches künstlerisches Können. Da war zuerst der kunstbegeisterte und kunstverständige König, dann der hochbegabte Prinz Louis Ferdinand, der die Kraft und Tiefe des Beethovenschen Genius mit voller Seele zu erfassen vermochte, ferner das allem Schönen zugewandte kronprinzliche Paar, der nachmalige König Friedrich Wilhelm III. und seine unvergeßliche Gemahlin Luise. Von dieser, welche musikalisch sehr begabt, wenn auch nicht im höchsten Sinne ausgebildet war, sei hier erwähnt, was wenigen bekannt sein dürfte, daß Franz Liszt einen musikalischen Gedanken von ihr einer seiner „Consolations“ zu Grunde gelegt hat. Dieselbe ist mit einem * bezeichnet.

Auch der Fürst Anton Radziwill, der liebenswürdige Kunstfreund, ausgezeichnete Sänger und talentvolle Komponist, dessen Musik zu Goethes Faust noch heute hochgeschätzt ist, darf hier nicht übergangen werden. Gehörte er doch, seit 1786 mit einer Tochter des Prinzen Ferdinand vermählt und somit Schwager des Prinzen Louis Ferdinand, gewissermaßen zur königlichen Familie.

Man wird annehmen dürfen, daß Beethoven vor und mit diesen hohen Personen

* S. „Friedrich der Große und die Musik“.

vielfach musiziert und namentlich mit dem König die beiden von ihm diesem gewidmeten Sonaten für Klavier und Violoncell gespielt hat. Vom Prinzen Louis Ferdinand sagte er damals, daß er „gar nicht königlich oder prinzlich, sondern wie ein echter und rechter, tüchtiger Musiker und viel besser als der elegante, glatte Himmel“ Klavier spiele.

Beim Abschiede von Berlin erhielt Beethoven vom König eine prachtvolle goldene, mit dem Bildnis desselben gezierte und mit Goldstücken gefüllte Dose, „eine nicht gewöhnliche Dose, sondern von der Art, als sie die Gesandten wohl erhielten“, wie Beethoven nicht ohne Genugthuung zu sagen pflegte.

Alles in allem bildet die kaum elfjährige Regierung König Friedrich Wilhelms II. eine Periode großen und allseitigen Aufschwungs im Berliner Musikleben und namentlich insofern einen wichtigen Abschnitt in demselben, als der Bruch mit überlebten Traditionen eine neue Epoche begründete, durch welche der Sieg der deutschen Musik angebahnt und vorbereitet wurde. Vollziehen sollte sich dieser Sieg erst vollständig nach den Freiheitskriegen unter Friedrich Wilhelm III.

Wir wenden uns nun zu jener bereits mehrfach erwähnten, glänzenden, heldenhaft-genialen Erscheinung des vielbewunderten, oft getadelten und noch keineswegs nach seinem inneren Wert allgemein erkannten Prinzen Louis Ferdinand, des Neffen Friedrichs des Großen und Vetters Friedrich Wilhelms II.

Geboren im Jahre 1772, zeichnete er sich früh durch Schönheit, Kraft, Mut, stürmisches Wesen sowie durch Herzlichkeit und Güte aus. Seine Begabung war eine vielseitig glänzende, aber nicht immer gelang es den Lehrern, den lebhaften Knaben in den Unterrichtsstunden zu fesseln. Nur einen Gegenstand gab es, bei welchem der junge Prinz alles Fleißes, aller Geduld und Beharrlichkeit fähig war. Es war dies die Tonkunst, zu welcher er die größte Neigung und Anlage schon frühzeitig verriet. Stundenlang konnte er, der sonst so Unstäte, am Klavier weilen, und sein geniales, kraftvolles, großartiges Spiel wurde schon früh allgemein bewundert. Wie hoch Beethoven dasselbe stellte, haben wir bereits vernommen.

Doch die bloße Ausübung der Musik genügte dem Prinzen nicht, es drängte ihn, in die Tiefen der herrlichen Kunst einzudringen, und er studierte mit regem Eifer und Fleiß alles, was zur Kompositionslehre gehört. Namentlich in den letzten sechs Jahren seines kurzen Lebens gab er sich der Tonkunst mit voller, glühender Seele hin und suchte in ihr Beschwichtigung für die Wogen und Stürme, für die Sehnsucht und den Schmerz seines unbefriedigten Herzens zu finden.

Bezeichnend für ihn ist, daß er einst von einer Frau, die er sehr liebte, die seiner aber nicht ganz würdig war, klagend sagte: „Sie fällt mir nie in meinen besten Stunden, bei meinen edelsten Gedanken ein, wenn ich am Klavier phantasiere.“

Gerade die höheren Ansprüche seines Wesens fanden in der Musik, und fast nur in dieser, ganz und voll ihre Befriedigung. Die Liebe zur Tonkunst überwog bei ihm weit jede der anderen, minder edleren Leidenschaften, von denen er nicht frei war. Überall, wo Musik aufgeführt, vorbereitet, besprochen wurde, nahm er lebhaft teil, wirkte er thätig ein. Auch seine freisinnige, große Menschenfreundlichkeit bewährte sich auf diesem Gebiet. Ein Künstler, durch Krankheit und ungünstige Umstände zurückgekommen, wünschte sich durch ein Konzert aufzuhelfen; allein die Aussichten blieben wenig versprechend, und Louis Ferdinand, der darum wußte, bedauerte den Virtuosen. Da kam ihm plötzlich ein rettender Gedanke. „Kündigen Sie an, daß ich in dem Konzert eine Klaviersonate spielen werde!“ rief er. Es geschah, und der Erfolg war glänzend, denn um den Prinzen zu hören, strömte alles herbei.

Musiker, Künstler und Gelehrte bildeten, außer seinen militärischen Freunden, seinen nächsten Umgang. In dem

Böhmen Dussek, welcher 1800 von Paris nach Berlin gekommen war, fand Louis Ferdinand einen sympathischen und kongenialen Kunstgenossen. Einer lernte vom anderen. Übertraf Dussek, einer der ersten Klaviervirtuosen seiner Zeit, vielleicht den Prinzen an technischer Fertigkeit, so war ihm dieser an Größe und Tiefe der Ideen und der Empfindung überlegen und hob ihn darin mit sich empor. Viele Zeitgenossen sagen, daß das Spiel des Prinzen an hinreißendem Feuer und Großartigkeit der Auffassung das von Dussek weit übertroffen habe. Kam er jedoch an die Kadenz, so verlor er sich oft in lange, abschweifende Phantasien, während welcher die Begleitenden, wenn auch bei gefüllten Champagnerkelchen, geduldig pausieren mußten.

In seinen eigenen musikalischen Produktionen, die sein Genie ihm leicht und gelingend machte, war der Prinz durchaus nicht unbedeutend. Sagte doch Beethoven von ihnen, daß sich „manch schöne Brocken" darin befänden. Er schrieb Trios, Quartette, Quintette ꝛc., voll Adel und nicht selten Tiefe der Ideen, in welchen nur das Pianoforte zu sehr bevorzugt war. Die Werke des Prinzen erschienen zuerst in Paris, dann bei Breitkopf und Härtel in Leipzig. Nirgends spricht sich sein ganzes Wesen bestimmter aus als in seinem herrlichen F-moll-Quatuor.

Im Jahre 1804, acht Jahre nach jenem Besuche Beethovens in Berlin, kam Louis Ferdinand nach Wien und erneuerte hier die Bekanntschaft mit ihm. Auf beiden Seiten waren die Freude des Wiedersehens und das Interesse an der gegenseitigen Fortentwickelung groß und lebhaft.

Beethoven hatte inzwischen jene hohen, einsamen, zur Unsterblichkeit führenden Pfade beschritten. Die „Eroica" war unlängst vollendet worden, und Fürst Lobkowitz, des großen Tondichters Freund und Gönner, ließ die Symphonie dem Prinzen Louis Ferdinand zu Ehren in seinem Palais aufführen. Dieser hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu und war so hingerissen von der erhabenen Tondichtung, die damals fast allgemein noch nicht verstanden wurde, daß er sie sofort noch einmal und nach einstündiger Pause zum drittenmal spielen ließ. Das war ein Zuhörer nach Beethovens Herzen.

Wie hoch der Prinz diesen schätzte, geht aus einer von Ferdinand Ries erzählten Anekdote hervor.

Eine adelstolze alte Gräfin in Wien gab dem Prinzen eine musikalische Gesellschaft, zu welcher, diesem zu Gefallen, auch Beethoven geladen war. Nach der musikalischen Unterhaltung ging es zur Tafel. An derselben aber waren nur für den Prinzen und hohe Adelige Plätze bestimmt, nicht aber für Beethoven, der mit einigen derben Worten über die „alte Närrin" seinen Hut nahm und fortging. Der Prinz hatte alles wohl bemerkt, konnte aber augenblicklich nichts thun.

Nach einigen Tagen jedoch gab er ein Essen, zu welchem fast die gleiche Gesellschaft, auch Beethoven und die alte Gräfin, geladen war. Bei der Tafel nun erhielt diese auf der einen, Beethoven aber auf der anderen Seite des Prinzen den Platz angewiesen — eine liebenswürdige Genugthuung, welche den Meister hoch erfreute und deren er sich stets gern erinnerte.

Um seinen Empfindungen für den Prinzen den edelsten Ausdruck zu verleihen, schrieb er für ihn das poetisch-schwärmerische Klavierkonzert in C-moll und widmete es dem „menschlichsten Menschen", mit diesen Worten das höchste Lob aussprechend.

Auch mit Ludwig Spohr, den Prinz Louis, als jener im Jahre 1804 auf einer großen Kunstreise Berlin besucht, kennen und bewundern gelernt hatte, trat er noch ein Jahr vor seinem Tode in nähere Verbindung.

Während der großen Truppenschau, welche im Sommer 1805 bei Magdeburg stattfand und welcher auch der Prinz beiwohnte, ließ er Spohr dorthin aus dem nahen Gotha durch Dussek einladen und nahm ihn als Gast in sein Haus auf.

Über das Treiben dort berichtet Spohr in seiner Selbstbiographie auf ergötzliche Weise: „Es wogte ein sonderbar wild bewegtes Leben um den Prinzen, das aber meinem jugendlichen Geschmack für einige Zeit ganz gut zusagte. Oft schon des Morgens um sechs Uhr wurde ich mit Dussek aus dem Bette geholt und in Schlafrock und Pantoffeln in den Musiksaal zum Prinzen beschieden, der bereits

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen.

in dieser frühen Morgenstunde und, bei der herrschenden großen Hitze, in noch leichterem Kostüm, in Hemd und Unterbeinkleidern, am Klavier saß.

„Nun begann das Probieren und Einüben der am Abend aufzuführenden Musik und dauerte bei des Prinzen unermüdlichem Eifer oft so lange, bis sich der Saal mit besternten Generalen und Offizieren gefüllt hatte. Dieser sonderbare Kontrast aber genierte den Prinzen durchaus nicht, und er hörte nicht eher auf, bis alles zu seiner Zufriedenheit ging. Erst dann wurde eiligst Toilette gemacht, gefrühstückt und zum Manöver hinausgeritten.

„Auch ich erhielt ein Pferd aus dem Marstall des Prinzen, durfte mich seinem Gefolge anschließen und machte so zu meinem Vergnügen alle kriegerischen Evolutionen mit. Erst als ich merkte, daß mein Gehör durch den Donner der Geschütze an Feinheit verlor, zog ich mich davon zurück."

Im nächsten Jahre fand Louis Ferdinand als eines der ersten Opfer des von ihm selbst ersehnten Krieges gegen Napoleon im Alter von vierunddreißig Jahren den Heldentod in dem Gefecht bei Saalfeld am 12. Oktober 1806. Noch am Abend vor diesem seinem letzten Tage hatte er, voll trüber Ahnungen, im Kreise der fürstlichen Familie in Rudolstadt so herrlich am Klavier phantasiert, daß alle Zuhörer tief ergriffen gewesen waren. Für ihn, der tausendmal gesagt: „Den Fall meines Vaterlandes überlebe ich nicht; wenn uns dies Unglück trifft, sterbe ich," war der Tod wohl ein Glück. Trotzdem wurde dies jähe Ende des liebenswürdigen, genialen Prinzen von allen, die ihm näher gestanden, tief und schmerzlich betrauert, am meisten von den Künstlern. Beethoven sprach bei jeder Gelegenheit mit der größten Anerkennung und mit dem höchsten Lobe von ihm, und Dussek weihte ihm in seiner „Elegie auf den Tod des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen" ein schönes Denkmal.

Mit dieser Künstler- und Heldengestalt schließt die Reihe der im eigentlichen Sinne musikalischen Hohenzollern ab. Wollten wir schildern, was ihre Nachfolger auf dem Throne und in ihren sonstigen fürstlichen Lebensstellungen, wenn auch weniger durch eigene Ausübung, als vielmehr durch liebevolle Förderung der Tonkunst, für deren weiteres Emporblühen gethan haben, so müßten wir zugleich eine Geschichte der Entwickelung der Musik in Berlin und Preußen seit Beginn dieses Jahrhunderts schreiben. Das aber würde hier zu weit und über die dieser Darstellung gezogenen Grenzen hinausführen, zumal die neuere Periode viel mehr und allgemeiner bekannt ist als jene weiter zurückliegende.

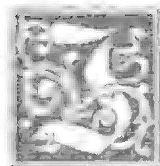
Erinnerungen.

Von

Fanny Lewald.

Fürst Hermann v. Pückler-Muskau
und Bruchstücke aus seinen Briefen an sie.

I.



In die Vergangenheit zurückzudenken, hat für das Alter einen verjüngenden Reiz, und erzählend der Frage der Jugend zu begegnen, welche von der Vergangenheit diese oder jene Kunde haben möchte, ist ein Vergnügen.

Hast du den, hast du jenen noch gekannt? fragen die Jüngeren mich oft, und mir fällt dann immer Bérangers schönes Gedicht „Les souvenirs du peuple“ ein, in welchem ihre Enkel die Großmutter bitten, ihnen von Napoleon I. zu erzählen, den sie noch gesehen, der ihr ein paar Worte im Vorübergehen zugerufen hat. „Parlez nous de lui, grande-mère!“ bitten sie, „parlez nous de lui!“

Solche gelegentliche Anforderungen haben mich neuerdings dahin gebracht, meine und Stahrs Erinnerungen an Heinrich Heine zusammenzustellen, meine Erinnerungen an Liszt für mich selber in einigen Bogen niederzuschreiben; und nun, da mir in diesen Tagen in stiller Stunde einmal die Briefe in die Hände gekommen sind, welche ich von dem Fürsten Pückler-Muskau besitze, fühle ich die Neigung, auch das Bild, das ich von ihm in der Erinnerung habe, ebenfalls für die Jüngeren festzuhalten und das, was ich von ihm aus unserem persönlichen Verkehr berichte, durch einige von seinen Briefen an mich zu vervollständigen.

Die Briefe, neununddreißig an der Zahl, stammen aus den Jahren von 1859 bis 1865. Sie ganz mitzuteilen, sind sie, abgesehen davon, daß eine Anzahl derselben sich fast ausschließlich mit mir und meinen Arbeiten beschäftigt, viel zu umfangreich für den Raum einer Zeitschrift. Ich werde mich also darauf beschränken, nur ein paar der Briefe ganz mitzuteilen und aus den anderen bruchstückweise einzelnes auszuwählen, was mir geeignet scheint, die sehr eigenartige Vielseitigkeit des durchaus bedeutenden Mannes zu kennzeichnen und seine Ansicht über die damals nicht erfreulichen deutschen Zustände oder sein Urteil über hervorragende Zeitgenossen kund zu thun.

Zunächst aber will ich erzählen, wann und wie ich selbst den Fürsten kennen lernte.

Seit ich nach meiner ersten italienischen Reise in den Jahren 1845 und 1846 und nach dem während dieser Reise erfolgten Tode meines Vaters mich in Berlin niedergelassen, hatte ich dort in den Kreisen meiner Bekannten vielfach des Fürsten Pückler erwähnen und ihn immer als einen Mann bezeichnen hören, der seine eigenen Bahnen gehe, seinen eigenen

Maßstab an sich gelegt zu sehen verlange, und der — um einen Ausdruck von Anastasius Grün zu gebrauchen — „sich die Freiheit nehme, frei zu sein“.

Varnhagen, der ihn sehr hoch hielt, erzählte gern davon, daß Pückler noch vor der Erhebung Preußens aus begeisterter Vaterlandsliebe zur Zeit der Stein und Arndt in russische Kriegsdienste getreten sei und damit seine in der Lausitz gelegene Herrschaft der rohesten Willkür der Franzosen ausgesetzt habe. Von seiner Tapferkeit im Felde, von seiner klugen Verwaltung in Brügge, von seinen Kenntnissen, von seiner Umsicht als Landwirt, von seiner Großmut war oft die Rede, und das alles war angethan, ihm Achtung zu erwerben.

Daneben gingen in der Gesellschaft ebensoviel Gerüchte von seinen Absonderlichkeiten. Man erzählte, daß er die Nacht zum Tage mache, daß er in seinem Schlosse sich in orientalischer Pracht gefalle. Man sprach von seiner abenteuerlichen Ehe mit der Gräfin Pappenheim und deren noch abenteuerlicheren Scheidung nach freundlichstem Übereinkommen. Manch einer hat die schöne Nubierin Makuba gekannt, die der Fürst in seinem Hause gehabt und deren Tod er so leidenschaftlich betrauert; aber niemand tadelte ihn und seine von der Sitte abweichende Lebensführung. Niemand sagte ihm Böses oder eine Härte nach. Er hatte sich offenbar so sehr als seinen eigenen Herrn und Richter hingestellt, daß er sich damit einen Freibrief gegen das fremde Urteil erworben zu haben schien; und überall war man einstimmig darin, seinen Geist, seine umfassenden Kenntnisse, seine Bildung, seinen Schönheitssinn und seine, wenn er sie kundgeben wolle, ganz unwiderstehliche Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr zu rühmen.

Verschiedene mir wohlwollende Freunde hatten die Absicht ausgesprochen, mich mit dem Fürsten bekannt zu machen; doch es wollte dazu nicht kommen. Einmal an einem Abend, an welchem ich zu Fräulein Henriette Solmar geladen war, hatte der Fürst sich zufällig vor der gewohnten Gesellschaftszeit bei ihr eingestellt. Sie hatte ihn dann aufgefordert, mich zu erwarten, er hatte das auch eine Weile hindurch gethan. Ich aber war behindert gewesen, mich rechtzeitig einzustellen, und der Fürst, dessen Speisestunde darüber herangekommen, hatte sich dann endlich mit der Erklärung entfernt: er sei so hungrig, daß er einen Wald voll Schriftstellerinnen für ein ordentliches Beefsteak hingebe. Ich solle deshalb nicht schlechter oder gar gering von ihm denken, weil er „dem Zwang gehorche und dem eigenen Triebe“.

Darüber hatten wir gelacht, und es war danach eine lange Reihe von Jahren hingegangen, bevor wir, Stahr und ich, dem Fürsten zum erstenmal in einer Gesellschaft bei Ferdinand Lassalle begegneten, mit welchem Stahr bekannt geworden war, als Lassalle ihm sein Werk über Heraklit gesendet.

Es war zugleich das erste Mal, daß ich Stahr zu Lassalle begleitete, der schon oft in unserem Hause gewesen war. Er bewohnte damals ein reich und geschmackvoll eingerichtetes Erdgeschoß des Hauses Nr. 10 in der Bellevuestraße, und es war ein Kreis von bedeutenden Menschen, den er an jenem Abend bei sich versammelt hatte.

Unter den Geladenen befanden sich Varnhagen mit seiner Nichte Ludmilla Assing, Geheimrat Böckh, General v. Pfuel, Professor Michelet und noch eine Anzahl von Schriftstellern, Gelehrten, Schauspielern und Künstlern mit den zu ihnen gehörenden Frauen. Es war eben eine Gesellschaft, wie sie sich unter günstigen Verhältnissen in Großstädten gelegentlich zusammenfindet; und als der letzten einer erschien Fürst Pückler.

Er war damals schon ein Mann von über siebzig Jahren, aber seine Gestalt war noch hoch und fast schlank zu nennen, sein Gang war sicher und leicht. Sein Eintreten und die Weise, in welcher er sich den ihm bekannten Personen nahte, bekundeten die bequeme Freiheit

des im weitesten Menschenverkehr geschulten und bewährten Mannes. Seine Kleidung verriet, daß er Wert auf sie legte. Ohne daß sie auffiel, merkte man doch, daß sie mit Sorgfalt gewählt war. — Der schmale Kopf, die gebogene Nase, die großen, weit offenen hellblauen und noch glänzenden Augen fielen angenehm auf unter der Fülle des ganz weißen Haares. Ein reicher Vollbart umrahmte Kinn und Mund. Der Fürst sah noch sehr gut aus. Er gab sich nicht wie ein Greis, ohne doch den einstigen jungen Mann zu spielen, und man fühlte sich durch sein verbindliches Wesen sofort behaglich im Verkehr mit ihm.

Als man sich am Abend trennte, fragte er mich, ob er uns besuchen dürfe, sagte zu Stahr, wie es ihn freuen würde, ihn bald einmal bei sich zu sehen, und nach dem üblichen Hin und Her dieser ersten Besuche sahen wir ihn noch ein paarmal wieder bei uns, ehe er — es war, glaube ich, im Mai — nach Branitz zurückkehrte.

Er hatte sich unser damals äußerst bescheidenes Heim in dem hinteren Teil des am Leipziger Platze gelegenen Hauses Nr. 3 gefallen lassen, das nach der jetzigen Königgrätzerstraße hinaussah, hatte es „als Kenner" gerühmt, wie ich etwas Behagliches, Eigenartiges aus der sehr dürftigen Wohnung zu machen verstanden; und da er in dem Kreise, in welchem wir lebten, wie auch außerhalb desselben, von dem schweren und langen Wege reden hören, den wir zu durchmessen gehabt, ehe wir zu unserer Heirat gekommen waren, hatte ich, als einmal das Gespräch darauf gelenkt worden, ihm gesagt, wie glücklich wir gewesen, als wir an dies Ziel gelangt, wie froh wir an jedem Tage der Ruhe und unserer Ehe wären.

Der Fürst bemerkte darauf: „Ich weiß das alles! Es ist ja genug davon gesprochen worden, wie immer geredet wird, wenn Menschen ihren Weg nicht auf der gebahnten Straße und doch offenen Angesichtes gehen; und Sie werden es wohl auch empfunden haben, daß ein trotziges Vergnügen darin liegt, das Gegenteil von dem zu thun, was die große Masse uns thun zu sehen erwartet."

Ich versicherte ihm, daß wir beide dies Vergnügen herzlich gern entbehrt hätten, wennschon ich nicht leugnen könne, daß unser Selbstgefühl in dem schweren Zwiespalt sich gekräftigt habe, wie er auch nur durch dasselbe zu glücklichem Ende zu führen gewesen sei.

„Sie haben mich beide sehr interessiert!" rief der Fürst, „und wie ich eben bin —" Er unterbrach sich und fragte: „Was würden Sie und Professor Stahr wohl gedacht haben, wenn ich Ihnen damals, ohne Sie zu kennen, angeboten hätte, sich es einmal bei mir, in aller Freiheit in Branitz gefallen zu lassen? Ich bin vielleicht, wie man behauptet, ein sonderbarer, aber ich bin kein schlimmer Kauz, und weil ich für meine Wege Respekt verlange, weiß ich andere zu respektieren. Würden Sie gekommen sein?"

Ich lasse es unentschieden, ob der Fürst wirklich jemals an eine solche Einladung gedacht, oder ob der Einfall, daß er sie hätte machen können, ihm eben nur in dem Augenblick gekommen war; aber mir blieb die Antwort darauf erspart, denn Stahr kam herein. Der Fürst wiederholte, nachdem sie einander begrüßt, ihm fast wörtlich seine gegen mich gemachte Äußerung über den Reiz, der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten, und ebenso die zuletzt gethane Frage mit den Worten: „Würden Sie gekommen sein, Herr Professor?"

„Nein, Durchlaucht!" entgegnete ihm dieser sehr bestimmt.

„Nicht? und weshalb nicht?"

„Weil wir eben nicht die Ehre hatten, Sie persönlich zu kennen; und weil in schwierigen Lebenslagen, wie die unsere es durch lange Jahre in der That gewesen, man vor allen Dingen darauf angewiesen ist, frei in sich selber zu beruhen und für sich selbst zu leben."

Die Antwort klang hart, aber sie war mir aus der Seele; denn der Fürst hatte in der Erwähnung seiner Absicht, uns zu sich zu laden, vielleicht ohne daß er sich

dessen bewußt war, einen gewissen Beschützerton durchklingen lassen, und obschon er persönlich mir sehr gefiel, war es mir eine Genugthuung, daß Stahr sofort die Schranke aufgerichtet zwischen der willkürlichen Genialität des Fürsten und zwischen uns. Sie war notwendig, wenn wir mit ihm zu dem freien, behaglichen Verkehr gelangen sollten, der uns danach erfreut.

Zu seiner Ehre nahm der Fürst die Ablehnung ohne das geringste Zeichen von Empfindlichkeit auf und bezeugte eben dadurch, daß er die fremde Persönlichkeit, wie er es von sich rühmte, gewähren zu lassen und zu achten verstehe.

Wir sprachen danach noch geraume Zeit über die verschiedensten Dinge in aller Heiterkeit, bevor der Fürst uns verließ. Als Stahr ihm das Geleit gegeben hatte und wieder zu mir zurückkam, sagte er: „Jetzt glaube ich das viele Gute, das Varnhagen und die anderen mir von dem Fürsten gerühmt haben; aber er mußte wissen, aus welcher Tonart er es mit uns zu nehmen habe. Er ist durch und durch selbstherrlich. Er erkennt sich also als eines seiner Herrenrechte auch das Recht zu, freisinnig zu sein, wenn's ihm paßt. So muß er es in der Ordnung finden, daß jeder sein eigenes Herrenrecht ihm gegenüber behauptet. Er hat uns seine Karte ausgespielt, ich ihm die meine — auf diese Weise wird es gehen, und das freut mich, denn er ist ebenso geistreich als originell, und dir gefällt er sehr!"

„Sehr!" bekräftigte ich; und er hat uns immer mehr gefallen und wir haben ihn immer höher würdigen lernen, je länger wir ihn kannten; denn neben seiner Bedeutung hatte im persönlichen Verkehr die Jugendlichkeit, ich möchte fast sagen, der jugendliche Übermut des fürstlichen Greises etwas so Heiteres, so Frisches, daß man mitunter denken konnte, einen Studenten oder einen Lieutenant vor sich zu haben, der sich in seinen Einfällen gehen ließ auf gut Glück und Geratewohl.

Wenn es Maler giebt, die man vorzugsweise als Koloristen bezeichnet, so konnte man den Fürsten einen Koloristen in der Unterhaltung nennen; denn wie jene Maler verfügte auch er mit Meisterschaft über die ganze Reihe der Farbentöne. Ernst und gewichtig, wenn er sich in eine politische Unterhaltung einließ, kam ihm dabei seine Personenkenntnis in den verschiedenen Ländern zu statten. Er hatte in den von ihm bereisten Ländern die Herrscher, die Diplomaten, die Führer der Ministerien kennen gelernt, hatte mit ihnen als Gleicher, nicht als fragender Kundschafter verkehrt; und wie er in seinen jungen Jahren das Kriegs- und Lagerleben durchgemacht, war ihm das Hofleben ebenso geläufig. Reisender, Schriftsteller, Landwirt, grübelnder Philosoph, genußsüchtig-sinnlicher Lebemann, ein wahrer Künstler für schöne Gestaltung des Hauswesens, dabei offenen Herzens für die in der Werkstatt und im Landbau Arbeitenden, deren Mühen oft nicht ausreichend durch ihren Erwerb vergolten werden, war er, den landläufigen Ausdruck zu brauchen, „in allen Sätteln gerecht" und — beiläufig bemerkt — noch mit fast achtzig Jahren auch ein sicherer Reiter, als welchen wir ihn hier im Tiergarten noch verschiedentlich gesehen.

Man machte es dem Fürsten zum Vorwurf, daß er gefallen wolle. Ich bin überzeugt, daß er die Absicht hatte; aber mir ist dies Bestreben, sich den Personen angenehm zu machen, mit denen man verkehrt, an Frauen und Männern, immer als etwas sehr Löbliches und jedenfalls viel angenehmer erschienen als jene Selbstgefälligkeit, die hochmütig verlangt, daß man sie mit all ihren Arten und Unarten, mit ihren Rücksichtslosigkeiten und selbst mit ihren gelegentlichen Rüpeleien ohne weiteres hinnehmen müsse. Ich rede damit nicht der Gefallsucht das Wort, die sich als etwas ausgiebt, was sie nicht ist, die sich aufschminkt mit Thorheit aller Art und sich bis zur Schmeichelei und Heuchelei erniedrigt, um jemand für sich

zu bestimmtem Zwecke zu gewinnen. Ich rühme nur das Bestreben, den geselligen Verkehr flüssig und belebt zu machen, indem man sein Bestes in ihm darbietet und sich bemüht, mit den Kanten und Härten, die doch in jedem irgendwo versteckt sind, keinen anderen zu verletzen. Und dieses Bestreben war unverkennbar in dem Fürsten.

Er hörte sich gern sprechen und genoß dabei zugleich das Vergnügen, das er seinen Hörern damit bereitete; doch habe ich es nicht erlebt, daß er seine Meinung verleugnete, um anderen zu gefallen. Dagegen war er stets bereit, sich mit seiner Unterhaltung nach den Seiten hinzuwenden, auf welche er die Neigung oder auch die Neugier seiner Hörer gerichtet wußte; und auch dies zu beachten, würde uns gesellschaftlich liebenswürdiger machen, mehr als wir es oftmals sind.

Sein Denken war frei, und er war zu klug, um Vorurteile zu haben. Wie sehr oder wie wenig die politischen Vorgänge am Ende der fünfziger und im Anfang der sechziger Jahre unserer Zeitrechnung mit seinen Ansichten übereinstimmten, das spricht er selbst auf das bestimmteste in seinen Briefen an mich aus. Vor allem anderen war er durchaus ein treuer Sohn des deutschen Vaterlandes: ein Preuße von ganzem Herzen. Er war den Idealen treu geblieben, die ihn 1812 drängten, in russische Dienste zu treten, und wenn er sich bisweilen im Zorn gegen die Regierung lebhaft gehen ließ, so war es der Zorn der getäuschten Liebe, die es nicht verschmerzen kann, daß ihren Erwartungen nicht entsprochen wurde.

Dazwischen kamen ihm Tage, in denen er mit frohem Stolze sich seiner Abstammung von einem alten Geschlechte zu rühmen liebte, und er trug dann kein Bedenken, anzunehmen, daß dasselbe wohl bis auf die Bechelaren, die Pecklarn des Nibelungenliedes, zurückzuführen sei. Dafür ließ er es sich denn auch gefallen, daß ich ihn mit dem Ausdruck bezeichnete, mit welchem Johann Jacoby, die Redeweise der Gräfin Hahn-Hahn nachahmend, einmal scherzend zu mir gesagt: „Du bist eine gute Demokratin, aber mit sehr aristokratischen Allüren!“ Der Fürst „acceptierte“ das dankbar. Er brauchte im Sprechen viel Fremdworte; im Schreiben bediente er sich ihrer sehr selten, namentlich für einen Sohn seiner Zeit.

Er nahm fortdauernd lebhaft Anteil an den politischen Tagesvorgängen, besonders nachdem er dazu, wie er es nannte, durch seine Einberufung in das Herrenhaus „verpflichtet“ war. Diese Einberufung brachte ihn regelmäßiger als vordem nach Berlin, und es muß um 1863 oder 1864 gewesen sein, daß er einmal mit Stahr in eine lange Unterhaltung über Johann Jacoby geriet.

Wir hatten ihm die hohe Selbstlosigkeit, den edlen Gleichmut desselben gerühmt. Den Fürsten hatte Jacobys ganzes Auftreten, seine ganze politische Thätigkeit interessiert, und es war nicht das erste Mal, daß Personen, selbst solche, die entgegengesetzten Parteien angehörten, Jacobys Bekanntschaft suchten, weil sein Charakter ihnen Achtung eingeflößt hatte. Auch der Fürst wünschte ihm zu begegnen und fragte, ob wir ihm dazu die Gelegenheit schaffen wollten, falls Jacoby nicht der Mann sei, von dem Andersgesinnte im persönlichen Verkehr eine schroffe Abweisung zu fürchten hätten. Das verneinten wir auf das bestimmteste, und es wurde also verabredet, daß der Fürst an einem Montag Abend, an dem unsere Freunde und Bekannten zu uns zu kommen gewohnt waren, sich bei uns einfinden und daß ich Jacoby auffordern solle, uns den Abend nicht zu fehlen.

Der Montag kam. Jacoby, der sich Erfreuendes von der Begegnung mit einem so ausgezeichneten Manne versprach, stellte sich bei uns ein — der Fürst blieb aus. Daß er sich nicht abgemeldet, war unhöflich, und ich war am nächsten Morgen eben dabei, ihm das schriftlich vorzustellen, als der Fürst mir gemeldet wurde.

Er fragte, ob er mich in der Arbeit störe. Ich zeigte ihm die Aufschrift des

Blattes und die Worte: Wir haben Sie gestern erwartet —

„Und Sie sind nicht gekommen, und ich habe Sie für einen Menschen ohne Erziehung gehalten,“ ergänzte er die Zeile schnell, „und ich verdenke Ihnen das durchaus nicht. Aber glauben Sie mir, auf mein Wort, ich war auf dem Wege zu Ihnen.“

„Ja, warum haben Sie ihn denn nicht fortgesetzt, Durchlaucht?“

Ich sollte raten, was ihn zurückgehalten, und erklärte, daß ich das nicht könne.

„Nun denn!“ sagte er, „ich bin umgedreht, habe noch einen Akt im Opernhause mit angesehen, nicht aus Lust an der Singerei, sondern — aus Feigheit und aus Mißtrauen!“

„Gegen Jacoby?“

„Gott bewahre, gegen mich selber! — Sehen Sie,“ fuhr er fort, als ich ihn verwundert anblickte, „Sie kennen mich darin nicht, wie ich mich kenne. Varnhagen und die Assing hatten mir, als ich ihnen von unserer Verabredung erzählt, ebenso wie Sie auf das anerkennendste von Jacoby gesprochen, und ich bin sehr leicht einzunehmen, sehr leicht, von Frauen wie von Männern! Als ich nun zu Ihnen fuhr, gefiel mir der Jacoby schon im voraus, und ich war gewiß, er würde mich mit seiner ruhigen Weise kaptivieren. Davor hatte ich Furcht! Denn — nun — ich kann einmal das Maul nicht halten, und wovon mir das Herz im Augenblicke voll ist, davon fließt es ohne Rückhalt über. Da habe ich mir gesagt: Geh ihm lieber aus dem Wege! Denn wenn er dich gewinnt, wenn du ihn auch so bedeutend findest wie Varnhagen und wie so viele andere, so platzest du einmal bei erster Gelegenheit damit am unrechten Ort heraus, machst dir Ungelegenheit — und — Ja, ich bin nicht nur ein Semilasso — ich bin bequem geworden! Ich bin zu feig zu Kontroversen! und Sie zu benachrichtigen, hatte ich gestern nicht mehr die Zeit. Nun nehmen Sie es, wie Sie wollen, aber pardonnieren Sie mich! Es wäre doch undankbar gegen den König, der mir eben eine Gnade erwiesen hat, wenn ich ihm gelegentlich erzählte, daß ich den Dr. Jacoby sehr bewunderte — und, wie gesagt, davor bin ich mit mir nicht sicher! Nehmen Sie das Kapitel meiner Selbstkritik so einfach, wie ich es Ihnen biete. Sie brauchen mich nicht besser zu beurteilen als ich mich selbst!“

Das thaten wir denn auch, und Jacoby seinerseits war in seiner philosophischen Gerechtigkeit sehr weit davon entfernt, von einem Menschen zu verlangen, daß er nicht er selber sein sollte in seiner ganzen Wesenheit, oder daß er, wie Stahr es zu nennen pflegte, „über seinen Schatten springen solle“.

Ein andermal hatte der Fürst uns auch an einem Vormittage aufgesucht, und ich war mit ihm bis in unser Treppenhaus hinausgegangen, das durch das hohe große Glasdach und die Bauart der Flur und der Treppen es mir möglich gemacht hatte, mir aus selbstgezogenen Gummibäumen und anderen dauernden Blattpflanzen und Rankengewächsen eine Art von „Kalthaus“ einzurichten. Wir wohnten damals schon mehrere Jahre in dem schönen Hause Nr. 21 in der Matthäikirchstraße, in dem ich fünfundzwanzig Jahre gelebt, bis man es 1885 zugleich mit dem Nachbarhause eingerissen, um das Märkische Provinzial-Ständehaus an seine Stelle zu setzen. Meine schönen Gummibäume hatten eine Höhe und Stärke erreicht, die selbst Gärtner überraschte, und sie trugen mir das anerkennendste Lob des Fürsten, dieses großen Gartenkünstlers, ein.

Wie wir nun in die Flur hinausgetreten waren, meine Bäume und Pflanzen noch eingehend zu betrachten, kam ein junges Dienstmädchen die Treppe hinauf, das mir mit den Worten, es sei Antwort darauf nötig, einen Brief hinreichte. Ich wollte den Fürsten erst fortgehen lassen, er bestand aber darauf, daß ich gleich Bescheid geben solle. Ich sah in das Blatt hinein; es enthielt eine Einladung, und ich begegnete ihr mit den Worten: „Eine Empfehlung, und wir würden mit Vergnügen kommen.“

„Zu wem?“ fragte der Fürst.

„Zu Frau Luise Mühlbach! zu Frau Mundt!“

„Ah!“ rief der Fürst, „machen Sie auch von mir eine Empfehlung, und Frau Mundt möchte mich doch auch einmal einladen!“

Das Mädchen sah ihn, sah mich verlegen an und meinte dann: „Ich kenne den Herrn aber nicht.“

da wir keine Verabredung miteinander getroffen hatten.

„Bei Frau Mundt!“ antwortete der Fürst. Luise Mühlbach war damals schon Witwe.

Ich fragte, ob er ihr einen Besuch gemacht, denn mir kam jene Scene in meinem Treppenhause in den Sinn. „Nein!“ sagte er, „aber mir hat sich wieder einmal

Fürst Hermann v. Pückler-Muskau. Nach einem Gemälde von Prof. Krüger.

„Und ich die Frau nicht!“ flüsterte der Fürst mir zu; und gegen das Mädchen gewendet, sagte er: „Fürst Pückler!“ — und damit gingen beide fort.

Wir lachten über den Einfall und dachten bald nicht mehr daran, bis wir nach einiger Zeit am dritten Orte mit dem Fürsten zusammentrafen. Er redete uns mit der Bemerkung an, daß er an dem und dem Tage uns zu treffen erwartet habe. Wir fragten, weshalb und wo?

meine alte Erfahrung bewährt, daß mir im Leben nichts so geglückt ist als das Ungehörigste, und daß Goethe recht gehabt hat mit seinem ‚Doch wer dreist ist und verwegen, kommt vielleicht noch besser fort‘. Es war ja eigentlich eine Insolenz, an eine fremde Frau eine solche Bestellung machen zu lassen, und ich weiß selbst nicht, wie mir der Einfall durch den Kopf schoß. Frau Mundt aber war gescheiter als ich und dachte, es lohne am Ende

doch der Mühe, daß wir einander kennen lernten; und so hat sie mir freundlich geschrieben, hat mir mit General v. Pfuel und drei, vier anderen angenehmen Männern ein ganz charmantes Diner gegeben, und ich habe in Frau Mundt eine sehr frische, geistvolle Frau kennen gelernt und ein paar sehr angenehme Stunden gehabt. So macht man Bekanntschaften im Stegreif — und eigentlich sollte man das ganze Leben im Stegreif nehmen."

Ich meinte, daß auch dazu Talent gehöre.

„Nein!" entgegnete er, „nur Fatalismus und Aberglaube und die Erfahrung, daß man nach reiflichem Überlegen immer das Dümmste und nach Impulsen immer das Richtige thut. Über mich entscheiden immer der erste Eindruck und der Augenblick. Wenn ich mich einmal darauf eingelassen habe, einen Menschen zu kultivieren, der mir im ersten Augenblick mißfallen hatte, mir unsympathisch gewesen war, so habe ich es immer bitter zu bereuen gehabt; und da ich es gut mit Ihnen meine, rate ich Ihnen, das Gleiche zu thun und diesen Rest des uns verliehenen Instinktes nicht in sich zu unterdrücken. Sich zu kasteien aus Menschenliebe ist daneben fruchtlos."

Ich gebe des Fürsten Ausdrucksweise in diesen paar heiteren Anekdoten wieder, wie sie mir in der Erinnerung lebt, wie ich sie einzelnen damals gelegentlich gemachten Aufzeichnungen entnehme, und lasse ihn nun in seinen Briefen sprechen. Die weitaus größte Anzahl ist von ihm selbst geschrieben, ein paar sind diktiert, ein paar andere, in die er „zuviel hineinkorrigiert, des leichteren Lesens halber" von seinem stummen Sekretär abgeschrieben; alle aber sind sich für mein Gefühl gleich in dem Reiz, welchen das freie Sichgehenlassen des Fürsten ihm in Schrift und Sprache verliehen, und in dem Zutrauen, mit welchem er darauf rechnete, richtig verstanden zu werden, er mochte loben oder tadeln. Man konnte sich darauf verlassen, daß er's meinte, wie er's sagte — und das machte auch den brieflichen Verkehr mit ihm so angenehm.

I.

Schloß Branitz, den 20. Juli 1859.

Meine liebe, geistreiche und herzreiche Freundin, allein, nach eigener Aussage, strenge Gläubigerin — wie soll ich mit meiner großen Schuld vor Ihnen bestehen! erst heute Ihr freundliches Billet vom 9. Juni zu beantworten? Das kann nur weibliche Milde und ein so liebenswürdiger Charakter als der Ihrige verzeihen. Nicht wahr? Entschuldigungen und gute hätte ich doch genug, aber ich will den Wert Ihrer großmütigen Güte nicht schmälern. — — Also Friede und Freundschaft wie früher unter uns. Sie können dann auch noch etwas Mitleid für mich beifügen — denn wie ich dem Herrn Professor geschrieben, verließ ich noch krank Berlin; viel kränker noch bin ich heute; seit vier Wochen von einem heftigen Gichtanfall das Bett hütend und schmerzlich leidend. — Ohne dies widrige Hindernis hätte ich auch bei Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl angefragt, ob Sie sich entschließen könnten, meiner Einsiedelei für einige Tage Ihre Gegenwart zu schenken. Nur ist es für dieses Jahr zu spät, denn die Ärzte packen mich nach Wiesbaden ein, und dann soll ich zum Winter nach dem Süden. — Mögen Sie unterdessen im Vaterlande recht froh und glücklich leben, obgleich unsere unüberwindliche Unentschlossenheit schwere Gefahren für Deutschland heraufbeschworen hat — und in den dunklen Wolken erscheint schon des großen Dämons riesiger Schatten, der, in der einen Hand die Blitze, in der anderen den Ölzweig haltend, beide gleich vernichtend zu gebrauchen weiß. Wir aber flüchten uns in das schöne Reich der Phantasie, Sie als belehrende Dichterin und ich als einer Ihrer aufrichtigsten Bewunderer und Schüler, und trösten uns dort teils durch thätiges Schaffen, teils durch das Heraufbeschwören holder, lieblicher Träume über die unerquickliche Wirklichkeit. Meinen freundlichsten Gruß und aufrichtigste Verehrung an Herrn Professor Stahr.

H. Pückler.

II.

Schloß Branitz, den 27. Sept. 1859.

Ich glaube, wir werden zum Korrespondieren ganz gut zusammenpassen, denn auch ich schreibe nur, wenn der Sinn mir danach steht, und gar nicht nach dem Princip der Anciennetät. Daß aber ein so hübscher — wie soll ich gleich sagen — naturrechtlicher Brief wie der Ihrige schon sehr schnell in die zum Antworten verlangte Stimmung versetzt, das erfuhren Sie gewiß oft an anderen. — Ich habe mich also mit wahrer Teilnahme Ihres „in süße Ruhe eingesponnenen“ Aufenthaltes in Helgoland gefreut, selbst in einem ähnlichen Gespinst sitzend, nur leider nicht am Meer (höchstens Sandmeer), und habe mit Freuden den Regentag in Hamburg begrüßt, da ich ihm den lieben vor mir liegenden Autograph verdanke. Auch Hamburg selbst weckt angenehme Erinnerungen in mir, obgleich ich es erst ganz lieben werde, wenn es eine preußische Stadt geworden ist. Freilich scheint wenig Aussicht dazu vorhanden, denn was uns nicht gebraten in den Mund fliegt, sind wir nicht bestimmt zu verzehren. Wie lange standen schon wieder unsere Minister zwischen zwei Heubündeln, ohne sich entschließen zu können, welches sie anbeißen sollten! — Doch nichts von Politik, die nur für Napoleon ein erfreuliches Thema sein kann im ganzen Europa, Rußland etwa noch ausgenommen, obgleich auch da der Übergang zur Civilisation noch manche Geburtsschmerzen erfordern wird.

Erzählen Sie mir doch etwas von Helgoland. Ich habe das immer für einen sehr melancholischen Aufenthalt angesehen; schon daß es, die deutsche Insel, den Engländern gehört, muß einem Deutschen etwas drückend vorkommen, und so einsam und traurig, ohne Vegetation auf diesen Felsen zu leben, von denen alle Jahre das Meer einen Teil unter seinen Fluten begräbt — wahrlich ein passender Ort, um Youngs Nachtgedanken zu lesen.

Wenn Sie Einsamkeit so lieben, besuchen Sie mich doch einmal in Branitz. Hier ist sie wenigstens grün und mit tausend Blumen unter schattigen Bäumen geschmückt, Oase in der Wüste. Ich habe, seit wir uns zuletzt gesehen, fortwährend hier verweilt und ziehe nun, seit ich schon Kaminfeuer lodern lassen muß, den Zugvögeln nach, zu den Ländern der Sonne, für mich die wahre Heimat, während Sie in Berlin die Winter- und Karnevalsfreuden genießen, denen ich bereits vollkommen abgestorben bin.

Doch lese ich aus alter Gewohnheit noch Zeitungen, eine der größten Lebensverschwendungen unserer Zeit, und weiß daher von den Eisenacher Eroberungsplänen, der Frankfurter Auflösung und der unglaublichen Naivetät des guten Vetters Michel, den keine Erfahrung zu belehren vermag, daß ... Doch füllen Sie das weitere selbst aus, damit ich sehe, ob unsere Ansichten von deutscher Natur sich begegnen. Die meinigen beruhen auf Raffs Naturgeschichte, welche uns in Quinta lehrte, daß der Fisch zu sehr des Wassers bedarf, um lange in freier Luft leben zu können, obgleich er im Schlafe viel davon träumen mag — wo auch Menschen so gern von unerreichbaren Dingen schwärmen, wo der bloß schnatternde Gänserich die Thatkraft des Adlers in sich zu fühlen glaubt und der tiefsinnige Esel nicht mehr daran zweifelt, alle Rennpferde zu schlagen. — Das Papier fehlt zu weiterem Geschwätz. Also tausend Schönes und ganz der Ihre.

H. P.

* * *

Zu der Reise nach dem Süden kam es nicht mehr. Der Fürst sendete mir vom Sonntag den 30. Oktober, seinem „vierundsiebzigjährigen Geburtstage“, einen langen, nicht von seiner Hand geschriebenen Brief, in dem er sich beschwert, daß ich nicht geantwortet, und danach heißt es:

III.

Ich schrieb Ihnen in meinem letzten Briefe mit dem größten Abandon mit einigen Scherzen über die deutschen Par-

tikularitäten, und das Ausbleiben Ihrer Antwort bringt mich auf den argwöhnischen Gedanken, daß jene Äußerungen Ihren eigenen Ansichten so zuwider, daß sie Ihnen die Korrespondenz mit mir schon verleidet. Deshalb will ich hier in wenig Worten mein Glaubensbekenntnis über den deutschen Charakter, wie er mir erscheint, genauer aussprechen, wo denn wenigstens kein Mißverständnis mehr möglich ist.

Die großen geistigen Eigenschaften und andere Tugenden des deutschen Volkes — Nation kann man leider nicht sagen, da wir aus lauter Natiönchen bestehen, die überdem meist in starker Opposition sich untereinander anfeinden — bewundere und ehre ich alle von Herzen; was aber den Hauptzug des deutschen Charakters betrifft, wie er im praktischen, weltlichen Leben, besonders also auch in der Politik, in neuerer Zeit zu Tage tritt, so möchte ich diesen dahin definieren, daß kein anderes europäisches Volk willenloser, unentschlossener und serviler sich überall da zeigt, wo es auf die That ankommt, und doch zugleich fortwährend oppositions-, ja revolutionslustiger im Reiche des Gedankens ist, wo denn freilich all dies Denken und Halbwollen stets nur in Reden, Druckerschwärze und Tinte sich verläuft. Die Deutschen waren keineswegs immer in älteren Zeiten so, aber sie sind im Laufe der Geschichte, von oben wie von unten, so geworden, weil eben unter uns kein Herrscher erschienen ist, der uns unter einen Hut zu bringen verstanden hätte, wie z. B. in Frankreich Ludwig XI. und Richelieu.

Die Epoche unserer Freiheitskriege schien nur eine Ausnahme. Wie lange ertrugen wir, oft sogar mit einigem Enthusiasmus, die grausamste, höhnendste fremde Tyrannei; und ohne den einen Mann, York, wären König und Volk, trotz der ungeheuren Katastrophe des Unterdrückens, ganz ruhig darin verblieben.* Nachher, mit ganz Europa im Bunde, thaten wir Großes, was wir jedesmal thun werden, wenn wir erst dazu gezwungen sind, freiwillig kommen wir nicht dazu. Und was folgte auf diese großen Thaten? Der Wiener Kongreß, die Demokratenriecherei, der deutsche Bundestag, dreißig fast schmählichere Jahre als die vorhergehenden.

Den stärksten Beweis für diese meine Ansicht aber wird der späteren Generation die Geschichte vom Jahre 1848 liefern. Nie hat eine Revolution schneller, fast ohne allen Widerstand gesiegt, weil schon vor dem Donner bloßer Worte alle unsere Souveräne wie schlafende Vögel vom Stengel fielen; und nie hat eine Revolution, nachdem, wie durch Zauber, alle Macht auf sie übergegangen war, sich so unfähig zu deren Benutzung gezeigt als bei uns Deutschen, so vollständig erfolglos, ja so burlesk geendet, obgleich auch ihre Macht, Österreich später ausgenommen, bei den übrigen deutschen Mächten kaum einen anderen Widerstand als eben auch die bloßen Demonstrationen fand. Dies alles vor Augen, bin ich überzeugt, daß deutsche Einheit so lange nur eine Chimäre und alle isolierte Bestrebung, durch bloße Raisonnements theoretisch dahin zu kommen, nur eine Lächerlichkeit bleiben wird, bis dereinst vielleicht die unüberwindliche Gewalt des Genies, ausgerüstet mit rücksichtsloser Thatkraft, verkörpert in einer außerordentlichen Persönlichkeit, die zagende, schwankende, ungewisse Menge unsanft beim Schopfe ergreift und selbst sie über den Rubikon schleudert, oder furchtbare Not und unerträgliche Demütigung alle Wogen zugleich zu einem Orkan aufwühlt, der dasselbe Resultat herbeiführt.*

Hier ließe sich nun gar viel, teils Ergötzliches, teils Widerwärtiges, aus der Gegenwart und nächsten Vergangenheit anknüpfen, aber ich will Sie nicht zu sehr ermüden und sende Ihnen nur noch das Echo aller schriftlichen Glückwünsche, die ich heute erhielt, zu Ihrer Verwendung,

* Das Urteil ist unhaltbar, soweit es das Volk, namentlich in den alten preußischen Provinzen, betrifft — doch habe ich den Fürsten reden zu lassen.

* Welche Voraussicht!

da mir nur noch so wenig Zeit, sie selbst zu verbrauchen, übrigbleibt.

Kommt Ihnen nun nicht bald einmal die Lust, wieder mit mir zu schwatzen, so versiegt auch meine dürftige Quelle, und ich lese Sie nur von neuem in Ihren Werken, die ich noch nicht alle kenne.

Tausend Schönes an Ihren vortrefflichen Herrn Gemahl. Wie herrlich hat er neulich wieder über Schiller geschrieben, im Feuilleton der National-Zeitung, deren politische Artikel zur Unterstützung der Schleinitzschen Heldenthaten mir jedoch, beiläufig gesagt, viel weniger gefallen, obgleich dieser Minister mit seiner Zuwartungspolitik allerdings ein echter deutscher und preußischer ist, nur nicht aus der Ära Friedrichs des Einzigen oder des Großen Kurfürsten, noch selbst des Hohenzollernschen Achilles.

Ich besorge, unser tapferer Staatsmann von 1859 wird mehr verwundbare Stellen entwickeln als der alte Grieche, obwohl ich gar nicht bezweifle, daß er stets geneigter sein wird, Fersengeld zu geben, als mit dem vorwitzigen Blücher immer „Vorwärts!“ den Preußen zuzurufen.

Gott besser's! sagen die alten Leute und gähnen. Wahrlich, spät genug ist es dazu, vielleicht schon in der elften Stunde.

Also gute Nacht, und Ihr sehr ergebener

H. P.

VI.

Schloß Branitz, den 6. Nov. 1859.

— — Übrigens freute mich auch sehr Ihre Ansicht, „daß aller Idealismus nur auf der Grundlage gesunder Realität gedeihen kann“ und daß mein Brief Sie in der Küche treffen konnte, was ich an Frauen so tief verehre; denn eine Hausfrau ohne Kochgefühl kommt mir vor wie ein Soldat ohne Mut. Was hilft ihm denn alle Kraft und Wissenschaft, wenn er vor dem Anblick des Schlachtfeldes schon davonläuft.

Also in meiner Begeisterung für Ihre „pommerischen Gänse“, die weit höher bei mir stehen als der ergötzliche „pommerische Heiland“, müssen Sie mir erlauben, den Gänsen ein Paar Branitzer Fasanen folgen zu lassen, mit gehorsamster Beifügung der gastronomischen (in Berlin nach meiner Erfahrung meist vernachlässigten) Regel: Fasanen immer vierzehn Tage bis drei Wochen in einem kühlen Zimmer, nicht in der Eisgrube hängen zu lassen, ehe man sie zur Tafel zubereitet, denn sans être un peu faisandé schmeckt der Fasan immer nur wie ein Huhn.

Da ich nun auch ein sehr ausgebildetes Küchengefühl besitze, so verspreche ich Ihnen, wenn Sie mich im Frühjahr mit Ihrem Besuch erfreuen, gute Diners, das heißt natürliche, wo die Kochkunst, wie ein genialer Arzt, der Natur bloß nachhilft und wo dann alle die guten eßbaren Dinge auch nach sich selber schmecken, den Gaumen ihre feine Individualität erkennen lassen und nicht wie in unseren deutschen Gasthöfen und Restaurants (und auch in vielen großen Haushaltungen) alle über einen Leisten gleichmäßig gemißhandelt, verkocht, verbraten und verschmudelt werden. Ich habe in Deutschland nur gut gegessen entweder in ganz kleinen, einfachen Haushaltungen, wo eben die tüchtige Hausfrau waltete oder wo ein guter französischer Koch die Küche dirigierte; denn die französische Küche geht ganz von demselben eben erwähnten Princip aus, was niemand unterhaltender gelehrt hat als der große Brillat de Savarin und der alte Almanach des Gourmands, deren Lektüre, wenn Sie sie noch nicht kennen sollten, ich Ihnen angelegentlich empfehle. — —

Nach diesen drei Seiten von Küche keine Politik mehr, denn nach Tisch darf man sich nicht ärgern. — Nur noch des Gastmahls zwischen Fuchs und Storch muß ich erwähnen, das Sie mir vorwerfen, Ihnen vorzusetzen. Es war nie meine Meinung, verehrteste Freundin, an eine andere Zeit für Ihren hiesigen Besuch zu denken als die der einzigen guten Jahreszeit in unserem traurigen Klima, nämlich von Mitte Mai bis Ende Juni und vom

1. September bis (zuweilen) Mitte Oktober. Das übrige Jahr bietet ja hier nur Winterkälte, oder Schlackerwetter, oder ausdorrende Hitze.

Da ich diesen Brief an Sie beide, als schöne Zweieinigkeit, schreibe, so berühre ich hier auch noch gleich zwei Punkte aus des Professors gütigem Schreiben.

Zuerst also: daß Adolf Stahr die kleinen Unannehmlichkeiten, die auch ihm das Schillerfest bereitet, in der That etwas verdient hat, muß ich aussprechen. Wie konnte der geistreiche Mann für Berliner Schulen schreiben,* die heutzutage in Preußen (beinahe noch mehr wie früher) gänzlich unter der geistlich-polizeilichen Kontrolle köhlergläubiger oder heuchlerischer Zeloten stehen, derselben, welche unseren Bauernjungen wöchentlich fünfzig fromme Verse auswendig lernen, statt Rute zuerkennen lassen und alle Arten junger und alter Schüler vor jedem aufklärenden Lichte wie vor der Pest bewahren. Wir haben in Cottbus, dessen Ehrenbürger ich zu sein die Ehre habe, ein anmutiges Beispiel davon bei unserem Gymnasium erlebt, für das sich ja auch die Nationalzeitung, wiewohl sehr vergeblich, interessiert hat. Wer Pech angreift ꝛc.

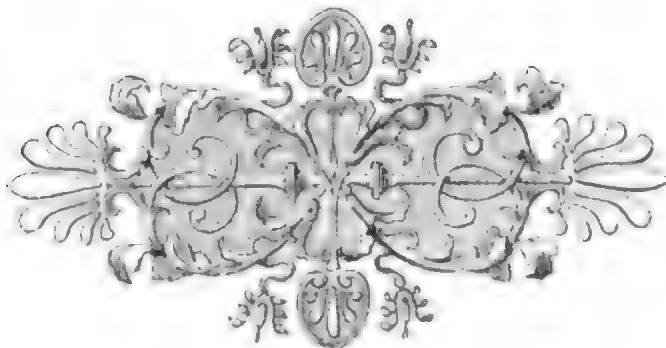
* Es handelt sich um die auf Ansuchen geschriebene kleine Arbeit zur Schillerfeier, welche in den Schulen verteilt und auch in das Fundament des Schillerdenkmals gelegt worden war.

Was zweitens den deutschen Neid betrifft, so kann er mir um so weniger entgangen sein, da selbst ich, der leider recht wenig zu beneiden darbietet, in seinem Privatleben doch so viel im Vaterlande davon zu leiden gehabt hat. — — Es ist witzig von dem Dichter Mosen, daß er uns Deutsche deshalb zur Republik besonders tauglich hält; aber ich fürchte, wir passen nur noch zur künftigen russischen Herrschaft, die sich mit Hilfe der Knute an uns erst civilisieren wird, wie einst die Römer an den armen Griechen, die auch etwas neidisch waren.

Nun nochmals meinen Dank, und Sie sehen, wie sehr es mich gedrängt hat, ihn abzutragen, da ich erst heute mittag Ihre Briefe empfing und gegen mitternacht schon die Antwort diktiert habe, wenn Sie sie auch erst übermorgen früh erhalten werden, der Fasanen wegen, die bei fünfzig Thaler Strafe am Sonntag nicht geschossen werden dürfen. Wären doch alle unsere Gesetze, Vorschriften, Vorurteile und Sitten ebenso unschädlich verkehrt als diese Verordnung!

Jetzt aber wirklich genug — und den freundlichsten Gruß von Ihrem wahrhaft ergebenen H. Pückler.

(Schluß folgt.)



Ludwig Passini.

Von

Ludwig Pietsch.

Seit bald dreißig Jahren ist der Name dieses Künstlers unter denen der hervorragendsten und allbeliebtesten Maler unserer Epoche genannt. Der Klang desselben erweckt heute sofort bei jedem, der Blick und Teilnahme für die künstlerischen Erscheinungen der Zeit besitzt, die Vorstellung von einer langen Reihe höchst liebenswürdiger Kunstschöpfungen, welche — wie verschieden sie auch nach Gegenstand und Inhalt unter sich sein mögen — zwei Eigenschaften gemeinsam haben: alle diese Bilder sind in Aquarellfarben ausgeführt, und sie stellen Menschen und Scenen aus dem modernen italienischen Volksleben, vorzugsweise dem römischen, dem venetianischen und dem chioggiotischen, dar.

Der Name des Künstlers läßt auf einen italienischen Ursprung desselben schließen. Aber dieser Schluß wäre ein falscher. Passini ist Deutsch-Österreicher, am 9. Juli 1832 zu Wien geboren. Der Vater war ein daselbst bekannter und geschätzter Maler und Kupferstecher. Sein Beispiel übte von der Zeit der ersten Kindheit an einen starken Einfluß aus auf die Richtung und die Entwickelung des Sohnes, dem das Talent als Erbe mitgegeben war. Der Vater hatte die vortreffliche künstlerische Gewohnheit unseres Chodowiecki, nie auszugehen, ohne ein Skizzenbuch in der Tasche mit sich zu führen, und nie heimzukommen, ohne irgend

Knabenschule in Rom.

etwas, das ihm in den Straßen, in der Kirche, in den Häusern, die er besucht hatte, in der Umgegend der Stadt, wenn seine Wanderungen ihn aus den Thoren herausführten, aufgefallen war, ein Gesicht, eine Figur, eine Lokalität, rasch nach der Natur auf den Blättern dieses Buches skizziert, mitzubringen. Der junge Ludwig begleitete seinen väterlichen Meister häufig auf solchen Wanderungen und Ausgängen durch die Stadt und vor die Thore. Er that dabei, was er den Vater thun sah, schärfte so seinen Blick für die Erscheinungen der lebendigen Wirklichkeit und machte sich früh schon geschickt, die Bilder derselben in ihren charakteristischen Hauptzügen rasch zu erfassen und hinzuzeichnen.

Passini der Vater aber, trotz des sich hierbei unverkennbar manifestierenden Berufes seines Sohnes für die Malerei, wünschte dringend, daß dieser sich einen minder „brotlosen" Beruf als den, welchen er in letzterer zu erkennen glaubte, für das Leben erwählen möchte. Es war sein Traum und Ehrgeiz, aus seinem Ludwig einen berühmten Baumeister, das heißt einen regelrecht geschulten, durch alle Prüfungen gegangenen Staatsarchitekten, werden zu sehen. Er gab den Sohn auf das Polytechnikum, um dort seine vorschriftsmäßigen Studien in der Mathematik, der Mechanik, der Bauwissenschaft und Baukunst zu absolvieren. Aber bald genug konnte auch er sich nicht mehr der Einsicht verschließen, daß des Sohnes innerste Natur sich gegen diese Beschäftigungen und gegen diesen Beruf sträube. Er machte noch bei Zeiten den begangenen Fehler gut und ließ den jungen Ludwig in die Wiener Kunstakademie eintreten, damit er sich unter Joseph Führichs Leitung zum Maler ausbilde.

Die Epoche der revolutionären Kämpfe und Unruhen in Wien und dem ganzen Kaiserstaat, welche mit den Ereignissen des Jahres 1848 begann, übte, wie auf den Handel und die Industrie des Landes, auch auf die künstlerische Thätigkeit ihren verhängnisvollen lähmenden Einfluß. Passini der Vater, da er in Wien seinen Verdienst mehr und mehr geschmälert sah, wandte sich, in der Aussicht besserer Erfolge, im Jahre 1850 nach Triest, wohin

Digitized by Google

er mit seiner Familie übersiedelte. Ludwig begann dort unabhängig auf eigene Hand sein Heil als Künstler zu versuchen. Er malte Porträts zu billigen Preisen, Ansichten und Genrebildchen. Aber das nahe Venedig, die pittoreskeste aller Städte, lockte ihn mächtig zu sich herüber. Gegen den väterlichen Wunsch begab er sich dorthin und betrat so zum erstenmal den Boden, welcher später die wahre Heimat seines künstlerischen Genius werden sollte. Hier an Venedigs stillen, grünlich schimmernden Kanälen, unter den Arkaden und im Hofe seines Dogenpalastes, zwischen den Säulen auf den Steinfliesen der Piazetta und denen der Riva; in den schmalen, kühlen Seitengäßchen; auf den hochgewölbten Brücken, unter deren Bogen die schwarzen Gondeln fast lautlos dahingleiten; angesichts der verwitternden edlen Pracht der alten Paläste und Kathedralen; auf dem Markt zwischen den feilschenden Käufern und Verkäufern, all den anziehenden Gestalten aus dem verarmten, tief von seiner einstigen glanzvollen Höhe herabgestiegenen Volk der Lagunenstadt, welches doch noch so vielfach die unverwischten Spuren seiner einstigen Vornehmheit und hohen alten Kultur zeigt; umflossen von jenem zauberhaften feinen Silberlicht, welches über Venedig leuchtet — da ging den aller Schönheit dieser Erde weit erschlossenen Augen eine neue Welt auf, und damals schon mochte er sich in deren Anblick bewußt werden, daß er und sie gleichsam füreinander geschaffen seien. Passini traf dort mit dem bekannten Leipziger Aquarellisten, dem Architektur- und Landschaftsmaler Karl Werner, zusammen, eine Begegnung, die für ihn von entscheidender Wichtigkeit wurde.

Die Aquarellmalerei hatte unter den deutschen Künstlern damals nur vier hervorragende Vertreter: Eduard Hildebrandt, den weltreisenden Maler, welcher schon seit dem Beginn der vierziger

Die Neugierige.

Jahre die Landschaften, die Luft- und Lichtschauspiele aller Zonen mit einer bis dahin nie gesehenen Kunst in seinen mit Wasserfarben in einer ihm eigenen breiten, flüssigen, wahrhaft genialen Technik nach der Natur ausgeführten Bildern treulich und doch in ganz individueller Art zu schildern begonnen hatte; Rudolf Alt in Wien, den unübertroffenen Architekturmaler, welcher mit der dünnen, flüssigen Aquarellfarbe die Abbilder der alten skulpturenbedeckten Baudenkmale wie der modernen Straßen mit unbedingter Präcision hinzuschreiben wußte; Adolf Menzel, welcher den durchsichtigen, flüssigen, reinen Aquarellfarben im engeren Sinne noch die opaken Gouache- oder Deckfarben vorzog und mit diesen so viele unvergleichliche, geistreiche, markige und charaktervolle Darstellungen aus der Natur und dem Leben, der Gegenwart wie der vergangenen Epochen malte. Der vierte war jener Karl Werner. Auch er machte wie Ed. Hildebrandt ausgedehnte Wanderungen besonders durch den Orient und Italien und brachte von denselben landschaftliche und architektonische Aquarellbilder in großer Menge mit heim, deren Gegenstände meist solche Lokalitäten und Denkmale gaben, die schon an sich des Interesses der Gebildeten im Abendlande gewiß sein können. In Venedig hatte Werner sein Atelier errichtet. Da führte er mit von ihm herangezogenen Schülern seine Skizzen zu äußerst fleißig und sorglich durchgearbeiteten Aquarellgemälden aus, die sehr bewundert und gepriesen wurden und vor allem in England zahlreiche Liebhaber und hoch bezahlende Käufer fanden. Auf allen diesen Blättern Karl Werners ist viel glücklicher noch als die Darstellung der natürlichen Felsen, des Erdreichs, der Vegetation, der Luft und des Wassers die alles künstlich bearbeiteten Gesteins und sonstiger Materialien der Architektur und dekorativen Künste gelungen. Er wurde der Lehrer des jungen Passini in der Aquarellmalerei. In der Architektur hat dieser viel von Werner gelernt, wie wenig er auch dessen Vortrags- und Behandlungsweise nachgeahmt hat. Werner erkannte und würdigte das schöne Talent seines Schülers sehr richtig, als er denselben aufforderte, des Meisters Bilder venetianischer Interieurs oder Straßenansichten mit charakteristischen Gestalten und Gruppen aus dem Volk der Stadt zu staffieren. Diese da hineingesetzten Figuren und kleinen Genrescenen wurden dann glücklich mit der architektonischen Umgebung in Ton und Stimmung zusammengebracht, so daß das Ganze wie aus einem Guß und aus einer Hand wirken konnte. Auch auf einer Reise nach Dalmatien zur Aufnahme pittoresker Scenerien aus dessen Städten begleitete Passini seinen Meister. Dies Verhältnis währte bis 1855. Dann verließ Passini Venedig und nahm für die nächsten Jahre seinen Aufenthalt in Rom.

Die ewige Stadt bot ihm damals, als noch an den sich neuerdings vollziehenden Vernichtungsprozeß ihrer malerischen Reize nicht gedacht wurde, einen nicht geringeren Reichtum willkommenster Motive als Venedig. In den Straßen, in den Ruinen und besonders in den herrlichen alten Kirchen boten sich dieselben seinem beobachtenden, lebhaft auffassenden Blick in jedem Moment, auf jedem Gange. Das niedere Stadt- und Landvolk, die schönen Frauen, vor allem aber die Kinder und die Geistlichkeit aller Grade der Hierarchie, aller Orden und Trachten waren es, welche ihn aufs lebhafteste beschäftigten, fesselten und zur Schilderung ihres Wesens und Lebens, ihrer Gewohnheiten und Handlungen anregten. Nicht wenige derartige größere und kleinere Aquarellgemälde von gleicher Originalität und Anmut der Erfindung, von gleicher Trefflichkeit der lebensvollen Zeichnung, gleicher Schönheit und Harmonie der Farbe und gleich kunstvoller Behandlung und Durchführung gingen während dieser nächsten in Rom verlebten Jahre von 1855 bis 1863 und von 1866 bis 1870 aus Passinis Werkstatt hervor und verbreiteten in allen Kulturländern den Ruhm seines Namens. Ihm gab eine seltene Gunst des Schicksals die schöne neidenswerte Gabe, allen zu gefallen, ohne daß es seinerseits dazu

einer Konzession an den seichten Geschmack der Menge bedurft, er sich in seiner Kunst jemals irgend verflacht gehabt hätte. Sein künstlerisches Gewissen, von dem er sich beraten ließ, ist jederzeit von unerbittlicher Strenge gewesen; sein Wahrheitssinn unbestechlich. Seine stetige Berührung mit der Natur hat ihn immer davor bewahrt, einer Manier zu verfallen. In dieser Natur aber sah er vorzugsweise das Anmutige und Liebenswürdige, woran es für den, der sehen will und sehen kann, wenigstens in jenen herrlichen Städten und ihren glücklich begabten und schon in der Rasse bevorzugten Bevölkerungen, niemals fehlt. In Passinis eigener Persönlichkeit aber liegt diese Art, die Wirklichkeit anzuschauen, nicht minder begründet. Er ist die Verkörperung echter allgewinnender natürlicher Liebenswürdigkeit und seine Kunstweise der treue Abglanz seines menschlichen Wesens.

Einige jener in Rom gemalten Aquarellbilder Passinis seien hier wenigstens in den Hauptzügen ihrer Komposition geschildert. Keins sieht eigentlich „komponiert“ aus; jedes scheint nur eben einfach der Wirklichkeit abgesehen zu sein. Aber welcher feine Geschmack und Schönheitssinn hat dabei in Bezug auf die Anordnung der Gruppen und Einzelgestalten, ihre Verteilung im Raum, ihr Maßverhältnis zu dessen Weite oder Enge gewaltet!

Die römischen Kinder wie die römische Geistlichkeit — die weibliche wie die männliche — kommen darin immer wieder in unübertrefflicher Echtheit zur Darstellung, bald getrennt, bald gemeinsam in naher Beziehung zueinander. So auf dem Bilde „Chor in St. Paul“. Eine Schar von kleinen Chorknaben in roten Röcken mit weißen Überhemden ist, in zwei Reihen geordnet, aus den Büchern in ihrer Hand singend, hinter dem in hellfarbigen Ornat gekleideten Priester aufgestellt. Andächtig singend steht er zwischen zwei hohe Kerzen in Leuchtern tragenden Knaben am Fuß der Stufen zu dem Sockel eines kolossalen alten holzgeschnitzten Lesepultes, des Trägers eines der ehrwürdigen Folianten, deren Seiten mit den alten lateinischen Kirchenhymnen mit ihren riesigen Notenzeichen bedeckt sind. Ein Chorknabe, größer als die anderen, erhebt sich auf der obersten Stufe auf den Zehen, um mit seinen Händen die von ihm nur eben noch mühsam erreichten Blätter dieses Folianten für den singenden Priester umzuschlagen. Hinter dem Knabenchor schart sich die Geistlichkeit der Kirche, gleichfalls stehend und singend, bis zum rechten Seitenrande des Bildes. Das ernste, tiefbraune, einfache hohe Wandgetäfel mit dem ebenso schlichten Chorgestühl davor bildet den Hintergrund dieser andacht- und ruhevollen Gruppen. Jede einzelne Priester- und Knabengestalt derselben in Formen und Haltung, jedes alte und junge kindliche Gesicht ist ein Meisterwerk der Beobachtung und lebendiger Individualisierung. — Zwei andere römische Bilder bieten eine köstliche Blumenlese von Knabenfiguren und -Charakteren, welche da ihr besonderes Wesen noch viel freier und unbefangener ausdrücken, als es seitens der im heiligen Dienst stehenden Kinder auf jenem Chorbilde geschehen kann.

Das eine derselben, „Religionsunterricht in Rom“, zeigt eine Gesellschaft von kleinen Schulknaben, auf zwei lehnenlosen Bänken im Querschiff einer römischen Kirche einander gegenübersitzend, unter der Aufsicht eines am Ende der Bänke auf einem Rohrsessel thronenden jungen Geistlichen in schwarzer Soutane. Eben macht dieser einem aufgerufenen, stockend antwortenden schwarzlockigen kleinen Buben den Sinn des von ihm Aufgesagten freundlich und eindringlich docierend klar. Auf dem anderen Bilde, „Knabenschule in Rom“, sieht man ein prächtiges, scheu und trotzig blickendes echt römisches Bürschchen gleichen Alters von seiner Mutter, einer Frau aus dem Volke, dem alten Herrn Schulmeister als neuen Schüler zur Aufnahme in die Klasse zugeführt werden. Neugierig betrachten den Ankömmling seine längst darin heimischen künftigen Kameraden. Mit ebenso liebe-

vollem Versenken in das kindliche Wesen, ebenso feinem Verständnis für dessen Lebensäußerungen, ebenso treffend auffassendem Blick für alle Regungen der jungen Seelen, jede Nuance der Körperhaltung in ihrer naiven Unbewußtheit, wie auf diesen beiden Bildern die kleinen Buben aus dem römischen Volke dargestellt erscheinen, sind es auf dem „Mädchenschule in Rom“ betitelten die kleinen munteren Dirnen. Unter der Aufsicht einer guten Nonne sitzen sie noch ehrbarlicher bei ihrer Handarbeit, worin jene sie unterrichtet. Aber wie schwer wird ihnen das Stillsitzen! Wie rasch ist die eine von ihnen an das offene Fenster gesprungen, unwiderstehlich gelockt von einem von außen hereintönenden Geräusch, nach dessen Ursache sie neugierig hinausspäht!

Diese schon in den jüngsten Mädchenseelchen so mächtige weibliche Neugierde kommt in den beiden Einzelgestalten auf zwei anmutigen Bildern Passinis zum lebendigsten und reizvollsten Ausdruck. Auf dem einen, „Die Neugierige“, sieht man eine etwa zehnjährige italienische Kleine im dürftigen Röckchen mit nackten Füßen, die sich auf einen umgestülpten Korb dicht an dem Bretterzaun des Nachbargartens gestellt hat und, mit den Händen den oberen Rand der Planken fassend, ihre schlanke Gestalt reckend, ihr lockiges Köpfchen über denselben hebt, um in den jenseitigen Bezirk hineinzuschauen, aus welchem Lorbeer- und Oleandergesträuch und -Bäume aufsteigen. — Auf dem anderen, „Mariuccia“ betitelten Bilde sieht man eine solche kleine Neugierige, eine wilde braune Dirne des gleichen Alters mit jener, mit üppigem schwarzem Haar, die im Hemdchen eben aus dem Bett gesprungen scheint, mit beiden Händen auf das Brett eines offenen Fensters gestützt, ganz erfüllt von Eifer, zu schauen, was draußen vorgeht, mit den großen dunklen Augen hinauslugend. Das Gemäuer der Wand des römischen Hauses mit dem Konsolbrett unterhalb des Fensters, das einen großen Nelkentopf trägt, umrahmt das dunkle Viereck des Zimmerhintergrundes, aus dem das Halbfigürchen der braunen Mariuccia fast körperlich heraustritt.

Zu den holdesten Bildern aus dem römischen Kinderleben gehört jenes, welches eine kleine acht- bis zehnjährige Dirne in der unverfälschten Cinciarentracht (mit dem breiten deckelartigen Schleiertuch auf dem Köpfchen) im armseligen Gemach, strickend an der Wiege des jüngsten Brüderchens sitzend und dessen Schlaf mit dem ganzen pflichtbewußten Ernst eines echten Hausmütterchens bewachend, zeigt.

Aber ebenso genau wie die Empfindungen und den Habitus der römischen Kinder hat Passini auch die der großen römischen Mädchen belauscht und letztere in ihrer kraftvollen eigenartigen Schönheit zu schildern verstanden. Eine prächtige Probe dieser Gattung römischer Bilder Passinis ist das „Liebespaar“: ein junger Campagnole mit dem Spitzhut auf dem dunklen Haar und die Jacke über die Schulter gehängt, sitzt auf dem Rande des Brunnens, an welchem ein in gesunder Blüte prangendes junges römisches Landmädchen lehnt, während das Wasser in ihren Krug fließt. Muntere, kecke und schmeichlerische Liebesworte scheint der Bursche, lässig vorgebeugt, im Sitzen zu der lustigen Dirne zu sprechen, welchen das hübsche trotzige Kind willig und lächelnd lauscht.

Das Leben und Bezeigen der römischen Kleriker gab Passini, wie schon oben erwähnt wurde, nicht minder reichen Stoff der Darstellung als das der Kinder und der von weltlichen Freuden und Leiden bewegten Mädchen und jungen Burschen. Bald malte er Mönche, Gaben in den Häusern für ihr Kloster erbittend oder im Coliseo der Menge predigend; bald — wie auf dem Bilde „Eine Unterhaltung“ — den vornehmen hohen Geistlichen, welchem die feine Klugheit des italienischen Prälaten aus allen Zügen des glatten schönen Greisengesichtes spricht, in einem Winkel der farbigen Marmorwände und Altarschranken einer römischen Kirche in ernstem intimem Gespräch zu einem jüngeren,

An der Wiege.

dunkel gekleideten, ihm verbindlich-aufmerksam zuhörenden Abbate. Dann wieder — wie auf seinem großen berühmten Hauptbilde dieses Genres, das 1870 von ihm gemalt und heute im Besitz der Berliner Nationalgalerie ist — stellte er eine ganze höchst stattliche Gesellschaft römischer Chorherren, im altertümlichen Kirchengestühl während einer heiligen Ceremonie versammelt, dar. Sie sind in den vornehmen Ornat, die violetten seidenen Talare, die weißen Chorhemden und die breiten Schulterkragen aus feinem grauem Pelzwerk, gekleidet. Sie singen aus den Brevieren, umwallt von dem feinen grauen Gewölk des Weihrauchs, das aus den geschwungenen Rauchfäßchen der Chorknaben vor ihnen aufsteigt. Jede dieser Priestergestalten ist eine in sich geschlossene, einheitliche Persönlichkeit, und zwar eine solche, wie sie nur auf dem Boden der römischen Kirche und im nahen Umkreise der höchsten geistlichen Gewalt, im Licht und Glanz der päpstlichen Herrlichkeit, so zu gedeihen und sich zu entwickeln vermochte. Neben dem hageren Fanatiker steht der vornehme Epikuräer, neben dem weltklugen und weltgewandten, die ganze „heilige Komödie" in seinem Innern belächelnden Prälaten der kindlich-fromme gläubige Priester, der weltentrückte Schwärmer, der finstere Asket, der feurige Streiter der kämpfenden Kirche. In der Ausübung der gleichen Funktion begriffen, in die gleiche Amtstracht gekleidet, in einer Reihe nebeneinander stehend, ist jeder von ihnen dennoch in Stellung, Haltung, Ausdruck wieder, seinem Charakter entsprechend, und ebenso auch in der Gesichtsfarbe so fein und mannigfach vom anderen verschieden, daß jede Monotonie ausgeschlossen bleibt und das Ganze so wechselnd und in jedem Punkt interessant wie das Leben selbst erscheint. Auch Passinis rein malerische Meisterschaft giebt sich hier besonders glänzend kund in der Durchführung des Tones der den Raum erfüllenden, alle Gegenstände und Gestalten zart umschleiernden, vom Dampf des Weihrauchs durchfluteten Luft.

Um die Mitte der sechziger Jahre kam

Passini nach Berlin. Er hatte in Italien die Bekanntschaft der Tochter des Berliner Banquiers Kommerzienrat Warschauer gemacht, bewarb sich um deren Hand und vermählte sich mit der die besten Vorzüge ihres Geschlechtes in sich vereinigenden jungen Dame. Das Glück ihres Besitzes ist dem Meister leider nur für einen kurzen Zeitraum vergönnt gewesen. Durch diese Verbindung mit einer hochgeachteten, sehr vermögenden Berliner Familie trat Passini in mannigfache neue Beziehungen zur preußischen Hauptstadt. Das kunstfreundliche Publikum derselben und die Kunstgenossen brachten dem österreichischen Meister warme Sympathien entgegen. Von allen Seiten beeiferte man sich, ihm während seines wiederholten längeren Aufenthaltes in Berlin die Beweise derselben zu geben, ihn in jeder Art auszuzeichnen. Sein gut österreichisches Herz wurde nur um so schmerzlicher durch den Krieg zwischen beiden Reichen im Jahre 1866 berührt und ergriffen. Ich erinnere mich noch immer, wie im tiefsten erschütternd und überwältigend die Nachricht von Königgrätz auf ihn wirkte, welche er an dem unvergeßlichen Morgen nach dem großen Tage in Berlin auf der beflaggten Straße „Unter den Linden“ empfing! ... Aber wie sein Volk hat auch er sich bald genug mit den Siegern von damals ausgesöhnt, und Berlin ist ihm nicht verleidet, sondern mehr und mehr fast zu einer zweiten Heimat geworden.

Seinen ständigen Aufenthalt aber nahm Passini von 1870 ab in der Lagunenstadt, in welcher sich die Blüte seines Talentes einst zuerst erschlossen hatte. Venedig war seinem Malerherzen darum nicht weniger lieb und teuer geworden, weil es die Herrschaft der Landsleute des Künstlers inzwischen abgestreift hatte und die italienische Trikolore nun an den Fahnenmasten vor San Marco wallte. Dort unter den glücklichsten Verhältnissen lebend, zu einem Meister geworden, dessen Ruhm bei allen Kulturnationen der gleiche war, hat er in stetiger stiller Arbeit, ungestört vom Lärm des Welttreibens, des großstädtischen Lebens, der Politik und der Gesellschaft, seitdem eine enorme Zahl von Gemälden geschaffen, unter denen nicht eins ist, welches ein Absteigen von der bereits erreichten Höhe in seiner Kunst erkennen ließe, nicht eins, das nicht ebenso der Gegenstand der Bewunderung der Urteilsfähigsten wie der des Entzückens der naiven Menge gewesen wäre. Ein so lichtes, freudiges, so wenig oder nie von den trüben Schatten der Enttäuschung, des gekränkten Ehrgeizes, des Neides der Genossen, des Wankelmutes des Publikums und der Gunst der Mächtigen oder vom Gefühl des Versagens der eigenen Kraft verdüstertes Künstlerdasein wie das Passinis ist fast ohne Beispiel zu allen Zeiten.

In der Venedig benachbarten Schiffer- und Fischerstadt, welche seinem großen Vorgänger in der künstlerischen Schilderung des italienischen Volkes, Leopold Robert, den Stoff zu seiner letzten berühmten Schöpfung, dem Bilde, das die Vorbereitungen zur Abfahrt der Fischer darstellt, gegeben hatte, in Chioggia, fand Passini das Motiv zu dem ersten größeren Werk dieser seiner venetianischen Periode. Schon fast zwanzig Jahre zuvor hatte er bei einem Besuch jenes Städtchens mit Karl Werner dort eine solche Scene gesehen: einen Vorleser auf offener Straße, welchem das Schiffervolk, alt und jung, mit gespannter Aufmerksamkeit und lebhafter Teilnahme lauschte. Der Eindruck dieses lebendigen Bildes war ihm unverwischt in der Phantasie geblieben. Nun erfuhr er durch einen Kollegen, daß derartige Scenen sich dort noch immer wiederholten. Passini beeilte sich, hinüberzufahren, und fand diese Mitteilung zu seiner hohen Freude bestätigt. Im Hause eines Tischlers, der offenen Fischmarkthalle gegenüber, vor welcher diese Vorlesungen aus Tassos Gerusalemme liberata unter freiem Himmel stattzufinden pflegten, mietete er eine Wohnung. Aus deren Fenster konnte er in voller Gemächlichkeit den merkwürdigen charakteristischen Vorgang beobachten,

die Komposition seines Bildes in der Hauptsache unmittelbar nach der Natur entwerfen. Als der Vorleser und dessen Zuhörer gewahr wurden, daß der Signor Pittore, welcher sich mit ihnen im venetianischen Volksdialekt so gut zu unterhalten verstand, sie zeichnete, fanden sie sich sehr geschmeichelt dadurch und leisteten ihm willig alle erwünschten Modelldienste. Die Folge der dadurch ermöglichten Genauigkeit des Naturstudiums und der Durchführung aller Einzelheiten jeder Erscheinung nach der Wirklichkeit ist eine wahrhaft photographische Treue in der Wiedergabe der Scene auf diesem Bilde Passinis gewesen, während das Ganze in seiner Gruppierung wie in der Haltung der zahlreichen Gestalten der Komposition frei von jedem Anfluge des künstlich Gestellten und Zurechtgemachten geblieben ist. Die Vergleichung dieses Passinischen Tasso-Vorlesers zu Chioggia mit dem bekannten Bild Leopold Roberts „Der neapolitanische Improvisator" läßt die charakteristische Verschiedenheit beider Meister in ihren Schilderungen des italienischen Volkslebens besonders klar erkennen. Der berühmte unglückliche schweizerisch-französische Meister stand in seiner Kunst während seines ganzen Lebens doch immer noch unter dem Bann der Traditionen der alten akademischen Historienmalerei. Das Studium der Antike und die Vertrautheit mit derselben mußte zu seiner Zeit noch in den Kompositionen und Einzelgestalten jedes Malers, der einen Anspruch auf höhere Geltung und Bedeutung erhob, klar zu Tage treten. So sind denn auch Leopold Roberts italienische Volksgestalten auf jenem Bilde, wie auf fast allen seinen anderen Darstellungen derselben, in Bezug auf ihre prächtigen Charakterköpfe wohl der Natur nachgebildet; aber im übrigen gleichen sie doch mehr in die nationalen Kostüme maskierten klassischen Statuen von gleichmäßig idealer Schönheit der Verhältnisse und der Formen als römischen Bauern, neapolitanischen und chioggiotischen Fischern. Die Kompositionen aber mit ihrem traditionellen Aufbau der Gruppen in der Pyramidenform erinnern an wohl abgewogene, sorgfältig gestellte lebende Bilder. Das Gegenteil davon sehen wir auf den Bildern Passinis. Er schildert das Leben in der ganzen Unbefangenheit, in der es sich in der Bewegung wie in der Ruhe giebt. Keine seiner Gestalten „posiert" für den Maler und den Beschauer. Wie geschmackvoll und mit wie feinem Sinn er auch die Gruppen zueinander zu stellen und im Raum zu placieren versteht, er richtet doch gerade sein höchstes Streben darauf, dieses Stellen und Arrangieren zu verschleiern und allem den Schein des Natürlichen und Zufälligen zu erhalten. Freilich hütet er sich auch ebenso strenge, nach dem Muster der allerneuesten Naturalisten, der Roheit wie der offenbaren Häßlichkeit und Widerwärtigkeit, woran es der gemeinen Wirklichkeit auch in Italien wahrlich nicht fehlt, einen Platz in seinen Darstellungen einzuräumen. In seiner überzeugenden Wahrheit wird dies Bild des Tassolesers gleichsam zu einem gemalten Lobgedicht auf die schönen und hohen Eigenschaften der italienischen Volksseele, welche in der glücklichen Natur wie in der uralten hohen Kultur der Bevölkerung der Apenninischen Halbinsel wurzeln: der Freude am Kunstschönen, der Fähigkeit, sich von den Schwingen der Poesie erheben und weit hinaustragen zu lassen über alle Not, Dumpfheit und Mühsal des augenblicklichen, vergänglichen, harten Werktagdaseins. Daß diese Eigenschaften und diese Fähigkeit nicht nur auf einen bestimmten Teil des italienischen Volkes, des etwa Venetien und Campanien bewohnenden, beschränkt sind, davon überzeugte ich mich einmal in Sicilien. Sah ich doch auf den Fliesen des Hafenquais von Catania zu meinem frohen Erstaunen an einem schönen Augustnachmittage Passinis Bild dieser Tassovorlesung gleichsam lebendig geworden. Durch das Schiffer- und Fischervolk der sicilischen Küstenstadt wurde es vor meinen erstaunten Blicken in der merkwürdigsten Übereinstimmung mit jenem Original des be-

Eine Tasso-Vorlesung in Chioggia.

Digitized by Google

freundeten Künstlers dargestellt, von dessen (des Malers wie des Bildes) Existenz doch

Während der Messe in Chioggia.

sicher keiner von diesen bronzefarbigen Seemännern, Frauen und Kindern eine Ahnung haben konnte.

Das malerische Fischernest Chioggia hat Passini außer zu diesem berühmten Gemälde noch zu manchem anderen die Motive gegeben. Ich erwähne nur jenes in seiner Schlichtheit so rührend liebliche

Digitized by Google

Bild des jungen chioggiotischen Mädchens, das voll inbrünstiger Andacht zu dem an der Mauer eines engen Gäßchens befestigten Heiligenbilde betet.

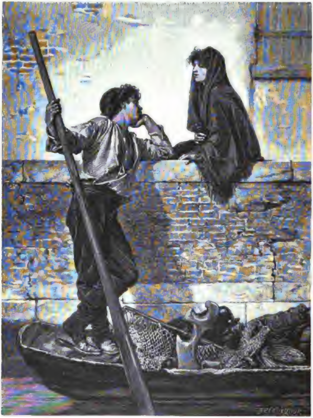
Die eigentümliche Tracht der Frauen und Mädchen aus dem Volk von Chioggia, welche ihre hellen Überkleider wie einen Schleier oder eine große, den Kopf und den ganzen Oberkörper bedeckende Kapuze übergeschlagen tragen, erregte Passinis ganz besonderes künstlerisches Wohlgefallen. So verhüllten weiblichen Gestalten begegnen wir in großer Zahl auf einem seiner fesselndsten Meisterwerke: „Während der Messe". Der Priester steht ganz zur Rechten im Vordergrund auf der obersten Stufe vor dem Altar, die Hände ein wenig über dem Meßbuch erhoben, das Antlitz scharf von der Linken her beleuchtet, dem Allerheiligsten zugekehrt. Am Fuß der Stufen aber, den Raum der Kapelle füllend, knien in mehreren Reihen hintereinander, teils auf einzelne Betschemel, teils auf ein gemeinsames bankartiges Betpult gestützt, Mädchen und Frauen verschiedenen Alters und sehr verschiedener Gemütsart und Stimmung, deren Gesichter sämtlich aus dieser lichtfarbigen Umhüllung des über den Kopf gezogenen Oberkleides hervorblicken. In den Reihen dieser weiblichen Andächtigen stehen hier ein paar andächtige junge und alte Fischer. Links im Vordergrund knien zwei braunlockige Buben, denen das Meßwunder keinen besonderen Eindruck zu machen scheint. Leise flüsternd, plaudern sie seelenvergnügt miteinander. Die ernste Architektur der Kapelle bildet den schönsten und wirksamsten Hintergrund dieser Scene.

Ein sehr viel bedeutsamerer Anteil an der Gesamtkomposition und an der Wirkung des Bildes ist der inneren Kirchenarchitektur in dem prächtigen großen Aquarell Passinis zugewiesen, welches wir hier gleichfalls im Holzschnitt reproduzieren: der „Prozession des Allerheiligsten". Die hier so unübertrefflich geschilderte Lokalität ist eine Partie des Inneren der Kirche dei Frari zu Venedig. Aus der geöffneten Gitterthür der Sakristei heraustretend, steigt der Priester in großem, farbig schimmerndem Ornat, den köstlichen Schatz des Allerheiligsten sorglich in seinen Schulterüberwurf einhüllend, die Stufen zur Kirchenhalle hernieder. Ihm folgt ein anderer Priester oder Kirchendiener, welcher einen prächtigen Sonnenschirm über seinem Haupte hält. Zwei Chorknaben, große, hohe, brennende Wachskerzen mit beiden Händen haltend, und ein anderer Kirchendiener, die Laterne mit dem vergoldeten Gestell an starker Stange über der Schulter und mit der Glocke in seiner Rechten läutend, schreitet ihm voran. Die Frauen aus dem Volk, welche sich in der Kirche befinden, wie eine Dame in dunkler, eleganter Tracht und der dunklen über das Haupt geworfenen Spitzenmantille, begrüßen, auf den Fliesen des Kirchenbodens kniend, den Träger des Leibes des Herrn. Ein auf seinen Stock gestützter, von der Last der Jahre gekrümmter Mann beugt sich eben tief hinab, um niederzuknien wie jene. Auch in der Farbe entwickelt Passini in diesem Bilde noch einen größeren Reichtum als auf der Mehrzahl der anderen.

Wenn auch immer bis diesen Tag das römische und venetianische Volk und die geistlichen Herren diejenigen geblieben sind, deren Leben und Gebräuchen unser Meister seine Gegenstände und Motive vorzugsweise entlehnt, so fehlt es in der großen Zahl seiner Gemälde doch keineswegs gänzlich an Gestalten aus ganz anderen Lebenskreisen, und sie wahr und anziehend zu schildern, ist ihm wahrlich nicht minder gelungen. Ich erinnere an jenes außerordentlich reizvolle Bild der schönen, in schwarze Seide gekleideten jungen Frau, welche vor dem ihr, fast erschreckt von ihrem Geständnis, ins Gesicht blickenden, ernsten, ob auch wohlwollenden geistlichen Seelenhirten, das schöne Haupt gesenkt, dasteht, beide Arme und Hände ein wenig von sich streckt und resigniert die strengen Mahnungen über sich ergehen läßt, während ihre Miene und ihre Haltung es deutlich aussprechen: „Gott helfe

mir, ich kann nicht anders!" und „War es auch ein großer Schmerz und war's vielleicht gar eine Sünde, wenn es noch einmal vor dir stünde, du thätst es noch einmal, mein Herz." Oder an jenes Bild, das Passini vor einer Reihe von Jahren in Berlin ausführte: eine junge rötlich-goldhaarige Schöne von modernster Eleganz auf den farbigen Atlaspolstern ihres dunkel lackierten Coupés, mit dem Kutscher in entsprechend eleganter Livree auf dem Bock, auf einer Spazierfahrt durch die Cascinen oder das Bois; oder auch die schöne junge Dame in weißem Sommerkleide, welche, zwischen den blühenden Gebüschen eines Gartens stehend, einen vollen Strauß pflückt. In zahlreichen Bildnissen, die er in Venedig, Wien und Berlin nach Männern, Frauen und Kindern der „glücklicher situierten Minderheit" gemalt hat, bewies Passini jederzeit dasselbe feine und intime Verständnis und Gefühl für die Menschen der modernen guten Gesellschaft. Aber immer wieder ist er doch mit der alten tiefinnigen Vorliebe zu seinen Schiffern, Gondolieren, kleinen Händlern, Lungerern, Gassenjungen, verschlumpten, schäbigen und doch oft so reizenden Dirnen Venedigs, seinen Priestern, Mönchen, Meßnern und Kirchendienern zurückgekehrt. In den letzten Jahren hat er, wie mir scheint, seltener als ehedem den Eindruck solcher Bilder durch die edle künstlerische Pracht der architektonischen Schauplätze der von ihm geschilderten Vorgänge zu steigern gesucht. Die große Mehrzahl der in dieser Zeit von ihm gemalten venetianischen Scenen hat zum Lokal und Hintergrund die bescheidenste Straßenarchitektur der „Fondamente", das heißt der schmalen Quais an den kleinen Kanälen der Wasserstadt und die hochansteigenden kleinen Brücken über die letzteren. Einem solchen Quai entlang sah man auf einem seiner gestaltenreichsten und glanzvollsten Bilder die Prozession einer der frommen Brüderschaften, wie sie sich auch in der Einwohnerschaft Venedigs seit Jahrhunderten bis diesen Tag erhalten haben, in ihren roten Festgewändern, mit ihren goldgefaßten hohen Laternen, ihren Bannern und Heiligenbildern, vom schaulustigen und andächtigen Volk umdrängt, dahinschreiten. Auf dem Schutzmäuerchen des Quais eines kleinen Kanals sieht man auf einem älteren Bilde Passinis („Zwiegespräch") ein junges hübsches Mädchen aus dem Volk sitzen, Kopf und Oberleib mit einem dunklen Tuch umhüllt, im traulichen Geplauder mit einem schlanken, jungen Burschen, der seinen Fischerkahn dicht an das Mäuerchen gelenkt hat und nun in einer Stellung von unbewußtem, prächtigem und graziösem Aplomb vor dem hübschen Kinde dasteht, den linken Arm auf die Kante der Mauer, das Kinn in die Hand gestützt, mit der Rechten das lange Ruder in den Grund des seichten Kanals stemmend. Die drei neuesten derartigen venetianischen Bilder Passinis erschienen auf der Jubiläumsausstellung zu Berlin; zugleich mit den mit äußerster Sorgfalt durchgeführten Aquarellbildnissen seiner Schwiegereltern in ganzer Figur, inmitten ihrer gewohnten häuslichen Umgebung. Von jenen drei venetianischen Bildern zeigte das eine die Kanalbrücke an der Riva dei Schiavoni, belebt mit mehreren sehr charakteristischen Gestalten, welche ohne weitere Beziehung zueinander diese hohe Brücke überschreiten, im feinen silbernen Licht eines Tages mit dunsterfüllter Atmosphäre. Das zweite — das umfangreichste unter allen von Passini gemalten — „Neugierige", ist für das städtische Museum zu Breslau erworben; das dritte ist das (im Besitz des Kaisers von Österreich befindliche) Original unseres Holzschnittes „Der Kürbisverkäufer". Ein Boot, beladen mit diesen vom venetianischen Volk viel als Speise verwendeten Früchten, legt an einer jener schmalen, armseligen Fondamente an. Der alte Händler bietet seine auf das Pflaster gelegten Kürbisse den dort herantretenden Frauen und Mädchen aus den angrenzenden Häuschen zum Kauf an. Jede derselben und der kleine Bursch in ihrer Gesellschaft betrachtet die ihnen hier in so lockende Nähe gerückten,

von allen erwünschten Früchte mit begehrlichen Blicken, innerlich berechnend und überlegend, ob man den geforderten Preis dafür zahlen könne. Eine junge Frau, weit vorgebeugt, die Hände auf das Knie gestützt, feilscht mit dem Händler um die vor ihr am Boden liegenden. Ein kleines Mädchen in der Thür des einen Hauses trägt den von der Mutter erstandenen riesigen Kürbis auf den Armen des Alten im Hinterende beschaut sich die Frauengruppe. Ein Mädchen neben derselben trägt ein schweres mit Wasser gefülltes Kupfergefäß am Henkel. Weitab von allen diesen Kleinbürger- und Arbeiterfrauen und -Töchtern rauscht eine etwas zweifelhafte, echt venetianisch „schäbig-gentile“ Straßenschöne mit der hochgetürmten Haarfrisur, die seidene Mantille um die Schultern geworfen, über



Zwiegespräch.

hinein. Der Bube des Händlers in der Spitze des Bootes liegt platt hingestreckt in süßem Nichtsthun. Der andere Gehilfe das Quaipflaster dahin. Das alles ist dem Leben dieses Volkes aufs intimste abgelauscht. Nichts an diesen Gestalten

Digitized by Google

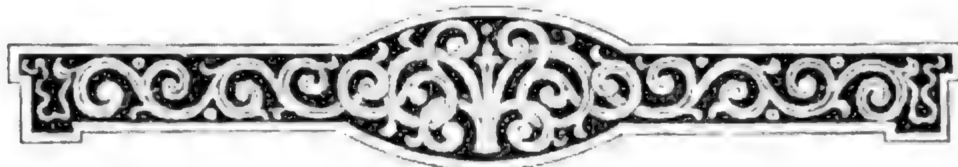
Der Kürbisverkäufer.

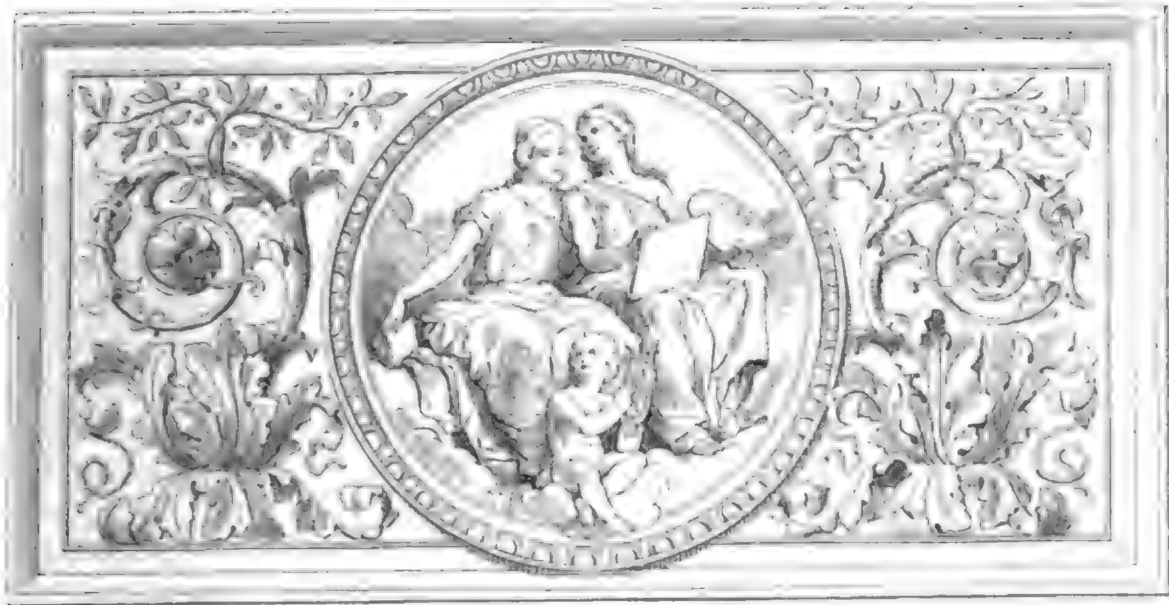
ist verschönt und geschmeichelt. Die Not, die Armseligkeit, die Schlumpigkeit und Vernachlässigung in der äußeren Erscheinung und Haltung zeigen sich in voller Unbefangenheit, wie wir sie auf den Gassen der verarmten, verfallenden einstigen Königin der Adria sehen. Und dennoch ist, wie über diese in Wirklichkeit, auch über dies Straßenbild aus derselben jener undefinierbare Hauch von poetischer Anmut gebreitet, welcher mit alledem versöhnt und den fremden Gast von empfänglichem Sinn und Geist mit seinem Zauber so bald schon umfängt, bestrickt und fesselt.

Schon bei der Schilderung einzelner römischer Bilder Passinis erwähnte ich, wie gern und wie treffend er solche jugendliche Gestalten und Gesichter darstellt, welche von lebhaft erweckter Neugierde erregt und bewegt werden. Jenes große neueste Bild des Meisters zeigt, zusammengedrängt auf den hier hinauf-, jenseits hinabsteigenden Stufen einer kleinen venetianischen Kanalbrücke, eine bunte Menge jedes Alters, Standes, Geschäftes und Geschlechtes, in welcher jeder und jede einzelne in seiner oder ihrer Weise, leidenschaftlicher oder zurückhaltender, die sie alle beseelende Neugierde mit unvergleichlicher Wahrheit in Mienen, Haltung und Bewegung ausdrückt. Was die Aufmerksamkeit der da Versammelten, teils über das Brückengeländer, teils gereckten Halses über die Köpfe und Schultern der vor ihnen Stehenden hinweg Blickenden auf denselben Punkt des unter der Brücke fließenden Kanales lenkt und aller Augen auf denselben gebannt hält — dem Beschauer des Bildes zeigt und offenbart sich das nicht. Wir sehen nur die Spitze einer von rechts herkommenden Gondel auf die Brücke zu gerichtet. Der seitliche Rahmen schneidet das weitere und was sich dort ereignet, sei es ein Streit und Kampf zwischen Gondolieren, ein Zusammenstoß von Barken oder welches Schauspiel sonst, für unseren Blick ab. Etwas ganz Ungewöhnliches und Erstaunliches aber muß es sein. Man sehe nur, mit wie großen, weit aufgerissenen Augen der köstliche kleine Gassenjunge im nächsten Vorgrunde aus dem Bilde heraus seinen Kameraden zuruft, sie mögen rasch kommen, das Wunder zu sehen, das sich hier auf dem Kanal begiebt. In der Darstellung dieser reichen Galerie von venetianischen Typen, Männern und Frauen, Kindern und Erwachsenen, Fischern, Geist-

lichen, Lastträgern, hübschen Fräulein, alten Weibern, bewährt Passini seine Kraft und Feinheit der Charakteristik, seine Kunst des Individualisierens, des Ausdrucks der gleichen, allen gemeinsamen Grundempfindung in bewundernswerter Weise. Als rein malerische Leistung indes gebe ich manchem seiner sehr viel weniger umfangreichen Aquarelle dennoch den Vorzug vor diesem mit äußerstem Fleiß durchgeführten großen Gemälde.

Außerordentlich zahlreich sind die hier noch unerwähnt gebliebenen Bilder einzelner venetianischer Kinderköpfe und -Gestalten, von lieblichstem naivem Reiz des Ausdrucks, welchen die Schönheit der Farbe, die Meisterschaft der Aquarelltechnik noch steigert. Immer wieder in gleicher Anmut, mit gleicher Kunst und doch von immer wieder neuer Art und Wirkung bringt Passini sie hervor und sendet sie aus seiner schönen Werkstatt im sogenannten „kleinen" Palazzo Vendramin in die Welt hinaus. Nichts deutet darauf hin, daß die ihm so reich strömende Quelle so erquicklicher Gebilde in seinem Inneren sich bald erschöpfen werde. Seine Phantasie befruchtet sich fort und fort durch die liebevolle Beobachtung jener an künstlerischen Motiven überschwenglich reichen Wirklichkeit, deren Schilderung er vorzugsweise seine schöne Kraft gewidmet hat. Dadurch, daß er sich dazu ausschließlich der Aquarelltechnik bediente, hat er diese endlich auch in der Meinung und Schätzung der Deutschen zu dem verdienten Range einer durchaus ebenbürtigen und gleichberechtigten Schwester der Ölmalerei erhoben, den ihr in England, lange vor Passini schon, niemand ernstlich mehr zu bestreiten wagte. — In ferner Zukunft noch werden — zum Glück scheint den Aquarellgemälden eine mindestens gleiche Dauerbarkeit und sicher eine größere Unveränderlichkeit als den Ölgemälden gegeben zu sein — die Bilder Passinis als unschätzbare Dokumente über das Leben, die Sitten und die Erscheinung des römischen und des venetianischen Volkes in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gelten; Dokumente, die an Aufrichtigkeit, Zuverlässigkeit und Unbefangenheit von keinem anderen übertroffen werden. Aber ebenso wird jede neue Generation, gleichwie die gegenwärtige, in ihnen die freien poesievollen Schöpfungen eines vornehmen, harmonischen, heiteren, graziösen und gesunden Künstlergeistes zu schätzen wissen, der immer treu „zu seiner Mutter, der Natur, sich hielt" und in ihrer Wahrheit die Schönheit sah und fand.





Des Vaters Tagebuch.

Novelle
von
Adolf Stern.

I.

Auf der hölzernen Murgbrücke, welche alte und neue Teile des Städtchens Gernsbach miteinander verbindet, stand an einem schönen Septemberabend ein jüngerer Reisender, der vor länger als einer Stunde mit dem Eisenbahnzuge von Rastatt her angelangt war und, ohne Wandertasche und Plaid erst abzulegen, den Weg zum Flusse eingeschlagen hatte. Als er zum erstenmal über die Brücke gegangen war, vom linken Ufer her das Bild der bergumrahmten Stadt zu betrachten, hatte die niedergehende Herbstsonne die beiden alten Turmspitzen vergoldet und über die Tannenwipfel der hoch ansteigenden Wälder blitzende Funken gestreut; jetzt war der Himmel von jener reinen blaßgrünen Abendfärbung, gegen welche sich die dunklen Linien der Waldberge und das farbige Stadtbild im Vordergrunde wundersam deutlich abhoben, und über dem Turm der Kirche trat bereits die Mondsichel hervor. Die Wellen des Flusses zu Füßen des Beschauers schienen dunkler und der Schaum des großen Wehrs weißer als vorhin — der friedliche stille Gesamteindruck des Anblicks hatte sich eher erhöht als gemindert und fesselte den jungen Mann noch immer. Wohl zehnmal war er auf der Brücke hin- und wiedergegangen und hatte sich dann, dem linken Ufer nahe, immer aufs neue über das hölzerne Geländer gebeugt. Seine Blicke ruhten so fest, so unverwandt auf den Giebeln und Dächern der Stadt, daß mehr als einer der wenigen Vorübergehenden ihn für einen Maler hielt, obschon er weder Blatt noch Stift zur Hand genommen hatte und sich auf die Betrachtung beschränkte. Diese stille Betrachtung aber würde ohne Zweifel noch länger gewährt haben, wenn nicht, just mit dem Schlage der siebenten Stunde, eine Unterbrechung eingetreten wäre, die einfach in der Erscheinung und der lauten Stimme eines zweiten ungefähr gleichalterigen Mannes bestand, der zwischen den Häusern der Gasse empor-

tauchte, welche die Murgbrücke auf der rechten Seite begrenzten. Jedes Wort des Anrufs: „Herr Werner — Herr Konrad Werner! Stehen Sie wahrhaftig noch auf der Brücke? Wollen Sie heut nicht zu Abend speisen — und im Mondschein bei den Nixen übernachten?“ klang so deutlich über die Brücke, daß der Angerufene seine Augen wohl oder übel von dem Abendbilde hinweg und dem über die Brücke Kommenden entgegenwenden mußte. Der Wecker war bereits nahe genug, daß der bisherige Träumer die spöttisch gefältelten Züge in dem lebendigen, wennschon gelblichen Gesicht seines Reisegefährten von diesem Nachmittag unterscheiden konnte. Und jetzt hob eben dieser Gefährte, der erst in Heidelberg zu ihm in den Eisenbahnwagen gestiegen war, mit ein wenig heiserer, ein wenig schnarrender Stimme wieder an:

„Dehnen sich alle Ihre Viertelstunden zu vollen Stunden und darüber aus, Herr Werner? Man merkt, daß Sie keine lateinischen Lektionen zu geben haben! Im Wald und zwischen Ihren Weizenfeldern mag dergleichen leicht sein — in einer heißen dunstigen Tertia lernt man die verstreichenden Minuten sicherer abschätzen. Doch was zuviel ist, bleibt zuviel, Sie wollten nur einen Sprung hierher thun und dann in unsere Herberge kommen — der Kirchturm hat mich der Mühe überhoben, Ihnen zu sagen, wie lang Ihr Sprung gewährt hat. Sie waren sicher Ihren Gefühlen etwas schuldig — aber auch Ihr Magen hat einige Rechte, und mich dünkt, daß die Zeit zum Nachtessen gebieterisch heranrücke.“

„Ich hoffe, Sie haben sich durch mich nicht abhalten lassen, sich zu erquicken, Herr Doktor?“ sagte Konrad Werner einigermaßen verwirrt und befangen. Er wollte verbergen, daß ihm die Erscheinung und die Einmischung des Gymnasiallehrers störend sei, und doch gelang ihm dies so schlecht, daß der Doktor nun in ein lautes Gelächter ausbrach und sagte: „Wo denken Sie hin? Ich sollte allein zu Nacht essen, nachdem mir die Glücksgöttin einen Gesellschafter zugeworfen hat und ich schon zehn Abende nacheinander allein, jeden Abend an einem anderen Wirtstisch gesessen habe? Ich merk's Ihnen wohl an, Teuerster, daß Sie mich gern los und lieber allein wären, etwa in Gesellschaft der Dryaden jener Prachterlen, die da drüben am Wasser stehen! Doch so wohlfeilen Kaufs gedenk ich nicht auf das Geplauder bei Licht zu verzichten, auf das ich mich seit heute nachmittag gefreut habe.“

„Ich fürchte nur, daß ich Ihren erfreulichen Erwartungen schlecht entsprechen werde, Herr Doktor,“ versetzte Konrad Werner und hatte die ungekünstelte Frische und Freundlichkeit, welche ihm natürlich waren, vollkommen zurückgewonnen. „Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie auf mich gewartet haben, lassen Sie uns also gehen. Sie sind in der ‚Krone‘ abgestiegen?“

„In der ‚Krone‘ — habe auch Sie bereits dort angemeldet und Ihnen ein Zimmer gesichert. Offen gesprochen, als Sie mir, wie Sie hier sind, am Bahnhof entrannen, hatte ich den Verdacht, daß Sie gar nicht in Gernsbach zu bleiben, sondern noch eine Mondscheinwanderung murgaufwärts anzutreten beabsichtigten — ich war vollkommen darauf gefaßt, Ihre Spuren nicht zu entdecken, und finde es jetzt doppelt behaglich, Sie als meinen Gefangenen an die ‚Krone‘ zu überliefern.“

Konrad Werner legte zum Zeichen, daß er sich willig ergebe, seinen Arm in den des Gymnasiallehrers und zeigte sich bereit, demselben über die Brücke zurückzufolgen. Im Augenblick des Aufbruchs konnte er sich doch nicht versagen, noch einmal seinen Blick auf das Bild zu richten, das ihn so lange gefesselt hatte. Es war dämmeriger geworden — aus dem letzten matten Goldschein des Abendhimmels trat der Mond glänzender hervor, die Dächer des Städtchens und die Waldstrecken über ihnen erschienen völlig schwarz — von der Murg stiegen Nebel auf und wogten wie Schleier zwischen dem Geäst der Erlen am rechten Ufer.

„Ist's nicht eine wunderbare Stille, ein entzückendes Bild?" fragte Konrad Werner. „Und sollte man denken, daß dennoch solch friedliches Nest der Schauplatz tiefsten Jammers, dunkelster Verzweiflung sein könnte?"

„Um Gottes willen, hören Sie auf!" sagte der Gymnasiallehrer. „Bin ich darum aus der Niederlausitz in Ihr süddeutsches Paradies gefahren, um mir erzählen zu lassen, daß es auch in diesem Garten Eden Schlangen aller Art giebt? Kommen Sie, kommen Sie, mein teurer Herr und Freund — dort schimmert das gastliche Licht aus der ‚Krone'! Den Affenthaler habe ich bereits einer bedächtigen Prüfung unterworfen — er ist echt und gehaltvoll — also lassen Sie uns nicht zögern und werfen Sie Ihre trüben Einfälle, wo sie hingehören: ins Wasser! Hören Sie nicht, wie es unheimlich zu gurgeln beginnt?"

Der junge Gutsbesitzer widersprach nicht, er mochte bei sich erwägen, daß er Herrn Doktor Wellhöft, den er erst seit heute kannte, vielleicht schon zuviel von seinen Empfindungen und Stimmungen verraten habe. Er bemühte sich sogar, während sie den kurzen Weg zum Gasthaus zurücklegten, auf den Ton seines Reisegefährten einzugehen, und so scholl ein helles Gelächter beider jungen Männer über den kleinen Platz hin, an welchem die „Krone" lag. Der Flur und noch mehr das hellerleuchtete, bis zur halben Höhe mit lichtem Holz getäfelte Wirtszimmer übten ihre aufmunternde Wirkung, Werner beurlaubte sich nur auf einige Minuten, um sein Schlafgemach aufzusuchen. Doktor Wellhöft rief, daß er genau zehn Minuten und nicht eine darüber auf seine Rückkehr warten werde. Er ließ sich dabei an dem schon gedeckten Tische nieder und sah halb strafend, halb wohlgefällig dem Davongehenden nach. Konrad Werner verdiente den Blick, mit dem ihn sein Genosse betrachtete. Im hellen Licht des großen Zimmers nahm der Doktor aufs neue wahr, welch ein prächtig gewachsener, frischer, hell- und scharfäugiger Bursch der Gutsbesitzer von der Bergstraße sei. Er hatte dem Gymnasiallehrer am Nachmittag erzählt, daß von seinem Gute bis zu dem Brunnen im Odenwald, bei welchem Hagen den Recken Siegfried erschlagen habe, nur ein Weg von wenigen Stunden sei und ihn nach diesem Gute und zur gemeinsamen Besichtigung des Siegfriedbrunnens eingeladen. Jetzt fuhr es Doktor Wellhöft durch den Sinn, daß Konrad Werner selbst etwas von einer Siegfriederscheinung sei — die blauen Augen unter schöngeschweiften starken Brauen, das lockige blonde Haupthaar und der blonde Vollbart gaben ihm im Verein mit der Frische und Reinheit seiner Farben und dem hellen Klang seiner Stimme etwas Jugendlich-Sieghaftes, dem selbst die kühle Natur des Philologen nicht widerstand. Je besser Doktor Wellhöft sein Reisegefährte gefiel, um so weniger vermochte er dessen Verhalten am heutigen Abend zu begreifen. Er dachte und sagte sich wohl, daß Konrad Werner durch irgend eine Erinnerung auf die Brücke von Gernsbach getrieben und vom Anblick der Stadt gefesselt worden sei, aber er suchte umsonst zu erraten, welcher Art diese Erinnerung sei. Daß die „große Thorheit", wie er es im stillen nannte, dabei nicht im Spiel sein könne, verbürgte ihm die unterwegs und zufällig erteilte Versicherung Werners, daß auch er das Städtchen und das Murgthal seit seiner Kindheit zum erstenmal besuche. Was aber in aller Welt sonst konnte den jugendfrohen kräftigen Mann so wunderlich — Doktor Wellhöft fühlte sich versucht zu sagen abgeschmackt — sentimental stimmen, daß er eine Stunde lang auf Herrlichkeiten hinstarrte, welche der Gymnasiallehrer in fünf Minuten und zwar gründlich gesehen und gewürdigt zu haben meinte?

Ehe der Doktor mit seinem Nachsinnen noch zu einem erträglich-wahrscheinlichen Schluß gelangt war, kehrte Konrad Werner mit dem heitersten Gesicht, dem hellsten Lachen und der besten Plauderstimmung in das Wirtszimmer zurück, völlig

bereit, sich den Affenthaler, der schon auf dem Tisch stand, und verschiedene von den Erquickungen, welche die „Krone“ gastlich darbot, gefallen zu lassen. Sein Reisegefährte rieb sich vergnügt die Hände und sagte:

„Gott sei Dank, endlich einmal ein Abend, wie man ihn für die Ferienreise wünscht und träumt und selten genug erobert. Es ist schade, daß Sie nicht mit mir nach Wildbad wandern, sondern hier bleiben wollen. — Wenn es sich nur um ein paar Stunden handelt, würde ich allenfalls auf Sie warten, die Straße ist wirklich wert, gesehen zu werden. Ich habe dieselbe in meinem ersten Semester in Heidelberg kennen gelernt und seitdem beständig den Wunsch gehabt, den Genuß zu erneuern.“

Das verlegene Erröten des jungen Gutsbesitzers verriet dem Sprecher auch ohne Antwort, daß sein Vorschlag keinen Beifall finde, und so setzte er hastig hinzu: „Nicht daß ich in Sie dringen möchte, Herr Werner — ich wollte nur ausdrücken, wie angenehm mir Ihre Gesellschaft ist. Ein gemeinsamer Reisetag mehr würde mir besseren Mut geben, Ihrer freundlichen Einladung Folge zu leisten und Sie wirklich auf meiner Rückfahrt einen Tag auf Ihrem Gute zu besuchen.“

„Unterlassen Sie das in keinem Falle, Herr Doktor!“ entgegnete Werner. „Sie werden mir eine aufrichtige Freude machen, eine um so größere, je länger Sie bleiben können. Ich würde Sie gern über den Schwarzwald begleiten, aber ich — ich habe hier, wie Sie wohl schon erraten haben, eine Pflicht der Pietät zu erfüllen — ich kann nicht recht ermessen, wie lange mich das in Anspruch nehmen mag.“

„Nach der Vorprobe von heute abend geraume Zeit, Herr Konrad, jedenfalls länger, als ich warten kann!“ versetzte mit gutlaunigem Spott der Gymnasiallehrer. „Also auf Wiedersehen an der Bergstraße! — ich will doch hoffen, daß Sie daheim sein werden, wenn ich meinen Rückzug antrete. Da ich keine sentimentale Reise mache, so kann ich die Tage genau berechnen, gegen den Schluß hin haben unsere Ferien ohnehin die teuflische Gewohnheit, schneller und schneller zu laufen — gerade wie dieser Wein aus der Flasche.“

„Den Wein wenigstens werden wir rasch erneuern können,“ sagte Werner. „Ihren Spott über meine empfindsame Reise will ich gern tragen; Sie können nicht ahnen, wie ernst mir dabei zu Mute ist. Wissen Sie jedoch, was mir auffällt, Herr Doktor? Daß Sie und eine ganze Reihe anderer studierter Herren, die ich kennen gelernt habe, vor nichts mehr Furcht hegen, als auf einem warmen Gefühl ertappt zu werden! — Mich dünkt, wir anderen sind in diesem Punkt weit tapferer! — Sie haben einen so hellen Blick für das Schöne und so lebhafte Teilnahme an Freud und Leid der Menschen — wenn Sie es auch zu verstecken suchen — und dabei ironisieren Sie fortgesetzt anderer und Ihre eigene Empfindung.“

„Wissen Sie nicht, Herr Werner, daß alle Dinge ihre Zeit haben und von Stufe zu Stufe wandern?“ fragte Wellhöft. „An Gellerts Fabeln haben sich vor hundert Jahren gewaltige Kriegshelden wie Laudon und unser Prinz Heinrich entzückt, jetzt wirken sie kaum noch auf die Quartaner an meinem Gymnasium.“

„Ich verstehe, Herr Doktor —“ sagte der Gutsbesitzer nicht ohne leichten Anhauch von Empfindlichkeit in seinem Tone. „Sie wollen sagen, daß die Gefühle, denen ich mich überlasse, zu kindisch geworden sind, um Männern von höherer Bildung —“

„Spaß verstehen — fünfe gerade sein lassen!“ rief Doktor Wellhöft, ihn unterbrechend. „Ich wollte nur sagen, die Leute meines Schlages haben ein paar Menschenalter zu viel in Empfindungen und Stimmungen geschwelgt, sind darüber zu weichmütig und unsicher geworden und haben sich nun angewöhnt, ein wenig nüchtern zu sein, ja sich noch viel nüchterner zu gebärden, als wir im Grunde sind! Sie mögen recht haben, daß sich die neue

Haut nicht viel besser ausnimmt als die alte; wir lateinischen Menschen haben einmal das Schicksal, daß wir zu viel oder zu wenig thun. Also nichts für ungut, Herr Werner, ich wollte meine Art verteidigen, die Ihre nicht schelten."

Die Gläser mit dem rotleuchtenden berühmten Landwein klangen wieder einträchtig zusammen, dann folgte eine längere stumme Pause, in der sie die Hände zum herzerfreuenden Mahl erhoben, wie der Philolog sagte, nachdem Elsbeth, die blonde Kellnerin, die dampfenden Schüsseln auf dem Tisch geordnet hatte. Während beide jungen Männer erwiesen, daß der Hunger eines Reisetags sich vom Hunger des Alltags gewaltig unterscheide, dachte Konrad Werner wiederholt darüber nach, ob er dem Tischgenossen sein Geheimnis, das doch kaum ein Geheimnis war, vertrauen sollte. Doktor Wellhöfts letzte Worte machten ihn dazu geneigt, und doch überwand er die Scheu vor den zuckenden Mundwinkeln des Philologen, die ihm noch vorschwebten, nicht leicht. Aber Konrad Werner fühlte auch, daß er dem Reisegefährten wie sich selbst eine Erklärung seines seltsamen Gebarens von vorhin schuldig sei. Und so nahm er den Augenblick wahr, in dem Elsbeth, nachdem sie eine neue Flasche aufgesetzt, aus dem Zimmer verschwand, um hastig zu sagen:

„Sie müssen wissen, Doktor, was es eigentlich ist, das mich hierher treibt und mich morgen zwingen wird, allerhand wunderliche Wege zu wandeln. Sie haben mich unbesehen für einen Rheinhessen genommen, und das Gut, das ich von meinem Vater ererbt, liegt genau da, wo ich Ihnen sagte. Aber geboren bin ich hier in der Nähe, auf einem großen Hof im Murgthal, der meinen Eltern und Großeltern ehedem gehörte und der meinem Vater abhanden kam."

„Und Sie sind ausgezogen, den Hof wiederzufinden?" fragte Wellhöft mit dem Anschein unerschütterlichen Ernstes, während es um die Mundwinkel verdächtig zuckte. Konrad Werner aber hielt sich diesmal tapfer und fuhr ohne weiteres fort:

„Nicht doch — nicht doch, Doktor! Ich erinnere mich wohl an den alten Hof Schellenberg, den mein Vater verkaufte, weil es vorteilhaft und ihm der Hof zudem verleidet war, und will ihn gleichfalls aufsuchen. Aber hier in dem Nest waren meines Vaters Leidensstationen, und ihnen drängt mich's nachzugehen. Als ich von Hohenheim, der landwirtschaftlichen Akademie, durch meines Vaters Tod heimgerufen ward und die Verlassenschaft ordnete, fiel mir ein altes Tagebuch in die Hände — und aus ihm lernte ich erst kennen, was mein armer Vater vor Zeiten gelitten, wie nahe er dem Abgrundsrand gewesen ist. Ich habe als Knabe von dem harten Druck des Lebens nur wenig gespürt, der auf dem Alten lag, und später, als er sich wieder aufraffte und etwas Glück ihm zu Hilfe kam, vergaß ich vollends, was uns gedroht hatte, und ließ es mir wohl genug sein, selbst als ich den Schmerz hatte, meine Mutter früh zu verlieren. Es fiel kein Schatten aus der Vergangenheit in die vergnüglichen Tage, die ich auf den großen Gütern der Grafen Erbach, auf der Universität und in Hohenheim verlebte. Ich gestehe es Ihnen mit Beschämung ein, daß ich, wenn mein Vater einmal ein Wort von seinen früheren Schicksalen und den herben Erlebnissen hier in Gernsbach sprach, ihn einen Selbstquäler schalt und nicht begreifen konnte, warum er überwundene und glücklich bestandene Not in seiner Erinnerung gleichsam hegte. Erst nach dem Tode des Alten habe ich verstanden, daß es für ihn nicht so leicht war, Erlebnisse zu vergessen, die ihm tief ins frischeste Leben geschnitten hatten."

Doktor Wellhöft hatte sehr aufmerksam gelauscht, jetzt aber sagte er doch:

„Und nun wollen Sie, wenn ich Sie recht verstehe, auch diese Bitternisse aus dem Leben Ihres Erzeugers gleichsam als einen Teil Ihrer Erbschaft antreten?"

„Sie spotten abermals — doch wenn Sie's so nennen wollen, immerhin!" ent-

gegnete der junge Gutsbesitzer. „Ich will jedenfalls alle die Plätze aufsuchen, die meines Vaters Tagebuch kenntlich macht — will mich dabei des Alten erinnern und ihm besser Dank wissen als zeither, daß er damals, ich meine in der schlimmen Zeit, nicht den Mut verloren hat. Nun wissen Sie alles, und darum lassen Sie uns von anderem sprechen, mir ist es doch leichter ums Herz, daß ich Ihnen mein seltsames Benehmen von vorhin und meine unfreundliche Weigerung, Sie morgen zu begleiten, nunmehr erklärt habe."

Doktor Wellhöft nickte nur stumm; die beiden jungen Männer saßen wieder einige Minuten einander schweigend gegenüber und lauschten dem Pendelschlag der Schwarzwälder Uhr in gemasertem Gehäuse, welche den Hauptschmuck des Gastzimmers bildete. Der Philolog betrachtete sein Gegenüber mit unverhohlenem Anteil, schien aber noch über das Gehörte nachzusinnen, so daß sich Konrad Werner, trotz des wohlwollenden Blickes aus Wellhöfts schwarzen Augen, auf eine humoristisch strafende Gegenrede des Reisegefährten gefaßt machte. Statt dessen sah ihn der Gymnasiallehrer immer unverwandter, prüfender an, legte beide Hände auf seine Schultern und sagte endlich:

„Tadle Sie, wer's kann! Aber Mann — Mann, wie wollen Sie mit diesem Kindergemüt durchs Leben und zumal an der Insel der Sirenen vorüberkommen?"

„Insel der Sirenen? Was meinen Sie damit?" fragte Werner, und sein Erröten verriet, daß er Doktor Wellhöft so ziemlich verstanden habe. „Ich glaube nicht, daß mir von dieser Seite eine sonderliche Gefahr droht."

„Die größte, die allergrößte, unüberwindlichste, Herr Werner!" rief Doktor Wellhöft und erhob seine Stimme zu so demosthenischem Donner, daß Elsbeth sich in der Thür zeigte und erst wieder verschwand, als die Gebärden Werners ihr deutlich gemacht hatten, daß nichts verlangt werde. Ohne sich durch die Erscheinung der Kellnerin weiter stören zu lassen, als daß er seine Stimme ein wenig dämpfte, fuhr der Gymnasialprofessor in überströmendem Eifer fort: „Sie brauchen mir nicht zu versichern, daß Ihnen von den Verlockungen jener wenig droht, welche Zeichen und Schild der Sirenen tragen! Das sehe ich ohnehin und sage nur: Um so viel schlimmer dann! Wie Sie da sind, Herr Werner, so frisch, so gutmütig-vertrauensvoll und dabei auf den weichsten Gemütston gestimmt — 's ist ja wahrlich, als ob Sie Zeus zur Beute für die Sirenen — die jungfräulichen, tadellosen, eheheischenden meine ich — geschaffen hätte. Sie stünden mit diesem Aussehen und Ihrem Gemüt in Gefahr und wenn Sie nichts hätten und Tertius an einem Hinterlausitzer Gymnasium wären wie ich. — Und nun noch ein prächtiges Weingut an der Bergstraße, beim Odenwald, in der Nähe des Siegfriedbrunnens — wie wollten Sie dem Verhängnis entrinnen? Sie werden geheiratet — rettungslos geheiratet, wenn Sie nicht eilen, sich härter zu schmieden!"

„Und scheint Ihnen das so notwendig? Ist es so schlimm, wenn ich dereinst thue, was wir alle nicht lassen?" fragte Konrad Werner heiter zurück und füllte dem Gefährten das Glas, das derselbe im Eifer hastig geleert hatte, aufs neue.

„Es ist das eine, was not thut, obschon Sie es nicht glauben werden!" versetzte der Philolog in einem Tone, welcher aus komischer Feierlichkeit unvermerkt in bitteren Ernst überging. „Wir alle kranken am Weib — sind in eine Zeit und Zustände hineingewachsen, in welchen die Ehe für jeden, der nicht Prinz oder Tagelöhner ist, mehr oder minder zum Unglück wird; jeder trägt in einer Falte seines Hirns diese Erkenntnis, aber schier allen kommt sie im entscheidenden Augenblick abhanden! Dank den ewigen Göttern habe ich ein Antlitz und eine Gestalt empfangen, vor denen nur die unbedingt Versorgungslustigen nicht zurückbeben, und ich habe in den Nestern, in die mich das Schicksal verschlagen hat, früh gelernt, aus den lächelnden Zügen der Frau Konrektor und der Frau Kreis-

richter das Gorgonenantlitz einer Schwiegermutter hervorschauen zu sehen. Aber Sie — Sie werden dergleichen nicht lernen, Sie sind bestimmt, mit dem holdesten Lächeln in die purpurnen Wogen hinabgezogen zu werden — und Ihre gute Natur, Ihre Herzenskraft in dem vergeblichen Bemühen zu verbrauchen, die ewige Begehrlichkeit des gemeinen Alltags zu befriedigen, die noch weniger satt wird als alle Meerungeheuer der Fabel! — Doch wozu ärgere ich Sie und mich? Was sein soll, wird sein — dixi — dixi — stoßen Sie an: der guten Stunde, die uns zusammengeführt hat, und der, die uns noch beieinander hält!"

„Sie waren eben dabei, uns die gute Stunde in eine schlimme zu verwandeln. Doktor — Doktor, was sind Sie bitter — und wie nötig ist Ihnen die Wanderung, welche Sie sich vorgesetzt haben!" sagte der Gutsbesitzer, mit erhöhter, aber ein wenig befangener Teilnahme auf den Sprecher schauend. Wellhöft räusperte sich, als ob er noch einmal zu einem Ausfall, wie der eben gehörte, ansetzen wolle, dann besann er sich plötzlich, trank sein Glas aus und sagte nur noch leise:

„Sie sollen recht behalten — gewiß, gewiß! — Nur vergessen Sie nicht ganz, daß Sie dereinst Ihren Alten einen Hypochonder gescholten haben und heute doch ein wenig anders darüber denken als vor einem Jahre! — Jetzt aber wollen wir den trockenen Ton lassen. Kennen Sie die Geschichte, wie die sieben Schwaben sich mitsammen im Wildbad verbrüht haben?"

Und der wunderliche Mensch sprang in einem Augenblick in die übermütigste Laune über und erzählte einen tollen Schwank, der alsbald das hellste, wohlklingendste Lachen seines Genossen hervorrief und nur als Einleitung zu hundert mannigfaltigen Schnurren diente. Die beiden jungen Männer, welche allein blieben, überhörten in ihrem frohen Geplauder verschiedene Stundenschläge der hellklingenden großen Uhr — es war Konrad, der sich endlich erhob und gegen eine vierte Flasche, nach welcher Wellhöft schon rief, Einspruch erhob:

„Lassen Sie es genug sein für heute, Doktor! Auf meinem Gute folgt Fortsetzung. Ich habe keinen Affenthaler, aber einen Walporzheimer im Keller, den Sie schätzen werden. Gute Nacht — wir sehen uns morgen früh, und ein kleines Stück gehen Ihre und meine Straße noch zusammen."

Es war eine so ruhige und gewinnende Bestimmtheit in Konrad Werners Wesen, daß der Philolog nicht widersprach, obschon jedes Fältchen in seinem Gesicht und jedes emporgebürstete starre Haar auf seinem Haupt die Lust zum Widerspruch verrieten. Er schüttelte die Hand des Gefährten vorläufig und als sie ihre Lichter ergriffen, und nochmals nicht minder herzlich, als er ihm vor der Thür seines Zimmers „Gute Nacht" wünschte. Wellhöfts eigenes Zimmer für diese Nacht lag dem Werners gegenüber, und so konnte der letztere die wunderlichen pfeifenden, murrenden und lachenden Laute nicht vernehmen, mit denen sich der Gymnasiallehrer wohl noch eine Stunde lang, auf- und abgehend, vergnügte, ehe er sein Lager suchte.

Aber auch Konrad Werner begab sich nicht alsbald zur Ruhe. Sobald ihn die Stille des kleinen fremden Gemachs umfing, war es ihm, als ob er geheimnisvoll an den eigentlichen Zweck seiner Wallfahrt gemahnt werde. Welch andere Gedanken und Bilder waren seit Antritt der Reise und namentlich in den letzten Stunden durch sein Hirn geschwirrt. Jetzt schien ihm alles die Stimmung zurückzurufen, in der er bei Beginn des Abends auf der Murgbrücke gestanden hatte. Als er, die herkömmlichen zwei Lichter anzündend, sein Zimmer mäßig erhellte, fiel sein erster Blick auf eine alte Lithographie im verblichenen Goldrahmen, die über dem Sofa an der Wand hing. Sie stellte Großherzog Leopold von Baden vor — Konrad fühlte sich bei ihrem Anblick um zwanzig Jahre zurückversetzt und sagte vor sich hin: „Gewiß, gewiß — auf dies

Bild könnte das Auge meines Vaters in seinen schlimmen Stunden gefallen sein. Seltsam ist's immer, daß er in dem ausführlichen Tagebuch auch nicht einmal den Namen der Herberge nennt, unter deren Dach er seine bitteren Sorgen getragen hat!“

Er packte den Inhalt seiner Wandertasche aus, ordnete seine Wäsche und andere Habseligkeiten sorgfältig, um sie am Morgen zur Hand zu haben. Ein mäßig starkes Buch in Quartformat, mit einem Einband von verschossener grüner Leinwand, das er dem Grund der Tasche enthob, legte er vor sich hin auf den Tisch, rückte die beiden Lichter aneinander, um besser lesen zu können, zog sich einen Stuhl heran und schlug die Blätter auf. Da als Zeichen ein verblaßtes rotes Band zwischen ihnen lag, so traf er alsbald die rechte Stelle, und nachdem er mit plötzlichem Besinnen noch einmal aufgesprungen war und seine Thür verriegelt hatte, begann er zu lesen, und seine Augen gingen so langsam über die vergilbten Zeilen hin, als müsse er sich jedes Wort derselben fest einprägen:

„In dieser mit jedem Tag wachsenden Bedrängnis, in der mir der stumme Kummer meines Weibes und die ahnungslose Lebenslust meines kräftig gedeihenden Buben gleich tief in die Seele schnitten, faßte ich noch einmal die ganze so verworrene Angelegenheit ins Auge. Die Ernteaussichten waren gut, ja vorzüglich, ich sah die Gewißheit, daß ich die rückständigen wie die laufenden Zinsen der unseligen zweiten Hypothek abtragen könne, wenn es mir nur ein Vierteljahr gelinge, den drängenden Hammermüller von Kuppenheim zu beschwichtigen und meinen Hof zu behaupten. Die Aussicht auf den Ankauf meiner Waldstrecke durch den Staat brachte ich dabei nicht in Anschlag — ich hatte seit Jahren keine Ursache, auf das Glück zu vertrauen. Aber ich fühlte, daß ich einen letzten entscheidenden Schritt versuchen müsse, und für einige Tage war meine Gegenwart in Feld und Hof nicht unbedingt nötig. Hedwig hatte mir zuerst den Gedanken eingegeben, daß ich mit dem rohen Hammermüller keine Briefe mehr wechseln, sondern eine Verständigung mit seinem Anwalt, dem Doktor Hillern in Gernsbach, versuchen möchte. Ich mußte ihr recht geben, daß ein ruhiger Geschäftsmann, der die persönliche Erbitterung des Hammermüllers wider mich und meine Familie nicht teilt, meine unglücklichen Angelegenheiten vielleicht doch noch anders ansehen könne als durch die Brille seines Auftraggebers. Als ich die Briefe des Rechtsanwalts wiederum durchlas, erschreckte mich freilich der trockene kalte Ton, der auch nicht eine Spur von Mitgefühl verriet, die barsche Ungeduld, welche sich nur allzusehr wie der Wiederhall der Schriften und Reden des Hammermüllers ausnahm. Gleichwohl blitzte mir ein Strahl von Hoffnung entgegen — denn als ich aufmerksamer den Zusammenhang überdachte, war es merkwürdig, daß ich mir eingestehen mußte, der drängende Rechtsfreund meines Gläubigers habe mir, trotz seinem ungestümen Mahnen, mehr als einmal guten Rat erteilt, und ich würde wohl gethan haben, wenn ich diesen in halb abgebrochenen kurzen Worten gegebenen Rat befolgt hätte. Das stärkte meinen Mut, und obschon unsere Not so groß war, daß die wenigen Gulden, deren ich zu meiner Fahrt nach Gernsbach bedurfte, Konrads kleinem Spartopf entnommen werden mußten, so hauchte mir die Zuversicht Hedwigs gleichfalls eine gewisse Zuversicht ein.“

Hier folgte eine halbleere Seite; Werner schlug sie hastig um und las auf der folgenden mit anderer Tinte und merkwürdig veränderter Schrift:

„Gernsbach. Es steht schlimm — so schlimm, daß ich es dem Brief an Hedwig nicht ganz anvertraut habe und nur widerstrebend diesen Blättern vertraue. Die Gewohnheit ist mächtig — wer einmal ein Tagebuch angefangen, schreibt zuletzt wohl auch sein eigenes Todesurteil hinein. Ich sehe keinen Ausweg mehr, da mir Doktor Hillern in der ersten Stunde eröffnet hat, daß er den Antrag auf ge-

richtlichen Verkauf des Gutes — die Ernte, die halb in der Scheune, halb noch auf dem Halm ist, eingerechnet — nicht zurücknehmen dürfe, ja mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln beschleunigen müsse. — Ich hatte Besseres gehofft und nach meiner leidigen Art auf kleine erste Eindrücke gebaut. Ich hatte mir hier in der Herberge kaum Zeit genommen, den Staub der Poststraße abzuschütteln, als es mich schon zu Doktor Hillern trieb. Sein Haus im schlichten, wohlgehaltenen Garten dünkte mich vertrauenerweckend, und ich faßte vollends besseren Mut, als mir auf der Schwelle ein etwa vierjähriges Mädchen, ein selten anmutiges Kind, entgegenlief und mir ihre Händchen entgegenstreckte. Über der Begrüßung des Kindes vergaß ich auf eine Minute, daß mich der Vater noch nicht willkommen geheißen hatte, und ging, als ich mich daran erinnerte, mit festerem Schritt die Treppe zum Expeditionszimmer des Rechtsanwalts empor, als ich mir eigentlich zugetraut hatte. Droben freilich entsank mir der Mut rasch wieder. Doktor Hillern gefiel mir auf den ersten Anblick nicht übel — ein bleiches leidendes, aber kluges Gesicht schaute mir nicht ohne Wohlwollen entgegen. Sobald ich freilich meinen Namen genannt und meinen Spruch angehoben hatte, sah ich seine Mienen sich verfinstern. Er ließ mir kaum Zeit, meine Bitten auszusprechen, unterbrach mich mehr als einmal mit verdrießlichem Ton und wiederholte unablässig, daß er nichts für mich zu thun vermöge, daß der Hammermüller ihn heftig treibe und zum schärfsten Vorgehen wider mich sporne, daß er, ohne Verletzung seiner Pflicht, seinem Auftraggeber keinen neuen Aufschub ansinnen dürfe. Danach hörte er doch ruhig, ja, wie es mir vorkommen wollte, mit einer Art Teilnahme meine Auseinandersetzungen über den Stand meiner Aussichten an. Ein paarmal war mir's, als ob er zustimmend nicke, und wiederum, als ob er nachsinne, wie er meinen Wünschen doch zu entsprechen vermöge. Ja, einen Augenblick bildete ich mir selbst ein, eine Thräne in den Wimpern des Juristen zu sehen, als ich ihm schilderte, wie tief der Landwirt, dem sein Besitz entrissen werde, augenblicklich sinke, wie verzweifelt ich um meiner Familie willen bei der Aussicht auf das gewisse Verderben sei. Er wandte sich weg, um alsdann abermals in den scharfen, ungeduldigen Ton zu fallen: ‚Es ist nutzlos, Herr Werner, daß Sie mir alles das sagen! — Ich muß auf den einzigen Rat zurückkommen, den ich Ihnen schon einmal gegeben habe. — Ich kann nichts thun, als meine Aufträge pflichtmäßig vollziehen. — Ihr Verhältnis zum Hammermüller ist, mit oder ohne Ihre Schuld, völlig unhaltbar geworden. Der Mann will sein Geld, vielleicht auch Ihr Gut — was weiß ich! Ich bin nicht in der Lage, ihm meine Dienste zu versagen, und habe meine Pflicht zu erfüllen. Sie aber vermöchten etwas zu thun! — Schaffen Sie sich von anderer Seite das Kapital samt den rückständigen Zinsen — zahlen Sie es hier auf meiner Expedition ein und kehren Sie dann meinetwegen dem Hammermüller und mir dazu für immer den Rücken.‘ Ich konnte unter den obwaltenden Verhältnissen den Rat Doktor Hillerns nur für einen unedlen Hohn halten — und ich war im Begriff, ihm das zu sagen, als zugleich ein Klient und der Postbote eintraten. Ich brach ab, bat ihn, was ich ihm vorgetragen, doch bis zum anderen Tage nochmals zu überlegen — er schüttelte nur den Kopf, hatte den Brief aufgebrochen und schlug mit der Hand auf denselben, indem er mir zur Schwelle nachrief: ‚Der Hammermüller fragt wieder, was ich in seiner Sache gegen Sie gethan und erreicht habe. Ich wiederhole Ihnen, gehen Sie nach Karlsruhe oder Mannheim — ein verständiger Banquier, dem Sie die Lage so klar auseinandersetzen wie mir, streckt Ihnen vor, was Sie bedürfen! — Verlieren Sie die Zeit nicht unnütz!‘ Ich ging, um so schwereren Herzens, als ich wirklich auf Augenblicke eine gewisse Hoffnung, ja Zuversicht eines glücklichen Ausgangs gehegt

hatte. — Ich stieg finster in mich gekehrt die Treppe des Rechtsanwalts wieder herab und überlegte, daß ich ihm vielleicht nicht alles gesagt — und jedenfalls noch einmal wiederkommen müsse, um mein Äußerstes gethan zu haben. Wie ich vor das Haus hinabkam, glänzte der kleine Garten im Mittagssonnenschein; Doktor Hillerns Töchterchen machte sich an der Hauswand zu schaffen, an der ein Spalier mit guten Obstsorten in die Höhe gezogen und sorgfältig gepflegt war. Ich hatte meine Augen mit der rechten Hand bedeckt, weil mich die Sonne wirklich blendete und weil ich einen stechenden Schmerz in meinen Schläfen spürte. Mit einemmal fühlte ich meine linke Hand erfaßt, etwas Sammetweiches in dieselbe gedrückt; wie ich niederblickte, sah ich, daß ich eine frühe, rosig angehauchte Aprikose in meiner Hand hielt und daß die Kleine, welche ihr Köpfchen zu mir emporhob, mir dieselbe gebracht. Ich wollte dem Kind die Frucht zurückgeben und hörte ein helles Stimmchen sagen: ‚Iß — iß nur, Mann — ich weiß noch mehr dort unten!‘ Und schon lief die Kleine wieder nach dem Spalier hin — ich ging rasch davon und schaute nur noch einmal nach dem blonden Köpfchen zurück, das sich in die dunklen Blätter des Aprikosenspaliers verbarg. Auf dem Wege nach meiner Herberge aß ich die Aprikose; es war wahrlich die erste Erquickung, die mir heute zu teil ward. — Ich nahm mir vor, noch einmal an Doktor Hillern zu schreiben, es lag wohl an meinem Ungeschick, daß er mich mit kahlem Hinweis auf andere abspeiste, es steht sicher in seiner Macht, mir das Vierteljahr Frist zu verschaffen. So habe ich nun ein paar Stunden gesessen und geschrieben — wie ich's durchlese, scheint mir's eindringlich genug — der Himmel gebe, daß es Wirkung thue! — Und nun sitze ich hier im Gasthof allein, und wenn ich nach heimwärts denke und mir vorstelle, daß der Verlust des Hofes unabwendbar sei, und Weib und Kind und deren elende Zukunft vor mir sehe, so möchte ich mir den Schoppen Wein versagen, den ich mir habe kommen lassen — und doch, was könnte ich an Leid und Kummer und Entbehrung damit von ihnen abwenden?“

Konrad Werner hielt inne — es war schon spät, die Augen schmerzten ihn von der ungewohnten Anstrengung, die vergilbte Schrift zu enträtseln — die gar nicht so alt war; der Himmel mochte wissen, mit welcher Tinte sein Vater diese Zeilen in schlechter Herberge geschrieben hatte. Jedes Wort brannte ihm in der Seele — und indem er flüchtig über das Nächstfolgende hinblickte, sah er, daß es schlimmer und schlimmer kam. Wenn er schlummern wollte, war es Zeit, sein Lesen in den alten Tagebuchblättern zu beenden — morgen und übermorgen war auch noch ein Tag und Zeit genug, sich die schwersten und trübsten Erlebnisse des Vaters einzuprägen. Rasch schlug er, um sich vor dem Niederlegen noch zu einem anderen Eindruck zu verhelfen, eine andere spätere Stelle des Buches auf und las mit befriedigterem Ausdruck über ein paar besser geschriebene Seiten hinweg. Er wußte ja längst, daß sich alles zum Guten gelöst, daß seine Eltern nach schweren Tagen Glück und Lebensbehagen wieder gewonnen hatten — Doktor Wellhöft hatte vielleicht recht, daß es eine Thorheit von ihm sei, die alten Schmerzen auszukosten — er konnte dem geheimen Drange dazu nicht widerstehen. Jetzt aber entkleidete er sich vollends, löschte die Lichter, suchte sein Bett und erwachte erst am hellen sonnigen Morgen aus dem tiefen, traumlosen Schlaf, der ihn, wie er es gewohnt war, beinahe von der Minute des Niederlegens an erquickt hatte.

Ein Blick auf die Uhr belehrte Konrad Werner, daß es bereits sieben Uhr morgens sei, die Stunde, in welcher der Gymnasiallehrer seine Wanderung zum Enzthal und nach Wildbad hinüber hatte antreten wollen. Jetzt war keine Zeit, in dem Tagebuch zu lesen, das auf dem Tische lag; der junge Gutsbesitzer öffnete die Fenster und atmete mit allem Wohlgefühl eines Reisemorgens die frische

Jll. D. Monatshefte.

Neugierige.
Gemälde von Ludwig Passini.

Luft ein. Sein Anzug war um so rascher geordnet, als er draußen schon Doktor Wellhöfts Schritte über den Flur klingen hörte. Es kam ihm vor, als ob der Gefährte vom gestrigen Tage im Vorübergehen an seiner Thür jedesmal mit besonderem Nachdruck seine Reisestiefel knarren lasse — er öffnete daher seine Thür ein wenig, um hinauszurufen: „Gehen Sie zu unserem Frühstück, Doktor, in zehn Minuten bin ich bei Ihnen."

Wellhöft antwortete mit zustimmendem Lachen, und in der That waren keine zehn Minuten verflossen, als die beiden wie gute Kameraden vor dem Frühstückstisch saßen und der blonden Kellnerin zunickten, welche ihnen einen großen Strauß Astern und andere Spätblüten zwischen dem Kaffeegeschirr aufgestellt hatte. Es war eine gute halbe Stunde, jeder Blick aus den Fenstern verhieß einen klaren und mäßig warmen Tag, was Doktor Wellhöft noch einmal Anlaß zum Ausruf gab: „Entschließen Sie sich rasch, Werner, kommen Sie noch mit! Der Pietätspflicht haben Sie gestern auf der Brücke vollauf genügt — auf der Landstraße und im Wald ist es sicher erquicklicher als hier zwischen den Brandmauern und Gärten. Wahrhaftig, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich abergläubisch sein und mich mit der Überzeugung davon machen, daß ein Nest, welches sich meinem Erzeuger so wenig hold erwiesen hat, auch mir nichts Gutes bringen könne."

„Sie überreden mich nicht, Doktor! Ich begleite Sie jetzt bis zur ersten Wegwendung, bei der es lieblich wird, allein zu wandern — und dann sehen wir uns auf meinem Gute wieder."

Er bot dabei dem Gymnasiallehrer die Hand, in die Wellhöft ohne Zögern einschlug. Dann schickten sie sich zum Aufbruch an, Wellhöft zahlte seine Rechnung, während Konrad Werner den herzugekommenen Wirt davon verständigte, daß er heute und morgen in Gernsbach bleiben und an der Mittagstafel des Hauses teilnehmen werde. Beim Aufbruch hielt Doktor Wellhöft noch eine komische Ansprache an die blonde Kellnerin und begehrte statt allen Dankes für sein reichliches Trinkgeld, daß sie seinem Freunde besondere Sorgfalt angedeihen lasse. Elsbeth kehrte die blauen Augen und das energische Stumpfnäschen dem Empfohlenen zu, und ihr Blick verriet, daß sie gar nicht abgeneigt sei, der Aufforderung zu entsprechen. Doch versetzte sie schnippisch: „Der Herr sieht aus, als ob er meiner Sorge nicht benötigt wäre, für ihn werden längst andere Sorge tragen."

„Volksmund, Gottesmund!" sagte Wellhöft, indem beide aus dem Hause traten. „Habe ich Ihnen nicht gesagt, Werner, daß Ihnen der Heiratskandidat in leuchtenden Lettern und Zeichen auf der Stirn prangt? Sehen Sie sich wohl vor und bleiben Sie wenigstens unverlobt, bis ich zwischen dem Hausrat Ihrer Urväter gesessen und von Ihrem Sabiner, wollte sagen, von Ihrem Walporzheimer gekostet habe."

Sie schritten über die Brücke, auf welcher Werner gestern abend gestanden, und der Gutsbesitzer war dem spottenden Gefährten dankbar, daß seine Scherze sich wenigstens nicht zu diesem Abend zurückwandten. Der Septembermorgen war womöglich noch klarer und schöner als der gestrige, in den Konrad Werner von der Heidelberger Schloßruine hineingeschaut hatte. Die schweren roten Morgenwolken über den Waldbergen im Osten wurden eben von der Sonne durchgoldet und in rosiges Licht verwandelt, zwischen den dünnen Nebeln, die sich noch am Waldrand kräuselten, leuchteten rote und gelbe Laubmassen hervor, welche das üppige Grün herbstlich durchzogen, das Wasser der Murg glänzte und rauschte morgenfrisch, die Landstraße längs des Flusses mit den taunassen bunten Wiesen zur Seite lockte unwiderstehlich, und Werner hätte den Gefährten, der mit leichtem Gepäck rüstig neben ihm schritt, um die Aussicht auf einen vollen köstlichen Wandertag beinahe beneidet. Und doch spähte er dabei nach den Häusern des Städtchens hinüber und hoffte im Vorübergehen eine der Stellen,

deren das Tagebuch seines Vaters gedachte, zu entdecken. Doch merkte er bald, daß er sich mit Doktor Wellhöft in der entgegengesetzten Richtung bewege und den älteren Teil der Stadt schon hinter sich habe. Die Häuser, welche hier an der Straße standen, waren alle viel zu neu, um der Zeit seines Vaters anzugehören — und Wellhöft entging es nicht, daß sein Gefährte, seit sie an den letzten, in Gärten vereinzelt stehenden Gebäuden vorüber waren, häufiger zurück- als vorwärts blickte. Er fand indes zu viel Wohlgefallen an dem liebenswürdigen Begleiter, um sich das Beisammensein mit Werner auch nur um wenige Minuten zu verkürzen. Er wiederholte, daß er zwei Tage in Wildbad bleiben, dort im „Löwen" nächtigen und abwarten werde, ob es den Zurückbleibenden nicht gewaltsam die Straße, die sich anmutig gegen Hilpertsau aufwärts zog, empor- und ins Enzthal hinübertreiben werde. Werner versetzte, daß es seltsam zugehen müsse, wenn er seinen Absichten untreu werden solle, Wellhöft gab trocken zurück, daß noch seltsamere Dinge in der Welt geschähen und daß er ihr gestriges unverhofftes Zusammentreffen als ein gutes Vorzeichen betrachte.

Indem sie unter diesem Geplauder die Straße verfolgten, waren sie in die Nähe zweier Schneidemühlen gelangt, welche malerisch zwischen Fluß und Wald lagen und von denen namentlich die zweite von laubreichem Gehölz wie von einem natürlichen kleinen Park umgeben war. Man sah vom Rand der höher laufenden Straße in die kunstlose Anlage hinein, auf deren Rasen noch der Tau funkelte und durch deren dichteste Buschgruppen der Morgensonnenschein zitterte. Der Philolog war der erste, welcher seine Schritte hemmte und, den anmutigen Fleck überschauend, ausrief: „Wieder einmal eine von den hunderttausend Stellen der Erde, die uns in die Wiege des Selbstbetrugs zwängen! Wenn man in solches Idyll hineinschaut, möchte man heute Sägemüller und morgen Förster sein — ich wette, daß mich das Bild da auf dem ganzen Weg ins Enzthal hinüber begleitet. Sie werden gegen solche Eindrücke etwas abgehärteter sein, Ihr Gut und Ihr Garten sind wahrscheinlich ein schöneres Idyll als dies hier und — doch sehen Sie dort hinüber, dort leuchten auch Fesseln für Sie, Sägemüllers Töchterlein — oder etwas Ähnliches!"

Er zeigte nach einer Buschgruppe, unter deren Schatten eine weibliche Gestalt saß und zu lesen schien. Die Rücklehne der mit Borken umkleideten Bank war so hoch, die Zweige der Silberweide schwankten so dicht über dem Kopf der Sitzenden, daß nicht viel mehr zu erblicken war als die Umrisse der Schultern, das Hinterhaupt und zwei prachtvolle dunkelblonde Flechten, welche über die Lehne der Bank hingen und auf welche Blick und Hand des Gymnasiallehrers hindeuteten. Werner folgte der Weisung und sagte lachend: „Das Haar ist freilich prächtig, aber man hat schon erlebt, daß derlei Rahmen um recht ältliche Bilder gelegt waren. Und Sägemüllers Töchterlein sollte um diese Stunde Besseres zu thun haben, als im Garten zu sitzen und zu lesen!"

„Sie näht oder stickt vielleicht!" entgegnete Wellhöft und blickte noch immer in die Gartenanlage hinüber.

„Nein, sie hält ein Buch und scheint in dasselbe gewaltig vertieft!" bemerkte Werner, dessen Auge schärfer war als das seines Genossen. Und nun kommen Sie hinweg, Doktor — erhalten Sie uns den angenehmen Wahn, daß wir ein hübsches Gesicht sehen würden, wenn das Gebüsch barmherziger oder die Bank der Straße zugekehrt wäre. Ich begleite Sie noch bis dort hinauf, wo der rot und gelbe Wegweiser steht, und dann gehen wir jeder an sein besonderes Tagewerk."

„Ich will hoffen, daß Sie das Ihrige so ungestört zu Ende führen als ich das meine," schloß der Philolog mit einem Seitenblick auf seinen Begleiter, der bei den letzten Worten leicht errötet war, und setzte sich wieder in Bewegung, wobei er doch nicht unterlassen konnte, noch ein-

mal von der Höhe der Landstraße in die Umgebung der Sägemühle zurückzuschauen. Konrad Werner schritt jetzt voran — er wußte wahrlich nicht warum — aber es war ihm, als müsse er die Unbekannte unter der Silberweidengruppe vor den spähenden Augen des Spötters bewahren. Doktor Wellhöft hielt eine launige Bemerkung zurück — er mochte mit keinem noch so unmerklichen Mißton von dem neugewonnenen Freunde scheiden. Als sie jedoch nach etwa zehn Minuten bei dem Wegweiser standen, dessen Arm die Inschrift „Nach Obertsroth und Hilpertsau" trug, begegneten sich die Blicke beider, welche abermals zu der kleinen Parkanlage bei der Mühle hinabgesandt waren, und jetzt sagte Wellhöft: „Also leben Sie wohl und auf baldiges Wiedersehen, Freund Werner! Führen Sie Ihr Pietätswerk hier zur eigenen Befriedigung zu Ende und vergessen Sie nicht, den Klippen der Sirenen auszuweichen — dort unten die Mühle im Thal birgt eine solche Klippe!"

„Gott behüt's, Doktor, und haben Sie gute Tage!" rief Werner, und der helle frohe Klang des vergangenen Abends war aufs neue in seiner Stimme. „Und sorgen Sie nicht um mich — in einer Viertelstunde habe ich die Klippe, die Sie besorgt macht, auf Nimmerwiedersehen hinter mir! Wir aber sehen uns bald auf meinem Hofe!"

Sie schüttelten sich die Hände; der Philolog verbarg seine Rührung hinter einer wunderlichen Grimasse und sprang das kurze Stück der Straße, welches ihn noch vom Wald trennte, hastig empor, wobei er in Nachahmung seiner Tertianer einige Disteln köpfte. Werner sah ihm teilnehmend nach — es war ihm, als ob er sich von einem alten Freunde trenne, und zugleich empfand er doch eine Art Behagen, wieder allein zu sein, wie er von daheim ausgefahren war. Er konnte dem Zufall, der ihn mit Wellhöft zusammengeführt, nicht zürnen, aber er fühlte, daß ihm bei dem, was er hier zu thun habe, auch der beste Genosse im Wege sei. Und jetzt, als der Gymnasiallehrer, den Hut noch einmal schwingend, in den Wald hinein verschwand, mußte Werner seiner letzten Warnung denken: Seltsamer Mensch, trägt immer die eigene Hagestolzenfurcht in anderer Seelen hinein und wittert überall Liebesfallen. Ging's ihm nach, dürfte man nicht einmal aufschauen, ob ein Mädchen schön oder häßlich sei! — Und doch ist etwas in ihm, was ich wohl leiden mag, man darf ihm alles sagen, was einen bewegt!

Konrad Werner hatte sich der Stadt zugewandt und ging langsam hinab, indem er sich dicht am Rand der Landstraße hielt. Mit einemmal nahm er einen schmalen Pfad wahr, welcher unterhalb der Landstraße und näher der Murg zwischen den Gärten und einzelnen Gebäuden hinlief. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, sprang Werner den Rasenabhang hinunter und schlug den Pfad ein — dabei hatte er doch eine Empfindung, als ob ihm Wellhöfts lachendes Gesicht über die Schulter schaue. Denn er wußte, daß dieser Weg durch Wiesen und Buschgruppen auch mitten durch jene Anlage hinlief, in der die Klippe verborgen lag, vor welcher ihn der Philolog noch eben so eindringlich gewarnt hatte. Mit einemmal erfaßte ihn ein jauchzender Übermut: Sehen wir, ob die Klippe des Scheiterns wert ist! und er verfolgte einige Sekunden lang, wie vorhin Wellhöft, seinen Pfad in Sprüngen. Dann besann er sich doch, daß dieses plötzliche Aufwallen froher Erwartung mit seinem Vorhaben hier in seltsamem Widerspruch stehe, und fiel in seinen gewohnten ruhigen Gang. Aber der Anwandlung, auf die Landstraße zurückzukehren, welche quer über die Wiesen überall leicht zu erreichen war, widerstand er trotzig und fand den versteckteren Pfad zur Stadt viel anmutiger als den vorhin begangenen. Jetzt kam er den Schneidemühlen näher; der Pfad lief so vielfach gewunden zwischen den Anlagen, den Balken und Bretterhaufen und allerlei Nebengebäuden der Mühlen hin, daß Werner den Überblick verlor und nicht mehr wußte, ob er dem Platz mit den Silberweiden,

unter denen vorhin die Lesende gesessen, schon ganz nahe sei oder nicht. Indem er sich einen Überblick zu verschaffen suchte, vernahm er plötzlich Laute und Geräusche, die miteinander zusammenhängen mußten: das klägliche Geschrei eines Kindes, ein polterndes Rollen, ein dumpfer Aufschlag und der erschrockene Aufschrei einer hellen Frauenstimme folgten einander so blitzschnell, daß Werner dahinstürzte, von wo er sie vernommen. Er gelangte im Augenblick aus dem Gewirr von Zäunen, Büschen und niederen Dächern auf einen leidlich freien Platz und sah, ohne es jetzt sehen zu wollen, daß er die hübsche Anlage mit der Borkenbank zur Rechten hatte, während von links her die Stimmen aufs neue ertönten, die er soeben vernommen hatte. Ein Blick genügte, ihn die Situation erkennen zu lassen: auf der Höhe eines hochgetürmten Haufens von mächtigen Rundbalken saß das schreiende Kind, ein Bübchen von fünf, sechs Jahren, das sich ängstlich an die großen Hölzer, die es erklettert hatte, anklammerte. Durch die unsicheren Bewegungen des Kindes oder einen Zufall war einer der schweren glatten Stämme ins Rollen gekommen und dicht vor den Füßen des jungen Mädchens hingeschlagen, welches dort von der Bank aufgesprungen und dem Kinde zu Hilfe geeilt war. Eben wich die Betäubung, in welche sie der schlimme Zwischenfall versetzt hatte, ihre Hand suchte nach einem Stützpunkt, und ihr Fuß betrat die untersten Balken, um wenigstens zu halber Höhe zu klimmen und dem Kinde herabzuhelfen. Der junge Gutsbesitzer trat mit raschem Wort dazwischen: „Erlauben Sie mir — für Sie ist nicht ungefährlich, was für mich ein Spiel ist.“ Er schwang sich leicht auf die Hölzermasse, drückte ein paar Balken in ihre feste Lage zurück und war so schnell bei dem erschrockenen Kinde oben, hatte dasselbe so leicht wieder herabgeführt, daß der kleine Mann zwar nicht mehr schrie, aber doch zu weinen fortfuhr. Und nun wäre es an Werner gewesen, den verschobenen breitkrempigen Hut zu rücken und, da er von den Lippen der Dame, die das Bübchen an der Hand nahm, sein verdientes „Danke — danke Ihnen tausendmal, mein Herr!“ bereits vernommen hatte, seines Weges weiter zu gehen. In halber Höhe zu seinem Hutrand ließ er die Hand doch wieder sinken, nachdem er die junge Dame näher ins Auge gefaßt hatte und jetzt bestimmt wußte, daß sie die Unbekannte von vorhin sei. Diese dunkelblonden prachtvollen Flechten, die vom Hinterhaupt auf den Rücken fielen, hätte er aus tausend anderen wiedererkannt. Die frevle Befürchtung, die er vorhin gegen Wellhöft ausgesprochen hatte, traf nicht zu, ein liebliches Mädchengesicht, mit großen dunklen Augen, von reiner, wenn auch zu blasser Färbung, entsprach dem schönen Haar und der schlanken Gestalt. Um nicht völlig stumm zu bleiben, gab Herr Konrad Werner die Bemerkung zum besten, daß es geraten sei, die gnädige Frau untersage ihrem Kleinen ein- für allemal, den Balkenberg zu erklettern. „Diese Hölzer sind tückisch,“ fügte er hinzu, „in jedem steckt noch ein Baumgeist, der gern Rache dafür nimmt, daß man seinen Stamm aus dem grünen lustigen Wald weggeschlagen hat.“

Er hatte seine erste Anrede richtig berechnet, ihr Mädchenstolz ertrug es nicht, selbst von einem solchen Gimpel, der weibliches Alter so wenig zu schätzen verstand, für die Mutter des Knaben gehalten zu werden. Sie beugte sich zu dem Kinde herab und trocknete dessen Thränen, um ihr Erglühen zu verbergen, dann sagte sie: „Sie irren mein Herr, ich bin nicht die Mutter des kleinen Burschen; wäre ich's, so sollte er besser erzogen sein! Ich weiß wohl, daß das Herumklettern auf den Hölzern dort gefährlich ist, aber seine Eltern sind der Meinung, daß ein Bube früh an Klettern und Springen gewöhnt werden müsse, und diese Ansicht hat mir heute nicht den ersten Schreck eingetragen.“

„Aber, mein Fräulein, Sie sollten wenigstens, solange die verehrlichen Eltern selbst nicht dabei und Sie mit dem kleinen

Waghals allein sind, sich vor Schrecken schützen wie der eben gehabte!"

Werners Auge fiel dabei auf das Buch, welches zwischen der Bank und dem Balkenhaufen auf dem Rasen lag, wohin die Aufgeschreckte es im Emporspringen geschleudert hatte. Ehe sie es zu hindern vermochte, war er an der Stelle und hob den Band auf; indem er ihn überreichte, sah er, daß sie in Immermanns „Oberhof" gelesen hatte. Sie dankte ihm noch einmal und setzte hastig hinzu, als ob sie ihn noch vor seinem Weggang ins klare setzen wolle:

„Der kleine Leopold ist mir nicht zur Erziehung anvertraut — es ist sehr schwer, in solchem Fall das Rechte zu treffen. Ich gebe seinen Schwestern Unterricht, diese sind mit den Eltern verreist, und ich konnte es nicht abweisen, da ich die Morgenstunden hier zubringe, eine Art Aufsicht über ihn zu übernehmen. Aber meine Vollmacht reicht nicht so weit, daß ich ihm etwas verbieten dürfte, was er zu thun gewöhnt ist. Seine Eltern, denen die beiden Mühlen hier und die prächtige Villa an der Rastatter Straße gehören, haben amerikanische Grundsätze und denken, daß Kinder nicht früh genug einen Willen zeigen können. Herr John hat ein paar Jahre drüben in Ohio gelebt," fügte sie wie entschuldigend hinzu.

Konrad Werner war ganz Ohr; er erwiderte nichts, aber er nickte zustimmend, als ob er die Situation vollständig überschaue, und seine Mienen sprachen deutlich aus, daß er noch Aufklärung darüber erwarte, wie bei alledem das junge Mädchen dazu komme, die Hüterin des kleinen Burschen mit dem eigenen Willen zu sein. Sie las die stummen Fragen, und obwohl sie einen Augenblick zögerte, fuhr sie dann doch mutig fort:

„Ich lebe nicht im Hause des Herrn John, aber ich habe weniger um meiner selbst als um meiner Mutter willen besondere Rücksichten auf die Familie zu nehmen — in den kleinen Verhältnissen unseres Städtchens würde es nicht wohl angehen, daß ich einen Wunsch derselben unberücksichtigt ließe, auch wenn er mir meine Ferien etwas verdirbt."

Sie schwieg und sah nach dem Platze zurück, auf welchem sie vorhin gesessen; als feinfühliger Mensch mußte er jetzt erraten, was sie nicht gesagt hatte, und sich von ihr verabschieden. Konrad Werner erriet auch, was sie dachte, aber er fühlte sich von dem Gesicht des Mädchens, das ihm voll zugekehrt war, in einer Weise gefesselt, daß er, wie er sich heimlich sagte, in Gefahr stand, hier auf dem Rasen Wurzel zu schlagen. Vorhin, als sie von ihrer Mutter und den Verhältnissen der kleinen Stadt sprach, hatte ihr Mund gelächelt, aber in ihren dunklen Augen war ein Schein von Wehmut aufgeblitzt, der ebenso rasch wieder verschwand wie das kurze Lächeln. Werner hätte viel darum gegeben, wenn ihm der Zufall ein zweites Mal wie vorhin zu Hilfe gekommen wäre; er starrte den Balken an, welcher von dem hölzernen Berge herab- und bis vor die Füße des jungen Mädchens hingerollt war, da er aber merkte, daß der Klotz stumm blieb, raffte er sich zu einer Erwiderung auf, die ihm dazu verhelfen sollte, einige Minuten länger verweilen zu dürfen. An Wellhöft und seine Warnungen dachte er in diesem Augenblick so wenig als an den Zweck seines Verweilens in Gernsbach.

„Nun, Fräulein, wenn ich auch von Herrn Johns amerikanischen Erziehungsprincipien nicht gerade erbaut bin, so muß ich ihm doch nachsagen, daß er bei der Anlage dieser Besitzung nicht als Amerikaner verfahren ist. Es ist ein lauschiges und schönes Plätzchen, was Sie sich zur Ferienrast ausersehen haben, und das Grün scheint noch so frisch, als ob nie ein Herbst käme!"

„Sie müssen sich nur schärfer umsehen!" entgegnete das junge Mädchen und deutete auf den Rasen, aus welchem das Violett der Herbstzeitlose überall aufleuchtete.

„Sie verlangen aber auch viel von einem Menschen, mein Fräulein," sagte er, unverwandt in ihre Züge und ihre

Augen blickend. „Warum sollte ich gerade jetzt zu Boden schauen?“ Und dann, von der Keckheit der eigenen Worte erschreckt, fügte er in leiserem Tone hinzu: „Sie haben übrigens recht, ich habe bisher nicht acht auf diese Zeichen gehabt — wir sind viel näher am Winter als am Lenz, aber dadurch soll man sich keinen sonnigen Tag trüben lassen.“

„Das thue ich auch nicht!“ erwiderte sie lächelnd. „Ich freue mich meiner kurzen Ferien, so gut ich kann, und bin Herrn John aufrichtig dankbar, daß ich mich in diesem kleinen Park als Herrin fühlen darf.“

„Hat denn alle Welt Ferien?“ fuhr Konrad Werner heraus, jetzt Doktor Wellhöfts gedenkend, und blickte die schlanke anmutige Mädchengestalt mit ungläubigem Staunen an. In ihrer Erscheinung war so gar nichts Gouvernantenhaftes — sein Blick verriet, was er nicht aussprach, sie errötete über die stumme Schmeichelei — und indem er sich besann, daß sie ihm schon vorhin von ihren Schülerinnen gesprochen habe, schnitt sie ihm rasch jede Erläuterung seines wunderlichen Ausrufs ab:

„Ich bin Musiklehrerin — und Sie dürfen mir schon glauben, daß mir Ferien nicht minder willkommen sind als Ihnen. Man fühlt es doch, wenn wieder ein ganzes Jahr ohne längere Pause mit dem aufreibenden Stundengeben hingegangen ist. Nun, Sie werden das wissen —“

„Nein, mein Fräulein, davon weiß ich nun, Gott sei Dank, eben nichts!“ sagte Werner, zufrieden, das Gespräch fortsetzen zu können. „Ich bin Landwirt und habe nur die Ferien, welche die Natur mir verstattet, Wochen, in denen es etwas weniger zu thun giebt als zu anderen Zeiten des Jahres. Eben jetzt, wo die Ernte vorüber und die Weinlese noch im weiten Felde ist, konnte ich einige Tage mein Gut verlassen.“ Sie hörte ihn mit Teilnahme an, doch erwiderte sie nichts, so daß er besorgen mußte, sie erwarte seine Entfernung. Es fiel ihm nicht leicht, ihrer Erwartung zu entsprechen — doch unter welchem Vorwand hätte er länger verweilen können? — So lauschte er denn noch eine Minute, ob sie ihr Schweigen brechen und die verlegen abgewandten Augen ihm wieder zukehren würde. Als dies nicht geschah, sagte er entschlossen: „Leben Sie denn wohl, Fräulein, und entschließen Sie sich um Ihrer selbst willen, Ihrem kleinen Pflegebefohlenen die Zügel ein wenig straffer zu halten! Ich wünsche Ihnen gute Ferientage — keiner minder sonnig als heute!“

Und jetzt entfernte er sich wirklich einige Schritte in der Richtung, in welcher der Wiesenpfad zwischen Gärten und Häusern der Stadt zulief. Das Mädchen hatte ihm zum Abschied freundlich nachgeblickt und rief ihm jetzt, als er wirklich ging, „Glückliche Reise!“ mit so wohllautender Stimme nach, daß er sie notwendigerweise noch einmal grüßen mußte. Und gleichzeitig blieb er wieder stehen und wandte ihr sein Gesicht noch einmal zu, indem er sie ansprach:

„Verzeihen Sie mir noch eine Frage, mein Fräulein! Sie sind hier wahrscheinlich nicht daheim, wenn aber —“

„Doch, ich bin Gernsbacherin,“ fiel sie ihm ins Wort.

„Das trifft sich glücklich!“ rief er heiter. „So können Sie mir gewiß sagen, auf welchem Wege ich am schnellsten zur Ratsmühle und dann zu einem alten Häuschen gelange, welches früher ‚Zum Blumenkorb‘ hieß?“

Das junge Mädchen zuckte sichtlich zusammen, als habe sie die harmlose Frage des Fremden erschreckt. Da sie jedoch gleichzeitig die Hand erhob, um eine sie umschwärmende Biene zu verscheuchen, so mußte Konrad Werner glauben, daß ihre Erregung der Scheu vor dem drohenden Stachel entspringe. Auch ließ sie ihm keine Zeit, sich abermals als Ritter zu bewähren, denn sie sagte mit einer gewissen Hast: „Die Ratsmühle ist diejenige, welche der Stadt zunächst liegt und bei der die Murg das große Wehr bildet. Das Haus, nach dem Sie fragen, kenne ich sehr, sehr gut, es lag an der

Rastatter Straße und stieß mit seiner Hinterseite an den großen Pfarrgarten."

„Es liegt hoffentlich noch dort?" fragte der junge Landwirt lachend zurück. Das Mädchen nickte bejahend, machte jedoch zu gleicher Zeit eine so deutlich verabschiedende Bewegung, daß Konrad Werner nicht länger verweilen durfte, ohne ihr und sich selbst aufdringlich zu erscheinen. Seine Schritte führten ihn rasch genug aus der kleinen Anlage hinweg, aber er merkte, daß seine Gedanken sich nur zögernd und widerstrebend von hier entfernten, und versagte sich nicht, noch einmal nach der Stelle zurückzublicken, an der er zu verweilen wünschte. Die junge Dame hatte ihren Sitz unter der Silberweide bereits wieder eingenommen und zugleich den braunen Strohhut, der vorhin neben ihr auf der Bank gelegen, aufgesetzt — Konrad Werner konnte sich zum Abschied die schlanke Gestalt noch einmal einprägen, aber vom Kopf und Gesicht sah er jetzt weniger als vorhin von der Straße. Er tröstete sich, daß die Sonne in der That dem anmutigen Mädchen voll ins Gesicht scheine und sie ganz recht habe, sich dagegen zu schützen. Allein die verdrießliche innere Stimme, welche ihm sagte, sie habe den Hut nur aufgesetzt und sich auf ihr Buch gebeugt, um nicht weiter von ihm angestarrt zu werden, wußte er nicht zum Schweigen zu bringen. Und indem er über das ganze wunderliche Begegnis nachsann, sah er den Reisegefährten, der sich vor kaum einer Stunde von ihm getrennt, mit dem gewissen Lächeln vor sich und schalt innerlich seine eigene Thorheit. Gleichwohl sagte er vor sich hin: „Reizend ist sie aber doch — wenn auch ein wenig zu blaß! Ich sollte sie nur ein paar Monate auf meinem Gute haben, so würde ich ihr andere Farben verschaffen!"

Er errötete über das Wort, in dem sich ein Wunsch bergen konnte, und suchte im Weitergehen seine Gedanken vom eben Erlebten hinweg auf das zu richten, was ihn eigentlich hierher geführt. Dabei vernahm er doch immer wieder die letzte etwas verwirrte Antwort der Schönen und konnte nicht hindern, daß ihm das Bild vor Augen blieb, wie er sie zuerst und zuletzt erblickt hatte. Der Morgen war weit vorgerückt, und das große Wehr der Murg, an dem er etwa nach zehn Minuten stand, schäumte und blitzte in den Sonnenstrahlen tausendfarbig. Die Luft umfing ihn warm, und von den Wiesen, auf denen die Grummethaufen trockneten, stieg ein letzter sommerlicher Duft auf. Doch war der Tag so klar, die Wärme ohne alle Schwüle und der Hauch vom Flusse herauf so erquicklich, daß Herr Konrad sich wohl eingestehen mußte, wenn ihm der Tag mit einemmal heiß und bang dünke, so habe das andere Ursachen als das Ansteigen der Sonne. Mit sich selbst nur mäßig zufrieden, warf sich der junge Mann an einem Rasenabhang der Mühle und ihren strudelnden Rädern gegenüber zu Boden und hielt, halb in Worten, halb nur in Gedanken, ein Selbstgespräch, bei dem ihm nicht gerade behaglicher zu Mute ward: „Unter allen Teufeleien der Welt ist doch die schlimmste, daß es unmöglich ist, Leid und Schmerz, die wir nicht an der eigenen Haut erfahren, wahrhaft nachzufühlen! Da stehe ich nun an dem Ufer, wo mein Alter vor Zeiten mit dem Leben beinahe abgerechnet hatte, und habe mir daheim und als ich zuerst über sein Tagebuch geriet, so heilig vorgenommen, mich so warm und treu als immer möglich in seine Stimmung zurückzuversetzen — und nun bin ich hier und lasse mich vom Winde treiben, der meine eigenen Segel schwellt. Muß man denn wirklich jedes Elend erst selbst erfahren haben, ehe man ganz teilnehmen kann? Mir ist's eben jederzeit zu wohl ergangen — und so bringe ich's nicht einmal für die paar Tage zuwege, mich selbst zu vergessen! Ich bin doch wahrlich nicht hierher gereist, um mich am Lächeln eines hübschen Mädchens zu weiden! Übrigens schaute sie zuletzt nicht einmal drein, als ob sie einem Wiedersehen mit mir entgegenlächeln würde! — Und hier ist also die Stelle,

wo mein armer Vater beinah seiner Verzweiflung erlegen wäre und einen raschen Tod in der Flut gesucht hätte!"

Er blickte, trotz der Vorwürfe, die er sich eben gemacht, doch mit sehr ernstem Gesicht in den Fluß, der hier ungewöhnlich tief und durch Wehr und Mühle bewegt erschien. Der jugendliche lebensfrische Mann versuchte umsonst, sich ganz in die Stimmungen zu versetzen, welche sein Vater hier durchlebt, er starrte in längst vergangene Tage zurück, wie in eine ferne umdüsterte Gegend, von der das Auge nicht mehr erkennt als die Umrisse. In tiefem Ernst und in liebevoller Pietät gedachte er des Vaters, aber er konnte nicht hindern, daß zwischen die Erinnerungen an den Geschiedenen und sein Schicksal sich der Tag und sein eigenes Empfinden drängten. Er hatte vermeint, einen frommen Schauder an dieser Stelle zu verspüren, und erkannte jetzt, daß ihm die eigenen Erlebnisse von diesem Morgen sein Gefühl verwirrten. Der Gang mit Wellhöft und die Begegnung mit dem jungen Mädchen an der Villa des Holzhändlers hatten sein Blut in Wallung gebracht, er fand es unmöglich, sich den Platz, an dem er jetzt verweilte, so lange und so tief einzuprägen als gestern von der Murgbrücke aus das Bild des Städtchens im Abendlicht. Unmutig und mit sich selbst zürnend, sprang er nach einer halben Stunde empor und beschloß, zu einer Zeit wiederzukehren, in der er größere Ruhe haben werde. Er sagte sich auch, daß er diese Ruhe im einsamen Zimmer der „Krone" nicht finden werde. Ein weiter Spaziergang erschien Konrad als das beste Mittel, sich selbst wiederzufinden, flüchtig blitzte es ihm durch den Sinn, die Straße zu verfolgen, die der Gymnasiallehrer eingeschlagen hatte und auf welcher er denselben vielleicht noch einholen konnte, wenn er seinem Vorsatz treu geblieben war und in Hilpertsau ein Frühstück eingenommen hatte. Doch indem Konrad Werner Kopf und Fuß schon nach der Richtung wandte, in der er die Landstraße wieder erreichen konnte, hielt er wieder inne. Er konnte doch unmöglich den Pfad abermals betreten, welcher durch die Anlage führte, in der er vorhin die Schöne gesprochen, deren Namen er nicht kannte. Er wollte sie weder durch sein Wiedererscheinen behelligen, noch sich an ihr vorüberschleichen. Und so ging er jetzt am Flusse abwärts, dem Städtchen zu, die Straße, die an den Höhen jenseits nach Schloß Eberstein hinführte, ins Auge fassend. Dort hinauf wollte er, um seinen Gleichmut zurückzugewinnen. Im Grunde genommen war es auch besser, wenn er Wellhöft heute nicht noch einmal wiedersah — er hätte ihm doch eingestehen müssen, was ihn so plötzlich aus seiner Stimmung und beinahe aus seinen Vorsätzen geworfen habe.

In wenig mehr als einer halben Stunde stieg Konrad Werner in der That zwischen den Edeltannen, welche als gewaltige Masten mit grünen Wipfeln die Straße begrenzten, empor und blickte von der ersten Wegwindung auf Gernsbach und das Murgthal herunter. Der Versuchung, sich in dem Gasthofsstübchen zu vergraben, die ihm gekommen war, als er über die Brücke und an der „Krone" vorüberschritt, hatte er widerstanden, und hier auf der Höhe verließ ihn im frischen Ausschreiten und während er den würzigen Waldhauch begierig in sich sog, auch der quälende Unmut, der ihn befallen. Es war ja nur natürlich, daß er mit aller Pietät sich nicht ganz in die Lage eines am Leben und an der Zukunft Verzweifelnden zurückzudenken vermochte. Und noch natürlicher war's, daß er, dem Reiz des Augenblicks nachgebend, von der wirklich lieblichen und anmutigen Mädchenerscheinung gefesselt worden war. Der Philolog, welcher vielleicht jetzt auf seinem Wege ins Enzthal über Werners thörichte leichte Erregbarkeit vor sich hinlachte, trug mit seinen spöttisch stachelnden Reden und Warnungen allein die Schuld, daß ihm, Werner, eine ganz erfreuliche Begegnung plötzlich in so wunderlichem Lichte erschienen war.

Seltsam aber blieb es, daß der junge

Mann, zu größerer Ruhe gelangt und rasch mit sich selbst versöhnt, als er den ganzen Verlauf der Begebenheit, jedes Wort, das er mit dem Mädchen getauscht, und jedes Mienenspiel, das er an ihr erlauscht, noch einmal überdachte, plötzlich einen neuen Anteil an der Unbekannten erwachen fühlte. Er hatte seine Augen an ihrer Gestalt, ihren Zügen, am Wohllaut ihrer Stimme gelabt — wie hatte er übersehen und überhören können, daß ein Schatten auf diesen Zügen lag, der dem frischen Reiz ihrer Erscheinung widersprach, daß ein paarmal mitten im Geplauder ein müder oder resignierter Ton die Worte des Mädchens erfüllt hatte! „Sie ist Musiklehrerin!" dachte er, „es mag ihr in dem Nest nicht zum besten ergehen — eine Vorahnung künftiger Verkümmerung ihre Jugend trüben! Ich hätte wirklich etwas von ihrer persönlichen Lage in Erfahrung bringen sollen!" Gleich darauf schalt er jedoch seine Thorheit, sich um das Geschick einer völlig Fremden so ernsthaft zu bekümmern. „Das ist's, was der lateinische Spötter mir angesehen hat," brummte er vor sich hin. „Die Holde dort unten denkt vermutlich nicht einen Augenblick mehr an mich, und ich schlage mich mit verworrenen Phantasien über ihr Schicksal herum! Eine Musiklehrerin! wahrhaftig, sie wäre just die Frau, an die ein rechter Landwirt auch in seinem verrücktesten Traum nicht denken dürfte."

Konrad Werner verfolgte seine Straße und sah mit einer Art trotziger Entschlossenheit in die Waldstrecken hinein, die sich zu beiden Seiten derselben hinzogen und aus deren Lichtungen die letzten Blüten des Heidekrauts rot zwischen den Stämmen hervorleuchteten. Er musterte mit kundigem Blick die hochstämmigen Tannen und den jungen Nachwuchs, der eine Viertelstunde weiterhin die alten Waldriesen ablöste. Er versuchte, an sein schönes Landgut und das mäßige Stück Wald zu denken, welches zu seinem Erbe gehörte — er rief sich sein ganzes Daheim ins Gedächtnis und sann ernsthaft über Verbesserungen auf seinem Gute nach, welche er bei seinem Ausflug durchaus hatte hinter sich lassen wollen. Doch was er auch begann — die Erinnerung an die verflossene Stunde ließ sich nicht verscheuchen, das Bild des Mädchens tauchte immer neu empor, und wunderlich flossen die Empfindungen eines unerklärlichen plötzlichen Wohlgefallens und eines zarten Mitleids in seiner Seele ineinander. Den stattlichen jugendfrohen Mann wandelte mitten auf der Landstraße, über welcher die goldene Herbstsonne dem Mittag zustieg, eine Art Frösteln an — er war seit Jahren gewohnt, mit Mädchen und Frauen in seiner Weise zu verkehren und doch freien Herzens zu bleiben — warum war es denn heut und hier anders? Hatte ihn im Ernst eine jener heißen jähen Neigungen erfaßt, von denen er bis heute nur aus Büchern, aber nichts an sich selbst erfahren hatte? Er mußte es wahrlich für denkbar halten; der Trost, daß das, was so rasch herangeweht sei, auch rasch wieder verfliegen werde, blieb ihm ja noch immer. In solchem Wechsel der Stimmungen verrannen ihm einige Stunden; noch zur rechten Zeit besann er sich, daß er an der Mittagstafel der „Krone" erwartet werde. So schlug er den Rückweg nach dem Städtchen hinab ein, und es kam ihm vor, als ob der Gedanke an eine ganz prosaische Verpflichtung ein wenig Ordnung in seine verworrenen Empfindungen bringe.

Drunten im kühlen Flur des Gasthauses begrüßte ihn der Wirt so jovial, bei Tische fand er so muntere, gute Gesellschaft an den jungen Beamten einer Kommission, die von Karlsruhe her zu einem ihm unbekannten Geschäft hier verweilte, daß ihm beinahe wieder zu Mute ward wie gestern, als er an Wellhöfts Arm ins Haus getreten war. Als er nachher sein Zimmer betrat, welches Elsbeth mit besonderer Sorgfalt aufgeräumt und geordnet hatte, war er vollends geneigt, die Stimmung des Vormittags für einen tollen Spuk zu halten: „So etwas wie Sommernachtstraum!" murmelte er. Er setzte

sich entschlossen in der Ecke des kleinen Ledersofas zurecht, nachdem er dem Verschluß seiner Tasche wiederum das verschossene grüne Buch wie am gestrigen Abend entnommen hatte. Er hatte die Stelle, wo er in der Nacht aufgehört, eingezeichnet und konnte in der Enträtselung der halbverwischten und vor Zeiten in zitternder Erregung niedergeschriebenen Seiten fortfahren:

„Gernsbach. Es scheint alles, alles verloren! Ich erhalte von Hedwig daheim einen flehentlichen Brief, mein Äußerstes zu thun, sie sagt mir, daß der Hammermüller sich bereits rühmt, Herr unseres Gutes zu sein. — — Ich habe das Äußerste gethan — mein Brief an Doktor Hillern hätte Steine erbarmen können; aber ein Jurist, der einen Auftrag hat, bleibt unbeweglich und unnahbar. — Ich hatte gestern den ganzen Tag und heute bis zum Mittag vergeblich auf eine Antwort von ihm gehofft und mich bedrückten Herzens entschlossen, wieder zu ihm zu gehen. Ich kam zu seinem Hause und kreiste wohl drei-, viermal um dasselbe herum, bevor ich mir Mut zum Eintritt gewann. Da begriff ich erst, warum der Doktor sein Haus ‚Zum Blumenkorb‘ getauft, ich entdeckte noch einen Hintergarten mit den prachtvollsten Rosen, ganzen Beeten voll Lack und Levkojen, mit blühenden Ziersträuchen aller Art. Und ich war wahrlich zum anderenmal der Thor, der sich einbildete, wer die Blumen hege und pflege wie der Besitzer dieses Hauses, könne ein Menschenherz und Menschenglück nicht roh zertreten. Und so ging ich zu ihm hinauf. — Doktor Hillern ward bei meinem Eintreten blaß und rot und zerknitterte einen Briefbogen in der Hand: ‚Sind Sie noch nicht in Mannheim? Ich hoffte Sie längst unterwegs und schrieb nur verlorenerweise noch an Sie, Herr Werner, um Sie anzuspornen. Ich habe Ihnen auf Ihren Brief keine andere Antwort zu geben — will's nicht — kann's nicht — darf's nicht!‘ — Ich mußte mich an dem vorderen Tisch halten, an dem seine Schreiber saßen — in meiner Bestürzung kümmerte ich mich nicht um die Burschen. ‚Herr Doktor,‘ sagte ich ihm, ‚gönnen Sie mir ein freundlicheres Wort — vergessen Sie nicht, daß es sich um drei Leben, um meiner und der Meinen ganze Zukunft handelt.‘ Und jetzt ward der blasse Mann glühendrot: ‚Nach Mannheim, Herr Werner!‘ herrschte er mich an, ‚ich sage Ihnen noch einmal, nach Mannheim! Setzen Sie den Banquiers dort Ihre Sache so klar auseinander, wie Sie mir gethan haben, und verlieren Sie hier keine Zeit!‘ Ich weiß nicht mehr genau, was ich ihm darauf zu antworten versuchte und wie es ihm gelang, mich aus seiner Schreibstube hinauszudrängen. Er wiederholte sein ‚Nach Mannheim‘ und die hohle Versicherung, daß er nichts anderes für mich thun könne und dürfe — ich glaubte ihm nur, daß er nichts thun wolle. In weniger als einer Viertelstunde stand ich wieder vor dem Hause und blickte noch einmal zu den Fenstern des oberen Geschosses empor. Ich bildete mir ein, daß mich Doktor Hillern wieder zurückrufen werde — müsse — — Und dann nach bangen fünf Minuten setzte ich meinen Fuß nach der Stadt zurück — that den ersten Schritt ins unabwendbare, unwiderrufliche Elend!

— — — — — — — — — — — —

Ich finde den Mut nicht, an Hedwig zu schreiben — es ist wohl besser, ich gehe als mein eigener Unglücksbote heim! — Wüßt ich nur, wie ich mein armes Weib stützen soll! Der dunkle Gedanke verläßt mich nicht, daß ihr besser wäre, ich lebte nicht! Wenn ich heute oder morgen stürbe — — Hedwigs reiche Verwandte müßten sich, Schande halber, ihrer und der Erziehung meines kleinen Konrad annehmen! — Doch meiner schwerlich! Einem verdorbenen Landwirt wieder aufzuhelfen, ist schwerer, als einer bescheidenen Witwe und ihrem einzigen Kinde beizustehen! — — Man sagt, es sei feig vor der herandringenden Not das Feld zu räumen — Gott weiß es, ob ich den Kampf und die Arbeit für die scheue, die mir ans Herz gewachsen sind! — Und

dennoch, dennoch, ist's nicht feiger, um des armen Lebens willen seinen Liebsten und ihrem Gedeihen im Wege zu stehen? Wär's nicht tapferer, ich ließe Hedwig und Konrad um mich einen kurzen Schmerz leiden, als daß ich sie rettungslos mit mir hinabziehe in die Bettlerarmut? Ich muß prüfen, ob es nur die Furcht ist, Hedwig das Schlimmste zu sagen, ihren Harm anschauen zu müssen, oder ob ein erlösender Gedanke mir immer wieder das Wehr und die tiefe Stelle der Murg bei der Ratsmühle vor Augen bringt. Zu einer Pistole habe ich kein Geld! — — Ein paar Stunden werde ich mich wohl noch besinnen dürfen! — O, wer mir ein Licht zeigte in diesem Dunkel! — —

Ich habe nie den Besitz für einen Maßstab des Menschenwertes gehalten. Aber wodurch unterscheidet sich der, dessen Arbeit, dessen Können an den Besitz gebunden ist, von dem ärmsten Schächer, wenn er diesen Besitz verliert? — —

Und immer wieder schreit's in mir auf: Sei nicht feig, lüge dir nicht eine Pflicht vor, zu leben, wo es Pflicht wäre, aus der Welt zu gehen, wo es vielleicht — nein gewiß! — das einzige ist, was du für die Deinen thun kannst — —!"

Konrad Werner las mit einem tiefen Seufzer zwei-, dreimal über die letzten Sätze hinweg, dann schloß er das Buch und sagte vor sich hin: „Ich bin nicht bei der Sache — ich kann's nicht ausdenken, daß der Alte nur durch einen glücklichen Zufall vor dem Schlimmsten bewahrt worden ist! Und gerade hier hat er seine Aufzeichnungen abgebrochen — es mag ihm nicht mehr wie Tagebuchschreiben zu Mute gewesen sein. Die nächsten Blätter sind fast ein Vierteljahr später auf Hof Schellenberg geschrieben, als er erlöst war von der Furcht, unterzugehen. Ich weiß auch, daß es der Verkauf seines Forststückes an die Staatsregierung war, was ihn gerettet hat — aber ich erführe doch fürs Leben gern, wie er dazu gelangt und wann der erste glückliche Tag für ihn wiedergekehrt ist!"

Er klappte noch einmal das Buch auf und las die ersten der späteren Seiten, die von einem glückseligen Wiederaufleben seines Vaters an der Seite seines Weibes berichteten. — Und ein Stück weiter war von der sehr vorteilhaften Veräußerung des Gutes Schellenberg die Rede — ein neues Zeugnis für die alte Wahrheit, daß ein Glück so wenig allein komme als ein Unglück. — Aber es war unnütz, das zu lesen — und der junge Mann sah wieder und wieder die unbeschriebenen Blätter an, als ob sie ein Geheimnis zu enthüllen vermöchten. Dann stand er auf und goß Wasser aus dem Krug in das Becken, um sich die heiße Stirn und die glühenden Wangen zu kühlen. Er hatte beim Mittagessen den Schoppen Markgräfler, den er sich geben lassen, nicht ausgetrunken — und das kleine Zimmer war schattig und kühl genug. Wenn er das alte Leid seines Vaters nicht ausdenken konnte, so hatte es ihm doch warm gemacht. Er schickte sich an, durch die Stadt nach dem Haus „Zum Blumenkorb" zu gehen, dem Schauplatz der bitteren Stunden, die er sich eben aus den alten Schriftzügen neu vergegenwärtigt hatte. Aber währenddem er seine Wandertasche wieder zuschloß und seinen Hut nahm, ward er sich plötzlich bewußt, daß neben der Erinnerung an ferne Tage auch die an diesem Morgen fort und fort in seiner Seele wirke. Es war ihm, als müsse er — unter welchem Vorwand es immer sei — das junge Mädchen wiedersehen, dessen Erscheinung ihm so plötzlich den tiefsten Eindruck hinterlassen hatte. „Man wird in dem Nest ja wohl erfahren können, wer sie ist, und vielleicht verscheucht ein zweites Gespräch mit ihr das Liebesfieber, das sie mir gebracht hat!" sagte er zu sich selbst und spürte zugleich, daß eine innere Stimme gegen dies trotzig-verständige Wort aufschrie.

(Schluß folgt.)

Insel und Stadt Sansibar 1885.

Von

Gerhard Rohlfs.

I.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das deutsche Volk kolonisieren will. Die Regierung hat sich dem Willen des Volkes gefügt, und die Partei, die gegen die Kolonisation von Anfang an war, ist machtlos geworden. Seitdem die Flotte so stark geworden ist, hat man instinktiv im Volke die Wechselbeziehungen, die zwischen ihr und Kolonien bestehen, verstanden und ist unaufhaltsam zum Erwerb außereuropäischer Länder übergegangen. Und die Regierung, allen voran Fürst Bismarck, nachdem sie die Wichtigkeit, die Berechtigung Deutschlands, fremde Gebiete zu erwerben, begriffen, damit direkt Rohprodukte aus eigenen Kolonien importiert und andererseits die eigenen Industriegegenstände dahin abgesetzt werden können, trat seitdem mit voller Kraft für die Bestrebungen des deutschen Volkes ein.

Es wird dem Fürsten Bismarck nie vergessen werden, mit welcher Schnelligkeit er die Besitzergreifung jener jungen Männer gut geheißen hat, als sie am 23. November 1884 durch Verträge mit den Fürsten von Usagara, Useguha, Usarama und Ngura sich in den vollen Besitz jener Länder gesetzt hatten. Wie hatte man über sie gespottet! Wie belächelte man die Bestrebungen der Gesellschaft für deutsche Kolonisation! Aber gerade die so raschen Erfolge aus dieser Gesellschaft heraus haben klar den Willen der großen Masse des deutschen Volkes kund gethan. Ja, so mächtig war derselbe, daß der Kolonialverein, der sich ursprünglich vorgesetzt hatte, die koloniale Frage nur theoretisch zu fördern, nicht umhin konnte, diese Principien fallen zu lassen und in die Bahn der Praxis einzulenken.

Augenblicklich ist nun ein Ruhepunkt in den Erwerbungen in Ostafrika gekommen, das Ganze ist abgeschlossen und umfaßt ein Gebiet von etwa 24000 Quadratmeilen. Denn wenn man auch nicht der Ansicht zu sein braucht, daß all das erworbene Gebiet der Ostafrikanischen Ge-

sellschaft gehört — ist doch die sogenannte deutsche Interessensphäre als unmittelbar der Reichsregierung unterstehend zu betrachten —, so bleibt das der Ostafrikanischen Gesellschaft zugehörige Land immerhin groß genug, um der jetzt begonnenen Thätigkeit einen weiten Spielraum zu lassen.

Als Eingangspunkt zu den Ländern

Said Bargasch, Sultan von Sansibar.

der Ostafrikanischen Gesellschaft wird noch auf lange Zeit hinaus die Insel Sansibar gelten. Die Handelswege lassen sich nicht so leicht verändern, und es scheint, als ob Sansibar seit Jahrtausenden den Eingangs- und Ausgangspunkt für diesen Teil des schwarzen Kontinents gebildet hat. Denn wenn wir auch nicht nachweisen können, daß Sansibar schon den alten Griechen bekannt gewesen war, so läßt sich mit Wahrscheinlichkeit doch annehmen, daß Ptolemäus mit der Erwähnung der Insel Menuthias die Insel Pemba oder gar Sansibar gemeint habe. Mannert* schreibt darüber:

„Die Wahrscheinlichkeit giebt der Periplus,** welcher in einer Zwischeneinschaltung seiner Handelsplätze von Azania von dieser Insel spricht, unter dem durch die Abschreiber sehr verdorbenen Namen Stenediom menuthesias und mit einer Bestimmung der Lage, deren ungekünstelte Erklärung ich einem einsichtsvolleren Geographen überlassen muß. Sie liegt vom neuen Kanal, etwas oberhalb des Westsüdwestwindes, zwei Tage- und Nachtfahr-

* Mannert, p. 99.
** Arriani peripl., p. 9.

ten gerade gegen Westen entfernt. Also ein Widerspruch, und sie kommt auf diese Art innerhalb des festen Landes zu stehen. Dies darf nicht sein, von der Küste ist sie ungefähr dreihundert Stadien entfernt. Diese zwei Tage- und Nachtfahrten treffen auf die Insel Pemba, ebenso der Abstand dreihundert Stadien von der Küste, aber die Fahrt geht gegen Süden. Die Ursache, warum diese Insel mehr Interesse als die übrigen erregte, war die hier am lebhaftesten betriebene Schildkrötenfischerei, einer der vorzüglichsten Handelszweige der Bewohner von Rhapta. Dies war der entfernteste Punkt, den die griechischen Kaufleute an der ostafrikanischen Küste selbst besaßen."

Interessant ist auch, daß uns der Periplus lehrt, daß schon in jenen Zeiten sämtliche Bewohner der Küste die Hoheit des Maphartis oder Fürsten in dem Hauptteile von Jemen und besonders der arabischen Handelsstadt Muza, welche zu bestimmten Zeiten Geschäftsmänner dahin sendet, deren Kenntnis der Gegend und der Landessprache die Ausführung der Aufträge leicht macht, anerkannten. Zu jeder bekannten Zeit bis auf unsere Tage waren also die Araber Besitzer dieser Küstenstrecke.*

Bis auf unsere Tage nun allerdings nicht, denn wenn auch noch die Araber dort herrschend sind, so hat doch 1856, nach Sultan Saids Tod, Sidi Madjid jedes offizielle Verhältnis zu Arabien aufgehoben. Sansibar wurde selbständig und erlangte unter Said Bargasch vollkommenste Souveränität.

Sansibar ist äußerst glücklich gelegen. Es liegt 2400 englische Seemeilen von Calcutta entfernt, und cirka gleiche Entfernungen trennen es von Aden und Kapstadt. Zwischen dem 5. Grad 43 Minuten und 6. Grad 28 Minuten südlicher Breite, sowie dem 39. Grad 13 Minuten und 39. Grad 37 Minuten östlicher Länge von Greenwich gelegen, ist die Insel cirka 83 Kilometer lang und hat an ihrer breitesten Stelle cirka 33 Kilometer.

* Mannert, p. 97.

Sansibar nimmt die Mitte ein von den drei der Küste vorgelagerten Inseln, deren nördlichste Pemba und deren südlichste Mafia mit jener zusammen das äußerste Ostufer von Afrika darstellen können, welches in der Vorzeit existierte und das durch Meeresströmungen davon abgerissen wurde. Diese kleine Insel, welche cirka 1591 Quadratkilometer Oberfläche hat, ist mit verschiedenen Einschnitten versehen, von denen im Osten die Bai von Tschuaka, im Süden Menai-Bai, im Norden die Mzinga-Bucht die bedeutendsten sind. Im Norden haben wir ferner das Nunowe-Kap und im Süden das bekannte Vorgebirge von Kisimkasi zu verzeichnen. Auch verschiedene kleinere, jedoch unbewohnte Inseln haben wir zu verzeichnen, von denen die im Norden gelegene Insel Tumbatu die bedeutendste ist. Auch sind die kleinen reizenden Inseln Mtoni, Bani, Kibandiko und Schanga, als der Stadt Sansibar unmittelbar vorgelagert, allen Reisenden wohlbekannt. Selbst einige kleinere, immer Wasser habende Flüßchen sind vorhanden, von denen die Mzinga im Norden und der Mukro im Süden die bedeutendsten sind; am bekanntesten wegen des an der Mündung des Mzinga gelegenen Landhauses des Sultans, Tschueni, ist übrigens der Bububu, der, ungefähr aus der Mitte der Insel kommend, nach Westen geht.

Die bedeutendste Erhabenheit der Insel wird ungefähr in der Mitte erreicht bei Masingini, mit 440 englischen Fuß. Der Kunkeneberg, im Süden der Insel gelegen, hat nur 400 Fuß aufzuweisen.

Das Grundgestein der Insel ist Madreporenkalk, der jedoch an der Küste häufig auf grobkörnigen Sandstein gelagert ist. Diese Madreporen schließen zahlreiche Versteinerungen in sich. Auch hat er Veranlassung zu Höhlenbildungen gegeben, von denen eine, Namens Dunga, in der Mitte der Insel gelegen, von Kersten, welcher überhaupt die Insel am besten beschrieben hat, besucht wurde. Aber außer un-

scheinbaren Tropfsteingebilden enthielt diese Höhle weiter nichts Merkwürdiges.

Zu einem Drittel, im Osten, ist Sansibar vollkommen unfruchtbar, weil die Humusschicht von dem Regen vollkommen abgewaschen ist und die nackten Madreporen überall zu Tage treten. Allerdings sind auch hier zahlreiche rundliche oder längliche Vertiefungen, welche Vegetation, Gras und Gesträuche enthalten und so einem kleinen sich dort aufhaltenden Wildschwein Nahrung bieten, aber bewohnt ist dieser Teil der Insel nicht. Auf der Westseite jedoch ist die Korallenschicht von einer dicken Lage recht fruchtbaren roten Lehms oder von einem grauen, ebenfalls thonhaltigen, jedoch mehr lockeren Sandboden bedeckt.* Höchst eigentümliche Auswaschungen dieses roten Erdbodens bemerkt man gleich hinter der Mission der Universitäten, cirka fünf Kilometer südlich der Stadt, am Strande, es sind die sogenannten Red cliffs. Das übereinstimmende Urteil aller Reisenden, sowie derer, die sich eine Zeit lang auf der Insel Sansibar aufgehalten haben, ist aber, daß dieses Eiland eines der fruchtbarsten der Welt ist. Trotzdem kann der Arzt Dr. Fischer nicht umhin, bloß um sein absprechendes Urteil über Kolonialpolitik zu unterstützen, in seinem „Mehr Licht im dunklen Weltteil" zu behaupten, die Insel sei unfruchtbar und habe keinen guten Boden. Im Gegenteil, die vor Üppigkeit strotzende Vegetation bezeugt genugsam die Fruchtbarkeit der Insel; alles gedeiht dort vorzüglich. Das ist ja das Eigentümliche unter den Tropen, daß überall Fruchtbarkeit sich entwickelt, wo genügend Wasser ist. Es ist daher unter den Tropen ganz einerlei, ob der Boden Humus oder Sand ist, ob Laterit oder Lehm — wenn nur Wasser vorhanden ist. Schon anfangs der fünfziger Jahre schrieb Heinrich Barth in einem Briefe mitten aus der Sahara, daß da, wo die Sonne im Verein mit dem Wasser den Boden berühre, sich stets eine üppige Vegetation entwickele. Was sind denn in der That die Oasen anderes als solche Punkte inmitten des Sandoceans, wo Sand, Wasser und Sonne miteinander wetteifern und zur üppigsten Pflanzenentfaltung Veranlassung geben.

Sansibar, so nahe beim Äquator gelegen, hat eigentlich keine bestimmt ausgesprochenen Jahreszeiten. Und wenn man annimmt, daß es in den nächsten Breiten um den Gleicher herum während des ganzen Jahres regnet, so trifft das für Sansibar ebenfalls zu; nur daß die intensiven Regenschauer eintreffen, während die Sonne im Zenith steht. Es regnet aber in jedem Monat mindestens einmal. Eine eigentliche trockene Jahreszeit hat also die Insel nicht. Man kann aber zwei Regenzeiten deutlich unterscheiden, eine sogenannte große oder längere, die in die Monate März und April fällt, und eine kleinere, welche im Oktober stattfindet. Es ist selbstverständlich, daß es in der Regenzeit nicht während des ganzen Tages regnet, sondern nur einzelne, mitunter kolossale Schauer gehen nieder. Nachmittags entladen sich die Wolken häufiger als morgens.

Die Bewohner Sansibars unterscheiden fünf Jahreszeiten. 1) Die Kaskasi-Jahreszeit,* welche die Araber Mausim (Monsum) nennen und während welcher der Asiab oder Nordost weht. Diese Jahreszeit beginnt ungefähr Mitte November und dauert bis Mitte März. 2) Die Msika-Jahreszeit oder die große Regenzeit. Der Wind springt um und geht von Nordost plötzlich in Süd, Südost, häufig auch in reinen Südwind um, selbst mit Abweichungen aus Südwesten. Diese Jahreszeit dauert von Mitte März bis Ende Juli. Wie bedeutend die Regenmengen in Sansibar sind, die niederfallen, geht daraus hervor, daß während der ersten acht Monate 1857 und der letzten vier 1858 über hundertzwanzig Zoll Regen niederfielen. 1859 wurden sogar hundertsiebenundsechzig Zoll beobachtet. Während

* Kersten, p. 23.

* Burton I, p. 161.

im allgemeinen Sansibar wegen der insularen Beschaffenheit schon an Feuchtigkeit leidet, ist jetzt die ganze Atmosphäre derart mit Feuchtigkeit geschwängert, daß alles schimmelt und rostet. Man hat beständig damit zu thun, seine Kleidungsstücke oder Gegenstände aus Leder in die direkt sonnenerwärmten Räume zu legen. Es ist unmöglich, Metall rostfrei zu erhalten. 3) Es folgt nun die angenehmste Jahreszeit, die eigentliche Winterszeit von Sansibar, Kipupwe genannt. Der Wind hat seine Südrichtung beibehalten, aber er ist abgekühlt durch das antarktische Eis. Der blaue Himmel, der ewig heitere, macht diese Jahreszeit zu einem wahren Genuß für die Europäer. 4) Noch kälter — immer verhältnismäßig genommen — gestaltet sich die Jahreszeit bei Südsüdwestrichtung während August und September, jetzt Daiman genannt. 5) Endlich beginnt mit Oktober die Vuli- oder Msika-Mdogo-Jahreszeit, welche als kleine Regenzeit bezeichnet wird. Sie beginnt, kurz nachdem die Sonne zum zweitenmal den Zenith passiert hat. Die Regen beginnen etwa Mitte Oktober und dauern bis Mitte November. Eigentümlich ist nur, daß, während die Sansibariten fünf Jahreszeiten unterscheiden, die Europäer eigentlich bloß die kühle annehmen und die heiße.

Der Unterschied zwischen den beiden Jahreszeiten ist indes ein so geringer, daß nach Hann derselbe nur drei Grad beträgt. Wir können diesem ausgezeichneten Meteorologen nur folgen, wenn er über die Temperaturverhältnisse Sansibars in seinem Buche über Klimatologie p. 261 sagt: „Die tägliche Wärmeschwankung be-

Mündung des Bububu nördlich der Stadt Sansibar.*

* Sämtliche Abbildungen sind nach Photographien angefertigt, welche an Ort und Stelle von Hintzmann in Sansibar aufgenommen wurden.

Die sogenannten Red cliffs-Erosionen südlich der Stadt Sansibar.

trägt 4,1 Grad, und selbst die mittleren Monatsschwankungen der Temperatur erreichen durchschnittlich nur sieben Grad. Die Jahresextreme (31,7 Grad und 21,7 Grad) liegen auch nur zehn Grad auseinander, ja selbst innerhalb fünf Jahren hat man keine größeren Extreme beobachtet als 32,6 Grad und 20,4 Grad. Die mittlere relative Feuchtigkeit hält sich fast das ganze Jahr hindurch bei achtzig Grad. Der durchschnittliche Dampfdruck beträgt zwanzig Millimeter. Das Klima von Sansibar ist zwar konstant heiß und feucht, aber doch nicht so schlecht als sein Ruf." Eigentümlich ist, daß während dieser Jahreszeit die Europäer manchmal frieren. Bei + 20 Grad Reaumur! In der That ist der Wind so kühlend, daß der durch die vorangegangene Hitze ohnedies empfindlich gewordene Körper jeden Zugwind merkt.

Äußerst selten sind Gewitter, und wenn sie vorkommen, fallen sie meist in den Anfang der großen Regenzeit, in den März. Sehr häufig, fast allabendlich, sieht man aber auf dem Festlande starkes Wetterleuchten, aus dem man schließen kann, daß dort elektrische Entladungen stattfinden, und zwar in allen Jahreszeiten. 1846 hat man ein Erdbeben beobachtet, auch Meteore sind selten gesehen worden. Hagel ist ebenfalls selten. Geteilt sind die Ansichten über Taufall. Während Colonel Sykes in dem Journal der Royal Geogr. Society XXIII, 1853 sagt: Another peculiar feature in the

climatologie of Zanzibar is that there is seldom any dew experienced, behauptet Kapitän Guillain (1. Februar 1872), daß die Taufälle hinlänglich sind, um den Boden zu bewässern — und, fügt er p. 94 hinzu: „auf dem Lande bleiben, zwischen acht Uhr abends und Sonnenaufgang, heißt sich einem wahrscheinlichen, wenn nicht sicheren Tode aussetzen.“

„Das Klima von Sansibar ist besser als das der umliegenden Länder,“ sagt der schon oft erwähnte Burton p. 176 in seinem Werke über Zanzibar, city island and coast. Der Oberstlieutenant Hamerton, seiner Zeit britischer Generalkonsul auf Sansibar, berichtete, das Klima der Küste der Insel sei nicht ungesund für Europäer, aber er meint, es sei unmöglich für Europäer, im Inneren, von der Küste entfernt, zu leben. Dies wird hingegen vom Oberst Sykes sehr in Frage gestellt.

„Früher glaubte man, daß das Klima von Sansibar sehr ungesund sei und hielt es für höchst gefährlich, selbst nur eine Nacht im Inneren der Insel zuzubringen,“ sagt Kersten p. 21 des ersten Teiles seines Werkes: „jetzt weiß man, daß dieses Eiland eines der gesundesten Tropenländer ist, und daß derjenige, welcher hier mäßig lebt und sich regelmäßige Bewegung macht, sich lange Jahre hindurch ungestörter Gesundheit erfreuen kann.“

Ernst v. Weber, nachdem er alle alten Geschichten der Ungesundheit der Insel wieder aufgezählt hat, sagt p. 457, Teil II: „Überhaupt befand ich mich während meines ganzen einmonatlichen Aufenthaltes in Sansibar immer vollkommen wohl und bin daher auch hier wieder auf meine schon oft gemachte Erfahrung zurückgekommen, daß ein Europäer, der vorsichtig und regelmäßig lebt, kein unreines Trinkwasser zu sich nimmt und sich sonst vor Diätfehlern und Erkältungen möglichst in acht nimmt, in den für ihre Gesundheitsgefährlichkeit berüchtigtsten Gegenden des Erdballs sich bei dauernder Gesundheit erhalten und die Einflüsse eines bösen Klimas auf sich unschädlich machen kann.“

Die neueren Forscher sind darüber einig, daß das Klima auf Sansibar kein ungesundes ist. Von den auf Sansibar lebenden Europäern erkranken selten welche, und ebenso sind die Besatzungen der Kriegsschiffe nicht mehr von Krankheiten heimgesucht als in anderen Tropenländern. Den Grund dafür finden wir nicht darin, daß sich das Klima an sich verändert hat, sondern daß die Europäer hygieinisch rationeller leben.

Denn in der That, die Hitzegrade sind dieselben geblieben. Sie sind ja an sich auch keine hohen. Das für den Menschen Schädliche liegt aber darin, daß kein Wechsel stattfindet, sondern die Schwankungen zwischen kalt und warm nur wenige Grade betragen. Wir kennen Gegenden genug, die viel höhere Temperaturen aufzuweisen haben; in Südsicilien, in Ägypten steigt im Sommer die Temperatur auf vierzig Grad nachmittags im Schatten. Aber der Körper kann sich abends, nachts und morgens in einer kühleren Atmosphäre erholen. Die große Feuchtigkeit, die Tag und Nacht, jahraus, jahrein auf Sansibar herrscht, vermehrt das Unangenehme des Aufenthaltes; ja wenn nicht stets die stark wehenden Lüfte wehten, würde der Aufenthalt bald ganz unerträglich sein.

Mit John Kirk nehme ich übrigens an, daß der Aufenthalt im Inneren der Insel, namentlich auf den Höhen von Mbueni, Kumkene und bei Dunga, weit gesunder ist als der in der Stadt. Es liegt auch gar kein Grund vor, weshalb das Innere ungesunder sein sollte. Auf den Anhöhen weht fortwährend ein reiner Seewind, große Waldungen giebt es nicht, und aus den Bächen oder aus Brunnen schöpft man gutes Trinkwasser. Das läßt sich aber mit Leichtigkeit nachweisen, daß Sansibar-Stadt bedeutend gesunder geworden ist, seitdem dort vom Sultan eine Wasserleitung hingeführt wurde. Wenn man bedenkt, daß früher die Eingeborenen und auch wohl die Europäer Wasser trinken mußten, das aus Brunnen genommen wurde, die in einen von Hunderttausenden von Leichen durchsetzten Boden führ-

ten, so staunt man, daß nicht noch eine größere Sterblichkeit dort herrschte. Ja, wenn man bedenkt, daß die ganze Stadt auf einem vieltausendjährigen Leichenacker erbaut ist, dann darf man sich nicht über eine zu große Sterblichkeit in Sansibar wundern. Wissen wir doch in Europa selbst die Vorteile der Wasserleitungen zu schätzen. Streben doch bei uns die kleinsten Städte nach solcher Einrichtung, und hat Indier, welche eher Höhlen genannt werden können, entwickelt sich der gefährlichste Fieberstoff. Aber auch in den Wohnräumen der vornehmeren und wohlhabenderen Indier herrscht ein dem Europäer sofort auffallender eigentümlich widrigen Geruch, den man am besten mit dem vor alter Wäsche oder mit dem Kinderzimmergeruch vergleichen kann,“ fügt der ebengenannte Arzt hinzu.

Eine Suaheli-Familie.

man schon seit langem aus den größeren Städten die Friedhöfe entfernt. Die großen europäischen Häuser, das britische Generalkonsulat, das deutsche Konsulat, das Haus O'Swald &c. haben sich große Cisternen errichtet, und das ist jedenfalls die beste Weise, reines Trinkwasser zu bekommen. Nicht genug kann sodann darauf gehalten werden, wie auch Fischer das betont, daß man trockene, reinliche, geräumige und gut ventilierte Wohnräume besitzt. „In den dunstigen, schmutzigen, feuchten und halbdunklen Wohnungen der

Das Klima von Sansibar — wir wiederholen es — ist nicht ungesund, aber im höchsten Grade unbequem. Die neu angekommenen Europäer werden von einer Lässigkeit und einem gewissen Unbehagen befallen, deren man nur durch äußerste Energie und Aufbietung aller Kräfte Herr werden kann. Man darf die Arbeit und körperliche Bewegung nicht scheuen. Es ist das ein unerläßliches Gebot, welches die Engländer zuerst eingesehen haben und welchem unsere deutschen Kaufleute nur mit Widerstreben nachkommen. Eine

direkte Insolation schadet gar nichts. Wir können in diesen Beziehungen nur von Eingeborenen lernen. Diese haben die vieltausendjährige Erfahrung für sich. Es ist allen Afrikareisenden bekannt, daß sich die Eingeborenen und auch die Berber und Araber im Norden von Afrika ohne Gefahr den brennendsten Strahlen der Sonne aussetzen können. Die Europäer können sich auch daran gewöhnen. Man kann sich acclimatisieren. Wenn ganze Völker sich zu acclimatisieren vermögen, können es einzelne Individuen auch. Wir sind in der Lage, Tausende von Beispielen anzuführen, daß einzelne Persönlichkeiten sich acclimatisiert haben. Man spricht bei uns immer nur von den reichen Kaufleuten, von den vornehmen Beamten, von hervorragenden Leuten, die nach den Kolonien gehen und möglicherweise — eben wegen ihrer verkehrten Lebensweise — sich dort nicht acclimatisieren. Von den Tausenden anderen Leuten, die arm nach dem Auslande gehen, sich dort verheiraten und in bescheidener Stellung daselbst verweilen, redet man nie. Alle kennen z. B. in Sansibar das Haus O'Swald, aber von dem Besitzer eines deutschen Hotels — der Name ist mir entfallen —, von dem Besitzer des französischen Hotels, von den Besitzern zahlreicher Schnapskneipen, die doch alle Europäer, entweder Deutsche, Franzosen oder Engländer, sind, wird nie geredet. Diese Leute, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot verdienen müssen, die dort leben und sterben, um die kümmert sich kein Mensch.

Das kaiserlich deutsche Konsulat in Sansibar von der Seite gesehen.

Haben sich denn die Portugiesen, die Spanier nicht auch acclimatisiert in den Tropen. Auf Sansibar leben Hunderte von Portugiesen oder Abkömmlinge von Portugiesen aus Goa und Mosambik. Man sage nicht, die Portugiesen sind seit fast vierhundert Jahren dort und haben Zeit gehabt, sich zu acclimatisieren; aber das ist ja ganz einerlei, einmal ist doch der Anfang gemacht. Eine Acclimatisation giebt es ganz bestimmt.* Ich komme nochmals auf die Franzosen zurück, welche sich nach zwei Menschenaltern in Algerien acclimatisiert haben. Haben die Chinesen sich nicht etwa unter den Tropen acclimatisiert, trotzdem ihre nächsten Anverwandten, die Samojeden, unter den Polarkreisen weilen? Haben sich die uns so nah verwandten Indier nicht auch acclimatisiert?

Eine Acclimatisation giebt es also, eine des einzelnen Individuums wie die eines gesamten Volkes. Uns kümmert es wenig, ob Hunderte, ja Tausende von einzelnen zu Grunde gehen im Kampfe

* S. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, XVIII Jahrgang, Nr. 4, und dann siehe „Die Bewohnbarkeit der Tropen für Europäer, von Prof. Dr. R. Pallmann.“

ums Leben, wenn es überhaupt nur Überlebende giebt. Das muß ein Volk ertragen können, daß einzelne von der Bildfläche verschwinden, im Laufe der Jahrhunderte wird der Verlust wieder eingebracht.

Um aber so wenig wie möglich derartige Verluste zu erleiden, ist es notwendig, auf die Schädlichkeiten aufmerksam zu machen, denen die neuen Ankömmlinge ausgesetzt sind, beziehentlich was zu vermeiden ist. Nun vermag man allerdings noch kein Endurteil in dieser Materie abzugeben, die Ansichten der Forscher und Reisenden gehen zu weit auseinander. Der eine empfiehlt die wollene Kleidung, während der andere für baumwollene ist. Der eine empfiehlt vegetabilische Kost, während der andere für Fleischnahrung eintritt; jener sucht die Keime der Krankheit im Wasser zu finden, während andere sie in der Luft verbreitet sehen wollen. Genug, die Ansichten schwanken noch sehr, und wir vermögen heute noch kein Endurteil abzugeben.

Darin sind aber, glaube ich, alle einig, daß sie die wirksamen Folgen des Chinin anerkennen und daß selbst der Genuß großer Gaben für die Gesundheit der Menschen unschädlich ist. So viele Mittel man auch gegen Fieber und perniciöse Krankheiten vorgeschlagen hat, das wirksamste von allen bleibt das Chinin. Dann sind auch alle wohl darüber einig, daß die Wohnungen so hoch und luftig wie möglich angelegt sein müssen. Am besten sind die Pfahlbauten, das heißt keine Wohnungen im Wasser, sondern auf mindestens drei Meter hohen Pfählen errichtete Wohnungen auf dem Lande.

Kalkbrennerei in den Straßen Sansibars.

Die Insel ist äußerst reich an Produkten. Besonders aus dem Pflanzenreich werden eine Menge Produkte anzuführen sein. Wenn es gestattet ist, als erstes das Kopal anzuführen, welches ebenfalls auf der Insel Sansibar, wenn auch in geringen Quantitäten, gegraben wird, so soll

Vegetation auf Sansibar.

damit nicht gesagt sein, daß es ein Mineral sei, sondern dies harte, bernsteinartige Harz ist subfossil und kommt in kleinen, bis überfaustgroßen Stücken im angeschwemmten Boden vor. Dies der Guiburtia copalifera entstammende Harz wird als Lack benutzt, besonders in der Ölmalerei. Dann hat man in neuerer Zeit angefangen, ganz wie beim Bernstein, den Kopal zu reizenden Schmuckgegenständen zu verarbeiten. Mit dem Bernstein hat das Kopalharz das gemein, daß es zahlreiche Gegenstände eingeschlossen enthält, sowohl aus dem animalischen Reiche wie aus dem Pflanzenreich. Und ich erlaube mir, die Forscher besonders darauf aufmerksam zu machen, da das Kopalharz eventuellen Aufschluß über untergegangene Tiere und Pflanzenformen geben könnte.

Das saftige Grün der Bäume, der immergrüne Rasen, die vielen Gemüsepflanzen, welche man auf Sansibar zieht, bilden ein reizendes Durcheinander.

Von den Nutzbäumen gebührt der Kokospalme der Ehrenplatz. Man findet sie überall auf der Insel, in den Gärten, ja mitten in der Stadt. Die Kokospalme, Cocos nucifera L., stammt vielleicht ursprünglich aus den östlichen Australinseln; jetzt findet man sie durch die ganzen Tropen, sowohl nördlich als südlich vom Äquator, verbreitet. Man findet den Baum in Sansibar wild — oder anscheinend so — und angepflanzt. Hauptsächlich wird er der Kopra wegen gepflegt, das heißt des inneren Fleisches der Kokosnuß, welche getrocknet ein vorzügliches Öl enthält. Während des ganzen Jahres hat die Palme Blüten, unreife und reife Früchte und ist, einmal ausgewachsen, einer der ergiebigsten Bäume. Sechs Jahre bedarf der Baum indes, um auszuwachsen. Man zieht die Palmen aus Stecklingen oder aus Samen. Er gedeiht überall da, wo er noch von den salzhaltigen Lüften des Oceans erreicht wird. Salzhaltiger Boden ist nicht unbedingt erforderlich, fördert jedoch den Ertrag. Einmal ausgewachsen, liefert während eines Jahres eine einzige Kokospalme durchschnittlich für vier Mark Kopra. Rechnet man hierzu nun noch die Fasern, den Bast, die in Europa

Digitized by Google

zu Stricken, Matratzen, Bürsten, Treibriemen, Matten etc. verarbeitet werden, so stellt sich der Ertrag auf vier Mark fünfzig Pfennige.

Ein äußerst erfrischendes Getränk bietet die innere Nuß, ein süßlich schmeckendes Wasser, aus dem sich durch Ansetzen nach und nach die Kopra, das heißt das Fleisch der Nuß, bildet. Ich erinnere mich immer mit Vergnügen, wenn nach einem recht erhitzenden Spaziergang uns Sklaven des Sultans in einem seiner Gärten oder auch reiche Hindu einluden, aus der frisch geöffneten Kokosnuß das Naß zu schlürfen.

Ganz ausgezeichnet ist der junge Palmkohl, das heißt der äußerste Schuß einer Palme. Aber dieser, der das Mark des Baumes enthält, führt auch, wenn herausgeschnitten, den Tod desselben herbei. Man bereitet ihn entweder als Salat oder genießt ihn als Gemüse gekocht, etwa wie Blumenkohl mit einer weißen Tunke.

Durch Anstich eines Baumes oder durch Abschneiden des unaufgeschlossenen Blütenkolbens gewinnt man den Palmwein, der, ganz ähnlich wie bei der Dattelpalme (Lakby), durch Gärung stark berauschend wirkt. Durch Destillation gewinnt man aus ihm Arrak, wie aus dem Lakby der Dattelliqueur bereitet wird. Und gerade wie bei der Dattelpalme kann man alles vom Baum benutzen, denn in den Blättern finden die Eingeborenen das Material zum Dachdecken, sie verarbeiten sie ferner zu Körben, Schirmen, Matten, sie flechten daraus Siebe, ja selbst Kleider. Die Kokospalme kann man den Segenspender der Tropeninseln und Küsten nennen, wie die Dattelpalme für die Sahara es ist.

An Palmen erwähnen wir außerdem die Dattelpalme, Phœnix dactilifera L., welche, von Arabien hierher verpflanzt, sich aber in diesem feuchten Klima nicht hat entwickeln können; die Früchte sind erbärmlich und klein. Endlich die Betelnußpalme, Areca catechu Willd., welche man aus Ostindien hierher verpflanzt hat und die man häufig als Alleebaum be-

Eine Nelkenplantage.

Arekapalmenallee auf dem Wege nach Tschueni.

nutzt findet. Die Früchte — ein Baum trägt zweihundert bis achthundert Nüsse — werden gewöhnlich in vier Stücke zerschnitten, mit etwas Kalk vermischt in ein Blatt des Betelpfefferbaums gehüllt und von den Hindu und Banianen gekaut. Sie färben die Zähne schwarz, die Lippen rot; das Betelkauen gilt übrigens für gesund. Die vielen Tischchen an den Hauptwegen in Sansibar, wo nur die Betelnuß, der dazu gehörige Kalk sowie die Blätter des Piper betle L. verkauft werden, bezeugen es, wie zahlreich die indische Bevölkerung hier ist.

Als zweiten Baum müssen wir den Mango nennen. Dieser riesige Baum mit seinen immergrünen Blättern, die gegen die heißesten Sonnenstrahlen ein schützendes Dach gewähren, liefert die vorzügliche Mangofrucht. In Sansibar erreichen die Früchte desselben die Größe eines kleinen Kinderkopfes; wenn sie reif sind, haben sie eine gelbliche Färbung, während das Fleisch gelb-rötlich ist. Sie sind von einem obstähnlichen Geschmack mit einem kleinen Beigeschmack nach Terpentin; aus den unreifen Früchten kocht man ein an Apfelmuß erinnerndes Kompott. Noch ein anderer großer Baum, der ziemlich häufig vorkommt, ist der Brotfruchtbaum, Artocarpus integrifolia L., welcher die am Stamm sitzende zehn bis fünfzehn Pfund wiegende Jackfrucht liefert. Diese Frucht, die einen widerlichen Geruch hat, wird nichtsdestoweniger von den Eingeborenen gegessen. Endlich darf der Affenbrotbaum, Adansonia digitata, welcher in vereinzelten Exemplaren vorkommt, nicht unerwähnt bleiben. Dieser Riese unter den Bäumen, der Elefant der Pflanzenwelt, kommt nur vereinzelt vor. Bekanntlich erreicht er nach Alexander v. Humboldt ein Alter von einigen tausend Jahren. Aus den Früchten der Adansonia läßt sich eine gute Limonade herstellen. Ebenso aus den Früchten des Tamarindenbaumes, Tamarindus ind. L., der wie der Johannisbrotbaum, Ceratonia siliqua L., nur in vereinzelten Exemplaren vorkommt.

Diese Bäume bestimmen das pflanzliche Aussehen der Insel, das Ganze erscheint wie ein dichter Wald; aber es scheint nur so, denn dazwischen liegen die Hütten der

Eingeborenen, und das Gründickicht des früchtespendenden Waldes wird unterbrochen nur durch die hoch darüber hervorragenden Kokospalmen und die breiten Felder von Yams und Reis. Als reizender Schmuck, meistens in der Nähe der menschlichen Wohnungen, tritt dann der Melonenbaum, Carica papaya L., auf. Der Melonenbaum wird nicht hoch, aber seine schönen kohlartigen Blätter, die dazwischen sitzenden Früchte, welche, wenn sie ausgereift sind, die Größe einer abgeschälten Kokosnuß erreichen, bringen eine anmutige Abwechselung in das so reiche Pflanzenleben. Diese köstliche Frucht, die ähnlich wie Jasmin riecht und schmeckt, wenn dies zu sagen gestattet ist, ist äußerst gesund nach einem Mittagsessen. Bekanntlich enthält nicht nur der Milchsaft der Blätter, sondern auch die Frucht und die Rinde des Baumes ein dem Pepsin ähnliches Princip, das stark fleischauflösend wirkt; es bringt sogar Milch zum Gerinnen.

Es erübrigt uns nunmehr, zu der wichtigsten Pflanze von Sansibar überzugehen, zum Nelkenbaum. Nach Kersten wurde die Nelke in den zwanziger Jahren durch die Araber eingeführt. Die Nelkenplantagen auf Sansibar und der gleich nördlich davon gelegenen Insel Pemba haben nächst dem Sklavenhandel den Reichtum des Sultans und der reichen Araber auf Sansibar begründet. Nichts Schöneres kann man sich denken als einen Nelkengarten. Die wundervollen, meist pyrami-

Suaheli-Wohnung bei Sansibar.

Digitized by Google

dal gehaltenen, etwa zwanzig Fuß hohen Bäume mit den gelblichen Blüten, mit dem betäubenden Wohlgeruch sind wahrhaft entzückend.

Für den, der in Nordafrika die köstlichen Portugan — wie sie in Tripolis genannt werden — gegessen hat, haben die Apfelsinen Sansibars keinen Geschmack. Doch hat man immerhin nicht nötig, Zucker darauf zu streuen. Es fehlt ihnen aber das Aroma, welches die Orangen, die am südlichen Ufer des Mittelmeeres wachsen, so sehr auszeichnet. Verschiedene Arten, darunter auch die Manderine und Pampelmuß, Citrus pampelmos Risso, kommen in die Küche und auf die Tafel.

An anderen Fruchtbäumen findet sich der Granatapfel, Punica granatum L., mit nichtswürdigen Früchten; diese wie die vorhergehenden Citrusarten haben, wenn sie auch kräftig ins Holz schießen, hier kein ihnen entsprechendes Klima. Der Litschibaum, Nephelium Litschi camb., aus der Pflanzengattung der Sapindaceen und von Malacca eingeführt, giebt köstliche Früchte; ebenso der Guajavenbaum, Psidium, aus der Pflanzengattung der Myrtaceen; ferner der Flaschenbaum, Anona, mit schweren Früchten von erfrischendem säuerlich-süßem Geschmack; allen diesen Früchten, die aus anderen Tropengegenden eingeführt wurden, behagt das Klima vorzüglich.

Daß es ganze Bestände der Banane, Musa paradisiaca L., giebt, darf uns bei dem saftigen Boden nicht wundern. Man kultiviert hauptsächlich zwei Sorten, eine mit weißlichem, eine mit rötlichem Fleisch. Die Musa ensete ist nicht bekannt, ebensowenig die von den Engländern Pisang benannte Musa.

Von wild wachsenden Bäumen oder Sträuchern nenne ich nur den Schraubenbaum, den man vielfach am Strande antrifft; es ist der Pandanus utilis Borg., von den Mascarenen hierher verpflanzt. Dann der Keulenbaum, Casuarina, ursprünglich in Australien heimisch, mit sehr hartem Holze und blattloser, schachtelhalmartiger Verästelung, welcher entfernt an unsere Nadelhölzer erinnert. Überall aber an den Mündungen der kleinen Süßwasserbäche entwickeln sich in üppiger Fülle die Rhizophora oder der Manglebaum, auch Wurzelbaum oder Mangrovebaum genannt. In den Ruinen der Stadt gedeiht üppig der Ricinusbaum, den man übrigens auch außerhalb auf den Schambas (Landgütern) findet. Soll ich noch die Weinrebe erwähnen? Man findet sie in verschiedenen Exemplaren üppig entwickelt, aber die Trauben, die der französische Bischof Mr. de Courmont mir eines Tages schickte, fand ich abscheulich sauer. Das Klima ist viel zu heiß für unsere Gewächse.

Was Getreide anbetrifft, so genießen die Eingeborenen faß ausschließlich Reis. Der Anbau desselben genügt aber bei weitem den Bedürfnissen der Bewohnerschaft nicht. Auch Mtama oder Negerhirse, Pennisetum, wird viel gebaut, und beide Körnersorten erhöhen durch ihr saftiges Grün den Reiz der Landschaft. An Gemüsen zieht man die süße Batate, Convolvulus Batatas L., den Maniok, zur Pflanzengattung der Euphorbiaceen gehörig, die Erdnuß, Arachis hypog., die Yamswurzel, Dioscorea, und verschiedene Bohnen- und Erbsenarten. Außerdem Gurken in vorzüglicher Art, Zwiebeln, Knoblauch, die Eierpflanze, Solanum melongena, welche, bei uns in Deutschland unbekannt, wie in Italien in Scheiben geschnitten und gebraten oder gefüllt gegessen wird. Auch suchen die Eingeborenen aus verschiedenen anderen Pflanzen Salate herzustellen.

Man sieht aus Vorstehendem — wobei selbstverständlich Blumen und andere Pflanzen unerwähnt gelassen sind —, welch reiches Pflanzenbild sich auf Sansibar entwickelt hat. Und denkt man an die Verbindung mit Indien, das Melonen, Äpfel u. s. w. sendet, an das gegenüberliegende Festland, von dem auch noch manche Früchte bezogen werden können, so wird man es nicht übertrieben finden, daß ein großer Reichtum an Früchten

während des ganzen Jahres auf Sansibar zu haben ist.

Dazu kommt, daß alles, was die Tropen bieten, hier gezogen werden kann. Es genügt ein Gang in den kleinen Garten der französischen Missionäre, und namentlich ein Spaziergang nach Mbueni, wo der englische Generalkonsul einen großen Garten angelegt hat, um sich davon zu überzeugen. Während die Franzosen sich mehr auf den Anbau europäischer Gemüsearten gelegt haben, weist der Garten des englischen General-Konsuls Kaffee, Thee, Vanille, Muskat u.s.w. auf, welche tropische Gewächse dort vorzüglich gedeihen.

Aus der Fauna heraus, wo so manches noch nicht bestimmt ist, bemerke ich, daß unter den Insekten die Mücken und Fliegen eine wahre Plage für die Menschen sind. Ohne ein Moskitonetz zu schlafen, ist einfach unmöglich. Wie sich die Eingeborenen dagegen schützen, ist mir nicht bekannt geworden; wenn man aber bei Tage durch eine Straße des Bazars ging, so konnte man kleine Kinder sitzen sehen, buchstäblich mit Fliegen bedeckt. Daß auch die übrigen Plagen der so entsetzlich schmutzigen Araber, pulicina, peduculina und cimices lectularii, nicht fehlen und daß sogar die höchsten Herrschaften davon angegriffen sind, dafür genügt anzuführen, daß eines Tages, als ich den Sultan besuchte, er mich fragte, „ob ich stark an Flöhen litte“. Ich erwiderte „nein“, worauf er sagte, daß er sich gezwungen gesehen hätte, von seiner Schamba zurückzukehren, da sein ganzer Harem daselbst voller Flöhe sei.

Moschee in Sansibar.

Skorpione kleiner Art, Skolopender, Chamäleone und verschiedene Spinnen, darunter eine große, die ihr Netz von Haus zu Haus webt, sowie namentlich verschiedene Ameisenarten, von denen eine rötliche Nester in den zusammengeklebten Blättern großer Oleanderbüsche oder auch der Kokospalme anlegt, treten häufig auf. Besonders lästig ist eine Ameise, welche Süßigkeiten nachgeht und die in alle Winkel der Gebäude dringt, wo Zuckerhaltiges aufbewahrt wird. Hummer, Krebse und Krabben — eine etwas kleinere Garneelenart — beleben den Strand zu Millionen, und selbst eine kleine Austernart soll vorkommen. Die See um Sansibar ist äußerst fischreich, und man kann täglich die schmackhaftesten Fische erhalten. Eigentümlich ist es, daß trotz des kurzen Verlaufs der Bäche sich doch Süßwasserfische darin aufhalten, unter anderen ein der Schleie sehr ähnlicher Fisch. Die beständige Wärme des Seewassers, durchschnittlich achtundzwanzig Grad, trägt natürlich nicht wenig zur Entwickelung der reichen Fauna des Meeres bei. Verschiedene kleine Schlangen beherbergt das Eiland. Es soll auch in

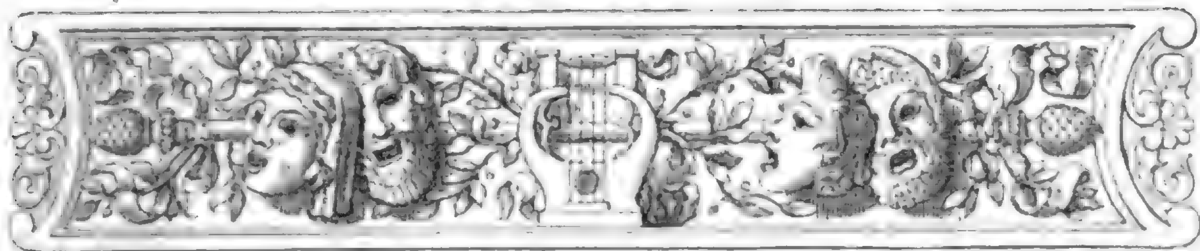
den bedeutenderen Sümpfen eine größere Schlange hausen; aber wenn sie ehedem vorhanden gewesen, jetzt sieht sie kein Mensch mehr. Ebenso ist es mit Krokodilen, von denen Burton behauptet, sie im Fluß gesehen zu haben. Große Waran werden indes von den Eigentümern häufig den Europäern zum Verkauf angeboten.

Von den Vögeln erwähnen wir zunächst, daß verschiedene Raubvögel vorhanden sind. Von den Sängern macht der Webervogel Hunderte von Nestern in die Kokospalme; auch die Schwalbe ist vorhanden; leider vermissen wir den Sperling, statt dessen aber tritt fast ebenso häufig der anmutig zwitschernde Reisvogel auf. Honigsänger gaukeln in den reich mit Blumen bestandenen Gärten der reichen Araber, und noch verschiedene buntbefiederte aber singende Vögel beleben die Natur. Auch ein kleiner Papagei soll auf der Insel vorkommen, und überall stößt man auf Turteltauben, die, trotzdem sie eifrigst von europäischen Sonntagsjägern gejagt werden, dicht bei der Stadt in den Gärten der Europäer und Eingeborenen vorkommen. Verschiedene Sumpfvögel finden sich, und auf dem Rücken weidender Kühe findet man die Rohrdommel. Von den jagdbaren Vögeln soll das Frankolin nicht unerwähnt bleiben.

Von wilden Säugetieren — wir meinen die größeren natürlich — leben jetzt auf der Insel nur noch das Wildschwein und eine kleine Antilope, die vorzugsweise auf den kleinen Inseln sich aufhält. Meerkatzen, der Galago, welcher früher beschrieben wurde, ist längst der Jagdlust erlegen, ebenso die Felisarten, von denen in verschiedenen Büchern die Rede ist. Auch habe ich nicht in Erfahrung bringen können, ob die Ziwette noch vorkommt. Ebenso scheint es mit den verwilderten Hunden zu stehen.

An Haustieren hingegen findet man Pferde, die von Arabien und Ostindien importiert werden, Buckelrinder, einige Kamele, Esel, Maultiere, das Fettschwanzschaf, Ziegen, Hunde, Katzen, Ratten und Mäuse, wenn es gestattet ist, letztere mit zu den Haustieren zu rechnen. Von dem Hausgeflügel seien Hühner — sie fehlen fast in keiner Hütte der Eingeborenen — Tauben, Gänse und Puter genannt; auch Perlhühner, vom Festlande herübergebracht, werden mitunter in Gefangenschaft gehalten. In letzter Zeit hat sich der Sultan von Sansibar auch eine Straußenherde angelegt, ob sie aber in dem feuchten Klima von Sansibar gut gedeihen wird, da doch der Strauß mehr ein Vogel ist, der trockene Luft liebt, muß die Zeit lehren.

(Schluß folgt.)



Johannes Brahms.

Von

Otto Gumprecht.

1

Keine persönliche Meinung, sondern eine anerkannte Thatsache ist mit der Behauptung ausgesprochen, daß Johannes Brahms unter den heutigen deutschen Komponisten die vorderste Stelle einnimmt. In seinen Arbeiten — sie haben gegenwärtig die Opuszahl hundert bereits überschritten — sind mit Ausnahme der Oper und des Oratoriums sämtliche Hauptgattungen vertreten. Wir finden da Symphonien, Konzerte, Kammer- und Klaviermusik der mannigfaltigsten Art, Lieder in Hülle und Fülle, weltliche und geistliche Kantaten. In unserem Tonleben, dem öffentlichen wie dem häuslichen, erfreuen sich diese Sachen eines bevorzugten Platzes. Sie werden allenthalben gespielt und gesungen, wo man von der Musik mehr begehrt als inhaltlosen Zeitvertreib.

Brahms steht außerhalb des in unseren Tagen so rührigen Parteigetriebes. Keine zu Schutz und Trutz verbündete, den Befehlen des Führers blindlings gehorchende Gefolgschaft sehen wir um ihn versammelt. Aber gerade deshalb hat sein Name in den entgegengesetzten Lagern einen guten Klang. Weder die Altgläubigen noch die jungdeutschen Stürmer und Dränger mögen ihm ihre Achtung versagen. Die einen schätzen vornehmlich die in seinem Schaffen fast durchweg gewahrte stilistische Strenge und Folgerichtigkeit, die anderen die Freiheit von allem Formel- und Schablonenkram. Männer von so gänzlich verschiedenen künstlerischen Anschauungen und Überzeugungen wie Joseph Joachim und Hans v. Bülow begegnen sich in ihren nahen Beziehungen zu Brahms, sind als Dirigenten und Virtuosen für die Aufführung und Verbreitung seiner Werke rastlos geschäftig. Während die Berliner Hochschule für Musik, die Berliner Singakademie, beide zu den festen Burgen des klassischen Geschmacks zählend, ihre streng gehüteten Pforten vor ihm aufgethan, haben wir es erlebt, daß die alle Fortschrittsbestrebungen eifrig hegende und pflegende Meininger Wanderkapelle besondere Brahms-Abende veranstaltete. Man darf getrost sagen: Soweit es sich um die zeitgenössische Produktion handelt, fällt vom gesamten heutigen Konzertrepertoire der Löwenanteil auf unseren Künstler. Es ist immer ein musikalisches Ereignis, sobald er eine größere Schöpfung vollendet. Zahllose Hände strecken sich nach ihr aus, sie macht im Flug die Runde von einer Stadt zur anderen. In der Liebe der Dilettanten hat sich aber Brahms vor allem durch seine Lieder und kleineren Klavierstücke, namentlich durch die von ihm gesetzten ungarischen Tänze, eingebürgert.

Glücklich, dreimal glücklich der Musiker, dem keine gebieterische Rücksicht auf den Erwerb das Tagewerk vorschreibt, dessen Ohr ungestört die leisen Stimmen

in der eigenen Brust belauschen, dessen Hand nur niederschreiben darf, wenn und was der Geist zu ihm spricht. Brahms ist im Vollbesitz dieser goldenen Freiheit. Seine Zeit und Kraft zersplittert kein Dirigentenamt, keine damit verbundene Last der Proben und Aufführungen, keine Sorge für deren Inhalt und die Gewinnung der erforderlichen Kräfte. Er hat auch nicht seinen Nacken unter das noch schwerere Joch des Stundengebens gebeugt. Ebensowenig durchstreift er als fahrender Virtuose die Welt. Wenn er an der Spitze des Orchesters oder am Klavier vor dem Publikum erscheint, so pflegt das immer nur im Dienste des die eigenen Arbeiten zu Gehör bringenden Komponisten und auch bloß auf besondere Einladung zu geschehen. Obwohl nichts weniger als Vielschreiber, ist er doch, dank der Höhe der für seine Werke gezahlten Honorare, jeder Sorge um das tägliche Brot enthoben. Sein ausschließlicher Verleger ist schon seit geraumer Zeit N. Simrock in Berlin. Brahms verlebt die Winter in Wien, die Sommer, emsig schaffend, in irgend einem stillen Wald- und Gebirgswinkel.

Zu Hamburg, wo bekanntlich auch Mendelssohn ein Vierteljahrhundert früher das Licht der Welt erblickt, ist unser Tondichter den 7. Mai 1833 geboren. Während jener schon in zartester Jugend nach Berlin kam und dort seine künstlerische Erziehung empfing, blieb dieser bis zum Jünglingsalter in der Vaterstadt. Im Gegensatz zum Entwickelungsgang so mancher modernen Meister, die erst auf einem Umweg zu ihrem späteren Beruf gelangten — Karl Löwe war ursprünglich Theologe, Robert Schumann, Richard Wagner hatten die Universität bezogen, um Jura, um Philosophie zu studieren —, wollte er von Haus aus nichts anderes werden als Musiker. Er mochte wohl zum Teil diesem Umstand die früh gewonnene Sicherheit in der Herrschaft über die Form und die Darstellungsmittel verdanken. Von Kindheit an mit seinem gesamten Wesen den Tönen zugewandt, lebte er sich in sie hinein wie in den Besitz der Muttersprache, wurde er tüchtig und geschickt in den Griffen des Handwerks, das, welchen Stoff auch die Phantasie erfaßt, Voraussetzung, unerschütterliche Grundlage jeglichen künstlerischen Schaffens und Bildens ist. Sein Vater, Kontrabassist im Theaterorchester, außerdem noch auf allerlei anderen Instrumenten bewandert, gab ihm die erste musikalische Anweisung. Im Klavierspiel, zu dem sich auch bald theoretische Studien gesellten, unterrichteten ihn O. Cossel und der treffliche E. Marxsen in Altona. So viel er auch namentlich dem letzteren schuldete, er selber war doch sein bester Lehrer. Er zeigte ein vorzügliches Gedächtnis, das, für das geistige Gedeihen von ähnlichem Wert wie für das körperliche ein guter Magen, zu den frühesten untrüglichsten Kennzeichen des Talents gehört. Mit heißem Bemühen versenkte er sich in die Werke der Meister, vor allem jener beiden, deren fortzeugender Genius fast der gesamten, höheren Zielen zugewendeten Produktion unseres Jahrhunderts als eigentliche Lebensquelle sich erwiesen: Bachs und Beethovens, schrieb aus den Stimmen die Partituren zusammen, brachte auch emsig zu Papier, was in der jungen Seele sang und klang. Vierzehn Jahre alt erschien er bereits vor dem Publikum als Pianist und Komponist. Der eine wie der andere legte mit den bei diesem Anlaß gespielten „Variationen über ein Volkslied" Ehre ein.

Zwei Bildungsstätten waren es damals vornehmlich, nach denen die Jünger der Tonkunst zu pilgern pflegten, auf daß sich ihnen der musikalische Weisheitstempel erschlösse. Dehn und Marx lehrten in Berlin, während zugleich mit jedem Jahre das Ansehen des von Mendelssohn 1844 in Leipzig begründeten Konservatoriums wuchs. Hier wie dort bot sich den Lernenden neben der theoretischen Unterweisung ein dieselbe aufs mannigfaltigste ergänzendes, vielbewegtes öffentliches Kunstleben. Weitaus die meisten unserer namhaften Musiker haben deshalb auch in Berlin oder Leipzig ihre Schule durchgemacht.

Daß Brahms nicht den breiten Weg gegangen, ist vielleicht seiner Eigenart förderlich gewesen. Er blieb so, seinem Genius viel ungestörter überlassen, vor einer Menge persönlicher und sachlicher Einflüsse behütet, die in jenen beiden tonangebenden Städten auf ihn eingedrungen wären. Wie sehr nun auch hinter diesen Hamburg an künstlerischer Regsamkeit und Bedeutung zurückstand, immerhin nahm in seinem geistigen Haushalt die Musik eine Stelle ein. Es hatte seine Oper, seine regelmäßigen philharmonischen Konzerte. Kein Virtuose von einigem Ruf versäumte, der reichen Stadt einen Besuch zu machen. Sie zählt in ihrer eingesessenen Bürgerschaft manche den Musen gastfreundliche Familie. Einem jungen aufstrebenden Künstler konnte es darum nicht an vielfältiger Gelegenheit fehlen, sowohl zu hören wie sich hören zu lassen, von anderen zu lernen und mit den eigenen Thaten ermunternden Dank und Beifall zu ernten.

Brahms zog an der Seite des ungarischen Geigers Remenyi, der für seine Konzertreisen eines begleitenden Pianisten bedurfte, 1853 hinaus in die Welt. Er machte in Göttingen und Weimar die Bekanntschaft Joachims und Liszts und gewann ihre warme Teilnahme. Von jenem dringend gemahnt, sich Schumann persönlich vorzustellen, auch mit gewichtigen Empfehlungen versehen, eilte er, den Koffer voll Manuskripte, Kopf und Herz voll Begeisterung für den Hohenpriester seiner geliebten Kunst, nach Düsseldorf. Schumann nahm ihn mit offenen Armen auf. Dem gewaltigen, allem eitlen Virtuosenprunk abgekehrten, immer nur auf das Wesen der Sache gerichteten Klavierspiel des Jünglings zu lauschen, in dessen inhaltschwere, aus gebieterischem Schaffensdrang hervorgegangene Kompositionen sich zu vertiefen, war die letzte große Freude, welche das Schicksal dem seinem dunklen, erbarmungslosen Verhängnis entgegenschreitenden erlauchten Meister gegönnt. Ihm war seit jeher nächst der Bethätigung des eigenen schöpferischen Vermögens Anerkennung und Förderung fremden Verdienstes Bedürfnis und höchstes Glück gewesen. Um jedem tüchtigen, hoffnungsreichen Streben das Wort zu reden, hatte er einst die „Neue Zeitschrift für Musik“ begründet und ihr einen beträchtlichen Teil seiner Kraft geopfert. Nachdem er nun schon fast ein Jahrzehnt geschwiegen, griff er noch einmal zur Feder des Kritikers. Chopins Frühwerken hatte die erste Arbeit des musikalischen Schriftstellers gegolten, seine letzte schlang den Lorbeer um das Haupt des zwanzigjährigen Brahms. „Ich dachte,“ so ließ sich der „Neue Bahnen“ überschriebene Artikel vernehmen, „es würde und müsse einmal plötzlich einer erscheinen, der den höchsten Ausdruck der Zeit in idealer Weise auszusprechen berufen wäre, einer, der uns die Meisterschaft nicht in stufenweiser Entfaltung brächte, sondern, wie Minerva, gleich vollkommen gepanzert aus dem Haupte des Kronion spränge. Und er ist gekommen, ein junges Blut, an dessen Wiege Grazien und Helden Wache hielten. Er heißt Johannes Brahms, kam von Hamburg, dort in dunkler Stille schaffend, aber von einem trefflichen und begeistert zutragenden Lehrer gebildet in den schwierigsten Satzungen der Kunst, mir kurz vorher von einem verehrten bekannten Meister empfohlen. Er trug, auch im Äußeren, alle Anzeichen an sich, die uns ankündigen: das ist ein Berufener. Am Klavier sitzend, fing er an, wunderbare Regionen zu enthüllen. Wir wurden in immer zauberischere Kreise hineingezogen. Dazu kam ein ganz geniales Spiel, das aus dem Klavier ein Orchester von wehklagenden und laut jubelnden Stimmen machte. Es waren Sonaten, mehr verschleierte Symphonien; Lieder, deren Poesie man, ohne die Worte zu kennen, verstehen würde, obwohl eine tiefe Gesangsmelodie sich durch alle hindurchzieht; einzelne Klavierstücke, teilweise dämonischer Natur, von der anmutigsten Form; dann Sonaten für Violine und Klavier; Quartette für Saiteninstrumente — und jedes so abweichend vom anderen,

daß sie jedes verschiedenen Quellen zu entströmen schienen. Und dann schien es, als vereinigte er, als Strom dahinbrausend, alle wie zu einem Wasserfall, über die hinstürzenden Wogen den friedlichen Regenbogen tragend und am Ufer von Schmetterlingen umspielt und von Nachtigallenstimmen begleitet. Wenn er seinen Zauberstab dahinsenken wird, wo ihm die Mächte der Massen, im Chor und Orchester, ihre Kräfte leihen, so stehen uns noch wunderbarere Blicke in die Geheimnisse der Geisterwelt bevor. Möchte ihn der höchste Genius dazu stärken, wozu die Voraussicht da ist, da ihm auch ein anderer Genius, der der Bescheidenheit, innewohnt. Seine Mitgenossen begrüßen ihn bei seinem ersten Gang durch die Welt, wo seiner vielleicht Wunden warten werden, aber auch Lorbeeren und Palmen; wir heißen ihn willkommen als starken Streiter."

Mit dem Kranz, welchen dieses Testament, diese Prophezeiung dem jugendlichen Künstler gereicht, war aber zugleich eine schwere Verantwortung auf seine Schultern gelegt. Er mußte die an ihn geknüpften Hoffnungen erfüllen, sich zu den großen Dingen bereit machen, welche die musikalische Welt nun von ihm erwartete. Dessen war er sich denn auch klar bewußt. Hätte es für ihn eines äußeren Antriebes zu rastlosem Fleiße, geduldiger Ausdauer, höchster innerer Sammlung und Anspannung bedurft, das zu seinen Gunsten von Schumann abgelegte Zeugnis wäre ihm eine solche Mahnung gewesen. Statt sich, wie vielleicht mancher andere an seiner Stelle, bereits am Ziel zu dünken, sah er dasselbe noch in weiter Ferne und nur den Weg dahin gewiesen. Das aus so berufenem Munde rückhaltlos gespendete Lob galt ihm nicht als gemächlicher Ruhmestitel, sondern als eine ihn verpflichtende, durch würdigste Thaten einzulösende Schuldverschreibung. Er ging zunächst nach Leipzig, um sich auf dem von Mendelssohn und Schumann geweihten Schauplatz als Konzertgeber die Sporen zu verdienen. Die Erstlinge seiner Muse, drei Klaviersonaten, ein Scherzo, ein Trio und etliche Liederhefte, erschienen jetzt auch im Stich. Während der Folgezeit finden wir ihn bald da, bald dort, teils auf Kunstreisen, teils in stiller Zurückgezogenheit studierend und schaffend. Als Chordirigent und Musiklehrer stand er einige Jahre in den Diensten des Fürsten von Lippe-Detmold. Er hatte hier Gelegenheit, in allerlei praktischen Fertigkeiten sich zu üben, in der Führung des Taktstocks, der Herrschaft über den vielgliederigen Organismus, dessen die Tonkunst so häufig zur unmittelbaren Darstellung ihrer Gebilde bedarf. Seit 1862 lebt er zumeist in Wien. Ihm ist die alte, an den stolzesten musikalischen Erinnerungen überreiche Kaiserstadt zur zweiten Heimat geworden, er mit ihr äußerlich und innerlich eng verwachsen. Er war 1863 bis 1864 Chormeister der Wiener Singakademie, leitete 1872 bis 1875 die von der Gesellschaft der Musikfreunde gegebenen Konzerte, stets bedacht auf bedeutsame Erweiterungen des Repertoires, namentlich auf liebevollere Pflege der unermeßlichen Bachschen und Händelschen Erbschaft. Daß sein Wesen im österreichischen Boden immer tiefere Wurzeln schlug, sollte ihm nur zum Heil gedeihen. Die tägliche Berührung mit dem fröhlichen, leichtlebigen, sinnlich frischen genius loci sänftigte den herben Idealismus des norddeutschen Musikers, den diesem im Blute liegenden Hang zu grüblerischer Gedankenarbeit, gesellte der Strenge die Milde, dem Ernst die Heiterkeit, der Würde die Anmut bei.

Von dem äußerlich so gleichmäßigen Verlauf dieses Künstlerlebens ist kaum noch etwas zu berichten. Es geht gänzlich auf in den Werken, die ihm ihre Entstehung verdanken. Wie Beethoven, so ist auch Brahms unvermählt geblieben. Von den ihm zu teil gewordenen Auszeichnungen sei der Doktorhut erwähnt, mit dem ihn die Breslauer Universität geehrt, und vor allem der ihm jüngst verliehene hohe preußische Orden „pour le mérite". Nach echter Künstlerart ebenso

stolz wie bescheiden, hat er nie um Gunst gebuhlt, weder um den Beifall der Massen noch um den der Kritik, sondern alle Sorge für den Erfolg einzig dem Wert und der Wirkung seiner Kompositionen überlassen. Kleinliche Selbstsucht, die Unruhe und die Begehrlichkeiten des Erwerbstriebes, gehässiger Neid haben keinen Raum in seiner Seele. Mit aufrichtiger Demut zu den hohen Meistergestalten der Vergangenheit emporblickend, ist er zugleich strebsameren jüngeren Berufsgenossen ein immer bereiter Freund und Helfer. Jedes nach Luft und Licht ringende Talent darf auf seine mächtige Fürsprache und thatkräftige Förderung zählen. Um nur ein Beispiel anzuführen: er ist es gewesen, der zuerst den Namen Anton Dvořak in weiteren Kreisen genannt, den Arbeiten des bis dahin in stiller Verborgenheit lebenden böhmischen Komponisten den Weg in die heißersehnte Öffentlichkeit gebahnt, ihnen die Thüren der Konzertsäle geöffnet und willige Verleger gewonnen hat.

* * *

„Man spricht immer," äußerte Goethe zu Eckermann, „von Originalität; allein was will das sagen! Sowie wir geboren werden, fängt die Welt an auf uns zu wirken, und das geht so fort bis ans Ende. Und überall! was können wir denn unser Eigenes nennen, als die Energie, die Kraft, das Wollen! Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig... Man könnte ebensogut einen wohlgenährten Mann nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegessen und die ihm Kräfte gegeben. Wir bringen

Johannes Brahms.

wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwickelung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß ist." Wie tiefsinnig ist dies Wort, mit welch siegreicher Klarheit dringt es zu den verborgenen Quellen, aus denen die Phantasie den Stoff zu ihren Gebilden schöpft! Noch kein ästhetischer Scheidekünstler hat bis jetzt vermocht, in den Werken unserer Dichter, unserer Musiker Erworbenes und Ursprüngliches sicher und gründlich zu trennen, Soll und Haben auf Heller und Pfennig herzurechnen. Von äußerlicher Anempfindung und Nachahmung ist hier natürlich nicht die Rede — sie ist gar leicht erkannt und dargethan — sondern von wirklich produktivem Erfassen und Verwerten des Überkommenen. Jeder Arbeiter im Reiche des Geistes steht auf den Schultern seiner Vorgänger. Je höher und kräftiger er selber gewachsen und je mehr er aus eigenen Mitteln hinzugebracht, um so vollständigeren Besitz hat er stets von der im Lauf der Jahrhunderte durch die einander ablösenden Geschlechter aufgehäuften Erbschaft ergriffen. Muster und Meister nachahmen und ihnen nacheifern, nach ihnen sich bilden, sind, um es zu wiederholen, zwei sehr verschiedene Dinge. Zu dem ersteren pflegt sich der echte Künstler nur ausnahmsweise herbeizulassen, während er das letztere unausgesetzt thut, damit nie fertig wird. Solange er strebt, schafft, atmet, hört er nicht auf, von anderen zu lernen. Die ihm von ihnen dargebotene Nahrung erfrischt, erneuert sein geistiges Blut. Gewiß sind die Eindrücke, die er am frühesten in sich aufgenommen, auch die fruchtbarsten. Seine Erziehung ist aber so wenig mit den eigentlichen Lehrjahren beschlossen, daß ihre fortschreitende Erweiterung und Vertiefung sein gesamtes späteres Tagewerk begleitet, dessen Grundlage ausmacht. Immer wieder zu geben vermag nur die Hand, die stets auch zum Empfangen geöffnet bleibt. Bereits ein weltberühmter Mann, verschmähte es Haydn nicht, sich seinen Schüler Mozart zum Vorbild zu nehmen, und dieser hatte schon mit unauslöschlicher Schrift seinen Namen in das Buch der Kunstgeschichte eingeschrieben, als die genauere Bekanntschaft mit Händel und Bach eine Fülle neuer triebkräftiger Keime ihm in die Seele senkte. Was der ununterbrochene Verkehr mit den beiden protestantischen Altmeistern für Beethoven zu bedeuten gehabt, weiß jeder Kundige.

Als Brahms zuerst von sich reden gemacht, übten Mendelssohn und Schumann einen unser gesamtes vaterländisches Tonleben beherrschenden und bestimmenden Einfluß. Wie man sich an ihren Werken nicht satt hören konnte, so waren sie auch dem heranwachsenden Künstlergeschlecht die obersten Leitsterne. Den Bahnen des einen oder des anderen nachzutrachten, pflegte, wer sich damals von jüngeren Komponisten geregt. Brahms verdankt nun ohne Zweifel beiden und zumal dem letzteren mannigfaltigste Förderung. Daß er ihnen aber nicht mit Leib und Seele verfallen, sondern die Freiheit sich gewahrt, daß er auch selber an die Quellen gegangen, aus denen jene geschöpft, unterscheidet ihn wesentlich von der großen Mehrzahl der musikalischen Berufs- und Altersgenossen. Seine vornehmsten Lehrer und Erzieher waren Bach und Beethoven. Noch weit umfassendere und innigere Beziehungen als mit dem Ausläufer und gewaltigsten Vertreter der altdeutschen Organistenschule verknüpfen ihn natürlich mit dem modernen Meister. Zu diesem, dem Sohn und Verkünder der neuen Zeit, steht er recht eigentlich im Verhältnis der geistigen Kindschaft. Dasselbe thut sich uns kund, wohin wir den Blick wenden: im ganzen und einzelnen, in dem Stimmungsgehalt und dem formellen Aufbau, dem thematischen Grundstoff und seiner Entwickelung, im gesamten harmonischen, rhythmischen, modulatorischen Gefüge, endlich auch im Klangwesen. Beethoven ist vor allem Instrumentalkomponist und ebenso sein Jünger. Die freie, selbstherrliche, vom Wort gelöste Musik hat sich dem einen wie dem anderen als die

ihnen gemäßeste Ausdrucksweise dargeboten. Unter Brahms' Zeitgenossen ist keiner, dessen Kompositionen eine gleiche Menge bedeutsamer Motive, solchen Reichtum der aus den Hauptgedanken hervorgewachsenen organischen Gebilde aufwiesen. Gar viele hegen noch immer die Vorstellung, in den Themen offenbare sich der Tonpoet, in ihrer Verwertung nur gewiegte Technik, jene beruhten auf ursprünglicher Eingebung, diese wäre Sache der angeeigneten Fertigkeit. Nichts ist verkehrter als solch vermeintlicher Gegensatz zwischen Erfindung und Gestaltung. Die letztere hat bereits an den ersten Keimen eines Tonwerks ihren Teil, und ohne den Segen der Phantasie bleibt die gewandteste thematische Arbeit leeres pedantisches Spiel.

Als das kostbarste Gefäß, in welchem die Instrumentalmusik ihre Gaben darbringt, hat sich die Sonatenform herausgebildet. Aufs mannigfaltigste gegliedert und zugleich einheitlich ist sie vollendeter Ausdruck jenes wunderbaren In- und Miteinander von Freiheit und Notwendigkeit, von Reichtum und organischem Zusammenhang, das in den Schöpfungen der Kunst zu individueller Erscheinung gelangen soll. Weil die Sonatenform durch keinen so erweitert, gesteigert und vertieft worden wie durch Beethoven, feiern wir ihn als den größten Instrumentalkomponisten. Er ist das unübertroffene Vorbild in allem, was ihren höchsten Wert ausmacht: in der Bestimmtheit und Triebkraft der Motive, dem gegensätzlichen Charakter der beiden Hauptthemen, auf denen sie sich aufbaut, in der Fülle, Straffheit und Folgerichtigkeit der Entwickelung, darum namentlich auch in der Breite und der Pracht der Durchführungs- und Schlußteile. Gerade diese Dinge finden wir aber in höherem Maße bei Brahms wieder als bei irgend einem der Mitlebenden. Von seinen unmittelbaren Vorgängern unterscheidet er sich besonders dadurch, daß auf ihn am nachhaltigsten und tiefsten des Meisters dritte Stilperiode gewirkt. Schubert, Mendelssohn, Schumann sind gewiß von Beethoven beeinflußt; allein das Vermächtnis, das dieser in seinen Spätwerken den Nachfolgern hinterlassen, war so gut wie unberührt geblieben. Schwere Verpflichtungen legt dasselbe dem Empfänger auf. Es fordert entsagungsvolle Abkehr von allen bloß sinnlichen Reizen, die Fähigkeit, den gesamten Wandlungsreichtum eines Themas zu erschöpfen, endlich unbegrenzte Herrschaft über den polyphonen Satz.

Sollen wir Brahms den Romantikern beizählen? Die Frage kann weder schlechthin verneint noch ohne jeden Vorbehalt bejaht werden. Versteht man unter musikalischer Romantik das aller Rücksichten auf das den Tönen eingeborene Kausalitätsgesetz sich entschlagende, zucht- und schrankenlos in ihnen schwärmende und schwelgende subjektive Belieben, so hat er sicherlich mit ihr nichts zu schaffen. Seine Wege und die der neudeutschen Schule, welche den Wahrspruch ihres obersten Herrn und Meisters: Die Musik ist nur Mittel des Ausdrucks, das heißt bloß mit der Wiedergabe des kundzuthuenden geistigen Inhalts befaßt, bei dessen Darstellung einzig durch das „Was", nicht durch das „Wie" gebunden — auf ihr Banner geschrieben, gehen sehr weit auseinander. Ein der dialektischen Bewegung der Begriffe nachspürender Philosoph kann sich durch die ihnen immanente Logik nicht gewissenhafter leiten und bestimmen lassen als Brahms durch den organischen Gestaltungsdrang der von ihm einmal erfaßten Motive. Mit anderen Worten: die Form, die ja nichts weiter ist als naturgemäße Entfaltung der musikalischen Gedanken, bleibt bei ihm mit unverbrüchlicher Strenge gewahrt. Es giebt in seinen Arbeiten keine Kreuz- und Quersprünge, keine willkürlichen Einschiebsel, keine wuchernden Episoden. Stets behält er das deutlich erkannte Ziel fest im Auge. Welche verlockenden Blumen auch rechts und links vom Wege blühen mögen, er streckt nicht die Hand nach ihnen aus.

So wenig die Programmmusik erst von unseren Romantikern erfunden worden,

diese haben sie doch mit Vorliebe gepflegt, zwar nicht sämtlich, denn Schuberts und Mendelssohns Beziehungen zu ihr sind sehr beiläufiger Natur, wohl aber die meisten. Sie nimmt im Schaffen Schumanns (vergleiche dessen Charakterbild im ersten Band von O. Gumprecht: „Neuere Meister“) einen gewissen Raum ein und ist manchem unter den Heutigen Anfang und Ende aller Kunst. Brahms, wie viel er auch in seine Noten hineingeheimnißt, kann nicht den Freunden der problematischen Gattung beigesellt werden. Er unterscheidet sich von den Vollblutromantikern ferner dadurch, daß ihm die Schärfe und Bestimmtheit der Zeichnung ungleich höher gilt als aller Reiz des Kolorits. Nicht mit Klängen zu spielen, sondern in Tönen zu denken, geziemt nach seiner Meinung dem Komponisten. Gerade die Kammermusik ist ihm darum auch so sehr ans Herz gewachsen, daß sie als die eigentliche Heimat seiner Muse bezeichnet werden darf. Je weniger in ihr der Farbenvirtuose vermag, um so mehr fordert sie vom Satzkünstler. Nicht durch wechselreiche Mannigfaltigkeit des sinnlichen Eindruckes wird hier der Hörer zerstreut, durch keine Massenwirkungen gesättigt. Nur bald etwas heller, bald etwas dunkler schattiertes thematisches Gespinst bietet sich ihm dar, aber ernst, andächtig ihres Amtes waltend, die Fäden aufs wunderbarste kreuzend und verschlingend, sitzt am Webstuhl die tongestaltende Phantasie.

Weil jedoch die Romantik keine zufällige und vorübergehende Erscheinung gewesen, sondern unserer Kunst ins Blut und Fleisch gedrungen ist, hat auch sie teil an dem Wesen eines Künstlers, der nicht nach Willkür die Lebensaufgabe sich gewählt, sondern an den Platz getreten, auf welchen ihn die ganze bisherige Entwickelung der Musik gewiesen. Nicht die Friedensgrüße der still in sich begnügten Schönheit ruft uns seine Tonsprache zu: diese folgt vielmehr durchweg der Richtung auf das Charakteristische, ist von dessen Unruhe in ihrem tiefsten Kern und Gehalt ergriffen. Wie es sich in den Brahmsschen Vokalwerken immer darum handelt, den Sinn der Worte gänzlich auszuschöpfen, so will der Komponist in seinen instrumentalen Gebilden vor allem Seelenkünder sein, die ihn erfüllende und bewegende Stimmung zu unzweideutigster Erscheinung bringen. Er scheut keine Härten und Schärfen, wagt sich unbedenklich bis zu den letzten Ausdrucksmöglichkeiten. Reichlicher Gebrauch wird von der Enharmonik und Chromatik gemacht, dem befremdlichsten Wechsel der Tonarten, von der Synkope, den schneidigsten rhythmischen Gegensätzen. Eigensinnig wühlt sich die Modulation in Abgründe hinein, deren geheimnisvolles Dunkel das Ohr schreckt und verwirrt. Alles das ist gewiß echteste Romantik. Brahms hat äußerst selten irgend ein erläuterndes Wort seinen Tönen mit auf den Weg gegeben. Nur durch sie wollte er sich uns mitteilen, einzig auf das von ihnen abgelegte Zeugnis hin gedeutet, verstanden, gewürdigt werden. So wenig deshalb unsere Programmmusiker Ursache haben, ihn unter die Ihrigen zu zählen, seine Kunst ist ihm doch Trägerin oder, sagen wir lieber, Symbol eines geistigen Inhaltes und nicht etwa nur klingendes Formenspiel. Er hat sicherlich gar viel des Persönlichsten seinen Werken anvertraut; wer ihnen williges Gehör schenkt, kann nicht darüber in Zweifel sein. „Es affiziert mich alles, was in der Welt vorgeht, Politik, Litteratur, Menschen; über alles denke ich nach meiner Weise nach, was sich dann durch die Musik Luft machen, einen Ausweg suchen will.“ Schumann war es, der so von sich gesprochen, aber zu seinen Worten darf jeder wirklich moderne Musiker sich bekennen. Sie finden vor allem schon auf Beethoven Anwendung, kaum minder auf Schubert, und auch bei Brahms wollen wir uns ihrer erinnern.

Eine der kostbarsten künstlerischen Eigenschaften, und darum jedem vollbürtigen Genius von den Göttern in die Wiege gelegt, ist die Naivetät. Nichts anderes als sie hat Schiller mit jenem Glück ge-

meint, das sein Mund so beredt gepriesen. Wir stimmen nun zwar ohne weiteres bei, wenn man uns versichert, daß Brahms dieser Himmelsgabe sich nicht in reichem Maße erfreut, fragen aber zurück, welchem Musiker denn heutigestags die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Unsere Kunst hat längst das Paradies der Unschuld mit der Not und Mühsal der Reflexion vertauscht. Daß ihr der liebe Gott nicht mehr den Tisch deckt, sondern sie sich ihr täglich Brot erarbeiten muß, diesem Fluch des Epigonentums kann sie nimmermehr entrinnen. Gewiesen sieht sie sich auf die schmale Straße zwischen seichter, gemeinplätzlicher Alltäglichkeit und launenhaft paradoxem Wesen. Brahms hat die erstere Gefahr nicht zu fürchten, gegen die letztere setzt er sich mit dem gesamten Rüstzeug gediegenster künstlerischer Bildung und eiserner Energie des Charakters zur Wehr. Es ist wahr, weit mehr als Gemüt und Phantasie sind Wille und Verstand an seinem Schaffen beteiligt. Aber dem tüchtigen Bunde, welchen diese miteinander geschlossen, haben jene ihre Weihe doch nicht versagt. Aller Aufwand an Wissen und Können wäre ohne dieselbe verlorene Mühe.

Brahms zählt nicht zu denen, die freundlich gewährend sich unserer Teilnahme entgegenneigen. Man soll bei ihm alles andere eher erwarten als mühelosen Genuß. Weil er an sich die höchsten Forderungen stellt, nicht in die Breite, immer in die Tiefe strebt, macht er es dem Hörer keineswegs leicht. Er will gesucht, umworben sein, beansprucht vollste Sammlung und Hingabe, auch ein in der Aufnahme und dem Verständnis verwickelter Tongestaltungen geübtes Ohr. Werden aber diese Bedingungen erfüllt, so bleibt er die Gegenleistung kaum schuldig. Je angelegentlicher wir uns in seine Werke versenken, desto reichlicher ist zumeist der Lohn. Wie befremdlich, wie spröde und ablehnend auch oft dieselben zuerst erscheinen, um so freigebiger erweisen sie sich bei näherer Bekanntschaft. Sie sind Kinder einer Muse, die nicht im Fleische, sondern im Geiste wandelt, die das vornehme odi profanum vulgus an der Stirn trägt. Allen bloß sinnlichen Reizen abgekehrt, gehen sie vielfach in der Gleichgültigkeit gegen den Wohllaut bis zum Äußersten. Ihr Vortrag gönnt den gefallsüchtigen Künsten der Bravour keinen Raum. Welche Aufgaben sie auch der technischen Leistungsfähigkeit stellen mögen, deren Bethätigung bleibt immer nur ein höheren Zwecken dienendes Mittel. Eine ernste, nachdenkliche, sehr häufig pathetisch gefärbte Grundstimmung pflegt sich in ihnen auszusprechen. Selten gleitet ein Lächeln über das strenge Antlitz des Komponisten. Aber weltschmerzliche, in Seufzern und Thränen schwelgende Überschwenglichkeit ist ihm ebenso fremd wie spielselige Empfindelei. Im Gegensatz zu der unser heutiges Tonwesen mehr als billig beherrschenden weiblichen Gefühlsweichheit, der Freude an zierlichster Klein- und Feinarbeit des Ausdrucks, spüren wir hier die starken, festen Griffe einer durchaus mannhaft gearteten Natur, die weit besser aufs Befehlen als aufs Bitten und Schmeicheln sich versteht, keine andere Rücksicht kennt als die eine: die Sache will's. Daß Brahms ein abgesagter Feind der leeren Phrase ist, wurde schon hervorgehoben. Es kommt ihm nie in den Sinn, mit erborgtem Schein zu prunken, anderes als innerlich Erfahrenes und Durchlebtes zu geben. Wohl mag man ihn bisweilen über Gebühr herb, trocken, lehrhaft finden, aber sich länger strecken zu wollen, als er gewachsen, liegt gänzlich außerhalb seines Wesens. Unter sämtlichen Eigenschaften, die wir an ihm schätzen, gilt uns diese unverbrüchliche Wahrhaftigkeit am höchsten.

Brahms ist wie die Mehrzahl der Neueren vom Klavier ausgegangen. Selber ein Meister auf dem Tasteninstrument, an diesem erzogen, vor dem Publikum zuerst als konzertierender Pianist erschienen, hat er seine frühesten Arbeiten dem Jugendgenossen zugeeignet und mit ihm auch später treue Freundschaft gehalten. Sein Opus 1 ist eine Klaviersonate, der

bis Opus 5 noch zwei andere gefolgt sind. Alle drei, zwar voll ungebändigten Sturmes und Dranges und von Schumannschen Einflüssen gänzlich beherrscht, konnten doch, dank der in ihnen zu Tage tretenden Schaffenskraft und Schaffenslust, keinen Zweifel darüber lassen, daß ein wahrhaft Berufener seine Stimme erhoben. Die beiden Grundzüge im Wesen des Komponisten, die klassische und die romantische, vermischen, durchkreuzen, bekämpfen sich hier noch aufs verwunderlichste. Bald genug sollte indessen der brausende Most der Töne zu klarem, edlem Wein sich läutern. Brahms hat außer den drei Jugendwerken keine Sonate mehr für Klavier allein geschrieben. Wie vor ihm Mendelssohn und Schumann mochte er sich sagen, daß gerade in dieser Gattung neben dem allgewaltigen, allumfassenden Genius Beethovens für niemand weiter Raum, jeder Wettbewerb hoffnungslos sei. Von den übrigen dem Instrument zugänglichen Satzformen hat er mit besonderer Vorliebe das kurze Charakterstück gepflegt, mochte es nun Scherzo, Rhapsodie, Intermezzo, Capriccio oder sonst wie sich nennen, den Tanz und vor allem die Variation. Die vierhändigen Walzer (op. 39), zu den geistreichsten Gebilden ihrer Art zählend, sollten in dem Repertoire keines fortgeschritteneren Dilettanten fehlen. Weitester Verbreitung erfreuen sich die ungarischen Tänze, ebenfalls vierhändig, von denen bis jetzt vier Hefte vorliegen. Sie tragen keine Opuszahl, weil der musikalische Grundstoff entlehnt ist. Allerlei national gefärbte Melodien haben von dem durch ihren charakteristischen Stimmungsgehalt, ihre scharf ausgeprägte harmonische und rhythmische Eigentümlichkeit höchlich angeregten Bearbeiter kunst- und wirkungsvollste Fassung empfangen. Er selbst hat einen Teil dieser Sachen für Orchester, Joachim für Violine mit Klavierbegleitung hergerichtet. In der letzteren Gestalt nehmen sie einen bevorzugten Platz in dem Konzertprogramm unserer Geiger ein.

Wie so manches andere hat Brahms von Beethoven auch die Freude an der Variation überkommen. Dieselbe ist nicht nur vielfach in seinen mehrsätzigen, der Orchester- und Kammermusik angehörigen Werken, sondern auch in einer ganzen Reihe einzelner Arbeiten vertreten. Man kann im allgemeinen zwei Arten von Variationen unterscheiden: die eine, vornehmlich der älteren Zeit geläufig, aber auch in Kompositionen neueren und neuesten Datums, zumal in solchen, die auf die Bedürfnisse des Virtuosentums berechnet sind, keineswegs ungewöhnlich, begnügt sich damit, das Thema äußerlich zu umspielen, demselben allerlei gefälligen Zierat anzuhängen; die andere Art entstammt dagegen der eigentlichen Werkstätte musikalischen Denkens und Schaffens. Jede Tonreihe, auch die kürzeste und einfachste, birgt in sich mannigfache Möglichkeiten der Entwickelung, allerlei triebkräftige Keime, fähig, zu gestaltenreichen Organismen emporzuwachsen und sich auszubreiten. Was wir in einem Sonatensatz thematische Arbeit nennen, ist eben nur solche, dem musikalischen Kausalitätsgesetz entsprechende Umbildung, Erweiterung, Vertiefung, Steigerung der Hauptmotive. Die Variation darf darum die Grundform aller nicht bloß mit den Tönen tändelnden, sondern höheren Zielen zugewandten instrumentalen Kunst genannt werden. Unter jener Bezeichnung im engeren Sinne versteht man aber bekanntlich eine Aufeinanderfolge äußerlich getrennter, jedoch innerlich zusammenhängender, weil sämtlich in dem vorausgeschickten Thema wurzelnder Tonstücke. Sein Gehalt wird in ihnen nach jeder Richtung hin erfaßt, entfaltet, ausgeschöpft, bewiesen. Nie ist das mit größerer Genialität geschehen als in Beethovens dreiunddreißig Veränderungen über einen Diabellischen Walzer. Wie diese das Vorbild gewesen für die Variations sérieuses von Mendelssohn, die Études symphoniques von Schumann, so haben sie auch Brahms aufs tiefste und nachhaltigste angeregt und beeinflußt. In

seinem bedeutendsten Werk der Art, den fünfundzwanzig Variationen über ein Händelsches Thema (op. 24), tritt die Einwirkung sinnfällig zu Tage. Ein lehrhafter Beigeschmack haftet freilich der ganzen Gattung an. Bei allem Aufwand an Geist und Phantasie wendet sie sich doch weit mehr an den Kunstverstand als an die unmittelbare Empfindung. Auf Studium, nicht auf Genuß ist es bei ihr vornehmlich abgesehen. Von unerschöpflichem Interesse für den in die Feinheit und Folgerichtigkeit der Gedankenarbeit mit heißem Bemühen sich versenkenden Spieler, hat sie für den bloßen Hörer wenig Anmutendes.

Brahms' Klaviertechnik ist der Schumanns nahe verwandt. Beiden liegt es, im Gegensatz zu Chopin, fern, die Leistungsfähigkeit des Instrumentes nach allen Seiten hin verwerten zu wollen, dasselbe dient ihnen vielmehr nur als Mittel des Ausdrucks. Sie sind auch in diesem Betracht echte Kinder und Erben Beethovens. Wenig kümmert sie der Vorteil, die Bequemlichkeit des Spielers. Dankbare Aufgaben für die Finger soll dieser nicht von ihnen begehren. Der Brahmssche Klaviersatz — schon das Charakterbild, welches H. Deiters in dem von Paul Waldersee bei Breitkopf u. Härtel herausgegebenen musikalischen Vorträgen von unserem Künstler entworfen, hat darauf hingewiesen — ist wesentlich polyphon, liebt die weitgriffigen Gänge und Accorde, verbirgt gern die Melodie in den von allerlei bewegtem Figurenwerk umrankten Mittelstimmen, verknüpft sehr häufig ungleichartige Rhythmen. Den Bedürfnissen des landläufigen Dilettantismus freundlicher entgegengeneigt sind nur die ungarischen Tänze und etwa noch die vierhändigen Walzer.

Aus der überquellenden Fülle der Brahmsschen Kammermusik seien zunächst die drei Streichquartette in C-moll und A-moll (op. 51) und in B-dur (op. 67) hervorgehoben. Die dem ersten Satz des C-moll-Quartetts zu Grunde liegenden Themen sind Träger einer reichhaltigen, klar und sicher gegliederten Entwickelung, die namentlich in der sogenannten Durchführung eine Mannigfaltigkeit geistvoller Züge darbietet. Aus tiefster Innerlichkeit hat das Adagio seinen Stimmungsgehalt geschöpft. Hier kommt wirklich echtes Gefühl zu Worte, in breiter Flut des Wohllauts strömt es uns entgegen. Den dritten Satz ein Scherzo zu nennen, könnte man in der That Anstand nehmen. Es beginnt geradezu weinerlich, beschert jedoch im Trio dem Hörer eine fesselnde, wenn auch immer noch in sinnenden Ernst getauchte Tongestalt. Das Finale zieht mit seiner rein äußerlich aufgeregten Lebendigkeit gegenüber den vorangegangenen Sätzen den kürzeren.

Meisterliche Zucht und Straffheit der Gestaltung und eine manches aus freien Stücken, anderes aber nur auf das strenge Machtgebot des Willens gewährende Phantasie haben sich auch im A-moll-Quartett in die Hände gearbeitet. Vorwiegend träumerisch, weich, beschaulich nach innen gewandt, ist die Empfindung, welcher der erste Satz entstammt. Überaus stimmungsvoll beginnend, gipfelt er in seinem zweiten, dem Schubertschen Genius zugeeigneten Hauptmotiv. Wir müssen dann freilich in der Durchführung auch Härten und Stacheln mit in den Kauf nehmen. Freundlich grüßt uns das Thema des Adagio, aber der Seitensatz in Fis-moll scheint mehr äußerlich angeschoben als organisch hervorgewachsen. Das selbst von Beethoven und Mendelssohn nicht gänzlich verschmähte Tremolo muß doch als ein dem echten Quartettstil wenig angemessenes Ausdrucksmittel betrachtet werden. Zwischen Mendelssohn und Schumann ist das Herz des liebenswürdigen Scherzo quasi Menuetto geteilt; jener hat zum dreiviertel Takt, dieser zum zweiviertel Takt seinen Segen gegeben. Auch das Finale ist keineswegs leer ausgegangen, es wiegt in unserer Schätzung ungleich schwerer als das des C-moll-Quartetts.

Vor den beiden eben in Betracht gezogenen Werken hat das B-dur-Quartett die größere Faßlichkeit voraus. Wir

sehen ihm gleich bei der ersten Bekanntschaft bis auf den Grund der Seele. Der eigenartigste unter seinen vier Sätzen ist der letzte, ein Thema mit Variationen. Der Vorliebe des Komponisten für diese Kunstform wurde bereits gedacht. Sie hat sich ihm fast immer gewogen gezeigt und vielleicht nirgends so nachgiebig wie hier. Die ihr sonst in größerem oder geringerem Maße zumeist eigene lehrhafte Trockenheit ist gänzlich verschwunden und das freie Spiel der Phantasie an die Stelle getreten. Das schalkhaft anmutige Thema bürgert sich sofort in unserer Gunst ein, jede einzelne Variation gewinnt ihm neue interessante Seiten ab. Der kurz angebundene erste Satz ist nicht pathetisch, sondern wesentlich humoristisch gehalten. Dies Stimmungselement, schon dem Hauptmotiv eingeprägt, tritt auch in den rhythmischen Verschiebungen zu Tage, welche sich der Sechsachteltakt gefallen lassen muß. Kurz vor dem Ende des Durchführungsteils erwartet uns ein böses Dornengestrüpp. Der ruhig und gleichmäßig dahinströmende, allen leidenschaftlichen wie grüblerischen Anwandlungen unzugängliche Hauptsatz des Andante gemahnt fast an die Mozartsche Weise. Mit seinen gehäuften harmonischen Härten und rhythmischen Wunderlichkeiten — es kostet das Ohr nicht geringe Mühe, um nur über die Taktart ins klare zu kommen — klingt dagegen das Agitato wie in Noten gesetzter Ärger und Verdruß.

Wir besitzen von Brahms ein Quintett (F-dur, op. 88) und zwei Sextette (B-dur, op. 18, und G-dur, op. 36) für Streichinstrumente. Jenes besteht aus drei Sätzen, deren erster wiederum den hervorragendsten Arbeiten auf diesem Gebiet sich anreiht. Da weist alles den Charakter mannhafter, plan- und zielbewußter Entschiedenheit auf. Fest und sicher prägen sich dem Hörer die Grundgedanken ein. Nie verliert er bei ihrer Entwickelung den Boden unter den Füßen. Wenn kurz nach dem Anfang die Modulation in überraschender Weise die Tonart D-dur ergreift und behauptet, ist es ihm nicht anders, als ob während einer aussichts- und genußreichen Bergwanderung vor seinen Augen ein grünes, gastliches Seitenthal sich plötzlich aufthäte. Der zweite Satz stellt sich als eine eigentümliche Verbindung von Adagio und Scherzo dar. Nachdem diese beiden in mannigfaltigem Wechsel des Taktes und der Tonart einander abgelöst, hat das erstere das letzte Wort. Von köstlicher Wirkung ist der in duftigem Pianissimo verklingende Schluß. Der deutlich erkennbare Einfluß der Beethovenschen Spätwerke zieht sich durch das ganze tief ergreifende Stimmungsbild. Zum Finale hat dagegen der Schreiber dieser Zeilen nie ein näheres Verhältnis gewinnen können.

Von den zwei Sextetten gebührt dem in B-dur der Preis. Dasselbe nimmt, dank der quellenden Fülle der Erfindung, der vollendeten Herrschaft über die Form und die Darstellungsmittel, der wohlgemuten Natürlichkeit des Ausdrucks, vielleicht den obersten Platz in der gesamten Brahmsschen Kammermusik ein. Da ist nichts gesucht, ergrübelt, verkünstelt. Wir bleiben gleichmäßig behütet vor den Gewaltthaten der auf Abenteuer ausziehenden Willkür, wie vor den grauen Spinnengeweben der Reflexion. Ein wahres Prachtstück ist der erste Satz. Von den beiden Motiven, auf denen er sich erbaut, verrät das zweite sinnfällig die Herkunft aus dem Adagio des Beethovenschen Septetts. Es folgen ein Thema mit Variationen, ein kurzes Scherzo ohne Trio und ein behagliches, spielseliges Schlußrondo, in welchem allerlei Schubertsche Anklänge sich vernehmbar machen.

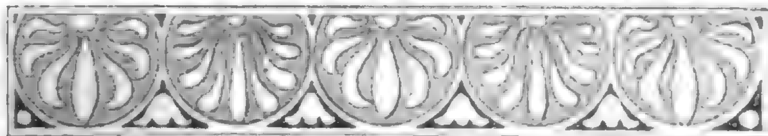
Das G-dur-Sextett giebt zwar an Feinheit der Tongestaltung, an kunstgerechter Verwendung der Ausdrucksmittel dem erlauchten Vorgänger nichts nach, aber an Frische und Freiwilligkeit des Empfindungsgehaltes steht es erheblich hinter ihm zurück. Mitteilsam, thatkräftig, schaffensfroh beginnend, gerät der Komponist im weiteren Verlauf mehr und mehr aus den gesegneten Gefilden der Phantasie in die dürre Heide der Spekulation. Recht

erfreulich grünt und blüht es im ersten Satz, gesunde Grundmotive, Reichtum der thematischen Entwickelung, wohlthuendes Stimmungskolorit sind ihm nachzurühmen. Wir kommen zwar im Durchführungsteil, wo gemeinhin die Gegensätze am härtesten aufeinander zu platzen pflegen, nicht ohne ein paar schlimme Stöße davon, allein die Harmonie beeilt sich, ihren Frieden mit dem verdutzten Ohr zu schließen. Schlagkräftig wirkt im Scherzo nach der körperlosen Phantastik der ersten Hälfte der so derb dreinfahrende Realismus des Trio. Der langsame Satz, wie im B-dur-Sextett ein Thema mit Variationen, entzieht sich unserer Teilnahme und noch in höherem Maße das Finale.

Auch in den Violin- und Cellosonaten, den Klavier-Trios, -Quartetten, -Quintetten sind reiche musikalische Gedankenschätze aufgehäuft. Sie im einzelnen durchzumustern, verbietet der uns zugewiesene Raum. Im Trio für Klavier, Violine und Horn (Es-dur, op. 40) ist schon von Interesse, wie hier die drei so schwer zu vereinigenden Faktoren unter einen Hut gebracht sind: die beiden äußerst beweglichen, aber keineswegs klangmächtigen Saiteninstrumente und der eherne Sänger mit dem gewaltigen, jedoch wenig behenden, an eine spärliche Reihe von Tönen gefesselten Schall. „Der Klang des Metalls“ (sagt Thibaut: „Die Reinheit der Tonkunst“) „ist wie die Stimme eines eingeschlossenen Geistes.“ Und nicht bloß durch die sinnreiche Behandlung und Verschmelzung der Darstellungsmittel, auch durch seinen eigenartigen Empfindungsgehalt fesselt das Werk den achtsameren Hörer. Solches gilt namentlich von den letzten zwei Sätzen, zumal vom Adagio, einem echten Nachtstück aus der Zauberlaterne der musikalischen Romantik.

Das F-moll-Quintett für Klavier und Streichinstrumente (op. 34) reiht sich den besten Schumannschen und Schubertschen Arbeiten der Art ebenbürtig an. Vielleicht mit Ausnahme des etwas trockenen Hauptteils des Scherzo stehen die einzelnen Sätze ungefähr auf gleicher Höhe. Der erste gewährt mit seinen fest umschriebenen Motiven, der bei aller Mannigfaltigkeit einheitlichen Entwickelung den Eindruck strotzender Kraft und Gesundheit. Wie innig läßt sich das Adagio an, und wie rührig geht es im Finale her! Immer hat man das Gefühl, daß solche Tongebilde nicht dem Belieben, nicht gemächlich schreibseliger Routine, sondern dem gebieterischen Geheiß produktionskräftigen Vermögens ihre Entstehung verdanken. Nirgends ein Sprung, eine Lücke, ein Hiatus und ebensowenig geschwätzige Äußerlichkeit, fremdartige Einschiebsel, irrlichtelierende Willkür. Echt organischer Zug und Trieb waltet durchweg. Noch eines muß gesagt sein: während so viele andere ihre Nichtigkeiten uns ins Ohr schreien, redet Brahms, selbst inhaltschwerste Dinge offenbarend, zumeist mit gedämpfter Stimme, das Wort im buchstäblichen und im figürlichen Sinne genommen. Welchen Wert er selber auf dies Quintett gelegt, ist urkundlich dadurch bezeugt, daß er es auch für zwei Klaviere bearbeitet hat.

(Schluß folgt.)



Der bayerische Hiesel und die Hiesel-Litteratur.

Von

K. Th. Heigel.

Nicht weniger denn sieben „volkstümliche" Biographien — abgesehen von einem sachlichen Werkchen Noegglers, einem Artikel in Hitzigs „Neuem Pitaval" und einer sich darauf stützenden Erzählung von Herman Schmid — schildern den „berühmten Räuberhauptmann" Matthias Klostermeyer. Wenn man sich jedoch über das Treiben des Mannes unterrichtet hat, will es erst recht unbegreiflich erscheinen, wie ein brutaler Wegelagerer, der in unseren Tagen wohl nur in den nächstbetroffenen Kreisen Aufsehen erregen würde, je zu solcher Celebrität gelangen konnte.

Warum nehmen wir trotzdem für den Helden jener Scharteklein die Aufmerksamkeit der Leser in Anspruch?

Der Umstand, daß wir auf Grundlage archivalischen Materials über den wirklichen Verlauf des Räuberlebens zuverlässigere Daten zu bieten vermögen, wäre noch kaum eine genügende Rechtfertigung.

Dagegen dürfte die Thatsache an sich, daß ein so wenig anziehender Stoff so viele Federn in Bewegung setzte, eine Untersuchung verdienen.

Im Volksleben jener Tage werden wir nach den Ursachen zu forschen haben, welche die merkwürdige Wirkung erzielten, daß ein Schnapphahn von der Landstraße geraume Zeit hindurch Mittelpunkt der Neugierde, der empfindsamen Teilnahme, der verschämt oder offen kundgegebenen Bewunderung war.

Gehen wir zunächst auf die Lebensschicksale des Mannes ein, wie sie aus den teilweise noch erhaltenen Untersuchungsakten festzustellen sind.

Matthias Klostermeyer ist geboren am 3. September 1736 zu Kissing bei Friedberg, an der Grenze zwischen Bayern und Schwaben. Der Vater des Hiesel (Abkürzung von Matthias) war Hirte und bewohnte das Brentanhäuschen, weshalb der Sohn auch der „Brentanhiesel" genannt wurde.

Der Knabe hütete auf einem benachbarten Klostergut der Jesuiten zu Mergentheim die Schweine. Dabei fand er Muße, sich zum gewandten Vogelsteller auszubilden; bald begann er auch anderem Wild nachzujagen; der ansehnliche Gewinn, der durch heimlichen Verkauf der Beute gewonnen wurde, steigerte den Jagdeifer des Burschen, und die Lech-Auen boten für solches Gelüste günstige Gelegenheit.

Nun ist ja noch heute gerade im bayerischen Volk die Ansicht weit verbreitet, daß alles, was in Flur und Wald kreucht und fleugt, als ein freies Gemeingut aller zu betrachten sei. Daß die Jagd nur einem Jagdherrn zustehe, daß zu weidmännischer Übung eine besondere Erlaubnis erforderlich sei, will den auf ihre Kraft noch stolzer als auf das Heimatsrecht pochenden Burschen nicht einleuchten, und so wird denn auch der Wilddiebstahl nicht als unehrenhafte Beschäftigung angesehen.

Das Wild auf weiter Erde
Ist freies Eigentum,
Drum laß ich mich nicht hindern,
Denn wer's nicht schießt, wär dumm!

heißt es in einem noch zu Lebzeiten Hiesels gedichteten Volkslied. Vor hundert Jahren, als noch in allen Forsten Wild in weit größeren Massen vorhanden war und Hirsch und Eber allenthalben den mühsam bestellten Acker des Bauern verwüsteten, galt die Abwehr des gefährlichen Feindes noch überdies als ein Akt der Notwehr. Umsonst bestrafte eine barbarische Kriminaljustiz den Jagdfrevel strenger als den Mord.

Auch Hiesel, der sich als Knecht in Kissing verdingt hatte, ließ sich durch die Warnungen der Jäger nicht schrecken; das Verbot lieh vielmehr der Jagdfreude einen neuen Reiz. Immer häufiger streifte der Bursche, der sonst für einen geschickten und fleißigen Arbeiter galt, in Wald und Au; er erwarb sich im Schießen eine Fertigkeit, von welcher die Kameraden wie die herrschaftlichen Jäger, seine Todfeinde, wahre Wunderdinge zu erzählen wußten.

Im April 1761 wurde er im Wirtshaus zu Kissing von Werbern aufgehoben und nach Friedberg gebracht; hier gelang es ihm aber, die Wachsamkeit der Begleiter zu täuschen; er sprang in den hochgehenden Lech und erreichte glücklich das jenseitige Ufer. Von entscheidender Bedeutung für sein Geschick wurde die Verbindung mit einem berüchtigten Wilddieb, Xaver Bobinger. Bald fanden sich „zu freier Pirsch" noch andere Genossen ein, und die schießkundige Bande durchstreifte weithin die Thäler des Lech und der Iller. Aus den oben dargelegten Verhältnissen erklärt sich, daß die Bauern mit den Wilddieben in freundschaftlichstem Einvernehmen standen. Nicht des Vergnügens halber, so beteuerte der Brentanhiesel in den Wirtshäusern, oder gar aus Gewinnsucht gehe er trotz des Verbotes der Obrigkeit dem Wild zu Leibe, sondern aus Mitleid mit dem bedrückten Bauernstand, dem gegen die Tyrannei der Jagdherren, die das Wild immer bedrohlicher anwachsen ließen, geholfen werden müsse. Dadurch erreichte er, daß ihn der Landmann als eine Art Schutzpatron betrachtete, und dieser Verehrung hatte er es zu danken, daß er, obwohl förmliche Streifen gegen ihn veranstaltet wurden, durch geheime Unterstützung der Bauern auch den gefährlichsten Nachstellungen entging.

Erst nach sechs Jahren geriet er durch den Verrat eines Genossen in Gefangenschaft; er wurde in Landsberg zu neunmonatlicher Haft verurteilt und verbüßte diese Strafe im Zuchthaus zu München.

In der einsamen Zelle ging der von Natur gutherzige Bursche in sich; insbesondere die Nachricht, daß ihm seine Geliebte Monika Baumüller einen Sohn geboren habe, ließ in ihm den Entschluß reifen, seinem gefährlichen Gewerbe zu entsagen und mit ehrlicher Arbeit sich und die Seinen zu erhalten.

Wirklich trat er nach seiner Freilassung als Knecht bei einem Bauern im Heimatsdorf in Dienst. Da aber einige von den alten Genossen nicht nachließen, in ihn zu dringen, er möge ihnen wieder in den Wald folgen, konnte er der Versuchung nicht widerstehen. Bald war er der Hauptmann einer Bande von dreißig bis vierzig Mann, die keine Gewaltthat scheuten — aus dem Wildschützen wurde ein gefürchteter Räuber. Umsonst machte ein entfernter Verwandter, der kurfürstlich bayerische Medizinalrat Dominicus Geyer, einen letzten Versuch, den tief Gesunkenen zu retten; auf Geyers Verwendung wurde ihm Straflosigkeit zugesichert, falls er selbst die Gnade des Kurfürsten erbitten und sein ruchloses Leben aufgeben wollte. Allein das zwanglose, Ruhm und Gewinn bringende Räubergewerbe übte einen zu mächtigen Reiz aus. Zwar berief er die Genossen, etwa vierzig an der Zahl, zur Beratung in einen Forst nahe bei Augsburg und teilte ihnen das gnädige Anerbieten der Behörde mit; als sie aber nur mit dem Zuruf antworteten, er möge die Kameraden nicht verlassen, war er gern bereit, das Haupt der Bande zu

bleiben, und trat fortan noch kecker und gewaltthätiger auf. Der frechste Streich war wohl der Überfall des Rathauses in Täfertingen bei Augsburg, den die Hiesel'sche Bande am 16. November 1770 bei hellem Tageslicht in Scene setzte. Ein paar Bauern aus Täfertingen, die wegen falschen Spiels ins Gefängnis gesteckt worden waren, entkamen in den nahen Wald und klagten hier dem Hiesel ihr Leid, denn sie wollten unschuldig in Strafe gekommen sein. Hiesel nahm dieselben als „Ehrenmitglieder“ in seine Bande auf und versprach, sie an den übermütigen Herren vom Gericht zu rächen. Mit achtzehn Mann überfiel er das Rathaus, der Obervogt wurde geknebelt und mißhandelt, den übrigen Beamten alles Geld abgenommen — „es ist ohnehin nur das Blutgeld, das ihr den armen Leuten abgeschunden habt!“ — auch die öffentlichen Kassen wurden geleert, dann zogen die Strolche unter lustigem Jodeln wieder ab.

Der Ruf solcher „Thaten“ verbreitete sich über Stadt und Land. Es schmeichelte dem eitlen Hiesel nicht wenig, daß ihm ein Maler, Namens Lander, für die Erlaubnis, ihn zeichnen zu dürfen, eine beträchtliche Geldsumme bot. Wirklich saß er dem Maler in einem Wald bei Göggingen Modell, und ein nach der Zeichnung angefertigter Kupferstich fand so viele Liebhaber, daß der bayerische Hofpoet Ettenhuber in einer Ballade zu rühmen wußte:

Kein Haus war auf dem Lande,
Kein Haus fast in der Stadt,
Wo nicht der Hiesel stande
Auf einem Kupferblatt!

Nicht selten kam es zu förmlichen Treffen zwischen den von Hiesel befehligten Schützen und den gegen sie aufgebotenen Soldaten und Jägern. Im Januar 1771 wurde zwischen Württemberg und Bayern ein eigener Staatsvertrag abgeschlossen, dem zufolge es gestattet sein sollte, „den Erzbösewicht, welcher sich den bayerischen Hiesel nennet“, durch Streifcompagnien auf beiden Territorien zu verfolgen. Endlich ereilte den Verwegenen das rächende Geschick.

Am 14. Januar 1771 brachte Lieutenant Schedel, der vom schwäbischen Kreis mit dem Kommando über ungefähr dreihundert Jäger und Soldaten betraut war, in Erfahrung, daß sich Klostermeyer mit einigen Genossen im Wirtshaus zu Oberzell versteckt habe. Nun wurde dieses Haus von allen Seiten umzingelt; es gelang jedoch nicht, wie man gehofft hatte, die Räuber im Schlaf zu überrumpeln; die Aufgeschreckten eilten in die Küche, wo sie ihre Büchsen gelassen hatten, und wehrten sich, wie es im Rapport Schedels heißt, „unter einem erschröcklichen Fluchen, Schelten und Lästern von 7 Uhr früh bis Mittags 11 Uhr“. Da bereits ein Jäger und zwei Grenadiere zu Tode getroffen waren, wählte der Offizier eine andere Angriffsweise. Er ließ das Dach des Hauses abdecken und von oben auf die Belagerten feuern und, als auch dies nichts fruchtete, angezündetes Stroh und Patronen in den Küchenraum werfen. Aus zwei Wunden blutend, bat Klostermeyer um Pardon; als ihm dieser zugesichert war, schob er einen anderen vor die Thür, und als er sah, daß dieser geknebelt und in den Schnee geworfen wurde, setzte er die Gegenwehr fort. Endlich zwang ihn aber der zunehmende Rauch, sich zu ergeben. Der Offizier vermochte nur mit Mühe, seine erbitterten Leute im Zaum zu halten, daß sie das Leben des Räubers schonten. Hiesel und seine Genossen — zwei waren während des Kampfes gefallen — wurden unter starker militärischer Bedeckung auf Schlitten nach Buchloë gebracht, wobei nicht zu verhindern war, daß die des Weges kommenden Bauern den Gefangenen sogar noch Geschenke zusteckten. In Dillingen wurde den Räubern der Prozeß gemacht, der dadurch in die Länge gezogen wurde, daß eine Menge Zeugen zu vernehmen war. Während der Verhandlungen starb der „Bube“, Andreas Meyer, Hiesels ergebenster Kumpan; zwei andere Spießgesellen entkamen aus dem Gefängnis und flüch-

teten in die Schweiz. Am 3. September 1771 wurde das Urteil gefällt; es lautete für Hiesel und zwei Genossen auf Todesstrafe und wurde drei Tage später vor den Mauern der Stadt vollzogen. Zuerst traf der Todesstreich die Genossen vor den Augen des „Hauptmanns", dann wurde dieser erdrosselt, der Körper aufs Rad geflochten — ein viel verbreiteter Holzschnitt zeigt alle Einzelheiten der schauerlichen Prozedur —, gevierteilt, die einzelnen Körperteile wurden in verschiedenen Ortschaften der Umgebung an Stangen aufgesteckt.

So fand der Räuber, der eben am Tage der Verurteilung sein sechsunddreißigstes Lebensjahr erreicht hatte, ein furchtbares Ende.

Noch vor der Katastrophe erschien in Dillingen ein Büchlein, betitelt: „Freundschaftliche Briefe, worinnen das Leben und die Thaten des berüchtigten Wilderers Mathias Klostermayer, vulgo Baierischer Hiesel genannt, beschrieben werden von zweyen Freunden".

Da sich ja das liebe Publikum mit dem Burschen, dem eben der Prozeß gemacht wurde, liebevoller beschäftige als mit dem Großsultan und da schon so viele Sagen über ihn im Schwange, daß der gemeine Mann nicht mehr wisse, was er glauben dürfe, will der Verfasser „echte und sichere Nachrichten über den Meisterjäger" mitteilen. Er vergleicht ihn mit dem berühmten Schmuggler Mandrin, der durch ganz Frankreich Tabak verkaufte, den er nicht selbst gepflanzt hatte, und rühmt die Schwaben, die mit dem gefürchteten Hiesel bälder fertig wurden als die Franzosen mit jenem Gauner, gegen den ganze Regimenter vergeblich aufgeboten wurden. Über den „fameusesten Parteigänger der schwäbischen Wälder" läßt er sodann zwei redselige Freunde in vertraulichen Briefen sich unterhalten; er will zwar gegenüber den nicht zu billigenden Ausschreitungen des Bauernpatrons, der wohl „bei einem Rousseau in Genf in die Schule gegangen sein muß", für Gesetz und Obrigkeit eintreten, kann aber sein Wohlgefallen an dem „tüchtigen Kerl", von dem „das schöne Geschlecht in denen Visiten so viel spricht", nirgend unterdrücken. „Schade, daß man ihm kein Freicorps anvertraut! ... Ich wünschte gern Hiesels Tapferkeit an der Spitze von tausend Kosaken gegen die Türken glänzen zu sehen!" Mit Behagen wird berichtet, wie beredt Hiesel noch vor Gericht seine Wilddieberei zu verteidigen wisse: „Von denen, die ihr Wild lieber haben als die Bauern, sagt er ganz ärgerliche Dinge, und ich würde mich einer Majestätslästerung theilhaftig machen, wenn ich seine Ausdrücke hersetzen wollte!"

Auch der schimpfliche Tod Hiesels hinderte nicht, daß rasch eine Legende aufwuchs, die auf Charakter und Thaten des Hingerichteten verklärenden Schein warf. Ein Jahr später erschien zu Leipzig eine angeblich „aus gerichtlichen Urkunden gezogene" Biographie, welche energisch Verwahrung einlegte, daß man den Brentanhiesel „unter die Sorte gewöhnlicher Diebe und Räuber" zähle; er habe ja fremdes Eigentum „nur als eine gewisse Art Beute quasi jure belli seinen Todfeinden in offener Schlacht abgenommen". Zwar giebt der Verfasser zu, daß sein Held „nur ein auf eine unrühmliche Art berühmter Mensch", aber mit heller Freude erzählt er von dessen unglaublichen Thaten. Er läßt ihn von einem kleinen Heer trotziger, unbändiger Gesellen umgeben sein; alle aber erblicken in Hiesel das schwärmerisch verehrte Oberhaupt und gehorchen jedem Wink seiner Augen. Insbesondere der Andreas Meyer ist mit abgöttischer Liebe dem Hauptmann zugethan und läßt sich weder durch Gefängnis, noch durch Folterqualen abschrecken, immer wieder in den Wäldern den Herrn und Meister aufzusuchen. Dieser selbst entwickelt in den Scharmützeln mit seinen Verfolgern ein strategisches und taktisches Talent sondergleichen, das alle Zeitgenossen mit Staunen erfüllt, „da er doch nie kein kriegerisches Buch gelesen". Daneben ist er ein geborener Redner. Bei Kirchweih und ähnlichen Festen hält

er effektvolle Ansprachen an die Bauern; er sei nicht ihr Feind, bedrohe niemandes Leben oder Eigentum, sondern biete vielmehr Schutz und Schirm dem Schwachen gegen jede brutale Übermacht, und wenn es dabei zu blutigen Kämpfen komme, handle er nur im Stande der Notwehr. Darauf giebt er den Staunenden noch eine Probe seiner weltberühmten Schießfertigkeit zum besten, schießt einer auf dem Zaun sitzenden Henne den Kopf ab oder löscht mit der Kugel ein Licht aus oder durchbohrt das Aß auf einer Spielkarte, die ihm sein Liebling Andreas in großer Entfernung entgegenhält. Dann umdrängen jung und alt jubelnd den Wundermann und feiern ihn als Wohlthäter und Schutzpatron. Auch der große Fanghund Hiesels spielt eine wichtige Rolle. Tiras, dessen Genealogie weitläufig erörtert wird, war von seinem ersten Herrn, einem reichen, protzigen Müller, eigens zum Fang des Hiesel abgerichtet worden und fiel denselben auch beim ersten Zusammentreffen wütend an; Hiesel schlug ihn aber mit der Faust so kräftig nieder, daß der Bestie sofort klar wurde, sie habe einen besseren Herrn gefunden, und Herr und Hund gewannen einander so lieb, daß „nur die Liebe des großen Alexander zu seinem Bukephalos als ein Gegenstück in der Geschichte sich findet“. Selbstlosigkeit und Großmut sind in Hiesels Charakter ebenso ausgeprägt wie verwegenste Tapferkeit und unvergleichliche Schlauheit. Dem Armen giebt er reichlich von der Beute, die er übermütigen Bauernschindern und trägen Pfaffen abgenommen hat; dagegen ist er furchtbar in seinem Zorn, wenn er durch Verrat eines Fremden oder gemeine Erpressungen eines Untergebenen gereizt wird. Auch die Katastrophe, in welcher er endlich im Kampfe mit der so lange überlisteten und so oft überwundenen Obrigkeit unterliegt, ist panegyrisch ausgeschmückt. Nicht der Büchse und dem Säbel der übermächtigen Feinde, nur den Elementen weicht der Kühne; auch vor den Schranken des Gerichts bleibt er ein Held, der das „natürliche Recht“, das keinen Wildfrevel kennt und dem ungerecht Verfolgten jegliche Abwehr gestattet, beredt und standhaft wie ein Sohn des alten Roms verteidigt.

Dem Leser wird sich längst eine Parallele aufgedrängt haben. Wir brauchen ja nur statt des Namens Hiesel „Karl Moor“ zu setzen, dann haben wir den „erhabenen Verbrecher“ vor uns, wie er leibt und lebt, den verlorenen Sohn, der in „des Herzens Bitterkeit über die unidealische Welt“ sich „eine fürchterliche Zerstreuung machen“ und zugleich „die Parteilichkeiten der Vorsehung gut machen und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht halten“ will.

Es ist zwar bekannt, daß zunächst ein Repertoirestück des Stuttgarter Theaters, worin ein anderer mit einer Brutusseele ausgestatteter Wegelagerer die Bretter erschütterte, die Anregung zu den „Räubern“ gab, allein einzelne Episoden in Hiesels erster Biographie erinnern so unabweislich an Scenen des Dramas, daß an einer Einwirkung, sei es auf den Autor jener Stuttgarter Komödie oder auf Schiller selbst, kaum gezweifelt werden kann.

Von den Genossen des einen wie des anderen „Hauptmanns“ wird im Dickicht der Wälder in einem an Rousseaus Forderung gemahnenden Naturzustand „ein Leben voller Wonne“ geführt. Sie sind samt und sonders gemeine Schurken, nur der Hauptmann ist ein Ausbund von Edelmut. Zwar scheut auch er vor Gewaltthat gegen die Reichen und ihre Henkersknechte nicht zurück, dagegen duldet er nicht, daß vom Acker des Armen eine Rübe gestohlen werde. Wie uns von Hiesel erzählt wird, daß ihn einmal Reue beschlich und das Verlangen nach einer ehrlichen Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft in ihm erwachte, so hören wir Karl Moor klagen: „Meine Unschuld, meine Unschuld! Angeschmiedet zu sein an das Laster mit eisernen Banden!“ Wie Sattler, der wildeste der Spießgesellen Hiesels, ob solcher Aufwallungen erzürnt ausruft: „Kameraden! nicht unser Hauptmann, sondern ein altes Weib steht heute unter uns; der

Feigling will uns verlassen, weil er plötzlich allen Mut verloren hat!" so schelten Moors Räuber: „Treuloser, wo sind deine Schwüre? Ehrloser, Treuvergessener, du willst abfallen?" Und solchen Vorwurf will nicht der eine, nicht der andere Anführer auf sich laden, treu und fest wollen sie zu den Genossen stehen, von welchen sie gleiche Standhaftigkeit fordern. Ist einer der ihren in die Hände der Häscher gefallen — in der Biographie der sogenannte Lissaboner Beck, in den „Räubern" Roller —, so tobt der Hauptmann vor Zorn „wie ein Eber" und zaudert nicht, ganze Ortschaften zu überfallen, um den Gefangenen zu befreien und an den „Bauernschindern und Fürstenschranzen" Rache zu nehmen. Der Scene im Kloster Mödlingen, wobei Hiesel, „den Stiel umdrehend", dem Prior, dem „gleißenden Pharisäer und frommen Tagedieb", eine Strafpredigt hält, steht als Gegenstück gegenüber die Unterredung zwischen Karl Moor und dem Pater, der dem „Herzog der Beutelschneider" seine bis zum Himmel stinkenden Frevel vorhält, dem aber entgegengedonnert wird: „Still, ihr Falschmünzer der Wahrheit, ihr Affen der Gottheit! Mein Handwerk ist Wiedervergeltung, Rache ist mein Gewerbe!" Hier ist der Andreas Meyer dem Hauptmann getreu „bis zum Galgen und in die Hölle", dort ist es Schweizer, der seinem vergötterten Freunde Moor zuruft: „Geh in die Hölle, ich folge dir!"

Auch das schon erwähnte Volkslied: „Ich bin der bayrisch Hiesel" u. s. w. mag Schiller gekannt haben, wenigstens tritt in Ausbau und Ausdrucksweise eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Räuberlied hervor.

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne 2c.

jubilieren die Räuber, ebenso der Hiesel:

Es giebt kein schönres Leben,
Wie ich führ auf der Welt!

Die Räuber singen:

Der Wald ist unser Nachtquartier 2c.

Der Hiesel:

Im Wald drauß ist mei Heimat,
Im Wald drauß ist's a Leb'n!

Das Räuberlied schließt:

Und wenn mein Stündlein kommen nun,
Der Henker soll es holen 2c.

Das Volkslied:

Und kommt die letzte Stunde,
Und schließ ich d' Aug'n zu 2c.

Freilich verhält sich die ideale Schöpfung einer hochfliegenden Jünglingsphantasie zu dem trivialen Hiesel-Panegyrikus wie etwa der „Götz von Berlichingen" zu einem Hasper di Spada oder ähnlicher Pfeffertütenlitteratur; immerhin wurzeln beide Produkte in der nämlichen Zeitstimmung.

In Preußen hatte die Heldenerscheinung Friedrichs des Großen die Geister lebhaft angeregt und aufgeregt; im deutschen Süden fehlte es an so gesundem Einfluß auf das Gemütsleben des Volkes, dagegen war hier Unzufriedenheit mit den überkommenen Zuständen allgemeiner verbreitet als im Norden; zumal in der Jugend und in litterarischen Kreisen zeigte sich in den siebziger Jahren jene Gärung, jenes unruhige Vorwärtsdrängen, das wir heute als „Sturm- und Drangperiode" zu bezeichnen pflegen. Deshalb tauchten allenthalben Geheimorden auf, welche sich die Einbürgerung freisinniger Ideen zur Aufgabe setzten, und ebenso regten sich in der Litteratur trotzige Auflehnung gegen Zwang und Zopf, schwärmerisches Streben nach Erlösung aus dem beschränkten, spießbürgerlichen Stillleben, das mit dem absolutistischen Regiment und der Kleinstaaterei in Deutschland aufs engste zusammenhing, nach Freiheit und Weltbürgertum. Zugleich begann die Mahnung Rousseaus: Rückkehr zur Natur! zum ursprünglichen Menschentum! seinen Zauber auszuüben. Am deutlichsten und wunderlichsten prägte sich die dadurch hervorgerufene phantastische Stimmung in der Schwärmerei für die Humanitätsapostel mit Flinte und Räuberhut aus. Wie im allgemeinen „Selbsthilfe gegen die Niedertracht der Welt" geboten erschien, um das verlorene Menschenideal zurückzuholen, so galt Abwehr der „despotischen Kniffe" und „tyrannischen Willkür" der

privilegierten Stände als erlaubt und die in solchem Kampf bewährte Tapferkeit als Heroismus. „Wenn Zeit und Umstände sich vereinigen,“ sagt einmal der Verfasser der gelesensten Schelmenromane, Christian Heinrich Spieß, „so kann der redlichste Mann zum Räuber werden.“ Welch weichherziger, edelmütiger Bravo ist der Rinaldo Rinaldini des Christian Vulpius, welch „unaussprechlich großer Jüngling“ der Abällino Zschokkes! Und weshalb immer in die Ferne schweifen, da doch in deutschen Landen ein so majestätischer Gauner erstanden war!

Es kann also nicht überraschen, daß in den gegen Ende des vorigen Jahrhunderts vom Lesepöbel verschlungenen „Biographieen berüchtigter Schwärmer, Jauner, Mörder und Mordbrenner“ auch Hiesel redivivus einen Ehrenplatz erhielt. Das Buch ist für „gebildete“ Kreise bestimmt, also in „gewählter“ Sprache geschrieben und mit klassischen Citaten, sowie mit Beobachtungen „vom socialen Gesichtspunkt“ ausgestattet.

Hiesel „wurde Verbrecher nur durch die Einrichtung des Staats“. Er hätte seinen Anlagen gemäß ein großer Feldherr und ein trefflicher Staatsmann werden können, aber diese Talente konnten nur zum Verderben gereichen, da die Einrichtung der deutschen Staaten „den Mann von geringem Stand, der hervorstechende Geistesgaben hat, nicht allein unnützer als den dummen, sondern schädlich machen“. Was hätte Hiesel zumal in Bayern, „einem Lande, dem man schon damals den Vorwurf der Dunkelheit machen konnte und den man ihm noch jetzt nicht mit Unrecht macht“, anders werden können als ein Wildschütz und Straßenräuber?

Der Erscheinung Hiesels werden alle erdenklichen Vorzüge nachgerühmt, hat er doch z. B. „eine Nase, wie sie die Natur nur Königen geben sollte“; nun werden wir auch nicht mehr erstaunt sein, zu hören, daß der Bauernjunge aus Kissing ungezwungensten Anstand, majestätische Würde, die Klugheit des Fuchses, die Stärke des Löwen sein eigen nannte. Alle diese Vorzüge werden an Beispielen aus dem Leben des „halb Engel gebliebenen, halb durch Umstände, Lage und Convention zu misgestaltetem Ungeheuer gebildeten“ Mannes nachgewiesen. Manche Beispiele sind freilich seltsam genug. So wird unter anderem erzählt, daß er einmal beim Anblick eines Jägers, den sein Hund furchtbar zerfleischt hatte, plötzlich gerührt wurde, dem Ärmsten das Leben schenkte und sogar zum Verband der Wunden ein Stück Leinwand aus seinem Hemde riß. „Mich dünkt,“ ruft begeistert der Erzähler aus, „Alexanders Reue nach dem Tode des Klinias war um nichts edler!“

Die schon in den älteren Biographien mitgeteilte Scene im Kloster Mödlingen wird noch viel pomphafter ausgeschmückt. Nicht der freie Sohn des Waldes, repliziert Hiesel schwungvoll auf die Vorwürfe des Priors, sondern der träge Mönch, der dem lieben Gott die Tage und den Menschen das Brot stehle, sei eine Landplage; er selbst, Hiesel, sei nicht bloß ein Schütze, sondern auch ein Schützer aller Armen und Unterdrückten. „Wo ich hingehe, geht mir die Fruchtbarkeit nach, der Landmann lächelt mir entgegen, ich bin nützlich, ja unentbehrlich!“ Einem schurkischen Amtmann wird nur dadurch das Leben gerettet, daß einer der Anwesenden an die Seelengröße des Räubers und Richters appelliert: „Tausende in Ihrer Lage würden so handeln, wie Sie jetzt handeln wollen, allein Sie sind ein großer Mann; ein großer Mann muß nicht handeln wie Tausende an seiner Stelle, an jeder seiner Thaten muß das Siegel des großen Geistes stehen! . . . Denken Sie den großen Gedanken, daß dieser Mensch, der sich im Augenblick noch so hoch über Sie erhaben dünkte, Sie jetzt wie seinen Schöpfer verehren muß, denn Sie schenkten ihm ja alles, Sie schenkten ihm, wie Gott, sein Leben!“

Wenn sich erkennen ließ, daß die ältere Hiesel-Litteratur einigen Einfluß auf die Gestaltung der „Räuber“ ausgeübt hat, so scheint hinwieder dieses Drama auf

die Fortbildung der Hiesel-Legende eingewirkt zu haben. Für Hiesels Spießgesellen Schneider z. B. hat offenbar das Urbild Spiegelberg vorgeschwebt. Da die Genossen einen armen Teufel ausgeplündert haben, hält der Hauptmann eine Strafpredigt, die nur als Wiederholung einer Rede des Räubers Moor in gröberer Form sich darstellt: „Beim Teufel, es ist Schande, der Kamerad solcher Schurken zu sein! Aber ihr sollt auch warten, daß ihr schwarz werdet, ehe ihr diesen Namen hört! Schurken, Gauner, Spitzbuben! das sind eure Titel!“ „Alle standen beschämt da, vorzüglich der Schneider, der jetzt aus einem Herkules in die elendeste Memme zusammengeschrumpft war.“

Am Schluß des Hiesel-Panegyrikus persifliert der Verfasser, vermutlich unter dem Eindruck der eben geschilderten schimpflichen Hinrichtung, sein eigenes Unternehmen. Er gesteht, daß ihm jetzt, da er das Werk zu Ende geführt habe, ein schwerer Stein vom Herzen gefallen sei, denn — im engsten Vertrauen gesagt! — es sei ihm doch recht sauer geworden, den Mann als einen Helden in seinem Fach darzustellen, wie es doch der Pflicht eines Biographen entspreche. „Warum? weil er nichts mehr und nichts weniger war als: ein Spitzbube!“

Durch seinen Lehrer Rambach, der in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter der Firma H. Lenz und D. Sturm romantische Schauerkomödien und Geschichten schrieb, ließ sich auch der junge Tieck verleiten, dem Modegeschmack des Publikums ein Zugeständnis zu machen. Er setzte die von Rambach begonnene Bearbeitung einer Lebensgeschichte des bayerischen Hiesels für die unter dem Titel „Thaten und Feinheiten renommierter Kraft- und Kniffgenies“ erschienene Sammlung fort. Das Buch war für den Verfasser dieser Studie nicht erreichbar. In Minors Übersicht über die litterarischen Werke Tiecks wird versichert, der Fortsetzer habe sich alle Mühe gegeben, in dem angeschlagenen Tone fortzufahren, mochte auch gelegentlich der Schalk zum Vorschein kommen und den bayerischen Hiesel für nichts mehr und nichts weniger als einen bloßen Gauner erklären.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß in den Reaktionsjahren, welche auf die revolutionäre Bewegung nach den Julitagen des Jahres 1830 in Deutschland folgten, also in einer Zeit, da wieder, wie vor der großen französischen Revolution, dem Volk jedwede Teilnahme am politischen Leben versagt und der deutsche Geist in dumpfer Stubenluft eingesperrt blieb, die hohle Romantik der Sturm- und Drangperiode wieder auflebte. Nachdem sich eine Flut trivialster Unterhaltungslitteratur durch die deutschen Lande ergossen hatte, fühlte man das Bedürfnis nach stärkeren Reizmitteln, und neben den um Mitternacht aufflatternden Gespenstern und den gegen Drachen und Türken kämpfenden Rittern gehörten wieder der biedere Bravo und der edelmütige Mordbrenner zu den Lieblingen des Publikums.

Da durfte auch der bayerische Hiesel nicht fehlen.

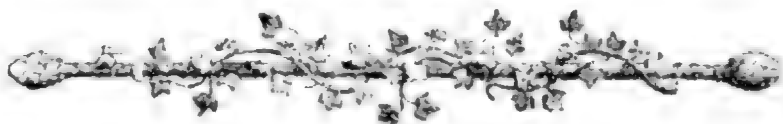
Von mehreren ziemlich gleichlautenden „Volksbüchern“ niedrigster Gattung sei wenigstens eins hervorgehoben, „von dem schrecklichen Leben und den fürchterlichen Thaten des bayerischen Hiesels“. Darin entsprechen nur noch die Grundzüge der Lebens-Beschreibung der geschichtlichen Wahrheit, fast alle zur Charakteristik des Helden mitgeteilten Episoden sind erfunden. Dies gilt insbesondere von der breiten Schilderung der Jugendzeit Hiesels, dem kreuzbraven Vater, der hübschen Nachbarstochter, den ersten Verirrungen, wozu den „kühnen und imposanten Jüngling“ die Spielwut verführt habe u. s. w. Was von den wunderbaren Beweisen der Kraft, Kühnheit und List des Wildschützen berichtet wird, übertrifft noch die Hyperbeln der älteren Litteratur. Eine Hauptrolle spielt die „glutäugige Afra“, welche den Geliebten aus allen Gefahren rettet, obwohl sie sein Herz nicht dauernd zu fesseln vermag. Mit Rücksicht auf den ländlichen Leserkreis ist die Erzählung

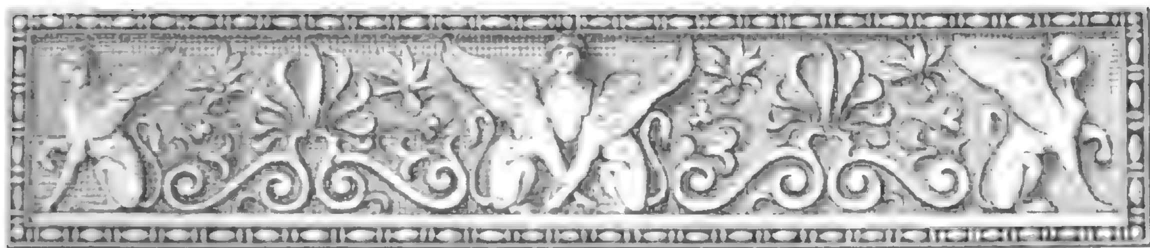
mit zahlreichen Schnaderhüpfeln und Trutzliedern ausgestattet.

Natürlich durfte sich auch der fruchtbarste Autor auf dem Gebiete der Ritter- und Räuberromantik, M. K. Leibrock, den dankbaren Stoff nicht entgehen lassen. Er will die Daten aus Hiesels Leben, die ihm „aus einem alten Aktenstück bekannt wurden", „der Abschreckung halber" nicht vorenthalten, aber auch auf diesem Gemälde ist Hiesel nur ein edelmütiger „Rächer der Menschheit an den Menschen".

Noch dümmer ist das „deutsche Volksbuch" eines Münchener Winkellitteraten, Bruckbräu, „Der bayerische Hiesel, Wildschützen- und Räuberhauptmann und landesverrufener Erzbösewicht". Es bietet im allgemeinen nur eine Wiederholung der bekannten Abenteuer, nur noch grotesker aufgeputzt und übertrieben. An Größe, Stärke und Schönheit ist niemand dem „Erzbösewicht" aus der Lechau zu vergleichen. „Sein ganzes Benehmen war freundlich, gefällig, annähernd; bisweilen schien das Lächeln des Wohlwollens ihm angeboren; wurde er aber zum Zorne gereizt, so glich sein Antlitz einem stürmischen See." Niemand liebte so treu, so zärtlich wie er, der oft „mit starren, thränenfeuchten Augen zu den eilenden Wolken, den Seglern der Lüfte, gegen Kissing blickt, wo das Herz seines Lebens lebte". Freilich muß sich die blonde Maria mit der braunen Afra in die Liebe des Herrlichen teilen, denn weder jenen Engel des Lichts, noch diesen Dämon der Finsternis will der Empfindsame durch Ablehnung traulicher Umarmung kränken. Daneben tritt, damit auch das Element des Wunderbaren nicht fehle, ein uraltes Männchen, ein Trüffeljäger, als geheimnisvoller Schutzgeist auf; der „Trüffelhund" erscheint immer im Augenblick der Gefahr und zeigt Mittel und Wege zur Rettung. Erst nach dem Verschwinden des getreuen Eckart gelingt es den Häschern, des gefürchteten Gebieters der Wälder habhaft zu werden. Die grausige Hinrichtung wird natürlich ganz besonders ausführlich geschildert. Noch im letzten Augenblick erscheint dem armen Sünder der Fürst der Finsternis und verspricht, ihn durch die Lüfte zu entführen, wenn er ihm seine Seele verschreiben wolle; da sich der Sterbende dessen weigert, erscheint der Geist seines Vaters mit leuchtendem Antlitz; er bringt die Botschaft, Gott habe dem Gebesserten gnädig verziehen, bald werde es für Vater und Sohn ein seliges Wiedersehen im Himmel geben.

Fast nur auf struppiges Unkraut, Disteln und Schmarotzerpflanzen sind wir bei der Wanderung durch die Hiesel-Litteratur gestoßen; doch fällen wir nicht ein allzu strenges Urteil über den Geschmack des Publikums, das sich an solchen geschraubten Albernheiten ergötzte! Zu allen Zeiten, sagt A. W. Schlegel, gab es einen bloß sinnlichen Romanenhunger, für den es ganz gleichgültig, durch welche Nahrung er gestillt werde. Auch ein namhafter Teil der heutigen „Unterhaltungslitteratur" wird hoffentlich bald nur „kulturgeschichtlichen" Wert beanspruchen können.





Harmlose Skizzen aus Konstantinopel.

Von

Helene Böhlau.

I.

Der erste Eindruck.

Die Einfahrt in den Bosporus an einem unfreundlichen Morgen fünf Uhr, nach einer stürmischen Nacht, wurde gleichgültig von mir begrüßt. Das Unbehagen der sehr bewegten Fahrt lag mir noch in den Gliedern. Die infernalische Seekrankheit, die fähig ist, das kräftigste, vollste Leben in widerwärtige Stumpfheit zu verwandeln, die den glücklichst angelegten Charakter untauglich werden läßt, hatte aus mir das apathischste Geschöpf zu stande gebracht.

Die großen Schellfische, die in Haufen klitsch-klatsch auf unserem Deck hingeworfen lagen und mit ihren auf einer Seite stehenden Augen gen Himmel starrten, waren von der Einfahrt in den Bosporus nicht stärker berührt als ich.

Die Nacht vor der eben durchlebten waren schon die aufregendsten Schiffserlebnisse, zwar anderer Art wie die eben angedeuteten, über uns hingegangen, und zwar in verhängnisvoller Weise.

Wir hatten zwischen Simnitza und Sistowa auf der Donau bei Dunkelheit, Sturm und Hochwasser einen Zusammenstoß unseres Schiffes mit einem russischen gehabt.

Mitten im Sicherheitsgefühl nach fünftägiger Donaufahrt, während welcher ein Gedanke an Gefahr gar nicht aufsteigen konnte, sah man den Tod so plötzlich und unverkennbar vor sich, daß es eine sonderbare Sache war. Wir saßen in der großen Schiffskajüte; hier eine Gruppe Lesender, dort Plaudernde, hier welche, die bei Sterlet und Champagner es sich wohl sein ließen, dort lagen auf den Polstern Kinder und schliefen. Manche hatten sich schon in den unteren Kabinen zur Ruhe begeben. Die Kellner gingen geschäftig auf und nieder. Die eleganten schönen Öllampen verbreiteten ein weiches, sanftes Licht. Man vergaß, daß um den kleinen behaglichen, warmen und hellen Raum die gewaltigen Einöden Bulgariens lagen, das rumänische Ufer, die ausgebreitete mächtige Fläche der Donau, die weit über ihr Bett hinausgetreten war; man vergaß, daß über das Deck hin der Sturm strich, daß niemand sich dort aufrecht halten konnte; man vergaß, daß ausgeschlossen von dem hübschen Salon, in dem die saßen, die es sich wohl sein lassen konnten, das arme Volk lag, auf dem Deck hingekauert, so viel wie möglich im Windschatten und doch dabei an der ungeheuren Maschine, die stampfend und lärmend ihren heißen Atem über die nassen dampfenden Geschöpfe ausströmte, die geduldig ausharrten, wie das ihre Bestimmung ist, welche die Nacht heute so zu verbringen hatten wie ihr ganzes Leben — in Duldung und Entbehrung. Das arme Volk mochte an die achtzig, wohl

auch hundert Köpfe zählen; die, denen es wohl ging, kaum über zwanzig. In dem behaglichen Salon hätten gut fünfmal so viel, als darin waren, Platz gefunden, draußen auf dem Deck hingegen gab es Gedränge. Der Regen fuhr über die kauernden Kreaturen hin. Für viele war kein Bergen, kein Schützen möglich, und sie mußten es nehmen, wie es kam.

Und wie gesagt, die im Schiffssalon erster Klasse hatten das Dasein der armseligen Geschöpfe genau so wie das Dasein des rumänischen und bulgarischen Ufers völlig vergessen, wie auch die Gewalt der mächtigen Donau, der Nacht und des Sturmes. Da mit einemmal gab es ein paar heftige Worte oben auf dem Deck, Töne, laute Rufe, die Maschine stockte, und unmittelbar darauf erfolgte ein Stoß, der unheimlich durch das ganze Schiff dröhnte und es bis in das Mark erschüttern machte.

Draußen auf dem Deck fuhren die Durchnäßten wie Ratten aus den Schlupflöchern auf. Die im Salon saßen kreidebleich auf ihren Sammetpolstern und starrten einander an. Das war eine Sekunde, das Schiff ging rückwärts; dann erscholl ein furchtbares Schreien. Wo? Neben dem Schiff? Auf dem Schiff? Über dem Schiff? Man wußte es nicht, aber es erstarrte aller Herzen. Kein Laut, keine Frage wurde hörbar. Das schreckenerregende Schreien dauerte fort, ein Krachen der brechenden Schiffsbrüstung, das Splittern der Kajütenfenster, ein furchtbarer Schlag über das ganze Schiff. Ein Mast war gestürzt und hatte die Decke eines Teiles der Kajüte zertrümmert.

Der Kapitän kam hereingestürzt und schrie in der offenen Thür: „Ein Zusammenstoß! Auf einen Russen gefahren! Man soll sich einstweilen ruhig verhalten."

Es stellte sich durch den Bericht eines anderen heraus, daß wir mit einem russischen Schiff, das den Hafen von Simnitza versperrt und kein Signal gegeben hatte, zusammengestoßen und im Zurückweichen mit einem türkischen Schiff in Carambolage gekommen waren. Die Verwirrung war grenzenlos.

Es wurde von allen Seiten nach Lichtern und Laternen geschrien, um das Leck, das unser Schiff bekommen haben sollte, zu untersuchen. Im Schiffsraum wurden Bretter und Planken aufgerissen. Die Leute auf dem Deck heulten und schrien. Die, denen es am übelsten erging, die armen durchnäßten Ratten, schienen am verzweifeltsten zu sein, ihr Leben bedroht zu sehen. Man hörte davon flüstern, daß das Schiff in fünf Minuten sinken könne. An Rettung für alle bei dem furchtbaren Sturm, der Finsternis, dem Hochwasser war nicht zu denken. Es wurden Leute nach den Rettungsbooten gesandt, um dort so viel wie möglich Ordnung zu halten.

Die Türken auf ihrem arg zerstörten Fahrzeug brüllten stärker fast wie die Leute auf unserem Deck und unentwegt und unvermindert, trotzdem sie Fatalisten sind.

Die Ungewißheit und Spannung, Todesfurcht und sinnlose Verwirrung dauerten eine geraume Weile, während der ein jeder sich mit seinem Schicksal abzufinden hatte.

Ich saß in eine Ecke gedrückt und hatte die sonderbarsten, mir ganz unerwarteten Gefühle. Ich hatte mir, soweit man ihn sich vorstellt, den Augenblick, in dem der Tod uns beim Schopfe faßt, ganz anders gedacht, bei weitem schrecklicher und außergewöhnlicher.

Jetzt fühlte ich nur so dumpf verwundert: Nun, da wären wir ja vielleicht so weit — und eine merkwürdige Spannung, fast Neugier durchdrang mich. Es mochte sein, daß die Reisestimmung, die alles kaum lebendig erfaßt, auch hier weiter wirken wollte.

Dann dachte ich traumhaft, als wäre ich es selbst nicht, die dächte: Es ist doch vieles nicht so schlimm auf der Welt, wie man fürchtet. Da hat ein jeder von Tod und Todesschrecken lebtags das Grausamste gehört, so daß es in trüben Stunden kaum begreiflich war, wie alles Leben immerhin so wohlgemut und harmlos dem Tode zuläuft; und nun ist der Tod ein Moment wie jeder andere auch, der durch-

lebt werden muß, in dem man seine Beobachtungen machen kann, in dem man Persönlichkeit ist, in dem man, wenn es behagt, eine Rolle spielen kann wie sonst auch bei anderen Gelegenheiten.

Auffallend war es mir, daß ich in meiner Todesstunde bleiche Kellnerseelen um mich sehen sollte. Meine Augen ruhten einigermaßen verwundert auf ihnen, wie sie immerhin noch respektvoll vor den Erhabenheiten der ersten Klasse, aber verblüfft vor noch weit größeren Erhabenheiten in der Nähe des Büffetts standen. Auch sie wären voraussichtlich bis zum letzten Augenblicke Kellner geblieben; ich konnte mir es kaum vorstellen, wie so ein Garçon im schwarzen Frack und weißer Halsbinde sich zu einer Jammergestalt umwandeln würde, der, solange es irgend möglich war, angesichts des Todes die Serviette unter dem Arm zu halten sich für verpflichtet hielt. Ich bin überzeugt, bis zum letzten Augenblicke unter dem Wasser hätte man voll gelebt und gedacht, hätte seine Sorgen gehabt, seine Erinnerungen, seine Befriedigungen, seine Pein, seine Erleichterung.

Bis zu dem Ende unter Wasser kam es freilich nicht. Wir fühlten, daß der Griff des Todes nachließ, daß er uns schließlich losließ, daß wir uns schüttelten und aufatmeten, daß wir lebten.

So waren wir also gerettet; wie der Kapitän bekräftigte, „durch ein Wunder“. Das ist etwas, was man sich gern sagen läßt, denn wenn die Vorsehung an uns „ein Wunder“ verschwendet, so muß sie es für der Mühe wert halten, und wenn sie dies Wunder an eine ganze Passagierladung wendet, so muß irgend ein ausgezeichnetes Individuum dazwischen sein, vielleicht auch einige, je nach dem, und wenige werden im Zweifel sein, wer der eigentlich Gerettete ist und wem das Gros der Schiffsladung das Leben im Grunde dankt.

Hiermit ist etwas weit abgesprungen; ja, ich war schon vom Wege abgelenkt, als ich vom Bosporus auf die Donau kam. Da ich diese Ungehörigkeit aber begangen habe, ist nichts zu machen, und ich kann, da alles nun so wie so nicht mehr in der rechten Ordnung ist, weiter zu erzählen fortfahren, wie es mir behagt.

Wir landeten mit unserem Donaudampfer, der uns die Nacht in Schrecken und Gefahr gebracht hatte, am anderen Morgen in Rustschuk, der vielumworbenen Festung. Dort herrlichste Obstbäume, Bäume, so schön und voll entwickelt, daß uns unsere mitteldeutschen wie armselige Krüppel dagegen vorkommen. Das Städtchen selbst sahen wir nicht, sondern stiegen auf dem Bahnhof, der entfernt von der Stadt lag, in den Zug, der uns durch die wunderlichste Gegend führte. Ich weiß nicht, ob andere mit mir darüber einverstanden sind; sie würden vielleicht meinen, daß wir einen Tag lang durch eine unerfreuliche ungesegnete Einöde mit dem kleinen Expreßzug eilten. Mir aber behagte die Fahrt, die zuerst durch niederes knorriges Eichenbuschwerk führte, zwischen dem der Schwarzdorn seine starren Blütenzweige reckte, die er in wahrhaft abenteuerlichen Gestaltungen um sich warf. In diesen Wäldern war nirgends Leben zu spüren, keine Hütte, kein Dorf stundenlang, stundenlang dasselbe. Unter den Eichen und den Blütenzweigen des Schwarzdorn sah ich mir unbekannte Pflanzen und Blütenformen zwischen Blumenarten, die mir vertraut waren, die ich hier aber fremdartig üppig entwickelt fand. Hauptsächlich fielen mir die verschieden gestalteten und gefärbten Anemonen und Ranunkeln auf, besonders eine goldgelb gefärbte Ranunkel, die in herrlichen saftigen Büschen dem Erdreich wahrhaft entquoll. Es war ein kalter trüber Morgen, der über den Einöden lag. Man fühlte sich unbehaglich erkältet, der Regen schlug an die Waggonfenster. Eine unbewaldete Hügelkette, die sich am Horizont hinzog, leuchtete, vom späten Schneefall weiß, gegen den dunkelschweren Himmel.

Jetzt änderte sich das Terrain, wurde welliger, nackte steinige Hügel erhoben sich. Man sieht eine Ortschaft, Büffelherden grasen in deren Nähe. Welch einen

sonderbaren geheimnisvollen Eindruck aber machen diese Dörfer. Wie ein Haufen brauner Giftpilze hocken die runden geflochtenen Häuser, die von einem spitzen Rohrdach bedeckt sind, zusammen; man unterscheidet sie kaum von dem braunen Erdreich; elende, erbärmliche Hütten, von einem Stück Gartenland umgeben, das einem Morast gleicht; aus Pfützen und Wassergerinnsel heben sich Obstbäume, deren gutes kräftiges Wachstum man dem schlüpfrigen durchnäßten Boden kaum zutraut. Die Leute, die man vor dem Dorfe sieht, die mit Aufmerksamkeit unseren Zug als willkommenes Schauspiel betrachten, sind in die schreiendsten Farben gekleidet, die Frauen und Mädchen in feuerrote oder orangenfarbige weite Beinkleider. Vom Kopf bis zu den Füßen stecken sie in derselben Farbe und leuchten und glühen nach Möglichkeit, was in Anbetracht der braunen mißfarbenen Umgebung, die zum Überfluß noch mit naßkalten Regenschauern durchfeuchtet wird, eine befremdliche Wirkung hat. In der Nähe des Dorfes an einem Hügelhang liegt der Friedhof, einem wilden Steingerölle vergleichbar — kein Baum, kein Strauch schmückt die Stätte. Die Leichensteine, welche die Gräber bezeichnen, stehen ungeordnet durcheinander, unbehauen, ungeformt, wie sie am felsigen Berghang gefunden wurden.

Jetzt erheben sich die Hügel schroffer, felsiger, eigentümliche Sandsteinformationen krönen die Gipfel. Der Zug führt in ein Thal der Vorberge des Balkan hinab und windet sich nun stundenlang durch Sumpf und Rohrdickicht, das sich bis nach Varna hinzieht.

Hier in dieser wilden Gegend scheinen sich der Schienenweg, die Waggons, die Lokomotive umgewandelt zu haben: das ist nicht die moderne uns gewohnte Eisenbahn, die, wohin sie führt, Kultur zu tragen scheint, die alles nivelliert, ausgleicht, die in keiner vordem noch so versteckten Ecke, die sie berührt, die Sitten der Väter fortbestehen läßt, die das Älteste, Unwandelbarste dem Modernen anpaßt und es „dem Menschen seiner Tage“ mundgerecht macht, zum Leiden und Schaden derer, die ein Heimweh nach dem Ursprünglichen in sich tragen. Hier konnte sie nichts umwandeln, sondern nahm selbst einen anderen Charakter an; von Maschine, von Rädern, von Eisenwerk blieb ihr nichts, sie wurde zu einem brausenden zischenden Sumpfuntier, das zu seiner Stunde den Weg durch das Rohr und Sumpfland macht, an das sich die unzähligen Wassertiere, das Gevögel, alles, was in dem Thale sein Wesen treibt, als an etwas Unschädliches gewöhnt hat. Man traut seinen Augen nicht, so lebt und webt alles auf und über den Morästen. Dort stolzieren Herden von Störchen und heben sich breitflügelig in die Luft. Oben über den Felsengebilden ziehen Adler und Falken ihre Kreise. Wohin man sieht, lebt etwas, bewegt sich etwas. Hier mitten im Rohr steht in der weiten Einsamkeit die zerfallene Hütte eines Hirten, und nahe dabei sieht man die Gestalten schwarzer Büffel aus dem braunen vorjährigen Schilfe schreiten. Hin und wieder in den Wassergerinnseln halbvergessene Fischreusen. Scheckige Schafherden klimmen an den Berghängen — da eine Herde, dort eine; oft übersieht man ihrer acht bis zehn. Auch ganze Scharen kleiner struppiger Pferdchen. Elstern, Rohrdommeln, in jedem Augenblick eine neue Erscheinung; der herrliche graue Reiher, schön und zierlich, wenn er geht und steht, und wahrhaft herzerfreuend, wenn er frei und leicht nicht allzuhoch über dem Boden im schönen Schwunge durch die Luft gleitet.

Ein gewaltiger Zug Kraniche, die in Form der Wega, des Sternbildes, zogen, schwebte an dem bewölkten Himmel hin. Unmerklich nur änderte sich hin und wieder die Form ihres schönen Zuges.

Am Fuß der Berge sieht man in stundenlangen Zwischenräumen Ortschaften liegen, die hier noch mehr wie vor dem Eingang des Thales Haufen von giftigen, geheimnisvollen, halbverfaulten Pilzen gleichen.

Wie von einem Wunder wurde mein nordisches Auge von einer Schar rosiger

Pelikane berührt, die regungslos im braunen Rohre hockten.

So von einem Erstaunlichen, einem Erfreulichen, einem Neugier und Wissenslust Erregenden zum anderen fuhren wir stundenlang, bis smaragdgrünes Wasser, das im Abendlichte glänzte und das in dem Sumpflande ein weitleuchtender, durchsichtiger Edelstein lag, uns andeutete, daß wir uns der See näherten. Es war eine Lagune des Schwarzen Meeres, und Varna tauchte vor uns auf. Auf dem hohen Ufer, das schroff abfällt, liegt es schön gruppiert und macht einen fremden südlichen Eindruck. Von seiner Höhe herab blickte es in die ausgebreitete Frische des an dem Abend, an dem wir es sahen, göttlich leuchtenden Meeres. Die Regenwolken hatten sich bei scheidender Sonne aufgelöst. Die Reisenden, die der Zug gebracht, stiegen in Boote, die alle dem großen Dampfer zustrebten, der auf der ungeschützten Reede Varnas vor Anker lag. Auf diesem Dampfer, der gegen acht Uhr von Varna abfuhr, wurden die ersten Viertelstunden von wahrhaft berauschender Schönheit. Man war von der Frische und Kraft des Meeres durchdrungen — geschenkte Augenblicke, in denen die Seele wahrhaft in Freiheit badet. Der unbegrenzte Horizont, die Himmelshöhe, die berauschende Klarheit der Wogen, die ungewohnte Bewegung — alles drängte sich beseligend, lebensvoll dem Herzen an, bis die Eindrücke, erst unbewußt, dann unmerklich bewußter, sich trübten und verblaßten.

Als man am anderen Morgen geweckt wurde, um die Einfahrt in den Bosporus nicht zu versäumen, war ich in der anfangs beschriebenen Stimmung und blieb daher liegen, ohne mich zu rühren.

Einmal ging mir der Gedanke schwach durch den Kopf, daß ich die Symplegaden ganz gern gesehen hätte, die zusammenrückenden Felsen, die den Argonauten so große Not bereiteten.

Als ich endlich, nachdem sie lange schon hinter uns lagen und wir mitten im Bosporus schwammen, müde, frostig, mißmutig auf das Deck gestiegen kam, erwartete man von mir, daß ich in Entzücken ausbrechen sollte. Ich fand da oben eine begeisterte Gesellschaft versammelt, zugleich aber fühlte ich eine durchdringende Kälte, sah einen trüben Himmel und empfand stechenden Regen. „Das wäre also der Süden im Mai," dachte ich empört.

Ich hatte nach Sonne und Wärme, nachdem ein langer, trüber Winter hinter mir lag, verlangt — und nun welche Enttäuschung! Ich blickte auf die herrlichen Ufer des Bosporus: Schlösser, Ruinen, von Epheu überwuchert; schwarz-grüne Cypressen, gen Himmel ragend; blühende Mandelbäume und Bäume mit Büschen dichtgestellter purpurroter Blüten, die unmittelbar aus der Rinde des Stammes und der Äste sprossen; herrlich geformtes Terrain, schön gefärbtes Gestein — Herrlichkeit, wohin man sah. Alles aber in nasse Kälte, alles in grauen Himmel gehüllt. Ich war verstimmt, enttäuscht; die Formen konnten mir das Herz nicht erwärmen, das der falsche Süden kalt berührt hatte, und so drückte ich mich nah an die Maschine, um Wärme zu spüren, und hörte unlustig auf das laute Treiben, das sich seit längerer Zeit schon auf dem Schiffe regte. Noch ehe es in der Nähe der Douane von Galata Anker geworfen, wurde es von einer Menge von Barken und Kaiks umschwärmt, deren Führer die Passagiere schon vom Meere aus anschrien und sich, so bald als thunlich, übereinander, miteinander auf das Verdeck stürzten, Barkenführer, Lohndiener, Hotelkommissionäre. Es entstand ein enormer Wirrwarr, namenloses Geschrei, und es war kaum vorauszusehen, wie die Sache enden würde und ob man wirklich mitsamt seinem Gepäck ans sichere Ufer gelangen könnte.

Ich war betäubt und halb erfroren, sah mit einem kalten Blick den Mastenwald um mich her, die aufgetürmte kuppelgekrönte Stadt, die den blau leuchtenden Hafen umgab und gewaltig emporstrebte. Ich sah es, aber fühlte nichts.

Dann schaukelten wir auf dem durchsichtigen, krystallhellen Wasser, ruderten zwischen mächtigen Schiffen hindurch. Um uns her lagen Tausende, ganze Wälder wie eine undurchdringliche Wildnis.

Ein großes Boot, vollgedrängt mit abenteuerlichen Gestalten, fuhr an uns vorüber, halbnackte, in Lumpen gehüllte alte Männer, Frauen und Kinder. Da sah man Gesichter, die einen aufrütteln konnten; urweltliche Gestalten, an deren Existenz und Wahrheit ein gutes deutsches Gemüt kaum zu glauben vermag.

Diese Leute waren, wie uns unser Hotelkommissionär sagte, schlechtes Volk, das übergesiedelt werden sollte, von irgendwo aus Albanien her.

„Die Männer, die Räuber," sagte er, „haben sie gesetzt und gehenkt, oder was sie sonst mit ihnen thaten. Die Weiber, die Kinder, die Alten werden von der Regierung verschleppt. Gott weiß, wohin. Es ist abscheuliches Volk. Sehen Sie sich, wenn's beliebt, die Gesichter an. Das war ein schlimmes Nest, das sie ausnahmen."

Hier lachte unser Kommissionär geschäftsmäßig auf, und das Boot fuhr nahe an dem unserigen vorüber, daß wir uns Auge in Auge mit den wunderbaren Gestalten befanden. Und dies war gewiß ein Anblick, der sich einprägt.

Was man so gewöhnlich „Mensch" zu nennen gewohnt ist, kam mir als etwas außerordentlich Verdünntes, Harmloses vor.

Das waren Gestalten, Gesichter, Augen! Von solcher Kraft und Wildheit hatte man sich nichts träumen lassen. Die kleinen Kinder schon hatten etwas von wild eingefangenen Tieren an sich. Es befanden sich in dem Kahn nur Weiber, Kinder und Greise, lauter Geschöpfe also, die nicht den Ausdruck vollster Kraft geben können, und dennoch schien das Boot von ungestümen Leidenschaften wahrhaft überladen zu sein.

Lautlos fuhren die Verbannten an uns vorüber. Über dem Anblick dieser fremdartigen Schiffsladung vergaß man fast, weitere Umschau zu halten.

Das Wasser war tiefgrün und in schöner frischer Bewegung.

Vor uns lag die Brücke, die Galata mit Stambul verbindet — dies wunderbare, märchenhafte Stambul mit der Serailspitze, die vom Marmarameer umspült wird, mit seinen gewaltigen Moscheen und Minarets, seinen mächtigen Platanen, den Cypressen, welche die Paläste der Serailspitze überragen. Die Reihe der Moscheen, der Minarets, die sich hoch über dem Goldenen Horn erheben und sich gegen den blendend blauen Himmel als wunderbare Silhouetten abheben, machen einen berauschenden Eindruck. Man kann sich nichts Schöneres, Vollendeteres denken. Der Serailspitze gegenüber, vom Marmarameer getrennt, Üsküdar (Skutari) mit seinen Cypressenwäldern, den weiten Grabstätten. Üsküdar und Stambul gegenüber Galata und Pera, auf Hügeln aufgebaut, gekrönt von dem runden kolossalen Galataturm. Und hinter Stambul, alles überragend, die blauen asiatischen Berge: Gök-Dayk, Somanly-Dayk, die das Marmarameer herzutragen scheint, und über allem die schneebedeckten Gipfel des mysischen Olymps.

So, im Schauen verloren, landeten wir an der Douane.

Der Hotelkommissionär bat sich mit Würde und Wichtigkeit die Pässe aus, erkundigte sich, ob sie mit einem Visa gehörig versehen seien, und nahm sie mit tiefem Ernst in Empfang.

Von der Strenge, mit der die Paßrevision in der Türkei durchgeführt wurde, hatten wir das Verschiedentlichste gehört. Je näher wir der Grenze kamen, um so eindringlicher wurde die Sache genommen, so daß ich am Ende beschlossen hatte, meinen Paß noch unterwegs in Turn-Severin mit einem Visa versehen zu lassen.

Als unser Kommissionär, würdig, als überlieferte er die Schlüssel einer Festung, in das Paßbureau mit allen Büchelchen der Bootinsassen schritt, kam er nach einigen Augenblicken genau so würdig zurück und erklärte, daß es im Hause leer sei, „die Polizei sei ausgegangen", und wir

konnten ungehindert, ohne daß jemand nach dem Woher und Wohin frug, unseren Einzug in Konstantinopel halten. Noch waren die Fährlichkeiten des Zollamtes zu bestehen, die sich aber auch naiv und friedlich abspielten. So lagen alle Reisemühseligkeiten hinter uns.

Die Sonne war in milden Strahlen hervorgebrochen, und wir traten neubelebt in die erste Straße Konstantinopels. Wie Champagner durchströmte das Neue, das Unerwartete und Erstaunliche Körper und Seele, und bei dem ersten Schritt und Tritt, den man that, fühlte man sich verwirrt von einem fremden, wunderlichen Leben.

Was sah, was hörte man hier gleich im ersten Augenblick!

Die bunten Gestalten, das Leuchten der tiefen Farben, die unglaublichen Häusergewirre, die längs der steil aufwärts führenden Straße sich hinzogen, das Gedränge, das Schreien und Rufen, das Aufleuchten von irgend etwas Unbekanntem hier und da machte schwindeln. Ehe man sich recht frug, was es war, ist eben Geschautes im Gedränge verschwunden und wieder Neues aufgetaucht. Hier Mohren, Türken, Turbane, Fesse, beladene Pferdchen, Maultiere, Esel; dort Griechen, Perser, Araber, Zigeunerinnen in weiten, leuchtend gelben Beinkleidern, verschleierte Türkinnen. Mitten im tollen Gewühl griechische Popen, katholische Mönche, barmherzige Schwestern in mächtigen weißen, flatternden Hauben, die ihnen wie Schwäne auf den Köpfen sitzen. Hier ein reicher Türke auf einem arabischen Pferd, der Sattel mit Leopardenfell bedeckt, dort drei halbwüchsige Griechenbengel auf einem Maultier. Da eine Herde Schafe, unerhörte, infernalische Tiere, und doch Schafe. Aber wie sind sie ausstaffiert! Die dicken Perücken feuerrot oder karmin gemalt, die langen, gewundenen Widderhörner mit Perlen umwunden und schwarz gefärbt, um die Augen grüne Ringe; die Wolle der fettschwänkenden Tiere in Rosetten stehen gelassen, sonst kahl geschoren, andere wieder in ihren dicken Pelzen, nur kahl geschorene karminrote Rücken; die breiten, häßlichen Fettschwänze orangegelb gefärbt und blaue Perlentroddeln darauf, wahre Teufel. So, komisch-dämonisch aufgeputzt, wurden sie zur Schlachtbank geführt, trugen Glocken um den Hals und läuteten, bimmelten und klingelten sich selbst zu Tode. Und die Ausrufer, die Verkäufer lärmten und schrien — und jeder dritte Mensch war Ausrufer und Verkäufer. Da lief einer, der schleppte einen gewaltigen Thunfisch auf dem Rücken, so groß, wie der Mann selbst war, und dieser Glückliche schrie und sang aus Leibeskräften und ließ sich dabei von seinem Fisch halb zu Boden drücken. Ein anderer trug Salat und Radieschen und donnerte, brüllte und wütete wahrhaft, um seine unschuldigen Pflänzchen anzupreisen. Ein anderer trug Lokum, das schöne türkische Konfekt, und lamentierte auf seine Weise, und wieder einer, und wieder einer, und wieder einer. Jeder schleppte etwas anderes und schrie anders, und schrie, so sehr er konnte. Man ging ein paar Schritte, da zogen sich Weinreben über die Straße hin, da erhob sich nebeneinander ein schlankes Minaret und eine königliche Cypresse, da quillt aus einer Mauerspalte Feigengebüsch, von Regentropfen und Sonne wie Edelsteine glänzend, da zieht ein herrliches maurisches Gitter die Blicke auf sich, das die Ecke an einer Moschee umschließt. Hinter diesem leuchten weißmarmorne Leichensteine, die von dem vergoldeten Turban gekrönt sind; Cypressen, Lorbeer, Platanen drängen aus dem Gitter, heben sich hoch darüber, beschatten die Straße, überschatten die Moschee.

Und diese Häuser! Wir sehen sie mit Staunen, Lächeln und Entzücken an und gehen langsam, bei jedem Schritte festgebannt, die Straße hinauf. Daß diese hölzernen, überhängenden, braunen, verwitterten Hüttchen ganz ernstlich Häuser sein wollen, daß man in ihnen wohnt, daß sie Gebäude einer Weltstadt sind, ist so überraschend, der Gedanke wahrhaft beglückend, daß es solch Ursprüngliches noch

auf Erden giebt. Es hockt und drängt und quillt und steckt da übereinander und ineinander. Man glaubt es nicht und faßt es nicht, und wenn man es berührt und fühlt und sieht und riecht, bleibt doch alles noch im Unbestimmten, Unfaßlichen vor der Seele schweben, bis diese sich ein wenig darauf eingerichtet, ihre Quartiere erweitert hat, um all das Auffallende, dieses überstarke Leben in sich einzulassen.

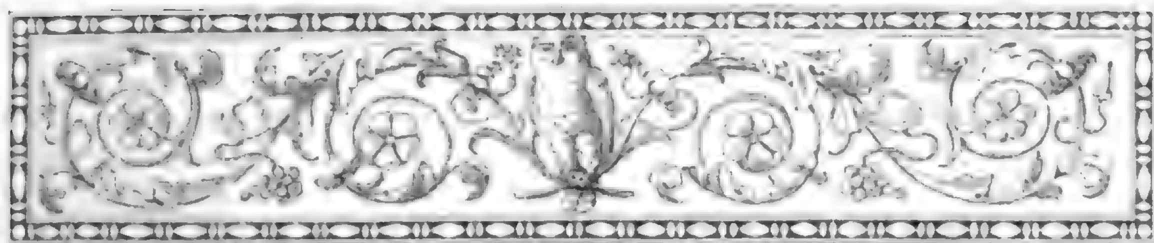
Um von Konstantinopel zu erzählen, muß man ganz wohlbedacht zu Werke gehen, denn leicht könnte es kommen, wollte man die Sache so beginnen und sagen: Heute erlebte ich dies und jenes, sah davon einen Zipfel und davon ein Eckchen, sah das und das, aber wußte nicht, wo ich es recht unterbringen sollte — daß dann von den Erlebnissen eines Heute, Morgen und Übermorgen ein rechtes Durcheinander entstehen könnte. So, denke ich, ist es besser; man giebt von den Dingen, denen man so mit der Zeit nachgespürt hat, ein Bild, in dem man die Erfahrungen, die man darüber sammelt, zusammenfaßt.

Es mag das anders sein, wenn man in Rom oder Florenz lebt und von einem Streben nach Kunst und Schönheit gelockt wird, von dem Verlangen, die aufgehäuften geistigen Schätze dieser Städte in einer weihevollen Ordnung in sich aufzunehmen. Dort lebt man mit dem Wunsche, Unvollkommenheiten des Urteils gebessert zu sehen, die Ungewohnheit, in wahrer Größe sich heimisch zu fühlen, zu verlernen. Man lebt da, um zu wachsen, um all des Herrlichen würdiger zu werden. Begeisterung, Beseligung, die uns aus vergangenen großen Zeiten als Erbteil überkommt, umfängt uns.

Hier aber ist es anders. Ein buntes, ursprüngliches Leben breitet sich um uns her aus. Der schöne Wechsel zwischen Kunst und Natur findet sich hier nicht. Die Begeisterung, die wir aus den göttlichsten Dingen schöpfen, und die Ruhe nach dieser wonnevollen Bewegung unserer besten Kräfte in schöner, lockender Umgebung — dieser Wechsel ist hier nicht vorhanden, sondern alles ist strotzendes Leben, ausgebreitet, vielgestaltet, von nichts anderem beeinträchtigt.

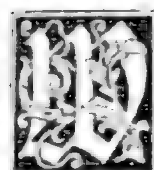
Es ist, als wenn die Menschenmassen hier seit Jahrhunderten zeitlos gelebt hätten. Die, denen man begegnet, könnten große Zeiträume zurück ebenso leben, gekleidet sein, blicken und reden. Es liegt eine Gelassenheit, eine Ruhe in ihnen, die es nicht dahin kommen läßt, daß sie Menschen ihrer Zeit werden. Sie sind ursprünglich, seit Generationen ursprünglich. Auch ihren Werkzeugen, ihren Mühlen, ihren Wagen, ihren Brunnen traut man zu, daß sie unverändert seit einem Jahrtausend und länger geblieben sind. Wenn bei uns Wechsel, Mode und Vergänglichkeit herrscht, so hier Ruhe. Wie weit sind wir von den Gestalten, von der Sprache Homers entfernt. Hier könnte sie geredet werden, hier sind die uns Jahrtausende entfernten Gestalten noch heimisch, hier begegnet man ihnen. Hier wirken die Menschen im Gegensatz zu unseren Völkern, die in Kulturarbeit gealtert sind, wie Kinder.

Dazu die wunderbar herrliche Natur, die mächtige Stadt, in welche die Naturgewalten an allen Enden hineinragen, das Marmarameer, der schöne Bosporus — die Stadt, über die in allen Teilen, wenn man gen Himmel schaut, die Adler und Falken ihre Kreise ziehen, in der Cypressenwälder sich ausdehnen, um die jahrtausendalte meerumspülte Mauern wie Felsen liegen. — Wahrhaftig, es ist ein Glück, hier einmal in diesem wundersamen Leben untergetaucht zu sein.



Litterarische Mitteilungen.

Geschichte der deutschen Kunst.

ir haben schon öfter Gelegenheit gehabt, auf die erfreulichen Fortschritte hinzuweisen, welche die Wissenschaft, die sich dem Gebiete der neueren Kunstforschung zuwendet, gemacht hat. Sind doch die Werke der bildenden Künste neben denen der poetischen Litteratur stets das sicherste Kennzeichen für die Geistesrichtung einer bestimmten Zeitperiode und das charakteristische Merkmal derselben. Die feinste Blüte des öffentlichen Geschmacks spricht sich in ihnen aus, aber auch sein Verfall und seine Entartung treten in den Werken der hervorragendsten Künstler zu Tage. Die Kunstforschung, wie die meisten Forschungen nach dem Ursprunge und der Entwickelung des geistigen Lebens, ist noch jung, und jeder neue Beitrag dazu, der uns von berufenen Händen kommt, wird gern willkommen geheißen, um so mehr, wenn auch die äußere Ausstattung eines solchen Werkes dem Zwecke entspricht und das Verständnis fördert. Nachdem wir durch Schnaase, Kugler, Lübke u. a. mehrere vortreffliche Werke über allgemeine Kunstgeschichte besitzen, ist es durchaus zeitgemäß, daß die einzelnen Gebiete einmal nach den Formen, in welchen die Kunst zur Erscheinung kommt, dann aber auch in Bezug auf die nationale Richtung weiter ausgebaut werden. In letzterer Hinsicht hat neuerdings die G. Grotesche Verlagsbuchhandlung in Berlin ein großartig angelegtes Werk unternommen, welches sich eine **Geschichte der deutschen Kunst** zur Aufgabe gestellt hat. Dieser Gesamttitel ist ja allerdings insofern nicht ganz zutreffend, als es sich nur um die bildenden Künste handelt, aber in anderer Weise wieder sollte damit ganz präcise ausgedrückt werden, daß nicht der territoriale Begriff, sondern das deutsche Wesen in Baukunst, Plastik, Malerei und Kunstgewerbe maßgebend sein soll. Das ganze Werk wird in fünf Abteilungen zerfallen, und es sind bereits die beiden ersten derselben vollendet und in einem starken Doppelbande erschienen. Die erste Abteilung, welche R. Dohme zum Verfasser hat, behandelt selbstverständlich die „Geschichte der Baukunst", und zwar in zwei Hauptabschnitten. Da wird uns zuerst die Frühzeit, die mit dem Zeitalter der Karolinger beginnt, vorgeführt. Aus ihr entwickelt sich die Blütezeit des romanischen Stils. Dann folgt die Periode des Übergangsstils, aus welchem die Gotik sich in all ihrem Glanze und der Mannigfaltigkeit ihrer Formen entwickelt. In der zweiten Abteilung finden wir die neuere Zeit und zwar zuerst die Renaissance, dann Barock, Rokoko und Klassicismus geschildert. Fortgeführt wird diese Geschichte der deutschen Architektur bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, und die Wirksamkeit Andreas Schlüters und seiner künstlerischen Zeitgenossen beschließt dieselbe. Robert Dohme hat sich bereits durch vielfache Publikationen einen so geachteten Namen erworben, daß wir nur bestätigen können, wie auch in dieser neuen Arbeit sich erstaunliche Sachkenntnis, die auf dem genauen Studium der Quellen und der Forschung an den Kunstwerken selbst beruht, dokumentiert, wozu eine überaus klare und prägnante Darstellungsweise kommt, die von des Verfassers richtigem historischen Sinn Zeugnis giebt. Ungemein wirksam wird die Dohmesche Darstellung durch die beigegebenen Abbildungen unterstützt, welche teils in den Text gedruckt, teils als besondere Tafeln eingefügt sind. Auch Papier und Druck entsprechen in würdigster Weise dem vornehmen Charakter des ganzen Unternehmens.

Der zweite Band giebt die „Geschichte der deutschen Plastik" von Dr. W. Bode, dessen Name gleichfalls als Vertreter der neueren Forschung auf dem Gebiete der Kunstgeschichte rühmlich bekannt ist. Auch hier ist in verschiedenen Kapiteln die Entwickelung der Plastik von ihren Anfängen unter den Karolingern

bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts dargestellt. Zwei große Blütezeiten werden in ihrer Entstehung und erfolgreichen Einwirkung besonders hervorgehoben: die erste Blüte im dreizehnten Jahrhundert zeigt uns namentlich Bildwerke aus den Kirchenbauten in den altsächsischen und thüringischen Gegenden. Die Dome zu Naumburg, Magdeburg, Braunschweig und Bamberg sind reich an charakteristischen Werken der damaligen Bildhauerkunst. In der zweiten Blüteperiode tritt uns vorzugsweise Nürnberg mit seinen großen Meistern Vischer und Kraft entgegen. Für den Schluß bilden auch hier wieder Schlüter mit seinen Zeitgenossen und Schadow die Haupterscheinungen. Das Illustrationsmaterial ist gleichfalls in diesem Bande außerordentlich reich und mannigfaltig, und zu den Abbildungen im Texte und größeren Blättern treten auch einige farbige Darstellungen, welche zum Verständnis der künstlerischen Wirkung sehr wertvoll sind. Aus den ältesten Zeiten sind Elfenbeinschnitzereien und Bronzearbeiten abgebildet, später folgen Holzschnitzwerke, Sandsteinfiguren, bis die Mannigfaltigkeit des Materials den Standpunkt der neueren Zeit erreicht.

Am reichsten in Bezug auf die Abbildungen wird, wie es in der Natur der Sache liegt, der nächstfolgende dritte Band werden, welcher die Malerei behandeln soll. Dann folgt im vierten Teile Kupferstich und Holzschnitt, und als fünfte und letzte Abteilung wird Julius Lessing das Kunstgewerbe behandeln. In der That verspricht dies Werk ein wertvoller Beitrag für jede Hausbibliothek zu werden, denn es ist darauf berechnet, dem großen gebildeten Publikum die Geschichte der bildenden Künste in Deutschland in der angenehmsten Weise zu vermitteln und zugleich durch die äußere Ausstattung eine Zierde zu werden.

Litterarische Notizen.

Der Große Kurfürst in Preußen. Roman in drei Abteilungen von Ernst Wichert. (Leipzig, Carl Reißner.) — Es ist nicht das erste Mal, daß Ernst Wichert einen Abschnitt der vaterländischen Geschichte durch seine poetische Kraft belebt, und er hat sich auch bei früheren Gelegenheiten bereits als Meister nach dieser Richtung hin bewährt. Aber ein so umfangreiches Gemälde, wie das vorliegende Werk, hat er bis jetzt dem deutschen Publikum nicht geboten, und es darf von vornherein hinzugesetzt werden, daß er sich dabei der Größe seiner Aufgabe vollkommen gewachsen zeigt. Das äußerliche Detail, welches das Zeitkolorit unterstützt, beherrscht er vollkommen, aber er legt nirgends den Schwerpunkt darauf, sondern betrachtet es nur als Mittel, um die großen geschichtlichen Ereignisse und die darin hervortretenden Charaktere in die richtige Beleuchtung zu bringen; es ist ihm in der That sehr gut gelungen, auch darin die Stimmung der von ihm geschilderten Periode zu treffen. Jenes denkwürdige geschichtliche Ereignis des Ringens um die Oberhoheit des Herzogtums Preußen, die Kämpfe zwischen Schweden und Polen, die Friedensverhandlungen mit der Anerkennung des Großen Kurfürsten als Souverän des Herzogtums, kurzum die Begründung des brandenburgisch-preußischen Staates und was unmittelbar darauf folgte, diese Vorgänge bilden den geschichtlichen Hintergrund, von welchem sich in ungemein belebten, historisch treuen und dabei fesselnd farbenreichen Bildern die Zustände in der engeren Heimat des Dichters abheben. Das ganze Werk zerfällt in drei Abteilungen, deren jede einen besonderen Titel trägt; die erste, „Konrad Born", umfaßt einen starken Band, die zweite, „Der Schöppenmeister", und die dritte, „Christian Ludwig von Kalckstein", je zwei Bände. Selbstverständlich begegnet der Leser einzelnen der hervorragenden historischen Persönlichkeiten immer von Zeit zu Zeit wieder, das eigentliche Romaninteresse knüpft sich an die beiden Geschwister: Konrad Born, den Sohn eines Forstbeamten aus dem Insterburgischen, und seine schöne Schwester Gabriele. Mit der bei ihm bekannten Erfindungsgabe hat es Wichert verstanden, dieses Geschwisterpaar in mancherlei Lebensverhältnisse geraten zu lassen und dadurch den Leser mit den verschiedenartigsten Zuständen jener Zeit bekannt zu machen. Ungemein wirksam ist am Schlusse des Gesamtwerkes der Prozeß gegen Kalckstein erzählt, der als Rebell wider die neue Ordnung der Dinge, aber in der festen Überzeugung, daß er im Rechte sei, schließlich dem Henker verfiel. Für Konrad Born bringt der Schluß des Werkes die Begründung seines Lebensglückes. Unerwähnt darf nicht bleiben, daß in dem Gesamtwerke die Gestalt des Großen Kurfürsten in ihrer machtvollen Bedeutung an der Wendung großer Weltanschauungen ebenso kraftvoll wie überzeugend hervortritt.

Die Familie Darner. Roman in drei Bänden von Fanny Lewald. (Berlin, Otto Janke.) — Auf dem denkwürdigen Hintergrunde der geschichtlichen Ereignisse von 1803 bis 1813 schildert uns Fanny Lewald die Erlebnisse innerhalb der Familie eines reichen Emporkömmlings der Königsberger Kaufmannswelt, und sie hat es in meisterhafter Weise verstanden, in der Persönlichkeit ihres Lorenz Darner die Hauptmomente der historischen Entwickelung jener Zeit gleichsam zu fixieren. Ursprünglich der Sohn eines ländlichen Leibeigenen, empört sich der junge Mensch gegen den rohen Edelmann, der ihm die Geliebte entreißen will, und nachdem er den Bedränger erschlagen, flüchtet er mit dem jungen Weibe nach England, um später, nachdem der Tod ihm die Frau geraubt, in fernen Weltteilen sein Glück zu versuchen. Diese Ereignisse liegen vor dem Beginn des Romans, und der Leser lernt Darner erst als älteren Mann und Vater eines Sohnes aus erster Ehe und zweier reizender Töchter aus zweiter Ehe kennen. Aber seine Vergangenheit geht wie ein roter Faden durch alle späteren Erlebnisse hindurch und wird zum Prüfstein für viele Personen, die mit ihm in Verkehr treten. Inzwischen bietet der Aufenthalt des preußischen Hofes in Königsberg und Memel die Handhabe, um die politischen Ereignisse immer wieder in den Fortgang des Romans zu verflechten. Die Verheiratung des Sohnes mit der Nichte des hochangesehenen Kaufmanns Kollmann, der den einseitigen Bürgerstolz repräsentiert, ferner die Schicksale der beiden Töchter geben Gelegenheit zu mannigfaltigen anziehenden Schilderungen von Personen und Verhältnissen. Schließlich heiratet die eine Tochter des ehemaligen Leibeigenen in zweiter Ehe einen jungen Edelmann aus altem Geschlecht, der mit den adeligen Vorurteilen gebrochen und sein Majorat abgegeben hat. Der Sohn des Kaufmanns Kollmann, der so sehr auf die ererbten bürgerlichen Vorrechte pochte, nimmt eine getaufte Jüdin zur Frau, und somit sehen wir überall, wie veraltete Vorurteile durch rein menschliche Empfindungen durchbrochen werden und aus schweren Prüfungen sich eine neue Zeit emporringt. Die „Familie Darner" gehört zu den wertvollsten Schöpfungen, welche die Romanlitteratur der letzten Zeit hervorgebracht hat, und Fanny Lewald erscheint darin von einer bewundernswerten Elasticität und Frische des Geistes.

Dunst. Roman von Karl Frenzel (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.) — Gegenüber den vielen Ausschreitungen, deren sich die Anhänger der neuen naturalistischen Schule in der Romanlitteratur schuldig machen, berührt es wahrhaft erquickend, in dem vorliegenden Romane einer Dichternatur zu begegnen, die mit vollem Bewußtsein alle extremen Mittel verschmäht und doch der Wirklichkeit unbedenklich und rücksichtslos auf den Leib rückt. Wir alle sehen die Welt im Dunste unserer egoistischen Absichten; unbewußt, ohne daß wir uns darüber Rechenschaft ablegen, sind alle unsere Bestrebungen beeinflußt durch persönliche Wünsche und Anschauungen, und nur in vereinzelten Momenten bricht einmal der volle Strahl reinen Menschtums durch die Wirrnis selbstsüchtiger Verschleierungen. Diese Wahrheit ist in dem Roman in dem Bilde dargestellt, welches die Reichshauptstadt von der Höhe des Kreuzbergs aus gesehen bietet. Schwer, schwärzlichbraun liegt der Dunst über dem Gewirre von Türmen, Kuppeln und Dächern, eine unermeßliche Gleichförmigkeit, eine freud- und farblose Trostlosigkeit, eine Maschinenwelt, aus welcher gleichsam unaufhörlich der Rauch zu dem weißlichblauen eintönigen Himmel aufsteigt. Aber zuweilen zerreißt die Sonne den verhüllenden Vorhang, und eine Flut von Licht verscheucht den Dunst und zeigt für einen Augenblick die Schönheit der Welt. Frenzel hat es verschmäht, den Grundgedanken seines Romans in vielfachen Verkörperungen vorzuführen, es sind nur wenige, aber sehr prägnant gezeichnete Gestalten, durch welche er die Gegensätze in der modernen Gesellschaft kennzeichnet. Da ist die öffentliche Wohlthäterin, der Socialdemokrat, die dem Nützlichkeitsprincip huldigende Abenteurerin, das brave junge Mädchen, das in der Abhängigkeit geläutert wird, und neben diesen Hauptfiguren stehen noch verschiedene, mehr oder weniger ausgeführte Charaktertypen, die alle dazu beitragen, den Grundgedanken des bei all seiner tiefen Gedankenwelt sehr unterhaltenden Romans zur Geltung zu bringen. Für keine der darin geschilderten Richtungen nimmt der Autor Partei, er zeigt vielmehr, daß in allen Repräsentanten der beglückenden Theorien sehr viel Dunst und nur ganz vereinzelte Lichtstrahlen zu erkennen sind. Und gerade darin liegt zugleich das Versöhnende in der Wirklichkeit wie im Roman, daß wir eben kämpfen und streben, immer wieder aufs neue die Arbeit beginnen, welche vielleicht zum Glück, jedenfalls zu neuen Illusionen führt.

Breide Hummelsbüttel. Roman von Detlev v. Liliencron. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Eine ungewöhnliche poetische Kraft spricht aus diesem Werke. Der Dichter hat seinen Stoff den ihm offenbar vertrauten Verhältnissen des holsteinischen Adels entnommen, und jede seiner Gestalten ist ein interessantes Charakterbild, wenngleich fast jede derselben auch eine psychologische Abnormität ist. Der

Held der Geschichte ist ein maßloser Verschwender, seine Frau eine so heftige Natur, daß sie bei Aufregungen in Krämpfe verfällt, und der Vetter des Helden, der Majoratsherr, ein Mensch, der an religiösem Wahnsinn leidet. Nur die Schwester des Helden, Fürstin Trauttenberg, ist eine edle Frauenseele, die zwischen den vielen Wirrnissen ausgleichend steht. Unglückliche Zufälle spielen daneben eine große Rolle. Liliencrons Eigenart erinnert oft an Henrik Ibsen; darin, daß er nicht an eine organische Entwickelung, sondern an eine Revolution der Litteratur glaubt, schließt er sich Karl Bleibtreu an. Es ist doch ganz selbstverständlich, daß die jüngeren Dichter die psychologischen Erkenntnisse der neueren Zeit mit besonderer Vorliebe verwerten, darin liegt der charakteristische Zug dieser litterarischen Richtung; aber dabei giebt es kleine und große Talente unter ihnen. Detlev v. Liliencron hätte nicht nötig, sich auf die Merkmale dieser neuesten Schule zu berufen, denn in seiner Natur lebt dasjenige, was glücklicherweise an keine Zeit gebunden ist, wenn es auch die Signatur einer bestimmten Zeitrichtung trägt.

Der Zauber des Königs Arpus. Humoristischer Roman aus der römischen Kaiserzeit von Wilhelm Bölsche. (Leipzig, Carl Reißner.) — Eine originelle Idee, einen humoristisch-archäologischen Roman zu schreiben. Im Grunde handelt es sich um eine Bierreise im großen Stile. Zwei Freunde, Faustinus und Fuskus, lernen durch Zufall das damals wohl kaum noch vorhandene Hopfenbier auf der Villa des Fuskus zu Tibur kennen und beschließen, dasselbe an der Quelle, am Hofe des Königs Arpus, der in der Gegend haust, wo der Main sich in den Rhein ergießt, aufzusuchen. Ein germanischer Sklave begleitet sie nach seiner Heimat, und eine schelmische römische Dienerin, welche dem plumpen Germanen zugethan ist, schließt sich verkleidet dem Gefolge an. So ist von Anfang an neben dem Interesse für den Hopfentrank doch auch die Liebe mit im Spiele, und später im Chattenlande fühlt auch Faustinus die Allgewalt Amors, die ihn zu der Tochter des römischen Legaten in Moguntiacum zieht. Die drolligen Abenteuer, welche die Römer dort während eines Überfalles der Chatten zu bestehen haben, geben das beste Zeugnis für die Erfindungsgabe des Dichters, dessen Talent sich überhaupt in dem ganzen Werke frisch und vielverheißend zu erkennen giebt. Schade nur, daß er hier und da aus seiner Erzählung persönlich heraustritt, um dem Leser unter anderem zu erklären: „mit aller Koketterie eines Lieutenants aus unseren Tagen“, oder „der Ritter sang wie Richard Löwenherz“ und dergleichen mehr.

Der siebzehnte Band des dritten Jahrgangs von Engelhorns Roman-Bibliothek brachte vor einiger Zeit die Künstlergeschichte **Der Genius und sein Erbe** von Hans Hopfen. Als der Roman „l'Œuvre“ von Zola bekannt wurde, stimmten selbst seine Gegner mit den Verehrern darin überein, daß die Grundidee von der befruchtenden Kraft des wahren Genies, welche den Neid der minder begnadigten Talente weckt, in ganz neuer packender Weise behandelt sei; denselben Vorzug besitzt Hopfens Novelle und zwar durchaus nicht als Nachahmung, sondern in völlig eigenartiger Erfindung und noch besonders dadurch charakteristisch für den deutschen Dichter, daß die Treue und das künstlerische Verständnis eines begabten liebenden Mädchens den Konflikt zu einem versöhnenden Ausklang bringt. Das fesselnde Erzählertalent Hopfens leidet im Anfang etwas durch Breite, während der Schluß wohl eine gedehntere Ausführung hätte vertragen können.

Einen etwas getrübten Eindruck hinterläßt die Erzählung **Aus der Praxis** von Wilhelm Walloth (Leipzig, Wilhelm Friedrich), weil man nicht recht begreift, wie ein begabter Schriftsteller sich darin gefallen mag, Raffinement mit Originalität zu verwechseln und ganz absonderliche Probleme hervorzusuchen, während doch in Bezug auf die mannigfaltigen Erscheinungen des wirklichen Lebens noch so viel zu thun bleibt. Das Grundmotiv der Erzählung bildet eine Erbschaftsklausel, wonach ein junges Mädchen, sobald sie sich verheiratet, große Reichtümer erhalten soll. Sie geht zu einem Arzte und läßt sich einen todkranken Menschen bezeichnen, den sie zum Manne nimmt, um dann ihre gleichfalls kranke Mutter besser pflegen zu können. Aus diesen ungesunden Anfängen entwickelt sich eine Kette von weiteren seltsamen Vorgängen, und schließlich hat man nur das bedauernde Gefühl, daß hier ein wirkliches Talent an einer unsympathischen Aufgabe seine Begabung dokumentiert hat.

Zwei sehr empfehlenswerte Novellensammlungen sind vor einiger Zeit aus dem Verlage von Gebr. Paetel in Berlin hervorgegangen. Bei der ersten, die den Titel **Bei kleinen Leuten** führt, genügt schon der Name des Verfassers Theodor Storm, um die günstigste Meinung hervorzurufen. Das Bändchen enthält nur zwei Stücke: „Bötger Basch“ und „Ein Doppelgänger“, deren jedes das liebevolle Eingehen des Dichters auf die menschliche Natur auch unter den unscheinbarsten äußeren Verhältnissen und zugleich seinen gemütvollen Erzählerton im vollsten Maße zu erkennen giebt. — Die zweite Sammlung: **Allerlei Schicksale** betitelt, hat Wilhelm Berger zum Verfasser, der den Lesern der

Monatshefte durch seine sauber ausgeführten und von psychologischem Scharfblick zeugenden Erzählungen vorteilhaft bekannt ist.

* *
*

Wir wissen nicht, ob nicht schon einen Tag nach der Zerstörung des Turmes zu Babel sich jemand hingesetzt hat, um die Menschen, die sich plötzlich nicht mehr verstanden, mit Hilfe einer Universalsprache wieder brüderlich näher zu bringen. Als das Lateinische die Welt beherrschte, kam wohl niemand auf diesen Gedanken; erst als das Lateinische aufgehört hatte, selbst die Gelehrtensprache zu sein, wurde die „Möglichkeit" einer Weltsprache hier und da erörtert. Leibnitz' Ansichten darüber sind bekannt. Es ist noch nicht lange her, als wir im „Volapük" eine solche Weltsprache entstehen und geräuschlos vergehen sahen; heute tritt ein neuer Prophet auf diesem Felde auf. Pasilingua nennt der Herr Verfasser Steiner seine Erfindung. (**Eine Gemein- oder Weltsprache. — Elementargrammatik nebst Übungsstücken zur Gemein- oder Weltsprache. — Betrachtungen über die Idee einer Weltsprache im allgemeinen und das System der Pasilingua insbesondere. — Zur Universalsprache.** Kritische Studie über Volapük und Pasilingua von H. Moser. [Neuwied, Heusers Verlag].) — Wenn auch der geistvolle Erfinder und sein Mitkämpfer durchaus nicht die bestehenden Sprachen totmachen wollen und ihre Pasilingua nur als Verständigungsmittel unter den Kulturvölkern ansehen, so dürfte dieser Versuch doch scheitern. Bei schriftlicher Verständigung wird immer eine vorhandene Sprache ausreichen: kann eine bloß erfundene Sprache die Eigenheiten des einzelnen Idiomes in sich vereinigen? Da käme die Menschheit auf die kindlichsten Satzbildungen wieder hinaus. Und die Pasilingua im mündlichen Verkehr? Auch da ginge es nicht, beim besten Willen. Man lasse einen Engländer, einen Franzosen und einen Deutschen einmal eine Ode des Horatius vortragen: der Hörer vernimmt drei Arten von Latein; wie fremd klingt beispielshalber für deutsche Ohren das Wort „sum" von französischen Lippen. Auch die Pasilingua kann gegen diese natürlichen Schranken nicht ankämpfen. Und ihre Grammatik ist wohl kaum mehr als eine geistvolle Spielerei zu nennen. Der erste Vers aus Heines „Lorelei" lautet in dieser Kunstsprache:

Mi ignorar, quán signifáre, quod éro mi ita tristó
quod wórtas de úna legénda non quittar min. sénsis sorró —

Wer mit der lateinischen Sprache und den romanischen vertraut ist, wird diesen Vers für — verdorbenes Spanisch halten, und auch „klassisch" gebildete Deutsche würden ihn im Munde eines Franzosen kaum verstehen. Die Universalsprache wird das Schicksal der Quadratur des Kreises teilen: „es wär so schön gewesen", aber der Traum ist unerreichbar.

* *
*

Um ein in jeder Weise vortreffliches Werk zu stande zu bringen, haben sich der Dichter Eduard Paulus und der Maler Robert Stieler vereinigt; ihr Buch betitelt sich: **Aus Schwaben.** Schilderungen in Wort und Bild. Die Illustrationen in Holzschnitt ausgeführt von Ad. Cloß. (Stuttgart, A. Bonz und Comp.) Kurz und anschaulich geben uns die drei ersten Kapitel ein Bild von der Geschichte Schwabens, mit besonderer Rücksicht auf Kunst und Altertümer. In den folgenden vier Kapiteln erhalten wir mit poetischer Feinheit ausgeführte Schilderungen des Landes, deren Reiz durch die beigegebenen ausgezeichneten Holzschnitte erhöht wird. Reisenden, welche diese älteste Stätte deutschen Lebens und Geistes besuchen, wird der vornehm ausgestattete Band ein angenehm belehrender Führer sein; aber auch denjenigen, die fern und daheim bleiben müssen, wird diese kunstvolle Art landschaftlicher Darstellung einen hohen Genuß bereiten.

Einem ähnlichen Zwecke dient, nur bescheidener in Umfang und Ausstattung, gleichsam ein Katalog, das Schriftchen: **Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar.** Von Robert Keil. (Weimar, A. Huschkes Buchhandlung.) Es läßt sich zu seiner Empfehlung nur sagen, was der Verfasser selber im Vorworte ausspricht: „Möge das Büchlein den Besuchern desselben die geweihten Räume durch Erinnerungen an unseren großen Dichter und seine Zeit beleben; möge es ihnen als eine Erinnerung an die weihevollen Stunden im Goethehause und allen Verehrern Goethes als ein kleiner Beitrag zur Geschichte der großen Zeit von Alt-Weimar willkommen sein." Wer das Goethe-Museum besuchen will, wird gut thun, vorher erst dieses Büchlein zu Rate zu ziehen, damit ihm nicht das Wichtigste entgeht, wie das meist zu geschehen pflegt bei planlosen Forschungs- oder Erholungsreisen.

* *
*

Amor und Psyche. Ein Märchen aus dem Apulejus übersetzt von A. Mosbach. (Berlin, G. Grotesche Verlagshdlg.) — Die Übersetzung ahmt genau die Eigenheiten des Urtextes nach und kann in ihrer Art ein rühmliches Muster genannt werden. Freilich fällt — wofür den Übersetzer nicht die Schuld trifft — um so mehr der Unterschied zwischen Form und Inhalt auf: man empfängt den Eindruck, als sähe man ein schönes Dorfmädchen vor

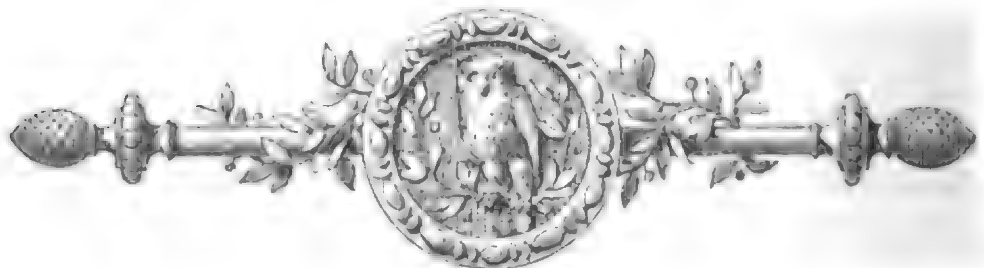
sich, geschminkt, mit Edelsteinen überladen, und dabei barfuß! Wie lieblich einfach mag dieses griechische Märchen von griechischen Lippen wohl zu Herodots oder auch Platons Zeiten geklungen haben? Erwähnt sei, daß, nach dieser klassischen Einfachheit strebend, zugleich den Charakter des Märchens beibehaltend, mit symbolischer Beziehung auf das Erdenleben als solches, eine Neubearbeitung dieses unverwüstlichen Stoffes in einer der Diamantausgaben des gleichen Verlages erschienen ist, unter dem Titel „Eros und Psyche“. Ebenso dürfte Hamerlings „Amor und Psyche“ (Hamburg, J. F. Richter) bekannt sein, der in der poetischen Ausführung sich wieder enger an Apulejus anschließt.

Von A. v. Dürings Übersetzung der **Werke Geoffrey Chaucers** liegt der dritte Band vor. (Straßburg, K. J. Trübner.) Derselbe enthält den zweiten Teil und Schluß der Canterbury-Geschichten, eine Würdigung dieses noch immer lebendigen Werkes und eine Reihe von Anmerkungen, welche sich au[illegible] die notwendigen Erklärungen beschränken. [illegible]e Übersetzung ist eine glänzende Leistung und den Thaten eines P. Heyse, Bodenstedt und anderer auf diesem Gebiete würdig an die Seite zu stellen.

Wenn eine ernste Dichtung in reimlosen Fünffüßlern es binnen kurzem zu vierundzwanzig Auflagen bringt, so ist dies wohl in der Zeit des Romanes ein Wunder; und doch hat Edwin Arnolds „The light of Asia“ diesen Erfolg errungen, welche jetzt in einer leider nicht ganz formvollendeten Übersetzung A. Pfungst uns wiedergiebt: **Die Leuchte Asiens oder die große Entsagung** [Mahabhinischkramana]. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) In die überschwenglichen Lobhymnen vieler englischer Blätter wird die deutsche Kritik nicht verfallen; das Interesse bei John Bull für dieses Epos rührt wohl wesentlich daher, weil ihm hier zum erstenmal in annehmbarer und angenehm sinnfälliger Form eine Darstellung des indischen Geisteslebens in seiner höchsten Reinheit geboten wird: den Inhalt der Dichtung bildet nämlich das wohbekannte Leben Buddhas, das von einem buddhistischen Mönche erzählt wird. Einzelne Gesänge und „Schilderungen“ sind von wundersamer Schönheit; aber das ganze Werk verlangt geduldige Leser. Wem daran liegt, auf ... bequemste Weise ein Bild indischer Weltanschauung zu gewinnen, die uns ja seit Schopenhauer, Lassen, Köppen, Wurm und anderen nicht mehr ganz fremd ist, der möge an dieser „Leuchte Asiens“ nicht teilnahmlos vorübergehen.

* * *

Das Geheimnis von Wagram und andere Studien. Von K. Bleibtreu. (Dresden, E. Piersons Verlag.) — Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Dichter, der nie auf dem Pferde gesessen, niemals einen Säbel geschwungen hat, der allerdings aber der Sohn des berühmten Schlachtenmalers ist, so schön über Taktik zu plaudern weiß. Gerade diejenigen, die nichts von Kriegswissenschaft verstehen, werden an dieser derb plastischen Darstellung Gefallen finden. Wenn übrigens der Verfasser in seiner Studie „Von Roßbach bis Sedan“ sagt: „Der Beginn eines feindlichen Offensivstoßes en masse u. s. w. ist allein für Reitervorstöße zu empfehlen“ — so ist das wohl zu kühne Dichterbehauptung. Viel Widerspruch in wissenschaftlichen Kreisen wird der beigegebene Aufsatz über das Nibelungenlied erregen; er illustriert gleichsam poetisch ein Werk Wöbers: „Die Reichensberger Fehde und das Nibelungenlied“, und entrollt uns ein Seelengemälde des nach diesem nun gefundenen Dichters. Auch diese litterarhistorische Phantasie liest sich sehr angenehm. Das Buch verdient als „Emanation“ eines eigenartigen Geistes empfohlen zu werden.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Verlagshandlung A. Hofmann & Comp.
in Berlin W., Kronenstr. 20.

D urch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ein nationales Prachtwerk ersten Ranges,
das gesammte Gebiet der Marine behandelnd.

Zur See

herausgegeben von **v. Henk**, Vic Admiral z. D.
unter Mitwirkung von
Contre-Admiral a. D. **Werner**, Hauptmann **v. Wedell**, Comm.-Capitain **v. Wedell-Jarlsberg**
und mehreren deutschen See-Officieren,
illustrirt von
Professor **A. v. Werner**, Marinemaler **Riethe**, **Lindner**, **Ploß**, **Krickel** und Anderen.

Preis in Prachtband gebunden, gr. Folio-Format, 50 Bogen stark, mit 400 Original-Illustrationen **75 Mark.**
Auch in 12 einzelnen Lieferungen zu beziehen, à 5 Mark, je nach Belieben
wöchentlich — halbmonatlich — monatlich.

Neue industrielle Zeitschrift.

Verlag von Baumgärtner's Buchhdlg. in Leipzig.

Probehefte gratis.

Erster Jahrgang 1887.

Abonnements nehmen alle Postämter, sowie Buchhandlungen entgegen.

Uhland's Wochenschrift für Industrie und Technik.

Industrielle Rundschau. — Technische Rundschau.

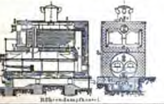
Eine Industriezeitung für Alle.

Herausgegeben von **W. H. Uhland,** Civilingenieur, Gohlis-Leipzig.

Wöchentl. eine Nummer mit 2 bis 2½ Bogen Text mit vielen Textfiguren u. 2 bis 4 [illegible]

Preis vierteljährlich 5 Mark.

„Uhland's Wochenschrift", äusserst reich illustrirt und wohl die vielseitigste und reichhaltigste Zeitschrift industrieller Richtung, welche gegenwärtig in deutscher Sprache erscheint, bildet eine Ergänzung zu jeder Fachzeitschrift und empfiehlt sich deshalb für alle Industriellen und Gewerbetreibenden zur schnellen Orientirung über die Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der Industrie und Technik.



Versand-Geschäft Mey & Edlich

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Alle Aufträge von 20 M. an werden portofrei ausgeführt.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst umgetauscht.

Kaisermäntel und Havelocks.

Kaisermantel.

Vorräthig in 7 Grössen, und zwar:

Grösse I.
Brustumfang 88 ctm.
Hintere Länge 125—130 „

Grösse II.
Brustumfang 92 ctm.
Hintere Länge 125—130 „

Grösse III.
Brustumfang 96 ctm.
Hintere Länge 130—135 „

Grösse IV.
Brustumfang 100 ctm.
Hintere Länge 135—140 „

Grösse V.
Brustumfang 104 ctm.
Hintere Länge 135—140 „

Grösse VI.
Brustumfang 108 ctm.
Hintere Länge 140—145 „

Grösse VII.
Brustumfang 112 ctm.
Hintere Länge 140—145 „

Der Brustumfang ist unter den Armen gemessen.

Stoffproben
versenden wir
unberechnet und portofrei.

Havelock.

No. 271. **Kaisermantel,** zweireihig, aus **graubraunem, starkem, wetterfestem Loden,** mit warmgefütterten Mufftaschen und Steinnussknöpfen. Vorzüglich bei Reisen im offenen Wagen, wie auch bei nasser Witterung. M. 35,—.

No. 273. **Kaisermantel,** zweireihig, aus **braunem, reinwollenem Doppel-Cheviot,** mit warmgefütterten Mufftaschen und Steinnussknöpfen. Elegant und sehr warm. M. 43,25.

No. 275. **Havelockmantel** mit Pellerine, aus **braunem, reinwollenem Diagonal-Cheviot;** Steinnussknöpfe; Pellerine mit wollenem Atlas gefüttert. Zum Reise- und Stadtgebrauch gleich praktisch. M. 28,—.

No. 278. **Havelockmantel** mit Pellerine, aus **feinem braunem Velour-Cheviot;** Büffelhornknöpfe; Pellerine mit wollenem Zanella gefüttert. Weich, warm und sehr elegant. M. 41,75.

No. 280. **Havelockmantel** mit Pellerine und vier Taschen, aus **grauem, reinwollenem, feinstem Düffel;** Pellerine mit wollenem Zanella gefüttert Höchst eleganter, warmer Mantel. M. 56,50.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

HARVARD COLLEGE NOV 17 1887 LIBRARY.

Braunschweig

Druck und Verlag von George Westermann

Inhalt.

Seite

Adolf Stern: Des Vaters Tagebuch. Novelle. II. (Schluß) . . 145

A. Woldt: Adolf Bastian 166
Mit einem Porträt Adolf Bastians.

Eduard Kaempffer: Die Marmorbrüche von Carrara 177
Mit zwölf Abbildungen nach Originalzeichnungen von Eduard Kaempffer in Düsseldorf: Weg nach Avenza. — An der Marina. — Ruhende Ochsen. — Aus Carrara. — Weg in den Ölbergen. — Siesta. — Karre zum Transport der Marmorblöcke. — Transport der Marmorplatten durch Maultiere. — Transport von Marmorblöcken durch Ochsengespanne. — Transport der Marmorblöcke mit Tauen (Lizza). — Flicken des Lizzaseiles. — Zersägen der Marmorblöcke.

Fanny Lewald: Erinnerungen. Fürst Hermann v. Pückler-Muskau und Bruchstücke aus seinen Briefen an sie. II. (Schluß) 190
Mit einem Porträt des Fürsten Hermann v. Pückler-Muskau als Greis.

A. Hauschner: Durch Vermittelung. Novelle. I. 201

Gerhard Rohlfs: Insel und Stadt Sansibar 1885. II. (Schluß) 218
Mit neun Abbildungen nach Originalaufnahmen des Photographen Hintzmann in Sansibar gezeichnet von O. Schulz in Weimar: Am Hafen von Sansibar. — Blick von Mbueni. — Ansicht der Stadt Sansibar von Norden. — Harem, Audienzsaal und Stadtturm des Sultans. — Neuer Palast des Sultans. — Am Staden von Sansibar. — Kegelbahn auf dem O'Swaldschen Hause. — Die englische Kirche. — Nasimoya.

Otto Gumprecht: Johannes Brahms. II. (Schluß) 233

Helene Böhlau: Harmlose Skizzen aus Konstantinopel. II. Die Hunde in Konstantinopel 244

Gustav Weisbrodt: Wiener Leben vor hundertfünfzig Jahren 259

Litterarische Notizen 266
Meyers Konversationslexikon. — Kunstgeschichte des Mittelalters. Von Franz v. Reber. — Albrecht Dürer. Von L. Kaufmann. — Friedrich Overbeck. Von Margaret Howitt. — Studien zur Kunstgeschichte. Von Robert Vischer. — Barock und Rokoko. Von Paul Schumann. — Kleine Schriften zur Kunst. Von Heinrich Meyer. — Festrede zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Ruprecht-Karls-Hochschule zu Heidelberg. Von Kuno Fischer. — Geschichte der Universität Heidelberg. Von August Thorbecke. — Geschichte der griechischen Litteratur. Von Ferdinand Bender. — Geschichte der russischen Litteratur. Von A. v. Reinholdt. — Geschichte der skandinavischen Litteratur. Von Ph. Schweitzer. — Volkstümliches in Ostpreußen. Von E. Lemke. — Sagen der Hohenzollern. Von O. Schwebel. — Preußisches Bilderbuch. Von Karl Koberstein. — Litteratur des In- und Auslandes über Friedrich den Großen. Von Max Baumgart. — Bibliotheca Germanica. Von Alwin Weise. — Seelenrätsel. Von W. Walloth. — Die Frau des Arbeiters. Von Friedrich Friedrich. — Brockenteufel. Von Wilhelm Roeseler. — Lieder und Bilder. Von J. J. Honegger. — Luxustheater und Volksbühne. Von Hans Herrig. — Zur Geschichte des Liebhabertheaters. Von Robert Falk.

Litterarische Neuigkeiten III

Anzeigen IV

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.

Des Vaters Tagebuch.

Novelle
von
Adolf Stern.

II.

Es war Nachmittag — der große Marktplatz von Gernsbach mit dem kleinen altertümlichen Rathaus ward noch voll von der Sonne beglänzt, als Konrad Werner über ihn hinschritt und sich auch dies Bild einprägte. Er wollte jetzt das Haus sehen, das vor Zeiten dem Rechtsanwalt Hillern gehört hatte, und danach irgend einen Versuch machen, seine Bekanntschaft von diesem Morgen fortzusetzen. Es schien ihm zu thöricht, sich hundert Bilder von dem Wesen und Schicksal des Mädchens zu schaffen, während er vielleicht nur nötig hatte, bei der Frau seine[illegible]rtes oder irgend einem der Laden-i[illegible] nach der jungen Musiklehrerin zu [illegible]agen. Indem er den Weg, den ihm der Kronenwirt bezeichnet hatte, fortsetzte und selbst unfreien Gemüts, wie er in doppelter Hinsicht war, die malerische Lage des alten Städtchens bewunderte, sann er über die beste Art nach, Näheres von dem jungen Mädchen zu erfahren. Dazwischen empfand er die Nachwirkung dessen, was er zuletzt im Tagebuch seines Vaters gelesen hatte, und mußte sich fragen, ob der bedrängte und verzweifelnde Mann damals nicht über das gleich heiße und holprige Pflaster gewandelt sei, über welches er selbst jetzt mit festeren Schritten hinging. Er fragte unterwegs zweimal nach dem Haus „Zum Blumenkorb", erhielt jedesmal freundlichen Bescheid, erweckte aber auch jedesmal die Neugier, was der stattliche Fremde in dem kleinen Hause zu suchen habe. Ohne zu fragen, erfuhr Konrad Werner, daß das Haus jetzt von einem Gerichtsbeamten mit seiner jungen Frau bewohnt werde und daß er nur noch hundert Schritte bis dorthin habe — „dort, Herr, wo eben Herr Doktor Haber am Gartenthor anklingelt! — Sie können wahrlich nicht fehlen!" So ernst ihm im Grunde zu Mute war, so mußte er doch über die Vertraulichkeit des wackeren Bürgers, den er um den Weg befragt, lächeln. Er näherte sich dem

Grundstück, auf welches der Gernsbacher hingezeigt, mit natürlicher Spannung, aber zögernden Schrittes, um nicht gerade in nächster Nähe zu verweilen, während ein Besucher noch vor der Thür stand. Ehe er indes die Hälfte des kurzen Wegs zurückgelegt hatte, war die Gartenthür geöffnet worden, Doktor Haber verschwunden, Werner konnte an der grünen Hecke, welche das Besitztum umschloß, langsam hin- und wiedergehen und das hübsch gelegene, schon ein wenig verwitterte Haus mit gespannter Teilnahme anschauen. Hinter den Gardinen des oberen Geschosses zeigte sich niemand; er durfte sich für unbeobachtet halten und umschritt, soweit es die Nachbargärten gestatteten, das kleine Grundstück. Die Aprikosenspaliere, die sein Vater gesehen, waren noch vorhanden; aus dem hinteren Garten, dessen lebendiger Zaun niedriger war als der nach der Straße, leuchteten auch Levkojenbeete, und der würzig süße Duft derselben, den Herr Konrad eigentlich nicht liebte, zog zu ihm herüber. Er weilte jetzt ganz in der Vergangenheit, und es war ihm, als ob mit der kühleren Luft und den ersten farbigen Streifen, die sich an dem blauen Septemberhimmel zeigten, die Stimmung des gestrigen Abends über ihn käme. Er wandte sich eben im träumerischen Hinsinnen wieder zur Landstraße, als er mit einemmal betroffen den Kopf zurückwarf und stehen blieb. Aus dem Garten, just hier, wo die Hecke so hoch und so dicht wucherte, daß er nichts wahrzunehmen vermochte, schlug eine Stimme an sein Ohr — eine weibliche Stimme, die er heute schon einmal gehört hatte, die ihm seit dem Morgen in Ohr und Seele nachklang. — Es war ja unmöglich, daß er diese Stimme hier hörte — gerade hier und eben jetzt; und daß er sie zu vernehmen glaubte, bewies ihm nur aufs neue, daß ihn mitten im Traum von vergangenen Tagen der Gedanke an das fremde Mädchen nicht verlassen hatte. Er fühlte eine glühende Schamröte über seine Schwäche aufsteigen, wollte ärgerlich seine Schritte beschleunigen und blieb dennoch stehen und lauschte. Jetzt hörte er, deutlicher als zuvor, eine Frauenstimme, und schon meinte er zu wissen, daß ihn seine unruhige Phantasie getäuscht habe. Noch einen Augenblick — da — da klang sie wieder, und diesmal wußte er bestimmt, daß es ihre Stimme sei. Blitzschnell sagte er sich in Gedanken, daß er jetzt entweder schleunigst entfliehen oder über sich ergehen lassen müsse, was nun kommen solle. Und dann stand er wie angewurzelt in dem schmalen Pfad zwischen zwei Gartenzäunen, drückte sich, soweit es ohne Geräusch geschehen konnte, an jenen des Hauses „Zum Blumenkorb“ heran und verlor kein Wort von der Erwiderung, welche die Unbekannte von heute morgen dem Mädchen oder der Frau gab, die vorher gesprochen hatte.

„Gute Nacht noch einmal, Gertrud! Sei guten Muts — Doktor Haber versicherte mir ernstlich, daß für Ada nichts zu befürchten ist. Ich werde morgen einen Sprung herkommen, um zu sehen, wie es geht, aber du darfst wirklich ganz ruhig sein, Ada wird sich rasch genug erholen.“

„Und warum willst du nicht zum Thee bei mir bleiben, Susanne?“ fragte wieder die andere Frauenstimme dagegen.

„Ich habe Mama versprochen, ihr entgegenzugehen. Sie ist mit ihrer alten Freundin, der Frau Aurach, nach der Elisabethquelle in Rothenfels gefahren; es that ihr leid, daß ich nicht teilnahm, aber sie gab zu, daß ich nach Ada fragen müßte — ich muß aufbrechen, sonst begegne ich dem Wagen erst bei der Einfahrt in die Stadt. Ich sollte eigentlich längst auf dem Wege sein.“

Ohne sich zu besinnen, verließ Konrad Werner seinen Platz. Er hörte, daß das Gespräch der jungen Damen noch fortgesetzt wurde, aber er brauchte nicht mehr zu lauschen. Noch einmal blickte er von der Straße aus nach dem Hause hinüber, das so schicksalsvoll für seinen Vater gewesen und nun auch für ihn eine Bedeutung, er wußte nicht welche, erhielt. Ein paar

spielende Knaben fragte er um die Straße nach Rothenfels; sie wiesen ihn rasch zurecht. Im Licht der niedergehenden Sonne schlug er den Weg ein, den die Buben ihm gezeigt hatten. Er wollte nicht eher rückwärts sehen, als bis er weit draußen sei und sein ungestüm schlagendes Herz sich ein wenig beruhigt habe. Er fühlte eine fremde Macht über seinem Leben. Im Grunde war's zum Lachen, daß er dem unerklärlichen Drang nachgab, und noch mehr zum Lachen, daß er sich jetzt, wo er den Namen des Mädchens, Susanne, erlauscht hatte, ihr um so viel näher und vertrauter fühlte, daß er hier zwischen den letzten kleinen Häusern dahinstürmte, um ihr demnächst zu begegnen. Allein er lachte nicht — er mußte sie sehen, sprechen, mußte erfahren, was es sei, das ihm so plötzliche, ja gewaltsame Teilnahme für dies Mädchen eingeflößt hatte. Noch einmal schwirrten alle die Gedanken durch sein Hirn, mit denen sich der junge Mann seit dem heutigen Morgen herumgeschlagen, dann gingen sie unter in dem dumpfen Gefühl der Erwartung — das Nächste mußte ja doch sein, daß er Fräulein Susanne ansprach und zum Sprechen bewegte.

Konrad Werner hatte mit unaufhaltsamem Schritt wohl eine Viertelmeile zurückgelegt, ohne auf die Umgebung zu achten, ohne es selbst wahrzunehmen, daß sein Weg immer aufwärts stieg. Erst jetzt, auf mäßiger Höhe, jenseits deren die Straße sich wieder langsam hinabdehnte, schöpfte er Atem und blickte, nachdem er sich überzeugt, daß von dorther noch kein Wagen auftauche, nach Gernsbach hin zurück. Es war ungefähr um die Stunde, in der er gestern in dem Städtchen angekommen war — die Sonne stand tief im West, aber erhellte noch den ganzen Abendhimmel und das Thalgeländ zu seinen Füßen. Rechts vor ihm dehnten sich in reizvollem Wechsel Feldstücke und Wiesen zwischen der Straße und der Murg, links waldbestandene Anhöhen, die sich nach Rothenfels hinzogen; die Berge nach Eberstein hinüber, auf denen er am Mittag verweilt, schlossen das farbige Bild ab. Konrad Werner atmete tief auf, der Gegensatz zwischen der hellen Abendstille und der bangen Schwüle in ihm selbst kam ihm zum Bewußtsein. Wie leis, kaum sichtbar, wiegten sich Halme und Baumwipfel im ersten abendlichen Hauch, wie wundersam verschwammen alle Laute fernen Lebens und der sonnigen grünen Einsamkeit, wie ungestüm klopften seine Pulse, wie unruhvoll und gespannt war ihm zu Mut, wie mußte er sich zwingen, langsam und scheinbar gleichmäßig schlendernd, den Rückweg anzutreten, ihr entgegen. Jeden Augenblick war er gefaßt, die schlanke Gestalt in der Ferne auftauchen zu sehen, und als sie ihm plötzlich bei einer Wendung des Weges, keine zwanzig Schritt von ihm entfernt, gegenüberstand — sie hatte einen Pfad durchs Gehölz eingeschlagen, der ihren Weg kürzte — behielt er kaum so viel Fassung, sie schicklich zu grüßen. Aber auch seine unerwartete Erscheinung fesselte ihren Fuß, jedes von den beiden sah im fremden, fühlte im eigenen Gesicht verräterische Glut emporschlagen — am Ende war es das Mädchen, welches zuerst die gesellschaftliche Haltung wiedergewann und Miene machte, mit flüchtigem aber freundlichem Gruß an dem jungen Manne vorüberzuschlüpfen. Jetzt aber klang Konrad Werners Stimme an ihr Ohr:

„Guten Abend, gnädiges Fräulein! Es ist ein unerwartetes Glück für mich, daß ich Ihnen zum zweitenmal begegne und Ihnen meinen Dank für Ihre gute Weisung zum ‚Blumenkorb‘ aussprechen kann!“ Er fühlte wohl, wie dünn der Faden sei, den er anzuknüpfen suchte, und setzte sogleich mit einer gewissen Hast hinzu: „Ich bitte auch um Verzeihung, daß ich mich Ihnen heute morgen nicht vorgestellt habe: Gutsbesitzer Konrad Werner vom Lindenhof an der Bergstraße!“

Weniger diese Vorstellung, als der stumm bittende Blick, welcher aus seinem Auge auf sie fiel, verhinderte, daß sie weiter ging. Sie dachte nicht daran, ihm ihren Namen zu nennen, aber selbstver-

gessen sagte sie: „Sie sind jedoch noch nicht in dem Hause ‚Zum Blumenkorb‘ gewesen, und das ist gut, denn die junge Frau des jetzigen Bewohners ist eben krank —“

Sie unterbrach sich; Konrad Werner hatte mit innerlichem Aufjauchzen den kurzen Worten gelauscht, die ihm verrieten, daß auch sie seiner gedacht und im ‚Blumenkorb‘ nach ihm gefragt habe. Mutiger als zuvor sagte er:

„Ich wollte das Haus nur von außen sehen, Fräulein! Es sind alte Erinnerungen, die niemand angehen als mich — — aber ich darf Sie hier nicht aufhalten, vielleicht gestatten Sie, daß ich Sie ein Stück Weges begleite?“

Sie antwortete nichts, aber sie ging langsam weiter und duldete ohne Zürnen, ohne ängstliche Miene, daß der junge Mann an ihrer Seite blieb. Sie erwartete offenbar eine weitere Ansprache seinerseits, und er, der ihr so viel zu sagen hatte, brachte mühsam und stockend die Frage hervor, wohin sie ihre Schritte lenke? Ihre Erwiderung kannte er im voraus, aber er erfreute sich doch wieder am weichen Klang ihrer Stimme und griff das Wort des Mädchens von ihrer Mutter auf.

„Sie leben mit Ihrer Frau Mutter allein — haben nur noch Ihre Mutter?“ fragte er und setzte auf ihre stumme Bejahung hinzu: „Sie sind immer noch glücklicher als ich — ich verlor meine Mutter früh und meinen Vater vor einem Jahre.“

Sie sah ihn teilnehmend an und ward sich dabei aufs neue bewußt, welch ein frischer, prächtiger, einnehmender Mann der junge Landwirt sei. Im Grunde war dieser Gang an der Seite eines Wildfremden gegen die Sitte, und doch blieb sie ohne alles Bangen neben ihm. Sein Gesicht, sein Auftreten gaben ihr die Gewähr, daß sie nichts wage, und wenn sie sich doch ein wenig befangen fühlte, so mußte daran etwas anderes schuld sein als die Überlegung, daß sie Herrn Konrad Werner ja gar nicht kenne. Erriet sie, daß er mit bang klopfendem Herzen und mit der stillen Sehnsucht an ihrer Seite ging, einen Laut aus ihrer Seele zu vernehmen? Oder war es nur die Regung, welche durch die Nennung ihrer Mutter erwachte, die sie alle kühle Rückhaltung überwinden und nach kurzem Zögern erwidern ließ:

„Auch mein Vater ist erst seit drei Jahren verstorben, und Mama hat den Verlust noch heute nicht verschmerzt und wird ihn nie verschmerzen. Ich gebe mir alle Mühe, sie aufzurichten, aber da ich selbst nicht heiter bin, so will es mir nicht ganz gelingen, obschon die Mutter nie klagt und mich mit Güte und Dankbarkeit für das Wenige, das ich für sie thun kann, verwöhnt.“

Er sah in dem klaren schönen Mädchenangesicht den leichten Schatten wieder, der ihm schon am Morgen aufgefallen war. Die Anmut ihrer Haltung, ihres Ganges entzückten den neben ihr Schreitenden, aber lieber hätte er doch in die Augen gesehen, welche sie jetzt nachdenklich zu Boden senkte.

„Sie sind von Natur nicht heiter?“ fragte Konrad Werner, und sein Ton legte in die einfache Frage eine Teilnahme, welche das junge Mädchen offenbar zu weiterem Sprechen ermutigte.

„Vielleicht haben Sie recht — ich weiß wenigstens, daß hundert andere sich darüber freuen würden, daß das Leben noch vor ihnen liegt, und gar nicht daran denken, was das Leben ihnen bringen kann. Ich mag wohl haben, was Doktor Haber ein schweres Geblüt nennt, obschon mir ist, als würde ich mich, lebte mein Vater noch, so frei und leicht fühlen wie andere auch. Doch das sind Dinge, die Ihnen gleichgültig sein müssen, und Sie haben es auch nur sich selbst zuzuschreiben, daß ich von mir spreche. Sehen Sie dort hinüber, wie prachtvoll die Sonne niedergeht!“

Konrad Werner hatte schon wahrgenommen, daß eine purpurne Abendsonne den Horizont mit glühenden Wolken überzog. Er ließ aber seinen Blick nicht von

dem Gesicht Susannes ablenken und sagte schnell:

„Sie kennen mich nicht, und ich weiß nicht, ob mein Wesen Ihnen Glauben einflößt. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir glaubten, daß mir nichts gleichgültig ist, was Sie betrifft, Fräulein Susanne!“

Sie standen beide still und zeigten einander halb erschrockene Gesichter. Er war betroffen über den leidenschaftlichen Klang, mit dem ihm sein Ausruf über die Lippen gesprungen war, sie davon, daß er ihren Namen kannte und sie bei demselben ansprach. Sie sah die blauen Augen mit so ehrlicher Teilnahme, mit einem Schimmer auf sich gerichtet, der sie erschauern machte, und nahm deshalb mit schnelleren Schritten als seither ihren Gang wieder auf; er aber blieb ihr zur Seite und sagte leis, mit einer Befangenheit, welche sie rührte: „Bitte, bitte, sprechen Sie noch ein Wort!“

„Wenn Sie durchaus genauer erfahren wollen, was ich halb wider Willen berührt habe, muß ich's Ihnen ja wohl erzählen. Es ist ein ganz kleines Alltagsschicksal — nicht das mindeste Ungewöhnliche dabei — es braucht auch keiner langen Worte. Mein Vater lebte mit Mama in einer der wenigen wahrhaft glücklichen Ehen, in denen man jeden Morgen mit dem Gefühl erwacht, wie dankbar man dem Geschick sein muß, daß man beieinander ist. Er trug seine Frau und sein einziges Kind auf Händen und trachtete uns vor jedem rauhen Luftzug des Lebens zu bewahren. Der alte Aberglaube, daß solches Glück nicht dauern könne, traf wieder einmal zu, der thätige und kraftvolle Mann erlag in der Blüte seiner Jahre einem Herzschlag. Und nach seinem Tode fand sich, daß er mit all seiner Arbeit und seinem Pflichteifer für die Seinen noch wenig hatte sorgen können. Er hatte viele, viele Jahre gebraucht, um sich aus alten Verpflichtungen loszuwinden. Eben da er das erreicht hatte, starb er — es fand sich, daß meiner armen Mama ein ganz geringes Vermögen blieb, viel zu wenig, um ihr die gewohnte Existenz zu sichern. So entschloß ich mich denn, ihr Leben zu erleichtern, so gut ich's vermochte. Ich hatte guten, ja ausgezeichneten Klavierunterricht in meiner Pension in Heidelberg gehabt, ich war nicht unfähig, Stunden zu geben, hatte es bei ein paar Freundinnen zu meinem Vergnügen schon versucht. Ich besuchte noch ein Jahr das Stuttgarter Konservatorium, um mich besser und gründlicher für meinen Zweck zu bilden. Ich erreichte auch alles, was ich wünschte — seit meiner Heimkehr hierher habe ich in den besten Familien so viele Stunden, als ich nur erteilen will —, und kann — meine Mutter braucht nichts von allem zu entbehren, woran sie Papa gewöhnt hatte — ohne schwere Sorgen an die Zukunft denken, so grau sie auch sein wird.“

„Und warum grau?“ fragte Konrad Werner dazwischen. „Warum wollen Sie, so jung, so mutig, so schön, am Glück verzagen?“ Er sprach die Worte wie eine eingelernte Phrase, die sich zur unrechten Zeit einstellt, aus seiner Seele hätten sich ganz andere Worte losringen mögen; aber er beherrschte sich, er fürchtete, die Liebliche durch einen plötzlichen Ausbruch leidenschaftlicher Empfindung zu erschrecken, zu beleidigen. Susanne antwortete zuerst nur durch ein leichtes Kopfschütteln. Sie setzte ihre schönen Zähne auf die Unterlippe, als wollte sie sich selbst den Mund schließen, welcher dem Fremden, Unbekannten schon zu viel verraten hatte. Und dann sah sie doch wieder den erwartenden, bittenden Blick auf sich gerichtet, der so unerklärliche Gewalt über sie gewonnen hatte, und sprach noch einmal, leiser, abgebrochener als vorhin:

„Was soll ich Ihnen sagen? Seit dem Tode meines Vaters geht ein Schatten neben mir! Ich habe über niemand zu klagen und muß im Gegenteil Gott danken, wie viel Glück im Unglück wir noch gehabt haben. Die Menschen in meinem Heimatstädtchen sind gegen uns freundlich und hilfreich — ich habe ein paar Freundinnen behalten und doch — doch — —

es ist eben anders geworden für mich! Ich fühle mich wie durch eine Kluft von meinen Altersgenossinnen getrennt, ihrem Leben, ihren Hoffnungen — und sie sehen die Kluft auch, sehen sie nur zu gut, wenn sie natürlich zu mir nicht von derselben sprechen. Sie flüstern sich bedauernd zu, was ich mir selbst sage — doch noch einmal, Herr Werner, was kann Sie das alles kümmern? Es bleibt unrecht, daß ich zu Ihnen davon spreche!"

Der junge Mann hatte mit bangem Anteil, fast atemlos, dem gelauscht, was sie sprach, und aus ihren leis zuckenden Mienen ergänzt, was die Lippen ihm auch jetzt noch verschwiegen. Er verstand nur zu wohl, was in ihrer jungen Seele lebte. Sie empfand den leidvollen Gegensatz, der zwischen ihrem früheren sorglosen, hoffnungsreichen und ihrem gegenwärtigen Dasein waltete, sie erfuhr in den engen Verhältnissen des Heimatstädtchens täglich, daß sie in all ihrer Jugend, ihrer Anmut nicht mehr begehrenswert erscheine und halb gefaßt einer trüben Verkümmerung entgegensah. An der Gewißheit, mit der er alles erriet, was in ihrem Inneren vorging, vermochte er die Gewalt der Empfindung zu ermessen, die ihn ergriffen. Eben noch hatte er sich gescheut, sie durch ein rasches unbedachtes Wort zu verletzen, jetzt aber bedachte er nur, daß er die Gunst der Stunde nicht verscherzen dürfe. Während er in Gedanken die Schwere des Druckes erwog, der auf dieser reinen jungen Seele lag, hätte er daneben übermütig aufjauchzen mögen im Gefühl, daß es in seiner Macht stehe, ihr Geschick zu wenden, den Druck von ihr zu nehmen. Ein Wiederhall dieses inneren Jubels mochte wohl in seine Stimme hineinklingen, als er jetzt ausrief:

„Sie täuschen sich — täuschen sich gewiß, Fräulein! Die Kluft zwischen Ihnen und dem Glücke lebt nur in Ihrer Sorge! Wer so reich ist wie Sie, Glück zu geben, zu verheißen —"

Eine Sekunde nur ließ er sich von dem halb zürnenden, halb flehenden Blick, der jetzt aus ihren Augen auf ihn fiel, unterbrechen. Er erriet, daß das schöne Mädchen nun doch von plötzlicher Besorgnis ergriffen ward, sich in ihm getäuscht, statt eines ehrenhaft ernsten Menschen einen Abenteuerjäger neben sich zu haben. Je mehr aber ihre Haltung eine abwehrende war, um so rückhaltloser fühlte sich Konrad gedrängt, die flüchtige Gelegenheit festzuhalten, und so erfaßte er mutig die Hand seiner Begleiterin, die sie ihm nicht entwand, und redete wieder mit warmer Innigkeit zu ihr:

„Ich will Sie nicht erschrecken, Fräulein, aber sagen muß ich Ihnen doch, was mir, seit ich Sie heute früh zuerst sah, durch die Seele geht. Mir ist zu Mut, als wäre mit einemmal mein Leben ein anderes geworden — und ich könne es nicht weiterführen, ohne fortwährend an Sie denken zu müssen! — Ich weiß nicht, ob ich in Ihren Augen als ein unbesonnen Zudringlicher erscheine — doch mag's gesagt sein: mir wäre es ein großes unsägliches Glück, wenn ich die entfernteste Hoffnung hätte, Sie für mein Leben zu gewinnen! Ich bin nicht reich, aber ich sitze frei und leidlich wohlhabend auf meinem schönen Gute —"

„Um Gottes willen, warum sagen Sie mir das alles?" rief sie, wie aus einem Traum auffahrend und als ob sie nur die letzten Worte des jungen Mannes gehört habe. Sie war erblaßt, und aus ihrem Ton klang ein schmerzlicher Vorwurf, der den ungestümen Werber betroffen machte und ihn langsamer als seither weitersprechen ließ:

„Verzeihen Sie mir, Fräulein Susanne, wenn ich Ihnen weh thue. Ich wollte alles in der Welt lieber als das! Aber wenn Sie selbst wüßten, daß Sie mir nichts verheißen dürfen, möchte ich Ihnen um Ihretwillen nicht verschweigen, daß ich in diesem Augenblick nichts heißer und sehnlicher wünsche, als etwas für Ihr und mein Glück zu vermögen!"

Sie ließ ihn nicht weiter fortfahren, auch ihre Hand, welche er inzwischen frei gegeben hatte, nicht wieder erfassen. Mit einer Gebärde jäh erwachenden Mädchen-

stolzes wies sie jede Annäherung zurück und rief, unter Thränen nach Fassung ringend:

„Leben Sie wohl, Herr Werner, lassen Sie mich meinen Weg allein gehen. Ich trage selbst und allein die Schuld, wenn Sie, ein Fremder, ein Mann, der mich heute zum erstenmal gesehen, so zu mir sprechen durften —"

Plötzlich stockte sie, ihre Augen begegneten denen des jungen Mannes, welche mit einem Herabgleiten an ihrer bebenden Gestalt und einem liebevoll wehmütigen Aufblick in ihre Züge Abschied von ihr nahmen. Sie that die Schritte, die sie schon zwischen sich und Konrad Werner gelegt hatte, wieder zurück und sagte mit verändertem Ton zu ihm, indem sie ihre Thränen zu trocknen suchte:

„Nein — nein, Sie haben es nicht um mich verdient, daß ich Ihnen so begegne, Sie nicht! Sie müssen ja fühlen, daß ich nichts antworten kann — daß es ein Traum, nichts als ein Traum ist, der uns wachend täuscht! Aber ich wollte, es wäre mehr als Traum!"

Sie wäre in ihrer Erregung mitten auf der Landstraße zu Boden geglitten — er stützte ihre Schulter an der seinen und umfaßte sie sanft, nur um sie aufrecht zu erhalten. „Susanne!" flüsterte er, „es steht nur bei Ihnen, was dieser Abend für uns beide bedeuten soll."

Ihre Lippen öffneten und schlossen sich, ohne daß ein Laut über dieselben kam — in ihren Augen glänzte ein Schimmer, der ihn dem Munde näher und näher lockte. Aber indem er sie küßte, fuhr sie auf und löste sich aus der Umarmung, in der sie nicht fest geruht hatte. Auch er vernahm jetzt, was sie emporschreckte: das Rollen eines Wagens in mäßiger Entfernung. Die Worte „Meine Mutter!" brachten auch den jungen Mann, den das Glück des Augenblicks völlig befing, wieder zum Bewußtsein der Lage. Er sah das schöne Mädchen fragend und, wie es ihr vorkam, bittend an — sie sagte leise: „Gönnen Sie mir einige Stunden Besinnung — Mama soll heute noch erfahren, daß ich Sie kennen gelernt habe, und — wir sehen uns wohl wieder!"

„Ich hoffe, daß ich Sie morgen früh an der Stelle finden werde, wo ich Sie heute zuerst sah. Nur eins noch — ich kenne nur Ihren Namen, aber nicht den Ihrer Mutter?"

Er hielt inne; sie sah wiederum halb erschrocken auf ihn; sie hatte offenbar gewähnt, daß er schon viel mehr von ihren bürgerlichen Verhältnissen wisse. Da das Rollen des Wagens aber näher klang, neigte sie sich noch einmal zu ihm hin und rief: „Susanne Hillern! Fragen Sie nach Frau Doktor Hillern — mein Vater war Rechtsanwalt hier in Gernsbach!"

Und da jetzt der erwartete Wagen rasch von der Höhe der Straße herabkam, eilte sie demselben ohne längeres Zögern entgegen, aus dem Wagen schon mit wehenden Tüchern begrüßt. Sie konnte, als sie noch einmal zurückschaute, nur wahrnehmen, daß Konrad Werner wenige Schritte zurückgetreten war und sich an einer der drei großen Buchen, die hier seitwärts der Straße standen, anlehnte. Da ihn das tief herabreichende Gezweig des Baumes zur Hälfte verbarg, so sah sie nichts mehr von seinem Gesicht, und da sie annahm, daß er sich aus zarter Rücksicht für sie zurückgezogen habe, so überströmte sie ein neues Wohlgefühl zu all der seligen hoffnungsreichen Empfindung dieser Stunde.

Konrad Werner aber stand, während er Susanne keine hundert Schritt von sich in den Wagen steigen sah, wie ein Mensch, der vom Blitz gestreift und völlig gelähmt ist. Für den Augenblick war es wohl gut, daß die Anmutige sein bestürztes Gesicht und die Betäubung nicht sah, in die ihn der plötzliche Schlag versetzt hatte. Als habe ihn ein neidischer schadenfroher Dämon in die plötzliche leidenschaftliche Aufwallung hineingerissen, ihn mit jedem Zauber geblendet, um ihn just in der Minute, wo er die ersten Schauer eines großen reinen Glückes gefühlt, mit grellem Mißklang und Hohngelächter zu erwecken — so hatte die unbefangene Namensnennung des Mädchens auf ihn gewirkt. Soviel er wußte,

gab es nur zwei Namen auf der Welt, welche er mit Abscheu und tiefer Abneigung nannte, und den einen dieser Namen trug sie! — — Er atmete tief — aber selbst das Atmen der kühlen Abendluft, welche über die Waldlichtung und die breiten Wiesen heranschwoll, dünkte ihn in diesen unseligen Minuten schmerzvoll. Er starrte dem Wagen, welcher an ihm vorüber Gernsbach zufuhr, mit einer Empfindung nach, in der sich Wehmut und ohnmächtige bittere Entrüstung seltsam mischten. Wenn sein plötzlicher Glückstraum eine Strafe verdient hatte — dieser jähe Sturz aus der Höhe war zu hart, diese Wirklichkeit zu rauh und zu höhnisch. Konrad Werner blickte noch immer die Landstraße hinunter, während der Wagen längst im Städtchen verschwunden war. Er raffte sich endlich auf, den Weg zurückzugehen, den er vorhin als ein anderer betreten hatte — dumpf und verworren sann er über das Rätsel nach, daß ihn ein plötzliches leidenschaftliches Gefühl just zu dem Mädchen hingezogen hatte, vor dem ihn ein geheimer Widerwille — oder was immer sonst — hätte warnen sollen. Jetzt war es zu spät, daß er sich ins Gedächtnis rief, wie leicht es gewesen wäre, über die bürgerlichen Verhältnisse Susanne Hillerns mehr zu erfahren, als es bedurft hätte, um ihm die Lippen zu versiegeln; zu spät, ihn vor herben Selbstvorwürfen und das arme schöne Kind vor tiefem Leid zu bewahren! Daß sein Traum zu Ende sei, daß er nie daran denken dürfe, die Tochter des Mannes heimzuführen, dessen Härte seinen Vater vor Zeiten beinahe in den Tod getrieben, stand ja ganz fest, aber was er zunächst thun, wie er das eben Erlebte tragen und überwinden solle, dünkte ihn dunkler als die Schatten, die sich zu seiner Linken über die Vorhügel und den felsigen Höhenzug legten. Zur Rechten glänzte das breitere Thal noch hell, der Nachschimmer der niedergehenden Sonne in den Wolken goß über die Raine und die leeren Felder, auf denen in den landüblichen Reihen die Ernte stand, jenes warme zauberische Licht, das der Dämmerung voraufgeht. Konrad Werner sah all die Herrlichkeit des Abends, aber er empfand sie nicht; gramvoll und verdüstert fragte er sich, ob ihm je wieder eine Sonne scheinen werde wie in besseren Tagen? — Aus der hoffnungslosen Betäubung des jungen Mannes rang sich ein Entschluß empor — ein nächster, unvermeidlicher: er mußte von hier hinweg. Es that ihm nicht mehr not, den Spuren der Leiden seines Vaters nachzugehen, die Tücke des Weltlaufs hatte jetzt dafür gesorgt, daß die Erinnerung an jene Tage ohnehin nie aus seiner Seele schwinden konnte. Mitten in so düsteren Betrachtungen wollte das wundersame Gefühl wiederkehren, das ihn erfaßt, als er vorhin Susanne — zum ersten- und letztenmal! — einen Augenblick in seinen Armen gehalten. Er aber konnte nichts thun, als jede warme Erinnerung an die holde Anmut des Mädchens und Mitleid und Sehnsucht und alle Hoffnung zugleich von sich zu scheuchen und die Schritte nach dem friedlichen Städtchen zu beschleunigen, wo seinem Vater vor Zeiten das härteste Schicksal gedroht, ihn selbst aber ein gleiches heute ereilt hatte.

Im Gasthof „Zur Krone“ waren Wirt und Wirtin samt der blonden Elsbeth nicht wenig betroffen, als Konrad Werner mit der Dämmerung zugleich ins Haus trat, hastig seine Rechnung begehrte, Florian, den Hausdiener, nach der Post sandte, um Extrapost nach Wildbad zu bestellen, und mit dem trockenen Bescheid, daß er noch diesen Abend abreisen müsse, auf sein Zimmer ging, um zusammenzupacken. Ein seltsamer Schauer durchrieselte ihn, indem er bedachte, mit welchen Empfindungen er vor wenigen Stunden das kleine Gemach verlassen hatte, mit welchen er zurückkehre. Doch suchte er sich tapfer gegen alle überflüssigen Vergleiche zu wehren, jetzt, wo nur eins zu bedenken war. Er zündete Licht an, er raffte achtlos seine Habseligkeiten zusammen, das väterliche Tagebuch sah er einige Minuten grollend an, bevor er es zu allem anderen packte; dann klingelte er

nach einem Schreibzeug und einem Blatt Papier. Er setzte sich noch einmal in der Ecke nieder, in der er heute mittag gesessen, und schrieb wenige Zeilen: „Bitte, mich morgen früh nicht zu erwarten — ein unerwartetes ungeahntes Etwas ruft und reißt mich weg von Ihnen! Übermorgen erhalten Sie einen längeren Brief von mir! In unwandelbarer Verehrung Konrad Werner.“ Die kurzen Worte flossen ihm schwer aus der Feder, er malte die Buchstaben mehr, als er sie schrieb. Dann adressierte er an Fräulein Susanne Hillern und begab sich hinab in das Gastzimmer, wo er gestern abend mit Wellhöft gesessen hatte. Florian, welcher von der Posthalterei zurückkehrte, erklärte auf Befragen, daß er Frau Doktor Hillern und ihre Tochter sehr gut kenne. Konrad Werner bedachte ihn reichlich, um der Besorgung seines schlimmen Briefes gewiß zu sein, und hatte nun nichts mehr zu thun, als äußerlich gefaßt, innerlich unruhig und tief traurig die Ankunft der bestellten Extrapost abzuwarten. — Fast dünkte es ihn eine Erlösung, als dieselbe mit dem Anbruche der Dunkelheit vor das Haus rollte und der Postillon ihm die Versicherung gab, daß der Herr, wenn er es denn eilig habe, vor dem Morgengrauen das Wildbad erreichen könne und solle.

Allerdings herrschte nicht mehr Dämmerung, sondern volle Morgenhelle, als um die sechste Stunde des nächsten Tages Doktor Wellhöft, der Philolog, aus einem Fenster im zweiten Stock des Gasthofs „Zum Löwen“ in Wildbad heraus- und herabblickend, ohne sonderliche Neugier und ohne alle Gemütsbewegung einen Extrapostwagen vor das Thor seiner augenblicklichen Behausung fahren sah. Gleichgültig wollten die Blicke Wellhöfts über die Gestalt hingleiten, welche dem Wagen entstieg und dem herzuspringenden Portier die Sorge um das geringe Gepäck überließ. Plötzlich aber kam Leben, Bewegung, der Ausdruck jähen und doch frohen Erstaunens in die Züge des Gymnasiallehrers. Keine Täuschung schien möglich, es war Konrad Werner, der hier anlangte und bei dem schallenden Anruf des oben Herausschauenden seinen Kopf zurückbog, den Herabblickenden in bleiche, überwachte Züge sehen ließ und mit einem unbestimmten Laut den jubelnden Morgengruß Wellhöfts beantwortete. Ehe Konrad Werner den Flur des Hauses überschritten haben konnte, sprang Doktor Wellhöft die Treppen ungestüm herab und umarmte den unerwarteten Ankömmling mit heller Freude. Der frohe Anruf freilich: „Das war ein gescheiter, ein glücklicher Gedanke!“ erstickte ihm halb zwischen den Zähnen, nachdem er den gestern verlassenen Freund näher ins Auge gefaßt hatte. Der Gutsbesitzer schaute nicht drein wie ein Mensch, der einen fröhlichen Einfall gehabt hat, ohne Worte verrieten seine Züge, daß ihm etwas Besonderes, Unerfreuliches widerfahren sei und daß er mit dem Gefährten allein zu sein wünsche. Wellhöft verständigte sich kurz mit dem Oberkellner, daß Werner ein leeres Zimmer neben dem seinen erhalte, dann führte er ihn die Treppen empor und sagte laut: „Kommen Sie vorläufig in mein Zimmer, Freund, bis das Ihrige hergerichtet ist.“ Und sowie sich die Thür hinter ihnen beiden geschlossen hatte, reichte er dem jüngeren Manne nochmals die Hand und sagte in herzlichem Tone: „Sie sind willkommen, tausendmal willkommen, Freund — aber Sie bringen nichts Gutes?“

„Nein — wahrlich nicht!“ entgegnete Werner. „Ich hätte Ihre Warnungen weniger scherzhaft auffassen sollen, ich habe in vierundzwanzig Stunden mehr Glück und Leid gehabt, als einem gewöhnlichen Menschenkinde zuträglich ist, und mich während der nächtlichen Fahrt von Gernsbach herüber nach Ihnen gesehnt, um Ihnen alles zu vertrauen. Gönnen Sie mir einige Augenblicke Sammlung, und Sie sollen hören, was mich betroffen hat.“

Der Gymnasiallehrer nickte ernst: „Vor allem brauchen Sie Ruhe! Sie sind die Nacht hindurch gefahren — das ist immer

anstrengend. Ich hoffe, Sie sehen wenigstens hier etwas Zeit vor sich und wollen nicht alsbald weiter."

„Was ich hier zunächst will, beschränkt sich darauf, einen Brief zu schreiben. Was ich ferner thun soll, möchte ich von Ihnen hören; jedenfalls habe ich keine Eile," murmelte Konrad, indem er den angebotenen Sitz einnahm. Doktor Wellhöft pfiff die Coupletmelodie aus einer französischen Operette: „Wo steckt die Frau?" vor sich hin, Werner aber kannte zum Glück viel zu wenig von dieser Art schlechten Musik, um die Anspielung zu verstehen. Er stützte einige Minuten nachsinnend das Haupt in die Hand, wendete nichts ein, als der Freund nach Kaffee klingelte, hob aber dann an, rasch und ernst zu erzählen, und verschwieg den kleinsten Umstand seiner Erlebnisse seit dem gestrigen Morgen nicht. Die gespannte Teilnahme Wellhöfts verhinderte nicht, daß beim Beginn von Werners Mitteilungen hier und da ein spöttisches Lächeln wie ein Flämmchen in dem hagern gelben Gesicht des Lauschers aufzuckte. Allein je länger der junge Landwirt sprach, um so ernster und regungsloser wurden Wellhöfts Züge; aus dem Tone, in welchem Konrad den jähen Zusammenbruch seiner Hoffnungen berichtete, schloß sein Genosse, wie stark und beglückend diese Hoffnungen schon gewesen seien. Wellhöft hütete sich, den Erzähler zu unterbrechen — selbst wenn Konrad Werner sich selbst unterbrach und einige Minuten vor sich niedersah, als sei ihm das Wort entglitten, harrte er lautlos, bis der tief Erregte wieder fortfuhr und mit der Schilderung seiner nächtlichen Fahrt von Gernsbach ins Enzthal endete.

„Sie werden mir unbeschworen glauben, Doktor, daß mir übel zu Mut war, daß ich schlimme Träume hatte, auch ohne zu schlafen! — Und wenn Sie mir nun erzählen, daß ich selbst die Schuld an allem trage, mit meiner Hast und dem unwiderstehlichen Drang mich in die purpurnen Wogen zu stürzen, so sollen Sie auch recht behalten — aber es hilft mir nicht, und ich wollte, Sie hätten tausendmal unrecht!"

„Ich wollte es gern haben, lieber armer Freund!" versetzte der Philolog, und seine Stimme hatte einen ungewöhnlich weichen Klang. „Doch dünkt mich, daß es keine nur einen Tag alte Leidenschaft in der Welt giebt, welche unbesiegbar wäre. So hart es ist: Sie müssen an die Arbeit gehen und hinter sich werfen, was keine Zukunft hat —"

Der entschlossene Ratgeber stockte doch wieder, als Konrad Werner sein Gesicht zu ihm emporwandte und er wohl bemerkte, daß noch ein ganz anderer Ausdruck als der tiefer Ermüdung in demselben war — ein Ausdruck, welcher ihn ernsthaft besorgt machte und sagen ließ:

„Vor allem müssen Sie zu sich selbst kommen, Werner. Ich räume Ihnen ein, daß unter tausend Tücken des Geschicks die, welche Sie eben getroffen hat, eine der schlimmsten ist — und doch, Freund, es kann die Stunde kommen, wo Sie in dieser vermeinten Tücke einen Eingriff der Vorsehung verehren! Versuchen Sie sich wenigstens die Möglichkeit davon vorzustellen! Und gönnen Sie sich einige Stunden oder zunächst eine Stunde Rast und Sammlung. Danach schreiben Sie Ihren Brief, und wenn Sie damit zu Ende sind, vertrauen Sie sich meiner Führung an, ein Gang durch Feld und Wald wird vieles lichten."

„Sie denken nur an mich, Doktor!" rief Konrad mit schmerzlichem Tone. „Ich muß an das arme Mädchen denken, der ich nie hätte begegnen sollen! Was kann sie zuletzt dafür, daß ihr Vater gegen den meinen hart und herb gewesen ist? Sie war ein Kind — ein liebenswürdiges herziges Kind, wie das Tagebuch meines Vaters selbst erzählt."

Wellhöft schüttelte, von Werner ungesehen, den Kopf, erwiderte aber nichts, sondern drängte den Genossen, seinem Rat zu folgen, und geleitete ihn selbst in das Zimmer nebenan, welches inzwischen für Werner hergerichtet worden war. Er versuchte, sich mit einem Scherz

von dem Ankömmling zu verabschieden, spürte jedoch, daß sein Humor gezwungen sei und Konrad kaum die Worte, geschweige denn ihren Sinn auffing. Er zog sich zurück, und seine Miene war ernst genug, als er, wieder in sein Gemach zurückgekehrt, nach dem leeren Platz hinblickte, den der Gutsbesitzer soeben verlassen hatte. Er sah in dem von Werner Vernommenen vieles, was seine Spottlust herausforderte, und doch war ihm nicht zu Mut, als ob er spotten könne. Die leidenschaftliche Pietät, mit welcher sich Werner in seines Vaters Leidenstage zurückgeträumt, und das plötzliche leidenschaftliche Liebesverlangen, dem er sich thöricht überlassen, rangen offenbar in hartem Streit in der Seele des wackeren jungen Mannes miteinander. Der Gymnasiallehrer war bei Konrads letzten Worten nichts weniger als gewiß, daß die Pietät den Schmerz rasch besiegen werde; er dachte mit einer Art Zorn an die unbekannte Schöne, welche den Sinn seines prächtigen wackeren Reisegenossen verstört und in dessen Leben einen Schatten getragen habe, der nun, der Himmel mochte wissen wie lange, über allem Thun und Treiben Werners liegen werde. — Ein Glück bei alledem, daß er sich rasch von dort losgerissen hatte und hier herübergekommen war. Wunderlich, daß er dem liebenswürdigen Gesellen in den ersten Stunden der Bekanntschaft angesehen hatte, daß er in Gefahr stehe, der ersten anmutigen Mädchenerscheinung anheimzufallen, die seinen Lebensweg kreuze — noch wunderlicher, daß das unerwartetste und unübersteiglichste Hindernis zwischen ihn und die Thorheit getreten war. Ein Gutes wenigstens würde die bittere Enttäuschung, die Werner betroffen, doch haben — auf längere Zeit war der herrliche Bursch von neuen Anwandlungen des Liebesfiebers sicher. Doktor Wellhöft hing, während er nach seiner Gewohnheit murrend und pfeifend im Zimmer auf- und abschritt, diesem Gedanken mit Vorliebe nach und wurde dennoch nicht froher durch denselben gestimmt. Der leidvolle Ausdruck in den Zügen Konrads, den er sich wieder und wieder zurückrufen mußte, erfüllte ihn mit Besorgnis. Er sagte wohl trotzig und so laut, daß es der Ankömmling im Nebenzimmer allenfalls hören konnte: „Solch Liebesweh ist ja nur Spuk. Ein paar frische schöne Herbsttage und einige Stunden mit guten Gesellen hinter dem Schoppen müssen es ja verwehen!" — aber er glaubte selbst nicht daran, und zwischen den Zähnen schickte er mehr als ein „Verzweifelter Fall! Dummer Spuk!" hinter seinem Ausruf drein. Er hatte um diese Stunde auf dem Wege zum Enzklösterle sein wollen — daran war nun nicht zu denken. Mit Konrad Werner würde vermutlich nichts anzufangen sein, bevor er den unglücklichen Brief geschrieben. Bis es so weit war, blieb sicher Zeit genug, den „Schwäbischen Merkur" samt der Chronik eingehend zu studieren, die ihm der Kellner mit dem Kaffee aufs Zimmer gebracht hatte.

Aber so beharrlich der Philolog auch bei seiner Lektüre aushielt und seine Augen gewissenhaft selbst über die Steckbriefe und Vorladungen der königlich würtembergischen Oberämter hinführte, er war keineswegs bei der Sache. Er horchte auf, ob er nicht aus dem Zimmer Werners etwas vernehme, und sah von Viertelstunde zu Viertelstunde auf seine Uhr. Er versuchte, seine innere Unruhe damit zu bemeistern, daß er in Gedanken an Konrads Stelle den Brief an Susanne Hillern schrieb, und mußte wider Willen laut auflachen, daß auch sein Phantasieentwurf aus dem schneidig kurzen Tone, in dem er begonnen hatte, in einen traurig anteilvollen, schmerzlich bewegten fiel. Er lachte jedoch nicht, als nach Verlauf von mehr als zwei Stunden Werner wieder bei ihm eintrat, mit ein paar offenen Briefblättern in der Hand und einer Miene, welche Doktor Wellhöft zu raschem Aufstehen und einem fragenden Blick veranlaßte, vor welchem sich Konrad Werners blaue Augen, in denen Thränenspuren sichtbar waren, rasch zu Boden senkten.

„Ich bringe den Brief nicht zu stande! Es ist mir, als wenn mir Hand und Feder zugleich gehalten würden. Dreimal habe ich angesetzt und zweimal ein paar Seiten geschrieben, und dann schien mir's immer wieder garstiges Gewäsch, bei dem ich ein Gefühl hatte, als ob ich der, an die es gerichtet war, nicht frei in die Augen sehen könnte."

Und Konrad riß die Blätter, nach denen Doktor Wellhöfts Hand unwillkürlich griff, mitten durch; sein offenes, prächtig männliches Gesicht zeigte einen Ausdruck von Verdruß und innerem Kampf, den der Gymnasiallehrer kaum wahrnahm, als er nach seiner alten Weise zu zürnen begann: „Dacht ich's doch, als ich Ihnen zuerst begegnete, daß Sie jedem Sturm des Lebens standhalten würden, nur dem Wirbelwind nicht, den die Weiber erregen! Hätte ich freilich ahnen können, in wie bitteren Ernst Sie meinen Scherz verwandeln würden, wäre ich mit meinen Späßen sicher unterwegs geblieben! Ich glaub's Ihnen wohl, daß der leidige Brief Sie drückt und nicht fertig werden will; der Himmel weiß, wie weit Sie ausgeholt haben! So geht's nicht! — Kommen Sie, kommen Sie, lassen Sie uns ins Freie — lüften Sie sich die gepreßte Brust und versuchen Sie wenigstens, einmal einen anderen Gedanken zu fassen! Mich wollen Sie nicht an Ihrer Stelle schreiben lassen?"

„Das ist nicht Ihr Ernst, Doktor!" erwiderte Werner. „Sie können nicht wollen, daß ich dem Mädchen auch feig und verächtlich erscheinen soll, da ich ihr hart erscheinen muß!"

„Zum Teufel, nein!" rief Wellhöft; „aber Sie werden doch jetzt mit mir kommen? Sie fühlen, daß Ihnen aus einer Liebe kein Glück erwachsen kann, gegen welche Ihre heiligsten Erinnerungen sprechen, Sie haben den ersten entscheidenden Schritt schon gethan — so müssen Sie auch Kraft zum zweiten gewinnen!"

Er machte sich rasch zu einem Gang fertig und riß den zögernden Gefährten mit sich fort. Konrad Werner merkte, daß er sich in jener Lage und Stimmung befinde, in der man sich gern von anderen abhängig macht, um keinen eigenen Entschluß fassen zu müssen. Er ließ sich von dem Gymnasiallehrer den Hut in die Hand drücken, die Stiegen des „Löwen" hinab aus dem Hause hinaus geleiten — als er aber im goldenen Herbstsonnenschein die Wellen der rauschenden Enz glänzen sah und unter den Tannen eines schattigen Waldweges hinschritt, dünkte es ihn doch ein böser Traum, daß er hier sei, und Wellhöft hatte Mühe, den frischen Reisegenossen wiederzuerkennen. Einsilbig und immer, als ob er sich erst auf sich selbst besinnen müsse, klangen Werners Antworten auf alle Fragen. Wenn der Philolog schwieg, warf Konrad Werner wohl eine Bemerkung über den Reiz des Thales hin — aber das Schweigen, in das er alsbald wieder versank, verriet, daß ihm jedes Gespräch heute ein Zwang sei. So hielt es Wellhöft für besser, den stumm vor sich Hinbrütenden seiner Stimmung zu überlassen — und die beiden jungen Männer gingen schließlich nebeneinander wie ein paar schmollende Liebesleute, die sich scheuen, den Gegenstand, der sie entzweit hat, zu berühren, und doch an keinen anderen zu denken vermögen. Der Morgen war schön, über dem dichten Wald sahen sie, so oft sie an den hochstämmigen Tannen emporblickten, einen klaren Herbsthimmel, und Wellhöft faßte, nachdem er beinahe eine Stunde stumm geblieben war, wieder einmal Mut und redete von seiner weiteren Ferienwanderung durch den württembergischen Schwarzwald. Er sprach es nicht aus, daß Werner am besten thun werde, sich ihm einige Tage hindurch anzuschließen, aber der Lauschende und Aufblickende erriet die Meinung seines Gefährten aus dessen Zügen. Er sagte nur kurz: „Das beste wird sein, daß ich, wenn der unselige Brief erst abgegangen ist, nach meinem Lindenhof heimgehe und mir irgend eine Arbeit schaffe, in der man Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich vergessen kann."

Der Gymnasiallehrer mußte sich jetzt eingestehen, daß seine Hoffnungen auf ein behagliches Frühstück und ein lebhaftes Gespräch im ersten Wirtshaus am Wege allmählich zu schwinden begannen. Er erwiderte kurz: „Darüber sprechen wir, Freund, wenn wir zwei Tage älter sind.“ Dann schritt er wieder schweigsam neben dem neuen Freunde her und beschloß, kein unnötiges Wort mehr zu verlieren, bis Konrad Werner zu sich selbst gekommen sei.

Dem Enzklösterle wichen die beiden Männer aus, weil es nur zu gewiß war, daß sie dort zahlreiche Gesellschaft von Wildbader Kurgästen antreffen würden. Sie setzten ihren Weg durch den Wald fort, und Wellhöft besann sich, daß eine halbe Stunde weiter ein Hegereiterhaus liege, in welchem die Hausfrau gleichfalls einen leidlichen Landwein schenke und einfache Erfrischungen für einsprechende Fremde bereit halte. Das Haus liege an einer heiteren Lichtung des dunklen Tannenforstes. Werner war höchlich damit einverstanden, den Pfad dort hinüber einzuschlagen und an der einsamen Stelle zu rasten. Sobald der Philolog merkte, daß sein Vorschlag der Stimmung seines Genossen entsprach, warf er hin, man könne ja den Mittag und Nachmittag in der Laube des Hegereiterhäuschens verträumen, und nahm die Miene an, das bittere Lächeln nicht zu sehen, welches bei dem Worte „träumen“ um Werners Lippen fuhr. Wenn irgendwo, so mußte sich dort drüben in dem lauschigen Waldwinkel der Verstörte wieder zurechtfinden und guter Zusprache sein Ohr leihen.

Das Hegereiterhaus und der kleine Garten davor gaben in der That den kühlsten, erquicklichsten Schatten, während die Wiesen weithin im Mittagssonnenschein glänzten. Der Tisch unter der Rotdornlaube war bald genug mit dem Besten besetzt, was die wenig besuchte Herberge zu bieten hatte — von der Bank, auf der sich die Freunde niederließen, konnte sie jeder Blick niederwärts entzücken. Über die Lichtung hinweg und die Wipfel des tiefer liegenden Waldes sahen sie weit das Enzthal hinab, der klare Herbsttag ließ die Einschnitte des Forstes und das Aufleuchten der kleinen schäumenden Fälle unterscheiden, über welche die Enz wie eine silberne Schlange ins Walddunkel schlüpfte. Der würzigste Kräuter- und Nadelduft umhauchte sie auf ihrem Sitz. Werner that sich Gewalt an und versuchte der Stunde zu leben und von anderen Dingen zu sprechen als denen, die seine Seele bewegten. Er ließ sich Doktor Wellhöfts Verhältnisse in der kleinen niederlausitzischen Stadt schildern, in die den Philologen sein Unstern geführt hatte. Aber so sarkastisch der Gymnasiallehrer erzählte, so munter er lachte, so fleißig er mit dem Freunde anstieß, den Schatten, der auf Werners Stirn lag, scheuchte er nicht. Jeden Augenblick war Wellhöft darauf gefaßt, daß der Name Susanne genannt werde, und so oft Konrad Werner mit einem raschen Aufleuchten in den blauen Augen nach den Waldhügeln im West hinüberblickte, wußte sein Gegenüber nur zu gut, was in dem verstummenden Gefährten vorging. Am Ende durchbrach der junge Gutsbesitzer die künstliche, allzu durchsichtige Schranke, welche sie in ihren letzten Gesprächen zwischen sich aufgerichtet hatten. Indem er eine Pause in Wellhöfts Erzählung benutzte, sagte Werner plötzlich mit raschem Entschluß:

„Es hilft nichts, lieber Freund, meine Seele ist nicht entlastet, mein Brief nicht geschrieben! Und ich muß eine schwere Frage an Sie thun, die mir schon seit Stunden auf den Lippen liegt. Auf Ihr Gewissen: Sie sind mit allem, was ich gestern abend gethan, mit meiner Flucht hierher und mit der Entsagung, nach der ich ringe, voll einverstanden?“

„Voll einverstanden!“ rief der Philolog lauter, als nötig war, und aus den dunklen Augen Werner zornig anblitzend, daß derselbe überhaupt noch zweifle.

„Sie denken mit mir, daß da kein reines Glück erblühen kann, wo ein Schatten aus der Vergangenheit beständig ins frische Leben fällt? Susanne ist schuldlos

wie ich selbst am Verhalten ihres Vaters zu dem meinen! — Doch darf ich ihre Hand fassen mit dieser Erinnerung in der Seele? Ich gestehe Ihnen, daß heute, und so oft ich mir die Züge, die Augen des Mädchens zurückrufe, meine Erinnerung recht schattenhaft und ohnmächtig wird. Aber sie würde ja wiederkehren — sagen Sie mir auf Ihr Gewissen, Wellhöft, ob Sie empfinden wie ich?"

„Keiner empfindet völlig wie der andere!" entgegnete der Philolog brummend. „Wenn Sie mich so aufs Gewissen zurückdrängen, muß ich Ihnen sagen, daß ich mir Fälle denken könnte, denen gegenüber Ihre Pietät doch nicht das Rechte wäre. Aber Ihre Flucht hier herüber war freilich das Rechte: das Zerreißen einer Fessel, die Sie sich in phantastischer Laune geknüpft; und insofern ist's wohl ein Glück, daß die blonde Muse von Gernsbach nicht Susanne Miller oder Schiller, sondern eben Hillern heißt. — Warum machen Sie Augen, als ob Sie sich in den Grund meines Herzens hineinbohren wollten? Nun denn, aus dem Grund meines Herzens: ich freue mich über jede glücklich abgewendete Verlobung. Ich kenne nur einen Grund, aus dem ein Mann heiraten dürfte, sollte, müßte — daß er auf seinem Wege ein Mädchen träfe, von der er mit Naturgewalt, stark, unwiderstehlich fühlte, daß sie ein Gewinn für sein Leben sei, den nichts ihm ersetzen oder aufwiegen könne, für deren Verlust es nie eine Entschädigung gäbe, deren Wesen ihm zuruft: Nimm mich auf, halte mich fest, oder du wirst dein ganzes Leben lang ärmer sein, als du bis heute gewesen bist! Wo das nicht der Fall ist, Werner — guter Gott, da stimme ich um eine sterbende Liebe — was man so Liebe heißt — keine Klagelieder an."

„Aber Doktor, Doktor!" rief Werner mit einem Ton, welchen der Philolog ganz und gar mißverstand.

„Dünkt's Ihnen so seltsam, das von mir zu hören? Ich habe zu Ihnen ja meist in Epigrammen gesprochen und meine Tristia ex Ponto hübsch dahinten gelassen. Ich weiß trotzdem, was ich sage, ich habe es erfahren, daß ein solcher Zuruf in unser Leben hereinklingen kann, ich habe ihn nicht überhört, aber gewaltsam übertäubt. Vor fünfzehn Jahren, als ich mein Schulmeisternoviziat an der Klosterschule Roßleben bestand, lernte ich ein Mädchen kennen, eine jener klaren, goldreinen Naturen, die der Herrgott noch immer von Zeit zu Zeit in diese Satanswelt hineinsetzt; ein Kind, frisch an Leib und Seele, klug und tapfer mit ihren siebzehn Jahren wie eine ganze Frau, auch schön, viel zu schön für mich, obgleich ihr das nichts verschlagen hätte und mir auch nicht. Ich sprach ihr nie von Liebe und wußte doch, daß sie mich von den anderen unterschied, daß ich — nur der Stimme hätte folgen dürfen, die mir unablässig zurief: Halte sie fest, du findest ihresgleichen nicht wieder. Doch ich Unseliger war damals in meinem grünsten Philologendünkel, der Weg zum größten Rektorat oder zur Universitätsprofessur schien mir offen, und sie — Agnes — nun, sie war die Tochter unseres Schreiblehrers! Ich schwieg noch, als ich von Roßleben schied, und dünkte mich wunders wie groß mit meiner Selbstüberwindung. Sie ist ein paar Jahre später gestorben; als meine Frau lebte sie vielleicht noch, und wenn nicht, so wüßt ich doch ungefähr, warum ich überhaupt in der Welt gewesen sei. Ich fühlte es schon damals, als ich mit dem kläglichen Trotz des Weltlings von ihr ging, daß ich mein Leben hindurch ihrer gedenken würde, und ich habe es erfahren, wahrlich noch anders, als ich in jener letzten Stunde dachte, in der ich ihr gegenüberstand!"

„Aber Doktor, Doktor, wollen Sie mich denn wahnsinnig machen?" rief Konrad Werner und sprang vom Sitze auf, daß Flaschen und Gläser auf dem Tisch klirrten. „Was Sie mir von sich erzählen, trifft ja mich selbst, und Sie bohren giftige Pfeile in meine Wunden! Glauben Sie im Ernst, daß ich zu einem Mädchen, die ich erst am Morgen kennen gelernt, von Liebe gesprochen hätte, wenn nicht

jenes Gefühl über mich gekommen wäre — wenn ich nicht mit geheimnisvoller Macht empfunden hätte, daß sie ein Kleinod sei, des besten Mannes wert? Daß eine jener Stunden in mein Leben getreten sei, welche keine Reue zurückbringt, wenn sie ungenützt verstreicht?"

„Wie sollte ich das alles fühlen?" fragte Wellhöft ruhig zurück. „Doch wenn Sie es empfinden, ganz empfinden, dann lassen Sie uns sprechen und anders miteinander sprechen als seither."

Aber Konrad Werner machte eine abwehrende Gebärde: „Nein, nein, es ist genug geredet! Ich weiß jetzt klar, was ich seit Stunden dumpf und dunkel mit mir umhertrage: daß mich keine mißverstandene Pietät von der trennen darf, die ich in demselben Lichte erblicke wie Sie Ihre verlorene Jugendliebe! Was gegen unseren Bund spricht, muß gemeinsam überwunden werden. Ich muß zu Susanne zurück, noch heute zurück — was sagen Sie, Doktor?"

„Was hätte ich zu sagen, wenn Sie fühlen, daß Sie es müssen?" antwortete Wellhöft. „Gebe der Himmel, daß Sie jetzt für sich und sie das Rechte empfinden!"

Konrad Werner erwiderte nichts mehr. Aber in seinem Gesicht war ein Ausdruck von tiefster Überzeugung und wiedergekehrtem Mut, welcher auch dem Gefährten zustimmendes Schweigen gebot. So rasch sie vermochten, verließen jetzt die beiden die Hegereiterhütte und traten den mehrstündigen Rückweg durch den Wald an. Konrad Werner vertraute unterwegs dem Freunde, daß er sich Susanne Hillern ganz offenbaren, ihr selbst seines Vaters Tagebuch mitteilen wolle, sobald er erst die Gewißheit gewonnen habe, daß der heutige Tag nicht trennend zwischen ihn und seine Liebe getreten sei. Trotz ihrer stürmischen Schritte ward es Abend, bevor sie im Wildbad und im „Löwen" wieder anlangten — eine Stunde und mehr verging noch, ehe es den Bemühungen beider gelang, einen Wagen herbeizuschaffen, welcher den am Morgen erst Angelangten noch in der Nacht wieder nach Gernsbach zurückbrächte. Die frühe Dunkelheit des Septembertages brach herein, ehe Konrad Werner mit herzlicher Umarmung zum anderenmal Abschied von dem neugewonnenen Freunde nahm. Im letzten Handdruck empfand der am Wagenschlag Stehende einen warmen Dank.

„Und nun Gott befohlen! — Denken Sie an nichts als an das eine, das alles ist." — Konrad Werner hörte diesen Zuruf Wellhöfts noch zu sich in den Wagen hereinschallen, er klang in ihm nach, während er in die Nacht hinausrollte. Die Mißtöne, welche der Postillon seinem Horn zu entlocken versuchte, verhallten zum Glück noch zwischen den Häusern von Wildbad; Konrad fühlte, daß er Stille und Sammlung nötig habe. — Kein Zweifel über das, was er thun solle, war mehr in seiner Seele; aber ein leises Bangen, wie Susanne gestern sein Verschwinden und die Ankündigung eines Briefes — die ihm nun gar herb und unhold erschien — aufgenommen habe, konnte er nicht verscheuchen. Und daneben regte sich das wehmütige Gefühl, daß, auch wenn alles aufs beste gelinge, aus dem Tagebuche seines Vaters dennoch ein Schatten über jedes künftige Glück fallen müsse. Welch geheimer Zug des Schicksals war es, der ihm mit einemmal die tiefe Sehnsucht nach dem schönen Mädchen, die unerschütterliche Überzeugung von ihrem Wert gegeben, und der gleichwohl nicht stark genug war, ihn vergessen zu machen, was er leider wußte und sich noch am gestrigen Tage tief und unvergeßlich eingeprägt hatte?

Es war Nacht geworden, ehe noch der leichte Halbwagen, den ihm die Post zu Wildbad gesendet, das erste Dorf auf der Straße nach Gernsbach hinter sich ließ. Gedankenvoll schaute der junge Mann nach dem einen blassen, schmalen Lichtstreif, der sich im West noch über den Waldbergen zeigte. Er hüllte sich, so gut er es vermochte, in eine Decke, die ihm der Gymnasiallehrer vor der Abfahrt aufgedrungen hatte. Die Nachtluft war,

trotz völliger Windstille, herbstlich kühl, und Konrad fröstelte nach den beiden heftig erregten Tagen und der letzten völlig schlaflosen Nacht. Auch jetzt war ihm nicht zu Mute, als ob er Ruhe finden würde, bis er die entscheidende Stunde hinter sich habe. Alles, was gestern und heute seine Seele erfüllt hatte, kehrte trotz seines Widerstrebens wieder und wieder, über allem stand aber jetzt der Entschluß, Susanne Hillern zum Weibe zu gewinnen. Sie sollte nicht leiden, nicht verkümmern um fremder Schuld willen, er wollte und mußte den dunklen Widerwillen besiegen, der ihn von Zeit zu Zeit wieder überkam. Es konnte ja nicht allzuschwer sein; selbst jetzt, wo er allein war, durfte er sich nur das ernst-schöne Gesicht, die leuchtenden dunklen Augen ins Gedächtnis rufen, um das störende Gefühl schwinden zu sehen. Wenn sie einst beständig um ihn sein würde, so mußte es ihr auch gelingen, jede bittere Erinnerung an seinen und ihren Vater zu besiegen. Auch Wellhöfts Jugendgeschichte drängte sich zwischen seine eigenen Sorgen und Befürchtungen. Soviel an ihm lag, wollte er nicht gleich dem neuen Freunde verbittert und in stummer verschlossener Selbstpein durchs Leben gehen. Doch alles, alles hing davon ab, wie ihn in Gernsbach Susanne empfing. Und so oft ihm das durch den Sinn ging, fuhr der träumerisch vor sich Hinbrütende empor und preßte beide Hände vor sein Gesicht. Was sollte werden, wenn sie, die er in der entscheidenden Stunde verlassen, irre an ihm geworden war und sein reuiges Bekenntnis nicht verstand? Durfte er hoffen, sie so gläubig liebevoll wiederzufinden, als er sie in der einen unvergeßlichen Abendstunde gesehen? Nicht zwei Tage waren seitdem verstrichen — ihm schien sie, wie er in die Nacht hineinfuhr, Jahre zurückzuliegen. Der Postillon sah sich ein paarmal nach seinem stummen Passagier um; er fand sich in dem Herrn nicht zurecht. Derselbe wollte nicht schlafen und brach doch jedes Gespräch, welches man mit ihm anzuknüpfen versuchte, ohne weiteres ab. Als der plauderlustige Rosselenker um die Erlaubnis bat, rauchen zu dürfen, reichte ihm Werner bereitwillig seine eigene Cigarrentasche hinaus, aber verharrte im Schweigen.

So wenig ihm der Sinn nach erfreulicher Zwiesprache mit dem wackeren Schwaben auf dem Bock stand, so wenig dachte er daran, zu schlummern. Aber während Rosse und Wagen die Schneckenwindungen des Eyachberges emporkrochen und nichts mehr als ein ermunternder Ruf des Postillons und das Flattern eines Nachtvogels die Waldstille unterbrachen, besiegte ihn eine immer tiefere Ermattung. Er lehnte mit geschlossenen Augen in seiner Wagenecke, wache Gedanken und Traumbilder begannen ihm ineinanderzufließen. Eben noch hatte er darüber nachgedacht, was ihm, da er in aller Morgenfrühe in Gernsbach anlangen müßte, dort zunächst obliege, und jetzt umfing ihn der Wald in der Nähe seines Gutes. Er schritt durch das dichte Buchengrün, in das die Sonne hineinglänzte; bald war ein wunderlicher gelblicher, spöttisch auflachender Gesell an seiner Seite — Wellhöft; bald sah er eine schlanke Frauengestalt, deren reiches blondes Haar im Sonnenschein golden glänzte — Susanne. Rasch genug wandelte sich der leichte Traum in einen bangen; er selbst und sein Vater standen mit einem Unbekannten an dem Wehr der Gernsbacher Ratsmühle, der Unbekannte rang mit ihnen und suchte sie in die strudelnde Flut hinabzustoßen. — Das dumpfe Stöhnen des Schläfers schreckte den Postillon auf, der auch seinerseits ein wenig eingenickt war, und bei seinem Erwachen entwand sich auch Konrad Werner dem Traum. Er brauchte sich nicht zu besinnen, wo er sei, und vermochte auf der Stelle die Gedankenfäden weiter zu spinnen, die er vorhin aufgereiht. Aber keine halbe Stunde währte es, so sank er aufs neue in den Halbschlummer, und die eben verscheuchten Träume kehrten wieder. — Von Zeit zu Zeit ward er sich bewußt, daß der Wagen dem Murgthal zufahre, von Zeit zu Zeit sann er darüber nach,

was ihm der kommende Morgen bringen werde. — Unmerklich sank sein Haupt abermals zurück, und im verworrenen Wirbel kreisten längst Vergangenes und jüngst Erlebtes um ihn.

Erst gegen Morgen, als sein Wagen in das Thal von Herrenalb hinabfuhr, gelang es Konrad Werner, sich völlig zu ermuntern. Es war um die vierte Stunde, und der kalte scharfe Hauch, der mit der Dämmerung eines Herbsttages zugleich erwacht, durchschauerte ihn. Nebel wogten über den Wiesen des Thales um die Häuser des Ortes, sie quollen aus den Rundbogen der Ruine hervor, in deren Nähe der Wagen zum Pferdewechsel hielt. — Die waldigen Bergspitzen, welche sich ringsum erhoben, waren schon von klarem Licht umflossen, in zwei Stunden mußte es goldener Tag, mußte er in Gernsbach sein. Indem diese Gewißheit durch seine Seele zog und er aus dem weiterrollenden Wagen auf den stillen schlummernden Ort zurücksah, den er nie zuvor erblickt und vielleicht nie wieder erblicken würde, dünkte ihn alles, was er eben erlebte, traumhafter und unwirklicher als je zuvor.

Die Ungeduld, mit welcher Konrad seinem Ziel entgegenstrebte, wuchs mit dem Tageslicht. Er dachte, daß es ihm wohlthun würde, auf kurze Zeit den quälenden Gedanken zu entrinnen, welche sich unablässig zwischen die frohen Hoffnungen drängten, die er doch auch hegte. Er öffnete seine Tasche und suchte nach einem Buch oder einem bedruckten Blatte, um einige Zeit zu lesen. Aber es fiel ihm nichts in die Hände als seines Vaters Tagebuch, vor dem er zu dieser Stunde eine förmliche Scheu empfand. Zwei-, dreimal ergriff er den Band, schob ihn wieder zurück und zog ihn am Ende doch hervor. Er blätterte ihn vom Ende her auf; an die Aufzeichnungen, welche er in Gernsbach gelesen, mochte er nicht rühren — er ließ seine Augen über Blätter gleiten, welche später, in besseren Tagen, auf dem Lindenhof, seinem gegenwärtigen Gute, beschrieben waren. In dem ungewissen Morgengrau ward es ihm nicht leicht, auch nur einige Zeilen nacheinander zu lesen, auch war er zu zerstreut, zu unruhig. Er unterbrach sein Lesen und nahm es wieder auf; blätterte gleichzeitig nach rückwärts und sah dazwischen auf die Straße hinaus, die jetzt gegen Loffenau hin wieder emporstieg. Da mit einemmal schlossen sich seine Hände fester um das aufgeschlagene Buch, seine Augen, die jetzt keine Spur von Müdigkeit verrieten, blitzten über Zeilen und Seiten hin, um dann mit peinlicher Sorgfalt jedem einzelnen Wort der Schrift zu folgen. Plötzlich und unerwartet war Konrad Werner auf eine Stelle in dem Tagebuch gestoßen, die ihm bis zu dieser Stunde bei allem flüchtigen Durchblättern entgangen war. Als traue er seinen Augen oder seinem Verständnis nicht, las er gespannt, mit verhaltenem Atem; unbekümmert um den Schwager auf dem Sitze vor ihm sprachen seine Lippen die gewichtigsten Worte nach, welche aus den völlig leserlichen Zeilen hervorsprangen. Er träumte nicht, und der Schauer von Bestürzung, der ihn zuerst erfaßte, ging allmählich in einen Schauer von stiller Glückseligkeit über, in dem er las und abermals las:

„Lindenhof. Heute sind zwei Jahre vergangen — ereignisreiche, gute Jahre, seit die plötzliche glückliche Wendung meines Geschicks in Gernsbach eintrat. Ich hatte damals den Mut nicht gehabt, die schlimmsten Stunden, die ich durchlebte, für die Erinnerung festzuhalten, und auch heute noch vermag ich gewiß keine Worte zu finden, die es ausdrücken, was ich nacheinander verzweifelnd, erlöst und wieder aufjauchzend erlebt. Eine ganze Nacht und einen furchtbaren Morgen, um so furchtbarer, als es der Morgen eines schönen Sommertages war, schlug ich mich damals mit dem Gedanken herum, mein Leben zu enden, um meiner Frau und meines Buben willen Platz zu machen. Ich hatte mich in den frevelhaften Gedanken immer tiefer hineingebohrt — das Wehr der Murg rauschte mir unablässig vor Augen und Ohren — ich konnte dem geheimen Zug nach der verhängnisvollen

Stelle nicht mehr widerstehen. Ich schrieb und siegelte — schon ein Halbtoter — einige Zeilen an Hedwig, die ich im Zimmer meiner Herberge liegen ließ. Und dann schlug ich den Pfad am Flusse ein. Der Himmel weiß, wie unzähligemal ich hin- und hergegangen bin, vergebens mich abmühend, eine bessere Ansicht von meinem Schicksal zu fassen und der wachsenden Versuchung zu einem raschen Ende zu entrinnen. Von der Ratsmühle bis zur Murgbrücke und von der Brücke wieder zum Wehr ging ich auf und ab, friedlos, rastlos, und je heller die Sonne über mir schien, um so finsterer ward es in mir. Als ich nun — ich glaube zum hundertstenmal — am Wehr stand und gramvoll nach Haus dachte und doch mit aller inneren Qual keinen anderen Ausweg ersinnen konnte als den Sprung und Sturz dort hinein in den Strudel, ward ich aufgeschreckt, gestört, abgezogen. Schon eine ganze Weile war mir's gewesen, als ob ich hinter mir Schritte vernähme; jetzt durfte ich nicht zweifeln, daß mich eine fröhliche Kinderstimme grüßte. Und in all meiner Verdüsterung erkannte ich doch das Kind, das über die Wiese der Stelle zulief, an der ich wie angewurzelt stand, um mich zutraulich zu begrüßen. Es war Doktor Hillerns kleine Tochter, die hier am Wegrand Feldblumen gepflückt hatte — dann besann ich mich, daß ich sie schon vorhin auf der Brücke mit ihrem Vater erblickt hatte, und obschon der Anwalt nicht der Mensch war, den ich in meiner letzten Stunde zu sehen wünschte, mußte ich doch die Augen nach ihm aufheben und erblickte ihn richtig am unteren Ende der großen Wiese, an deren oberem ich selbst stand und sah, wie er leicht den Hut lüftete. Es durchzuckte mich schmerzhaft, und indem ich nach ihm hinstarrte, vergaß ich ganz, daß das Kind neben mir war und mir seine Händchen entgegenstreckte. Ein helles frohes Kindergesicht; zwischen den kleinen Fingern hielt das Mädchen mit den dichten blonden Zöpfen einen dicken Strauß blauer und gelber Blumen, und um die Blumen hatte sie sorgfältig ein Papier geschlagen, das sich im nächsten Augenblick als ein Brief auswies. Zum Überfluß hörte ich das Kind mit heller Stimme sagen: „Nimm den Strauß, Mann — und vergiß auch nicht zu lesen, was hier darauf steht!“ Gedankenlos und nicht begreifend nahm ich die Blumen aus der Hand der Kleinen und hörte zugleich von dem unteren Ende der Wiese die Stimme Doktor Hillerns erschallen, der „Susanne, Suschen!“ rief, worauf das Mädchen mir noch einmal kindlich ihre spitzen Fingerchen hinhielt und mit einer ganz altklugen Gebärde auf den Feldblumenstrauß und das Papier zeigte, die ich in der Hand hielt. Dann flog sie die Wiese entlang, und wie meine Augen ihr nachfolgten, trafen sie wieder auf Doktor Hillern, der noch einmal den Hut gegen mich zog. Und indem ich dies sah, überkam mich's, daß er nichts Schlimmes, keinen Hohn damit beabsichtigen könne, und doch erriet ich noch immer nichts und starrte einige Sekunden lang auf die Wiesenblumen, ehe ich das um die Stiele gewickelte Papier abzulösen und anzusehen wagte. Es war ein Brief an Rechtsanwalt Hillern — die Hand des Schreibers kannte ich, kannte ich nur zu wohl! — sie hatte mir hundertmal Thränen in die Augen und Zornadern auf die Stirn gelockt, die Hand des Hammermüllers von Kuppenheim. Ich ließ die Blumen, die mir Doktor Hillerns kleines Mädchen gegeben, zu Boden fallen und las den Brief, der ja mehr sein mußte als ein zufälliges Stück Papier, der über Leben und Tod entscheiden mußte. Der Brief war an den Rechtsanwalt gerichtet und teilte mit, daß der Schreiber aufs bestimmteste in Erfahrung gebracht habe, daß die neue große Landstraße durch das zu Hof Schellenberg gehörige Forststück geführt und die Straßenbaudirektion den Ankauf bewirken werde. Doktor Hillern müsse sich beeilen, denn sobald mir amtlich die ersten Eröffnungen gemacht seien, dürfte es mir leicht fallen, die Summe zur Rückzahlung seiner, des Hammermüllers, Hypothek

aufzutreiben, und das schöne Geschäft sei verdorben. Er, der Hammermüller, wisse, daß das Bankhaus von Lindenschmid u. Comp. in Mannheim schon zwei Gutsbesitzern, welche mit mir in gleichem Falle seien, Vorschüsse von beträchtlicher Höhe auf die von der Regierung zu gewährenden Kaufgelder geleistet, es werde mir leicht genug sein, das Gleiche zu erlangen, wenn ich erst eine amtliche Mitteilung über den Straßenbau erhielte. Die Subhastation meines Hofes müsse ausgeschrieben sein, ehe das geschähe; Doktor Hillern werde wohl wissen, wie er die Angelegenheit zu betreiben habe. — Ich las und las — und stürzte, als ich endlich den Zusammenhang begriffen hatte, davon, wollte zuerst nach meiner Herberge, um die unseligen Abschiedszeilen an Hedwig, die dort lagen, zu vernichten, dann zu Doktor Hillern, ihm unter heißen Thränen zu danken. Luft und Licht, Erlösung, Hoffnung, neue Zuversicht strömten gewaltig auf mich ein, daß ich wie taumelnd und noch halb geistesabwesend das kleine Gasthaus erreichte, in dem ich so furchtbare Stunden erlebt hatte. Und da lag der verhängnisvolle Zettel und friedlich daneben ein Kanzleibrief des Doktor Hillern — wenige gewichtige Zeilen: Seine kleine Tochter Susanne habe statt eines wertlosen Couverts einen Brief, welcher zu seinen Akten gehöre, in meine Hände gegeben. Er bitte um stillschweigende Rückgabe dieses Schriftstückes und setze voraus, daß, wenn ich durch dies Versehen Kenntnis vom Inhalt erlangt habe, ich diese Kenntnis zwar für mich, aber nie gegen ihn, der leider dem Hammermüller in schwerer Weise verpflichtet sei, anwenden werde. — Ich stand gefesselt und mußte des wackeren Mannes Edelmut schweigend ehren; doch konnte ich mir nicht versagen, in das Couvert, mit dem ich ihm das Blatt zurücksandte, ein paar Worte zu schreiben, aus denen er entnehmen mochte, daß ich ihn wohl erraten habe und mich all mein Leben hindurch ihm zu Danke verpflichtet fühlen werde. — Noch am Nachmittag war ich auf dem Wege nach Karlsruhe und Mannheim, wo sich meine Geschäfte glücklich und leicht abwickelten." — —

Konrad Werner las die Blätter zum anderen-, zum drittenmal, bis er nicht mehr zu lesen vermochte. Die Morgensonnenstrahlen fielen blitzend und flirrend über die alte Schrift, und die thränenüberströmten Augen des jungen Mannes versagten den Dienst. Er ließ das Tagebuch und seine Hände plötzlich sinken und saß dann vor sich hinsinnend, mit der Empfindung tiefer Beschämung und froher Hoffnung zugleich. Mitten in der Erregung, in welche ihn die plötzliche ungeahnte Offenbarung über seines Vaters Geschick und über den Vater seiner Geliebten versetzte, zog ein reines und frohes Gefühl durch seine Seele: daß, bevor er dies alles gewußt, sein Entschluß festgestanden hatte, zu Susanne zurückzukehren. Was auch kommen mochte, die eine Beruhigung würde ihm bleiben, daß er seinem Herzen gehorcht habe, ohne noch zu ahnen, wie thöricht, wie nichtig sein Abscheu wider Susannes verstorbenen Vater gewesen sei. Was auch kommen mochte — Doch wie er den gesenkten Kopf hob und in den prächtigen Herbstmorgen hinausblickte, dessen Sonne die Nebel auf Felder und Wiesen siegreich niederdrückte, dessen Luft erfrischend um seine heiße Stirn und die fieberhaft geröteten Augen spielte, da war's ihm doch, als müsse der Tag Gutes, Besseres, als er seither ersehnt, bringen. Der Tau funkelte berückend auf tausend zitternden Zweigen und Gräsern, zu Häupten zogen flockige, lichtdurchglänzte Wölkchen, die morgenstille Welt lachte ihm immer heller entgegen, je näher er seinem Ziele kam. Beinahe schmeichelnd trieb er jetzt den Postillon zur höchsten Eile, in den letzten Dörfern lockte das jäh hindurchrasselnde Gefährt die eben erwachten Bewohner an Fenster und Thüren. — —

Drei Stunden etwa, nachdem Konrad Werner auf der Landstraße eine so wundersame Offenbarung zu teil geworden war, saßen im größten, nach dem Garten hinaus-

führenden, der Morgenluft und Morgensonne weit geöffneten Zimmer ihrer Wohnung zu Gernsbach zwei Frauen, Mutter und Tochter, schweigsam einander gegenüber. Der Morgenkaffee dampfte noch auf dem Tische, beide Frauen hatten Handarbeiten auf dem Schoß; aber ihre Hände regten sich so wenig als ihre Lippen. Die Mutter, eine feine blasse Frau, unter deren schlichtem Häubchen die ersten leis ergrauenden Haare hervorsahen und deren klare Augen mit bekümmertem Anteil auf der Tochter ruhten, kämpfte ersichtlich mit sich, ob sie das Schweigen brechen solle, welches schwül und atembefangend über ihnen lastete. Die Tochter, welche von Zeit zu Zeit den Kopf mit den prachtvollen blonden Flechten erhob, sah ihre Mutter nicht an, lauschte vielmehr, ob draußen auf dem stillen Gange vor der Wohnung sich kein Laut vernehmen lasse. Als alles stumm blieb, senkten sich ihre dunklen Augen wieder zu Boden, eine jähe Glut schlug in ihrem Gesicht empor, und mit krampfhafter Hast nahm sie die Arbeit wieder auf, welche sie vorhin achtlos hatte fallen lassen. Der Mutter entging es trotzdem nicht, daß sie fortfuhr, gespannt aufzumerken, und so sagte sie endlich mit gütigem, fast zaghaftem Ton:

„Du wartest umsonst, Susanne! Die Zeit für den Postboten ist vorüber — wenigstens heute morgen kann kein Brief mehr anlangen. Und ich fürchte, Kind, er kommt auch am Nachmittag und Abend nicht. — Du mußt dich an den Gedanken gewöhnen und glauben lernen, daß du dich getäuscht hast oder getäuscht worden bist. Ich mache dir ja keine Vorwürfe, Kind — aber nach allem, was du mir sagst, verstehe ich es doch nicht, wie dich dies Gefühl und dies thörichte leidenschaftliche Vertrauen auf den fremden Mann so plötzlich, so unwiderstehlich überkommen konnten! Ich beklage es tief!“

„Und ich danke Gott aus tiefster Seele dafür, Mutter!“ rief Susanne, die Arbeit beiseite werfend und ihre schlanke schöne Gestalt hoch aufrichtend. „Ich glaube es nicht und werde es noch lange nicht glauben, daß mich Konrad Werner ohne Nachricht, ohne ein Wort lassen wird nach allem, was zwischen ihm und mir vorgegangen ist! — Ich kann mir keinen Grund denken, warum er mir dies Wort versagen müßte — und wär's wirklich so, Mutter, auch dann würde er keinen unedlen Grund haben.“

„Kind, Kind,“ sagte Frau Hillern, „ich kenne dich nicht wieder! Du wärest imstande, dich für dein Leben unglücklich zu machen, während der fremde Mann, für den du so vorschnell unbegrenztes Vertrauen gefaßt hast, vielleicht schon jetzt nur noch flüchtig deiner gedenkt, vielleicht deiner Leichtgläubigkeit spottet!“

„Nicht so — nicht so, Mutter! Du darfst ihn schelten, wenn mein Leben durch ihn trüber und trauriger wird, aber nichts Unedles, Verächtliches in seine Seele tragen. Hättest du die Stunde erlebt, an die ich denken werde, so lange ich lebe, du kränktest mich nicht mit solchem Zweifel. Ich fürchte ja auch, daß das Glück, das sich aufzuthun schien, nur ein Blitz und kein Licht war, aber Lüge war sein Wesen, sein Blick und sein Ton nicht!“

„Susanne, du täuschest dich selbst! Du willst dir nicht eingestehen, daß dich ein unbewachter Augenblick weiter geführt hat, als irgend ein Mädchen gehen sollte, bevor sie einen Mann länger und besser kennt als du diesen Herrn Konrad Werner! Ich gönne dir wahrlich jedes Glück, Kind; aber so blüht es nicht am Wege, wie du gewähnt hast.“

„Laß es gut sein, Mutter!“ sagte sie mit blassen zuckenden Lippen. „Und wenn du recht hättest, so hab ich doch einmal im Leben erfahren, was eine volle ganze Hoffnung ist, und einer hat etwas anderes in mir gesehen als die Klavierlehrerin, das arme Mädchen, die keine Mitgift bringt. Sage, was du willst — ich fühle es, daß ich ihm mehr war als ein Spielwerk für eine flüchtige Stunde, daß er mich kannte wie ich ihn!“

Sie brach ab, ihre Augen füllten sich trotz ihres tapfern Widerstandes mit Thränen. Kopfschüttelnd schaute Frau Hillern

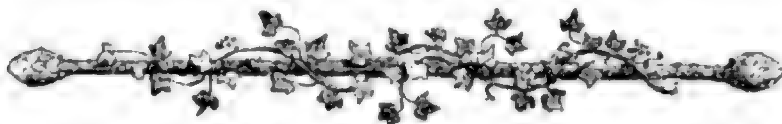
auf das erregte Mädchen und suchte umsonst nach einem Wort, welches Susanne zugleich begütigen und doch um ihres allzukühnen Vertrauens willen tadeln sollte. Da sie das Wort nicht fand, schwieg sie wieder — Susanne sah hinweg, hinaus in den Garten, auf dessen dunklen Gebüschen der Sonnenschein glänzte. Ein leichter Hauch von draußen bewegte die weißen Gardinen an der Glasthür zum Garten; sonst war es so still, daß Frau Hillern die schweren tiefen Atemzüge ihres Kindes hören konnte.

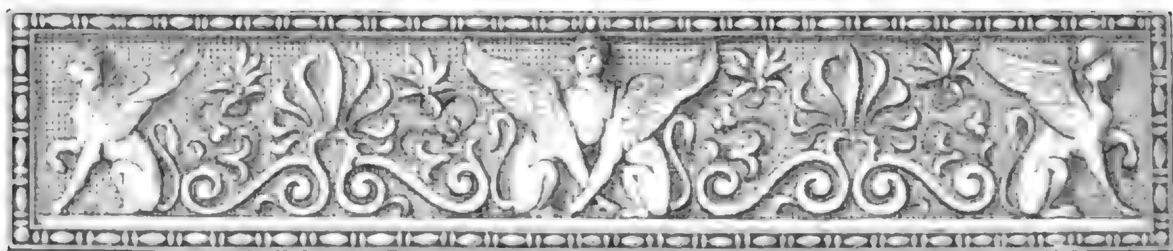
Mit einemmal pochte vom Hausgang draußen ein Finger an die andere Thür des Gemaches; Mutter und Tochter blickten zugleich auf. „Der Brief!" rief Susanne, und mit einem Schritt war sie selbst bei der Thür, um den erwarteten Boten zu öffnen. Auf der Schwelle trat sie Konrad Werner gegenüber! — Und obschon sie sich zu fassen suchte, war es nach dem eben vorangegangenen Zwiegespräch mit der Mutter nur natürlich, daß ein wunderbarer Schein von Freude und Beseligung über ihr Gesicht ging, daß über ihre Lippen der Ausruf „Konrad!" in einem Tone kam, welcher dem Eintretenden, der bangen Herzens noch an der Thür gezögert hatte, alle Zuversicht zurückgab. Er ergriff die Hand des schönen Mädchens und legte mit ihr gemeinsam die wenigen Schritte bis zum Sitz der Mutter zurück.

„Sie geben mir ein goldenes süßes Recht, Susanne!" sagte er mit bewegter Stimme. „Ich bin gekommen, um in der ersten Stunde, wo Sie es erlauben würden, bei Ihrer Mutter um Ihre Hand zu bitten! Nun ist die Stunde da — ich sage Ihnen alsbald, welche Thorheit die Schuld trug, daß sie nicht schon gestern gekommen ist! Frau Doktor Hillern — ich bin Ihnen, wie ich schließe, nicht völlig fremd — verzeihen Sie mir, daß ich in der ersten Stunde das Beste und Liebste von Ihnen begehre, was Sie zu geben haben!" — —

Noch keine Stunde war seit dem Eintritt Konrad Werners in der Hillernschen Wohnung verflossen, als der stattliche junge Mann und das schöne Mädchen, seine Verlobte, Arm in Arm durch die kleine Stadt gingen. Sie wendeten sich zunächst zur „Krone", in welcher Konrad Werner aufs neue Quartier genommen hatte und aus der er jetzt seines Vaters altes Tagebuch abzuholen ging. Es drängte ihn, seiner glückstrahlenden Braut und deren Mutter die Fäden aufzuzeigen, welche vor Jahren schon geheimnisvoll das Leben der nun Vereinten miteinander verknüpft hatten. Im Vorübergehen trat das junge Paar im Telegraphenbureau von Gernsbach ein und gab eine Depesche auf, die so inhaltreich als kurz war:

Doktor Wellhöft, Wildbad, zum Löwen. Zwei glückliche Menschen setzen voraus, daß Sie um ihretwillen Ihren Reiseplan ein wenig ändern werden, und erwarten Sie in den nächsten Tagen hier. Susanne Hillern. Konrad Werner.





Adolf Bastian.

Von

A. Woldt.

Wie ein Schiff in unbekannten Gewässern oft zwischen Klippen und Riffen, über Untiefen und Strudel fährt und von Gefahren umringt wird, bis der kundige Lotse mit kräftiger Hand ins Steuer greift und das Fahrzeug stolz und ruhig dahinführt nach dem sicheren Port und dem gewinnbringenden Ziele, also hat Adolf Bastian seit nunmehr fast vierzig Jahren zielbewußt das zuerst nur kleine Schifflein der Ethnologie von Hafen zu Hafen geführt, überall reiche Früchte erwerbend und Schätze sammelnd, und schwer beladen ist das stolze Fahrzeug unter seiner Führung nun in die Heimat zurückgekehrt zur Entleerung der reichen Ladung. Der rapide Aufschwung, welchen die Entwickelung der Völker- und Menschenkunde seit Mitte dieses Jahrhunderts genommen — ein Aufschwung von so gewaltiger und allumfassender Ausdehnung, daß sich ihm an Intensität der Ausbau vielleicht keiner einzigen anderen Wissenschaft an die Seite stellen kann — hat seinen Gipfelpunkt mit der vor kurzem stattgefundenen Eröffnung des Museums für Völkerkunde in Berlin vorläufig und für die nächste Zeit erreicht. Daß dieses Resultat errungen werden konnte, ist in erster Linie Bastians Werk.

Ein Blick auf den Lebensgang dieses Mannes wird uns zeigen, daß er jede Stunde seines Daseins von dem Momente an, als er in die wissenschaftliche Arbeit eintrat, bis heutigen Tages einzig und ausschließlich seinem hohen Ziele gewidmet hat. Geboren am 26. Juni 1826 als Sohn eines begüterten Kaufmanns in Bremen, begab sich Adolf Bastian nach zurückgelegter Schulzeit nach Heidelberg, um daselbst Jura zu studieren. Dann wendete er sich zu den Naturwissenschaften, studierte in Berlin, Jena und Würzburg, machte alsdann das Examen als Doktor der Medizin und ging nach Prag. Dieser geistige Entwickelungsgang kam ihm späterhin bei seinen Untersuchungen sehr zu statten, wovon unter anderem sein einige Jahrzehnte später herausgegebenes Werk: „Die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde", ein Beitrag zur vergleichenden Ethnologie, einen Beweis liefert. Mit dem Auge des Juristen, dem sich durch das altklassische Studium die Rechtsverhältnisse der von den griechischen und römischen Autoren beschriebenen, dahingegangenen Völkerschaften enthüllt haben, konnte er viel eingehender als ein ausschließlich naturwissenschaftlicher Fachgelehrter die heutigen Rechtsanschauungen und -Begriffe der Naturvölker studieren und das Ehemalige mit dem Gegenwärtigen vergleichen.

Bastians Universitätsstudien fallen in jene große Glanzperiode der Wissenschaft, in welcher der alten Naturphilosophie, die alle Erscheinungen der Natur ohne Erfahrungsstudien erklären wollte, die Axt an die Wurzel gelegt wurde. Alexan-

der v. Humboldt sammelte damals in seinem unsterblichen Werke „Kosmos“ jene Tausende durch Beobachtung gefundenen Wahrheiten, Thatsachen, Messungen und Werte, welche die verschiedenen naturwissenschaftlichen Disciplinen gefunden hatten, und stellte daraus eine Übersicht des Weltganzen und seiner Gesetze zusammen. Diese auf Grund der reinen Empirie errungene einheitliche Weltanschauung wurde mit Blitzesschnelle das wissenschaftliche Glaubensbekenntnis aller gebildeten Menschen und der Grund- und Eckstein, welcher heute das stolze Gebäude der gesamten Naturwissenschaften trägt; sie wurde auch der Ausgangspunkt, von dem die Vertreter der einzelnen Richtungen ihre Forschungen weiter führten. So ruhte denn jede Disciplin auf der festen Basis der Induktion — also der Schlußfolgerung aus Thatsachen; alles, was bis dahin mit dem Schleier des Geheimnisvollen umgeben war: das Wesen des Organismus, die Rätsel des Stoffwechsels, die physikalischen und chemischen Gesetze in ihren zahllosen Anwendungen im Makrokosmos sowohl wie im Mikrokosmos, in der Welt des unendlich Großen sowie in der Welt des unendlich Kleinen; kurz und gut, alle diese Thatsachen und Gesetze bildeten nunmehr, soweit es nicht schon früher der Fall gewesen war, den Gegenstand exakter, auf Induktion beruhender Forschung. Nur die Psychologie, die Lehre von der Seele und dem Geist, entbehrte bis dahin der induktiven Begründung. Es erschien daher dem jungen Mediziner Dr. Bastian, der mit glühender Begeisterung die neue Ära der Wissenschaft begrüßt hatte, als eine hohe und würdige Lebensaufgabe, die Menschenseele in den verschiedenen Stadien ihrer Entwickelung zu studieren — gewissermaßen als Material für die induktive Begründung der Psychologie —, ringsum bei den Völkern des Erdballes Umschau zu halten und alle jene Materialien zu sammeln, welche die Menschenseele allerorts in Form von Vorstellungen geschaffen hat. Hiermit war zugleich die Ethnologie wissenschaftlich begründet, denn indem der Mensch als Gesellschaftswesen aufgefaßt wird, bildet er überall ein Glied einer größeren Genossenschaft, eines Stammes oder Volkes.

Was lag ihm, dem Sohne der meeresbeherrschenden Hansestadt Bremen, deren Flagge damals auf allen Meeren bekannter war als diejenige Deutschlands, näher als das Reisen? Und zwar nicht das Reisen im gewöhnlichen Sinne, von Hauptstadt zu Hauptstadt, auf vielbetretenen Pfaden, inmitten civilisierter Menschen, die im gegenseitigen geistigen Austausch standen, sondern das Reisen über Stock und Stein, immer ins unbekannteste Dunkel hinein, das Reisen mit dem Pionier der Kultur, mit dem Auswanderer, der die entlegensten Gebiete aufsucht, das Reisen mit dem abenteuerlichen Goldsucher, der bis in die entferntesten Punkte vordringt, beseelt vom Durst nach Gold und Schätzen, während die von ihm angetroffenen wilden Stämme seinem Anprall unterliegen. Was lag näher als der Gedanke, daß, wenn es irgendwo auf Erden noch primitive Kultur, autochthone Sitten und Gebräuche und jungfräuliche Vorstellungen der Menschenseele gab, dies auf so weit entlegenen Punkten der Fall sein müsse; daß der Sammler hier anzufangen habe mit seinen psychologischen Forschungen, hier auf unberührtem Boden, den die Woge unserer „weißen“ Kultur noch nicht überschwemmt hatte. Hierauf gründete Bastian seinen Reiseplan und führte mehr als dreißig Jahre hindurch eine so ungeheure Zahl von Touren aus, daß er unbestritten wohl als der beste jetzt lebende Kenner der Oberfläche unseres Erdballes bezeichnet werden darf und daß er — rein geographisch genommen — als der bedeutendste Reisende seiner Zeit genannt werden muß.

Doch das Reisen selbst war ihm nur Mittel zum Zweck, und demzufolge ist alles, was er auf geographischem Gebiete erkundet und gewirkt, was er durch Anregung zu Forschungs-Expeditionen zu stande gebracht hat, gewissermaßen nur als eine Nebenfrucht zu bezeichnen, deren

Wert indessen so bedeutend ist, daß sie allein schon ihm die Unsterblichkeit sichert. Sein Hauptzweck und Ziel blieb das ethnologische Forschen und Studieren, wobei ihm seine glückliche äußere Lebensstellung gestattete, alle seine Reisen während eines vollen Vierteljahrhunderts auf eigene Kosten auszuführen. Wenn wir ihn heute, im Alter von einundsechzig Jahren, in seiner Thätigkeit beobachten, wie er mit fast jugendlicher Schnelligkeit die gewaltigen Räume des von ihm geschaffenen Museums für Völkerkunde durcheilt, wenn wir das Feuer seiner Blicke bei Erklärung und Vorzeigung der von ihm und auf seine Veranlassung gesammelten ethnologischen Schätze strahlen sehen, wenn wir ihn an öffentlichen Festen Reden voll zündender Begeisterung halten hören, wenn wir seinen gesunden Körper, sein dichtes Haupthaar, seine uns sympathische Persönlichkeit erblicken, dann müssen wir sagen, daß er in der That ein bedeutender Mann ist, der es verstanden hat, trotz seiner vielen Reisen um die Welt seinen Körper so zu erhalten, als wenn er stets nur nach den Regeln der Hygieine gelebt hätte. In Bezug auf Speise und Trank ist niemand so genügsam als Bastian; ein Minimum der einfachsten Nahrung genügt ihm, sein Leben zu fristen; seine Arbeitskraft ist unerschöpflich, so daß er im stande ist, täglich mehr als fünfzehn Stunden in geistiger Thätigkeit zuzubringen; fast möchte man behaupten, er schreibe heute noch, am Abend seines Lebens, täglich mehr als irgend ein anderer Gelehrter in der Vollkraft seines Wirkens.

Seine erste große Reise trat er als Schiffsarzt an Bord eines Auswandererschiffes an, welches damals — es war im Jahre 1851 — zur Segelfahrt nach Sydney volle hundertzwanzig Tage gebrauchte. Wir kennen heute nicht mehr jene Summe von Unbequemlichkeiten, welche in einem solchen Schiffe, bei den damaligen mangelhaften Verpflegungsverhältnissen, bei dem aufs äußerste ausgenutzten Raum für jedermann erwachsen mußten, am meisten aber für den Schiffsarzt, der mit allen diesen Thatsachen, und zwar gerade mit den lästigsten und beschwerendsten, am meisten in Beziehung treten mußte. Aber Bastian wollte seinen Körper in einer Vorschule von Entbehrungen stählen und an jede Strapaze gewöhnen, deshalb wählte er diese Art der Reise. In Australien machte er zunächst den Goldfeldern einen Besuch, durchreiste die Distrikte hier nach verschiedenen Richtungen, bei welcher Gelegenheit er in mannigfache Berührungen mit der Urbevölkerung trat, und kehrte alsdann nach der Küste zurück. Nachdem er so dem jüngst entdeckten Erdteil gewissermaßen einen Antrittsbesuch gemacht hatte, wandte er sich dem ältesten und größten zu, der Wiege des Menschengeschlechtes, Asien, aber diesmal auch nur zu einem flüchtigen Abstecher, den er nach den Philippinen-Inseln und dem chinesischen Hafen Amoy unternahm. Alsdann kehrte er wieder nach Australien zurück, um sich von hier aus zunächst nach dem Lande der Maori, nach Neu-Seeland, und weiter nach der Südsee zu begeben, woselbst er die Tahiti-Inseln besuchte. Aber auch die Inselwelt des Stillen Oceans, dieses größten aller Kulturbecken des Menschengeschlechtes, fesselte ihn diesmal nur ganz kurze Zeit, denn er eilte weiter nach der Neuen Welt, nach Amerika, welches er in Valparaiso, der chilenischen Hafenstadt an der Westküste, betrat. Die Küste entlang sich nordwärts wendend, gelangte er nach Lima in Peru. Das alte Wunderland hatte ihn längst mächtig angezogen, nicht sowohl der hier vorhandenen ethnographischen Reminiscenzen wegen, welche bis weit über die Tage der Eroberung durch die spanischen Conquistadores hinausreichen, sondern besonders darum, weil die so hoch entwickelte Kultur des Inkavolkes wahrscheinlich eine autochthone, im Lande selbst entstandene war. Wie überall, wo er bisher gewesen war, begnügte sich Bastian zunächst mit einer vorläufigen Orientierung über alles dasjenige, was das alte Goldland für die Ethnologie zu versprechen schien. Dies war nicht

wenig, so daß der Reisende bei seinen Touren von Ruinenstätte zu Ruinenstätte längere Zeit in dem Inneren des Landes zu verweilen gezwungen war. Bis nach Jauja vorgedrungen, wandte er sich über Ayacucho weiter nach Cuzko. Hier wurde damals gerade von einer Gesellschaft geldbedürftiger Yankees eine etwas abenteuerliche Expedition nach dem Quellengebiete des Amazonas arrangiert, um dort nach Gold zu graben. Diesem Unternehmen schloß sich Bastian als Reisegenosse an, kehrte alsdann nach Arequipa, westlich vom Titicaca-See, zurück und wandte sich nunmehr wieder nach der Küste zur Hauptstadt Lima. Von hier aus ging er nordwärts über Guayaquil nach Panama und weiter nach St. Thomas, Havanna und New-York.

Adolf Bastian.

Bastian hatte somit seine erste große Weltreise fast vollendet, indem ihn nur noch der Atlantische Ocean von seiner Heimat trennte, eine Strecke Weges, welche er in einigen Wochen hätte zurücklegen können. Aber sowohl diesmal wie späterhin noch mehrmals wandte er sich kurz vor dem Heimatlande wieder rückwärts und zwar zu einer Tour, welche alles bisher von ihm Geleistete übertraf. Schon vor Beginn seiner großen Reise hatte er sich überzeugt, daß er eigentlich eine sehr umfangreiche Doppelaufgabe zu lösen übernommen hatte, denn einmal mußte er bei den noch lebenden Naturvölkern alle psychologischen Vorstellungen sammeln, soweit diese in Gebrauch und Sitte an den Tag treten und in den Waffen, Geräten, Kleidungsstücken und Wohngebäuden niedergelegt sind; zweitens aber mußte er den zahlreichen, in allen Weltteilen vorhandenen Ruinenstätten, den Überbleibseln untergegangener Kulturen, nachspüren und die

dort noch befindlichen Monumente studieren oder, wenn es anging, für die Wissenschaft zu erhalten suchen. Dieser zweite Teil seiner Aufgabe wurde noch wesentlich dadurch erweitert, daß zahlreiche vorgeschichtliche Überreste in Privat- und öffentlichen Sammlungen aufgespeichert waren, daß das Material hier also studiert und gesichtet werden mußte. Der erste Teil seiner Rundreise hatte Bastian einen vorläufigen Überblick über das Riesenmaterial, welches durch das Menschengeschlecht während seiner vieltausendjährigen Existenz über den Erdboden ausgestreut worden ist, gegeben. Er sah, daß nicht ein und auch nicht Hunderte von Menschenleben ausreichen würden, alles Untergegangene der Vergessenheit zu entziehen und den ehemaligen Gang der Kultur an allen Punkten der Erde zu rekonstruieren, er bemerkte aber auch mit schmerzlicher Bestürzung, daß allerorts diesen Urkunden psychologischer Entwickelung der Untergang drohe.

Zunächst wandte er sich von New-York den Mississippi hinab bis New-Orleans und von hier über Veracruz und Puebla dem Studium jener alten hochentwickelten Kultur des Hochlandes von Mexiko zu, von der ihm die Ruinen von Xochicalco mit den mächtigen Quadern des für den Sonnenkultus der Azteken errichteten Tempels und die seltsam verschlungenen Hieroglyphenbilder des Terrassenbaues genugsam erzählten. Über San Blas, Mazatlan und San Lucas ging er nunmehr weiter nach San Francisco. Dort schiffte er sich nach Hongkong ein, kreuzte bei Ausführung dieser Fahrt seine frühere Tour nach Amoy in China und ging weiter über Singapore nach Calcutta an der Mündung des heiligen Stromes der Inder, des Ganges. Es galt nun zunächst einem anderen untergegangenen Kulturkreise, dessen Überreste in den berühmten Felsentempeln von Ellora, dem Wunder von Indien, der staunenden Welt aufbewahrt sind, einen Besuch zu machen. Bastian mietete in Calcutta ein Boot und fuhr den Ganges stromaufwärts bis Mirzapore, nahm von da einen Ochsenkarren und erreichte über Jubbelpore und Dogurh sein Ziel. In tiefster Waldeinsamkeit sind die Felsentempel von Ellora in einen halbmondförmigen felsigen Bergkranz eingehauen; in ihnen schlafen die gigantischen Gestalten der Götter des Schaffens, Erhaltens und Zerstörens; in ihren verschiedenen ausgedehnten Grotten, deren zahllose Stockwerke, Galerien, Balkone, Felsbrücken, Höfe, Zellen und Nischen tagelanges Umherwandern erfordern, ist die ganze bunte Welt der indischen Mythologie begraben, und jeder Zoll des Felsens ist benutzt, um irgend ein phantastisches Ereignis figürlich darzustellen. Von Ellora aus wandte sich Bastian nach der Hafenstadt Bombay an der Westküste Vorderindiens. Dort suchte und fand er die Gelegenheit, an Bord eines englischen Kriegsschiffes die Reise nach Persien, wohin er sich zunächst zu wenden wünschte, zu machen. Von Buschir am Persischen Meerbusen wandte er sich nach der Mündung des Tigris, reiste diesen alten Kulturstrom aufwärts bis Bagdad und benutzte von dort die türkische Pferdepost, um zu den großartigen, durch Layard aufgedeckten Überresten der assyrischen Königspaläste des alten Ninive in den Ruinenhügeln von Mossul und Nimrud zu gelangen. Von diesen gigantischen Trümmern des einstmals so mächtigen Weltreiches wandte er sich nach flüchtigem Besuche von Nisibis, des einst unersteiglichen Bollwerkes des Ostens, und von Dara, der mit den aufgehäuften Schätzen des Kaisers Anastasius erbauten hohen Grenzfestung gegen Persien, nach Diarbekir und von da über Aleppo, Damaskus und Jerusalem nach Joppe und weiter über Smyrna nach Athen.

In raschem Zuge näherte er sich jetzt über Konstantinopel, die Donau aufwärts, seiner Heimat. Aber wie schon einmal brach er plötzlich wieder ab zu einem neuen Zuge, welcher in erster Linie dem dunklen Erdteil gewidmet war. Über Triest, Rom, Neapel, Tunis und Alexandrien reiste er südlich weiter, den Nil

aufwärts bis nach Denderah in Oberägypten, zu den Ruinen des alten Tentyris und dem dort befindlichen altägyptischen Isis-Tempel. Dann wandte er sich ostwärts quer durch die Wüste bis nach der kleinen Hafenstadt Koseir am Roten Meere. Über diese Stadt hinweg geht ein Seitenzweig des großen Pilgerstromes, der sich alljährlich von allen Seiten von Bekennern des Islam nach der heiligen Stadt Mekka, dem „Mittelpunkt der Welt und aller Welten", ergießt. Von Koseir nach dem auf arabischer Seite gelegenen Hafenort Djedda findet die Überfahrt der Pilger auf jenen wahrhaft greulichen Pilgerschiffen statt, deren ekelhaftes Durcheinander von Männern, Weibern, Kindern, Kranken, Tieren und Waren fast entsetzlicher ist als der Anblick eines vollgepfropften Sklavenschiffes. Bastian bewerkstelligte seine Überfahrt nach Djedda auf einem dieser Pilgerschiffe und ging dann von Djedda aus mit einem anderen arabischen Schiffe nach Hodeida und alsdann mit Kamelen über die arabische Wüste nach Mokka, von wo aus er seinen Weg nach Aden fortsetzte. Zu neuem kühnem Fluge setzte er hier an und begab sich über Mauritius weiter nach der Kapstadt, woselbst er durch die Gefälligkeit des Gouverneurs Passage nach der westafrikanischen Hafenstadt San Paulo de Loanda in der portugiesischen Provinz Angola erhielt. Von hier aus trat er eine kühne Tour an, welche selbst heutzutage, nachdem fast ganz Afrika erschlossen ist, als eine wegen des Klimas sowohl als auch wegen der ablehnenden Haltung der Bevölkerung gefahrdrohende gilt. Er besuchte nämlich das schon halb vergessene San Salvador, das heutige Ambassi, das einstmals im Mittelalter, als die Spanier und Portugiesen vor dreihundert Jahren die Herrschaft der Welt unter sich teilten und hierbei Afrika den letzteren zugefallen war, als Hauptstadt des portugiesischen Königreichs Kongo in hoher Blüte gestanden hatte. Wieder zurückgekehrt, begab sich Bastian mit einem anderen englischen Schiffe nach Fernando Po und dann die Guineaküste aufwärts bis Senegambien, wo ihn bei seinem Umherstreifen im Festlande und am Gambia der mystische Fetischismus der Negerbevölkerung nicht minder anzog als in anderen Ländern die tiefsinnigen heiligen Mythen der Kulturvölker. Nun wandte er sich aber ernsthaft der Heimat zu. Indessen ging es auch diesmal nicht ohne eine große Spirale ab, in der er sich seiner Vaterstadt näherte. Über Madeira und Lissabon ging er weiter durch Granada, Frankreich, England, über die Nordsee nach Tromsoë, sah hier die Mitternachtsonne scheinen und wandte sich endlich über Drontheim, Stockholm, Petersburg, Moskau und Warschau heimwärts nach Bremen, das er im Jahre 1858 wieder erreichte.

Der erst zweiunddreißigjährige junge Gelehrte wurde von allen Seiten mit großer Auszeichnung in der Heimat empfangen. Die Kunde von seinen weiten Reisen, die Nachrichten, welche während seiner siebenjährigen Abwesenheit über ihn nach Deutschland gelangt waren, sicherten ihm von vornherein den Ehrenplatz in den wissenschaftlichen Kreisen. Er hatte Umschau gehalten auf den Hauptruinenstätten der Welt, eine sehr große Zahl der noch lebenden Naturvölker persönlich besucht und ihre psychologische Entwickelung zu erforschen versucht. Es galt nunmehr, die Resultate seiner Studien zusammenzustellen, soweit dies möglich war. Nachdem Bastian kurz nach seiner Rückkehr ein kleines Werkchen geographischen Inhalts veröffentlicht hatte, welches „Ein Besuch in San Salvador" betitelt war, ließ er demselben ein dreibändiges sehr gelehrtes Werk: „Der Mensch in der Geschichte", folgen. Schon bei der Ausarbeitung dieser Publikation stellte es sich heraus, daß das Einzelindividuum, der Mensch, für die ethnologische Betrachtung weniger in Frage komme als die Völkerfamilien, die Volksgenossenschaften, innerhalb deren sich jene großen dominierenden Gedankenkreise, welche den einzelnen Kulturen zu Grunde

liegen, herausgebildet haben. Somit wurde es klar, daß zunächst ein Studium jener Ideenkreise auszuführen war. Dies veranlaßte Bastian, seine zweite große Reise, welche er im Jahre 1861 antrat, ganz dem Studium einer jener Geistesschöpfungen, und zwar derjenigen des Buddhismus, die seit alters einen großen Teil der Menschheit umfaßt, zu widmen. Von London aus reiste er zunächst nach Madras, der Hauptstadt des südlichen Teiles von Vorderindien, besuchte die sieben Pagoden, fuhr dann über den Meerbusen von Bengalen nach dem gegenüberliegenden Rangun, der Hauptstadt von Britisch-Birma in Hinterindien, mietete daselbst ein Boot und ging nordwärts den Irawady hinauf bis zur Hauptstadt von Birma, Mandalay. Es wurde damals in Birma viel über den neuen, von dort aus nach China führenden Handelsweg gesprochen, und die englischen Kaufleute wünschten sehr, daß derselbe eröffnet wurde. Auch Bastian hegte den Wunsch, diese vortreffliche Gelegenheit, in das damals noch stolz abgeschlossene Himmlische Reich zu gelangen, zu benutzen, und hatte eine dahin gehende Äußerung gethan. Als dieselbe dem König von Birma hinterbracht wurde, nahm er sich, eifersüchtig auf die Europäer, vor, daß keiner von ihnen über die Hauptstadt Mandalay hinausdringen dürfe. Als nun Bastian aber trotzdem, ohne sich zur Audienz beim König zu stellen, nach China durchzuschlüpfen versuchte, wurde er als verdächtig angehalten, erhielt den Befehl, sich zur Audienz beim Herrscher zu stellen, und wurde von diesem zum Staatsgefangenen gemacht und sechs Monate lang im königlichen Palaste interniert. Als nämlich der König von seinen beabsichtigten Studien hörte, ergriff er die Gelegenheit, ihn zu halten, versprach ihm seine Protektion und gab ihm gleichzeitig berühmte buddhistische Gelehrte für den Unterricht. Somit wurden die kühnsten Hoffnungen Bastians erfüllt, da er kaum eine bessere Gelegenheit zur Ausführung seines eigentlichen Reisezweckes finden konnte als während dieses unfreiwilligen Aufenthaltes im Königspalaste zu Mandalay. Der König, welcher selber ein großer buddhistischer Gelehrter war, ließ sich wiederholt bei Audienzen mit Bastian in Gespräche über den Gegenstand seiner Studien ein.

Bastian hat sich später, bei Veröffentlichung seines Werkes über den „Buddhismus“, über den Charakter dieses Religionssystems ausgesprochen. Ich gestatte mir, hier eine Stelle aus dem Anfangskapitel dieses Buches zu citieren: „In der bunten Sinnenwelt, die den Menschen umspielt, aufwärts steigend in unermessenen Terrassen (durch Entfernungen, wie Sonne vom Mond oder wie Fixsternhimmel voneinander, geschieden), bis an die Blendung vollsten Lichtglanzes, niedersinkend durch unterweltliche Höhlenräume, hinab (unter die Schichten von Luft und Äther) in die Finsternisse des Leeren — und alles dies zusammen ein Tropfen in dem wogenden Ocean des Werdens, gleich unzählbar anderen (und jeder andere Tropfen ein Universum gleicher Unermessenheit) — solches Ganze, obwohl unausmeßbare Zeitläufte in den einzelnen Komponenten dauernd, dennoch nichts als periodisch dahinschwindende Blüte, emporgeschossen in der Augenblicklichkeit des Daseins, zwischen unerforschlich Vorangewesenem und unerforschlich Nachfolgendem — hier: in dem, was die Welt genannt wird, erscheinen, wenn ihre Berufung gekommen, die Buddha als Tathagata oder Vorübergehende — her aus jenem Anfang, hin nach jenem Ende, um dann im Hören der Menschheit ihr Gesetz zu lehren (das, als moralisches, auch das physische erhält), hinweisend durch Weisheitssprüche auf psychologisch gesunde Entwickelung, wie in menschlicher Natur als solche begründet, um aus dem flüchtig Vergänglichen des Sinnlichen sich hinzuretten nach dem dauernd Unvergänglichen im Ewig-Unendlichen (eines Jenseits, zu dem im Erlösungsplan die Pfade vorgezeichnet). Dieser wird nicht gestört durch die mythologischen Ausmalungen im einzelnen, durch die kosmo-

gonischen oder kosmographischen Theorien, und seit seiner Bekanntschaft mit den naturwissenschaftlichen Kenntnissen der Europäer hörte ich es von Mongkut, dem frommen und gelehrten König Siams, unbedenklich aussprechen, daß sie ihre völlige Richtung haben möchten und also den Berg Meru, den Grundpfeiler buddhischen Universums, umstürzen, daß aber deshalb doch das Wort Buddhas dasselbe bleiben würde wie vorher. Der mir vom birmanischen König gestellte Lehrer zeigte sich etwas orthodoxer gefärbt, indes Argumentationen über diese Punkte ebensowenig unzugänglich. Auch chinesische Bonzen waren freundschaftlichen Unterhaltungen nicht abgeneigt, wogegen die Klosterbrüder in Urga oder die Kalmücken am Kaspischen Meere sich allerdings von starrerer Haltung erwiesen. Der Buddhismus gilt mitunter für die älteste und auch die weitverbreitetste der Religionen, beides nicht ohne Kontroversen, wogegen solche sich kaum erheben würden, wenn man ihn die kolossalste aller nennte, kolossal in sämtlichen Dimensionen, bis in seine Absurditäten. Trotz kleinerer Meinungsverschiedenheiten hier und da ist man über die Kernpunkte längst einig; der Buddhismus ist atheistisch, pessimistisch, nihilistisch, das heißt, atheistisch: trotz seiner dreißig mit Göttern vollgepfropfter Himmel — pessimistisch: trotz reichster Auswahl von Seligkeiten für Geschmacksidiosynkrasien — nihilistisch: weil in ein Nichts verwehend. Das Leid des Lebens braucht der Buddhismus nicht zu lehren, weil als Thatsache jedem fühlbar, aber — gelehrt oder nicht — für Versuche zur Befreiung daraus bietet sich eben im Buddhismus jedenfalls eine Mannigfaltigkeit der Mittel und Wege wie kaum irgend sonst."

Während seines unfreiwilligen Aufenthaltes zu Mandalay wurde Bastian zu einem Vegetarianerleben der Buddhisten gezwungen, ein Zustand, der zuletzt unerträglich wurde. Nachdem der Reisende die ältere Geschichte Birmas kennen gelernt und in birmanischer Sprache die Priester für seine Zwecke genügend ausgeforscht hatte, setzte er es durch, daß ihm die Erlaubnis zur Weiterreise gegeben wurde. Den Menamfluß abwärts fahrend, erreichte er zunächst Bangkok, die Hauptstadt Siams. Der König dieses Landes, Mongkut, empfing ihn mit Auszeichnung und war ihm vielfach dazu behilflich, daß er sein in Birma begonnenes Studium des Buddhismus in den heiligen Klöstern des Landes fortsetzen konnte. Bei dieser Gelegenheit erlernte Bastian die siamesische Sprache und übersetzte verschiedene historische Schriften Siams. Die Gunst des Königs gewährte ihm aber noch eine andere höchst wichtige Erleichterung seiner Forschungen. Es waren nämlich damals in dem alten Muttersitze des Buddhismus, in dem früher so mächtigen, aber seit dem Mittelalter traurig herabgekommenen östlichen Nachbarstaate Siams, in Kambodia, jene wunderbaren alt-buddhistischen Tempel von Anchor-Vat entdeckt worden, welche, von unverwüstlicher Festigkeit im Bau, mit ihren sich übereinander erhebenden Säulenhallen, mit ihren zahllosen Skulpturen, deren geschwungene und ineinander gewundene Wellenlinien ein architektonischer Ausdruck der maßlosen Phantasie der Inder sind, mit ihren Löwen-Statuen und den Brüstungen aus Sphinxen und Chimären, ihren Türmen und allegorischen Arabesken ein Bild der ehemaligen Größe und Herrlichkeit dieses Volkes gewährten. Kaum war die Nachricht dieser von Goldsuchern gemachten Entdeckung nach Bangkok gelangt, als Bastian sofort vom König von Siam die Erlaubnis erbat, diese großartigen Überreste zu erforschen.

Die alt-buddhistischen Monumente in Kambodia gehören jenem Ruinenkreise an, der sich rings um den Meerbusen von Bengalen hinzieht und die Inseln Ceylon und Java mit einschließt. Aus diesem Grunde wandte sich Bastian von Kambodia nach Ceylon, dem anderen alten Mutterlande des Buddhismus, behufs weiterer Fortsetzung seiner Studien. Aber der Buddhismus hat sich im Laufe seines drittehalbtausendjährigen Bestehens nicht

bloß ganz Indien erobert, sondern sich auch über alle Länder des östlichen Asiens ausgebreitet; er herrschte in dem mächtigen chinesischen Reiche bereits zu Anfang unserer christlichen Zeitrechnung; er verbreitete sich über Japan und wurde sogar bis weit hinein nach Sibirien und bis in den Kaukasus getragen. Seine Ausbreitung ist heute noch so groß, daß mindestens der vierte Teil der gesamten Menschheit aus Buddhisten besteht. Es war demzufolge notwendig, daß sich Bastian bemühte, die Entwickelung des Buddhismus auch in diesen Ländern zu studieren. Er erwirkte sich in Batavia auf Java die Erlaubnis, auf einem holländischen Kriegsschiffe Nagasaki und Yokohama in Japan zu besuchen. Von hier aus begab er sich nach China und landete in Shanghai, von wo er sich nach dem Norden des Reiches, nach Tientsin und Peking begab. Von letztgenannter Stadt aus verfolgte er den Überlandsweg über die große chinesische Mauer durch die Mongolei zum Baikal-See, in dessen Nähe er in der Stadt Irkutsk sich bis zum Winter aufhielt. Alsdann fuhr er im Schlitten über Jekaterinburg am Ural und südwärts bis nach dem Kaukasus. Von Tiflis aus ging er dann über Abchasien und Südrußland in seine Heimat zurück nach Bremen, woselbst er nach fünfjähriger Abwesenheit anlangte. Die nächste Frucht seiner Reisen war ein sechsbändiges Werk: „Die Völker des östlichen Asiens“.

Zu jener Zeit, gegen die Mitte und das Ende der sechziger Jahre, begannen die Begriffe über die Ethnologie sich allmählich bei den Gelehrten zu klären und zu präcisieren. Im Jahre 1869 trat ins Leben die „Zeitschrift für Ethnologie und ihre Hilfswissenschaften als Lehre vom Menschen in seinen Beziehungen zur Natur und zur Geschichte“; herausgegeben von A. Bastian und R. Hartmann. In der ersten wissenschaftlichen Abhandlung dieser Zeitschrift bespricht Bastian das natürliche System in der Ethnologie. Er schließt mit den Worten: „Aus der stereotypen und unveränderlich festen Wiederkehr derselben Grundideen bei allen Völkern wird die vergleichende Psychologie die Stützen zu einer Gedankenstatistik gewinnen. In ihr herrscht dieselbe Gesetzlichkeit, wie sie die Statistik bei Verbrechern, Eheschließungen oder so vielen anderen Gesellschaftsverhältnissen nachgewiesen hat, und die in dem einen Falle ebensowenig etwas Mysteriöses besitzt wie in dem anderen. Solange die wirkenden Ursachen dieselben bleiben, müssen dieselben Effekte folgen, und wo unter den konstant gegebenen Klimaverhältnissen der gegenwärtigen Erdepoche die Pflanzen überall in der allgemeinen Gleichartigkeit des ihnen zukommenden Charakters aufwachsen, so werden auch in dem Geist des unter primitive Verhältnisse der Natur gestellten Menschen überall dieselben Ideen als Reizfolge der aus makrokosmischen Einflüssen zuströmenden Anregungen hervorsprossen, obwohl unter den nach lokalen Verhältnissen notwendigen Schwankungen, innerhalb erlaubter Oscillationen. Diese Grundideen treten aber dann mit der geschichtlichen Bewegung in einen Kursus der Fortentwickelung ein, und auf den verschiedenen Stadien dieser ist es, daß wir sie in Wirklichkeit antreffen und nun aus den gegebenen Bogensegmenten die Kurvenlinie zu konstruieren suchen müssen.“

Inzwischen habilitierte sich Bastian als Privatdozent der Ethnologie an der Berliner Universität. Seine Übersiedelung nach Berlin hatte zur Folge, daß er in innigste Berührung mit dem Kreise von gelehrten Männern trat, welche damals unter Doves Führung in der seit beinahe vierzig Jahren schon bestehenden Gesellschaft für Erdkunde wirkten. Bereits 1868 wurde Bastian die Ehre zu teil, als erster Vorsitzender dieser Gesellschaft gewählt zu werden, und diese ganze Reihe von Jahren hindurch, soweit er nicht auf Reisen entfernt war, bekleidete er seitdem alternierend den Posten des ersten oder zweiten Vorsitzenden, bis er vor einigen Jahren zum ständigen Ehrenpräsidenten gewählt wurde. Aus der Gesellschaft für Erdkunde löste sich im Jahre 1869 ge-

wissermaßen ein Zweigverein ab, indem eine Reihe von Männern, die vorwiegend anthropologischen und ethnologischen Studien sich widmete, unter Virchows und Bastians Führung zur Gründung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft zusammentrat. Auch in dieser Gesellschaft behaupten die beiden genannten Gelehrten heute noch dieselben Stellen als Präsidenten. Ungefähr um dieselbe Zeit wurde Bastian die Leitung der ethnologischen Abteilung der Sammlungen des Berliner Königlichen Museums übertragen. In der Erweiterung dieser Abteilung, in ihrem systematischen Ausbau zum vollendeten Museum für Völkerkunde, in der Hebung der Sammlungsgegenstände zu wissenschaftlichen Beweisstücken hat Bastian seitdem unablässig und mit beispiellosem Erfolge gearbeitet. In einem früheren Artikel von Westermanns Monatsheften über das Museum für Völkerkunde habe ich darüber ausführlicher berichtet und darf an dieser Stelle wohl darauf verweisen.

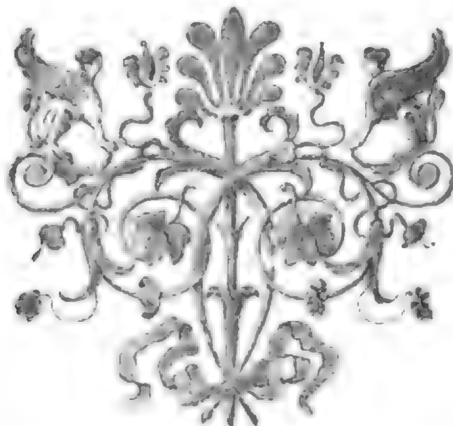
Unter den Aufgaben der Geographie hatte Deutschland besonders zu Anfang der siebziger Jahre durch die epochemachenden Reisen von Nachtigal und Schweinfurth die Entdeckung der noch unbekannten Teile Afrikas übernommen. Das ganze Gebiet der innerafrikanischen Forschung war ein so sehr in sich abgegrenztes, daß es rätlich erschien, diese Bestrebungen durch die Gründung einer großen deutschen afrikanischen Gesellschaft zu centralisieren. Dies gelang im Jahre 1873, nachdem Bastian eine Reihe von zündenden Aufrufen erlassen hatte. Als die Geldmittel zur ersten Expedition zusammengebracht waren, ließ dieser Gelehrte, welcher zum Vorsitzenden der Afrikanischen Gesellschaft ernannt worden war, es sich nicht nehmen, in wahrhaft aufopfernder Weise auf eigene Kosten den Mitgliedern der Expedition an dem Orte ihrer Operationsbasis, der Loangoküste, mehrere Monate lang mit seiner gereiften Erfahrung zur Seite zu stehen. Eine litterarische Frucht dieser Arbeit war ein bereits im Jahre 1874 veröffentlichtes zweibändiges Werk Bastians: „Die deutsche Expedition an der Loangoküste“. Während seines Aufenthaltes bei den Loango-Negern hatte Bastian sich gleichzeitig mit großem Eifer der Sammlung ethnologischer Gegenstände hingegeben und hierbei eine reiche Kollektion jener originellen, roh gearbeiteten Fetischfiguren, wie sie die dunkelfarbige Bevölkerung in Gebrauch hat, für die unter seiner Leitung stehende ethnologische Abteilung zusammengebracht.

Schon im Frühjahr 1875 brach er abermals zu einer Reise im Interesse des Museums auf. Dieselbe führte ihn in die Kulturländer des alten Amerikas. Die Saat, welche Bastian auf seinen früheren Reisen ausgestreut, die langen Studien, welche er der Vorgeschichte des Landes gewidmet, trugen ihm hier vortreffliche Früchte ein. Mit blitzartiger Schnelligkeit und in unermüdlicher Ausdauer durchstreifte er den riesigen Erdteil während eines einjährigen Aufenthaltes von Süden nach Norden, bald im Zickzack die Kordilleren auf himmelhohen Pässen überschreitend, bald durch unwegsame Wüsten oder über pfadlose Felsenlabyrinthe dahinschreitend, überall ethnologische Schätze sammelnd und werbend oder die Verbindungen zu ihrem Ankauf einleitend. Wer sich über die körperliche Leistungsfähigkeit Bastians und über seine umfassende Geistesthätigkeit während dieser Reise ein Bild machen will, der lese sein Werk „Die Kulturländer des alten Amerikas“. Der dritte Teil dieser Publikation ist erst vor kurzem erschienen.

Eine zweite große Museumsreise begann Bastian bald nach seiner Rückkehr im Sommer 1878. Sie war in der Hauptsache nach dem ostindischen Archipelagus gerichtet und fing mit einer Tour durch Europa und einem in der heißesten Jahreszeit ausgeführten Ritt mit der Pferdepost in Persien an. Hier zum erstenmal kam Bastian in die Lage, durch Reisestrapazen sich ernstlich angegriffen zu fühlen, so daß er auf einige Tage den klimati-

schen Kurort Simla am Fuße des Himalaya-Gebirges aufsuchen mußte. Dann ging er quer über Hindustan nach Calcutta und machte von dort aus einen Abstecher in das noch wenig bekannte Land Assam, welches vom Tiefthal des Bramaputra aus sich wie eine Sackgasse zwischen riesigen Gebirgsketten erstreckt. Hier hausen noch die im prähistorischen Zustande lebenden Leute des Khassia-Volkes, welche noch heutzutage ihre rohen Grabsteinbauten, ihre Dolmen und Kromlechs, besonders in der Nähe von heiligen Hainen errichten. Ferner besuchte er die gefürchteten Naga, die Kopfabschneider, einen zweiten Volksstamm in Assam, und machte auch hier Erwerbungen. Die Fortsetzung seiner Reise führte ihn nach verschiedenen Inseln des Archipels, und indem er auf der Insel Java Standquartier nahm, widmete er sich auf verschiedenen Ausflügen nach Celebes, Sumatra ꝛc. der Erforschung der bunt durcheinander gewürfelten Völkertafel der ostindischen Inselwelt. Dann ging er über Australien, wo es ihm gelang, bei den Eingeborenen ein Substitut für eine Art Schrift aufzufinden, nach Polynesien.

Wie einst den Gedankenkreis des Buddhismus, so suchte er den Ideenkreis der polynesischen Rasse zu erforschen, welche etwa den vierten Teil der Erdoberfläche durch ihre Inselwelt einnimmt. Bastian besuchte Neu-Seeland, Levuka und Hawaii. Durch persönliche Gunst des alten Königs Kalakaua auf Hawaii gelang es ihm, einige Dokumente über die polynesische Weltanschauung, welche eine der wunderbarsten auf Erden ist, der Vergessenheit zu entziehen. Bastian kopierte und übersetzte in wenigen Tagen das ihm zugänglich gemachte hawaiische Dokument über die Schöpfungsperiode. Vorher schon hatte er auf Neu-Seeland die demselben Kreise angehörende allegorische Schöpfungssage der Maoris kennen gelernt, eine Sage, welche seit Jahrtausenden wörtlich von Priester zu Priester überliefert worden sein soll. Die Frucht dieser Reise ist das Buch „Die heilige Sage der Polynesier“. Die Rückkehr erfolgte über Kalifornien, Oregon, New-York, Yukatan und St. Thomas nach Berlin, woselbst 1881 die Ankunft erfolgte. Seitdem verweilt Bastian in Berlin, mit der Organisation und Verwaltung des Museums für Völkerkunde beschäftigt. Bei der provisorischen Eröffnung dieses Staatsinstituts im Dezember 1886 erhielt Direktor Bastian den Titel eines Geheimen Regierungsrates.



Weg nach Avenza.

Die Marmorbrüche von Carrara.

Von

Eduard Kaempffer.

Nach Italien!

In diesen beiden Worten liegt so oft der Schlüssel für das scheinbar thatenlose Hinbrüten, die zeitweilige Versunkenheit und Melancholie mancher Künstler. Nach Italien! Das ist der Nachklang jener angestammten Sehnsucht des deutschen Volkes nach dem Süden, nach seinem milden Klima, seinem wolkenlosen Äther und den farbenglänzenden Erscheinungen seiner zauberischen Gefilde, die dem Auge des Träumers noch dazu im verklärenden Lichte der wunderreichen Geschichte des Landes erscheinen, das einst das Centrum der Welt war.

Die Geschichte des deutschen Volkes zeigt uns, wie es seine Söhne hinüberzieht über den riesigen Damm der Alpengletscher in die lachenden Fluren der Apenninischen Halbinsel. Aber im Gegensatz zu der kriegerischen Äußerung dieser Sehnsucht, welche die alten Kaiser in den glanzvollsten Zeiten des Reiches immer wieder nach Italien trieb, findet dieses Gefühl in jüngeren Tagen eine ungleich

Digitized by Google

würdigere Befriedigung im friedlich-schönen Dienste der Kunst. Der deutsche Künstler, der nicht in Italien war, glaubt so zu sagen nur die niederen Weihen eines Priesters der Schönheit empfangen zu haben. Erst wenn er Italien sah und vor seinen Wundern in sprachloses Entzücken versank, erst dann empfindet er etwas wie ein Recht auf seinen erhabenen Beruf und obliegt ihm schon angesichts des Zieles seiner Wünsche mit doppelter Pflichttreue, bis er, fast widerwillig nachgebend, endlich dem leisen, mütterlichen Rufe der Heimat folgt und gebräunt von der Sonne des Südens heimkehrt in die farb- und klangarmen Ebenen seines nordischen Vaterlandes.

Entgegengesetzt den flüchtigen Rundtouren mancher meiner Berufsgenossen beschloß ich, meine erste Reise nach Italien nur dem intimen Studium weniger Punkte zu widmen, die freilich Juwelen ersten Ranges unter den landschaftlichen Schönheiten Italiens sind. Mein Ziel war die Riviera; jedoch nahm ich mir vor allem vor, von dort die berühmten Marmorbrüche von Carrara zu besuchen, und schlug einen Weg dahin ein, der mich in der wechselvollen Schönheit seiner Punkte schon vorher ein gut Stück südlicher Natur und italienischen Lebens schauen ließ.

Mein Studienmaterial wich von der gewöhnlichen Malerbagage etwas ab. Es kam mir natürlich weniger darauf an, angesichts der Herrlichkeiten des Landes meine Technik und Farbe zu vervollkommnen, als vielmehr eine gründliche Kenntnis seiner Formation zu erlangen. Vor allem wollte ich aber die Erscheinungen des Lebens in ihrem feinen, eigenartigen Zusammenhang mit der Natur kennen lernen, überhaupt Bedingungen zur malerischen Wiedergabe Italiens erfüllen, denen man bei den vielseitigen Verpflichtungen, die uns das vor all der Naturpracht aufjubelnde Künstlerherz hinsichtlich ihrer Darstellung auferlegt, auch bei der exaktesten Studie nie vollständig gerecht wird.

An der Marina.

Zur Erfüllung dieses Zweckes führte ich einen trefflichen photographischen Apparat mit, der, im Moment aufgeschlagen,

Digitized by Google

Ruhende Ochsen.

mich eine Menge der köstlichsten Details einheimsen ließ, die bei geringstem Zeitverlust in glücklicher Weise die künstlerischen Studien ergänzten.

Nachdem ich an der Riviera, der bekannten ersten Station der meisten deutschen Maler, die kältere Jahreszeit überstanden, machte ich mich Ende Februar von Spezia nach Carrara auf, um, ehe ich eine Tour durch die Städte Oberitaliens unternahm, dies reizende Stückchen Natur noch mitzunehmen, das mir von befreundeten Bildhauern als ganz besonders malerisch und interessant geschildert war. Da ich mich bei meiner gierigen Jagd nach dem Schönen nur wenig um die Verbindungen gekümmert hatte, so passierte es mir, daß ich in Avenza liegen blieb; aber dieser unfreiwillige Aufenthalt gestaltete sich mir zu einer wirklichen Kunstpause, und angesichts dessen, was ich sah, durfte ich der Pünktlichkeit des italienischen Betriebes nicht grollen.

Eine imposante Bergkette, deren prachtvoll geformte Gipfel mitten aus einer in den glühendsten Farben prangenden Landschaft mit majestätischem Schwunge in schweigender Größe der Himmelstiefe entgegenstrebten, lag vor meinen entzückten Blicken. Der unbeschreibliche Reiz des Farbengegensatzes zwischen Gebirg und Ebene, der dadurch entstand, daß diese Massen, in denen ich die Marmorberge von Carrara begrüßte, vollständig wie mit Schnee und Eis bedeckt erschienen, ließ mich mit ungestümer Hast diesem ersehnten Ziele entgegenstreben. Schwere Wolken verhüllten den Linienschwung der Gipfel, darunter leuchteten auf sattblauem, hin und wieder von lichtumflossenem Grün unterbrochenem Grunde große, blendend weiße Hänge, die oben in ein unsäglich reiches, wohlthuendes Gelb übergingen. So erschienen diese wundervollen Höhen gleichsam wie eine prachtvolle, halb zurückgeschlagene Sammethülle, vor deren Blau die leuchtenden Dörfer und Städtchen der Ebene gleich farbigen Edelsteinen hingestreut lagen.

Mit welchem Entzücken sah ich hier die

üppigen und graziösen Formen der fast tropischen Flora Italiens, die ich in solcher Fülle und Mannigfaltigkeit kaum noch gesehen. War doch mein Weg zu beiden Seiten von Prachtbäumen eingefaßt, durch deren wildverwachsenes Geäst sich Weinranken schlangen, die in natürlichen, schweren Guirlanden von Baum zu Baum niederhingen und einen wirkungsvollen Kontrast bildeten zu dem ringsumher üppig wuchernden und in allen Tönen abgestuften Grün der verschiedenartigsten Baumgruppen wie dem von Blumen durchwirkten saftstrotzenden Rasenteppich. Dazu legte das blendende Sonnenlicht sein goldenes Gitter im reizvollsten Spiel auf meinen Pfad, und seine Windungen boten mir auf Schritt und Tritt durch den lebendigen grünen Rahmen der herrlichen Vegetation zu beiden Seiten immer neue, entzückende Bilder der duftumflossenen Ferne. In der Nähe hörte man das Murmeln des zwischen seinen schilfumsäumten Ufern dem nahen Meere zueilenden Torano.

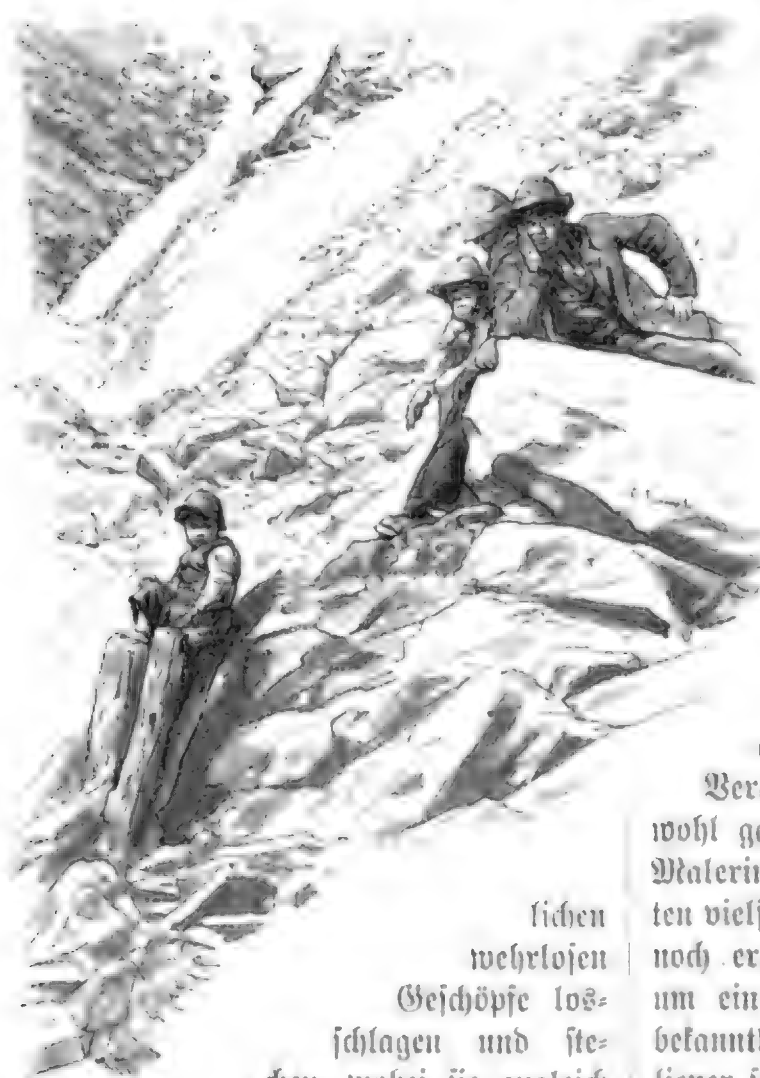
Aus Carrara.

Aber auch an charakteristischer Staffage fehlte es nicht. Von einer Menge Treiber begleitet, tauchten vor mir knarrend und ächzend die ersten jener plumpen Wagen auf, die den Reichtum der Carraraberge seiner Bestimmung entgegenführen.

Mächtige Marmorblöcke lagen auf dem baumdicken Gebälk der Fuhren, und ihre frisch behauenen Flächen hoben sich mit scharfen Kanten in leuchtender Weiße aus den tiefgesättigten Farben der Landschaft, ihrerseits wieder einen wundervollen Hintergrund bildend für die in Tizianschem Kolorit glühenden Gestalten der Arbeiter, die, in lässiger Grazie schlendernd und nach den überstandenen Mühen ausruhend, den Transport begleiteten. Vor allem aber zieht das Gespann des Wagens den Blick auf sich. Je nach der Größe des Blockes ziehen zwei bis acht langhörnige Ochsen, Urbilder der Kraft, die Marmorstücke zu Thal. Sie bilden mit ihren mageren, muskulösen Körpern in

ihrer verschiedenartigen Färbung, die vom schmutzigen Weiß die ganze Skala der Isabelltöne und des Grau bis zum Schwärzlichen heruntergeht, jedesmal eine äußerst reizvolle Ergänzung zu den Farben ihrer Last und ihrer Begleitung. In der Folge sah ich oft Gruppen dieser Tiere auf dem leuchtenden Grunde der Marmorbrüche selbst gelagert und war entzückt von der Wirkung dieses oft ganz Weiß in Weiß gestimmten Bildes. Der Zug dieser Gespanne ging, wie ich später sehen sollte, zur „marina", dem Meere. Eine halbe Stunde unterhalb Avenzas liegen dort die Blöcke zu Tausenden am Strande, um von hier verschifft zu werden. Eine große, mit Kranen bestellte Landungsbrücke führt weit in das Wasser hinein, von wo die Verladung in die großen hier liegenden Frachtboote vor sich geht, welche wiederum die Last den auf der Reede wartenden Schiffen zuführen, mit denen der Marmor dann seine oft bis in die entlegensten Weltteile führenden Reisen antritt. Dieser Transport der Blöcke mit Ochsen wird seit undenklichen Zeiten in ganz unveränderter Weise angewendet. Die zähe Natur, die Hingabe und Ausdauer dieser Tiere macht sie vorzüglich für ihren Zweck geeignet, und man sollte glauben, daß die Besitzer ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit oder wenigstens der Schonung für diese getreuen und dabei lammfrommen Gefährten ihrer Arbeit an den Tag legten. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall, denn die Behandlung dieser unglücklichen Geschöpfe, denen man vermittels eines Eisens, das durch ihre Nasenscheidewand greift und straff durch einen Strick mit den Hörnern verbunden wird, die Mühen des schwierigen Transportes schon so wie so zur Marter macht, ist eine geradezu empörende. Ein Stab, aus dessen Spitze ein Nagel ragt, ist das Lieblingsinstrument der Arbeiter, die vermittels dieser Waffe fort und fort in der unbarmherzigsten Weise auf die unglück-

Weg in den Ölbergen.

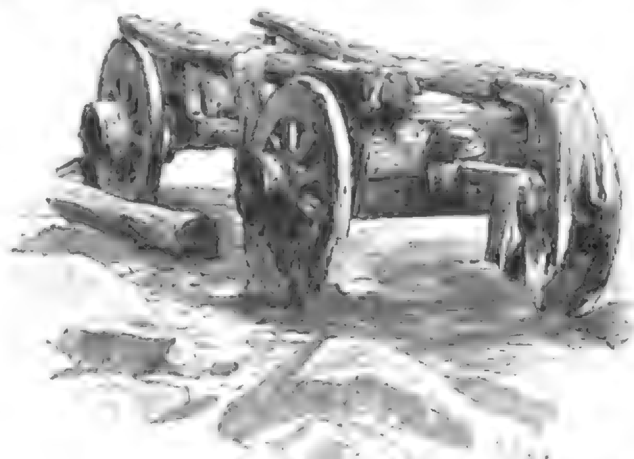

Siesta.

lichen wehrlosen Geschöpfe losschlagen und stechen, wobei sie zugleich einen bewunderungswürdigen Reichtum an Flüchen und Verwünschungen an den Gegenstand ihres grundlosen Zornes verschwenden. Und das, was ich hier sah, war nur ein schwacher Vorschmack der Mißhandlungen, deren Zeuge ich später in den Brüchen selbst wurde. Die vielfachen Interventionen der Fremden, die diese — zu ihrer Ehre sei es gesagt — häufig versuchen, haben bislang natürlich nicht den geringsten Einfluß auszuüben vermocht. Ich überwand meine Empörung angesichts der malerischen Gruppen, die sich mir im weiteren Verfolg meines Weges boten, und eroberte mir mehrere derselben durch Stift und Apparat.

Es wäre falsch, aus der Behandlung, welche der Italiener überhaupt dem Tiere angedeihen läßt, einen Rückschluß auf sein sonstiges Benehmen zu machen. Ich hatte allen Grund zu erstaunen über das freundliche Entgegenkommen, womit man mir beim Tragen meiner Utensilien, beim Auspacken derselben u. s. w. stets behilflich war, und diese Leute ließen sich sogar mit einer Bereitwilligkeit zu kurzem Modellstehen herbei, die mich um so angenehmer überraschte, als ich von Deutschland her an das Gegenteil, an Widerwillen, Verachtung und Ignorierung oder wohl gar absichtliche Vereitelung meiner Malerintentionen, seitens der Ungebildeten vielfach gewöhnt war. Dabei muß ich noch erwähnen, daß man mich niemals um ein Trinkgeld anging, was sonst ja bekanntlich bei einem gewöhnlichen Italiener selbstverständlich ist.

In Carrara selbst angelangt, war ich so glücklich, in dem ganz passablen Wirtshaus „Zur Post“, das mich aufnahm, ein paar liebenswürdige Landsleute zu treffen, die mich freundlichst über die Ortsverhältnisse orientierten.

Carrara ist ein Städtchen in der Provinz Massa Carrara von ungefähr achttausend Einwohnern, am reißenden Torano gelegen und nur wenige Stunden vom Meere entfernt. Umschlossen von den imposanten Bergketten des Apuanischen Apennins, bildet Carrara eigentlich nur eine einzige Werkstätte zur Gewinnung, Bearbeitung und zum Versand des weltberühmten Marmors, der hier in über sechshundert Gruben


Karre zum Transport der Marmorblöcke.

seit fast zweitausend Jahren gebrochen wird. Wohl auf der ganzen Welt findet man nicht wieder eine Stadt wie diese, denn das ganze Nest ist aus Marmor gebaut; von den öffentlichen Bauten und Denkmälern bis zur Thürschwelle und dem Gartenzaune, ja bis zum Pflaster ist alles aus diesem köstlichen Steine hergestellt. Der in allen Weltteilen geschätzte, hier gewonnene Marmor ist sehr verschieden an Farbe

Transport der Marmorplatten durch Maultiere.

und Qualität. Vom schwarzen, grauen, gelben und grünlich geäderten bis zum schneeweißen findet er sich in allen möglichen Nuancen. Je weißer und reiner der Marmor ist, um so höher schätzt man seinen Wert, und vom besten, dem sogenannten statuarischen, wird der Kubikmeter mit dreihundert bis siebzehnhundert Franken bezahlt. Carrara hat eine Unzahl von Bildhauerwerkstätten, in denen von durchschnittlich sehr geschickten Arbeitern das rohe Material zu allen denkbaren Formen und Zwecken verarbeitet wird. Diese Massenproduktion bringt natürlich auch eine gewaltige Menge der geschmacklosesten Ware auf den Markt. Indessen giebt es doch manche Ateliers, in denen nicht nur mit Geschicklichkeit, sondern mit wirklichem Kunstverstand gearbeitet wird. Im allgemeinen erfreuen sich die Carraresen eines guten Rufes hinsichtlich der Vorarbeiten für die Bildhauerei, und als sogenannte Punktierer sind sie von den größten Künstlern aller Nationen sehr geschätzt. Von den Sehenswürdigkeiten der Stadt reizten mich besonders das Museum und die Academia delle belle arti, an welch letzterer die fast ausnahmslos talentierte Jugend des Ortes den nötigen Vorunterricht für ihren künftigen Beruf erhält. Der Besuch in beiden miteinander verbundenen Anstalten entsprach jedoch ganz und gar nicht meinen Erwartungen, da sich bei den ja unleugbar großen Anlagen der jungen Kunstbeflissenen doch ein gar zu großes Streben nach

Transport von Marmorblöcken durch Ochsengespanne.

Äußerlichkeiten und handwerksmäßiger Geschicklichkeit bemerklich machte.

Die nächsten Tage führten mich nun endlich in die Fundgruben des industriellen Reichtums, welcher geradezu enorm erscheint, wenn ich anführe, daß täglich an tausend Centner des kostbaren Gesteins in die Stadt geschafft werden.

Vorstellung, daß ich hier auf der Stelle stand, an der vor Jahrtausenden die geheimnisvoll schaffende Hand der Natur mit gewaltigen Kräften jenen Marmorkoloß bildete, aus dessen Stücken der schöpferi-

Transport der Marmorblöcke mit Tauen (Lizza).

Drei Thäler, die von Colonnata, Fantiscritti und Torano, schneiden tief in das Gebirge ein, die, ursprünglich aus Gruben gebildet, nun den Zugang zu den in Betrieb befindlichen Brüchen bilden. Mich beschlich ein erhebendes Gefühl bei der

sche Funke eines gewaltigen Künstlergeistes einen borghesischen Fechter, einen Apoll vom Belvedere, eine Laokoongruppe entstehen ließ. Ein reicher, unversieglicher Strom ewiger Schönheit floß aus dem schneeigen Schoß der Marmorberge von

Carrara, denn ein Heer großer Künstler hat dort das würdige Mittel zur Gestaltung der erhabensten Gedanken gefunden. Aus dem Herzen dieser Berge traten Michel Angelos David, Canovas Psyche und Thorwaldsens Christus auf das Zauberwort ihrer unsterblichen Schöpfer vor das Auge der bewundernden Welt, und mir war es, als seien diese Höhen geheiligt durch jene Werke, welche die staunenswürdige Kraft des gottbegnadeten Menschengeistes aus diesen Tiefen an das Licht des Tages rief. — Das schönste der genannten drei Thäler befindet sich hinter dem reizend am Avenzo gelegenen Dörfchen Torano. Von hier aus leitete mich mein Führer den Berg hinauf, vorbei an einer Menge von Sägemühlen, in welchen von den rauschenden Wassern der kleineren Bergbäche in Umschwung gesetzte Räder die mächtigen Sägen bewegen, um die rohen Blöcke in alle möglichen Formen zu zerlegen. Später in den Brüchen sollten wir noch weit primitivere Institute dieser Art kennen lernen. Dort wird eine große Bandsäge unter fortwährendem Zutritt von Wasser und Sand nur durch die Kraft zweier Arbeiter bewegt — eine Arbeit, die bei der Härte des zu bewältigenden Steines nur unglaublich langsam fortschreitet.

Beim Eintritt in die Cave (Brüche) selbst mußten wir längere Zeit dem Bahngeleise folgen, bis dasselbe bei zu großer Steigung aufhörte. Hier trafen wir auf ein sehr einfach zusammengemauertes Blockhaus, welches als Kneipe für die Arbeiter dient. Nachdem wir uns durch einen Schluck des prachtvollen, goldgelben und schweren Carraraweines gestärkt hatten, zogen wir weiter zur Besichtigung der eigentlichen Brüche. Überall standen und lagen hier, friedlich wiederkäuend, die prächtigen Gruppen der Zugochsen, mitten unter den Trümmern gewaltiger Halden und Hänge aus Marmorschutt, für ein Malerauge ein reizvoller Anblick.

Andere Gruppen verrichteten auf dem schmalen, durch die Trümmer führenden Wege ihr schweres Tagewerk, und diese verursachten bei dem so wie so beschwerlichen Weiterwandern in den ausgefahrenen Geleisen keine geringen Strapazen, indem sie uns fortwährend zum Ausweichen zwangen, was mir wegen meines schonungsbedürftigen Gepäcks außerordentlich lästig wurde. Aber obgleich das schwierige Gekletter über die Haufen der umherliegenden Bruchstücke mich nicht wenig ermüdete, so war das, was ich an landschaftlicher Scenerie, an großartig bewegten Gruppen von Tieren und Menschen, an Form und Farbe sah, dennoch mehr als der Mühe wert und ein reicher Ersatz für die Lasten des Weges. Unter den Fuhrleuten, entzückend malerischen Burschen, entdeckte ich die prächtigsten Gestalten, sonnengebräunt, roh und vernachlässigt, wahre Fra Diavolos, aber stets eine interessante und oft schöne Bildung des charakteristischen Kopfes und immer himmelweit verschieden von dem Exterieur meiner unter ähnlichen Verhältnissen lebenden Landsleute. Jede ihrer Bewegungen ist lässig, manchmal fast kokett und von so natürlicher Schönheit, daß man bei der strotzenden Kraft vieler dieser Männer fast versucht ist, zu glauben, daß in ihren Adern noch das unverfälschte Blut jener Heroen pulsiere, die einst die römischen Adler vom Kapitol aus zu raschem Siegesfluge durch die Welt trugen.

Von Zeit zu Zeit ertönt von irgend einer Grube her ein monotones Hornsignal, untermischt mit Warnrufen, dem ein lauter, von Fels zu Fels lang nachhallender Krach folgt — eine Mine ist entzündet worden, um die Marmorblöcke loszusprengen, die nun gleich einer Lawine mit donnerndem Getöse, staubaufwirbelnd die langen Schutthalden hinabsausen. Soweit es die mit der Sprengung verbundene Gefahr erlaubte, sah ich mir die Arbeiten in nächster Nähe an und hörte mit Interesse meines Führers Bericht, wie schon die Römer zu des Augustus Zeiten hier die Blöcke mittels Wasserdampf sprengten. Besonders wird eine Stelle am Eingange eines ferneren, „canale grande“ benannten Bruchthales als Ort

solcher Sprengungen bezeichnet. Einige dort in die Felswände geritzte Figuren, derentwegen der Ort den Namen „santi scritti“ trägt, bekam ich leider nicht zu Gesicht.

Zwischen dem weißen Geröll des Marmors, das die Strahlen der Sonne mit blendender Helligkeit reflektierte, tummelten sich bis zu schwindelnder Höhe die geschäftigen Gestalten der Arbeiter umher, und Züge von Maultieren schleppten in kreuzweis gelegten Stricken befestigte Bündel von bereits zugehauenen Platten zu Thal. Dazwischen fortwährend die oben erwähnten Fuhren, und das alles unter lautem Lärmen und Schreien, dem Gebrüll der Ochsen und dem Krachen der Minen — ein mindestens sehr aufregendes Bild.

Es verlohnt sich wohl, diese Fuhrwerke näher zu betrachten. Unter betäubendem Lärm, unter den gotteslästerlichen Flüchen der Treiber wälzt sich uns in dem gefährlichen Wege ein solches Ungetüm entgegen. Zwischen je zwei Ochsen sitzt auf den breiten, ihre Nacken wund scheuernden Jochen einer dieser wildblickenden Gesellen, bemüht, unter fortwährenden Ausbrüchen seiner heißblütigen Südlandsnatur auf die Tiere loszustechen und zu schlagen, als hänge sein Seelenheil davon ab. Redlich unterstützt wird er in diesem Bemühen von einem Kameraden, der, voranlaufenden und die ärgsten Hindernisse aus dem Wege räumenden Burschen folgend, das Ganze leitet. Halb umgewendet hält er sich mit der linken Hand an einem in der Mitte des vordersten Joches emporstehenden Pflocke und liegt mit der ganzen Wucht seines Körpers schräg gegen den Kopf des rechtsgehenden Stieres, um so dem Gespann die nötige Leitung werden zu lassen. Breitbeinig, den Kopf wagerecht vorgestreckt, aus einer Furche in die andere fallend, bald mit voller Anstrengung ziehend, bald aus Leibeskräften gegen das nachdrückende Gewicht sich stemmend, kommen diese Tiere ächzend und stöhnend daher. Trotzdem sind noch verschiedene Hemmvorrichtungen nötig, da die Last oft Hunderte von Centnern beträgt. Nach dem Passieren des Wagens sieht man hinten zwei Männer an einem großen Hemmschuh thätig, während zum Überfluß an einer langen Kette noch ein ziemlicher Block nachschleppt. Natürlich erhält bei jedem Hängenbleiben des letzteren die ganze Maschinerie einen Stoß, daß sie zur Seite fliegt.

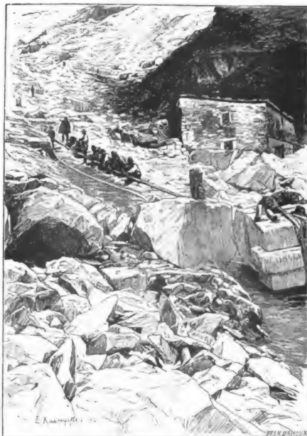
Kaum wollen wir uns wieder auf den Weg machen, so läßt sich zu unseren Häupten das ominöse Horn vernehmen, und die Arbeiter, von allen Seiten herbeiflüchtend, suchen gleich uns Schutz hinter einem Blockhaus. Jetzt geht die Mine in die Luft; dort weit oben, wo die Bergeskante sich scharf gegen ein Stückchen tiefblauer Luft absetzt, erscheint ein kleines Wölkchen, dem plötzlich ein dumpfer Knall folgt. Da fliegt auch schon ein riesiger Brocken die senkrechte riesenhohe Felswand hinab, ein Hagel von kleineren Trümmern folgt prasselnd; nun ist er auf dem schrägen Geröll angelangt und fliegt in rasenden, weiten Sätzen auf die noch von den Tieren nicht verlassene Thalstraße zu. Jeden Augenblick erwarten wir, ihn eins der unten zurückgebliebenen Gespanne zerschmettern zu sehen, da prallt er gegen einen noch größeren Koloß an, und nur ein Wölkchen leicht aufstiebenden Marmorstaubes bezeichnet das Ende seiner Bahn.

Nachdem der Weg weniger lebensgefährlich geworden, machte ich mich wieder auf, um mich einige Zeit damit zu beschäftigen, die umherlungernden Kinder, die pausierenden Arbeiter oder einige der das kärgliche Gras abrupfenden Ochsen zu skizzieren, bis ich durch ein Getöse über mir aufmerksam gemacht wurde, daß wohl wieder etwas Neues im Anzuge sei. Dort oben wimmelt eine Menge kleiner Gestalten umher, sie haben einen der heil am Fuße des Absturzes angekommenen Blöcke an ein armdickes Tau gebunden und lassen ihn nun langsam zu Thal gleiten. Dies geschieht vermittels kurzer, sehr starker Pfosten, die in kurzen Intervallen rechts und links von ihrem Wege

eingerammt sind und um welche das Seil geschlungen wird. Um den Gang auf dem Gestein zu beschleunigen, legt ein vorherlaufender Mann mit Seife eingeriebene Holzklötze unter, die, sobald sie hinten wieder zum Vorschein gelangen, durch die Hände von anderen hinter und auf dem Block postierten Männern ihm wieder zugereicht werden. Von Zeit zu Zeit wird Halt gemacht, um zu verschnaufen; in einer dieser Pausen ward plötzlich der Stein festgelegt, die ganze Schar hockte nieder und begann das durch die ewige Reibung arg beschädigte Seil auszubessern.

Dann ging die gefährliche Bergfahrt mit erneutem Eifer weiter. Hiermit hatten wir wohl das Interessanteste, die Lizza, gesehen, von nun an wiederholten sich so ziemlich immer dieselben Bilder, nur daß wir hoch oben bei einem großen Sammelorte der Blöcke eine ganze Menge der Sägen in Thätigkeit fanden.

Das Los der in diesen Bergen beschäftigten Arbeiter ist gewiß nicht beneidenswert; bei äußerst anstrengender und schlecht bezahlter Arbeit, zu welcher sie erst auf oft meilenweiten, mühseligen Wegen emporklettern müssen, setzen sie noch ihr Leben und ihre Knochen beständiger Gefahr aus. Da sie bei dem ihnen angeborenen Fatalismus und natürlichen Leichtsinn fast jede Vorsichtsmaßregel außer acht lassen, so begreift man, daß beinahe auf jeden Tag im Jahre durchschnittlich ein Unglücksfall kommt. Nachdem ich mich müde gearbeitet und geklettert, nach Einheimsung einer reichen Ernte für Skizzenbuch und Apparat trat ich auf äußerst beschwerlichem Pfad, der mich aber weit schneller als der gewöhnliche an mein Ziel führte, den Rückweg an. Wundervolle Fernsichten über das prangende



Flicken des Lizzaseiles.

Zersägen der Marmorblöcke.

Land bis zum blauen Meere, das, von den Strahlen der Abendsonne getroffen, in unbeschreiblichen Farben erglühte, erleichterten mir die Mühen des Abstieges. Bald lagen die Marmorberge als duftblaue Massen hinter mir, und die Gipfel der Apuanen grüßten noch lange in rosig-goldigen Tönen über die schweigende Ebene, welche nach und nach in Abendschatten sank, und nach genußreichem Marsche beschloß ich, beglückt durch das Gesehene und zum Teil Festgehaltene, mit Befriedigung meinen ersten Besuch in den Marmorbrüchen von Carrara.

Erinnerungen.

Von

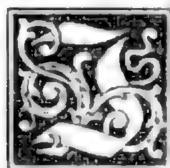
Fanny Lewald.

Fürst Hermann v. Pückler-Muskau
und Bruchstücke aus seinen Briefen an sie.

II.

V.

Schloß Branitz, den 17. Nov. 1859.



Ich sitze noch immer ganz behaglich hier, bei bonne chère et bon feu, pflanze große alte Bäume und freue mich an der Winterlandschaft, die bei Kunstanlagen, welche dahin streben, die Natur selbst darzustellen, den besten Probierstein dafür abgeben, ob der Zweck erreicht worden ist. Denn im Winter besticht kein Schmuck der Bekleidung und der Farbe mehr, der leicht manchen nicht zu groben Fehler verdeckt; man sieht nur die Umrisse der Massen und ihre im Geist schöner Natur gelungene oder nicht gelungene Verteilung, was im ersten Fall stets ein Gefühl wohlthuend befriedigender Ruhe durch sinnreiche Gestaltung und Gruppierung aller einzelnen Gegenstände zu einem einigen, charakteristischen Ganzen hervorrufen soll und muß. Jeder noch vorhandene Fehler wird dann auch im Winter viel schneller dem Kenner sichtbar und daher die Abhilfe um so leichter, weil man in solcher Jahreszeit bei uns, wenn der Frost nicht gar zu heftig ist, fast immer ungestört pflanzen und verpflanzen, also zusetzen oder abnehmen kann.

Verzeihen Sie diese Digression einem alten Gärtner und vergessen Sie nicht zu sehr, verehrteste Gönnerin, Ihren sehr ergebenen Diener, dem Sie noch Antwort auf den letzten Brief schulden.

H. Pückler.

VI.

Schloß Branitz, den 31. Dez. 1859.

Meine sehr verehrte und liebenswürdige Gönnerin! Bitte, sagen Sie mir, welches ist Ihr Zeitungsblatt! Denn etwas politisieren muß man in unserer Zeit.

Ich für meine Person gehöre nun gar keiner Partei an, weil ich mit keiner vollständig übereinstimme, am wenigsten mit der unserer schwankenden Regierung. Sie sehen hieraus, daß ich nichts weniger als ein parlamentarischer Mann sein könnte, der, wenn er wirksam sein soll, durchaus seine eigene Meinung der seiner Partei unterordnen muß, was die Engländer so streng zu beobachten fähig sind und die Deutschen so wenig, weshalb ich auch bezweifle, daß eine sogenannte konstitutionelle Verfassung so recht für uns paßt.

Ich habe mich daher auch von aller parlamentarischen Repräsentation vollkommen fern gehalten. Durch den Verkauf meiner Standesherrschaft Muskau verlor ich das angeborene Recht, ein Mitglied der ersten Kammer zu sein. Dem unge-

achtet konnte ich sehr leicht durch Stiftung meines neuen Grundbesitzes als Majorat dasselbe wiedererlangen. Der König selbst bot es mir wiederholt an. Ich that es nicht. Hierauf wählte mich die ganze Provinz einstimmig zum lebenslänglichen Mitglied der ersten Kammer. Ich schlug es aus, weil diese Bindung aus hundert Gründen meinen ganzen individuellen Lebensansichten widersprach. Ebensowenig nahm ich je einen Staats- oder Hofdienst an.

— — Ich sehe Sie in meinen Gedanken jetzt auf ihrem Sofa sitzen und, wie ich hoffe, behaglich meinen Brief lesen und studiere dabei mit großem Interesse Ihr Gesicht. Bin ich nun nicht, auch in meiner Einsamkeit, doch in der besten Gesellschaft? Ach, wenn die Einbildungskraft nicht wäre, in der mein eigenstes Lebensreich liegt, das bloße Leben in der faden Wirklichkeit würfe ich von mir. Der Ihrige

H. Pückler.

Eine ehrerbietige Empfehlung an Professor Stahr.

VII.

Schloß Branitz, den 15. Jan. 1860.

— — Von Politik werde ich schweigen, weil sie einmal an sich schon nie weniger ergötzlich war und zweitens Sie sie nicht mögen. Was aber Ihr Urteil über Napoleon betrifft, so halte ich dies für nicht richtig, worüber ich insofern eine Stimme beanspruchen kann, als ich den merkwürdigen Mann in den verschiedensten Gelegenheiten beobachten konnte, oft mit ihm privatim verkehrt und manche Stunde ganz allein mit ihm zugebracht habe, als er schon Kaiser war. Ich fand ihn dann immer so gesprächig, wie weiland sein Onkel und Louis Philippe es waren, wobei ich nicht sagen kann, daß er die Worte nur brauchte, um seine Gedanken zu verbergen; aber er enthüllte allerdings diese nie ganz. Sein Benehmen war immer äußerst anspruchslos und ungemein gewinnend durch dessen anmutige Natürlichkeit. Keine Spur von der Absicht, zu imponieren; stets die größte Einfachheit mit aller Unbefangenheit eines Privatmannes, der gemütlich mit einem seinesgleichen sich unterhält. Ist dies Komödie, so übertrifft er alle Schauspieler. Ich halte es nicht dafür, im gewöhnlichen Sinne; aber große Männer glauben meist an ihre eigene Verstellung wie große Lügner an ihre eigenen Lügen, und dieser Glaube eben giebt ihnen die große Macht und Zuversicht. Denken Sie nur an Mohammed, an Cromwell. Beide heuchelten halb unbewußt mit sich selbst, um es desto überzeugender gegen andere thun zu können. Es gehört dies zu den vielen Rätseln menschlicher Natur. Wenn der Kaiser mit wahrer innerer Genugthuung von seiner Liebe zum Frieden sprach und welche große Dinge er durch ihn in der Welt ausführen wollte, statt in ihr den Affen seines Onkels zu spielen (ipsissime verba), so zweifle ich keinen Augenblick, daß er selbst ebenso daran glaubte wie an seinen Stern, an den er in ganzer Wahrheit auch nicht glaubt.

Sie schlagen seine Eigenschaften jedenfalls zu gering an. Er ist vielleicht kein so universal umfassendes Genie, kein so gewaltig dämonischer Geist wie der erste Napoleon, aber er ist weit weltklüger, weit ruhiger und besonnener als dieser. Dabei viel größerer Menschenkenner, worin er excelliert, sowie in der Kunst, sie auszunutzen und im voraus zu wissen, was sie thun werden. Mit diesem Scharfsinn verbindet er eine unermüdliche Geduld, solange er eine Sache vorbereitet, und den schnellsten Entschluß, den unerschütterlichsten Mut, sobald er den günstigen Moment zur That gekommen glaubt.

Das bedingt den wahren Herrscher; und da er leider dermalen der einzige in Europa ist, so zweifle ich nicht daran, daß er, wenn kein Deus ex machina ihm in den Weg tritt, alle Pläne seines Onkels, die nur dessen Ungeduld und Übermut verfehlten, ganz gemächlich ausführen kann; und wir armen Deutschen in unserem Luftreich werden ihn nicht daran verhindern. Noch eine seiner Herrschereigenschaften vergaß ich zu erwähnen.

Er weiß zu belohnen und zu bestrafen, was wir so ganz ignorieren, und doch sind Furcht und Hoffnung die gewaltigsten Gefühle des Menschen, auf die am leichtesten zu operieren ist. Er braucht die Leute nur, solange sie ihm passen, belohnt sie aber reichlich nachher, statt sie wie die ausgepreßte Citrone fortzuwerfen.

Nun noch eine Bitte. Sie sind gewiß bekannt mit Herrn Dohm, der mir trotz unserer nur kurzen Bekanntschaft so sehr gefallen hat. Bitte, sagen Sie ihm, daß ich außer dem Kladderadatsch kein Berliner Blatt mehr halte, daß ich bei diesem Erheiterer in unserer Not allein einen steten Fortschritt gewahre und besonders von dem zu Neujahr ausgegebenen Blatt, Text wie Bilder, wahrhaft entzückt worden bin. Jeder Zoll Geist und Kraft. Auf diese Weise wird unser deutscher Humor bald den englischen Kollegen ganz überflügelt haben, wie schon längst den französischen, dem freilich die Flügel auch schärfer beschnitten sind. Und alle Ehre auch der wahren Originalität des Zeichners, den ich sehr kennen zu lernen wünsche. Mit treuer Verehrung Ihr aufrichtig ergebenster H. Pückler.

* * *

Schloß Branitz, den 5. Febr. 1860.

Ich hoffe, es geht Ihnen wieder besser — — und jetzt beantworte ich Ihren lieben Brief Punkt für Punkt. — — Sie kommen dann auf Napoleon zu sprechen und sagen, daß Sie schlecht von seinem Charakter denken u. s. w. Darin kann ich durchaus nicht mit Ihnen übereinstimmen. Die Franzosen halte ich für schlecht und verdorben als Volk, Napoleon halte ich nicht nur für einen guten, das heißt wohlwollenden, sondern sogar erhabenen Charakter, nur muß ich im voraus bemerken, daß Menschen von solcher Potenz der Kräfte, an solcher Stelle und in solcher Zeit nicht mehr nach unserem kleinen, bürgerlich gesellschaftlichen Maßstabe gemessen werden dürfen. Soll dieser Mann, der mehr Regentenweisheit in sich vereinigt, als die ganze französische Nation zusammen besitzt, den Franzosen die Freiheit geben? Er weiß, daß sie eben durch seine Despotie nur alles Maß von Freiheit genießen können, dessen sie überhaupt fähig sind, und ohne ihn, sich selbst überlassen, sofort in wahnsinnige Unordnung, Greuel und Verderben verfallen würden. Und hat er nicht seit seiner kurzen Regierung Unglaubliches für Frankreich gethan? Hat er nicht bereits zwei der mächtigsten Staaten Europas, die es wahrlich nicht gut mit ihm und Frankreich meinten, besiegt und entkräftet? Hat er nicht Paris zur prachtvollsten Stadt der Welt schon halb umgeschaffen? Wacht sein Auge nicht überall im Lande über alles, was den materiellen Fortschritt befördert: Eisenbahnen, Kanäle und alle Erleichterungen der Kommunikation? Ist die Armee nicht unter ihm und durch ihn die erste, die Marine wie durch Zauber aus dem Nichts jetzt der weltbeherrschenden englischen fast ebenbürtig geworden? Und trotz der hierzu nötigen enormen Ausgaben blühen seine Finanzen. Und womit hat er dies möglich gemacht als durch hohe Klugheit und einen eisernen Willen, den auch Sie ihm nicht absprechen. Ist das aber nicht eben die höchste Tugend in einem Herrscher, wenn auch nicht für einen Landprediger? Sie werden mir vielleicht einwenden: Aber er befolgt ja die Lehren Machiavells und den Grundsatz der Jesuiten, daß der Zweck die Mittel heilige. Dies ist bis zu einem gewissen Grade wahr, aber alle großen Herrscher, Alexander, Cäsar, Konstantin, Karl der Große, Elisabeth, Cromwell, Katharina und selbst Friedrich der Große haben dasselbe gethan. Friedrich der Große hat zwar eine Refutation Machiavells geschrieben, aber Voltaire sagt mit Recht davon: Il a craché dans le plat pour en dégouter les autres. Es ist eben naturgemäß. Jede Kraft geht in ihrer Macht so weit, als sie kann, und benutzt auch alle Mittel, den Widerstand zu brechen. Mordet nicht selbst die Justiz ohne alles natürliche Recht, außer dem Recht des Stärkeren, freilich das sicherste Recht von allen, zum Nutzen der

Gesellschaft? Wird nicht der Mord Pflicht des Soldaten im Kriege seines Landes, während er für dieselbe Handlung im Frieden geköpft wird? Napoleon ist aber auch hierin nirgends bis zum Verbrechen, zum wahrhaft Unwürdigen vorgeschritten. Er ist nur den anderen überlegen in Besonnenheit, List und Kraft geblieben. — —

Hinzusetzen möchte ich noch, was Napoleons Charakter betrifft, daß niemand gütiger gegen seine Umgebung und großmütiger gegen alle, die ihm dienen, ist; wie er selbst diejenigen, welche er nicht mehr brauchen kann, dennoch stets kaiserlich belohnt.

Fürst Hermann v. Pückler-Muskau als Greis.

Ein eigener Zug bei ihm ist der, was mir die Nächsten und Unparteiischsten seiner Umgebung einmütig versichert haben, daß er nie in Zorn gerät, nie, wie sein Onkel oft, sich mit heftigen Gebärden und verletzenden Worten oder gar mit Schimpfreden auch nicht gegen den geringsten seiner Diener vergißt. Er straft, aber er beleidigt nie. Mir scheint das auch auf seinen Charakter ein großartiges Licht zu werfen und wenigstens ehrenvoll zu sein. Wie er mit der Kaiserin umgeht, was ich mehreremal in der Intimität und auch, wo er unzufrieden mit ihr war, beobachten konnte, hat mich wahrhaft gerührt und in mir die Meinung befestigt, daß, wenn Napoleon nicht Kaiser der Franzosen und dazu ein doch im Grunde allen Legitimen widerwärtiger Parvenu auf dem Throne wäre, was jetzt vieles, ja vielleicht alles bei ihm bedingt, er höchst wahrscheinlich ein sehr guter und geschätzter Privatmann sein würde, voll liebenswürdiger und nützlicher Eigenschaften für die Gesellschaft.

Dies ist keine Dissertation, es ist Causerie am Kamin. Nehmen Sie es also

auch für nichts anderes, und der Kritik des Professors darf es gar nicht unterworfen werden.

Nun zu Ihrem neuen Roman. Sie haben recht, daß Sie dem Geiste folgen, zu welcher Wahl des Stoffes er Sie treibt, wie die Quäker nur sprechen „when the spirit moves“. Mir gefällt das Sujet;* nur wenn Sie schreiben, daß der Schwerpunkt zwar verteilt, aber meist in der Mitte beruht, so nehmen Sie sich nur in acht, daß nicht auch das Interesse in der Mitte überwiegt. Ich wünschte, das Werk wäre schon fertig, denn seit dem „Mädchen von Hela“ kann ich mich noch nicht entschließen, einen anderen Roman zu lesen.

Und jetzt Gott befohlen, denn es ist schon wieder zwei Uhr in der Nacht, und zum Schreiben komme ich immer erst in diesen späten Stunden. Herzlichst der Ihrige H. Pückler.

* *
*

Der Fürst hatte mich in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft um ein Verzeichnis meiner Arbeiten gebeten. Ich hatte ihm das geschickt, und eine beträchtliche Anzahl seiner Briefe spricht über die „Reisegefährten“, gegen welche er mir seine Bedenken und Einwendungen offen aussprach, wie über das „Mädchen von Hela“, welches ihn mächtig ergriffen hatte und über das er seines Lobes kein Ende finden konnte. Dann kommen allerlei Erörterungen über den Wohnungswechsel, den wir damals zu machen hatten, als wir die kleine Wohnung auf dem Leipziger Platze mit jener anderen in der Matthäikirchstraße vertauschten, die ich dann, wie gesagt, fünfundzwanzig Jahre inne gehabt. Er giebt Rat für die Einrichtung, stimmt mir bei, daß jene Eleganz, die sich jede reiche Schneider- oder Schlächterfrau vom Tapezierer herstellen lassen könne, nichts wert sei, und sendet mir einen kleinen Teppich, den er einst selbst aus dem Orient mitgebracht, zum Geburtstagsgeschenk in die neue Wohnung. Er hatte mir einmal geschrieben, daß er von sich in seinem Haushalt wie jener Franzose in seinem Arrondissement sagen könne: Je suis père et mère. Auf den Scherz kommt er bei diesem Anlasse zurück.

* Ich weiß nicht, um welches Buch es sich gehandelt haben kann; ich vermute, es muß „Von Geschlecht zu Geschlecht“ gewesen sein.

VIII.

Schloß Branitz, den 13. Febr. 1860.

Sie sind, meine verehrteste Freundin, nicht ausführlich genug in der Beschreibung Ihres neuen Ameublements. — — Vollkommen billige ich den einfachen Glanzkattun, wie überhaupt das einfachste Ameublement, wo man nur zur Miete wohnt, und überhaupt überall, wo es nicht auf Ostentation, sondern nur auf Komfort ankommt. Nur gute Teppiche wünschte ich Ihnen in unserem Klima, wo man neun Monate Winter und nur drei Monate keinen Winter, aber deswegen immer noch weder recht ordentlichen Sommer oder Herbst hat. — — Soweit die mère; der père aber hat auch ein Anliegen, nämlich die Bitte, daß derselbe hinsichtlich der drei zusammentreffenden Umstände 1) Ihr bevorstehender Geburtstag, 2) Ihr Umzug und erneutes Ameublement, 3) der Anteil, den ich an beiden nehme, die Erlaubnis erhalte, auch ein Scherflein zur Emigration, als kleines Geburtstagsgeschenk beitragen zu dürfen, was — wie Sie es nennen — „bei unseren reich gewordenen Schlächterinnen und Brauerinnen noch nicht so sehr gäng und gäbe geworden“ und dennoch so einfach ist, daß es zu der reichsten, wie zur anspruchslosesten Einrichtung gleich gut paßt, nämlich ein echter persischer, dort sogenannter Shawlteppich, vor Ihr grünes Sofa in der braunen Stube zu legen und Ihre Füße auf seine Blumen zu setzen! (Ich hatte wahrscheinlich dem Fürsten geschrieben, daß ich die Farbe der Wände und der Möbelüberzüge aus der einen Wohnung in die andere übertrüge, so daß er sie kannte, wie ich sie auch heut noch habe.)

Mit dem Schluß Ihres Briefes, daß man jung ist, solange man zu gefallen

versteht, bin ich einverstanden, da ich Ihnen gefalle, und sehe mich deshalb von nun an wenigstens für jünger an als alle diejenigen, die Ihnen nicht gefallen. Im Traume bin ich übrigens immer jung. Ich erinnere mich keiner Ausnahme, und wenn das bei allen Menschen so ist, könnte man allerlei anmutige Hypothesen darauf bauen. Daß alles Leben auch nur eine verschiedene Art von Traum ist, glaube ich ohnedem schon halb. Tout à vous!

Pückler.

* *
*

In jener Zeit war der letzte Band von Varnhagens Memoiren erschienen, und ich hatte es bei dem Anlaß ausgesprochen, daß ich, so sehr ich Varnhagen geschätzt, nie das volle und ganze Zutrauen zu ihm gewinnen könne, das Stahr für ihn von je gehegt hatte. Der Fürst teilte dieses Zutrauen im höchsten Grade, wie er denn überhaupt darin immer mit Stahr zusammentraf, daß beide zum Anerkennen des Guten und zum Übersehen von Mängeln und Schwächen sehr geneigt waren.

„Varnhagen ist mir ein halbes Jahrhundert lang," so schrieb der Fürst, „ein treuer Freund gewesen, und es giebt sehr wenig Menschen, die ich durchgängig, sein hohes Talent ganz abgerechnet, höher geachtet habe, obgleich auch er, wie alle Menschen und besonders alle von so hohem Lichtgehalt, auch nicht ohne Schatten sein können. Es freut mich, zu hören, daß Professor Stahr anders empfindet und über ihn denkt als Sie, und ich wünschte, Sie ließen sich von Ihrem vortrefflichen Freunde in dieser Hinsicht bekehren. Daß Ihnen Varnhagen persönlich keine rechte Sympathie und nie ein ganz volles Vertrauen einflößte, kann ich mir denken, denn wo er nicht genau liiert war, blieb er selbst sehr kalt. Er hatte nichts weniger als eine weiche Natur, noch eine sich leicht anschmiegende, war daher auch nicht, was man oft nur in sehr banalem Sinne liebenswürdig nennt, und gefiel deshalb im allgemeinen den Frauen nur ausnahmsweise; und auch über den letzten Teil seiner Memoiren gehen Ihre und meine Ansichten auseinander.

Ich will Ihnen mein Urteil über dieses Buch, an einen der bedeutenden Männer im Reiche des Geistes gerichtet, bei dem es die entschiedenste Zustimmung fand, aus dem Gedächtnis mitteilen, nur um des Kontrastes willen mit dem Ihrigen, wo wir doch sonst bisher so gut harmonierten.

Den letzten Teil (leider den letzten!) der Memoiren Varnhagens habe ich mit wahrer Wollust gelesen.

Die großen schriftstellerischen Vorzüge dieses in unserer litterarischen Welt so hoch stehenden Mannes, seine selbst von Goethe kaum erreichte unvergleichliche Gewalt über die deutsche Sprache, die Feinheit und Schärfe seiner Beobachtung &c. sind zu allgemein bekannt, um dabei zu verweilen; aber einen Vorwurf habe ich ihm oft machen müssen. Er hielt immer zu viel von dem, was er am besten wußte, zurück, schrieb viel zu diplomatisch, sagte nie die ganze Wahrheit, ja oft kaum die halbe, gerade da, wo man sie am meisten gewünscht hätte: in seinen klassischen Biographien.

Diesen Regret, dieses leichte Unbehagen kann keiner mehr fühlen, der den jetzt vor mir liegenden und eben beendeten Teil liest. Hierin steht Varnhagen, er selbst sowohl als alle, mit denen er verkehrt, durch die meisterhaftesten, erschöpfendsten Schilderungen (meistens auch alles Bekannte von mir) so klar und offen vor uns wie am hellen lichten Tage. Kein Tadel wird mehr beschönigt oder sorglich unterdrückt, kein Lob aus Rücksichten abgeschwächt, jede kühne Ansicht jetzt unumwunden ausgesprochen, wie auch kein Name ungenannt bleibt. Und welch ein Adel der Gesinnung entfaltet sich darin allein! welch wundervoller, vorurteilsloser, freier Charakter, ebenso scharf durchschauend als gerecht, und doch, wo es irgend angeht, mild in seinem Urteil, vereint mit einer plastischen Kraft der Darstellung, die uns fremde Menschen so deutlich hinzaubert wie die ältesten Bekannten, mit denen man alles, was uns vorgeführt wird, selbst erlebt zu haben

glauben könnte. Die Anmut des Stils und der Behandlung, das fesselnde Interesse gehen hier mit dem vollsten Ausdruck gediegener Wahrheit stets Hand in Hand und wirken ebenso wohlthuend als hinreißend auf den diesmal nichts mehr vermissenden Leser. Man sieht deutlich, daß dieser Band im voraus nur zum œuvre posthume bestimmt war. Bei Lebzeiten Varnhagens wäre er so nicht gedruckt worden, und er muß daher seinen vielfachen Verehrern um desto teurer sein. So viel davon. Morgen beantworte ich Ihren lieben Brief weiter, ich mußte zuerst dies vom Herzen haben, und will ihn auch nicht zu lang werden lassen. Der Ihrige H. Pückler."

* *
*

Ein andermal hatte ich dem Fürsten einige Blätter voll Aufzeichnungen geschickt, die ich während der großen Ausstellung 1855 in Paris für mich gemacht hatte. Sie bezogen sich ebensowohl auf unsere dort empfangenen Eindrücke als auf Mitteilungen, welche unsere Freundin Madame Hortense Cornu, Gustave Planche, der Graf Vieille Castel und andere uns über verschiedene der öffentlichen Charaktere, namentlich auch über den Charakter Napoleons und über die Kaiserin, gemacht hatten. Was man uns über Napoleon gesagt, stimmt im wesentlichen mit der Meinung überein, welche Fürst Pückler von ihm hegte. Alle hatten uns seine Güte und Geduld gerühmt, hatten sogar von seiner Sentimentalität mit der Bezeichnung gesprochen: il a des accès d'une sentimentalité allemande, und auch seine Geduld und Nachsicht gegen die Kaiserin hatte man uns gerühmt, obschon dieselbe oft auf harte Proben gestellt würde. Das Urteil über die Kaiserin hatte sich weniger günstig gezeigt, und man hatte behauptet, Napoleon habe sich zu der Ehe mit ihr nur in einem Anfall von Zorn entschlossen, als er die Nachricht erhalten, daß man ihm die Hand einer Hohenzollernschen Prinzessin von der katholischen Linie, um die er sich beworben, nicht gewähren wolle. Auch gegen die Vergangenheit der damals noch sehr schönen Frau hatte man Ausstellungen gemacht, deren ich in den Blättern erwähnt, die eben nur für mich bestimmt waren und die ich dem Fürsten anvertraut, weil er mir ähnliche Dinge mitgeteilt.

„Mit großem Interesse habe ich zuvörderst," heißt es in dem Briefe, „Ihre Aufnotierungen über Napoleon und Gattin gelesen. Den ersten betreffend, mag das meiste richtig sein und ist wertvoll. Über die zweite ist viel Klatsch dabei. Sie hat früher mit ihrer Mutter ein etwas emancipiertes Leben geführt, aber immer mit Anstand. Daß sie ganz ohne begünstigte Liebhaber gewesen, will ich nicht behaupten. Das Wahrste über sie ist ihre große, aber immer graziöse Schüchternheit, von der man Ihnen gesprochen, was mit den anderen Berichten ebensowenig harmoniert als mit dem naiven Gefühl, dessen Zeuge ich zweimal zu meiner Verwunderung gewesen bin. Mir ist sie nie, weder als Spanierin mit deren Feuer, noch als Engländerin mit deren linkischem Aplomb, sondern stets wie eine in der großen Welt erzogene Deutsche, die aber ihre ihr angeborene Schüchternheit nicht zu besiegen vermochte, vorgekommen. Hübsch, ohne schön zu sein, aber von unnachahmlicher, ich möchte sagen jungfräulicher Grazie, wenn ein interessantes Gespräch sie belebte. Darin lag ihre Würde, die man sonst allerdings an ihr vermißte, ebenso wie einen glänzenden, besonders französischen Esprit. Vor ihrem Manne fürchtete sie sich ein wenig, schien ihm aber doch durchaus anhänglich zu sein. Ich kann Ihnen einmal einiges Selbsterlebtes von ihr erzählen, das nur vorteilhaft für sie ausfällt. — — Während der ganzen Zeit, die ich zum Schreiben dieses Briefes brauchte, saß mein unverschämt zahmer Kanarienvogel auf den schreibenden Fingern und sang dabei wie besessen. Was bedeutet das? Haben Sie keinen Zeichendeuter in Ihren Diensten? Ich bin so gern abergläubisch! Adieu et tout a vous! Pückler."

* *
*

Danzig, den 30. Oktober 1861.

Hier schreibe ich Ihnen endlich einmal wieder, meine verehrte Freundin, und von wo? Mit dem Leuchtturm von Hela vor meinen Augen und dem Andenken des lieblichen Mädchens von Hela, Ihrer Schöpfung, im Herzen. (Der Fürst hatte mir wieder eine große Vorliebe für diese Dichtung ausgesprochen und das „Mädchen von Hela“ einmal in einem seiner Briefe scherzend als „seine letzte, leider ganz platonische Liebe“ bezeichnet.)

Wie gern wäre ich Ihnen zu Ehren dahin gewallfahrtet, wenn die schon zu vorgerückte Jahreszeit und die mir selbst so kurz zugemessene Zeit es verstatteten! Aber ich komme im nächsten Sommer wieder her, denn ich bin wirklich ganz entzückt von dieser stolzen Stadt der himmelanstrebenden Türme, der herrlichen Kirchen, der seltsamen alten Gebäude, von einem so romantisch-altertümlichen Ansehen, wie es mir eben durchaus sympathisch ist. Auch die nächste wie die entfernteste Umgebung reizend, mit schönen Bäumen und wundervoll konservierten Alleen, freundlich geschmückt durch bewaldete Höhen; gegenüber das blaue Meer, der schiffreiche Hafen, und das ganze prächtig imponierend durch die kolossalen, noch in frischem Grün schimmernden Festungswälle; et gare à qui les touches! Daß ich nun bei meiner Ankunft in Danzig das alles so recht con amore, mehrere Tage lang, unter den wärmenden Strahlen einer wolkenlosen Sonne königlich am azurnen Himmel thronend, genießen konnte, war in der That ein Naturfest für mich, das mich zugleich behaglich ausruhte von den menschlichen Festen in Ihrer Geburtsstadt Königsberg. Diese waren ihrem Wesen nach mehr ermüdend als ergötzlich, mit Ausnahme der Krönung (König Wilhelms I.), die ich eine der schönsten, erhebendsten und prachtvollsten Ceremonien nennen muß, welche ich je gesehen, sowohl in der Kirche als auf dem weiten Schloßhofe, wo kein Apfel zur Erde kommen konnte und die vielen Tausende der Zuschauer, von breiten, dreifachen Linien der schönen Garderegimenter rundum eingefaßt, wie gigantische Blumenbeete aussahen, weit hingestreckt auf beiden Seiten des überbauten Durchgangs, der reich geziert, überhangen von unzähligen Fahnen, am Ende die von Gold und Scharlach blendende Tribüne, von welcher der König zum Volke sprach, umgeben von allen Arten von Uniformen — das alles zusammen gab einen Anblick, den jeder Gegenwärtige gewiß lange nicht vergessen wird. Auch war der Anstand, die Würde und Anmut, mit denen das königliche Paar durch diese so beschwerliche Ceremonie hindurch stets in gleicher Kraft aushielt, bemerkenswert, um so mehr, als wie gewöhnlich der Pfaff mit seiner Salbaderei von Himmel, Hölle, Engel und Teufel, von Noah und den Propheten bis auf Friedrich den Ersten und Wilhelm den Ersten, den Knecht Gottes, kein Ende finden konnte. All diese schwarzen protestantischen Prediger stechen für malerische Gemüter unerquicklich ab gegen die bunte Pracht um sie her und die glänzenden seidenen Gewänder der hohen katholischen Würdenträger. Herrlich war die Vokalmusik des ganz in Rot gekleideten Domchores, die kein einziges anderes Instrument begleitete; gottlob auch keine Musik der Zukunft, welche die hochselige Rachel mit einem Gewitter in einem Glase Wasser verglich.

Wissen Sie, meine liebenswürdige Gönnerin, daß heute mein sechsundsiebzigster Geburtstag ist? Nur keine Gratulation dazu! car il n'y a ma foi pas de quoi — ja, wäre es der sechsundzwanzigste! à la bonne heure! Doch will ich selbst an diesem ominösen Tage, wo ich aus der Zelle bis zum Menschen avancierte, eine Flasche Champagner auf das Wohl des Stahrschen Ehepaares leeren, mit dem Wunsche, daß beide noch viel so schöne Bücher schreiben sollen als das „Mädchen von Hela“ und Lessings Biographie. Und hiermit Gott befohlen! Adieu!

H. Pückler.

* *
*

Berlin, Sonntag (April 1862).

Vor drei Tagen geschrieben und liegen geblieben, weil ich recht krank war und noch wenig besser.

Seien Sie unbesorgt, liebenswürdige Freundin, ich habe selbst zu viel Interesse, Sie zu sehen und zu sprechen, um nicht möglichst bald meinen Besuch zu wiederholen. Nur das Vorherbestimmen mißlingt mir immer, und es kommt dann auch immer etwas dazwischen, und es beunruhigt mich, wenn ich mein Wort nicht halten kann. Aber ich versuche es und werde Sie schon einmal zu Haus finden; und wären Sie bei Tisch, so lassen Sie mich deshalb doch ein ohne alle Gene, die ich hasse, wie Sie wissen, wie alle unnützen Weitläufigkeiten unserer noch vielfach pendantischen Sitten.

P.

Nach einem zweiten vergeblichen Besuche schrieb der Fürst am 17. April:

„Damit ich schließlich meine liebenswürdige Freundin sicher treffe, melde ich mich Karfreitag-Nachmittag an, wo kein frommer Berliner Einladungen außer dem Hause annimmt. Sind Sie dann abermals ausgeflogen, so bin ich außer Schuld. Viel Schönes an Professor Stahr, et au revoir. H. Pückler."

Ein Teil des Jahres 1862 ging hin, ohne daß wir voneinander hörten. Ich arbeitete an dem Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht" und durfte und wollte mich nicht davon abwenden. Dazu war ich im Herbste krank von der Sommerreise zurückgekehrt und lag schon seit Monaten fest danieder, als wir am 3. November wieder einmal aus Branitz einen Brief erhielten.

„Ein alter Freund," schrieb der Fürst, „der immer weniger schreibfähig wird und überhaupt langsam abstirbt, so daß er nur als Gärtner noch einigermaßen thätig bleibt, sendet Ihnen diesmal als Visitenkarte eine Frucht seiner Häuser (eine Ananas) von der schmackhaftesten Sorte und empfiehlt sich damit dem liebenswürdigen Ehepaar zum freundlichen Andenken. H. Pückler.

P. S. Ich war ein paar Monate in Frankreich und bin mit erneuter Bewunderung Napoleons daraus zurückgekehrt."

* * *

Den 3. März 1863 wünscht der Fürst mir Glück zu meiner endlichen Herstellung und schreibt, daß auch er fortdauernd kränklich war. „Doch," heißt es dann weiter, „hoffe ich zum Geburtstag des Königs in Berlin eintreffen zu können. Der Berliner Tiergarten muß durch die Wärme, welche die Ausdünstung der Bewohner ausströmt, notwendig ein besseres Klima erlangen als unsere Kiefernwälder, denn hier sieht es noch immer ganz winterlich aus zu meinem großen Leidwesen, und wenn ich die Gegend auch meistens nur aus den Fenstern mir ansehen kann, so hasse ich doch das blasse Winterskelett, das in unserem Norden diesen Winter entblößt, und lasse lieber bei geschlossenen Läden Tag und Nacht Licht in meinen Stuben brennen.

Ihre Bemerkung über die Empfänglichkeit für Naturschönheiten in der Jugend und im Alter finde ich sehr richtig; ich habe sie an mir selbst auch erfahren, und schön sagen Sie: ‚In der Jugend hat man den Frühling in sich und beachtet ihn nicht nach außen.‘

Die Eindrücke der Jugend sind überhaupt mehr total, vieles zusammenfassend; beim Alter kommt erst die Liebe zum Detail, und man reitet zwar seine Steckenpferde noch, aber nicht mehr im sausenden Galopp, sondern in bedächtigem Schritt, sich aber nichts mehr unterwegs entgehen lassend. Jedes hat sein Gutes und Schlimmes, seinen Genuß und seine Qual. Wir sind eben auf Erden, noch nicht weder im Himmel noch in der Hölle, obgleich zuweilen mit einem Vorgeschmack von beiden.

— — Ihrem lieben und geistreichen Manne tausend Schönes. Von Politik weiß ich gar nichts mehr, sondern lese zum zehntenmal eine schön illustrierte ‚Tausend und eine Nacht‘ in englischer Sprache. Ach, wie ist doch die Märchenwelt herzig gegen die wirkliche! Aber-

mals der Gegensatz zwischen blühendem Frühling und dem grinsenden Winterskelett. — Also, meine stets liebenswürdige Freundin, auf Wiedersehen im März.

H. Pückler."

* *
*

Sonnabend, am 23. April 1863, war der Fürst zu uns gekommen und hatte uns, da wir regelmäßig, auch bei schlechtem Wetter, um zwei Uhr auszugehen gewohnt waren, nicht zu Hause getroffen und an meinem Schreibtisch die folgenden Zeilen geschrieben:

„Sie sind eine unvergleichliche, aber auch eine unfindbare Frau! Bei dem heutigen Wetter, wo selbst kaum ein Wagen im Park mehr sichtbar war, glaubte ich doch gewiß, eine Rekonvalescentin zu Hause zu treffen. Aber das Perpetuum mobile war schon wieder wo anders. Also auf vielleicht besseres Glück in der nächsten Woche, denn auch ich bin nie zu Haus, weil ich bei meiner kurzen Anwesenheit in Berlin zu viel zu thun habe und auch selten im Hotel esse. En attendant mieux habe ich mir mit Ihrer Köchin als Cicerone alle Ihre Bilder angesehen und dann diese Zeilen geschrieben, immer noch der leisen Hoffnung Raum gebend, daß Sie währenddem kommen könnten. Nun scheide ich aber und sage mir: Voi che entrate lasciate ogni speranza di trovare la padrona! Der alte Einsiedler."

* *
*

Branitz, den 21. Juni 1865.

[Diktiert.] Verehrteste Freundin! Sehr erfreut hat mich Ihr Brief, weil er mir meldet, daß Sie wohl sind und wieder eines Ihrer Werke beendigt haben, mit dem Sie zufrieden sind. (Es muß sich um die Fortsetzung von „Meine Lebensgeschichte", die auch jetzt noch ungedruckt ist, oder um ein paar kleinere Erzählungen: „Die Dilettanten", „Jasch" u. s. w., gehandelt haben.)

Was nun mich Ärmsten betrifft, so habe ich sieben bis acht Monate lang meine Stube, wie Sie wissen, nicht verlassen dürfen, sehr krank an einem Rückfall meiner gefährlichen Bronchitis in Berlin, noch gewürzt durch mehrere Gichtanfälle. Auch jetzt bin ich noch nicht ganz genesen und vielleicht mit achtzig Jahren schon zu alt dazu. Nach allem aber, was ich in dieser Welt erfahren und ausgekostet im Guten wie im Schlimmen, bin ich fast neugieriger auf den Tod als auf ferneres hiesiges Vegetieren, denn ich rechne auf das, was die Natur uns überall zeigt: individuelle Vernichtung. Der gestorbene Mensch ist tot, aber die Menschen dauern fort, und auch wir vielleicht teilweise in ihnen oder in anderen Formen, aber jedenfalls ohne Erinnerung an alles vergangene Leben.

Sobald meine Kräfte es gestatten, komme ich auf einige Tage in wichtigen Geschäften nach Berlin und hoffe Sie dort noch zu finden, was ich lebhaft wünsche nach so langer Zeit, wo wir uns nicht gesehen.

Viel Schönes an Ihren Herrn Gemahl, welcher der schönen Kleopatra noch im Grabe sehr vortrefflich die Cour gemacht hat, ohne Sie doch eifersüchtig zu machen.

Und nun das traurige Wort Adieu! da mich selbst das Diktieren noch sehr ermüdet. Herzlichst der Ihrige

H. Pückler.

Die Namensunterschrift zeigte das Zittern der sonst so festen Hand, und der Fürst, der, wie er es genannt, „so gern abergläubisch war", hatte das „traurige Wort Adieu!" gleichsam wie in trüber Vorahnung geschrieben. Es war in unserem Fall zur Wahrheit geworden — durch unsere Schuld — obschon der Fürst noch bis zum Jahre 1871 lebte.

Der Brief hatte uns in der Zeit unseres Fortgehens von Berlin getroffen. Wir hatten nach Rom gehen, das wir seit zwanzig Jahren nicht wiedergesehen, unsere „nachträgliche Hochzeitsreise" machen wollen, denn zur Zeit unserer Verheiratung hatten Arbeit und andere Rücksichten uns zu einer solchen nicht kommen lassen; und auch jetzt kam sie nicht zu stande, weil die in Italien ausgebrochene Cholera-Epidemie uns einen anderen Weg einschlagen machte. In dem Winter begannen bei Stahr die

Zeichen des Leidens sich einzustellen, dem er später erlegen ist. Ich hatte schwere Sorge um den Geliebtesten, hatte ihm meine ganze Zeit zuzuwenden und innerlich Mühe genug, mich so weit zu sammeln, als ich es für meine Arbeit nötig hatte. Im Frühjahr von 1866 erkrankte Stahr zum erstenmal auf den Tod. Als er reisefähig war, verließen wir die Stadt und sahen unser liebes Heim erst nach zweieinviertel Jahren wieder, nachdem wir fast ein Jahr in Italien und einen Winter und Sommer am Genfer See verlebt. Diese Entfernung von der Heimat legte uns einen so großen brieflichen Verkehr mit den Unseren auf, daß darüber jede nicht unerläßliche andere Korrespondenz ins Stocken geriet, und der Fürst war auch wohl nicht mehr so schreibefähig und so schreibelustig als vordem.

So entschwand die Zeit, bis, wie Heinrich Heine es gegen mich genannt, die schwere, erdrückende Walze des „Nicht mehr!" auch an diese freundliche Verbindung herangerollt war.

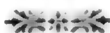
Von des Fürsten letzten Lebensjahren weiß ich nichts als das, was damals die Zeitungen über ihn berichtet, und es bleibt als einer der eigenartigsten Züge in seinem Wesen zu verzeichnen, daß er, der hochbetagte kranke Greis, in Erinnerung seiner Beteiligung an den Freiheitskriegen und seiner Leistungen in denselben von 1813 und 1814 den König Wilhelm um die Erlaubnis gebeten hatte, ihm in das Hauptquartier nach Versailles folgen zu dürfen. Der Kaiser hatte das in einem gnädigen Briefe, wie man berichtete, mit der Bemerkung abgelehnt, der Fürst möge sein Leben schonen, da jüngere Kräfte in großer Anzahl ihm zur Verfügung ständen.

Der Fürst starb am 9. Februar 1871. Als ich es gegen Stahr beklagte, daß wir die letzten sechs Jahre den Zusammenhang mit ihm verloren, daß ich ihm teilnahmlos erschienen sein müsse, daß mir damit der ruhige Abschluß dieses Verhältnisses fehle, erinnerte er mich an ein Gespräch, das wir einmal mit dem Fürsten über Friedrich Spielhagens „Problematische Naturen" geführt. Stahr hatte den Roman des uns damals persönlich unbekannten Verfassers mit großer Anerkennung in der Zeitung besprochen, und ich hatte es bedauert, daß dem Buche in der Form, in welcher es zuerst erschienen war, der Abschluß fehle.

„Ich verstehe die Forderung nicht!" hatte der Fürst gesagt. „Was kommt denn eigentlich im Leben ganz zu seinem Abschluß? Es bleibt alles Episode! Wir sind mit allem Anteil, den wir aneinander nehmen, einander doch im Grunde immer nur Reisegefährten für eine Strecke Weges. Wir finden uns zufällig zusammen, werden durch Zufälle, die wir gelegentlich als Notwendigkeiten zu bezeichnen lieben, voneinander getrennt und erfahren in gar vielen Fällen nicht, was aus unseren Reisegefährten geworden ist. Romanfiguren sind mir Reisegefährten, die mich interessieren, solange ich mit ihnen zusammen bin. Sind sie nicht mehr neben mir, so bleiben sie mir mehr oder weniger im Gedächtnis lieb; aber was später aus ihnen noch werden kann oder geworden ist, das geht mich nichts an, und deshalb liebe ich sie nicht weniger. Viel anders aber geht es uns mit den Menschen oftmals auch nicht. — Wir waren einander lieb, waren einander wenig oder viel — und waren wir einander viel, so sind wir füreinander dieselben und unvergeßlich bis zuletzt, ob sichtbar oder nicht!"

Ich erinnerte mich des Gespräches ebenso genau wie Stahr. Es wurde vor 1860 noch in unserer Wohnung auf dem Leipziger Platze geführt. Jetzt hatten wir uns bei der Nachricht von des Fürsten Tode in Bezug auf den geistreichen, gütigen und liebevollen Freund an seine Lebensweisheit und seine Anschauung zu halten.

Es ist mir nicht leicht geworden, die Auswahl unter dem Mitzuteilenden zu treffen, denn anziehend und eigenartig war alles, was er sprach und schrieb, und immer war er offen und ganz er selbst in Wort und Schrift: der geistreiche, liebenswürdige Fürst Hermann Pückler!



Durch Vermittelung.

Novelle
von
A. Hauschner.

I.

Frau Kommerzienrätin Alice Sternberg gab einen bal champêtre. Sie fand das originell, und originell zu scheinen, war Frau Alicens höchstes Streben. Ihr Sinnen und Trachten war nur von gesellschaftlichem Ehrgeiz erfüllt. Einen äußerlichen Erfolg zu erringen, eine Stufe höher zu steigen auf der Leiter socialen Ansehens — das war ihr höchster Lebenszweck. Und sie hielt all die kleinen und großen Aufregungen ihres stets überhasteten Lebens, all die Mühen und Intriguen, um neue Bekanntschaften zu gewinnen, alte zu lösen, für ernste Sorgen und sich für die vielseitigste aller Frauen. Nachdem sie im Winter Schlittenpartien, musikalische Dejeuners und kostümierte Kaffees arrangiert, nachdem sie ihr Haus in die unglaublichsten, „noch nie dagewesenen" Festkleider gehüllt, fand sie es neu, ihre Bekannten mit gedruckten Einladungskarten zu überraschen in dem Moment, da sie ihre Koffer in stand setzen ließen und ihre Reisepläne überlegten. Ihr „Arrangement" war glänzend gelungen und entzückte selbst die Skeptiker, die diesen Ball im Sommer eine „Verrücktheit" schalten und, nur der Macht der Gewohnheit und ihrer Vergnügungssucht folgend, den leichten Sommerrock mit dem Frack vertauscht hatten.

Die Villa Sternberg, welche, von alten Bäumen umrauscht, im Berliner Tiergarten lag, glich einem Riesenstrauß, so überreich war sie mit Blumen in Form von Beeten, Kränzen und Sträußen geschmückt. Den Vorgarten und die Halle erfüllte ein berauschender Duft von Rosen und Hyacinthen. Gasflammen, durch rosige Gläser gemildert und durch grüne Sträucher verdeckt, ließen die Pracht der Farben mehr ahnen als sehen. Der große Musiksaal war in ein Zelt verwandelt, dessen Wände das in eine Nische postierte Orchester verbargen. Die breiten Thüren der Veranda waren ausgehoben. Der Tanzplatz im Freien, dem

die Hausfrau ein ganzes Rosenparterre geopfert und der gleichfalls von einem ländlichen Zeltdach beschirmt war, schien nur eine Fortsetzung des inneren Ballsaales, mit einer ebenfalls unsichtbaren Musikkapelle versehen, so daß abwechselnd im Haus und im Freien getanzt werden konnte, je nach der romantischen Gemütsstimmung der Paare. Den überdeckten Rasenplatz umzogen grüne Lauben, künstlerisch geordnete Blattgruppen, matt erhellt durch bunte Lampions. Ihr dämmerndes Licht, das die Zäune der Nachbargärten verbarg, dehnte den beschränkten Raum zum weiten Park, in dem die knospende Natur duftete, der Sommerwind rauschte und in der Ferne eine Nachtigall schmelzend klagte. Es war „poetisch, künstlerisch, stilvoll“. So klang es von allen Lippen; Frau Alice konnte sicher sein, von dem sogenannten „ganz Berlin“ ob dieses Festes gelobt zu werden. Und doch war sie nicht vollständig glücklich! Eine leichte Wolke des Mißmuts verdüsterte ihre Stirn, trotz des konventionell liebenswürdigen Lächelns ihrer Lippen. Sie war mit der allgemeinen Stimmung nicht ganz zufrieden. Nicht, als ob sich nicht die Mehrzahl ihrer Gäste vortrefflich unterhielte! Die lustige, kokette Frau des Malers Klaus hatte in einer Ecke des offenen Zeltes eine Anzahl Verehrer um sich gesammelt, die, ebenso feurig als durstig, das Wohl der blonden Frau in unzähligen Trinksprüchen ausbrachten. Ihre nicht minder kokette, aber genügsamere Freundin schwärmte mit dem „Lyriker der Saison“ in einer dunklen Laube und setzte das Blitzen ihrer Zähne und das Funkeln ihrer Augen bei Sternenlicht effektvoll in Scene. Auch aus den anderen Gängen, Büschen, Wäldchen erscholl lustiges Plaudern, Kichern, das Rauschen seidener Kleider, das Klirren krystallener Gläser. Aber getanzt wurde sehr wenig. Vergeblich ließen die Geiger im Saal und im Garten die verlockendsten Weisen ertönen. Außer den fünf Lieutenants, die ein Freund des Hauses, Oberst Ramberg, pünktlich zu neun Uhr gestellt hatte, und einigen jüngeren Söhnen reicher Väter ließ sich niemand von den Straußschen und den Suppéeschen Walzern verführen.

Das war es, was Frau Alice nachgerade zur Verzweiflung brachte. Zwei Generalstöchter, von denen die eine adelig, die Nichten eines vortragenden Rats im Ministerium und die Schwester eines bedeutenden Universitätsprofessors waren heute zum erstenmal ihrer oft vergeblich wiederholten Einladung gefolgt. Lauter junge Mädchen, denen der geistreich-frivole Ton ihres Hauses nicht nur fremd, sondern befremdend sein mußte. Lauter junge Mädchen, die gekommen waren, um zu tanzen, ungeachtet der fünfundzwanzig Grad Réaumur, die gewohnt waren, sich vom Schauspielhaus, Brahms und Wildenbruch zu unterhalten, welche die Dunkelheit der Laubengänge scheuten und mit einer Anzahl Leidensgefährtinnen krampfhaft den Platz im Salon und den steifen Ton der Konversation festhielten. Wenn diese Elite der Gesellschaft sich langweilte, wenn sie nicht wiederkäme! Ein schrecklicher Gedanke für die eitle Hausfrau, die durch alle Räume eilte, um die zersprengten Truppen ihrer Getreuen zum Kampf zu versammeln. Ein Häuflein Fahnenflüchtiger hatte sich im Wintergarten versammelt, den man heute zum Rauchzimmer geopfert. Durch die geöffneten Fenster wehte die Nachtluft und bewegte leise die Palmen und Farne, welche die Ecken des Glashauses füllten. Auf dem hellen Kies standen zierliche Tische, bequeme Gartenstühle. Windlampen mit bunten Papierschirmen verbreiteten ein magisches Licht. Trotz der frühen Festesstunde war schon so manche Flasche Champagner geleert, so manches Dutzend der feinen hausherrlichen Cigarren in Rauch aufgegangen. „Eine famose Idee, dieser bal champêtre,“ rief eben der Cellist Wrenzel, sich behaglich in seinem Schaukelstuhl dehnend, „wo ohnehin ein so vollständiger Mangel an guten Kneipen im Tiergarten herrscht!“ — „Ich glaube schwerlich, daß man uns nur zum Kneipen hierher geladen.“ — „Ich weiß wohl und

halte meine Arme bereit, um sie einige Minuten dem Dienst der Hausfrau zu widmen." — „Und Ihre Beine, auf die es heute am meisten abgesehen? — „Tanzen bei dieser Hitze! Das ist wohl nur Ihr Scherz!" — „Der Frau Kommerzienrätin vollster Ernst. Blicken Sie nur in den Tanzsaal und betrachten Sie die armen Opfer unserer — Heißblütigkeit." — „Eine merkwürdige Garnitur Sommerblumen." — „Lauter junges Gemüse." — „Des primeurs, wie es die Saison verlangt." — „Für junge Gänse ist sie schon etwas vorgerückt." — „Wären sie wenigstens mit Gold gefüllt."

So schwirrte es untereinander, als plötzlich, düster wie Banquos Geist, Frau Alice in der Thür erschien und die muntere Schar mit strengen Blicken maß. „Aber, meine Herren," rief sie in einem Ton, der unter der verbindlichen Liebenswürdigkeit schwer den Unmut verbarg, „wo muß man Sie suchen! — Im Rauchzimmer! Und drinnen sitzen die reizendsten, liebenswürdigsten Mädchen ohne Tänzer! — Herr von der Lagen," wandte sie sich an einen semmelblonden Attaché, „bitte, engagieren Sie doch Fräulein von Brettwitz zur Quadrille — ihr Vater hat sehr einflußreiche Verbindungen bei Hofe," flüsterte sie ihm noch zu, um seinen Enthusiasmus anzufachen. „Und Sie, Herr Wrenzler, eilen Sie, sonst finden Sie Fräulein Rambauer nicht mehr frei!"

„Aber, meine Gnädige, ich habe eben eine frische Flasche Champagner bestellt, ich kann doch den Diener unmöglich umsonst bemühen!"

„Die Flasche Champagner kriegen Sie erst nach dem Contretanz. Fräulein Rambauer ist die intimste Freundin der belgischen Gesandtin, der eifrigen Protektorin aller Künstler. — Und Sie, Doktor Lengfeld," wandte sie sich, zufrieden mit dem Erfolg ihrer Beredsamkeit, an den letzten der Pflichtvergessenen, „mit welchem Magnet soll ich Sie in den Tanzsaal locken?"

Der Angeredete, welcher, ohne die Cigarre beiseite zu legen oder seine nachlässige Stellung zu ändern, der Vertreibung der Seligen aus ihrem Paradies zugesehen, warf Frau Alice einen spöttisch-begehrlichen Blick zu: „Es giebt keinen, nachdem Sie hereingekommen; kommen Sie, schöne Freundin, verwandeln Sie dieses entzückende Plätzchen vollends zum Eldorado." Und er faßte ihren weißen Arm und suchte sie auf den Stuhl neben sich niederzuziehen.

Aber so gern Frau Alice dieser Aufforderung zum tête à tête gefolgt wäre — die Sorge um ihre kostbarsten Gäste besiegte die Koketterie. „Sie wollen mir Ihre Trägheit durch süße Worte verbergen und mich zur Mitschuldigen machen! Nichts da, aufgestanden, mein Herr Faulenzer! Ein entzückendes junges Mädchen wünscht Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Wenn ich Ihnen aber sage, daß ich Sie entzückender finde als alle jungen Mädchen Europas. Seien Sie lieb, Frau Alice, lassen Sie uns plaudern. Verlangen Sie nicht, daß ich bei dieser Temperatur Backfischkonversation mache."

Ein strafender Blick der Unerbittlichen schnitt ihm das Wort ab, ein Blick, der deutlich sagte: Habe ich Sie darum zu all den Diners und Soupers eingeladen, Sie darum bei jeder Gelegenheit mit Geschenken und Aufmerksamkeiten überrascht, damit mich in kritischer Stunde Ihr Beistand verläßt? Und ihr Mund sprach dazu: „Es ist nicht schön von Ihnen — von Ihnen hätte ich es am wenigsten erwartet, daß Sie sich so unfreundlich gegen meine neuen Bekannten benehmen würden. Die Tochter des Generals Walden ist so musikalisch; sie hat sich darauf gefreut, ein Duett mit Ihnen zu singen."

„Auch noch singen!" murmelte der Doktor; aber er erhob sich, legte die Cigarre beiseite und ließ sich von der Hausfrau im Triumph in den Saal geleiten.

Der Wintergarten war jetzt ganz leer. Nur am rechten Seitenfenster, von hochstämmigen Palmen ganz verdeckt, saß noch ein Gast, der den Verlauf der Scene mit behaglichem Vergnügen verfolgt hatte. Auch er erhob sich und näherte sich der

breiten Thür, um die tanzenden Paare zu beobachten, als durch den Seiteneingang ein Herr eintrat, der mit ausgestreckten Händen auf ihn zueilte. „Geehrter Professor Löwen,“ rief er dann und wischte sich mit dem Batisttuch den Schweiß vom geröteten Gesicht, „Sie sind mir gewiß böse, daß ich so spät gekommen bin!“

„Durchaus nicht, mein lieber Herr Moritz, ich selbst bin noch nicht lange hier —“

„Ich bin ohne Schuld,“ unterbrach ihn der Erhitzte, „aber die Frauen, sie sind unberechenbar!“

„Darf ich Ihre Damen aufsuchen?“

„Das ist es ja eben, sie sind nicht da, sie haben mich allein gehen lassen! — Setzen wir uns, lieber Professor, ich bin von der inneren Aufregung so erschöpft, als wäre ich zu Fuß hierher gelaufen.“

Und Herr Moritz, ein wohlbeleibter, kleiner Mann mit ergrautem krausem Haar und einem gutmütigen, aber gewöhnlichen Gesicht, zog den Professor neben sich auf eine Seitenbank.

„Sie wissen, lieber Freund, meine Frau ist etwas leidend, Nerven — die neue Modekrankheit. Nun die heutige Hitze, die Erregung über das projektierte Zusammentreffen unserer Kinder. Sie klagte schon den ganzen Tag über Migräne, lag bis abends zu Bett und bekam im Moment, da wir in den Wagen steigen wollten, einen Weinkrampf. Ich redete vergebens zu, sich zusammenzunehmen, ich machte das Übel noch ärger — sie fiel in Ohnmacht.“

„Und Ihre Tochter?“ sagte ruhig der Professor.

„Das dumme Mädel wollte die Mutter durchaus nicht allein lassen. — Sie ist die zärtlichste Tochter der Welt,“ änderte er plötzlich den Ton, um auf den Zuhörer keinen schlechten Eindruck zu machen, „ein Herz wie Gold, keine Spur von Eitelkeit oder Vergnügungssucht. Nicht jedes Mädchen würde der kranken Mutter zuliebe den Ballstaat gleich ablegen; und sie sah reizend aus in dem hellen Kleidchen, wie eine Mairose.“

Er wollte noch mehr zum Lob der Tochter hinzufügen, doch der Professor unterbrach ihn wieder: „So werde ich Sie nachher mit meinem Neffen bekannt machen.“

„Ich habe schon das Vergnügen, Herrn Doktor Lengfeld persönlich zu kennen — allerdings nur flüchtig — ein schöner Mann.“

„Er kann sich sehen lassen — auch hören, wie Sie eben selbst vernehmen.“

Aus dem Tanzsaal erklangen die Töne des Schubertschen „Erlkönigs“, dann nach einem kurzen Zwischenspiel die kecken Strophen eines ausgelassenen Operettencouplets. Der Beifall, die Bitten um eine Wiederholung drangen deutlich an das Ohr der beiden Lauschenden.

„Es ist Zeit, daß der Junge heiratet,“ murmelte der Professor mit einem Lächeln befriedigter Eitelkeit um den glattrasierten Mund, „die Weiber verderben mir ihn ganz.“

„Er ist ein Liebling der Gesellschaft,“ beeilte sich Herr Moritz beizustimmen, und mit einem kurzen Zögern: „Und er hat auch gute Aussichten?“

„Er ist mein Neffe,“ war die stolze Antwort. „Von Haus aus ist Franz ein armer Junge, und ich habe nicht die Absicht, mich gleich aufs Altenteil zu setzen, um ihn zu bereichern. Aber er erbt einst meine Praxis und einen großen Teil meines Vermögens; für die Zukunft seiner Kinder ist gesorgt. Wenn Sie wüßten, wie viel Partien aus den reichsten Familien mir täglich für ihn angeboten werden!“

„Ich weiß, ich weiß — ich weiß die Ehre wohl zu schätzen! — Auch ich,“ fügte Herr Moritz mit mehr Selbstgefühl hinzu, „habe keinen Mangel an annehmbaren Anträgen. Aber ich will für meine Tochter keinen Banquier, keinen Geschäftsmann. Geld hat sie genug, sie soll eine Stellung haben, mit ihrem Mann Staat machen. Paula ist ein so braves, so vorzüglich erzogenes Mädchen!“

„Sparen Sie diese Lobrede für meinen Neffen,“ war die ironische Antwort. „Ich kenne Fräulein Paula nicht, aber ihr

Großvater war mein Lehrer, sein einziges Kind, Ihre Frau, meine Jugendgefährtin — sie kann nur eine vortreffliche Tochter haben." Und als sich das Gesicht des Vaters bei diesem zweifelhaften Kompliment erhellte: „Ich bin überzeugt, daß sie ernster und innerlicher ist als all die jungen Mädchen, die unsere Ballsäle füllen. Darum wünsche ich die Verbindung mit meinem Neffen, der einer festen Führung bedarf. Sie sehen, ich bin aufrichtig, ich kenne die Vorzüge, aber auch die Fehler meines Kandidaten. Doch da ist er ja selbst — Franz, komme mal her — man will dich kennen lernen!"

Der Angerufene näherte sich langsam. Auf seinem interessanten, dunklen Gesicht trat der Zug übermüdeter Gleichgültigkeit, den die Frauen „gefährlich" fanden, stärker hervor, als er sich einem Herrn gegenüber sah, der keine besondere Beachtung zu verdienen schien.

„Mein Neffe, Doktor Franz Lengfeld — Herr Banquier Moritz," stellte Professor Löwen vor.

Herr Moritz ergriff die zögernde Hand des jungen Mannes mit auffallender Herzlichkeit, indem er rief: „Wie freue ich mich, unsere Bekanntschaft zu erneuern, bedaure nur, daß meine Damen nicht anwesend! Aber ich rechne auf das Vergnügen, die Herren morgen abend bei mir zu sehen."

Erstaunt blickte Franz den erregten kleinen Herrn an und meinte kühl: „Ich für meine Person bedaure unendlich, daß eine Einladung, die ich bereits angenommen —"

„Du wirst sie rückgängig machen, mein Junge," sagte Löwen scharf, „ich habe mich bereits bei Herrn Moritz für dich versagt."

Franz kannte den Onkel zu gut, um eine in solchem Ton gemachte Bemerkung im Moment zu erwidern. Er verbeugte sich daher stumm und fragte sich, wer wohl dieser unbedeutend aussehende Herr sein könne, auf dessen Gesellschaft sein eitler Onkel solchen Wert legte.

Eine Pause entstand, und als eben Herr Moritz einen Gesprächsstoff gefunden, um sie zu beenden, trat die Hausfrau heran, um den flüchtigen Sänger und Tänzer wieder zurückzuholen. Mit galanter Höflichkeit, die der Groll über die Zurechtweisung des Onkels noch verstärkte, bot er ihr den Arm; doch mit demselben scharfen Klang rief ihn die Stimme des Professors wieder zurück: „Ich fühle mich nicht ganz wohl, darf ich dich bitten, mich nach Haus zu begleiten? — Entschuldigen Sie, meine Gnädige, daß ich Ihnen einen Kavalier entführe, aber die Jugend hat die Pflicht, dem Alter beizustehen." Und mit auffallender Herzlichkeit die Hand des Herrn Moritz schüttelnd, setzte er hinzu: „Also auf morgen abend, mein lieber Freund; inzwischen unsere besten Empfehlungen an Ihre Damen."

„Geben Sie acht, man will Sie verheiraten," flüsterte die Hausfrau dem Freunde zu, der sich zum Abschied über ihre Hand beugte. „Wie schade — ein so netter Mensch."

„Sie thun ja, als wollte man mich begraben."

„Ist die Ehe nicht das Grab der Lebensfreude für euch junge Leute? — Fräulein Moritz hat Grundsätze, beinahe so viel als Geld. Doch das wiegt wohl heutzutage bei euch alles auf." Und ehe der Angegriffene sich verteidigen konnte, war sie mit einem letzten lächelnden Blick auf ihn in dem Tanzsaal verschwunden.

Onkel und Neffe durchschritten so stumm nebeneinander die Alleen des Tiergartens, als sei es ihnen darum zu thun, dem Schlagen der Nachtigallen ungestört zu lauschen. Endlich brach der Professor das Schweigen: „Bist du mir böse, daß ich dich so rasch der Gesellschaft entführt und so eigenmächtig über deinen morgigen Abend verfügt habe?"

„Ich wunderte mich nur über den Ton, in dem beides geschah, und erbitte mir darüber allerdings Aufklärung."

„Entschuldige, wenn ich zu heftig wurde, aber die geringschätzende Miene, mit der du dich meinem Freunde nahtest, reizte mich so sehr." Und als Franz schwieg,

fuhr er fort: „Herr Moritz ist ein vortrefflicher Mensch, dabei reich — sehr reich. Nicht mit dem unsoliden Reichtum, der oft nur der glänzende Deckmantel einer schlecht gestützten Existenz ist. Er ist erst vor mehreren Jahren aus der Provinz hierher gezogen und hat noch nicht gelernt, der Welt Sand in die Augen zu streuen. Seine Frau habe ich schon als Kind gekannt. Im Hause ihres Vaters, eines geachteten Gelehrten, verkehrten die besten Geister jener Zeit; sie war ein sinniges, anmutiges Mädchen. Nur ein plötzlicher Niedergang ihrer Verhältnisse hat sie gezwungen, dem geistig tief unter ihr stehenden Mann ihre Hand zu reichen. Sie ist darum keine von den ‚unverstandenen Frauen‘ geworden, die es dem Ehemann ihr lebenlang nicht verzeihen können, daß sie nicht den Mut gehabt, einem behaglichen, sorgenlosen Leben zu entsagen und sich selbst treu zu bleiben. Das hört man aus jedem Worte ihres Gatten heraus, der sie für die glücklichste Frau der Welt hält. Die Tochter kenne ich nur flüchtig, aber die Erziehung der Mutter bürgt mir dafür —“

„Daß eine Heirat mit ihr mich zum glücklichsten der Menschen machen wird.“

„So ist es, und deine Ironie ist schlecht am Platze. Herr Moritz sucht für seine Paula einen Mann, der ihr die Stellung in der Gesellschaft verschafft, deren sie würdig ist.“

„Und er zahlt mir dafür? Seid ihr schon einig über den Preis, den ich wert bin?“

„Ich muß dich bitten, den Ton zu ändern, sonst könnte ich dir bemerken, daß meine Person für den Preis vielleicht noch bestimmender ist als die deinige. Aber wir wollen uns nicht erregen. Die Sache ist ja durchaus nicht tragisch. Du sollst ein liebenswürdiges Mädchen kennen lernen.“

„Mit dem stillschweigenden Vorbehalt, sie zu heiraten! Ein Mädchen, das ich nicht kenne, nicht liebe.“

„Nur keine großen Worte, mein Junge. Erst frage dich, ob du überhaupt noch lieben kannst! Du brauchst darum nicht so zornig aufzufahren. Ihr jungen Leute von heutzutage gebt euer Liebesvermögen in so viel kleiner Münze aus, ihr verpufft euer Feuer in so viel kleinen Gefechten, daß ihr einer großen Leidenschaft nicht mehr fähig seid. Dazu gehört heißes Blut, ein ganzes Herz. Ich mache dir keinen Vorwurf daraus. Es wäre mir vielleicht verdammt unangenehm, wenn du sagtest: Da ist ein Mädchen ohne Vermögen und Herkunft — aber ich liebe sie, ich kann nicht von ihr lassen, und sollte ich mich darum von dir lossagen.“ Franz schwieg noch immer und biß sich die Lippen blutig. „Aber zu sehen, wie du deine Jugend in allerlei Liebeleien verzettelst, wie du täglich müder und gleichgültiger wirst, wie du vielleicht nur aus Blasiertheit schließlich in die Hände einer Unwürdigen fällst — dazu, mein Sohn, habe ich mich zu lieb. Ich will deiner Erziehung nicht vergeblich Zeit, Geld und Sorgen geopfert haben.“

„Du wählst eine schlechte Stunde, mir das vorzuwerfen.“

„Ich wähle die Stunde, in der wir ernsthaft, wie es zwei Männern geziemt, miteinander reden. Du weißt, ich habe mich in dich verliebt, als ich dich zum erstenmal in deinem ärmlichen Heim sah. Ich habe dir meine Liebe bewiesen, indem ich dich zu mir nahm und dich wie meinen Sohn behandelte; aber mein Wort darauf, wenn du aufhörst, meinen Ratschlägen zu folgen, aus trotzigem Eigensinn, ohne sie auch nur zu bedenken, dann ziehe ich meine Hand von dir ab und du kannst zusehen, wie du allein fertig wirst.“

Beide Männer atmeten schwer auf. Ein böses Wort schwebte auf Franzens Lippen. Da faßte der Onkel seine Hand und sagte in verändertem Tone:

„Bin ich alter Kerl wieder hitzig geworden und hatte mir doch vorgenommen, kaltes Blut zu behalten. Sei vernünftig, Junge! Du sollst ja nicht mit Gewalt an den Altar geschleppt und in die Ketten der Ehe gelegt werden wie ein Gefangener. Du sollst nur, wie ich dir schon

sagte, einen Abend bei einer gastfreundlichen Familie verleben. Und wie die banale Redensart so richtig sagt: „Reichtum ist kein Ehehindernis!“ Wer sagt dir, daß du Fräulein Moritz, trotz ihres Geldes, nicht herzlich lieb gewinnen kannst? Ein Mädchen heiraten ist etwas anderes, als in einem Salon mit ihr kokettieren. Solides Wesen, feste Grundsätze sind Eigenschaften, die während eines Contretanzes sehr langweilig, in der Ehe sehr verdienstlich sein können. Die gemeinschaftlichen Pflichten des Lebens binden oft fester als eine auflodernde Leidenschaft. — Denke daran. Denke auch, daß bei deiner Neigung zum Luxus die Renten des Vaters kein zu unterschätzendes Moment sind.“ Sie waren inzwischen schon bei des Professors Haus angelangt. Er schloß die Thür auf, und dem Neffen die Hand reichend, sagte er herzlich: „Das war eine der unangenehmsten Stunden meines Lebens. Es ist gar nicht mein Geschmack, den Mentor zu spielen. Ich weiß mich nicht so vollkommen, um anderen Weisheit zu predigen. Aber wir Alten, wenn wir auch nicht mehr Tugend haben als ihr junges Volk, haben wenigstens die Erfahrung. — Nun gute Nacht, mein Junge; schlafe die Grillen aus und denke morgen vernünftiger über meinen Vorschlag nach.“

Die Thür fiel zu. Franz stand allein. Nur wenige Schritte hatte er zu gehen, um seine eigene Wohnung zu erreichen. Aber nicht dorthin wandte er sich. Sein Blut wallte, er hätte gemeint, in der engen Straße zu ersticken. Er öffnete den Rock über der beklemmten Brust, und den Hut abnehmend, bot er die Stirn dem kühlenden Nachtwind; dann sich wieder dem Tiergarten zukehrend, rannte er in den einsamen Gängen auf und ab. Er versuchte, über sich selbst nachzudenken — eine ungewohnte Beschäftigung. In seinem Leben folgte ein Tag dem anderen in so fiebernder Hast, ein jeder brachte so viele Vergnügungen, so viele Anforderungen an seine Zeit und Talente — wo blieb da noch Muße für eine Selbsteinkehr! In den Stunden tiefer Verstimmung, die auch dem Leichtlebigsten nicht ausbleiben, wenn der Wermutstropfen, der bittere Bodensatz jedes zu gierig geleerten Freudenbechers, ihm die Lust vergällte, wenn eine müde Unzufriedenheit mit sich und den Menschen ihm jede Spannkraft lähmte, griff er nach seinem Hut, mischte sich in fröhliche Gesellschaft und suchte sich mit den alten Phrasen vom Weltschmerz und dem Wunsch des Nichtgeborenseins über die innere Leere hinwegzutäuschen. Aber heute wurde er nicht so leicht mit sich fertig. Heute, da sein Onkel, der Spender aller Freuden, der Genosse aller Lustbarkeiten, Vergeltung forderte für die erwiesene Großmut; heute, wo er sich mit seinem Entschluß ganz von ihm losmachen oder sich ihm noch fester verknüpfen sollte — heute konnte sich selbst sein Leichtsinn nicht der Notwendigkeit entschlagen, sich zu prüfen und sich zu fragen: Was bin ich und was will ich? Rastlos auf und ab schreitend, ließ er Bilder der Vergangenheit an sich vorüberziehen, die er längst verblaßt glaubte. Er sah sich als Kind, das jüngste von zehn Geschwistern, im ärmlichen Elternhaus, auf dem kleinen Dorf. Vater und Mutter arbeiteten hart in ihrem kleinen Laden, die älteren Geschwister halfen wacker mit; und doch gab es nur knappe Bissen, kärgliche Nahrung für Körper und Geist. Da fiel es Onkel Löwen, damals schon ein vielbeschäftigter Frauenarzt, ein, seine Schwester nach vieljähriger Pause zu besuchen. Der kleine Franz gefiel ihm. Auf einem langen Spaziergang befreundeten sich Onkel und Neffe völlig, und abends sagte der Doktor zur überraschten Schwester: „Marie, dein Jüngster gefällt mir. Gieb mir ihn in die Stadt mit. Er soll was Ordentliches lernen. Und wenn er einschlägt — du weißt, ich lebe in guten Verhältnissen, es soll sein Schade nicht sein.“

Der Mutter Augen füllten sich mit Thränen. Krampfhaft zog sie den Liebling an die Brust, als sollte er ihr gleich entrissen werden. Aber der vernünftige

Vater sagte trocken: „Nimm ihn, und unseren Segen. Neun Mäuler stopfen sich leichter als zehn, und wenn Franz etwas erreicht, kann er mal seinen ärmeren Geschwistern beistehen."

So ward Franz Doktor Löwens Gefährte — sein Spielzeug. Er war schön und begabt; damit fesselte er des eitlen Onkels Neigung. Spielend lernte er seine Aufgaben und fand immer noch Zeit zu Tanz, Klavier und Gesangsstudien. Die Vergnügungen, die den Kindern der Großstadt so gefährlich sind, die Landpartien, Bälle und Eisfeste, hinderten ihn nicht, mit der nötigen Schnelligkeit in der Schule emporzusteigen. Aber sein Gemüt, von Hause aus zur Weichheit und Zärtlichkeit neigend, erkaltete bei dieser Lebensweise — er wurde vergnügungssüchtig, engherzig, und unter der Hülle heiterer Gleichmäßigkeit entwickelte sich ein berechnender Egoismus. Professor Löwen nannte sich einen Philosophen. Er war aber in Wirklichkeit ein Cyniker, dem nichts imponierte, der an nichts glaubte. Mit dem Jüngling, dessen Charakter der Wärme bedurfte, um sich zu entwickeln, verkehrte er wie mit seinesgleichen. Begeisterte sich Franz für einen Dichter, ein Kunstwerk, schwärmte er für ein Mädchen, einen Freund, eine große Idee — gleich enthüllte ihm der Onkel spottend ihre Schwächen und Fehler, ihre Unhaltbarkeit und Eitelkeit. Stets predigte er ihm das Evangelium seiner eigenen Menschenverachtung: „Je weniger du von den Menschen hältst und erwartest, desto glücklicher wirst du sein. Eigennutz und Vorteil allein regieren die Welt. Nur was du den Menschen nützt, bist du ihnen wert. Erhebe dich über sie, erwirb dir das Recht, sie zu verachten — sie werden dich bewundern. Glaube an sie, vertraue ihnen — und du wirst mit jeder schwindenden Illusion ein Stück Lebensglück verlieren." Raubte er ihm so die Freuden des Herzens, so schaffte er ihm keinen Ersatz durch die Genüsse des Geistes. Stolz auf des Neffen gesellschaftliche Erfolge, hielt er ihn nicht zu ernster Arbeit an. Franzens ungewöhnliche Begabung ließ ihn alle Examen mit Leichtigkeit bestehen. Dann machte er große Reisen, unter dem Vorwand, die Kliniken anderer Hauptstädte zu studieren, und faßte, zurückgekehrt, den Plan zu einem wissenschaftlichen Werk, welches ihn mit einem Schlag berühmt machen sollte. Er verschmähte den mühseligen Weg des beginnenden Arztes — war ihm doch eine glänzende Carriere gewiß bei seinem Talent und der Stellung des Onkels. Alle Welt erwartete Großes von ihm. Unterdessen vergeudete er Zeit und Kraft im undankbaren Frondienst der Gesellschaft, schrieb Gelegenheitsstücke, spielte Theater, stellte lebende Bilder, war der Löwe aller Sommer- und Winterfeste und erinnerte sich immer seltener jenes Werkes, des Grundsteins zu seinem künftigen Ruhme. Und das sollte nun das Ende sein! Nach einer Jugend ohne Liebe eine Ehe ohne Neigung! — Er dachte schlecht von den Frauen, wie alle Männer, die sie nur in Gesellschaften sehen, wo ihre Laster zu Tugenden werden, wo auch die besten der Eitelkeit etwas von ihrem Wert opfern. Und er konnte sich die Scene vorstellen, wie morgen abend jenes Mädchen, von den Vorteilen der geplanten Verbindung ebenso unterrichtet wie er, ihm entgegentreten werde, gerüstet zu erobern und erobert zu werden; wie sie sich dann gegenseitig eine kurze Komödie des Kennen- und Liebenlernens vorspielen, sich durch die gebotene Zärtlichkeit des Brautstandes zu einer Art Leidenschaft berauschen würden, bis sie die Hochzeit aneinander fesselte — eine glänzende Gesellschaft mehr nach all den Festen, mit denen man sie bis zur Betäubung überschüttet. Dann die Hochzeitsreise, die Flitterwochen, dieser Fiebertraum der Sinnlichkeit, den keine geistige Harmonie adelte, die Rückkehr in die prunkvolle Häuslichkeit, das langsame Erkalten, Entfremden, der Wirbel des gesellschaftlichen Treibens, der sie über die Leere des Herzens hinwegtäuschen sollte. Er kannte sie wohl, diese Art Ehen. In seinem Freundeskreis gehörten sie zum guten Tone.

Er selbst war der gesuchteste Dritte im Bunde, der Hausfreund, der Gatte und Gattin miteinander verbindet. Und nun sollte er diese Rolle aufgeben, das undankbare Fach des Ehemanns übernehmen. Er lachte bitter auf. Der Onkel wollte es so. Er, bisher der bedingungslose Wohlthäter, zog plötzlich das Facit der gegenseitigen Rechnung; und wollte sich der Schuldner nicht insolvent erklären, so mußte er zahlen mit allem, was noch an Hoffnung auf ein besseres Glück in ihm schlummerte. Er wiederholte sich alle Worte, die Löwen zu ihm gesprochen. Mit brennender Scham fühlte er plötzlich seine Abhängigkeit. Er mußte, er wollte das Joch abschütteln, das ihn erniedrigte. — Aber wie das beginnen? Er hatte Schulden. Das Gehalt, das Professor Löwen seinem „Assistenten“ zahlte, war kein kleines. Aber die behagliche Junggesellenwirtschaft, das Reitpferd, die Geschenke an die mehr oder minder spröden Freundinnen kosteten viel Geld, und dem jungen Manne „mit den glänzenden Aussichten“ borgte man so gern. Womit sollte er diese Schulden bezahlen — und was dann beginnen? Arbeiten? Tag und Nacht zur Verfügung stehen, um armen Kindern, verunglückten Arbeitern, hysterischen Bürgersfrauen beizustehen? Aus der Gesellschaft verschwinden, von vorn anfangen, im mühsamen, langsamen Streben? Und warum, für wen diese Opfer!? Kein Ideal begeisterte ihn. Die Arbeit lockte ihn nicht; an die Liebe glaubte er nicht. Er schämte sich seiner Sklaverei und wußte doch mit der Freiheit nichts zu beginnen. — Langsam erhob er sich von der Bank, auf die er zuletzt in dumpfem Brüten hingesunken. Ihn fröstelte, er hüllte sich fester in seinen Mantel. Ein kühler Wind hatte sich erhoben; es begann leise zu regnen; plätschernd fielen die Tropfen auf die Sträucher und Bäume, deren Konturen sich im dämmernden Morgenlicht, halb verschwommen, vom grauen Himmel abhoben. Grau und farblos alles ringsum — wie in Franzens Innerem — freudlos, trostlos. Ein Ekel erfaßte ihn, vor sich, den Menschen, dem Leben; er fühlte sich zu schlaff zum Entbehren, zu müde zum Genießen. Eine Kugel vor den Kopf! Dann Ruhe — träge, ungestörte Ruhe für immer. — Unwillkürlich hatte er sich dabei in Bewegung gesetzt und sich seiner Wohnung genähert. Langsam erstieg er die wenigen Stufen, öffnete sein Zimmer, warf sich in den Kleidern aufs Bett und fiel bald in einen schweren, bleiernen Schlaf, in dem ihn kein Traum an die durchkämpfte Erregung erinnerte.

* * *

Der leise Regen, der den erwachenden Morgen begrüßte, hatte sich verstärkt. Durstig tranken ihn die staubigen Straßen, die trockenen Bäume und Sträucher. Alle Häuser standen offen, um seine Erquickung einzuatmen. Auch in der Parterrewohnung, welche die Familie Moritz in der Bellevuestraße bewohnte, waren der erwünschten Abkühlung Thüren und Fenster geöffnet. Paula hatte eben den letzten Blumentopf aus dem Gartenzimmer auf die Veranda getragen und betrachtete mit Vergnügen, wie die Blüten und Blätter behaglich das laue Naß einsogen. Jetzt trat sie an den Frühstückstisch zurück, ordnete die Tassen und Teller und wandte sich erfreut, als die Thür sich öffnete und eine würdige Matronengestalt in ihren Rahmen trat.

„Guten Morgen, liebes Mütterchen!“ rief sie, die Eingetretene zärtlich umarmend, „was macht die böse Migräne?“

„Ich habe sie fast ganz verschlafen, mich freilich dabei arg verspätet. — Ist der Vater schon ausgegangen?“

„Vor einer Stunde. Ich glaube, er wollte dich gern sprechen. Wenigstens ging er ungeduldig auf und ab und wollte dich durchaus wecken. Aber ich schützte deinen Schlummer; ist er doch stets dein bestes Heilmittel.“

„Hat dir der Vater gesagt, worüber er mit mir sprechen wollte?“

„Das Wort brannte ihm auf der Zunge,“

lachte Paula, „aber er schluckte es stets wieder hinab. Es muß ein arges Staatsgeheimnis sein.“

Frau Moritz atmete erleichtert auf.

„Du brauchst dich nicht zu ängstigen, es war gewiß nichts Schlimmes, denn Papa war sehr aufgeräumt; er kniff mich in die Wangen und konnte mir nicht genug erzählen, wie herrlich das gestrige Fest bei Frau Sternberg gewesen und wie sehr man mich dabei vermißt.“

„Zürnst du mir, daß ich dir die Freude vereitelt?“

„Aber Mütterchen! Ein wenig Herzweh hatte ich wohl, als ich das schöne neue Kleid ausziehen mußte. Aber dann war ich rasch eingeschlafen und hatte einen so schönen Traum, der mich besser unterhielt, als alle Redensarten meiner gestrigen Tänzer es vermocht hätten.“

„Was hast du denn so Merkwürdiges geträumt, Kindskopf du?“ Und die Mutter blickte mit liebendem Stolz in die lächelnden Augen ihres Kindes.

„Ist meine Frau noch nicht auf?“ fragte draußen eine männliche Stimme, und Herr Moritz trat eilig ins Zimmer, seiner Familie einen zerstreuten Gruß zuwerfend. „Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte dich sprechen, Agathe,“ wandte er sich an seine Frau. „Du bist wieder wohl, das ist mir lieb, ich erwarte abends Gäste.“

„Liebe Paula, ich sehe, der Gärtner bringt eben frische Blumen für den Vorgarten; möchtest du nicht die Aufstellung überwachen?“

„Warum schickst du das Kind weg?“ fragte Herr Moritz, als sich die Thür hinter der Tochter schloß. „Sagen mußt du es ihr doch — also besser früher, damit sie sich mit dem Gedanken vertraut macht.“

„Du wirst doch Paula nicht mitteilen, daß —“

„Daß wir heute einen jungen Mann erwarten, dem sie möglichst gefallen soll — natürlich!“

„Aber Albert, um Gottes willen, das hieße ja dem Mädchen jede Unbefangenheit rauben, sie erbittern, verstimmen —“

„Papperlapapp — so wird es überall gemacht, so habe ich meine sechs Schwestern verheiratet.“

„Aber unser Kind ist nicht wie die anderen.“

„Weil du ihr das in den Kopf gesetzt. Sie ist nicht aus anderem Holz geschnitzt als ihre Freundinnen. Im übrigen — unsichtbar können wir den jungen Mann nicht machen, wenn er sie kennen lernen soll. Und daß ein wildfremder Herr uns nicht ohne Grund einen Abendbesuch macht, das kann sich das kluge Fräulein ohnehin an den Fingern abzählen.“

„Eben darum wäre es besser gewesen, die Bekanntschaft nicht so plötzlich —“

„Warum bist du gestern nicht mit auf den Ball gegangen, wo sie sich harmlos einleiten ließ. Jetzt können Wochen vergehen, ehe sich eine solche Gelegenheit wieder bietet. Inzwischen kommt der Hochsommer, alles verreist — Herr Doktor Lengfeld kehrt vielleicht als der Schwiegersohn eines anderen aus der Schweiz oder Italien zurück.“

„Das könnte man doch immerhin abwarten; Paula ist noch so jung. — Ist denn diese Verbindung wirklich so wünschenswert?“

„Darauf hättest du dir gestern abend die beste Antwort geben können. Du glaubst nicht, wie man dem jungen Herrn schmeichelte. Er ist auch ein bildhübscher Kerl, mit Manieren, wie gemacht, den Frauen den Kopf zu verdrehen.“

„Und das hältst du für ein Glück für unser scheues, schüchternes Mädchen?“

„Frau, mache mich nicht ärgerlich mit deinem ewigen Widerspruch. So oft ich dir mit einem Vorschlag kam, stets hattest du hundert Gegenreden. Bald war er zu klein, bald zu groß, bald zu roh, bald zu unmännlich — da paßte die Familie nicht, dort der Beruf nicht. Nun habe ich einen jungen Mann gefunden, wie geschaffen, einem Mädel zu gefallen. Ein bißchen wild noch; aber besser vorher austoben als in der Ehe. Und er hat Stellung — glänzende Aussichten. Paula wird in die feinsten Kreise kommen —

wer weiß, vielleicht noch Frau Geheimerätin werden."

„Aber was nützt das alles, wenn ihr Herz —"

„Willst du mich denn durchaus wütend machen? Ihr Herz? So ein Herz von achtzehn Jahren, das liebt den ersten Mann, der es schneller klopfen macht! Und darum müssen verständige Eltern dafür sorgen, daß dieser Erste auch der Rechte ist. Soll ich warten, bis das Herz für ihren Musiklehrer entbrennt oder für einen Lieutenant mit dreißig Thalern Monatsgage, der sie von Garnison zu Garnison schleppt und den ich bis zu seinem Tod durchzufüttern habe? Ich muß wahrhaftig an mich halten, um nicht grob zu werden bei diesem Unverstand!" Er ging erregt ein paarmal auf und ab. „Also es bleibt dabei; ich sorge für das Souper. Ich werde es bei Krafft bestellen, einfach aber fein-fein. Die Herren sollen sehen, mit wem sie es zu thun haben. Du sprichst mit dem Mädchen, setzt ihr, wenn es nötig, den Kopf zurecht. Wenn ich Mittag nach Hause komme, wünsche ich alles in Ordnung zu finden. — Herrgott, schon elf Uhr, die höchste Zeit, ins Bureau zu gehen, man wird mich sehnlichst erwarten!" Und weg war er, die Thür dröhnend hinter sich zuschlagend.

Frau Moritz saß ein Weilchen still da, die Hände gegen die pochenden Schläfen gedrückt. So war das Ende jeder Auseinandersetzung zwischen ihr und ihrem Mann. Er wurde heftig, und ihre feinfühlige Natur, die vor jedem harten Wort zurückschreckte wie vor einer körperlichen Verletzung, fügte sich um des lieben Friedens willen. Aber heute schalt sie sich feige, charakterlos, daß sie nicht mutiger für ihr Kind gekämpft. Sie kannte Paula, ihre Vorzüge und Fehler so viel besser als der Vater. Hatte sie doch selbst den Keim zu beidem in der Tochter Seele gelegt. Ihre stete Pflegerin und Begleiterin seit der Stunde der Geburt, hatte sie ihr alle zarten Gefühle gewidmet, für welche der Mann, der rastlose Arbeiter, kein Verständnis hatte. Zum Glück war Paulas Natur zu gesund, um durch dieses Übermaß von Zärtlichkeit ernstlich zu leiden. Aber verweichlicht wurde sie durch die sorgende Liebe, die sie wie mit einem weichen Mantel umhüllte, sie vor jeder Härte, jedem Kummer bewahrte. Paula fand an der Mutter die beste Freundin, sie suchte keine andere. Wer wäre auch so selbstlos auf all ihre Gedanken und Empfindungen eingegangen, hätte mit ihr geschwärmt und geseufzt, gelacht und geweint. Dieses Zurückziehen und Selbstgenügen wurde ihr von ihren Bekannten verargt. Man nannte sie einseitig, überspannt, hochmütig. Und die Mutter, wenn sie sah, daß Paula sich in Gesellschaften stolz und kühl zurückhielt, das Benehmen ihrer Gefährtinnen verurteilte, die Unterhaltung der Herren bespöttelte, fragte sich oft: Habe ich mein Kind nicht schlecht erzogen? Wird sie einst den Mann finden, der auf die Feinheit und Schüchternheit ihrer Empfindungen Rücksicht nimmt? Wird sie nicht in Zukunft doppelt leiden, weil ich versucht habe, ihr in der Gegenwart jedes Leid zu ersparen? Und diesem Kinde, dem sie jeden unlauteren Gedanken fern gehalten wie einen beschmutzenden Fleck, diesem keuschen, spröden Mädchen sollte sie plötzlich den Schleier zerreißen, der ihm die häßliche Wirklichkeit so lange verhüllt hatte. Sie fand den Mut nicht dazu — und doch, ihr Mann wollte es. Die Stunden verrannen. Ratlos ging sie auf und ab, von inneren Kämpfen zerrissen. Da faßte sie endlich den Entschluß der Unentschlossenheit. Nach Tisch, wenn der Vater weggegangen und sie ihre Siesta beendet, in dem gewohnten traulichen Kaffeeplauderstündchen wollte sie mit Paula reden. In dem dämmernden Zwielicht würde sie die rechten Worte finden, das Kind nicht zu sehr erschrecken — sie gewinnen, ohne sie zu verletzen. Sie atmete erleichtert auf. Der Aufschub von einigen Stunden nahm ihr eine Last von der Seele. Und mit größerer Ruhe ging sie an ihre Hausfrauenpflichten, an die Vorbereitungen zum heutigen Abend. Doch sie hatte die Rechnung ohne ihren Mann gemacht. Wäh-

rend des Mittagessens sprach er von gleichgültigen Dingen, des Dieners halber, dessen Anwesenheit eine intime Unterhaltung verbot. Doch kaum hatte dieser das Dessert auf den Tisch gestellt und sich entfernt, als Herr Moritz, eine Cigarre ansteckend und sich behaglich in seinen Stuhl zurücklehnend, vergnügt sagte:

„Nun, Paulachen, hat die Mutter mit dir gesprochen? Was sagst du zu unserem Plan."

„Was für ein Plan, Papa?" fragte Paula unbefangen.

Aber ihre Mutter sagte mit einem flehenden Blick auf den Gatten: „Ich habe ihr noch nichts davon gesagt."

„Wie," rief Herr Moritz, zornig aufspringend, „noch nichts gesagt, und jetzt ist es fünf Uhr und um acht Uhr erwarte ich die Herren! Was soll das heißen? Willst du mich blamieren? Willst du mir trotzen?"

„Ich wagte noch nicht — gleich nach Tisch wollte ich —"

Aber ohne auf ihre Worte zu hören, schrie der Erregte weiter: „Solch ein Ungehorsam ist mir noch nicht vorgekommen — und in einer so wichtigen Sache! Natürlich, deine eigenen Gedanken sind stets weit klüger als meine Befehle! Aber das lasse ich mir nicht gefallen; ich will dir zeigen, wer Herr im Hause ist, du oder ich!" Und ein Schlag auf den Tisch begleitete die letzten Worte.

Paula zitterte. Sie kannte die Heftigkeit ihres Vaters. Doch von ähnlichen Scenen hatte die Mutter sie stets fern zu halten gewußt. — Die arme Mutter! Sie wagte nicht zu reden, um den Zornigen nicht noch mehr zu reizen, und erblaßte nur noch tiefer, als Paula leise sagte:

„Sei doch nicht so böse, Papa. Mama hatte Vormittag so arge Kopfschmerzen. Können wir nicht absagen, auf einen anderen Abend verschieben?"

„Glaubst du denn, Männer wie Professor Löwen und Doktor Lengfeld ließen sich von euch an der Nase herumführen? Gestern — und heute wieder, wegen einer Weiberlaune und eingebildeten Krankheit? Und da deine Mutter es nicht für nötig gefunden, dir es auf eine feine Weise zu sagen, so sollst du es jetzt auf meine grobe hören. Die Herren, die wir heute abend erwarten, Onkel und Neffe, wirst du freundlich empfangen — sehr freundlich, hörst du — nicht mit deinen gewohnten Prinzessinnenmanieren. Ich wünsche, daß du ihnen gefällst, namentlich dem jüngeren. Es hat mich Mühe genug gekostet, etwas für deinen verwöhnten Geschmack zu finden. Mühe, Geld und Versprechungen und darum —"

Herr Moritz mußte sehr aufgebracht sein, um sich vor der Tochter, deren Zartsinn er bisher stets instinktiv geschont, so zu vergessen. Er hielt plötzlich inne, von der Wirkung seiner Worte erschreckt. Paula wurde kreideweiß, sah den Vater lange an, als zweifelte sie, recht gehört zu haben. Dann griff sie nach dem Herzen, stieß einen leisen Schrei aus, als fühlte sie einen Schmerz, wandte sich um und verschwand lautlos aus dem Zimmer.

„Lauter verzärtelte Frauenzimmer," brummte der rasch Entnüchterte. „Verdrehte Erziehung; es ist Zeit, daß sie einen vernünftigen Mann kriegt." Und ohne seiner wie erstarrt dasitzenden Frau einen Blick zu gönnen, verließ auch er das Zimmer, mit weniger Geräusch als gewöhnlich.

Frau Moritz seufzte tief auf. Nun war es geschehen. Was sie im traulichen Zwiegespräch langsam vorbereiten wollte — mit brutaler Deutlichkeit war es in das junge Mädchenherz geschleudert worden. Wie würde es Paula aufnehmen, verwinden? Sie eilte an ihre Zimmerthür, die sie verschlossen fand. Ihr leises Rufen blieb ohne Antwort, kein Laut drang aus dem Gemach.

Paula lag inzwischen in ihrem Zimmer auf den Knien, das Gesicht tief in die Kissen des Sofas gedrückt. Sie fühlte nichts als Scham — tödliche Scham, als hätte man ihr auf offener Straße die Kleider vom Körper gezogen. Sie wagte nicht, über die Worte des Vaters nachzudenken.

Sie schloß die Augen und verbarg ihr Antlitz, als könnte sie sich unsichtbar machen, indem sie selbst nicht sah. Doch nach und nach erwachten die Gedanken, das Bewußtsein. Ein junger Mann werde heute abend kommen, hatte der Vater gesagt. Dem sollte sie zu gefallen trachten. Es hätte Mühe und Geld genug gekostet, ihn zu finden. — War es möglich? ihr mutete man das zu? Ein Mann kam, sie zu prüfen, sie abzuschätzen an äußerem und innerem Wert; er wußte, daß sie seine Absicht kannte, sich besehen ließ wie eine Ware; hatte man sie doch wie eine Ware feilgeboten. Und einem Mann, der so ohne Scheu seine niedrigen Gesinnungen zur Schau trug, der sich verkaufte, sollte sie sich zum Heiraten anbieten. Es war unmöglich, sie mußte sich verhört haben. Ihre Mutter konnte nicht gut heißen, daß man die Tochter so beleidigte. Aber hatte sie nicht dabei gestanden, als der Vater so sprach — ängstlich zwar und blaß, aber ohne ein Wort, das den schändlichen Plan mißbilligte? Aber noch hatte sie ihren freien Willen; hochatmend richtete sie sich auf, ihre Wangen glühten in zorniger Empörung. Sie würde nicht zum Vorschein kommen heute abend, ihre Thür keinem Bitten, keinem Drohen öffnen, sie würde sich selbst schützen, da sie sich von allen verlassen fühlte. Doch bald sank der Mut dieses stolzen Entschlusses. Sie war nur ein schüchternes, gehorsames Kind. Sie würde nicht wagen, dem Zorn des Vaters zu trotzen, den Thränen der Mutter, die unter des Lieblings Schmerz doppelt leiden mußte. Und sie fügte sich, Kummer und Scham im Herzen. Aber sie nahm sich vor, so unliebenswürdig, so häßlich, so abstoßend zu sein, als ihr nur möglich. Sehen sollte er wenigstens, der Unverschämte, daß sie nur gezwungen gehorchte. — Ermüdet von der ungewohnten Erregung ihres ganzen Wesens, legte sie den Kopf gegen die Polster und war fest eingeschlummert, als ein leises Pochen sie weckte.

„Mein geliebtes Kind," flüsterte die Stimme der Mutter, „willst du mich nicht einlassen? Ich vergehe vor Angst um dich. In einer halben Stunde können unsere Gäste da sein. Du weißt, wie böse der Vater sein kann. Thue es mir zuliebe, sei meine brave gute Tochter."

„Ich komme," erwiderte Paula, den schmerzenden Kopf aufrichtend; aber sie öffnete nicht. Sie grollte der Mutter, sie konnte sie nicht sprechen. Lange badete sie die geröten Augen, dann zwang sie ihre krausen Löckchen zu einem glatten Scheitel, der ihre etwas zu hohe Stirn ganz frei ließ, wählte ihr schlichtestes, unmodernstes Kleid von grauer Farbe, die schlecht zu dem hellen Teint, den blassen Wangen kleidete. Befriedigt sah sie sich im Spiegel. Ein bleiches Gesicht mit geschwollenen Augenlidern, die Gestalt durch plumpe Falten verunstaltet, ein Backfisch, dem noch die Pedanterie des Schulmädchens anhaftete. So würde sie ihm wohl gründlich mißfallen, würde sie ihm wohl deutlich genug ausdrücken: Suche anderswo nach Mitgift und Glück, ich will von deinen Spekulationen nichts wissen.

Die Mutter erschrak, als Paula ins Zimmer trat, so unvorteilhaft aussehend, Betrübtheit, Trotz so lesbar auf dem Gesicht geschrieben. Aber schon war es zu spät, eine Änderung zu treffen. Herr Moritz war bereits in die Vorhalle geeilt, um seine Gäste zu begrüßen; die Thür des Salons öffnete sich, und Professor Löwen, von seinem Neffen gefolgt, trat mit herzlichem Gruß auf die verwirrte Hausfrau zu.

* *
*

Zwischen Onkel und Neffen war das Gespräch des gestrigen Abends nicht wieder aufgenommen worden. Nach ein paar Stunden festen Schlafes sah Franz Welt und Menschen mit ganz anderen Augen an. Die schwarzen Schatten, die ihm in der einsamen Nachtstunde Leben und Zukunft verdüstert hatten, wichen einer rosigeren Beleuchtung. Er fand es lächerlich, daß er dem harmlosen Wunsche des Onkels, ihn bei einem Besuch zu begleiten, so lebhaften Widerstand entgegengesetzt.

Und indem er es vermied, über die möglichen und geplanten Folgen dieses Besuches nachzudenken, nahm er sich vor, von morgen an fleißig zu sein, an seinem Werke zu arbeiten und sich so einer Abhängigkeit, die drückend zu werden drohte, nach und nach zu entziehen. Nachdem er diesen Vorsatz gefaßt, fühlte er sich schon so zufrieden, als ob er ihn bereits ausgeführt, verzehrte mit jugendlichem Appetit sein Frühstück und erwiderte die schriftliche Anfrage des Onkels, ob er ihn um acht Uhr abends zu dem besprochenen Besuch abholen dürfe, mit einer höflichen Zusage.

Im Wagen wechselten die Herren nur wenige Worte. Trotz seiner äußeren Ruhe fühlte sich Franz beklommen. Sein Vorhaben schien ihm wieder weniger harmlos. Und als er den Vorflur der Moritzschen Wohnung überschritten, als ihn der Hausherr mit einer Zuvorkommenheit empfing, die an Absichtlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, erwachte abermals das Gefühl der empörten Beschämung in ihm. Am liebsten wäre er umgekehrt. Statt dessen folgte er dem Onkel in den Salon, der, festlich erleuchtet, mit Blumen geschmückt, von der Bedeutung sprach, die man der Zusammenkunft beilegte. Die schlanke, schlichte Frau im einfachen schwarzen Kleid, mit dem Spitzenhäubchen auf den ergrauenden Haaren, die man ihm als Frau Moritz vorstellte, gefiel ihm sofort. Aber war dieses blasse, unbedeutende Mädchen, das kaum die Augen aufzuschlagen wagte und nervös mit der Uhrkette spielte, wirklich die Frau, die man ihm anzubieten wagte? „Gottlob," sagte er sich, aufatmend, „denn daß dieses Pensionsmädchen mit den linkischen Manieren keine Nichte ist, mit der Onkel Löwen glänzen kann, fühlt er gewiß im ersten Moment wie ich und denkt nicht mehr daran, ihretwegen meine Freiheit zu bedrohen."

Der Professor war allerdings von Paulas Erscheinung unangenehm überrascht. Er hatte gehört, sie sei ernster als ihre Gefährtinnen; aber sie so nonnenhaft, so aller Grazie bar zu finden, hätte er nicht geglaubt. Als Mann von Welt ließ er jedoch nichts von seinen Empfindungen merken. Er führte die Hausfrau zum Sofa und verknüpfte sie in ein Gespräch, das gemeinsame Jugenderinnerungen wieder aufleben ließ. Herr Moritz machte seinem zukünftigen Schwiegersohn die Honneurs der Wohnung. Er führte ihn von Bild zu Bild, von Kunstwerk zu Kunstwerk, ergötzte den jungen Mann durch seine künstlerischen Schnitzer und verhehlte nicht die Preise, die ihm seine Schätze gekostet. Paula hatte sich in die dunkelste Ecke zurückgezogen und spielte mit Stips, ihrem Mops. Noch hatte sie nicht gewagt, die Gäste anzublicken; das Herz schlug ihr bis in den Hals hinauf, vor ihren Augen flimmerte es. Sie hätte nicht sagen können, ob Franz klein oder groß, blond oder schwarz. Löwen, den ihre Verwirrung dauerte, wandte sich jetzt an sie:

„Ein reizendes Tier, ihr Möpschen, es scheint Sie sehr zu lieben."

„Er ist mein einziger Freund," erwiderte Paula mit dumpfem Pathos, das Tier fest an das Herz pressend.

„Unter den Möpsen vielleicht," lächelte der alte Herr. „Die Zahl Ihrer menschlichen Freunde ist gewiß groß. So mancher fragende Blick mag gestern bei Sternbergs nach Ihnen gesucht haben."

„Das glaube ich nicht," war die herbe Antwort; „wo so viel schöne Frauen und Mädchen waren, wird man mich nicht vermißt haben."

„Sie sind zu streng gegen sich; auch das Veilchen ist eine Zierde des Gartens. Sie selbst haben doch gewiß mit schwerem Herzen entsagt."

„Durchaus nicht" — ihre Stimme klang trotzig durch die Anstrengung, sie fest zu machen — „ich hasse große Gesellschaften. Mit meinen Büchern unterhalte ich mich besser als mit einem Dutzend geistloser Tänzer."

Die Mutter blickte bestürzt auf, Franz lächelte spöttisch, aber der Onkel sprach mit derselben Ruhe:

„Also mit dem Tanzen ist es nichts;

um so mehr lieben Sie gewiß das Theater?"

„Nicht besonders," erwiderte Paula, die entschlossen schien, alles zu verneinen; „die neuen Stücke sind alle so seicht und inhaltlos, man bringt nichts als Kopfschmerzen mit nach Haus."

„Welche ernste Lebensanschauung bei einem so jungen Fräulein!" scherzte Löwen, der Paulas Aufregung und die wachsende Verlegenheit ihrer Mutter nicht zu bemerken schien. „Ihr zukünftiger Gatte bekommt an Ihnen eine seltene Frau. Er wird sich bemühen müssen, Sie vergnügungssüchtiger zu machen, während doch sonst die Aufgabe des jungen Ehemanns gerade eine entgegengesetzte ist."

„Ich werde nie heiraten!" rief Paula mit flammenden Augen, durch Löwens Worte, die sie für eine Anspielung auf den Zweck des Besuches hielt, ganz außer sich gebracht. „Solange meine Mutter mich nicht von sich stößt, bleibe ich bei ihr." Und außer stande, ihre hervorstürzenden Thränen zurückzuhalten, eilte sie aus dem Zimmer, das Tuch vor die Augen pressend.

Eine verlegene Pause folgte ihrem Verschwinden. Franz lächelte immer spöttischer, der Onkel blickte auf seine Stiefelspitzen, Frau Moritz kämpfte mit der Sehnsucht, ihrem unartigen Kinde zu folgen. Ihr Mann meinte begütigend: „Das Mädchen ist ein bißchen verwöhnt, aber gut, herzensgut; man muß sie nicht nach dem ersten Mal beurteilen." Alle atmeten erleichtert auf, als der Diener im selben Augenblick die Thüren öffnete, mit der Meldung, es sei serviert. Die kleine Gesellschaft gruppierte sich schnell um den reichgedeckten Tisch. Paula, die mit frischgeröteten Augen zum Vorschein kam, fand ihren Platz zwischen dem Professor und der Mutter, die Doktor Lengfelds Nachbarin war. Das Gespräch stockte anfangs bedenklich. Paulas Lippen öffneten sich weder zum Essen noch zum Reden. Ihre Mutter, sonst die behaglichste Wirtin, war zu verwirrt, um ein Gespräch mit Franz aufrecht zu halten. Zum Glück waren die beiden älteren Herren vollständig im Besitz ihrer Seelenruhe. Professor Löwen, wenn er auch seinen Plan scheitern sah, fand darin durchaus keinen Grund, das vorzügliche Souper zu verschmähen, das die Anknüpfung hatte erleichtern sollen. Er aß und trank mit dem Behagen des Kenners, sprach den Weinen zu, deren edle Abstammung und hohen Wert der Wirt rühmte, und schmunzelte zu den Anekdoten und Börsenwitzen, die dessen weinerhitztem Gedächtnis entflossen. Er erwiderte sie mit Erinnerungen aus seinem Berufsleben, deren Schluß er dem Nachbar ins Ohr kicherte. Und so still waren die drei anderen allmählich geworden, daß er ihre Anwesenheit wohl ganz vergaß. Denn eben ertönte eine Geschichte so bedenklichen Inhalts, daß Frau Moritz plötzlich das Zeichen zum Aufbruch gab und nach einem schnellen „Gesegnete Mahlzeit!" mit Paula den Eßsaal verließ.

Franz folgte ihnen; er wollte weder mit den Herren weiter zechen, noch die Verlegenheit der Damen verlängern. Er sehnte sich, dies allzu gastliche Haus zu verlassen. Aber im Salon fand er nicht gleich das rechte Wort. Er fürchtete, die würdige Dame mit den milden Augen durch einen zu schnellen Abschied zu verletzen. So stand er vor ihr, unentschlossen, nach einem Gesprächsstoff suchend, der das Fortgehen erleichterte. Plötzlich überkam es ihn wie Ärger über sich selbst. Wenn ihn seine Freunde so gesehen hätten, den „feschen Franz", der sich rühmte, die schüchternste Landpomeranze gesprächig, den langweiligsten Geheimeratsthee lustig machen zu können! Und er ließ sich einschüchtern durch die Ungeschicklichkeit dieses Emporkömmlings, durch die Formlosigkeit der Hausfrau, den Trotz dieses Backfisches! Mit Gewalt schüttelte er die Beklommenheit ab, die seinen Geist gefangen hielt. Seine Eitelkeit erwachte. Er wollte seine Überlegenheit zeigen, sich nicht wie ein verlegener Schulknabe fortschleichen, sondern das Feld mit der Unbefangenheit des Weltmannes behaupten. Albums und Photographien, die belieb-

ten Lückenbüßer einer stockenden Unterhaltung, mußten auch ihm aus der Not helfen. Er öffnete ein Buch, in dem er die Bilder einiger gemeinschaftlicher Bekannten entdeckte, und mit der Rücksichtslosigkeit, die in unseren Tagen Geist bedeutet, begann er Gesicht, Gestalt, Charakter der Abgebildeten unbarmherzig zu kritisieren. Frau Moritz war sonst keine Freundin dieses Tones. Sie hatte noch die altfränkische Ehrlichkeit, von ihren Bekannten nicht schlecht zu sprechen. Aber heute war sie dankbar für jedes Gespräch, das den peinlichen Abend zu Ende führte. So hörte sie denn mit gezwungenem Lächeln zu, warf hier und da selbst eine Bemerkung ein, die zeigte, daß es ihr weniger an Witz als an Bosheit fehlte. Paula, die sich unbemerkt fühlte, atmete auf; die Stimmung sank allmählich zu einem gewissen Grad der Harmlosigkeit herab, als plötzlich in eine Pause hinein die laute Stimme des Professors ertönte:

„Eine halbe Million auf einmal! Donnerwetter!" und die des Hausherrn darauf: „Es war kein schlechtes Geschäft. Es war die Grundlage zu meinem Reichtum. Darum kommt es mir auf ein paar tausend Thaler hinauf oder herunter nicht an. Und übrigens, Paula ist mein einziges Kind, mitnehmen kann ich mein Geld doch nicht." Der Schlußsatz verlor sich in dem Klang der aneinander stoßenden Gläser.

Hatten die Damen dieses verfängliche Unterhaltungsbruchstück gehört? Franz konnte kaum daran zweifeln. Seine Fassung drohte ihn wieder zu verlassen. Aber mit dem Mut der Verzweiflung war er entschlossen, mit dem Klang seiner Stimme alles zu übertönen, was aus dem Nebenzimmer hereindringen konnte.

„Waren Sie schon in Italien, gnädige Frau?" fragte er ohne jeden Übergang, sich nach einer Schale wendend, die bis zum Rand mit Landschaftsbildern gefüllt war.

Frau Moritz hörte ihn nicht, ihre Lippen zitterten. Würde dieser Abend nie enden? Daß doch die heuchlerische Sitte verbot, unliebsamen Gästen die Thür zu weisen!

„Die vielen südlichen Ansichten scheinen an Ort und Stelle gesammelt," fuhr Franz unbarmherzig fort. Und sein Gegenüber raffte sich zu der Antwort auf:

„Es sind Erinnerungen aus meiner Mädchenzeit, ich war vor fünfundzwanzig Jahren dort."

„Dann kennen Sie es noch wie heute; die unsterblichen Werke der Natur und Kunst altern nie. Die Neuzeit kann sie nur entstellen, nicht verbessern. Ich spreche zwar von Italien wie der Blinde von den Farben," setzte er seinen Monolog mit Beharrlichkeit fort; „Rom und Florenz sind noch das Ziel meiner Träume, ich kenne nur den Norden: Mailand, die Seen, Venedig."

„Ach, Venedig!" rief Frau Moritz, unwillkürlich an eine Zeit erinnert, die, von einer nie erfüllten Hoffnung besonders verklärt, in ihrer Erinnerung schlummerte.

„Ist sie nicht schön, diese Stadt der Paläste und Kirchen? Wenn man ankommt, in dem schwarzen Gondelsarg über den Canal grande fährt und der Blick zum erstenmal in dieses Meer von Licht und Farben taucht? Und des Abends, wenn die Lagune sich mit unzähligen Fahrzeugen bedeckt, wenn von lampionbeleuchteter Barke ein schmachtender Bariton zum Klang der Guitarre singt? Vergißt man nicht, daß dieser Romeo um anderen als um Minnesold seine Töne zu unserem Balkon hinaufsendet? Fühlt man nicht Thränen im Auge und Rührung im Herzen beim Hören seines leidenschaftlichen Liedes, beim Anblick des monddurchglitzerten Wassers, des dunkelblauen Himmels, von dem sich ein Gewirr von edlen, schlanken Linien abhebt? Ist man nicht umstrickt von einem Zauber, der so süß ist, daß er fast schmerzlich wirkt; fragt man sich nicht stündlich: Bist du es wirklich, der nüchterne Nordländer, der in dieser Märchenpracht, diesem Stück Welt aus tausend und einer Nacht lebt und wandelt?"

Die Hausfrau fing an, ihm zuzuhören. Längst vergessene Bilder lebten in ihrem

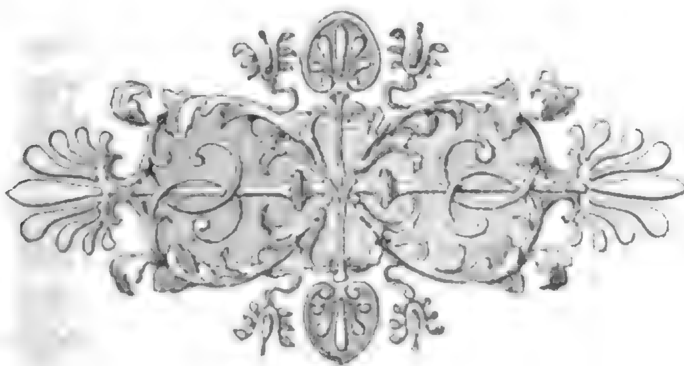
Gedächtnis auf. Sie fühlte den dumpfen Schmerz, der seit Stunden an ihrem Herzen nagte, schwächer werden.

„Sie waren lange in Venedig?“

„Zwei Monate, die mich eigentlich bis nach Sicilien führen sollten. Venedigs Zauber ließ mich nicht los. Ich wohnte auf der Riva und studierte das Volk, das sich da um die Schiffe drängt, auf den Quais lungert, seine Früchte, Maronen, Kürbisse und Mandeln, feil hält und kauft. Was für Gestalten! Die Männer mit ihren malerischen Fetzen, die Frauen mit den kleinen Füßen, den blitzenden Augen, den weißen Zähnen, das große Tuch über den ungekämmten Haaren! Man möchte Maler sein, um jede ihrer Bewegungen festzuhalten, Schriftsteller, um ihre naiven Sitten zu schildern, Musiker, um ihre Volkslieder, die sich von Mund zu Mund fortpflanzen, zu verwerten! Das sang man gewiß schon zu Ihrer Zeit?“ Er sprang auf, griff auf die Tasten des geöffneten Klaviers und summte ein paar Takte dazu. „Wie banal klingt das hier und wie poetisch an der Lagune! Aber dieser Rundgesang, den ich mir aus dem Gedächtnis in Noten gesetzt — hören Sie, wie reizend!“

Franz erschien ein anderer, wenn er am Klavier saß. Alles, was die Welt Häßliches, Beschmutzendes auf seine Seele geworfen, spülte die Flut der Töne ab, wenn er sich ganz in sie versenkte. Auch heute, gefesselt von dem herrlichen Ton des Instrumentes, vergaß er, wo er war, was er sollte. Als wäre er allein, spielte, träumte er und fühlte sich seiner Umgebung so ganz entrückt, daß er befremdet aufsprang, als ein lautes „Bravo!“ seine Phantasien unterbrach. Die beiden Herren waren, von seinem Spiel angelockt, mit ihren Cigarren und Weinflaschen in den Salon übergesiedelt und konnten ihren Beifall nicht länger zurückhalten. Der Zauber war gebrochen. Franz erhob sich, schloß den Flügel und gab damit das Zeichen zum Aufbruch. Sein ehrerbietiger Kuß auf die Hand der Hausfrau, der herzliche Druck ihrer Finger sagten sich: Vergiß — vergieb! Paula war nicht mehr zugegen. Bei den ersten Klängen des venetianischen Liedchens hatte sie sich auf die Veranda gestohlen. Dort umfaßte sie eine der weinumrankten Säulen, schmiegte sich ihr fest an wie an die Gestalt einer geliebten Person, und das Gesicht in die kühlenden Blätter gedrückt, lauschte sie dem künstlerischen Spiel. Allmählich legte sich ihre Erregung, ihr Atem ging ruhiger. In einem Strom von Thränen löste sich die Spannung, die den ganzen Abend hindurch ihr Herz zum Ersticken umklammert hatte.

(Schluß folgt.)



Insel und Stadt Sansibar 1885.

Von

Gerhard Rohlfs.

II.

Was die Bevölkerung von Sansibar anbetrifft, so stellen wir in erster Linie die Europäer auf. Nachdem Deutschland mit Erfolg den Weg der Kolonisation Ostafrikas betreten hat, dürften die Deutschen an Zahl alle anderen Nationen übertreffen. Dazu kommt noch, daß verschiedene alte Handelshäuser von Hamburg, wie O'Swald, Hansing, Meyer u. Comp., schon seit mehr als dreißig Jahren dort durch verschiedene Herren vertreten sind. Was aber die deutsche Kolonie so wichtig macht, das ist vor allem das geistige Kapital, vertreten durch die Repräsentanten der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, welche ihren Hauptstützpunkt noch immer in Sansibar hat. Zudem kommt, daß eine deutsche Missionsanstalt im Werden ist, eine deutsche Kirche gebaut werden soll, der sich hoffentlich bald eine Schule anschließen wird, endlich daß eine deutsche Stätte geschaffen ist, wo Leidende von ihren Krankheiten sich erholen können. Mit einem Worte: in diesem Augenblick ist Sansibar an einem Wendepunkte seiner Geschichte und Geschicke angelangt. Unter unseren Augen vollzieht sich der Prozeß. Aus einem arabischen oder vielmehr arabisch-englischen Reich wird sich ein deutsches bilden.

Die deutsche Gesellschaft ist in Sansibar eine recht gute. Fast alle sind gebildete Leute. Mit Ausnahme einiger weniger, unter denen sich solche befinden, die vor längerer Zeit auf gut Glück hingingen, zählen alle der sogenannten besseren Gesellschaft zu. Leider ist der innere Zusammenhang gestört durch kleinliche Eifersucht, durch Eitelkeiten und Äußerlichkeiten, so daß es bis jetzt auch dem Berufskonsulat noch nicht gelungen ist, darin Besserung zu schaffen. Höhere Ziele werden erst erstrebt werden, wenn die dort lebenden Deutschen zur Einsicht gekommen sind, daß noch für viele Platz ist, nicht nur für ein paar Firmen. Das wird sich vollziehen, wenn die Handelsrichtung eine wirklich gesunde und richtige geworden ist, das heißt, wenn sie direkt vom Fest-

lande nach Europa, Amerika und Asien geht; dann wird sich auch eine großartigere Auffassung in allen Anschauungen der dortigen Lebensverhältnisse zeigen. Wenn wir aber beachten, daß der Handel Deutschlands mit Ostafrika kaum dreißig Jahre alt ist — der hanseatische Handelsvertrag ist am 13. Juni 1859 unterzeichnet —, so muß man sich über die Energie und die Leistungsfähigkeiten der hanseatischen Häuser genug wundern. So ist denn auch die einzige regelmäßig und direkt von Europa fahrende Dampferlinie, die von Hamburg durch das Haus O'Swald eingerichtete, eine deutsche. Und wenn es auch bis jetzt noch nicht gelungen ist, der deutschen Münze in Sansibar Berechtigung zu verschaffen, so ist doch durch den Gebrauch des Maria-Theresien-Thalers ein guter Anknüpfungspunkt gegeben. Dem Hause O'Swald haben die Deutschen es denn auch zu danken, daß die Kapitäne und Maschinisten der Marine des Sultans jetzt alle in deutschen Händen sind, und der Herrscher Sansibars hat es wahrlich nicht zu bereuen gehabt, sie Deutschen anvertraut zu haben.

Bislang die wichtigste europäische Kolonie war die der Engländer. England, obschon es in Sansibar von den Amerikanern überholt war, welches seine Handelsbeziehungen schon im Jahre 1833 mittels Mascats regelte, schloß am 31. Mai 1839 einen Vertrag mit dem Sultan von Mascat, dem damals noch Sansibar unterstand, ab. Es hat sich bis zur Stunde in dieser hervorragenden Stellung zu behaupten gewußt. Wenn auch nicht der Zahl der europäischen Engländer nach, auch nicht durch die Zahl der europäischen Häuser in hervorragender Weise vertreten, so hat England doch durch die große Zahl von Hindu, Banianen und Parsi — gegen viertausend —, die als britische Unterthanen leben, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß. Der Zoll wird von einem britischen Unterthanen erhoben, an den er verpachtet ist; die Armee des Sultans ist von einem britischen ehemaligen Marinelieutenant kommandiert; der erste Minister des Sultans, zugleich sein Lakai und Bedienter, Pira Dautschi,* ist britischer Unterthan; endlich weiß die britische Regierung durch Entfaltung eines großen Pompes, dem sie durch ihre Vertretung Ausdruck giebt, der großen Menge zu imponieren. Das englische Generalkonsulat ist unzweifelhaft noch das erste in dieser Zeit. Es ist eingerichtet in dem schönsten und größten, einer früheren britischen Missionsanstalt gehörigen Gebäude. Der britische Vertreter erhält an Besoldung das doppelte Gehalt des deutschen Beamten, überdies ist er noch bezahlter Konsul auf den Comorren-Inseln; das Generalkonsulat ist außerdem durch einen Vicekonsul, durch Kanzler und mehrere Schreiber vertreten und hat einen rechtsgelehrten Richter. Der große Gerichtssaal, wo dreimal in der Woche Recht gesprochen wird, macht einen geradezu imponierenden Eindruck, gegen den die Bureaus des deutschen Konsulats sehr abfallen. Endlich entfalten die Engländer mittels ihrer Missionen eine fieberhafte Thätigkeit, um Einfluß unter den Eingeborenen zu bekommen. Sie haben sowohl in der Stadt Sansibar eine Missionsanstalt, als auch außerhalb derselben eine solche, die der University mission untersteht. Weithin ist das imposante Gebäude derselben mit seinem großen Kreuz in der ganzen Gegend „sichtbar".** Noch weiter nach dem Süden haben englische weibliche

* Pira Dautschi ist eine allen Europäern bekannte Persönlichkeit in Sansibar. Ehemals soll er des Sultans Barbier gewesen sein, dann begleitete er Said Bargasch auf seinen Reisen nach Europa, erlernte dort etwas Englisch, wurde später noch einigemal nach Europa geschickt, speiste sogar bei Grevy, war auch in Hamburg, wo er mit Auszeichnung von den Hamburger Kaufleuten empfangen wurde, und ist augenblicklich noch immer Vertrauensperson des Sultans.

** Ich betone das Wort „sichtbar", weil eben durch die großen Dimensionen der Kirche und die Höhe des Turmes dem Mohammedanismus die Macht des Christentums so recht sichtbar gemacht ist. Es wird daher auch nicht allzu schwer sein, für das Christentum Proselyten zu machen, da es durch zahlreiche in die Augen fallende Äußerlichkeiten den Eingeborenen seine Macht zur Anschauung zu bringen weiß. Hieran kann die sansibarische Regierung nichts ändern.

Am Hafen von Sansibar.

Missionare eine ähnliche Anstalt für Mädchen gegründet. In der Stadt Sansibar haben sich die Engländer eine im gotischen Stil gebaute große und durch ihren Turm weithin „sichtbare“ Kirche errichtet. Wir erwähnen noch, daß sich die Telegraphie in den Händen der Engländer befindet, daß diese ebenfalls die Besitzer der Post und der regelmäßigen Dampferlinien nach dem Süden und nach dem Norden sind. Die Engländer spielen bis jetzt jedenfalls die erste Rolle auf der Insel, das kann jeder, der dort ist, auf Schritt und Tritt merken. Ob sie nun aber große Erfolge mit ihren Missionsbestrebungen haben, soll hier nicht untersucht werden, wir halten uns in dieser Arbeit nur an die Thatsachen. Die Jungen und Mädchen, die thatsächlich aus allen Ländern Afrikas zusammengeraubt sind,* werden von den britischen Kriegsschiffen aufgebracht. Die Engländer haben durch den am 5. Juni 1873 mit Sansibar abgeschlossenen Vertrag das Recht, jedes Schiff durchsuchen zu können und, im Fall sie Sklaven finden, diese zu befreien und das Schiff als gute Prise zu erklären.* Diese befreiten Sklaven, meistens Kinder von zartem Alter, von zwei bis drei Jahren an bis zum zwölften oder dreizehnten hin, werden nun meistens den Missionsanstalten übergeben, auch den französischen. Deshalb findet man immer die Missionsanstalten so gut besetzt. Und daher kommt es, daß Frankreich, welches sonst gar keine Interessen in Sansibar zu vertreten hat — das einzige ist, daß die Depeschen von Madagaskar vom französischen Konsulat in Sansibar aus befördert werden, als dem nächsten Ort, der telegraphische Verbindung hat — doch zwei Missionsanstalten dort besitzt.

Wir erwähnen der Nordamerikaner nur, weil sie zwei sehr bedeutende Handelshäuser in Sansibar besitzen, welche zuletzt von einem Chef verwaltet wurden. In ihrer Gesamtheit repräsentieren sie das

* Wer sich für den Sklavenfang interessiert, dem empfehlen wir das Lesen des wertvollen Buches „Dhow Chasing in Zanzibar Waters by Capt. G. L. Sullivan, London 1873.

* Die Schiffe, in der Regel sogenannte Daus — von den Engländern Dhows genannt — werden stets verbrannt, weil Offiziere und Mannschaften Prämien bekommen, nach der Tonnenzahl der genommenen Dhow berechnet. Sie werden also in der Regel größer angegeben, als sie in der That sind.

erste Haus von Sansibar, obwohl an Kopfzahl im ganzen nur drei bis vier Nordamerikaner vorhanden sind. Nord-Amerika macht den bedeutendsten Elfenbeinhandel und importiert hauptsächlich Kattune und Petroleum.

Blick von Mbueni.

An der Spitze der Franzosen, die durch einen Berufskonsul vertreten sind, steht Monsignor de Courmont, Bischof i. p. i., Vorstand der Pères du saint esprit. Verschiedene andere Väter sind ihm beigegeben. Ferner die algerinische Mission. In beiden Missionsanstalten, die sich vornehmlich dadurch verdient machen, daß sie die Kinder zu guten Arbeitern heranziehen, dienen zahlreiche elsässische Brüder, so daß man versucht wäre, sie eher deutsche Missionsanstalten als französische zu nennen. Sodann haben die Franzosen das von Schwestern geleitete, bis jetzt einzig dastehende Hospital, das ohne Unterschied des Glaubens und der Nationalität alle Leidenden der Menschheit aufnimmt. Der Pensionspreis in dem Hospital ist inklusive der Behandlung und Verpflegung sehr mäßig. Für weniger Bemittelte drei

Ansicht der Stadt Sansibar von Norden.

Franken pro Tag, für Bemittelte fünf Franken. Ganz Unbemittelte werden auch unentgeltlich verpflegt. Eine wahre Wohlthat für die leidende Menschheit, wo schon viele Deutsche, Reisende und Matrosen, Erholung und Pflege erhalten haben. Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß ebenfalls eine reiche Französin, Md. Chevalier, es unternommen hat, eine Klinik für arme Eingeborene einzurichten, in der sie selbst nebst einer Gefährtin den leidenden Eingeborenen Obdach, Medizin und Nahrung spendet. Einige wenige Unterthanen vervollständigen die französische Kolonie.

Die Portugiesen, welche ebenfalls durch ein Berufskonsulat vertreten sind, haben zahlreiche Unterthanen in den von Goa und Mosambik herübergekommenen Portugiesen, welche übrigens fast alle Halbblut sind. Gesellschaftlich kommen sie nicht in Betracht. Auch Belgien, Italien und Österreich, welche Länder durch ihre Konsuln vertreten sind, haben keine Unterthanen, oder doch nur wenige, so daß wir uns darauf beschränken können, sie hier angeführt zu haben.

Die außereuropäische Bevölkerung setzt sich der Hauptsache nach zusammen aus den Suaheli. Diese bilden den Grundstock der Bevölkerung der Insel Sansibar sowie der übrigen beiden Inseln und der sansibarischen Ostküste von Afrika. Hervorgegangen aus der eingeborenen Bantubevölkerung, ist durch Vermischung seit Jahrtausenden mit den Arabern, Persern den Bewohnern Indiens, wozu in den letzten Jahrhunderten die Portugiesen kamen, ein eigenes Volk, eben diese Suaheli, entstanden. In ganz Afrika ist kaum eine andere Sprache, ausgenommen vielleicht die berberische und arabische, welche eine so große Verbreitung gefunden hätte als das Suaheli. Die Suaheli zeigen alle Farbenverschiedenheit der Haut auf, vom weißen Teint bis zum dunklen Schwarz. Aber im großen ganzen haben sie doch überwiegend negerhafte Züge. Sie sind der Mehrzahl nach wohl proportioniert. Ihre Kleidung ist, was die Frauen anbetrifft, die einfachste: sechs Taschentücher genügen, worin sie ihren Körper einhüllen. Die Männer sind glücklich, wenn sie eine weiße Hose und darüber ein langes schneeweißes Hemd anlegen können. Das Haupt wird bedeckt mit einer weißen Mütze, die sie sich selbst mit den künstlichsten Stickereien schmücken. Kann sich ein Suaheli gar noch eine Tuchjacke aus hellfarbenem Tuch und mit Gold gestickt leisten und hat er sodann ein weißes, selbst geschnitztes Stöckchen in seiner Hand, so ist der sansibarische Dandy fertig.

Die Suaheli, unter denen man Freie und Sklaven unterscheidet, werden für Deutschland ein wichtiges Ferment in der weiteren Civilisation der innerafrikanischen Völker bilden. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Suaheli, abgesehen von den Parsi und einigen indischen Völkern, die am weitesten in der Kultur fortgeschrittenen Völker an der Ostküste von Afrika sind. Die guten Eigenschaften ihrer weißen Vorfahren haben sich bei ihnen vererbt, während sie andererseits bemüht sind, die schlechten, welche ihnen von ihren schwarzen Vorfahren übermittelt wurden, so viel wie möglich zu unterdrücken.

Gegen die Deutschen haben sie sich stets zuvorkommend gezeigt. Es ist wahr, diese suchten sie zu beschützen gegen die Anmaßungen ihrer Peiniger, der Araber. Sie beschützten sie ebenfalls gegen die Übergriffe und Ausschreitungen des Sultans von Sansibar. Dankbar haben dies auch die Suaheli auf dem Festlande anzuerkennen gewußt, indem ihr Sultan, der sogenannte „Simba“ (Löwe) von Witu, sich unter deutschen Schutz gestellt hat. Auf der Insel Sansibar leben gegen hunderttausend Suaheli.

Sie, die Suaheli, waren es auch, die alle Reisenden begleiteten; ohne ihre Mithilfe wäre es Stanley und Cameron wohl nicht möglich gewesen, den Kontinent quer zu durchreisen. Es ist wahr, die Comorenleute sind auch schätzbare Menschen, aber was Hingebung, Treue und namentlich Intelligenz anbetrifft, sind die Suaheli

auf alle Fälle vorzuziehen. Die meisten von ihnen verharren im Zustand der Sklaverei, sie werden von ihren Herren an die Europäer vermietet. Der Sultan, die reichen Araber sind vorzugsweise die Herren, und sie ziehen aus diesem Vermieten der Sklaven große Summen. Als am 5. Juni 1873 Sir Bartle Frère den Sultan zwang, den Sklavenhandel, den er bis dahin als sein schwunghaftestes Geschäft, echt nach Weise der arabischen Krämer, betrieben hatte, aufzugeben, wurde damit die Sklavenhalterei noch nicht abgeschafft. Diese existiert noch bis auf den heutigen Tag. Natürlich würden die Sklaven schon sehr vermindert vorkommen, wenn sie nicht stets ergänzt würden durch neuen Nachschub, der heimlicherweise, jedoch mit Wissen des Sultans, eingeschmuggelt wird, und zum Teil auch durch Heiraten unter sich. Die Sklaven haben kein so hartes Los, wie man sich meist bei uns vorstellt. Wenn sie von ihren Herren an die Europäer zum Arbeiten vermietet werden, so erhalten sie stets einen kleinen Teil des Lohnes für sich. Der Löwenanteil fällt natürlich in die Tasche ihrer Herren. Ebenso wird es beim Vermieten der Sklaven an die europäischen Reisenden gemacht. Während meiner Anwesenheit kamen verschiedene Sklaventransporte, das heißt Leute, die am Kongo gedient hatten, in Sansibar an, sie wurden von Herrn Kapitän Cambier ausgelohnt. Aber von den ziemlich hohen Summen, die ein jeder von ihnen erhielt, blieb nur ein ganz geringer Teil in ihren Händen, den weitaus größten Teil nahmen sogleich ihre resp. Herren, die draußen auf sie warteten, in Empfang. Das Heimatsgefühl ist außerordentlich groß bei ihnen ausgebildet; wer würde sie hindern, am Kongo zu bleiben oder in Kapstadt Aufenthalt zu nehmen? Nein, sie ziehen es vor, freiwillig in die Heimat zur Sklaverei zurückzukehren. Es ist wahr, manche von ihnen haben Weib und Kind daheim, manche auch ihre Eltern, aber viele von ihnen sind ganz ohne Anhang, nur von klein an auf jenem grünen Eiland gewesen, das sie kennen und lieben gelernt haben. Dahin geht ihre ganze Sehnsucht, und oft, wenn sie auch nur einen Monat dort zugebracht haben, müssen sie von neuem eine Wanderung in die Ferne antreten, um ihre Herren, die Araber, zu bereichern.

Während man Malgaschen heute auf Sansibar nur vereinzelt findet, sind die Bewohner der Comorreninsel dort stärker vertreten. Sie zeichnen sich durch eine etwas hellere Hautfarbe als die Suaheli aus, im übrigen unterscheiden sie sich kaum von ihnen. Auch betonen sie mehr ihren Mohammedanismus, sind dabei aber von einem entsetzlichen Aberglauben. Sie kleiden sich auf Sansibar gerade so wie die Suaheli. Man zählt etwa viertausend auf der Insel. Sie vertreten meistens Gemüsehändler und verkaufen Fische und andere Lebensmittel.

Die Hindu, das heißt die von Kutsch gekommenen Indier, sind wie die Battias (Banianen) britische Unterthanen. Sie sind Angehörige einer indischen Religion und befassen sich auch vorzugsweise mit Krämerei, mit Goldschmiedekunst, und sind überhaupt große Kaufleute. Das Zollwesen von Sansibar liegt in ihren Händen, und fast jedes Handelsgeschäft wird durch ihre Vermittelung gemacht. Alle europäischen Häuser sind genötigt, in ihren Geschäften einen Hindu als Vermittler zu halten, und fast kein größeres Geschäft kommt ohne sie zu stande. Sie leben bekanntlich nur von Vegetabilien, haben meist auch ein weibisches Äußere. Ihre Toten — sie haben auf Sansibar kein tower of silence — verbrennen sie nachts außerhalb der Stadt und streuen die Asche ins Meer. Es leben etwa drei- bis viertausend auf Sansibar.

Zu diesen kann man noch eine kleine Kolonie Parsi zählen, die aus Indien, nicht aus Persien herübergekommen sind. Vor Jahren aus Persien wegen ihrer Religion als Feueranbeter vertrieben, fanden sie unter der britischen Regierung in Indien gastliche Aufnahme. Von daher zog ein kleiner Teil von ihnen nach Sansibar,

wo sie zu den intelligentesten der nicht-europäischen Völker zählen. Die Männer kleiden sich vollkommen nach Art der Europäer, die Frauen halb europäisch, halb orientalisch, und ihre helle Hautfärbung würde sie auch als solche erscheinen lassen, wenn sie nicht auf dem Haupte eine jener langen Angströhren hätten, durch die sie ihre Nationalität betonen. Sie sind Advokaten, Doktoren oder haben sonst eine angesehene Stellung, viele von ihnen haben in Indien studiert. Natürlich sind sie britische Unterthanen. Ihre Anzahl beträgt etwa dreißig.

Harem, Audienzsaal und Stadtturm des Sultans.

Wir hätten nun noch die auf der Insel Sansibar lebenden Araber einer Betrachtung zu unterziehen. Sie sind kraft Eroberung der herrschende und besitzende Teil der Bevölkerung. Arbeitende Araber giebt es auch auf Sansibar nicht. Sie lassen arbeiten und ernähren sich vom Schweiße anderer. Wie überall, wo die Araber hingekommen sind, haben sie es verstanden, durch das Schwert, durch Gewalt, durch List und Grausamkeit sich den ganzen Grundbesitz zu erwerben, den sie jetzt durch die ursprünglichen Eigentümer, die ihre Sklaven geworden sind, bearbeiten lassen. Von einer höheren Moral, von Tugend, geschweige von einem ethischen Auffassungsvermögen ist bei den Arabern nichts zu finden. Nach den Aussprüchen des Propheten, nach den Gesetzen des Koran ist den Arabern die ganze Erde gegeben und alle übrigen Menschen — Ungläubige — sind ihre Sklaven. Dies Bewußtsein hat sich derart den Gläubigen mitgeteilt, daß sie, falls sie Ungläubige waren und bekehrt wurden, nun nichts Eiligeres zu thun hatten, als sich selbst arabischen Ursprung zuzuschreiben. Beispiel der letzte Mahdi, der sich vom Propheten abstammend ausgab, obschon er keinen Tropfen arabischen Blutes in sich hatte. Der echte Araber bringt den Semitismus in seiner krassesten Weise zum Ausdruck. Er hält die Selbstarbeit für entwürdigend. Er kennt nur freie, nichtsthuende, von der Arbeit anderer lebende Menschen — das ist er selbst — und unfreie Sklaven, Wesen, die dazu da sind, ihm das Leben angenehm zu machen.

Neuer Palast des Sultans.

Durch die Gegenwart der Europäer hat sich nun insofern manches in den Anschauungen der Araber geändert, sie haben sich in das Unvermeidliche zu schicken gewußt, daß jene eine Stellung einnehmen, welche ihnen imponiert. Aber nur seiner insularen Lage, wodurch es ganz und gar in die Macht der Europäer gegeben ist, verdankt es Sansibar, daß es von den mahdistischen Lehren unberührt geblieben ist. Das wahre Wesen der Araber, wie es sich im ägyptischen Aufstande zeigte, im Massacre von Djedda und Damaskus, in zahllosen Revolten Algeriens, im indischen Aufstand, kann unmöglich auf einer kleinen Insel, umgeben von europäischen Schiffen, zur Entfaltung kommen. Es mögen cirka zweitausend Araber vorhanden sein.

Seit dem 7. Oktober 1870 regiert Seyd Bargasch ben Said, nachdem sein Bruder Madjid, neunundbreißig Jahre alt, das Zeitliche gesegnet hatte. Bargasch ben Said (Abbild. S. 93) ist jetzt cirka fünf-

Am Staden von Sansibar.

undfünfzig Jahre alt. Bei den übrigen Arabern auf Sansibar hat er nicht den Titel Sultan, sondern sayd oder seyd, was gleichbedeutend mit „Herr“ ist. Dieser Titel ist ihm und seinen Vorgängern im Laufe der Zeit von den Europäern beigelegt worden. Von großem Ehrgeiz besessen, revolutionierte er schon zu Lebzeiten seines Bruders, um ihn vom Throne zu stoßen. Aber mit Hilfe des damals vor Sansibar liegenden Kanonenbootes Lynx wurde nicht nur dieser Aufstand bewältigt, sondern man bemächtigte sich seiner Person, und er wurde von den Engländern eine Zeit lang in Bombay interniert. Nachdem dann noch verschiedene Anschläge auf das Leben des vorigen Sultans gemacht worden waren, starb derselbe plötzlich, noch nicht vierzig Jahre alt.

Im Leben des jetzigen Sultans war das Hauptereignis, als im Sommer 1873 England eine große Flotte nach Sansibar schickte und die Abschaffung des Sklavenhandels verlangte. Es war das ein harter Schlag für den Sultan und seine reichen Arabergenossen; man wollte sich anfangs widersetzen, aber der Sultan war doch vernünftig genug, nachzugeben. Angesichts der englischen Kanonen blieb ihm nichts anderes zu thun übrig, als sich den Forderungen Sir Bartle Frères zu fügen.

Said Bargasch ist natürlich verheiratet, hat vier Weiber, von denen eine, diejenige, die ihm einen Sohn geboren hat, die erste Stellung einnimmt.* Dieser Sohn ist jetzt zehn Jahre alt. Er hatte früher noch einen anderen Sohn, welcher jedoch im zarten Alter von sechs Jahren starb. Von seinen übrigen etwa siebzig Haremsfrauen hat er ungefähr ein Dutzend Töchter.

Die Araber von Sansibar bekennen sich zur selben mohammedanischen Religion wie die von Oman, das heißt, sie nehmen zwischen den Hanbaliten, Hanefiten, Schafeiten und Malekiten eine Ausnahmestellung ein, die sich in einigen Abweichungen der Ceremonien beim Gebet äußert. Sie verhalten sich zu den vier rechtgläubigen Mohammedanern etwa so wie die Herrnhuter zu den übrigen Christen. Aber deshalb werden sie doch von den übrigen Islamiten nicht als rechtgläubig anerkannt, sondern müssen es sich gefallen lassen, in Mekka bei der Pilgerfahrt als „Choms“, das heißt einer fünften Sekte zugehörig, betrachtet zu werden.

Der Sultan hat zweimal eine Reise nach England unternommen, wie er denn auch bis vor kurzem ganz unter englischem Einfluß stand, und zwar so, daß man einfach Sansibar und England als zwei sich deckende Begriffe hinnehmen konnte.

„Eins der am bestimmtesten ins Auge gefaßten Ziele von Sir John Kirk [der ehemalige britische Generalkonsul] war, das östliche Afrika zwischen zehn Grad nördlicher und zehn Grad südlicher Breite von fremden Einflüssen frei zu halten und das Land durch seinen Schützling, den gegenwärtigen Said, so mit Beschlag belegen zu lassen, daß, wenn einst die Ebbe aufhört und die Hochflut fernerer Kolonisierung zu fließen beginnt, wenn der unwiderstehliche Drang zur Ausbreitung das englische Volk nach neuen Unternehmungsgebieten auszuschauen zwingt, Sansibar, Stadt, Insel und Küstengebiet, sich nicht in Händen befindet, welche dem britischen Handel feind sind.“ Dies schrieb im Jahre 1885 der englische Reisende Johnston.* Man weiß, daß es die höchste Zeit war, Sansibar dem britischen Einfluß zu entziehen; ob dies gelungen ist, ob der Sultan sich ganz frei gemacht hat von den Fesseln, die man um ihn schlang, ob er sich rückhaltlos in die Arme Deutschlands geworfen hat — die nächste Zeit wird es lehren.

Nach mohammedanischer Erbfolge existiert auch in Sansibar das Majorat, das heißt, nach dem Tode des Sultans wird

* So sollte es dem mohammedanischen Gesetze nach wenigstens sein. Als indes meine Frau Audienz hatte bei der Hauptsultanin, teilte diese, welche jung und hübsch war und das Alter von etwa dreißig Jahren hatte, ihr mit, daß sie kinderlos sei.

* Der Kilima-Ndjaro. Von H. H. Johnston. Deutsch von W. v. Freeden. Leipzig. 1886.

das älteste männliche Familienglied der Regierende. Der einzige Sohn des Sultans hat mithin gar keine Aussicht, zur Regierung zu kommen. Aber die Majoratsfolge ist nie richtig zur Anwendung gekommen, wie überhaupt nicht in den meisten mohammedanischen Ländern. Dem Gesetze nach hätte der Oheim des Sultans vor ihm folgen müssen; er wurde einfach beseitigt. Ebenso erging es anderen. Ja, es ist nicht einmal sicher, ob er der älteste der Söhne ist. Er hat noch sitzstand an Schamba (Gütern) und Sklaven ein enormer ist, erfreut sich nach unseren Begriffen wenig seines Reichtums. Wenn man seine Einkünfte auf ungefähr sechs Millionen Mark annimmt, dürfte man eher zu niedrig als zu hoch gegriffen haben. Er verkörpert den ganzen Staatsapparat in seiner Person. Er hat keine Minister, keine eigentlichen Hofbeamten; er würde, wenn er rüstiger wäre, auch sein Militär selbst befehligen, seine Polizei selbst dirigieren, und seine Zölle hat er

Kegelbahn auf dem O'Swaldschen Hause.
Dr. Jüblke. Hr. O'Swald sen. Hr. Huhnholdt.
Hr. O'Swald jun.

lebende Oheime, er hat auch noch mehrere Brüder, aber wenn er sie auch gerade nicht in Gefangenschaft hält, so untersagt er ihnen jeden Verkehr mit den Europäern, besonders mit den Konsuln. Wer wird Nachfolger von Bargasch ben Said? Das ist die große Frage in Sansibar. Die Frage ist gestattet, denn der Sultan ist, obschon noch recht rüstig, von Elefantiasis, einer fast unheilbaren Krankheit, ergriffen.

Der Sultan, dessen hauptsächlichste Einkünfte aus den Zöllen und Nelkenplantagen hervorgehen und dessen großer Besitzstand — nur aus Bequemlichkeit verpachtet. Seine Armee, cirka zwölfhundert Mann uniformierte, mit Hinterladern bewaffnete Soldaten, welche von dem englischen Offizier Mr. Matthew kommandiert werden, erheischt die einzige größere regelmäßige Ausgabe. Außerdem hat er noch eine Art Leibwache von Beludjen. Auch ist in den letzten Jahren ein Polizeicorps eingerichtet. Er unterhält auf dem nördlichen Teil der Insel einen Leuchtturm. Sein Leibarzt ist besoldet, aber die Gouverneure, welche er anstellt, erhalten keinen Gehalt. Seine Flotte, die augenblick-

lich aus sechs bis acht Dampfern besteht, welche von deutschen Kapitänen befehligt werden, versieht regelmäßigen Postdienst zwischen Bombay und Sansibar und Calcutta und Sansibar, fährt auch mitunter nach Aden und den Hafenplätzen an der Küste. Seine Armee, die Polizei, die Flotte und den Leuchtturm, endlich verschiedene Landhäuser wird er mit anderthalb Millionen unterhalten können, so daß ihm ein Reingewinn von mindestens viereinhalb Millionen Mark übrigbleibt.

Da der Sultan in seiner Person alles vereinigt, so ist er natürlich auch oberster Richter. Nach seinem Rechtsspruch kann nicht weiter appelliert werden. Er verdammt die Sklaven zu Ketten, und täglich kann man zwanzig bis dreißig zu je vieren zusammengeschmiedete Sklaven die Straßen Sansibars durchziehen sehen. Er läßt für leichtere Vergehen die Eingeborenen peitschen, für schwere Verbrechen diktiert er Totpeitschen, und die Europäer haben oft genug Zeuge sein müssen von den Jammertönen der in der alten portugiesischen Festung Geschlagenen. Dort soll er auch eines Tages eine seiner Frauen eigenhändig zu Tode geprügelt haben. Wenn man aus vorstehendem den Schluß ziehen wollte, der Sultan sei grausam, so irrt man. Er ist es nicht mehr und nicht weniger als jeder andere arabische Fürst, dessen Leidenschaften durch kein Gesetz gehemmt werden.

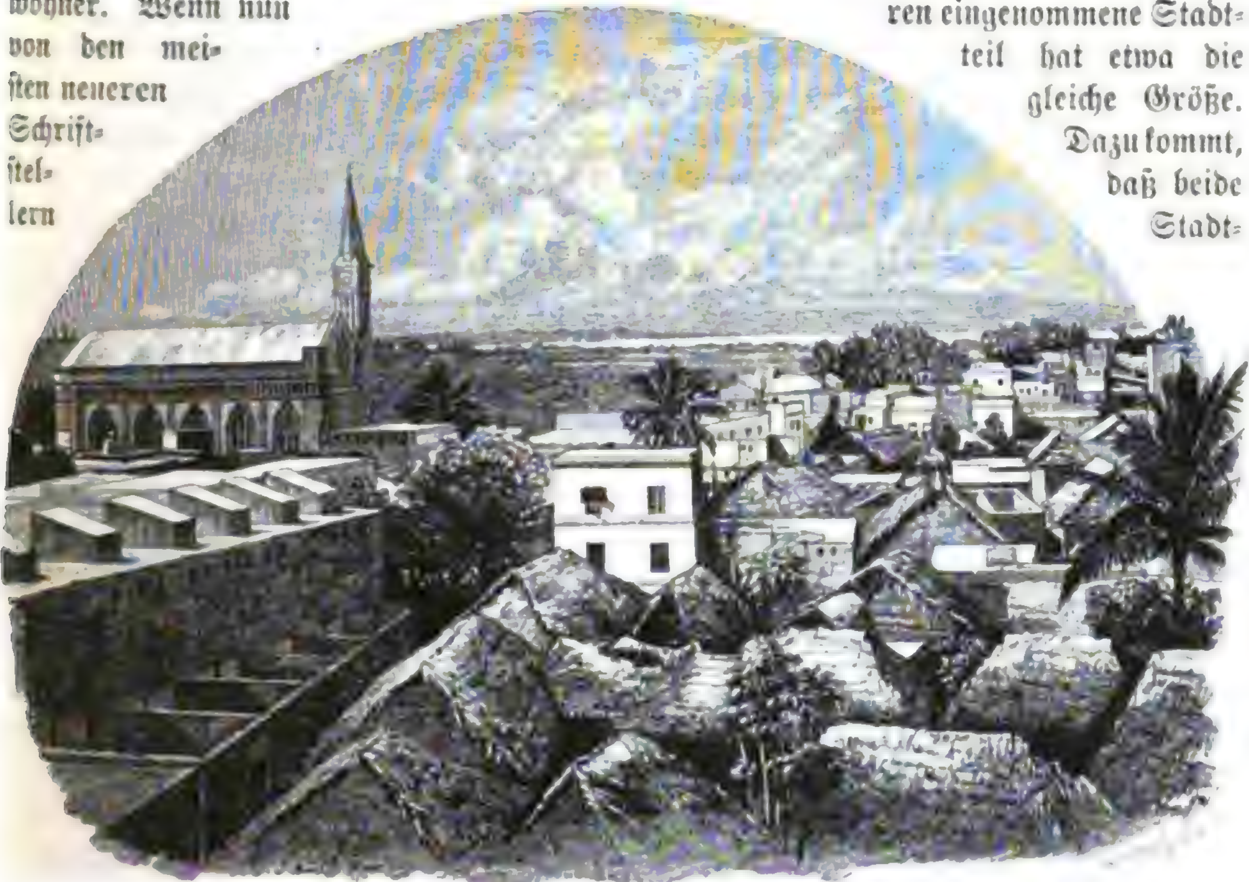
Die Freigebigkeit sowie die Gastfreundlichkeit des Sultans sind fast sprichwörtlich. Nicht nur steht sein ganzer Marstall täglich allen Europäern zur Verfügung, wovon die Konsuln und etwaige anwesende Seeoffiziere reichlichen Gebrauch machen, sondern er giebt auch große Gastereien in seiner eigenen Wohnung wie auf seinen Schamba. Vornehmen Europäern, Reisenden von Auszeichnung stellt er in der Regel irgend eine seiner Wohnungen zur Verfügung. Außerdem überhäuft er sie mit Geschenken, mit kostbaren Teppichen oder indischem Goldzierat. Täglich fast übersendet er den Konsuln Blumen prachtvollster Art, Früchte von Indien, eingemachte Süßigkeiten und Eis aus seiner Eisfabrik. Fährt er selbst spazieren, so entfaltet er großen Pomp: eine vierspännige Galakutsche, bei der Vorreiter nie fehlen, fliegt in sausendem Galopp vorbei. Einmal im Monat fährt er auch den Harem aus der Schwüle der Stadt in das Landleben hinaus. In der Regel zur Vollmondszeit. Dann sieht man, wie abends Eunuchen und Polizisten die Leute von den Straßen treiben, die Bewohner die Häuser schließen heißen, und in rasender Eile durchjagen dann dreißig bis vierzig Karossen die Straßen und fahren nach irgend einer Schamba. Zwei bis drei Tage dauert der Aufenthalt des Harems auf dem Lande, woselbst sich die Damen mit Karussellreiten, Schaukeln, Orgelspiel und dergleichen mehr unterhalten. Das ist ihre einzige Beschäftigung, die einzige Abwechselung, welche diese unglücklichen Geschöpfe während ihres ganzen Lebens haben.

Ich habe deshalb den Sultan so genau charakterisiert, weil er eben alles auf der Insel bedeutet und das beste Prototyp des Arabers ist, so wie sie auf der Insel beschaffen sind; nur mit dem Unterschied, daß, während der Sultan cirka sechzigtausend Sklaven hat, wenn man den Angaben seines Ober-Sklaveninspektors glauben darf, die auf der Insel, auf Pemba, Mafia und an der Küste verteilt leben, ein reicher Araber höchstens fünfhundert Sklaven eigentümlich besitzt.

Über die genaue Angabe der Eingeborenen der Insel werden erst die nächsten Jahre Angaben machen, wenn eine Zählung vorgenommen ist. Als man den Sultan Said fragte, wie viel Einwohner ungefähr die Insel habe, erwiderte er wie ein echter Araber:* „Wie kann ich wissen, wie viel Bewohner auf der Insel sind; weiß ich doch nicht einmal, wie viel Leute in meinem Harem sind.“ Die Angaben sind denn auch sehr schwankend, wie überhaupt über alle afrikanischen Länder. Wir haben unsere Ansicht darüber in diesen

* Siehe Burton, Zanzibar I, p. 312.

Blättern* schon ausgelassen und werden darin von allen Afrikareisenden unterstützt. Die Angaben schwanken zwischen 100000 und 1000000 Einwohner. Wenn nun von den meisten neueren Schriftstellern



Die englische Kirche.

250000 Einwohner angenommen werden, so möchte ich davon 100000 abziehen. Die Insel hat sicher nicht mehr als 150000 Einwohner. Man muß bedenken, daß ein Drittel der Insel unbewohnbar ist, und von dieser 150000 Einwohnerzahl, die mir sehr hoch gegriffen erscheint, kommen etwa 50000 auf die Stadt Sansibar. Wenn ich auch entgegen der Annahme der meisten oder eigentlich aller, die sich mit der Stadt Sansibar beschäftigt haben, die Einwohnerzahl derselben geringer angebe, so bestimmen mich dazu gewichtige Gründe. Vergleichen wir die Stadt z. B., wie sie ist, mit einer europäischen, so muß sich jeder sagen, der sie übersehen hat, daß sie weit geringer an Ausdehnung ist als bei uns eine Stadt von cirka 20000 Einwohnern, selbst wenn man den von Komorraleuten und Suaheli in Besitz genommenen Teil mit hinzurechnet. Die Stadt ist etwa ein Kilometer lang und an der breitesten Stelle dreihundert Meter breit. Der von den Komorren eingenommene Stadtteil hat etwa die gleiche Größe. Dazu kommt, daß beide Stadtteile, sowohl der, den die Europäer, Araber, Hindu ꝛc. inne haben, als der, welcher von den Suaheli, Komorren ꝛc. bewohnt wird, zur Hälfte in Ruinen besteht. Selbst die Gebäude des Sultans sind halb zerstört. Auf ein aufrecht stehendes Haus, auf eine ganz heile Hütte kommt mindestens eine Ruine, eine zerbrochene oder nicht vollendete Hütte.

Dies ist der einzige Ort, die einzige Stadt auf der Insel, denn all die anderen Namen, die man auf den Karten verzeichnet findet, bedeuten keine Ortschaft, sondern nur den Namen, der einer Landschaft angehört. Und wenn auch Guillain hundert Ortschaften nennt: es existiert keine. Der bewohnbare Teil der Insel ist eine einzige Ortschaft, mit dünngesäten Hütten und Landhäusern bestanden.

Einerlei, woher man kommt, ob vom Norden oder vom Süden oder Westen: die Insel und Stadt Sansibar zeigen das lachendste Gesicht einer dem Meere ent-

* Siehe Band XLVII, p. 87 der Westermannschen Monatshefte.

stiegenen Schönheit. Wir kamen vom Süden. Kaum hatten wir das Ras Kisimkasi, das südlichste Kap von Sansibar, geschnitten, als allmählich die an der Küste gelegenen reizenden Landhäuser der Europäer, des Sultans und der reichen Araber aufstiegen. Vor allem einer der schönsten Landsitze des Sultans, Tschukuani, wohin meistens das Ziel der europäischen Bevölkerung ging, wenn sie sich abends erholen wollte, cirka fünfzehn Kilometer südlich von Sansibar-Stadt, hart am Meere gelegen. Alle von prachtvollem, üppig strotzendem Grün umgeben. Da kam dann die britische Church missionary society, mit vielen schönen Gebäuden und meistens zwischen saftig grünen Bananen versteckt. Ferner sah man den herrlichen Landsitz Sir John Kirks, Mbueni, in einem reichen Wald von Kokos, in deren luftigen Schatten Kakao, Kaffee, Vanille und Hunderte von tropischen Gewächsen vorzüglich gedeihen. Es folgten dann verschiedene Landhäuser von Europäern und Arabern, bis man an das große Gut der französischen Missionsgesellschaft kam und gleich darauf an dem prachtvollen Gebäude der britischen University mission vorbeisegelte.

Schon lange vorher hatten die Masten der Schiffe uns die Nähe der Stadt Sansibar verkündet, und da lag sie nun vor uns, glänzend und schön. Über allen Gebäuden ragte der gotische Turm der englischen Kirche hervor, dann dichter beim Hafen der Signalturm des Sultans, ein unschönes Gebäude, von einer Laterne überragt, welche nachts elektrisch den Hafen und die Umgegend erleuchtet. Sodann bemerkte man am Ras Schangani, wie die westlichste Spitze von Sansibar genannt wird, das hohe Gebäude des britischen Generalkonsulats, imposant durch die großartige Anlage.

Die Stadt Sansibar dehnt sich in nordost-südwestlicher Richtung auf einer Halbinsel aus. Diese von Süden kommende Halbinsel ist mit dem Festlande durch einen Streifen Landes verbunden, und andererseits steht sie durch eine steinerne Brücke mit dem östlich davon gelegenen Negerstadtteil in Verbindung. Die zwischen der Stadt und dem Festlande gelegene Lagune ist zur Ebbezeit trocken, und es gewährt einen großartigen Anblick, wenn die hereinbrausende, drei bis vier Meter steigende Flut sich durch die Bogen der Brücke hindurch ergießt.

Gleich beim Betreten der Stadt fallen einem die großen Wohnungen des Sultans auf, sein Audienzhaus, seine Harems. (Abbild. S. 224.) Ersteres ist vielleicht noch häßlicher als letzteres; es ist unmöglich, etwas Unschöneres zu erfinden. Sein neues Gebäude — Palast ist der unrichtige Ausdruck — ist jetzt der Vollendung nahe; es zeichnet sich dadurch aus, daß es rings von auf eisernen Säulen ruhenden Veranden umgeben ist. (Abbild. S. 225.) Es stürzte vor seiner Vollendung schon zweimal zusammen. Dicht daneben liegt einerseits das Zollhaus, auf der anderen das von einem Franzosen gehaltene und den Umständen nach recht gute Hotel. Vor dem Hause des Sultans, dicht am Meere, fallen dem Vorübergehenden einige wilde Tiere in Käfigen auf. Ein Löwe, zwei Panther und ein Bär sind die Repräsentanten der Macht des Sultans. Aber die Tiere sehen erbärmlich aus. Die engen Käfige, das viele Futter, dabei die konstante Wärme sind nicht dazu angethan, sie in guten Zustand zu setzen. Eigentlich hervorragende Gebäude hat Sansibar keine aufzuweisen. Die Moscheen sind zahlreich, aber alle ohne Minaret, und keine einzige zeichnet sich durch Schönheit aus. Es sind für die verschiedenen Riten welche vorhanden. Die Hauptstraßen zeichnen sich durch Breite aus, so daß zwei Wagen zur Not aneinander vorbeifahren können. Die meisten Gassen sind hingegen so eng, daß man nicht hindurchfahren kann.

Die Konsulate sind fast alle groß und geräumig, namentlich zeichnet sich das deutsche Konsulat durch Geräumigkeit aus. (Abbild. S. 100.) Das schönste Gebäude bildet das österreichische Konsulat, das in den Händen eines Deutschen, des Herrn O'Swald, sich befindet. Es ist ganz nach

europäischer Weise eingerichtet, hat hohe und große Säle und zeichnet sich durch ein freies, verandaartiges Dach aus, unter welchem O'Swald große Festlichkeiten geben kann und wo sich sogar eine Kegelbahn befindet. (Abbild. S. 227.)

Eine sehr unangenehme Beigabe ist das offene Kalkbrennen auf den Straßen. (Abbild. S. 101.) Die Einwohner Sansibars glauben, es sei gesund, es zerstöre Miasmen, und lassen es offen bestehen. Sie protegieren sogar die Kalkbrennereien. Ich hatte einen großen Kampf zu bestehen, um sechs bis acht große Kalkmeiler, welche gerade hinter dem deutschen Konsulat zu allen Zeiten brannten, hinwegzubekommen, und mußte mich schließlich erbieten, den Grund zu mieten. Gerade bei der alten portugiesischen Festung befinden sich solche Kalkmeiler, die mit ihrem Dunste das ganze Quartier verpesten. Geht man etwas weiter, so kommt man zu dem Marstall des Sultans, einem großen Gebäude, das immer unter den vielen Pferden einige schöne echte Araber aufzuweisen hat. Trotzdem sie stets erneuert werden, lebt selten ein Pferd länger als vier bis fünf Jahre. Dicht am portugiesischen Fort hat der Sultan auch seinen Wagenschuppen. Aber alles wird schlecht gehalten. Von Ausbessern ist keine Rede. Und so kommt es, daß ganz neue Landauer, die drei- bis viertausend Mark gekostet haben, in kurzer Zeit total zerrissen sind. Bei einer Spazierfahrt, die man macht, fehlt stets irgend eine Schnalle oder es zerreißt ein Riemen. Irgend ein kleines Unglück kommt immer vor.

Ein Gebäude kann man imposant nennen: es ist die protestantische Kirche der Engländer. (Abbild. S. 229.) Ein schönes und würdiges Gebäude. Erbaut wurde sie auf dem ehemaligen Marktplatz der Sklaven. Das englische Missionsgebäude, das der Franzosen, die in demselben befindliche Kirche sind alles uninteressante Gebäude. Erwähnt werden soll noch die Druckerei des Sultans, in der dieser seine Werke drucken läßt. Ein großes juristisch-religiöses Werk bearbeitet er, von dem die ersten Bände in Bulak gedruckt wurden, während die folgenden jetzt in Sansibar hergestellt werden.

Reizend geschnitzt sind fast alle Thüren der Häuser Sansibars. Hier haben die Indier wahrlich ihr Meisterstück vollbracht. Es giebt jetzt auch Meister in Sansibar, welche diese Thüren, aus hartem Holze hergestellt, verfertigen, es wird ein wirklicher Luxus damit getrieben. Ebenso verhält es sich mit der inneren Ausstattung der Häuser. Meistens sind die Möbel aus Indien bezogen und in wundervollster Schnitzerei in Ebenholz ausgeführt. Wenn auch der Luxus der dortigen Wohnungen nicht dem europäischen entspricht, so ist er doch zweckentsprechend, und die Europäer können daselbst sehr gut leben. In letzter Linie steht ihnen ja immer noch eine Hilfe offen, an die sie appellieren können: wir meinen den Sultan. Er hat Hilfe stets bereit, weiß Rat zu schaffen für alles.

Will jemand irgend eine besondere Art von Nägeln haben, die in zahlreichen Läden Sansibars nicht aufzutreiben sind, so wendet er sich an den Sultan, dieser schafft Rat. Will jemand seine Zimmer malen lassen, der Sultan liefert die Maler dazu. Der Sultan hat auch eine eigene Eisdampfmaschine. Er liefert den Konsuln, soviel sie davon haben wollen, umsonst, den übrigen Europäern verkauft er es. Wünscht jemand ein Diner zu geben, so bittet er um die Köche des Sultans; irgend eine besondere Speise, Gefrorenes, Kuchen &c., wird gern vom Sultan umsonst gegeben. Er schickt zu den europäischen Festmahlen ganze Körbe voll Blumen, er leiht ihnen Fahnen zur Ausschmückung ihrer Säle; kurz, er ist unermüdlich, ihnen Liebenswürdigkeiten zu erweisen.

Auch sonst in seinem Umgang ist Said Bargasch der liebenswürdigste Mensch; aber es ist ihm nicht zu trauen, er liebt das Doppelspiel wie alle Araber. Durch die Religion schon sind sie zur Heuchelei und Lug verleitet und angehalten.

Interessant ist ein Gang durch die Straßen der Stadt, namentlich — alle

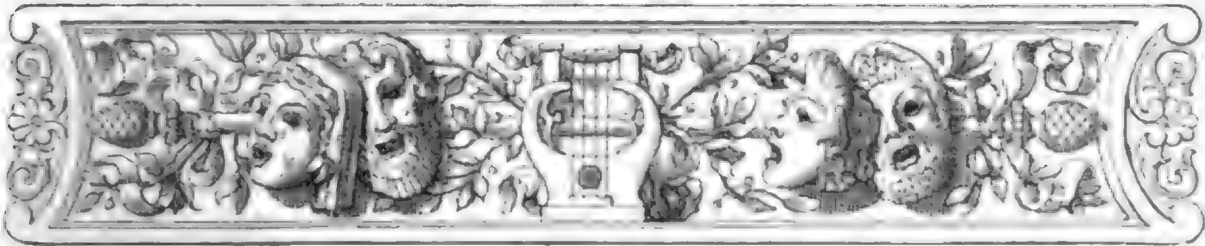
Straßen, auch die Quartiere der Stadt, haben Namen — ein Gang über die Brücke zum Quartier der Eingeborenen. In den engen Läden hocken Banianen, Hinduweiber, Araber und verkaufen ihren Krimskrams. Hier ist ein Kaffeehaus der Eingeborenen, vor welchem Karten gespielt wird, dort verbreitet ein Haufen getrockneter Haifische einen nicht zu beschreibenden abscheulichen Geruch; da liegen Süßigkeiten aus; kurz, es ist das Bild, welches wir schon so oft in Afrika in den verschiedensten Städten gesehen, das stets eine gewisse Ähnlichkeit zeigt, in den Details aber überall seine Verschiedenartigkeit bewahrt.

Nasimoya.

Lohnend ist ferner ein Weg zur Stadt hinaus nach dem Süden, zum Kirchhof von Nasimoya (s. vorstehende Abbild.). Dort, wo ursprünglich „eine Kokospalme“ stand, erhebt sich jetzt ein dichtes Laub von Sykomoren und Kokospalmen über einer Moschee, welche von hübschen Gräbern umgeben ist.

So ist das Sansibar von heute. Interessant ist die Stadt, aber im höchsten Grade unsauber. Wie sich diese Insel nach wenigen Jahren gestalten wird, nach einem Menschenalter, das muß die Zeit lehren. Der Umsatz beträgt jetzt jährlich vierzig Millionen Mark. Der Handel ist noch so gut wie gar nicht entwickelt, weil die Produkte, welche ihm allein einen Aufschwung geben können, fehlen. Exportiert werden bis jetzt hauptsächlich Nelken, Elfenbein, Kopal, Häute und etwas Pfeffer, Sesam &c. Die wichtigen Artikel aber, die den Wohlstand begründen werden, wie Baumwolle, Tabak, Ölnuß, Indigo und Kautschuk, die müssen erst gezogen und geholt werden. Wir zweifeln aber keinen Augenblick, daß es deutschem Fleiß und deutscher Thatkraft gelingen werde, hier einen reichen Ausgangspunkt für den Handel tropischer Gewächse zu schaffen, einerlei, ob dies nun auf Sansibar statthaben oder von einem Küstenplatz aus geschehen wird. Deutschland hat in Ostafrika festen Fuß gefaßt, und schon in den nächsten Jahren wird es den Beweis liefern, daß es nicht bloß fremden Völkern nützliche Kräfte zu ihrer Kolonisation zu geben vermag, sondern daß es auch versteht, sie zum Nutzen und Frommen des eigenen Vaterlandes zu verwenden.

Digitized by Google



Johannes Brahms.

Von

Otto Gumprecht.

II.

Die Kammermusik darf, um es zu wiederholen, die eigentliche Heimat unseres Künstlers genannt werden. Mit ihrem nachdenklichen Ernst, ihrer Formenstrenge, mit ihrer Vertiefung in kunstvolle Tongestaltung, ihrer den Beifall der Massen verachtenden geistigen Vornehmheit entspricht sie seinem eigensten Wesen, bietet sie sich ihm als willfährigstes Ausdrucksmittel dar. Auch seine neuesten Arbeiten, eine Cellosonate (op. 99), eine Violinsonate (A-dur, op. 100) und ein Trio für Klavier, Violine und Cello (C-moll, op. 101) zählen zu dieser Gattung. Der erste Satz des Trio ist von aufgeregtestem Pathos erfüllt und durchwühlt, ein Sturm wilder Leidenschaft, die bloß in dem zweiten, von der Violine und dem Cello unisono intonierten Hauptmotiv einer etwas gefaßteren Stimmung Raum gönnt. Sprudelnde Heiterkeit trägt das leichtblütige Scherzo auf den Lippen. Im Andante folgen immer auf je einen Dreivierteltakt zwei Zweivierteltakte. Das Finale lenkt in den leidenschaftlichen Grundton zurück. Gänzlich mühelosen Genuß bietet die Violinsonate im Gegensatz zu ihrer elegischen älteren Schwester, der in G-dur (op. 78), dar. Lauter freundliche Gestalten gleiten am Ohr vorüber, nichts wird ihm zu raten aufgegeben, größte Einfachheit herrscht im harmonischen und modulatorischen Betracht, die thematische Entwickelung bleibt in den bescheidensten Grenzen. Der zweite Satz überrascht durch sein neckisches Hin und Her zwischen Andante und Scherzo.

Brahms hat seinen Symphonien, bis jetzt vier an der Zahl, zwei Serenaden vorangeschickt, mit ihnen Besitz vom Orchester ergriffen. Der Titel bezeichnet eine im achtzehnten Jahrhundert mit Vorliebe gepflegte Gattung. Wie damals die Kammermusik ungleich vielgestaltiger war, wie sie dem Inhalt und der Form nach in der Wahl der Instrumente und der Stilart weit freier zu Werke ging als in unseren Tagen, so erfreute sich auch die Vergangenheit einer bunten Mannigfaltigkeit von Orchestergebilden, die nach und nach durch die immer mehr bevorzugte Symphonie verdrängt wurden. Die Serenade hatte, gleich der Kassation und dem Divertimento, die Bestimmung, den vornehmen Herrschaften bei Tisch oder im Garten aufzuwarten, durch den Reiz der Töne die Geselligkeit zu beleben und zu steigern. Nicht auf Kraft und Tiefe des Ausdrucks, Ernst thematischer Entwickelung, sondern einzig auf freundliches Klangspiel, harmloses melodisches Geplauder war es hier abgesehen. Alle Mühe selbstthätiger Aneignung sollte dem nur gemächlichen musikalischen Zeitvertreib heischenden Hörer erspart bleiben. Wenn man aber zu den so lange vernachlässigten Seitenverwandten der Symphonie, die

sie doch insgesamt an künstlerischer Bedeutung weit überragt, neuerdings immer eifriger zurückgegriffen, so hat das seinen guten Grund. Die Suite, die Serenade entsprechen mit ihren knapperen Verhältnissen, ihrem leichter gewogenen Inhalt dem schöpferischen Vermögen der Gegenwart ungleich mehr als diejenige Kunstform, welche die ganze Macht und Fülle des Beethovenschen Genius in sich aufgenommen. Wie nun aber die moderne Suite den spröden, orgelartigen Stil der alten geglättet und geschmeidigt, so kann auch heutigestags die Serenade sich nicht mehr an dem lockeren, oberflächlichen Tongetändel genügen lassen, darin sie sich ehedem gefiel. Daß sie aufgehört, bloße Zugabe zu Tafelfreuden und Gartenpromenaden zu sein, mußte auf ihr innerstes Wesen zurückwirken. Indem sie in den Konzertsaal übersiedelte, selbständige künstlerische Ansprüche erhob, bedurfte sie schärferer geistiger Würzen. Und gerade in diesem Betracht hat Brahms das Rechte getroffen, mit glücklicher Hand allerlei moderne Elemente hinzugebracht, ohne deshalb die historische Eigentümlichkeit der Gattung, ihren patriarchalisch-behaglichen Grundcharakter gänzlich zu verwischen.

Unter den sechs Sätzen der D-dur-Serenade zeigen bloß der erste und der dritte einen breiteren Wurf, in den übrigen herrscht unumschränkt die Lied- und Tanzform. Die Behandlung des Orchesters hat etwas Weiches, Spielendes; nicht um gewaltige Kraftentfaltung und Massenhaftigkeit, sondern um üppigen Wohllaut und gefällige Farbenmischung ist es ihm zu thun. Die Blasinstrumente sind fast durchweg begünstigt. Gleich im Eingang versichern uns Horn, Klarinette und Oboe unter zierlichen Verbeugungen, daß für sie und ihre ganze Sippschaft ein Festtag gekommen. Ein pastoraler Ton klingt von Anfang bis zu Ende hindurch, in unzweideutiger Weise schlägt ihn das Hauptmotiv des ersten Satzes an. Es stammt in gerader Linie von einem sehr bekannten Haydnschen Finalthema ab, einem der freundlichsten und ausdruckvollsten Typen des Ländlich-Idyllischen. Der wohl etwas zu weit ausgedehnte Mittelsatz ist nicht frei von der Blässe und Trockenheit der Reflexion, und noch in höherem Maße gilt solches vom folgenden Scherzo. In dem Adagio, das nicht vergißt, der Beethovenschen Pastoralsymphonie seine Huldigungen darzubringen, und mit frommem Orgelklang schließt, hebt sich wieder die Erfindung; in dem so anmutigen, farben- und stimmungsfrischen Menuett erreicht sie ihren Gipfel. Auch den letzten Sätzen, einem zweiten Scherzo und einem Rondo, hat sich die Phantasie freigebig erwiesen, beide tragen wieder die Haydnsche Widmung an der Stirn.

Minder reich ausgestattet ist die andere Serenade, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll. Daß sie durch alle ihre fünf Sätze auf die Mitwirkung der Violinen, also gerade des bevorzugtesten unter sämtlichen Faktoren des Orchesters, verzichtet, hat offenbar der Freiwilligkeit der Erfindung schweren Eintrag gethan. Der Komponist dreht und wendet sich gewiß mit großem Geschick innerhalb des von ihm geschaffenen Notstandes, aber das ist es eben. Man wird den Eindruck eines Kunststücks, eines launenhaften Experiments nicht los, wie etwa bei jenem vielstrophigen Gedichte Rückerts in den Makamen des Hariri, das sich gänzlich ohne den Buchstaben r behilft.

Brahms zählte bereits mehr denn vierzig Jahre, als er mit der ersten Symphonie (C-moll) — sie weist die weit vorgeschrittene Opusnummer 68 auf — vor dem Publikum erschien. Wahrlich, schon diese zuwartende Geduld zeugt von seinem außerordentlichen Respekt vor der Würde der Gattung, von der strengen Gewissenhaftigkeit, der nachsichtslosen Selbstkritik, die zu den scharf ausgeprägten Grundzügen seines Wesens gehören. Nicht eher mochte er die Hand nach der höchsten instrumentalen Kunstform ausstrecken, als bis er solchem Unternehmen in jedem Stück sich gewachsen fühlte. Während die meisten Heutigen in ihren Symphonien dem Vergleich mit Beethoven aus dem

Wege zu gehen pflegen, fordert er geflissentlich dazu auf. Anklänge an die Neunte geleiten uns durch das ganze Werk; beinahe sollte man meinen, es erhöbe den Anspruch, eine Zehnte abzugeben. Daß es dahin nicht gekommen, hierfür war freilich gesorgt. Für uns will es sich indessen geziemen, nicht von der Sonnenhöhe des Beethovenschen Genius, sondern vom Standpunkt der Gegenwart aus die Partitur zu betrachten, sie als eine der wert- und bedeutungsvollsten neueren Erscheinungen auf ihrem Gebiet in Ehren zu halten. Der Vorzug gebührt unter den vier Sätzen dem ersten und letzten, zumal jenem. Die Einleitung mit ihrem stolzen, trotzigen Orgelpunkt, auf dem in Triolen angeschlagenen c der Pauke — Brahms liebt derartige Tongestalten, z. B. auch in seinem Deutschen Requiem finden sie sich — ist wie aus mächtigen Granitquadern gefügt. Wer so beginnt, der hat sicherlich Großes im Sinn. Folgerichtig baut sich das Allegro auf; wären nur die beiden Hauptmotive, an denen gemeinhin der Hörer sich zu orientieren pflegt, etwas schärfer gekennzeichnet; aber sie spielen mit uns geradezu Verstecken, das erste nicht minder als das zweite, von welchem letzteren man doch gegenüber der pathetischen Grundstimmung um so größere Einfachheit und Faßlichkeit erwarten sollte. Wie schlicht und innig nimmt sich dagegen der Gesang aus, den bei der entsprechenden Stelle der Neunten Symphonie das Orchester anhebt! Von den erstaunlichsten kontrapunktischen Künsten, von befremdlichen harmonischen Ausweichungen, Synkopen und anderweitigen harmonischen Überraschungen ist verschwenderischer Gebrauch gemacht. Bloß ein besonders geübtes, achtsames und geduldiges Ohr wird in der wogenden Fülle der Einzelheiten den leitenden Faden nicht verlieren. Das Andante greift nach dem weit abliegenden E-dur. Es gebricht ihm nicht an weicher, fließender Melodie, auch nicht an instrumentalem Reiz, wohl aber an der rechten Sammlung und Innerlichkeit. Ein unstetes, unschlüssiges Umherlangen nach diesem und jenem giebt sich kund, bald wird Beethoven, bald Schumann, bald Mendelssohn angerufen. Das Allegretto setzt mit seinen auf- und niedersteigenden punktierten Terzengängen recht mürrisch ein — schon bei manchem anderen Brahmsschen Scherzo haben wir ähnliche Erfahrungen gemacht —, entschädigt jedoch durch den freundlichen Seitensatz in H-dur. Nach einer wiederum hoch pathetisch gehaltenen Einleitung bringt das Finale sein hymnusartiges Hauptmotiv, das am festesten umschriebene thematische Gebilde der Symphonie, ebenso einfach wie weihevoll, aber so handgreiflich an Beethovens Freudengesang erinnernd, daß es sich wohl dabei um ein bewußtes, beabsichtigtes Citat gehandelt. Der ganze Satz ist voll Glanz und Leben, allerdings mit den dröhnenden Stimmen des Erzes zu reichlich bedacht.

Aus wesentlich anderem Stoff als ihre Vorgängerin ist die D-dur-Symphonie geformt. Beide sind sich so unähnlich, wie es zwei Werke gleichen Ursprungs nur sein können. Trachtet jene den gewaltigen Spuren der Neunten nach, so bekennt sich diese zum jüngeren Beethoven und zu Mozart. Norddeutscher Ernst und süddeutsches Behagen haben den engsten Freundschaftsbund geschlossen. Wie leiser Blütenduft begleitet uns durch die ganze Symphonie der österreichische Lokalton. Frohe Bejahung des Willens zum Leben bildet den Grundzug der Stimmung. Kein mißvergnügtes Grübeln und Brüten, alle Intentionen haben sich zu frischer sinnlicher Unmittelbarkeit verkörpert. Ein heller Kopf und ein warmes Herz — lediglich ihr einträchtiges Zusammenwirken erzeugt den vollen künstlerischen Eindruck —, sie sind hier einmal wieder beieinander. Der erste Satz beginnt serenadenhaft, gleich das pastoral gefärbte, vom Horn gebrachte Hauptthema läßt keinen Zweifel, daß wir diesmal vor Hamletschen Grübeleien und Faustischem Titanismus sicher sind. Das zweite Motiv, zunächst in Moll eintretend und erst am Schluß des Teiles von der ihm gebühren-

den Dur-Tonart der Oberdominante Besitz ergreifend, zeigt ein unverkennbar Mendelssohnsches Gepräge. Etwas anspruchsvoller, pathetischer läßt sich die Durchführung an. In der so freundlich ausklingenden, wie von mildem, gedämpftem Sonnenschein umflossenen Coda vernehmen wir wieder nur die langen, ruhigen Atemzüge des wohlig in dem Gottesfrieden der Natur schwärmenden und schwelgenden Glücksgefühls. Louis Ehlert („Aus der Tonwelt", neue Folge) möchte dem Satz die Stormschen Verse zum Motto geben:

Ein Blatt aus sommerlichen Tagen,
Ich nahm es so im Wandern mit,
Daß es dereinst mir möge sagen,
Wie hell die Nachtigall geschlagen,
Wie grün der Wald, den ich durchschritt.

Das in H-dur stehende Adagio ist mit allerlei kontrapunktischen Feinheiten gewürzt. Auf die gemütvolle Idylle des Scherzo — sein Hauptsatz ist echtes Wiener Gewächs — folgt ein lebensvolles, von Geist und Laune sprudelndes, unverhohlen Mozart feierndes Finale.

Als ein kaum minder glücklicher Wurf muß die dritte Symphonie (F-dur) bezeichnet werden. Sie gipfelt in ihrem farben- und gestaltenreichen Finale. Es giebt deutlich den Zug nach dem Phantastischen zu erkennen, einem Gebiet, das Brahms sonst nur ausnahmsweise gestreift. Von bestrickender Wirkung ist es, wenn ganz zuletzt, wo gewöhnlich das Orchester den Mund gar nicht voll genug nehmen kann, der hymnische Schluß, statt in den Reizen des Crescendo und Fortissimo zu schwelgen, in lauter Duft und Schimmer zerfließt. Auch der erste Satz, in knapperem Rahmen gehalten, reiht sich durch den trefflichen Aufbau, die Gesundheit der Empfindung, die markige Bestimmtheit des Ausdrucks den hervorragendsten Schöpfungen des Komponisten an. Dem herben, pathetischen Hauptmotiv, dem eigentlichen Träger der Entwickelung, tritt ein zweites Thema gegenüber, das mit seiner spielseligen Heiterkeit wieder an den aus den Werken der Wiener Meister so traulich hervorlauschenden österreichischen genius loci gemahnt. Es erscheint nicht in C-dur, der Tonart der Oberdominante, sondern in A-dur. Etwas Ähnliches findet sich in der Beethovenschen achten Symphonie; wie aus weiter Ferne ruft sie uns einen Gruß zu; dem aufmerksameren Ohr kann unmöglich der leise Anklang entgehen. Beim Andante ist namentlich die quellende Weichheit des Klangkolorits zu rühmen, herbeigeführt durch die in den Vordergrund gestellten Blasinstrumente. Der Mittelsatz des Allegretto erinnert mit seinem Hin und Her zwischen As-dur und As-moll an den Menuett des Beethovenschen Es-dur-Trios.

Die vierte und bis jetzt letzte in der Reihe der Brahmsschen Symphonien ist die in E-moll, einer Tonart, die, beiläufig bemerkt, uns in keinem einzigen Mozartschen, Beethovenschen, Mendelssohnschen, Schumannschen Werke der Gattung begegnet. Das Pathos hat an den ersten drei Sätzen so gut wie keinen Teil. Fast lauter helle, freundliche Tongestalten bieten sie dem Hörer dar. Oft kann er meinen, es sei geradezu auf eine Frühlingsidylle, auf eine zweite Pastoralsymphonie abgesehen. Das erste Allegro beginnt ohne Einleitung. Sein thematischer Grundstoff ist nicht sonderlich schwer gewogen, aber die Anmut des Stimmungsgehaltes, die edlen, weichen und doch zugleich straffen Formen, in denen er sich ausspricht, fesseln unausgesetzt den Hörer. Durch keine Härten wird er verletzt, durch keine Weitschweifigkeiten ermüdet. Eine Perle seiner Art muß das mit einem Lockruf des Hornes anhebende Andante genannt werden. Untereinander wetteifernd, ergießen sämtliche Instrumente in dasselbe ihre zartesten, duftigsten Klänge. Und wie wohlig es sich in seinem E-dur ausbreitet! Zu rückhaltlos gewährender Frische und Natürlichkeit der Empfindung gesellt sich meisterliche Orchestertechnik. Sind Mühe und Schweiß auf den Satz verwandt worden, so haben sie auch nicht die geringsten Spuren hinterlassen. Schon weit weniger unbefangen gebärdet sich die Heiterkeit des Allegro giocoso, das die

Stelle des Scherzo vertritt. Das Finale, ein Thema mit Variationen, ist den vorangegangenen Sätzen sehr unähnlich. Nicht behaglichen Genuß sollen wir von ihm erwarten, sondern den gebieterischen Antrieb zu schwerer geistiger Arbeit. Während aus dem Munde der Posaunen, die bis dahin geschwiegen, das achttaktige Thema erklingt, scheint uns der Komponist zuzurufen: Genug des wohlgemuten Spiels; es ist hohe Zeit, daß ihr mit mir untertaucht in die Geheimnisse der Tonwissenschaft! Jenes verrichtet zuerst die Dienste eines Basso ostinato, dann ergreift es die Oberstimme, wendet sich nach der Durtonart, tritt in der Verlängerung auf und so weiter in infinitum. Fürwahr, ein außerordentliches Maß von Geduld, Sammlung, Aneignungsfähigkeit thut not, um mit unserer Teilnahme auszuhalten, bis die ganze überlange Kette der Variationen abgerollt. An scharf- und tiefsinnigen, harmonischen, rhythmischen, modulatorischen instrumentalen Gebilden, selbst an einzelnen wärmer angehauchten Zügen ist gewiß kein Mangel, aber der Tondichter wird überall in den Hintergrund gedrängt durch den Tongrübler, und versagt bleibt diesem der helle, volle Zusammenklang von Sinnlichkeit und Verstand, Schönheit und Wahrheit, Empfindung und Gestaltung, mit welchem die Kunst ihre höchsten, beseligendsten Wirkungen übt.

Wiederholt ist von Brahms' Vorliebe für die Variation die Rede gewesen. Er hat diese Form auch einem selbständigen Orchesterwerk, wohl dem ersten Stück der Art, zu Grunde gelegt. Gleich seinen Symphonien haben sich die Variationen über ein Haydnsches Thema — es ist dem Andante eines Divertimento für Blasinstrumente entlehnt und durch den fünftaktigen Rhythmus charakteristisch — im heutigen Konzertrepertoire eingebürgert. Das Spröde der Gattung, ihr lehrhafter Beigeschmack tritt in ihnen doch mehr zurück als in dem eben betrachteten Finale, ohne freilich ganz überwunden zu sein. Als instrumentale Würzen sind Triangel, Piccoloflöte und Kontrafagott mit Glück verwandt.

Von den beiden Brahmsschen Ouverturen hat die „tragische", durch die Herbheit des Stimmungsgehalts und des Klangwesens die Teilnahme feindselig abwehrend, nur wenig Freunde gefunden, während die „Akademische Fest-Ouverture" weiter Verbreitung sich erfreut. Sie war die Gegengabe des Komponisten für den ihm von der Breslauer Universität verliehenen Doktorhut. Es handelt sich hier also um eine Gelegenheitsarbeit, aber im besseren Sinne des Wortes, denn zu dem äußeren Anlaß gesellte sich auch ein innerer, und zwar in der Gestalt des Humors. Die beschauliche Einleitung mündet in die feierlichen Klänge des „Wir hatten gebauet", gegen welche die bierselige Fidelität des „Was kommt dort von der Höh'" lustig genug absticht. Nachdem die Melodie Stoff geliefert zu mancherlei schalkhaften modulatorischen und instrumentalen Künsten, fällt die türkische Musik ein, und vor die Seele bringt uns der „Landesvater" den offiziellen Kommers mit den gebietenden Präsiden, wie sie, die blanken Schläger in der Hand, die Runde um die jungen Zecher machen. Das burschikose Kernlied, das uralte „Gaudeamus igitur", schließt und krönt das heitere musikalische Genrebild.

Brahms hat das Klavier mit zwei Konzerten, die Violine mit einem bedacht. Die allem bloß gefälligen Tonspiel abgekehrte, in tiefsinniger, kunst- und bedeutungsvoller Gestaltung und Entwickelung sich Genüge thuende Vornehmheit seiner Natur tritt uns vielleicht nirgends so handgreiflich gegenüber wie in diesen drei Werken. Seinen Symphonien durchaus bluts- und geistesverwandt, unterscheiden sie sich von ihnen nur in dem einen, daß dem Orchester ein Soloinstrument zur Seite gestellt worden. In dem gedankenreichen Verkehr zwischen den beiden ist das letztere keineswegs bevorzugt, vielmehr muß es stets dem Ganzen sich gehorsam unterordnen, auf jede um Gunst und Beifall werbende Bethätigung des

eigenen Wesens verzichten. Die ihm abgeforderte Selbstverleugnung geht gewiß zu weit namentlich in dem Konzert für die Geige und in dem ersten D-moll (op. 15) für das Klavier. Beide Kompositionen mißachten den Grundcharakter der Gattung, die freundlich, mitteilsam, verbindlich sich dem Hörer bezeigen, es auch nicht unter ihrer Würde halten soll, für den Vorteil des Spielers zu sorgen. Sogar ein Beethoven ist in seinen Konzerten aller dieser Pflichten stets eingedenk gewesen. Als ihm dieselben aber lästig geworden, er mit seinen Tönen nur noch an die höchsten und letzten Dinge gerührt, da hat er aufgehört, für das Virtuosentum zu schreiben, sich in das Allerheiligste des Streichquartetts zurückgezogen. Wie oft ist nicht gerade von ihm in der ersten und zweiten Stilperiode der Beweis erbracht, daß man zugleich leutselig und vornehm sein kann.

Auch in dem zweiten Klavierkonzert (B-dur) ist der herkömmliche Stilcharakter dieser Kunstform, welchen nach Beethovens Vorgang selbst noch Schumann treulich gewahrt, fast ganz verwischt. Schon der breite Umfang — statt der üblichen drei Sätze deren vier — gemahnt an die Weise der Symphonie, dazu der schwergerüstete Stimmungsgehalt, die überaus gründliche thematische Arbeit, die völlige Gleichgültigkeit gegen das Bravourbedürfnis. Ausschließlich waltet in der einen Hälfte des Werkes das Pathos; es erfüllt, bald geheimnisvoll in sich hineingrollend, bald in ungestümen Ausbrüchen den verblüfften Hörer anherrschend, den ganzen langen ersten Satz und kommt so wenig im zweiten zur Ruhe, daß dieser ausdrücklich „Allegro appasionato" überschrieben worden. Zu den sonnigsten, heitersten, liebenswürdigsten Gebilden des Komponisten zählen dagegen die letzten beiden Sätze. Der Winter seines Mißvergnügens ist vorüber, mitteilsamste Gebelaune an die Stelle getreten. Um die Wette spenden Orchester und Soloinstrument Ströme des Wohllauts. Wer fühlte sich nicht traulich angesprochen von dem das Adagio eröffnenden süßen, sehnsüchtigen Gesang des Violoncells. Spielseliger, schalkhafter, gelegentlich auch phantastisch angehauchter Humor thut sich im köstlichen Finale gütlich. Wiederum klingt hier jener österreichische Lokalton deutlich vernehmbar an, in dessen mehr und mehr Raum gewinnenden Einfluß wir ein wesentliches Bildungselement unseres von Haus aus recht norddeutsch gearteten Künstlers erkennen mußten. Das zweite Motiv ist ungarischer Herkunft, das dritte Wiener Vollblut.

Wie jeder Komponist, in dessen Brust es wirklich singt und klingt, der, um mit Shakespeare zu reden, wirklich „Musik hat in ihm selbst", so hat uns auch Brahms Lieder in Hülle und Fülle beschert. Die Menge der von ihm veröffentlichten beläuft sich bereits über anderthalbhundert. Schon in seinen ersten Arbeiten ist das Lied stattlich genug vertreten und er bis zur Stunde eifrig mit ihm befaßt geblieben, an dieser naturfrischen Grundform aller Tonerfindung und Tongestaltung immer von neuem sich kräftigend und verjüngend. Ehlert hat nun sicherlich bis zu einem gewissen Maße recht mit der Bemerkung: bei Brahms fehle das Eigenleben der Melodie, er sei kein Melodiker, „das heißt kein Musiker, bei dem die Melodie einen souveränen Platz einnimmt, selbst nicht in dem gelassenen und eingeschränkten Sinne, mit dem wir von ihr bei Schumann sprechen". Wo wäre aber heutigestags der Liedermund, der seine Töne aus dem melodischen Urborn geschöpft, der sich berühmen könnte: Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet. Was noch an Melodie zum Vorschein kommt, ist schon längst nicht mehr aus erster Hand, sondern bloßer Nachklang älterer, schlichterer Weisen, Variation oder (naturwissenschaftlich gesprochen) Varietät überlieferter Typen. Weil aller naive Gesang die Worte deutet, nicht von ihnen gedeutet wird, weil seine Instrumentalbegleitung nichts Neues hinzubringt, nur das bereits in ihm selbst Liegende ausdrückt, überzeugt er un-

auch von jenen wie von dieser abgelöst. Lediglich den einfachsten Melodien, deren Zahl notwendig eine eng begrenzte ist, wohnt solches Eigenleben inne. Nachdem der Vorrat sich geleert, mußte das Lied, um nicht in endloser Wiederholung zu beharren, einerseits immer absichtsvoller in die Einzelheiten des Textes eindringen, andererseits bis zur Unersättlichkeit den Reichtum der Begleitung steigern, kurz, mehr und mehr den Frieden der still in sich begnügten Schönheit mit der durch die Richtung auf das Charakteristische bedingten Unruhe und Beflissenheit vertauschen. Diese gesamte Entwickelung ist eine kunstgeschichtlich notwendige und darum im ganzen und großen nur wenig von dem musikalischen Wollen und Vermögen der einzelnen Komponisten beeinflußt. Weil gleiche Ursachen gleiche Wirkungen erzeugen, sehen wir gegenüber dem gemeinsamen Notstand, dem immer mehr versiegenden Quell ursprünglicher Melodie das heutige Lied innerhalb seines Ausdrucksgebietes ungefähr eben dahin gelangt wie die Wagnersche Oper auf dem ihrigen. Dort geist- und anspruchsvolle Klavieretuden, zu denen die Singstimme die Worte deklamiert, hier farben- und gestaltenreiche, mit dem Aufgebot aller orchestralen Mittel den Inhalt des Dramas deutende symphonische Dichtung.

Erscheint Brahms in seinen Instrumentalwerken an Bach und zumal an Beethoven erzogen, so sind dem Liederkomponisten Schubert, Schumann und Franz oberste Leitsterne gewesen. Minder eigenartig als jeder dieser drei, ihnen insgesamt tief verpflichtet, hat er sein Selbst doch nicht an sie verloren, sondern von den Vorgängern gelernt wie ein Künstler vom anderen. Wem wir, um hier nur ein paar Stücke zu nennen, „Von ewiger Liebe“ verdanken oder das „Sind es Schmerzen, sind es Freuden“ (im Tieckschen Magelonencyklus), der gehört zweifellos in die enge Zahl der Berufenen. Man begegnet bei ihm allen Gattungen des Liedes, von der einfachsten strophenförmigen, der Volksweise angeschmiegten Gestaltung, an der er sogar ganz besonderen Geschmack gefunden, bis hinauf zur dramatisch bewegten Scene. Als Sohn seiner Zeit pflegt er natürlich da sein Bestes zu geben, wo sich ihm Raum geboten zu breiteren, in die Einzelheiten der Charakteristik sich versenkenden, durch das volle Darstellungsvermögen des Klaviers illustrierten Tonschilderungen. Freilich läßt sich auf dieselben ein Wort Schumanns anwenden, der über einen Stoß ihm zugesandter Lieder geurteilt: „In allen gefällt mir die sorgsam interessante Arbeit; oft, scheint mir, leidet aber die Melodie darunter; man sieht oft kaum den Strom vor lauter überhängendem Gebüsch.“ Unter den mehrstimmigen Gesängen seien die Liebeslieder für gemischtes Quartett mit vierhändiger Klavierbegleitung (op. 52 und op. 65), vermutlich durch Schumanns spanisches Liederspiel angeregt, noch besonders hervorgehoben. Man kann den Walzertypus nicht feinsinniger, geistreicher, anmutiger verwenden und verwerten, als es in diesen zarten, duftigen, leichtbeschwingten Stücken geschehen, denen der leise Anflug von Rokoko so gut zu Gesicht steht. Daß sie nicht alle von gleichem Reize sind, einzelne doch etwas Gekünsteltes, Manieriertes haben, lag in der Natur der Aufgabe, in der Enge der durch sie der Form und dem Ausdruck gesteckten Grenzen. Brahms hat sich immer gegenüber seinen dichterischen Unterlagen sehr wählerisch gezeigt. Am willkommensten sind ihm gedankenschwere, von der breiten Poetenheerstraße abweichende, das landläufige O und Ach der Lyrik verschmähende Texte.

Wir kommen endlich zu denjenigen Werken, in denen das gesamte Rüstzeug der Tonkunst, das vokale wie das instrumentale, aufgeboten worden. Durch seinen Umfang und noch mehr durch den wuchtigen Gehalt fällt unter ihnen zunächst ins Auge „Ein deutsches Requiem nach Worten der Heiligen Schrift für Soli, Chor, Orchester und Orgel“. Die Gründe, die den Komponisten bestimmt, aus einer Reihe von Bibelsprüchen sich

einen neuen Text zusammenzustellen, liegen auf der Hand und sind nur zu billigen. Vor allem empfand er, was auch schon der Titel andeutet, den Drang, mit seinen Tönen deutsche Worte zu umfangen. Müssen doch in der Seele jedes Musikers die Laute der Muttersprache den weitaus kräftigsten, unmittelbarsten Wiederhall wecken. Dazu kam, daß die hergebrachte Totenmesse in engem Zusammenhang mit dem katholischen Kultus steht. Endlich die Hauptsache: der musikalische Inhalt des überlieferten, an sich bewunderungswürdigen Requiemtextes ist von Mozart und Cherubini, ihrer Vorgänger und Nachfolger gar nicht zu gedenken, bis auf den letzten Tropfen ausgeschöpft. Brahms wollte einen neuen Boden für neue Ernten gewinnen, den jungen Wein nicht in alte Schläuche füllen. Er hat es darum hier genau ebenso gehalten wie später in seinem gleichfalls mit dem Wortlaut des Tedeums nichts zu schaffen habenden Triumphliede.

Weit und kühn über die Grenzen des hergebrachten Kirchenstils hinausstrebend, immer bedacht auf sinnfälligste charakteristische Bedeutsamkeit, verdankt das Deutsche Requiem seinen hervorragenden Wert namentlich zwei Eigenschaften: dem wesentlich modernen Zuge der Tonsprache und der bei allem Reichtum des Ausdrucks fest zusammengehaltenen geistigen und formellen Einheit. Unsere protestantischen Altmeister sind dem mit ihren Werken vertrauten Komponisten keineswegs die einzigen, ja nicht einmal die vornehmsten Führer gewesen. Weit mehr als den Spuren Bachs und Händels ist er den von Beethoven, dessen großer Messe, Neunter Symphonie, gewiesenen Bahnen gefolgt. Selbst mit unseren Romantikern geht er gelegentlich Hand in Hand. Die Polyphonie ist ihm nicht ausschließlicher Faktor der Gestaltung, auch freiere Gebilde haben neben ihr Raum. Vollauf in Anspruch genommen sind die Macht und Kraft wie die feinen Künste des heutigen Orchesters, sein Farbenglanz, sein malerisches Vermögen. Die Partitur ist darum nicht etwa nur ein nachgeborenes Kind des klassischen Geistes, sondern zugleich eine echte Frucht unserer Zeit, von deren Geist erfüllt, mit ihrem Blute getränkt. Wir sind hier ebenso sicher vor steifem, leerem Formalismus wie vor unorganischer Buntscheckigkeit und Zerfahrenheit. Gewiß ist die Musik bestrebt, den Sinn jedes Wortes auszudeuten, aber sie erhält sich dabei stets das Ganze klar und zielbewußt gegenwärtig, den Grundriß des Aufbaues, die Harmonie der Gesamtstimmung. Die Festigkeit des Gefüges wird nirgends gelockert, verschoben, gesprengt durch die Mannigfaltigkeit des Einzelnen. Dies Ineins von Idealismus und Realismus ist aber das untrügliche Kennzeichen jedes wahren Kunstwerkes.

Nichts ist im Deutschen Requiem von der süßen Rührseligkeit zu entdecken, die in der religiösen Musik der Epigonen meist den Kammerton der Empfindung abzugeben pflegt. Fast durchweg empfangen wir den Eindruck mannhafter Kraft, gewaltigsten Ringens einer oft bis zum Trotz sich steigernden Leidenschaftlichkeit. Nicht wie bei Bach und Händel als anerzogener, von allen Seiten wohlgesicherter Besitz erscheint hier der Trost des Glaubens, sondern wie bei Beethoven als höchster Siegespreis, den sich jeder einzelne erkämpfen muß. Ein stark hervortretendes subjektives Element ist darum der Musik beigemischt. Das Werk besteht aus sieben Abschnitten, von denen die ersten beiden wohl die bedeutendsten sind. In ihnen ist alles beieinander: quellender Fluß, Macht und Größe der Motive, kunstreiche Entwickelung, bewegteste geistige Lebendigkeit. Wie eindringlich wird uns da zugerufen: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Denn alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blumen.“ Wehmütigste Entsagung erhebt bei dem „Das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen“ ihre Klage. Echt brahmsisch, aber auch für den unvorbereiteten Hörer recht befremdlich ist im folgenden Satz

der hartnäckige Orgelpunkt auf dem in Sextolen gehämmerten d der Pauke zu den Worten: „Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und keine Qual rühret sie an.“ In diesem dritten Abschnitt, desgleichen in dem wieder besonders schwer gewogenen sechsten, tritt ein Baritonsolo hinzu, während der fünfte, der faßlichste von allen, der selbst dem ungeübten Ohr keine Schwierigkeiten bietet, mit einem mendelssohnisch gefärbten lieblichen Sopransolo bedacht worden. Brahms soll nach dem Zeugnis Ed. Hanslicks („Konzerte, Komponisten und Virtuosen der letzten fünfzehn Jahre, 1870 bis 1885“) das Requiem in tiefster Gemütsbewegung nach dem Tode seiner zärtlich geliebten Mutter geschrieben haben.

Das Triumphlied, angeregt durch die deutschen Siege im Jahr 1870, baut sich aus drei achtstimmigen Chören auf, deren letzten ein Baritonsolo einleitet. An polyphoner Kunst steht es keineswegs hinter dem Deutschen Requiem zurück, wohl aber beträchtlich an Reichtum und Innigkeit des Empfindungsgehaltes. Seine von Händelschem Einfluß beherrschten Tongestalten strahlen weit mehr Glanz als Wärme aus. Woher hätte diese auch kommen sollen gegenüber dem spröden, der Offenbarung Johannis entlehnten, die Rätselsprache versunkenster Mystik redenden Texte!

Es wurde schon bemerkt, daß wir Brahms, was die Wahl seiner Dichter betrifft, nie in banausischer, fast immer in der besten, erlesensten Gesellschaft finden. Keine Geringeren als Schiller und Goethe haben ihm die Worte für zwei seiner gehaltvollsten kleineren Chorwerke geliefert. Oberflächlich betrachtet, scheint das erstere, „Nänie“ — auch von Götz, dem Autor der „Bezähmten Widerspenstigen“ komponiert — mit seinem Gedanken- und Bilderreichtum, den gehäuften Beziehungen zur griechischen Mythologie, dem so schwer zu bewältigenden Metrum (Distichen) die Musik mehr abzuwehren als anzulocken. Wer indessen schärfer hinsieht, wird anders urteilen. Stets hat Brahms eine gewisse Vorliebe für derartige Texte, die sich nicht der ersten besten Hand fügen, an den Tag gelegt; man denke an seinen Parzengesang, sein Schicksalslied, von denen sogleich noch die Rede sein soll. Wie ein ähnlicher Geist in allen diesen Dichtungen weht, so auch in ihrer musikalischen Behandlung. Man darf sagen, daß die drei Kompositionen aus dem nämlichen Stoff geformt sind. Was sie charakterisiert, ihnen zu besonderer Ehre gereicht, ist namentlich der Umstand, daß sie die klassische Ruhe und Würde der poetischen Unterlagen treu und unversehrt wiedergegeben. Ein Abglanz von dem reinen Adel, der vornehmen Größe antiker Kunst hat sich über die ernsten, keuschen Töne ergossen. Da ist nichts von zügelloser Leidenschaft, von ungebändigtem Sturm und Drang, auch nichts von flauer, weichlicher Sentimentalität und geschwätziger Selbstbespiegelung, sondern alles fest, gedrungen, einem unbeugsamen Willen gehorchend. Die „Nänie“ beginnt mit einem stimmungsvollen, später vor dem letzten Abschnitt wiederkehrenden Instrumentalprolog, in welchem die Oboe bedeutsam hervortritt. Eine Klage ist es, die wir vernehmen, aber eine gefaßte, in den unabwendbaren Ratschluß des Schicksals ergebene. Die Soprane heben den Trauergesang an, zu ihnen gesellen sich in kanonischer Führung der Reihe nach die übrigen Stimmen. Höchst bedeutsam ist jedesmal der Abschluß der einzelnen Distichen. Zwei Sätze: „Nicht stillt Aphrodite“ und „Aber sie steigt aus dem Meer“, stellen sich, für den Wechsel des Kolorits sorgend, gleichsam wie helle, milde Streifen in dem dunklen Bilde dar. Dort erscheint, von Harfenklängen und schmeichelnden Weisen geleitet, die lieblichste der Göttinnen. Hier tauchen aus des Meeres Tiefen allerlei holde Wunder empor. Nicht die Negation „Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab“, sondern die Wiederholung des Versöhnenden „Auch ein Klagelied zu sein im Munde der Geliebten, ist herrlich“ hat das letzte Wort.

Auch der Parzengesang in der Goethe-

schen Iphigenie „Es fürchten die Götter das Menschengeschlecht", der ebenfalls Ferdinand Hiller zu einer seiner besten Kompositionen angeregt, hält für die in den Kern der Sache eindringende musikalische Phantasie reichen Lohn bereit. Brahms hat den Empfindungsgehalt der Dichtung, ihr sagenhaftes Kolorit, die kühnen, gewaltigen Bilder, die sie uns vor die Seele bringt, aufs kräftigste erfaßt und zur Darstellung gebracht. Schon die Mischung des sechsstimmigen Chores — ein Sopran, zwei Alte, ein Tenor und zwei Bässe — verleiht dem Ganzen eine schwere, düstere Färbung. Gesteigert wird dieser Eindruck durch die in scharfen Gegensätzen sich bewegende Harmonie und das finstere Gepränge der Instrumentation. Es ist wirklich, als ob der fernste Hintergrund der Zeiten sich aufthäte, aus ihm das uralte Lied der grauen Schicksalsschwestern traurig und unheimlich emporstiege. Stellen wie „Erhebet ein Zwist sich, so stürzen die Gäste, geschmäht und geschändet, in nächtliche Tiefen" und weiterhin: „Sie schreiten vom Berge zu Bergen hinüber" geben der Tonsprache Anlaß zu den malerischsten Gebärden. Vor den Worten „Es wenden die Herrscher" wiederholt sich der Eingang, und es folgt ein milder, freundlich versöhnender Satz, in welchem das segnende Auge, „Die ehemals geliebten, still redenden Züge" weit ausdrucksvoller hervorgehoben sind als der Zorn und der Haß der Himmlischen. Trefflich geraten ist der Schluß „So sangen die Parzen", wo über die schwermütigen Klänge der Stimmen und des Orchesters eine Flöte spukhaft hinirrt.

Einen weit minder glücklichen Griff hat Brahms im „Rinaldo" gethan. Obgleich die Dichtung von Goethe der Musik ausdrücklich zugeeignet und darum auch „Kantate" überschrieben worden — sie steht in seinen Werken unmittelbar neben der für Sang und Klang prädestinierten „Ersten Walpurgisnacht" —, ist hier doch wenig für den Vorteil des Komponisten gesorgt. Dieser sah sich, weil Armida selber nirgends das Stichwort empfangen, sondern gänzlich im Hintergrunde bleibt, ausschließlich auf die Verwendung von Männerstimmen angewiesen; dabei die gemächliche Breite, die redselige Beschaulichkeit der Schilderung, aus deren marmorglatten, marmorkalten Versen es uns wie Herbsthauch anweht. In dem Bestreben, die ruhige, vor dem Naturlaut der Leidenschaft streng behütete Vornehmheit ihres Textes wiederzugeben, leistet die Musik auf alles Verzicht, was an moderne Ton- und Klangromantik erinnern könnte. Ihr fehlt jede wärmere, überzeugende Sinnlichkeit. Sehr bescheidener Gebrauch ist vom Farbenreichtum des Orchesters gemacht. Der Eintritt der Posaunen bei der Stelle „Zeigt den diamantnen Schild" wird vom darbenden Ohr als eine wahre Erquickung begrüßt. Keine einzige duftigere melodische Blüte, bloß verständige Deklamation ist dem von der Stätte höchsten irdischen Glückes scheidenden Rinald (Tenorsolo) in den Mund gelegt. Nur in einigen Chören quillt die Erfindung voller und frischer.

Zum Schluß noch ein Wort über ein Chorwerk, das in engstem Rahmen alle Vorzüge des Komponisten vereinigt: über sein Schicksalslied. Bedeutsam für den Zug nach dem Ethischen, den Brahms mit Beethoven teilt, ist hier wieder schon die Wahl des Hölderlinschen Textes. Derselbe befaßt sich keineswegs mit lyrischen Tändeleien, vielmehr schöpft er seinen herben Stimmungsgehalt aus dem tief schmerzlichen, man möchte fast sagen, zornigen Zweifel, gegenüber den schneidenden Dissonanzen des Lebens die versöhnende Auflösung zu finden. Selig preist er das Los der Himmlischen, denen gleich einem lächelnden Frühlingstraum die Tage dahingleiten, während den Menschen sein Verhängnis nimmer rasten läßt, dieser fort und fort im wechselvollen Spiel des Zufalls von dem ungewissen Heute dem noch ungewisseren Morgen überliefert wird. Die Musik vertieft sich aufs energischste in die Darstellung des Gegensatzes, ihre beredtesten Töne namentlich

zu den Worten bringend: „Es schwinden, es fallen die leidenden Menschen blindlings von einer Stunde zur anderen, wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfen, jahrelang ins Ungewisse hinab.“ Nachdem der Chor ausgesungen, vergeht noch geraume Zeit, ehe im Orchester die einmal aufgerufenen Geister zur Ruhe kommen. Dem letzteren ist hier wiederum eine ganz ähnlich hervortretende Rolle zugefallen wie in den meisten Vokalkompositionen Beethovens, zumal in denen der dritten Periode angehörigen. Unerschöpflich zeigen sich die Instrumente in der Deutung und Ausbreitung der durch den Text angeregten Vorstellungen. Sie sind dabei weit entfernt von jener heutigestags so verbreiteten billigen Tonmalerei, die bloß allerlei Einzelheiten und Äußerlichkeiten aufs Korn nimmt, um nur recht viel bunten Kleinkram der Charakteristik den Worten anzuheften. Einzig um vollste Bethätigung ihres seelenkündenden Vermögens ist es ihnen zu thun. In der ersten Hälfte des Stückes sind sie so nachdrücklich bevorzugt, daß sie den Singstimmen von der Teilnahme des Hörers nicht viel übrig lassen.

Uns mußte es genügen, nur auf den einen und anderen besonders scharf ausgeprägten Zug in dem Charakterkopf des Komponisten hinzudeuten und zur Erläuterung aus der Reihe seiner Werke ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit einige hervorzuheben und etwas näher ins Auge zu fassen. Kann doch keine Rede sein von irgend welchem endgültigen Urteil über einen in der Fülle seiner Kraft stehenden, mitten im rührigsten Schaffen begriffenen Künstler. Eitel Vorwitz wäre jeder Versuch, ein solches abgeben zu wollen. Wer unter den Mitlebenden hätte z. B. in dem Haydn von 1786 den Komponisten der „Englischen Symphonien“, der „Schöpfung“, der „Jahreszeiten“ auch nur geahnt! Der Meister zählte damals vierundfünfzig Jahre, und Brahms ist gegenwärtig genau ebenso alt. Bis zu diesem Tage haben wir aus seiner Hand in ununterbrochener Folge neue wertvolle Gaben empfangen. Kein Zeichen gemahnt bei ihm an die Nähe des Feierabends. Nicht als Ährenleser — als froher, rüstiger Schnitter steht er vor unserem Blicke. Wie wäre abzusehen, welche Ernten ihm in Zukunft beschieden sein mögen! Seine beste Symphonie, sein meisterlichstes Streichquartett, seine schönsten Lieder und Kantaten, sie harren vielleicht noch ihrer Stunde. Bereits mehrfach und erst neuerdings wieder hieß es, Brahms wäre mit einer Oper beschäftigt. Wir können die Sache weder bestätigen noch in Abrede stellen und bemerken nur, daß man diesmal sogar die Quelle wissen will, welche dem Libretto den Stoff geliefert, und zwar als solche „Das laute Geheimnis“ von Gozzi bezeichnet hat.

Harmlose Skizzen aus Konstantinopel.

Von
Helene Böhlau.

II.

Die Hunde in Konstantinopel.

Von den Hunden in Konstantinopel hat jedermann gehört und gelesen; auch mir war aus Reisebeschreibungen erinnerlich, daß diese Hunde die Straßenpolizei von Konstantinopel bilden, daß sie in wilden Horden auf den Brandstätten liegen, daß man ihnen gefallene Esel und Pferde vorwirft, daß unter ihnen die Tollwut unbekannt ist, daß sie eine häßliche, schakalartige Rasse sind — was man so als unterrichteter Mensch für nötig findet von ihnen zu wissen. Ich muß gestehen, daß sie mich vom ersten Schritte an, den ich in Konstantinopel that, interessiert haben.

Da liegen sie ja, die Hunde von Konstantinopel, dachte ich, als ich ihrer sechs in der kleinen, engen Gasse, durch welche wir hinaufstiegen, mitten auf dem Weg in behaglicher Ruhe liegen sah.

Es waren gelbe und dunkler schattierte Tiere mit festem, dickem, kurzhaarigem Pelz, und ganz recht, sie hatten etwas Schakalartiges und das breite, steife Wolfsgenick, kurze spitze Ohren und vollen Schwanz. Sie lagen so friedlich und sicher wie Kinder in ihren Betten, trotzdem das bunte Leben, das Gedräng und Gewühl in der engen Straße ein Stehenbleiben kaum möglich machte. Sie lagen da unbeweglich im tiefen Schlaf oder beschaulicher Ruhe, und alles mußte ihnen ausweichen: Wagen, Pferde, Fußgänger, die schwer bepackten Hamals, die Lastträger Konstantinopels, die das Unglaubliche an Umfang und Gewicht tragen können, kurz alles und jedes, was ging, fuhr oder ritt.

Das bemerkte ich auf den ersten Blick und hatte meine Freude an den schlauen Tieren, die ohne diese standhafte Behauptung ihres Platzes ein elendes, hin und her gedrängtes, flüchtendes Leben führen würden.

Wie gesagt, der erste Blick, den ich auf die Hunde warf, gewann ihnen mein Herz. Ich trat zu einem hin, der sich ein etwas stilleres und bequemeres Fleckchen ausgesucht hatte, und sagte ihm: „Da wäret ihr ja, Schlingel; ich weiß es schon, ihr seid kluge, hübsche, gelbe Tiere.“ Ich lockte ihn etwas, und der gute Peter fing an zu wedeln, meine Anrede hatte sofort seine freundlichen Gefühle erweckt, und welche Welt von Freundlichkeit birgt eine gute Hundeseele von der Schwanzspitze bis zur Schnauze! „Es rede niemand von Freundschaft, bevor er einen Hund erzogen hat,“ sagt der Spanier. Keine andere Kreatur wird so von Wohlwollen durchströmt und belebt wie ein Hund.

Mein guter Freund wedelte, machte das liebenswürdigste Gesicht, erhob sich, reckte sich, stemmte seine Pfoten an mein Knie und schien von der Begrüßung auf das äußerste erfreut zu sein, schnappte ver-

gnügt, schwang seinen Vorderleib beim Umherspringen wie närrisch hin und her und zeigte die größte Lust zu einer längeren Unterhaltung.

Und ich muß sagen, daß mir in der wildfremden Stadt die Begrüßung dieses guten Herzens wohl that. Ich sah mir bei dem Weitergehen die anderen Hunde darauf an, ob ihnen so freundliche Gefühle wie ihrem Kameraden zuzutrauen seien oder ob mein Bekannter eine Ausnahme bildete, fand aber bei allen denselben wohlwollenden Ausdruck in den Augen und um die Schnauze. Da dachte ich: Wie mag es einem verlassenen Einsamen hier wohlthun, daß auf Straßen und Gassen, mitten unter dem Getriebe der Menschen, das an dem einzelnen achtlos vorüberzieht, mitten unter kaltem Reichtum, befangener Armut, Geschäftigkeit, Lärm und Eile, fremdem Glück, fremder Zufriedenheit und fremdem Wohlergehen so viel Freundlichkeit und Güte zwischen den Rädern, den Füßen von Menschen und Vieh friedlich liegt und nur auf eine Aufforderung wartet, um den Betreffenden damit zu überschütten.

Von diesem ersten Wege an hat sich ein großer Teil meiner Aufmerksamkeit hier auf die Hunde gerichtet.

Einer etwas frevelhaften Empfindung möchte ich hier Ausdruck geben: So oft ich aus der gewohnten Umgebung in eine andere versetzt werde, eine fremde, unverständliche Sprache höre wie hier in Konstantinopel, verwischt sich bei mir der Eindruck von der Wichtigkeit und Unantastbarkeit der Menschenwürde, die erhaben und unvergleichlich über der Bedeutung jeder anderen Kreatur stehen soll, wie man sagt. Ich beobachte einen Hund, ein Pferd, und ihr Benehmen, ihre Handlungsweise scheint mir genau so durchdacht und bewußt wie die irgend einer Person, die das Glück und den Vorteil genießt, dem menschlichen Geschlechte anzugehören.

Ich sage, daß es mir so geht, wenn unverständliche Laute mein Ohr treffen, wenn ungewohnte Trachten die Menschen fremd erscheinen lassen; nie würde mir ein solcher Gedanke kommen beim Anhören der gelobten deutschen Sprache und beim Anschauen von Fracks, Überziehern, Cylindern, Regenmänteln, welche Geheimeräte, Banquiers, Schriftsteller und Künstler aller Art in sich schließen. Man weiß ja, was diese vortrefflichen Leute vollbrachten und vollbringen, wie weise sie sind, wie sie zu reden verstehen, wie sie im Reichstag sitzen, wie sie Zeitungen schreiben und lesen. In diesem Fall ist natürlich eine Empfindung, wie ich sie erwähnte, unmöglich; aber hier, wo alles fremd, alles gleichmäßig fremd ist, wurde es mir oft wunderlich zu Mute, daß mir ein Hund und ein Hamal, ein würdiger Pascha und sein schönes Pferd dieselbe Bedeutung hatten, daß es mir war, als läse ich die Gedanken über irgend ein Ereignis, das sich auf der Straße begab, gleichmäßig im Gesicht des Hamals wie des Hundes. Ich bemerkte, wie beide ihren Weg berechneten, wie beide an einem Laden, der ihnen annehmbare Dinge enthielt, vorübergingen und sich sagten: Das ist nichts für dich.

Der Hamal dachte: Mausen darfst du nicht, weil du im Jenseits nach des Korans Bericht wiedergeben mußt tausendfältig, was du diesseits entwendetest.

(Weise Lehre des Korans, die das menschliche habgierige Gemüt mit solchem Nachteile bedroht.)

Der Hund dachte: Mausen darfst du nicht, denn was wird es dann anderes als Prügel setzen und Geschrei.

So gehen sie beide, der Hamal am Bazar, der Hund am Fleischerladen, vorüber, haben denselben Kampf zu bestehen und erzielen dasselbe Resultat.

Wenn ich also in der Lage bin, unter fremden Menschen deren Thun und das Thun der Tiere gewissermaßen objektiv zu betrachten, so ist es verzeihlich, wenn ein leichtes Gefühl dumpfer Beängstigung in mir aufsteigt: daß wir vielleicht in unserer Blindheit und Stumpfheit in allzu großer Anmaßung an unseren Mitgeschöpfen, den Tieren, vorübergehen.

Eine Mutter ruft ihre Kinder, wenn es regnet, in das Haus, sucht sie auf, wenn sie auf den ersten Blick nicht zu finden sind, sorgt dafür, daß sie trockene Kleider anziehen und sich erwärmen, und gilt für eine bedachtsame, kluge, liebevolle Frau, sobald sie also handelt. Sie hat diese Regeln vielleicht sogar in einem Buche studiert: „Das Kind im ersten Lebensjahre, im zweiten und dritten“. Sie unternimmt nichts, ohne darin nachzuschlagen, sie läßt sich von einem ausgezeichneten Arzt beraten. Sie macht eine große Begebenheit aus ihrer Mutterliebe, ihren Pflichten. Sie wird gepriesen. Sie ist erfüllt von ihrer Weisheit, ihrer Erziehungskunst, ihren Ansichten über die Pflege des Kindes, schreibt sogar darüber.

Und was thut sie im Grunde anderes, was irgend in einer Weise anderes als eine Henne, die ihre Küchlein beschirmt, die sie sich unter die Flügel lockt, wenn es regnet, wenn sie den Habicht erspäht. Das gute Huhn denkt sich doch sicher auch sein Teil, handelt mit Überlegung und Fürsorge. Und die Hündin in Konstantinopel, die für ihre Jungen in dem gewaltigen Getreibe mit Scharfsinn das Fleckchen in ihrer Straße aufsucht, wo ihre kleinen Köter sicher liegen können — und das ist keine leichte Sache, sie muß da unendliche Zufälligkeiten und Fährlichkeiten berechnen —, was thut sie anderes als eine Mutter, die man nach menschlichen Begriffen umsichtig, weise, ja genial nennen würde.

Und die Erziehung der Kinder, wenn es daran geht, sie in überkommenen Traditionen, Weisheitslehren, Nützlichkeiten, in die Gesetze, die zehn Gebote einzuführen, ihnen Vaterlandsliebe, Feindschaft gegen die Nachbarvölker und Religionen, Verachtung derselben beizubringen, auf welcher unvergleichlichen Höhe steht da die menschliche Erziehung!

Aber man beobachte einmal meine Hunde: ihre Ahnen saßen hier schon zur griechischen, oströmischen, byzantinischen Zeit, zur Zeit der Kreuzfahrer bis zu der Zeit der Türken. Jede Straße hat ihr Hundegeschlecht, das hier hauste vom ersten Ahnen an bis herab zum jüngsten Enkel.

Nun denke man, wie hier sich Traditionen, Gesetze vererbten, wie die Mütter und Väter die Kinder unterrichteten über das, was statthaft und unstatthaft, was nützlich oder von Folgen übel sei.

Zuerst ist es die Achtung vor dem angestammten Gebiete, die dem jungen Hunde begreiflich gemacht wird, denn wehe dem, der sich aus seinem Straßengebiet in ein anderes wagt, wo andere Hundegeschlechter herrschen, vielleicht gar, um dort an dem Eigentum der Besitzer zu schnüffeln und zu schmausen. Er kann darauf rechnen, daß er schlecht zugerichtet heim kommt. Das begreifen die jungen Hunde bald; aber auch das wird ihnen mitgeteilt, daß ein Masseneinfall in das Nachbargebiet, um zu rauben und zu beißen, gestattet und als rühmliche That anerkannt sei. Ja, daß es für einen jungen kräftigen Hund nichts Schöneres giebt, als eine solche Rauferei im Nachbarlande anzuzetteln, um einen knochengespickten Kehrichthaufen zu erobern. Herrliche Kriegsgesänge, die wie Glocken tönen, werden ihren jungen Ohren vorgesungen, um in ihnen den Wunsch nach solchen prächtigen Unternehmungen früh zu wecken.

Die Bewohner Konstantinopels kennen diese Kriegszüge, von denen den jungen Hunden erzählt und gebellt wird.

In einer wundervollen Mondnacht habe ich einen solchen Aufbruch zum Kampf mit angesehen.

Ein volles, helles Bellen ertönt. Nach diesem Bellen läutet es wie Glocken durch die Straße und Nachbarstraße, durch das ganze Gebiet des erlauchten Hundegeschlechtes nach.

An der Straßenecke sah ich einen Hund stehen, wie aus Erz gegossen, die Ohren steif, den Schwanz straff in die Höhe, die Vorderpfoten in das Nachbargebiet gestemmt. Er bellte Aufforderung zum Kampfe.

Es wurde ihm geantwortet, dumpf von ferne. Es kam näher und näher. Der Vertreter des Nachbarstaates stand ihm

gegenüber, genau wie der Angreifer, ganz wie aus Erz gegossen, die Ohren steif, den Schwanz straff in die Höhe, die Pfoten vorgestemmt.

Jetzt bellen sie einander dröhnend an. Es giebt kein Ausweichen mehr. Von Frieden und Vertrag ist nicht die Rede. Der Kampf ist beschlossen.

Grollend stürzen sie aufeinander ein, und mit ihnen stürmt es von allen Seiten, Feind auf Feind, wie Sturmglocken tönt es, ohrzerreißend — und von ferne kommt es mehr und mehr angeheult und angetost. Es ist, als wälzte sich der Aufruhr weiter.

Die Streiter stürmen im Kampfe miteinander durch die Straßen. Neue Geschlechter und immer neue schließen sich an. Für jede Partei kommen Verbündete. Da kämpfen die wohlgenährten Hunde aus Pera und Galata, an allen Ecken stürmt es; die scheckigen Hunde aus Fyndykly, die mageren schwärzlichen aus Kassim-Pascha. Dort hört man die Hunde vom Balyk-Bazar, dem Fischmarkte, die fetten großen Tiere, die Enakskinder, die mehr besitzen, als sie je vertilgen können, und die doch keinen anderen Hund an ihre Riesenmassen von Fischköpfen, -Schwänzen und -Eingeweiden, die in ihrem Bereiche aufgehäuft werden, heranlassen.

Man spricht von ihnen unter der ganzen Hundebevölkerung mit Empörung, und gegen sie ist der Kampf gerichtet. Es sind die Adligen, die Reichen, die im Übermute leben und dem übrigen Volk zum Ärgernis.

„Nieder mit den Balyk-Bazar-Hunden!“ ist das Kriegsgebell. Von Galata dröhnt es her, in Pera wütet es, aus Kassim-Pascha, Fyndykly, aus San-Dimitri grollt es dumpf.

In solcher Nacht bei Mondschein auf dem Galataturm hörte sich das Toben einer solchen Schlacht wunderlich an; kein anderer Ton lebt mehr in der gewaltigen Stadt, nur das Bellen der Hunde, der Köpek, wälzte sich von Straße zu Straße, über das Goldene Horn und weckte die dürren Hunde von Stambul, daß auch in sie Kampfeslust fährt, daß sie bellen und kämpfen und Aufruhr treiben. Gott weiß, gegen wen und gegen was. Vielleicht wissen sie es selbst nicht, wie das ja auch bei uns Menschen manchmal der Fall sein soll, wenn das Volk von der Ansteckungsluft des Aufruhrs ergriffen wird.

Aber sicher ist, daß in Konstantinopel des Nachts Schlachten von mächtiger Wirkung geschlagen werden. Und ich bin gewiß, daß Züge von größter strategischer Bedeutung zu verzeichnen wären, daß Feldherren und Generale in Konstantinopel leben, die ohne weiteres der Geschichte mit einverleibt werden könnten — und die es werden, wenn auch nicht in der unseren.

In den Überlieferungen der Hundegeschlechter werden wir auch schwerlich unserer Generale und Könige Erwähnung gethan finden. Es müßte denn in einer Anekdote sein, die Hund und Menschen gemeinsam trifft — Anekdoten, wie wir deren auch haben, ähnlich folgenden: Alcibiades und sein Hund, oder: Der letzte Bernhardiner, oder: Der Hund des Obry, dem der größte Deutsche vom Schauplatz seiner liebsten Thätigkeit hatte weichen müssen.

Zum Beispiel wird folgende Begebenheit in den Annalen der Hundegeschlechter Konstantinopels verzeichnet worden sein, eine Begebenheit, in welcher der jetzt regierende Sultan Abdul Hamid Chan eine Rolle spielt. — Und in der That, sie ist verzeichnet; der alte ehrwürdige Beller, der den herrlichsten Glockenton in der Kehle hat, den kein Bewohner Konstantinopels an Kraft des Ausdrucks übertrifft, der spitzschnauzige Köpek Ingliß, der seine Heimstatt in einer hohlen Platane hat, die auf dem Platze vor der Nurih-Oßmanjä steht, der prächtigen Moschee (die zu deutsch „Das osmanische Licht“ heißt), der versteht es, bei Festen und Versammlungen folgende Begebenheit schwungvoll vorzutragen — denn es handelt sich um nichts Geringeres als um eine außerordentliche That seines eigenen Lebens:

Es ist gottlob eine Reihe von Jahren

vorüber, da suchte eine schwere Sorge die Schakalbrüder von Konstantinopel heim. Wie die ganze civilisierte Welt von jeder mächtigen Zeitwelle mit Neuerungen überschwemmt wird, mit neuen Uniformen, neuen Moden, neuem Glauben, neuen Gesetzen, neuen Waffen, neuen Sitten, neuen Hüten und Mützen, neuen Krankheiten und Vergehen, mit all dem, was von alters her die Kraft hat, von Zeit zu Zeit in neuer Gestalt zu erscheinen, als wäre es noch niemals dagewesen — so war wieder solch eine Welle, wie über alle Länder, auch über das Osmanische Reich gegangen.

Ein großer Teil der Armee mußte aus den weiten bequemen Pluderhosen in enge preußische kriechen, aus den leichten kleidsamen Blusen in knappe Jacken mit hohen steifen Stehkragen, so bitter es der armen Soldateska auch ankam; denn wohl dem, der in einer bequemen Haut steckt, zumal bei Hitze, Sonnenbrand und Staub. Sie bekamen die berüchtigten drei Knöpfe auf die Ärmelaufschläge — und Gott weiß, was ihnen noch bevorsteht. Die Turbane waren längst schon von den Häuptern gefallen und hatten dem roten Fes Platz gemacht. Der bunte, offene, von Ochsen gezogene Wagen, die „Arabà“, war davongefahren, und Droschken rasselten bergauf und bergab in den engen Straßen Peras und Galatas. Die Pferdebahn drängte sich, verderbendrohend, durch das ungeheure Menschengewimmel der großen Galatastraße. Akademien und Schulen waren entstanden.

Gottlob aber giebt es hier noch so manches Gute und Böse, das sich lange bewährt hatte und der neuen Zeit nicht ohne Kampf zum Opfer fallen wollte. Da waren die „Köpek“, die Hunde Konstantinopels, die braven Köter Stambuls, die seit zweitausend und mehr Jahren an Ort und Stelle saßen. Sie hatten alles überdauert. Reiche waren entstanden und zerfallen, Religionen waren gekommen und gegangen, Völker waren eingezogen, waren mächtig geworden und waren vom Erdboden verschwunden. Die Köpek aber hatten treu und ehrlich ausgeharrt, unbekümmert darüber, was die zweibeinigen Geschöpfe im Treiben hatten. Zwei Jahre aber nach dem blutigen Maitag 1453, als die Türken Konstantinopel erobert hatten, also 1455, waren sämtliche Köpek sich klar über den Schutz, den der Islam ihnen gewährte.

Sie hatten es bisher als eine Naturnotwendigkeit angesehen, daß die Christen, die Griechen, jedem braven Hund, den sie erwischen konnten, Schwanz und Ohren stutzten, daß sie einen großen Teil der niedlichen gelben Jungen ersäuften oder lebendig verbrannten, daß sie die alten, kranken Hunde zu Tode prügelten, daß sie es für gut fanden, einem genäschigen Hund in aller Gerechtigkeit heißes Wasser auf den Pelz zu gießen. Dies alles hatten die Griechen in der Gewohnheit zu thun.

Die Erfahrung aber, welche die Köpek machten, war folgende: die nämlich, daß die Türken, die Muselmänner, dergleichen zu thun nicht für gut fanden.

Die Köpek in den Türkenvierteln atmeten auf. Eine Angst, eine Qual, ein schwerer Druck fiel von ihnen ab. Sie wurden inne, daß sie ein elendes Leben geführt hatten, beklagten ihre Vorfahren, welche so viel leiden mußten, priesen sich und ihre Kinder glücklich und faßten so den Entschluß, sich zu den Bekennern dieser guten freundlichen Religion zu halten, die offenbar auf die blutdürstigen, grausamen, von allen Kreaturen zu fürchtenden Zweibeiner von gutem Einfluß sein mußte. Denn statt ihnen ihre kleinen Welfe zu verbrennen und zu ersäufen, bauten die Türken den Hündinnen mit ihren Jungen Schlupfwinkel und Nester, um sie vor Sonne und Regen zu schützen. Kein Ohr und kein Schwanz wurde mehr abgeschnitten, und jeglicher Köpek behielt unter dem Regiment der Türken Spitzohren und Buschschwanz, wie Gott es gewollt. Kranke Hunde wurden nicht geprügelt, sondern bekamen eine Matte hingelegt und Brot und Milch. Baute sich ein Türke ein Haus, so vergaß er der

Hunde nicht und ließ vor der Thür steinerne Näpfe einmauern, in die alle Tage Wasser gegossen wurde. Auf den Gräbern selbst war für die Hunde gesorgt, denn die Moslem glauben, daß auch die Dankbarkeit der Tiere einer abgeschiedenen Seele wohlthut. Auf ihren Grabmalen ist immer eine Höhlung im Steine zu finden, in der sich Tau und Regen sammeln kann.

So aber war es gekommen, daß alle Hunde einmütig dem Islam zugethan waren und daß bei dem allgemeinen Plebiscit kein einziger Köpek sich ausschloß. Zu bemerken ist, daß eine derartige Einmütigkeit, wie sie hier stattgefunden, kein anderes Mal, so lange die Welt steht und Religionen wachsen, welken und vergehen, zu verzeichnen gewesen ist.

Welchen Einfluß diese Erkenntnis auf die Köpek selbst hatte, darüber ein Urteil abzugeben, will ich mich bis auf weiteres enthalten. Gut, daß die Christen von der gewaltigen Umwälzung, die sich in Konstantinopel im Jahre 1455 zugetragen, nichts erfuhren, sonst wäre es den armen Köpek übel ergangen, da die Christen die Strafen und Foltern, mit denen sie so virtuos unter sich verfahren sind in Religionsangelegenheiten, auch auf die Köpek ausgedehnt haben würden. Es giebt keine Qual der Welt, die gute Christen nicht zu Ehren Gottes an ihren Mitgeschöpfen ausgeübt hätten. So giebt es auch keine Qual, die an den ahnungslosen Köpek nicht glücklich vorübergegangen wäre.

Sie befanden sich unter der Herrschaft des Islam sehr wohl und erzogen ihre Kleinen als eifrige Verehrer der Muselmänner. Und wenn ich vorhin gesagt habe, daß ich mich nicht getraue, ein Urteil abzugeben, welchen Einfluß die neue Eroberung auf die Charaktere der Köpek gehabt hat, so muß ich hinzufügen, daß die Köpek sehr gute Hunde sind, freundlich und ehrbar. Sie haben nichts von dem auffahrenden Wesen europäischer Hunde an sich. Sie haben keinen Herrn, stehen bei niemand in Dienst und sind daher gegen jedermann, gegen arm und reich, Bekannte und Unbekannte, gleichmäßig höflich und freundlich, immer aber mit einer gewissen vornehmen Zurückhaltung. Daß sie nach Vorübergehenden schnappen und beißen, kommt nicht vor; sie lassen jeden seines Weges gehen, wie es ihm beliebt. Übrigens sind es nicht die Hunde allein, die unter der Herrschaft des Islam einen ruhigeren Charakter annahmen, als wir an ihnen gewöhnt sind; ebenso sind die Pferde und Esel hier nicht störrisch und bockig, sondern wie gute Kinder, die bei sanfter Pflege freundlich folgen. Die armen Hunde, die in Pera unter den Griechen leben müssen, haben ein scheues und gedrücktes Wesen, zucken zusammen, wie es auch die Hunde bei uns thun, wenn sie sehen, daß jemand einen Stock trägt oder sich bückt, als wollte er einen Stein aufheben. Eine arme Hündin lebt in Pera in tausend Ängsten um ihre Kleinen; ein Gassenbube scheint ihr ein Ungeheuer, von dem sich jede Unthat erwarten läßt.

Und es würde ihnen auch so übel ergehen, wie es den Hunden vor 1455 ging, wenn die Bekdschi nicht wären, die türkischen Wächter, die glutäugigen Kerls, die, mit ihren Knütteln bewaffnet, nach dem Rechten sehen bei Tag und Nacht.

Die langen, braunen, kräftigen Bekdschi bauen auch den Hündinnen in Pera ihre Schlupfwinkel und Löcher, setzen ihnen Milch und Brot hin und haben acht, daß den Jungen nichts geschieht.

Da hatte gerade vor unserem Haus der Bekdschi an der Straße Cumbaradschi einer Hündin mit sechs Jungen ein Hüttchen aus Stroh gebaut, und griechische Bummler hatten das ganze Nest mitsamt den Jungen angezündet, um die Tierchen lebendig zu verbrennen. Da hätte man den Bekdschi sehen sollen, wie er darauf losstürzte, die armen Würmchen aus dem Feuer riß, wie er dabei jammerte und wütete, wie er den Griechen nachsetzte und wie er um sich hieb wie ein Rasender, ganz außer sich, und wie er nach vollbrachter That zu Mutter und Kindern zurücktrat, die Jungen besah und befühlte, ob sie auch

nicht Schaden gelitten, und wie er sich sogleich geduldig daran machte, ein neues Häuschen zu bauen, danach die Jungen vorsichtig vor den Augen der Mutter wieder einquartierte. Dann ging er, um sich an dem Brunnen die Hände zu waschen, denn ein Moslem wird durch die Berührung eines Hundes unrein und muß sich entsühnen. Es darf auch kein Hund ein türkisches Haus oder einen türkischen Hof betreten. Sie sind einzig und allein auf die Straße angewiesen.

So lebten die Köpek aber in größter Zufriedenheit in Konstantinopel, befolgten und übertraten ihre eigenen Gesetze, wie das Menschenvolk es auch thut, sahen tagtäglich nach Nahrung und Verdienst aus, liebten und haßten, erzogen ihre Jungen, kämpften und schlossen Frieden und trieben dies von Generation zu Generation seit Tausenden von Jahren.

Wie ich aber vordem begonnen habe: Es war eine Zeitwelle über das Osmanische Reich gegangen und hatte auch dies Reich mit allerlei Neuem überschwemmt, und jetzt sollte es den armen Köpek an den Kragen gehen, die europäischen Gesandten hatten mit Mißfallen das Treiben der Hunde auf den Straßen Konstantinopels zu bemerken geruht. Sie wollten den Türken mit diesem Mißfallen andeuten, daß sie durchaus auf der Höhe der Civilisation ständen und daß auf der Höhe der Civilisation die Hunde Maulkörbe tragen und an der Leine geführt werden müssen.

Die Gesandten also hatten es für nötig gefunden, neben ihren gewiß aufreibenden Geschäften sich über die Köpek bitter zu beklagen. Von verschiedenen Seiten wurde die Frage aufgeworfen, ob es nicht an der Zeit sei, die Hunde auszurotten. Wenn ich nicht irre, waren es die Engländer, die eine gewaltige Treibjagd vorschlugen; die Russen, die in Konstantinopel leben, und die Griechen schlugen Gift vor; die Deutschen eine ordnungsmäßige, militärisch geleitete Einfangung und zweckmäßige Tötung mit Nutzanwendung der sterblichen Überreste; die Franzosen eine energisch unterstützte, höfliche Aufforderung zur Auswanderung.

Die Sache kam sogar vor den Ministerrat. Diejenigen Türken, die sich den Einflüssen von Europa bereitwillig zuneigten, fanden, daß sich über die Hundeaffaire nachdenken lasse. Sie wiesen allerdings energisch die Vorschläge der drei Großmächte England, Rußland und Deutschland zurück — der drei Mächte, von denen der Türke sich nicht ausreden läßt, daß ihnen noch ein gut Teil Barbarentum anhänge, das mit der Zeit sich wohl noch geben werde, aber vor der Hand sei es da, und es sei nicht gut, dies zu vergessen. Der Vorschlag der Franzosen hingegen war allenfalls zu berücksichtigen. Der Franzose ist dem Türken der sympathischste seiner immerhin habgierigen und raublustigen Nachbarn und Freunde.

Man nahm auch diesmal seinen Vorschlag anerkennend auf und beschloß, darüber zu verhandeln.

Nachdem eine geraume Zeit hingegangen war, reifte der Entschluß, die seit Jahrtausenden eingebürgerten Einwohner Konstantinopels, die Köpek, zu verbannen und zwar auf eine der Inseln bei den Prinzeninseln, die, unbewohnt, ein starrer Fels, im Marmarameere liegt. Dort sollten sie hausen, sollten, wenn es ihnen glückte, Jagd und Fischfang treiben; da sie Gottes Geschöpfe sind, wurde angenommen, daß Gott sie auch ernähren würde.

Nicht lange währte es, da verbreitete sich dieses Gerücht durch alle Straßen, Gassen und Winkel Konstantinopels und kam den Köpek zu Ohren.

Diese legten der Sache zuerst keinerlei Wichtigkeit bei. Sie erschien ihnen vollkommen unglaubwürdig und unmöglich, so unmöglich, wie es den Türken erscheinen würde, wenn sie hörten, die Köpek hätten beschlossen, alle Moslem aus Konstantinopel zu verbannen.

Junge, vorlaute Hunde unterhielten sich leichtfertig über diese Angelegenheit und zogen sie ins Lächerliche, was ihnen von alten Köpek ernst untersagt wurde.

Die Alten hatten von Anfang an zu

der immerhin bedenklichen Neuigkeit lange Gesichter gezogen und waren in ernster Beratung miteinander durch die Straßen gegangen.

Ein bedächtiger und würdiger Köpek sprach in einer großen Versammlung, die in einer hellen Mondnacht auf dem Atmeidan abgehalten wurde, folgendes aus: „Bedenkt," sagte er, „wir stehen unter dem Schutz des Islam. Der Islam ist es, der den Bipeden gebietet, unserer zu schonen, uns nicht zu quälen und zu martern. Ohne diese Religion wären die Bipeden, unsere Türken, Bestien, wie alle übrigen Bipeden es sind, wie die es sind, die weit jenseits des Goldenen Horns wohnen, die unsere Brüder wie Hunde behandeln (diese Redensart stammt noch aus vortürkischer Zeit), sie ihr Lebtag eingesperrt halten, an Ketten legen, ihnen die Gesichter mit Draht und Eisen umspinnen, ihnen Schwänze und Ohren stutzen, so daß kein Köpek dort seines Lebens froh werden kann; ja, daß sie unter solchen Qualen leben müssen, daß ihr gutes Blut ihnen vor Gram und Schmerz zu Gift wird, daß sie in Krankheit und Verzweiflung durch das Land rennen und wie böse Schlangen beißen und ein jeglicher von ihrem Bisse sterben muß. Nun höre ich mit Furcht, daß die Türken davon reden, uns auf eine Insel zu verbannen, auf der wir Hungers sterben, uns einander selbst zerreißen müßten, denn unserer sind viele, und wie sollten sie Nahrung auf einer öden Insel finden! Die Sorge steigt in mir auf, daß der Islam ins Wanken gekommen ist. Allach möge uns behüten, daß sie nicht dabei sind, solche Christen zu werden wie die Griechen oder Juden oder die Inglißʒ. Solange der Islam herrscht, leben wir gesichert in Frieden, werden gepflegt und geschützt; aber wankt er, was ich fürchte und glaube nach dem, was ich gehört, so wird alles Elend über uns hereinbrechen, nicht nur Verbannung — nein, Tod, Qual, Gefangenschaft, Verstümmelung. Unsere Kinder werden wieder ersäuft und verbrannt werden, und es wird uns geschehen, wie es unseren Brüdern geschieht weit jenseits des Goldenen Horns."

Als der Alte seine Rede geschlossen hatte, erhob sich ein gewaltiges Jammergeheul, der ganze Atmeidan hallte davon wieder. Die Hunde stürzten nach allen Seiten auseinander, jeder heulend die Befürchtung des Alten, daß der Islam wanke, in die Nacht hinausjammernd. Ein Trupp lief hinunter nach Kumkapu an das Marmarameer, ein Trupp nach Akßerai und Jedykulle, ein Trupp am Goldenen Horn hin nach Ejup, ein Trupp über die Brücke nach Galata und hinauf nach Pera.

Und in dieser Nacht erscholl ein furchtbares Wehklagen durch ganz Konstantinopel, als wollte der Jüngste Tag hereinbrechen und die Köpek witterten ihn schon.

Bald wußte jeder Köpek, daß es übel um ihn stehe, und war in Sorge und Todesangst um sein Leben. Es wurden allerorten Beratungen gehalten, wie die Bipeden es auch in solch einem Falle zu thun pflegen, wenn die Cholera zum Beispiel in das Land einbrechen will, und es hieß, sich vor der großen Auswanderung auf die öde Insel, von der niemand wiederkehrt, so gut wie möglich zu schützen. Freilich helfen die Beratungen der Köpek ebensowenig wie die Beratungen der Bipeden, wenn das Schicksal seinen Weg unaufhaltsam gegangen kommt.

Dazumal lebte in Konstantinopel ein sehr anschlägiger Kopf unter den Köpek, lebt auch noch daselbst und ist der Held unserer Geschichte. Er wohnte und wohnt noch, wie ich schon sagte, in einer der hohlen Platanen, welche die Moschee Nurih-Oßmanjä überschatten, und dieser Köpek hatte einen Plan ersonnen.

Inglißʒ hieß unser Köpek, weil ein Engländer ihn mit auf Reisen nehmen wollte und ihn zu diesem Behufe hatte einfangen und in einen Gitterkasten packen lassen, aus dem er aber glücklich entwischt war. Inglißʒ kannte einen alten, würdigen Derwisch, und zu diesem alten Mann hatte er Vertrauen gefaßt und sich daher folgendes erdacht: Du willst dem

alten Derwisch deine Not klagen und die Not aller Köpek aus Konstantinopel, und wenn die Menschen auch noch schwerer von Begriffen wären, als sie sind — es muß ein Mittel geben, sich ihnen doch verständlich zu machen; verstehen wir sie ja so leicht.

Er sann hin und her und fand endlich ein Mittel, das ihm wirkungsvoll genug erschien, um selbst die Aufmerksamkeit eines Bipeden zu erregen.

Als die Nacht hereingebrochen war, versammelte er auf dem Platze der Nurih-Oßmanjä, auf dem er selbst und auch der Derwisch wohnte, eine gewaltige Anzahl seiner Kameraden, die besten Beller Stambuls. Sie kamen in solchen Massen, daß es im unsicheren Mondlichte den Anschein hatte, als wäre der ganze Erdboden lebendig geworden. Rücken an Rücken standen die Köpek dichtgedrängt, die buschigen Schwänze erhoben, die Nasen in die Luft gereckt, und immer mehr kamen, immer mehr, von allen Seiten. Es quoll wahrhaft aus jeder Gasse.

Der Köpek Inglíß war an der Spitze; er stand genau vor der Thür des alten Derwischs, und sein Befehl lautete folgendermaßen: In dem Augenblick, wo er mit dem ersten Tone anschlüge, sollten alle Köpek mit einemmal einsetzen und so lange fortfahren mit Klagen und Jammern, so lange sie noch einen Laut in der Kehle hätten.

Und wie befohlen, so geschah es. Die Köpek heulten, bellten und winselten, wie etwas Ähnliches die Welt noch nicht gehört hatte. Es schallte über den Bosporus, über das Marmarameer nach Skutari. In Pera hörte man es, in Kumkapu, in Akßerai, in ganz Stambul. In dem Hause des alten Derwischs aber war es, als sollten die Fensterscheiben springen; die Decken zitterten, die Leute glaubten taub zu werden, glaubten, der Jüngste Tag sei hereingebrochen und die Erde spränge auseinander. Sie liefen nach Licht, sie riefen einander; aber keiner hörte den anderen wegen des furchtbaren Lärmens vor den Fenstern, keiner wagte hinauszuschauen. Nur der alte Derwisch trat, als er Licht gemacht, in seinen Kaftan geschlüpft war und die hohe Mütze aufgesetzt hatte, ans Fenster und sah, wie es sich im Mondenschein unten tausendfältig bewegte. Er schaute näher hin und sah, daß es Köpek waren, welche diesen schauderhaften Lärm machten, der kein Ende zu nehmen schien.

Als es immer schlimmer wurde und kaum mehr zu ertragen war, befahl er seinen Dienern, ein paar tüchtige Eimer kalten Wassers auf die Bagage draußen zu schütten. Die Köpek bekamen auch ihre Ladung auf die Pelze. Aber was that ihnen das? Was macht das einem Köpek, der für sein gutes Recht kämpft? Ja, wenn sie es mit Griechen zu thun gehabt, da hätten sie sich auf kochendes Wasser gefaßt machen müssen; aber hier waren sie davor sicher. Wenn ihr alter Derwisch auch schlecht war und mit darüber verhandelt hatte, ob es nicht vorteilhaft sei, die Köpek zu verbannen — so schlecht war er nicht, das wußten sie.

Sie bellten, heulten und winselten also fort, so lange sie noch einen Ton in der Kehle hatten. Der Bekdschi fuhr ein paarmal zwischen sie; als er aber sah, daß ihrer so übermäßig viele waren, ließ er die Dinge ihren Gang gehen, und als der Morgen graute, liefen die Hunde schließlich auseinander.

„Das hätte ich nicht gedacht," sagte ihr Anführer, „daß er es noch immer nicht verstanden hat, was wir wollen."

In der zweiten Nacht führten sie wieder dieselbe Komödie auf, nur kamen sie noch verstärkt und hatten alle tags über ihre Stimmen auf das sorgfältigste geschont, wie es die Sänger, die abends in einer Wagnerschen Oper mitwirken, thun müssen, um auszuhalten. Aber auch in dieser Nacht wurde ihr Bemühen von keinem Erfolg gekrönt.

In der dritten Nacht heulten, schrien, bellten und winselten sie wie die Verzweifelten, so daß ähnliche Töne nun wahrhaftig noch nie auf Erden gehört worden sind. Und von Augenblick zu Augenblick

hofften sie, daß sie verstanden würden. Der Köpek Ingliß sagte mitten in dem Höllenlärm zu sich selbst: „Allach stehe ihnen bei, sie sind schlimmer, als wir glaubten, die Würmer sind verständiger als sie!“ Der Lärm stieg und stieg und setzte nicht aus und nahm kein Ende.

Da mit einemmal schob der Derwisch das Fenster auf und rief mit zitternder, verzweifelter Stimme: „Ihr möchtet mir wohl sagen, daß ihr nicht aus Konstantinopel fort wollt? Ihr habt wohl davon gehört?“

„Evätt, evätt, evätt!“ riefen die Köpek. Das ist auf türkisch: „Ja, ja, ja!“ Und „Evätt, evätt, evätt!“ tönte es wie Meeresbrausen und Sturmglocken über den Platz der Nurih-Oßmanjä und um die ganze Moschee her. Darauf große Stille.

„Eh, was seid ihr für gescheite Tiere!“ rief der Derwisch verwundert.

Der Anführer Ingliß aber, im Übermut des endlichen Gelingens seines Planes, stemmte die Vorderpfoten vor, hob den buschigen Schwanz und bellte: „Jammerschade, jammerschade, daß wir dies Kompliment nicht zurückgeben können!“

Der alte Derwisch aber kam aus seinem Hause heraus; er hatte die unhöfliche Antwort Ingliß' nicht verstanden. Er kam, auf seinen Stock gestützt, in seiner hohen Mütze und sprach freundlich zu dem schönen, gelben, spitzschnauzigen Köpek, seinem guten Bekannten, dem er schon oft zugenickt hatte, wenn er an ihm vorübergegangen war und Ingliß vor seiner Platane in der Sonne lag.

„Also, ihr wollt mir sagen, daß ihr hier bleiben möchtet, ihr armen Schelme, und deshalb habt ihr dieses schauderhafte Geschrei gemacht?“

„Evätt, evätt, evätt!“ klang es wieder aus tausend Kehlen über den ganzen Platz.

„Nun seh mir einer diese Tiere an!“ sagte der alte Derwisch ganz erfreut und gerührt.

Kaum hatten die Köpek diese freundliche Stimme gehört, so kamen sie von allen Seiten, stellten die Vorderpfoten an den alten Derwisch und schmeichelten ihm.

Der Derwisch stützte sich auf seinen Stock, legte den Finger an die Nase und dachte darüber nach, wie den armen Tieren zu helfen sei. Und die Köpek schwiegen währenddem respektvoll, ließen den Alten mit seiner hohen Mütze aber keinen Augenblick aus den Augen.

„Nun, wartet einmal,“ sagte der Derwisch; „wir wollen das Unserige thun, daß ihr armen Kreaturen hier bleiben könnt; wartet nur, laßt mich nur sorgen.“

„Evätt, evätt, evätt!“ bellten die Köpek.

„Ja, was meint ihr; was würde denn aus Konstantinopel, wenn ihr ginget, ihr braven Straßenkehrer? Ich möchte es nicht mit ansehen. — Und was meint ihr, seid ihr denn nicht unsere allerbesten Bekdschi; bessere Wächter giebt es ja nicht, wie ihr seid! Sie würden euch schon bald wieder von eurer Insel holen, die hohen Herren Gesandten, die vor lauter Vornehmheit nicht sehen, was recht und billig ist. Aber ihr sollt nicht fort, ihr sollt nicht fort; laßt mich nur machen!“

Ein lustiges Bellen: „Evätt, evätt, evätt!“ klang durch die Nacht. Die Hunde stoben siegesbewußt auseinander, und der alte Derwisch ging gedankenvoll zurück in sein Haus.

Wenige Tage waren vergangen, die Türken feierten ihren Fest- und Ruhetag, ihren Dschuma'a günü, da trat der alte Derwisch in einem grünseidenen Kaftan in aller Frühe aus seinem Hause, blieb stehen und sah sich auf dem Platze um. Da lag sein Freund Ingliß unter der Platane und schlief. Die Morgensonne glänzte auf seinem schönen gelben Fell, und die Mücken summten ihm um die spitzen Ohren.

Der Derwisch trat zu ihm, weckte ihn und sagte: „Steh auf, mein Freund.“ Ingliß erhob sich, und der alte Derwisch nahm ein Schriftstück aus seinem Kaftan, faltete es vorsichtig auseinander, überlas es noch einmal und lächelte zufrieden. Die Schrift war sauber und zierlich, das Papier wie Sammet so weich und dick, mit glänzendem Goldschnitt.

Jetzt faltete er es wieder zusammen,

schlang ein grünseidenes Band darum und hing es Inglitz um den Hals, der mit seinem buschigen Schweif eifrig und einverständlich wedelte. Beide machten sich nun miteinander auf den Weg und gingen über die lange Brücke, die über das Goldene Horn führt. Es war ein köstlicher Morgen, die Möwen schwebten zu Hunderten über dem tiefgrünen Wasser. Die Moscheen Stambuls waren noch halb in Morgennebel gehüllt, der golden von der Sonne durchleuchtet wurde. Die tausend Schiffe schaukelten auf den frischen Wellen des Bosporus, die Kaiks glitten wie große Fische über das Wasser hin.

Vom Galataturm wehte zu Ehren des Dschuma'a günü die rote Fahne mit dem Halbmond. Die türkischen Schiffe waren auch beflaggt und bewimpelt. Das Marmarameer über der Serailspitze hinaus leuchtete blau wie ein Türkis, und die Berge von Asien schienen in der herrlichen Flut angeschwommen zu kommen. Die Cypressen von Skutari sahen dunkel, wie aus Erz gegossen, in das gewaltige Farbenwogen hinein. Dazu strich ein frischer Wind, vom Schwarzen Meere kommend, über die ganze Herrlichkeit hin.

Es war ein köstlicher Morgen. Der Derwisch und Inglitz gingen beide würdig über die Brücke, ohne Umschau zu halten. Die Leute schauten Inglitz, der den Brief an der grünen Schleife um den Hals trug, nach. Ein Bekannter des Derwischs begegnete ihnen und frug, wohin sie wollten. Da sagte der Derwisch: „Wir gehen miteinander zum Selamlik und müssen uns sputen, damit wir zur rechten Zeit eintreffen."

So wanderten sie durch die große Galatastraße, den Bosporus entlang, an Top-Hané vorüber, durch Fyndykly, unter der Riesenkaserne der deutschen Botschaft hin, der Validé-Moschee zu — nicht ohne mancherlei Abenteuer, denn es gab unter den Galata- und Pera-Hunden verwahrloste Subjekte, Maulaffen, die von der allgemeinen Tagesfrage nicht unterrichtet waren und sich erlaubten, Inglitz, der ehrbar mit seinem Anhängsel um den Hals einherschritt, anzuknurren und darüber zu räsonnieren, daß er ein fremdes Gebiet ohne Erlaubnis betrete.

Inglitz aber ging, nah angedrückt an den Derwisch, so daß keiner der ununterrichteten Hunde Neigung zeigte, mit ihm ernstlich anzubinden. Dies ist die Art der Köpek, durch fremde Gebiete unbehelligt zu reisen. Ist einer gezwungen, durch Straßen zu gehen, in denen andere Geschlechter herrschen, so schließt er sich irgend einem Türken an und begiebt sich so unter dessen Schutz. So auch Inglitz.

An jedem Freitag verkünden Trompetenstöße und Militärmusik, daß der Sultan von Jyldys herab sich in eine Moschee begiebt, um sein Gebet zu verrichten. Das ist der Selamlik. Heute zog er mit seinen Würdenträgern, seinem glänzenden Gefolge zu einer Moschee, die nahe dem Palaste Dolma-Bagdsché liegt, wohl dem herrlichsten Palast der Welt. Er erhebt sich langgestreckt, schneeweiß von Marmor glänzend, wie aus den Fluten des Bosporus. Prächtige Gitter und goldstrotzende, die Augen blendende Thore schließen ihn von der Welt ab.

Nach diesem Palast sollte der Sultan nach dem Gebete in der Moschee sich heute begeben. Auf dem ganzen Wege von Jyldys bis zu Dolma-Bagdsché bildet das Militär Spalier. Da sieht man herrliche Gestalten und Züge wie aus Marmor gemeißelt.

Von der Validé-Moschee bis zu Dolma-Bagdsché standen die auserlesen schönsten Menschen — ein arabisches Regiment. Es ist ein großer Eindruck, solch vollkommen untadelhafte Erscheinungen beieinander zu sehen. Wie sie in ihren roten kurzen Pluderhosen, ihren gestickten knappen Jacken, dem roten Fes, mit dem grünen Turban umwunden, dastehen, so schlank und fest, wie eine Mauer aneinander gedrängt, giebt es nichts, das sich an Frische und Kraft mit ihnen vergleichen ließe.

Durch diese prächtige Straße kommt der Sultan mit seinem Gefolge gezogen. Mitten unter einer Schar goldstrotzender

Generale und Würdenträger aller Art, alle auf wundervoll gezäumten Pferden sitzend, reitet er auf einem weißen Araber, über den eine von Edelsteinen und Gold leuchtende Satteldecke gebreitet ist. Der Sultan trägt einen einfachen Mantel aus dunkelblauem Tuch.

Diese Einfachheit mitten unter den glänzenden Uniformen wirkt ernst und äußerst vornehm. Nicht der köstlichste Schmuck der Welt könnte diesen Eindruck von Weihe und Erhabenheit hervorbringen, wie die Verschmähung jedes Schmuckes es hier thut. Die Art, wie der Sultan zu Pferde sitzt, wie er grüßt, ist von unnachahmlicher Vornehmheit. Die Züge des Monarchen sind edel, ruhig und bedeutend, wie seine ganze Erscheinung es ist. Auf dem Wege von Jyldys bis zur Moschee drängen sich Bittende und Hilfeflehende so viel als möglich in seine Nähe und drängen sich durch die Reihen der Soldaten, um eine Hand zu finden, die ihnen ihre Bittgesuche abnimmt.

Heute, nahe am Thore von Dolma-Bagdsché, that die Menge sich mit einemmal auseinander, die Volksmasse schien einem unsichtbaren Wesen Platz zu machen. Es bildete sich eine Gasse, durch die aber niemand geschritten kam. Selbst die undurchdringliche Militärkette that sich auseinander. Die prächtigen Burschen sahen sich gutmütig lächelnd an, als wollten sie sagen: Hier können wir schon einmal ausnahmsweise Platz machen. Aber es kam niemand. Dem Sultan selbst fiel die Bewegung in der Volksmasse auf. Er hielt einen Augenblick sein Pferd an und sah von seiner Höhe herab durch die Gasse, die sich gebildet hatte, einen Hund kommen, einen schönen, gelben, spitzschnauzigen Köpek mit einem prächtigen Buschschwanz und einer Papierrolle mit einer großen grünen Schleife um den Hals. Der Hund ging würdevoll seines Weges und blieb vor dem Pferde des Sultans demütigst stehen. Der Sultan betrachtete ihn sich und befahl einem Adjutanten, dem Hunde das Schreiben abzunehmen. Der sprang augenblicklich vom Pferde, kniete neben dem Bittsteller nieder, band ihm die schöne Schleife auf, währenddem Ingliß außerordentlich wedelte, und übergab das Schreiben Seiner Majestät, die es lächelnd in Empfang nahm. Jetzt wußte Ingliß sein Schreiben wohl aufgehoben. Es war ihm kaum möglich, seine übermäßige Freude darüber zu verbergen. Er schwenkte ein-, zweimal mit dem Vorderleibe hin und her, es zuckte ihm in allen Gliedern. Am liebsten wäre er an dem Sultan in die Höhe gesprungen. Eine unbezwingliche Lust, seiner Freude Ausdruck zu geben, überfiel ihn. Er befürchtete, eine Dummheit zu machen, und um dieser Gefahr auszuweichen und seiner Sache durch eine Unschicklichkeit nicht zu schaden, kniff er den Schwanz zwischen die Beine und machte schleunigst kehrt, drängte sich durch die Menschenmassen, erschreckt und geängstigt von dem gewaltigen Ruf, der sich von Dolma-Bagdsché weiter und immer weiter verbreitete: „Padischachim tschok jascha!" („Lang lebe der Padischach!") In Angst und Sorge suchte er seinen alten Derwisch wieder auf und sprang wie unsinnig, als er den grünseidenen Kaftan von fern leuchten sah.

Der Derwisch war über alle Maßen zufrieden über das Gelingen seines Planes, fast ebenso zufrieden wie Ingliß selbst. „Nun bleibt ihr hier. Nun sollt ihr sehen, daß ihr hier bleibt. Mit Auswanderung wird es jetzt nichts mehr. Ei, bewahre — ei, bewahre! Allach bujuk!"

So empfing er vorgebeugt, auf seinen Stab gestützt, Ingliß und wackelte dabei vergnügt mit seinem alten Kopfe, daß die hohe Mütze hin und her schwankte.

Und wie der Alte gesagt hatte, so geschah es auch. Die Köpek treiben ihr Wesen weiter in Konstantinopel nach wie vor. In keiner ihrer Gerechtsamen sind sie beschränkt worden, keine Sorge braucht sie mehr zu quälen, daß sie ihren alten angestammten Wohnsitz verlassen müssen, um in unbekannter Fremde dem Elend entgegenzugehen. Ein kaiserliches Irade hat sie sicher gestellt vor jeder Willkür.

Und so Gott will, werden sie noch lange in den Straßen, Gassen, Winkeln, Höhlen und auf den Plätzen Konstantinopels hausen.

Der Brief, den der alte Derwisch im Namen der Hunde an den Padischach geschrieben, wurde ebenso durch ein Irade in das Staatsarchiv der Hohen Pforte, Bâb-i-âli, niedergelegt.

Was ließe sich von den Köpek nicht noch alles berichten, von ihren Gesetzen, ihrem Verkehr untereinander, von der Stellung, die sie den Bipeden gegenüber einnehmen, von der Erziehung ihrer Kinder, ihrer Verfassung u. s. w. Doch möge es nun genug sein.

Nur eins will ich noch erwähnen: die ethische Erziehung der Hundejugend sollen wir nicht zu gering anschlagen. Neben Fleischer- und Bäckerläden liegen sie, so daß Brot und Fleisch ihnen vor den hungrigen Mäulern liegt, daß sie einen abgezogenen Hammelkopf beschnüffeln können. Nie würde es aber eine Köpekmutter dulden, daß ihre Kinder solch fremdes Eigentum auch nur liebeäugelten, wie sie es selbst nicht thut. Die Hunde stehlen hier nicht, so wenig wie gute Türken stehlen. Nahe der neuen Brücke, der Jeni-Köprü, bettelte uns ein kleines Mädchen Tag für Tag unausgesetzt an. Wir konnten sie auf keine Weise los werden. Heute war beschlossen, daß sie nichts bekommen sollte. Bei der Bezahlung des Brückengeldes war mir ein Om-Para-Stückchen herabgefallen, ohne daß ich es bemerkt hatte. Das Kind hatte es fallen sehen, gesucht und gefunden und lief uns damit eifrig nach, reichte es mir freundlich in seinem braunen Pfötchen hin und drückte es mir in die Hand, als ich gar nicht wußte, was sie eigentlich wollte. Ein Vorübergehender erklärte, daß wir das Geldstück vorhin verloren hätten und daß das Kind uns dasselbe zurückbringe. „Ein Moslem,“ sagte er, „behält nichts, was nicht sein ist.“

Wie die Türken sind auch die Köpek Anhänger des Fatalismus. Sie gehen, wie ich im Anfang erzählte, keiner Gefahr aus dem Wege, keinem Wagen, keinem Hamal, keinem Reiter. Alles muß ihnen ausweichen und weicht aus. Ein Fuhrmann, der einen Hund überfährt, wird schwer gestraft. Dennoch kommt es gar manches Mal vor, daß ihnen ein Unheil widerfährt, und man sieht hin und wieder schreckliche Verwundungen, abgefahrene Schnauzen und Beine.

Jede Verwundung, und mag sie der schlimmsten Art sein, ist zum Erstaunen gut geheilt. Mit diesem Liegen, ohne auszuweichen, beweisen unsere Hunde, daß sie Anhänger des Fatalismus sind; zu gleicher Zeit aber sagen sie damit: „Macht uns Platz, denn wer giebt euch das Recht, zu verlangen, daß wir euch weichen sollen?“

Durch diese stolze, selbstbewußte Haltung der klugen Tiere haben sie den Menschen Achtung und Nachgiebigkeit abgelockt und üben damit einen erziehenden Einfluß auf ihre zur Selbstüberhebung geneigten Mitgeschöpfe aus.

Noch eine andere Erklärung läßt sich vielleicht der oft schreckenerregenden Gleichgültigkeit der Köpek gegen heranrollende, fahrende, sprengende, trabende Gefahren unterlegen.

Seit wenigen Jahren erst hat sich das Treiben in Pera und Galata auf diese Weise verstärkt, wie wir es dort heutzutage sehen. Die Droschken sind hinzugekommen, die Pferdebahnen, und es ist überhaupt in den letzten Jahren in den engen Gassen und Straßen lebhafter geworden. Und diese kurze Zeit war nicht hinreichend, um den Köpek zum vollen Bewußtsein zu bringen, daß sie sich besser vorsehen müssen wie früher. Generationen gehören dazu, um ein Wahrnehmen voll und klar in der Masse des Volkes durchdringen zu lassen, bei den Köpek sowohl wie bei uns Menschen. Welcher Zeiten, welcher Kämpfe, welcher Opfer bedarf es, um eine Wahrheit, die dem einzelnen auf der Hand zu liegen scheint, in der gesamten Menschheit zur vollen Anerkennung kommen zu lassen. Generationen müssen daran kauen und nagen.

Vielleicht ist es auch möglich, daß ein Köpek eine würdige, bequeme Ruhe, die er, wenn das Unglück will, mit dem Leben bezahlen muß, einer fortwährenden Flucht und Sicherstellung seiner Person vorzieht.

Sie haben es sich hier nach Möglichkeit bequem gemacht. Des Abends suchen sie auf irgend etwas ihre Glieder auszustrecken, was einigermaßen weich und elastisch ist: auf einem Haufen Gemüsestrunken, Stroh, Erde, Kehricht aller Art.

Vordem aber werden diese Haufen erst gehörig durchschnüffelt und durchwühlt, denn sie enthalten zugleich die Abendmahlzeit der braven Köpek, die aus dem tollsten Zeuge besteht, aus Fellstückchen, Knochen, Fischköpfen und -Schwänzen und allerlei Speiseresten. Nur einen bösen Feind haben sie, der ihnen einen Teil dieser Schätze streitig macht, und dieser Feind ist der Lumpensammler. Der geht mit einem Laternchen und einem großen Korb von Kehrichthaufen zu Kehrichthaufen, verjagt die Hunde, die ihn umkläffen und umknurren, stöbert mit seinem Hakenknüttel in den schönen Kehrichtpasteten und nimmt seine Abgaben von den Köpek, die ihn mißlaunig und schel ansehen, wie es die Menschen wohl mit dem Steuereinnehmer thun. Und gegen diesen Lumpensammler ist durchaus nichts zu machen, er kommt Abend für Abend, erwischt die schönsten Knochen, nimmt herrliche Lumpen, mit welchen die Hunde zwar nichts anzufangen wissen, denen sie aber dennoch heulend und knurrend nachblicken, wenn sie der Lumpensammler geschickt in den Korb auf seinem Rücken schnickt. Nachdem so der Steuereinnehmer seine Abgaben geholt hat, legen sich die guten Peter allabendlich darüber unzufrieden zur Ruhe nieder, haben selten Gelegenheit, eine Nacht hindurch ganz unbehelligt zu schlafen, denn es ist eigentlich jede Nacht in Konstantinopel etwas los, wobei sie sein müssen: bald ist Feuer, bald irgendwo ein Lärm, bald ein feindlicher Angriff, bald ein Rachezug, bald gilt es eine Verteidigung. Es findet sich immer Gelegenheit, ein paar Stündchen tüchtig zu bellen, zu raufen, zu laufen, zu hören, was es giebt, und mitzumachen — und ich glaube, solche Unterbrechungen sind ihnen ganz recht. Am Morgen aber, nach Sonnenaufgang, hört man von den Hunden nichts mehr, da kommen andere Schreier an die Reihe: die Verkäufer. Die lösen sich mit den Bellern ab, daß man ja, wenn man des Nachts zehnmal von Aufruhr geweckt worden war, nicht in den Morgen hinein schlafen kann.

Die Gemüseträger kommen und rufen, brüllen, schnarren, gurgeln, heulen, jammern und bringen die unglaublichsten Töne hervor. Nein, zuerst erscheinen die Milchmänner: Szüd! Szüd! und schreien nicht weniger wie die Gemüseträger. Die Gemüseträger aber kommen jeden Morgen wie zu einem Feste geputzt, in dem Turban eine Blume, um den großen weiten Tragkorb einen dichten tauigen Kranz von Rosen und Mohnblüten. Man muß diese Kerle sehen, so frisch und braun, wie sie sind, in erster Morgenstunde blumengeschmückt, wahrhaft tauglänzend, um ihnen ihr furchtbares Schreien und Lärmen, mit dem sie auftreten, um den ganzen lieben langen Tag fortzuschreien und zu toben, zu verzeihen.

Ja, wenn es nur die Milchmänner und die Gemüseverkäufer wären! Aber da kommen die, welche mit getrockneten Fischchen handeln, die Tschiri heißen. Die Händler aber finden es für nötig, einen Witz zu machen und Tschiri-tschari-tschiri zu rufen und wie zu rufen; dann kommen andere Fischhändler und schreien wieder ganz besonders. Überhaupt keiner ruft wie der andere. Der Radieschenverkäufer hat seine Stimme anders verrenkt wie der Salatverkäufer, der Artischocken- anders wie der Bohnenhändler. Alle haben etwas ganz Auffallendes erdacht, um sich bemerklich zu machen. Es kommen die Fruchthändler, die Schekerschi, die Zuckerhändler, und toben. Es kommen die Blechwarenhändler, die Fleischer, die Limonienhändler, die Wasserträger, die ihre Krüge auch auf das prächtigste mit Rosen und Lorbeer und Blumenschmuck

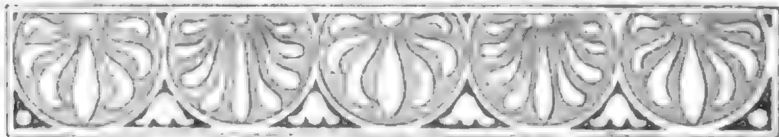
aller Art bekränzt haben, und verschlossen halten sie ihre Gefäße mit einer Citrone. Es kommen die Fleischer, die Bäcker, die Kattunhändler, Zigeunerinnen mit Blechlampen und Schaufeln, spanische Juden, die Klempnerarbeit auf der Straße verrichten, und Bettler. Es ist, um den Verstand zu verlieren, denn ohne Ausnahme schreien, rufen, lamentieren, singen, brüllen sie alle. Es giebt nicht Worte genug, die ausdrücken, was sie thun, um die Aufmerksamkeit zu erregen.

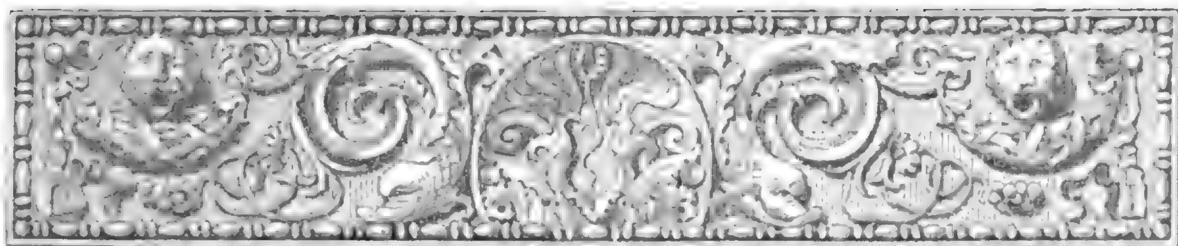
In den Mittagsstunden kommen die Milchspeisenhändler; die setzen ihre „Tischchen, decke dich" mitten auf die Straße, stellen sich davor und singen und locken. Und was sie da aufgestellt haben auf das runde buntgemalte Brett, das auf einem wahrhaft klassischen Dreifuß ruht, ist einladend und appetitlich genug. Da haben sie saure Milch in kleinen Näpfen, schön mit Zimmet überstreut; der Halbmond aus Zimmet schmückt oft ein solches Näpfchen. Dann weiter steht eine aus Reis und Milch gemischte Speise, Mahlebi, auf dem Brette aufgereiht in Tellern, saurer Ziegenrahm und eine weiße Speise, die stark nach Rosenöl duftet und schmeckt und Tawuk-gjök-su heißt. Wehe aber, wenn solch ein Tischchen mit seinem Besitzer sich einem unter das Fenster postiert hat! Da kann man stundenlang erfahren, was solch ein Schlingel von Milchspeisenhändler zu schreien im stande ist. Seine Lungen kennen keine Ermüdung, und er scheint wahrhaft mit Wonne zu brüllen; manchmal, der lieben Abwechselung halber, quakt er wie ein Laubfrosch, dann trillert er, dann gurgelt er und schließt diese Folge von Tönen mit einem ohrenzerreißenden Geschrei. Und das alles wegen ein paar unschuldiger Näpfchen, acht Pfennige das Stück.

Über Konstantinopel liegt ununterbrochen ein Ton wie Meeresbrandung und Orgelklang — ein Ton, der sinkt und gewaltig anschwillt, der die ganze Luft durchdröhnt, durchzittert, der sie wahrhaft klingen läßt. Und dieser Ton ist aus tausend und abertausend Menschenstimmen zusammengeflossen, verstummt tags über keinen Augenblick, hallt von Pera nach Stambul herüber, von Stambul nach Pera, dröhnt über dem Goldenen Horne hin und verbindet sich dort mit dem hohlen, klagengen, durchdringenden Signal der abfahrenden und ankommenden Dampfschiffe.

In Konstantinopel ist die Menschenstimme der Ton, der alles übertäubt. Steht man auf dem Galataturm, ist man wahrhaft umbraust davon. In Berlin, Paris, London verschwindet hingegen die Menschenstimme wie ein Hauch vor dem alles übertäubenden Rasseln der Maschinen und Wagen.

So bin ich unversehens von den Hunden abgekommen. Aber so geht es. Hund und Mensch wandeln hier harmlos durcheinander. Es ist hier mehr Friede zwischen Mensch und Tier als im gesegneten Europa. Sie teilen sich in den Straßenlärm, lösen sich ab, haben ihre Gerechtsame untereinander. Die einen bellen zu ihren Stunden und schweigen, wenn die anderen an die Reihe kommen. Die einen wissen, was sie schreien, die anderen wissen, was sie bellen, und jedes geht unbehelligt seiner Wege.





Wiener Leben vor hundertfünfzig Jahren.

Von
Gustav Weisbrodt.

Vom Wiener Leben in früherer Zeit weiß man verzweifelt wenig. Paris und London kennen wir aus zahllosen geschriebenen und gedruckten Quellen, die uns ihre Vergangenheit nach allen Richtungen hin erschließen; was wir vom älteren Wien wissen, muß aus einzelnen Gesetzen und Verordnungen, aus den spärlichen Notizen seiner einzigen Zeitung und, im verzerrten Spiegelbild, aus Satiren und Predigten zusammengelesen werden; am reichlichsten fließen noch die Berichte und Schilderungen fremder Gesandten. Es ist unter diesen Umständen ein doppelt großes Verdienst, daß ein einheimischer Schriftsteller der neuesten Zeit, Dr. Markus Landau, mit sorgsamem Fleiß und scharf kritischem Blick das Vorhandene durchforscht und gesichtet hat, und es bleibt nur zu bedauern, daß er die Ergebnisse seines Fleißes bisher nur in skizzenhaften, aber sehr anziehenden Vorträgen und Veröffentlichungen niedergelegt hat; ohne ihn wären wir in den fernsten Weltteilen besser bewandert als in dem heimatlichen Wien von ehemals.

Es war in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts keine Kleinigkeit, überhaupt nach Wien zu gelangen. Eine Reise von Mailand nach Wien nahm vierzehn bis achtzehn Tage und, wenn man bequem reisen wollte, noch länger in Anspruch; von Karlsbad nach Wien gebrauchte man vierzehn Tage; Briefe aus Breslau kamen nach acht Tagen, aus Rom in zweieinhalb Wochen, aus Madrid in vier, aus Lissabon in sechs Wochen an, und überseeische Sendungen waren ein halbes Jahr unterwegs; eine im Jahre 1730 eingerichtete und jeden Donnerstag abgehende „Stellfuhr" nach Triest (Preis zehn Gulden für die Person) dauerte neun bis zehn Tage. Bequemer und billiger, aber begreiflich noch weit langsamer reiste man auf den Wasserstraßen. Eine Fahrt von Ulm die Donau abwärts nach Wien nahm eine ganze Woche in Anspruch, und die Reisenden hatten dabei Schrecken aller Art zu bestehen: das Passieren des Wirbels und Strudels bei Grein galt als ungleich gefährlicher wie heutzutage eine Fahrt über den Ocean. Für eine Fahrt donauaufwärts in von Pferden gezogenen Schiffen war fast kein Ende abzusehen; wer in Wien das Schiff bestieg, hatte Hoffnung, wenn alles gut ging, vier Wochen später in Ulm zu landen.

Zu einer Reise nach Wien bedurfte es also in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eines großen Entschlusses, aber schließlich lohnte sie sich, wenigstens für den Ankömmling aus Deutschland, denn damals war Wien — Berlin hatte nur erst eine Bevölkerung von 30000 Menschen — mit seinen 100000 Einwohnern die weitaus größte Stadt in Österreich und Deutschland und imponierte zudem den unbefangenen Gemütern durch seinen großstädtischen Charakter; wohl ur-

teilten die Fremden, die aus Paris, aus London, aus Rom und aus Neapel kamen, daß Wien für eine Hauptstadt zu klein und für eine Festung zu groß sei, aber ein Schweizer Mönchlein, das sich im Jahre 1716 nach Wien gewagt, schaute nach seinem ersten Rundgang durch die Stadt staunend „unterschiedliche Nation der europäischen Völker, auch afrikanische und asiatische“. Allerdings war damals alles öffentliche Leben in der inneren Stadt konzentriert; die Vorstädte nahmen wohl innerhalb der im Jahre 1704 errichteten „Linien“ denselben Flächenraum ein wie heutzutage, aber sie waren schwach bevölkert, und die innere Stadt, deren Bevölkerung heute nur ein Zehntel der Gesamtbevölkerung bildet, betrug damals ein volles Viertel dieser Gesamtbevölkerung. Alle Ämter und Behörden — und sie waren zahllos wie der Sand am Meer — befanden sich in der inneren Stadt, und die Fremden wunderten sich nur, wie es möglich gewesen, sie sämtlich dort unterzubringen. Was wissen wir heute noch von dem Hofkriegsrat und der Hofkammer, von der Masse der Ämter für alle Länder und Provinzen, die dem Kaiser gehorchten, von dem spanischen Rat für die italienischen und dem niederländischen Rat für die belgischen Provinzen, von den Hofkanzleien für Ungarn, für Böhmen, für Siebenbürgen, von dem Inquisitionstribunal für Sicilien? Die höchsten Behörden des römischen Reichs deutscher Nation gar nicht mitgerechnet. Aus den Räten, Sekretären, Schreibern und Dienern aller dieser Ämter hätte eine Armee ins Feld gestellt werden können, und die Herren brachten viel Geld in Umlauf: ein Hofkammerrat bezog dreitausend Gulden, ein Reichshofrat oder ein böhmischer Hofrat sechstausend Gulden, ein spanischer Rat gar zwölftausend Gulden jährlich, und das waren für die damalige Zeit gewaltige Summen. Nur die kleineren Beamten waren schlecht gestellt, aber sie wußten es schlecht und recht möglich zu machen — soll auch noch heute vorkommen —, bei einem Gehalt von vierhundert Gulden jährlich tausend Thaler für die privaten Bedürfnisse ihrer Frauen auszugeben. „Da wird,“ läßt sich Pater Abraham a Santa Clara vernehmen, „der Seidenwurm der Frau zum Gewissenswurm des Mannes, ihr Mantell bringt ihn in die Höll.“ Doch das nur beiläufig.

Ohne daß es der heutigen „Kommission zur Hebung des Fremdenverkehrs“ bedurft hätte, ging der Fremdenstrom nach Wien sehr hoch: aus Neapel und aus Breslau, aus Mailand und aus Brüssel, aus Palermo und aus Ofen wanderte man massenhaft nach Wien, um bei den dortigen Ämtern zu prozessieren oder Gnaden zu erbetteln; am stärksten aber war der Zufluß aus dem Deutschen Reich und geradezu ungeheuerlich die diplomatische Vertretung: von den mehreren hundert großen, kleinen und kleinsten deutschen Staatswesen — Staaten, Städten, Fürsten und Herren — hatte fast ein jedes seinen Gesandten oder wenigstens seinen Agenten in Wien, wenn auch die Diminutivstaaten oft zu dreien oder vieren einen einzigen. Ein alphabetisches Verzeichnis der Mitglieder des diplomatischen Corps führte neben dem britischen Gesandten einen Agenten der Bischöfe von Breslau und Brixen, neben dem schwedischen Gesandten einen Agenten des Fürsten von Schwarzenberg und der Reichsstadt Schweinfurt auf; die Stadt Augsburg war durch zwei Agenten und ihr Domkapitel durch einen Agenten extra, die Stadt Biberach gar durch vier Agenten, einen für die Stadt, einen für den Gemeinderat, einen für die Protestanten und einen für das Kloster, vertreten; der Kurfürst von Köln ließ sich durch einen Residenten und einen Geheimerat repräsentieren, und das Domkapitel, der Grafen- und Ritterstand, sowie die Stadt Köln waren besonders vertreten; Lübeck unterhielt fünf Agenten und die gewaltige Reichsstadt Dinkelsbühl ihrer vier; fünf hessische und zehn sächsische Staaten besoldeten diplomatische Repräsentanten.

Aus dem ungeheuren Fremdenzufluß

erklärte sich auch die Zunahme der Bevölkerung in Wien, denn in den meisten Jahren war die Zahl der Todesfälle größer als die der Geburten: es starben im Jahre durchschnittlich von je tausend Köpfen vierzig Personen, während durchschnittlich nur siebenundzwanzig Kinder geboren wurden. Die Zahl der Geburten, heute vier Prozent, betrug damals nur dreieinhalb Prozent. Ehen wurden damals — heute kommen sechsundachtzig auf zehntausend Einwohner — jährlich neunzig auf zehntausend Einwohner geschlossen. Besondere Todesursachen waren Blattern und, wie noch heute, Lungenkrankheiten in allen ihren Formen. Im Jahre 1713 raffte die Pest achttausend Menschen dahin, und siebentausend starben an anderen Krankheiten; ohne die Einwanderung hätte die Bevölkerungszahl permanent abgenommen, und wenn die Zunahme innerhalb dreißig Jahren vierzigtausend Seelen betrug, so mag man daraus schließen, wie wenig „Urwiener" nach Ablauf dieser dreißig Jahre noch in Wien existierten.

Das Leben in Wien, der jetzt vielleicht teuersten Stadt der Welt, war sehr billig. Eine Wohnung beispielsweise von fünf Zimmern im ersten Stock in der Nähe des „Grabens", die heute mit wenigstens viertausend Gulden bezahlt werden würde, kostete damals jährlich vierhundertfünfzig Gulden, und doch erließ die Regierung, die alles „regelte", wiederholte Verbote gegen die Steigerung der Wohnungspreise und gegen den „Wohnungswucher". Die Lebensmittel waren — tempi passati — so wohlfeil, daß die Regierungserlasse oftmals in der angenehmen Lage waren, der außerordentlich niedrigen Preise „des lieben Brotes und aller Kuchelbedürftigkeiten" zu gedenken. Die Bevölkerung konsumierte denn auch entsprechend mehr als heute: Wein wurde hundertfünfundsiebzig Liter per Kopf, das heißt viermal so viel als heute getrunken, aber freilich trank der damalige Wiener nur siebzig Liter Bier jährlich, während der heutige Wiener hundertfünfzig Liter zur Stillung seines Bierdurstes gebraucht. Der Einfluß der Regierung that für das billige Leben allerdings sehr viel: Zölle und Zunftgesetze schützten das Handwerk, Marktordnungen, Lebensmitteltaxen und Arbeitslohn die Konsumenten. Der Arbeitslohn der Maurer, Zimmerleute und Weinbergarbeiter war hochobrigkeitlich normiert, und jede Mehrforderung wurde streng geahndet. Besondere Energie ihrerseits forderte eine „Schmalz-Beklemmigkeit" heraus: als eine sehr zahlreiche und viel Schmalz konsumierende türkische Gesandtschaft eine Verteuerung des Schmalzes besorgen ließ, dekretierte die Regierung das Maximum von Schmalz und Butter, welches eine Haushaltung einkaufen durfte.

Die Dienstboten, die in unserer von Humanität triefenden Zeit die polizeilich geschützten Leute in Wien sind — der Dienstbote hat in neunundneunzig Fällen unter hundert immer recht — unterstanden einer strengen Dienstbotenordnung, und diese wurde, während die heutige nur auf dem Papier vorhanden ist, auch gehandhabt. Faule, ungehorsame und untreue Dienstboten wurden mit dem Zuchthaus bedroht, und wiederholt erging an die Dienstherren die Mahnung, den Lohn nicht zu steigern. Heute kostet ein Dienstbote mehr als ein Kind des Hauses und taugt doch nichts.

Gelegenheit zu lohnender Arbeit war reichlich gegeben, die Lebensmittel waren beispiellos billig, und doch stand der Bettel in höchster Blüte, und die unzähligen gegen ihn erlassenen Verordnungen vermochten kaum ihn einzudämmen, viel weniger ihn auszurotten; die meisten und unerträglichsten Bettler aber waren Geistliche und Studenten. Im Jahre 1715 wurden alle fremden Nonnen und Mönche ausgewiesen, „welche unter leeren und falschen Vorwänden nach Wien kommen, ihre übelgesittete Lebensweise nicht ändern, ja öfters zu ungemeiner Aergernuß Laster mit Laster häufen thun"; bei einer Streifung wurden einmal vierzig Priester, zwei Nonnen und eine „Betschwester" aufgegriffen. Eine noch ärgere Stadtplage

waren die Bettelstudenten. Schon im Jahre 1655 war eine Verordnung gegen das nächtliche Singen erlassen und dasselbe nur den Studenten „ums Almosen" und für zwei Stunden in der Nacht gestattet worden, falls sie sich mit einem Zeugnis des Rektors der Universität auszuweisen vermochten; aber damit war dem nächtlichen Singen und Betteln nicht gesteuert, und es mußte strenger vorgegangen werder. „Da es vorkommt," sagt die „Bettlerordnung" vom Jahre 1717, „daß nicht weniger unter denen allhiesigen Studenten eine merkliche Anzahl auf das Betteln sich verlegt, also wollen wir die vorhin schon ergangene Resolution, kraft deren keiner, der nicht erweisen kann, woher er seine Nahrungsmittel zu erholen hat, ad studia mehr gelassen werden solle, in allewege befolgt wissen"; und es wurde demnach angeordnet, daß bettelnde Studenten gleich allen übrigen Bettlern in Haft zu nehmen und die Immatrikulierten „zur Forschung des Weiteren" der Universität zu übergeben seien. Im Jahre 1704 wurde ein Student wegen Diebstahls zum Tode verurteilt; schon war er „auf den gewöhnlichen akademischen Richtplatz bei der Universität" gebracht worden, als seine Begnadigung eintraf. Höchst qualifizierte Studenten müssen die Universität damals geziert haben, denn der betreffende Student bekannte, er habe für das gestohlene Geld eine „Glocke von sieben Metallen" gießen lassen wollen, damit, „wenn sie solche läuteten, der böse Feind kommen und Geld genug überbringen würde". Freilich klagt auch eine Schrift aus dem Jahre 1714, daß „die Schulen zu diesen Zeiten mit nur gar zu viel unnützem Gesindel überladen seien, welche Nichts Anderes suchen, als unter dem Studentenmantel dem Pflug oder der Muskete zu entgehen, hernach aber bei wachsenden Jahren und gleichwohl fallirenden Studien keine andere arbeitsame Hanthierung mehr annehmen wollen, sondern nur onera reipublicæ und inutilia terræ pondera werden", und in Übereinstimmung damit erklären fremde Reisende, „daß man sich über den in Wien und, wie es scheint, in ganz Deutschland eingerissenen Mißbrauch, daß Bettler sich in alle Schulen eindrängen, nicht genug ärgern könnte". Das gebildete Proletariat, welches uns heute zu überschwemmen droht, war also schon damals vorhanden, und man wußte auch damals kein anderes Gegengift zu reichen, als was man heute zu verordnen liebt: man verbot oder erschwerte dem Armen den Besuch der Universität, und wenn er sich doch endlich durch dieselbe hindurchgebettelt hatte, konnte er meist nicht zur Promotion gelangen, denn man wollte den vorhandenen Advokaten und Ärzten „keine Concurrenz machen". Im Jahre 1719 wurde verordnet, daß an der juristischen Fakultät nur alle fünf Jahre Promotionen stattzufinden und daß in diesem fünften Jahr nur fünf Promotionen Platz zu greifen hätten; im Jahre 1727 bedurfte sogar jede einzelne Produktion der ausdrücklichen kaiserlichen Bewilligung. Der medizinischen Fakultät war schon im Jahre 1699 empfohlen worden, mit den Promotionen „sparsam vorzugehen", und als trotzdem im Jahre 1728 acht Kandidaten auf einmal sich meldeten, wurden die Promotionen „bis auf Weiteres" ganz eingestellt, denn — so lautete die Motivierung der Einstellungsverordnung — „obschon einerseits dem Publico an gelehrten und wohlerfahrenen Medicis viel gelegen ist, so ist doch andererseits die allzu große Menge junger, noch nicht ganz genug fundirter und erfahrener Doctores dem Publico zur Last und für die Patienten allzu gefährlich". Übrigens war die medizinische Fakultät der Universität Wien damals weit entfernt von dem Weltruf, dessen sie sich heute erfreut; es kam vor, daß während zweier Jahre kein anatomischer Akt vorgenommen wurde, und im Jahre 1727 mußte ein kaiserliches Dekret den Rektor strengstens auffordern, wenigstens einmal im Jahre eine anatomische Demonstration stattfinden zu lassen. Weshalb die Wiener Ärzte dennoch gesucht waren und Geld „wie Heu" verdienten,

mögen andere untersuchen; jedenfalls war ihr Leumund besser als der der Advokaten, die durchgängig so mangelhaft gebildet waren und denen man Achtung und Vertrauen in so geringem Maße entgegenbrachte, daß bei wichtigeren Prozessen Advokaten aus Deutschland oder aus Italien verschrieben wurden. Die theologische Fakultät hat nie einen specifisch wienerischen Anstrich gehabt; ihre Erwähnung mag uns aber die Veranlassung bieten, von dem religiösen Leben Wiens zu sprechen.

Wien war äußerlich damals — auch damals, wollen wir lieber sagen — eine gewaltig fromme Stadt. Die Kirchen waren überfüllt, und die Prozessionen und Wallfahrten nahmen kein Ende. Jeden Augenblick entdeckte man einen neuen Wallfahrtsort: man wallfahrtete zum Fieberkreuz in Atzgersdorf, zum heiligen Peregrinus bei den Serviten, zu Maria der Trösterin der Betrübten bei den Kapuzinern, zum wunderthätigen Christusbild bei den Trinitariern, zum Gnadenbild Mariä mit dem geneigten Haupt bei den Karmelitern, nach Hernals, Hietzing, Karnabrunn, Haselbach ꝛc. Die Fleischer- und Hutmacher-Wallfahrt ging nach Lainz, die Vermählungs-Wallfahrt nach Maria Treu. Die Dreifaltigkeitssäule am Graben war jeden Abend beleuchtet, und junge Geistliche legten dort die ersten, nicht immer gelungenen Proben ihrer Kanzelberedsamkeit ab. Aber die gottesfürchtige Vorderseite der Medaille hatte eine sehr wenig gottesfürchtige Kehrseite. Die Straßenpredigten an der Dreifaltigkeitssäule waren den Liebenden ein erwünschtes Stelldichein, Woche für Woche wurden Gotteslästerer oder Kirchenschänder verurteilt, Diebstähle in den Kirchen waren an der Tagesordnung, die Damen besuchten die Gotteshäuser, um sich die Zeit zu vertreiben oder zu schwatzen, oder sie erschienen so dekolletiert, daß die Geistlichen sie hinauswiesen, und Verordnung über Verordnung schärfte den frommen Kirchenbesuchern ein anständiges Benehmen ein.

Das gesellschaftliche Leben in Wien stand in größter, aber nicht gerade schönster Blüte, so daß im Jahre 1759 der türkische Gesandte zu berichten hatte: „Die Großen und Reichen schlafen bis in den hellen Tag, essen um zwölf Uhr zu Mittag, essen nachmittags abermals, fahren dann im Wagen spazieren und in die Komödie und Opera, später mit Windlichtern in Gesellschaft, essen wieder zu Nacht und sinnen bei Tag und Nacht nichts als Spiel und Unterhaltung.“ Eine Specialität Wiens waren die „Assembleen“ beim Prinzen Eugen von Savoyen, bei den Fürsten Schwarzenberg und Liechtenstein, bei den Grafen Strackmann und Sinzendorf und in anderen vornehmen Häusern: man spielte dort Karten, vergaß aber das Politisieren und Intriguieren nicht, so daß Marschall Villars, der im Jahre 1698 französischer Gesandter in Wien war, sein Bedauern aussprach — die Wiener Salons wären also die Väter und Muster der Pariser —, daß es in Paris nichts Derartiges gebe. Bälle fanden insonderheit im Fasching statt, der vornehmste, mit dem Entree von einem Dukaten, in der „Mehlgrube“ am Neuen Markt. Dort wurde auch, ebenfalls im Fasching, ein Kinderball veranstaltet: um zehn Uhr wurden die Kleinen nach Hause gebracht, und dann tanzten die Großen bis zum Morgen. Aber auch die Gesellschaftsklassen unterhalb der „oberen Zehntausend“ liebten es, gut zu essen und zu trinken, und — regis ad exemplar totus componitur orbis — auch die „gemeinen Leute“ machten mit; im Sommer, sagt Pater Abraham a Santa Clara, flogen sie in die Gärten und Kegelstätten aus, „und da ging es wieder ans Fressen und Saufen“. Die vornehme Welt fuhr in ihren Karossen auf der Esplanade um die (damals sehr kleine) innere Stadt herum, an Frühlingsabenden aber in den Prater, an dessen Eingang dem dort postierten Jäger die Waffen abgegeben werden mußten; im „Stadtgut“, hart vor dem Prater, ging man spazieren. Im Prater sowohl als im Stadtgut konnte man essen und trinken, gut aber teuer.

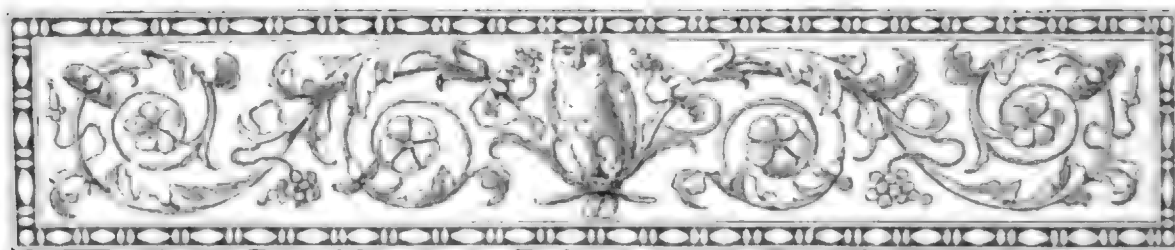
Der stillere Augarten war weniger besucht. Im Winter gab es prachtvolle Schlittenfahrten des Hofes und des hohen Adels, immer durch die schönsten Straßen der Stadt, die oft, um die Schlittenbahn zu verbessern, mit Schnee aufgeschüttet wurden. Nahe der Burg, an der „Bellaria", fanden bisweilen kleine Jagden statt. Auch die Einzüge der Gesandtschaften gaben zu schauen, obschon sie nicht alle so glänzend waren wie der des im Jahre 1719 nach Wien gekommenen türkischen Botschafters, der mit siebenhundertdreiundsechzig Personen, sechshundertfünfundvierzig Pferden, hundert Maultieren und hundertachtzig Kamelen erschien, von kaiserlichen und von Bürgersoldaten, von Husaren und berittenen Großhändlern und vom Hofmarschall eingeholt wurde, seine eigene Musik, die dem Zuge vorausritt, mitgebracht hatte und in einer von außen mit Scharlach überzogenen, innen bunt bemalten und mit goldenen Stäben vergitterten Karosse prunkte, zur Seite die Führer der Flintenschützen in langen Scharlachröcken mit Tigerfellen über die Schulter und mit Kappen von weißem Filz. Als Geschenk für den Kaiser führte er — auch sie erschienen im Zuge mit — sechs Pferde, zwei Löwen und zwölf reich beladene Kamele. Mit nicht viel geringerem Gefolge übrigens und mit ebenso großem Schaugepränge zog der nach Konstantinopel bestimmte kaiserliche Botschafter heraus: auch ihm traten Pauker und Trompeter voran, und es begleiteten ihn nicht weniger als neun Geistliche und sechzig Soldaten.

Man sieht, daß es lebendig war im alten Wien; selbst in der Nacht, während das neue Wien um zehn Uhr im Bett liegt und schnarcht. Die nächtliche Musik und „das Herumziehen von Gesellschaften durch die ganze Nacht mit lautschallenden Instrumenten und großem Geschrei" mußte ausdrücklich verboten werden, und ein gleiches Verbot richtete sich gegen das Schießen in den Straßen und Häusern und gegen die Freudenfeuer. Besser geworden ist es in neuerer Zeit nur mit der Höflichkeit in Wien. Das Wiener Volk von ehemals war genau so grob und unanständig, als es sich heutzutage liebenswürdig und anständig giebt; die Fremden hatten viel zu erdulden, und auf den Gassen trieben sich in Massen die Buben umher, riefen den Vorübergehenden und Vorüberfahrenden Schimpfworte nach und bewarfen sie mit Steinen und Schmutz. An Schmutz nämlich war Überfluß; an die Verbote, Unrat auf die Straße zu schütten, und an die Befehle, wenigstens einmal in der Woche vor den Häusern zu fegen, kehrte sich niemand.

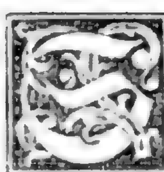
Schon im Jahre 1687 war eine Straßenbeleuchtung vorhanden, aber nur in der bevorzugten inneren Stadt; die Vorstädte blieben noch ein ganzes Jahrhundert durch finster. Daß die Lampenbeleuchtung eine wenig glänzende war, braucht nicht gesagt zu werden; ist doch die heutige Gasbeleuchtung elend genug. Aber merkwürdigerweise war es doch mit der öffentlichen Sicherheit gar nicht schlecht bestellt, war z. B. das damals noch ganz kleine Berlin weit unsicherer als das doch schon verhältnismäßig große Wien; von Raubanfällen in den Häusern und auf den Gassen, wie sie heute täglich gemeldet werden, hörte man fast nie. Allerdings könnten die zahlreichen Hinrichtungen auf eine ganz besondere Unsicherheit hinweisen, aber damals hängte und köpfte man eben selbst in den wenigst bedenklichen Fällen frisch darauf los. Die Hinrichtungen waren übrigens streng „ständisch" geordnet: die Studenten wurden neben der Universität, die Bürger vor dem Schottenthor, die Soldaten vor dem Kärtnerthor ins Jenseit befördert, nur der Pranger, mit oder ohne Auspeitschung, stand gleichmäßig für alle auf dem Hohen Markt.

Die Kaffeehäuser blühten schon damals, aber sie zählten allerdings nicht wie heute nach Hunderten, sondern es waren ihrer nur etwa dreißig; dort wurde Kaffee und Schokolade getrunken, geraucht, gespielt und, von der sonst so streng nachschauenden Behörde wenig behelligt, ins Blaue und

Blaueste hinein gekannegießert. Das Zeitungslesen verbot sich von selbst, denn Wien besaß neben einzelnen geschriebenen Zeitungen, die sich trotz wiederholten Verbots bis tief ins vorige Jahrhundert hinein erhielten, nur eine einzige Zeitung, anfangs das „Wiener Blättel", das im Jahre 1671 seine erste offizielle „Berichtung" enthielt, dann seit 1703 das später (1781) in die „Wiener Zeitung" umgewandelte „Wienerische Diarium". Das Diarium erschien nur zweimal wöchentlich und hatte weder Leitartikel noch Feuilleton, aber sehr ausführlich berichtete es über die Vorgänge am Hofe und in der vornehmen Welt, brachte Verzeichnisse der angekommenen Fremden und der Verstorbenen (mitunter auch der Geburten und Trauungen), ließ sich kein Verbrechen entgehen und fahndete fleißig auf merkwürdige Naturerscheinungen, die es bisweilen mit instruktiven Illustrationen begleitete. Aber seine Hauptstärke waren die Hoffeierlichkeiten und die öffentlichen Aufzüge, gleichviel ob einheimische oder fremde; die Beschreibung der Krönung Ludwigs XV. zog sich durch zehn Nummern hin, und ebenso ausführlich wurde die Hochzeit des Kurfürsten von Bayern geschildert. Daneben liefen Berichte über die Verhandlungen des englischen Parlaments, des polnischen Reichstags und der Landtage von Ungarn und Niederösterreich. Auch in Gedichten „machte" das Blatt: der poëta laureatus Franz Pankl beschenkte die Welt im Diarium mit seinen lateinischen Dichtungen. Honorar wurde nicht gezahlt; das geht deutlich aus einer Ankündigung hervor, das Diarium werde ihm von auswärts zugehende Berichte über wichtige und interessante Vorgänge „gratis" abdrucken und bei besonders wichtigen Nachrichten „auch das Briefporto zahlen". Annoncen hatte das Blatt viel, von Büchern kündigte es meistens unverfängliche Kalender, Gebet- und Erbauungsbücher an, aber es war auch die Posaune der Marktschreier und Quacksalber. Bald annoncierte es „die neu entdeckte sehr berühmte Cephalique d'Angleterre, einen englischen Schnupftabak, sehr vortrefflich, das Haupt, Gesicht und Gehör zu stärken", bald lieh es seine Empfehlung einem Flecken- und Kleiderputzer oder einem Rattenfänger. Nebenbei verkaufte der Verleger neapolitanische Seife und hielt die Textbücher zu neuen Opern vorrätig, „weil es nöthig ist, solches wegen der schönen Poesie vorhero recht zu lesen, damit man auf die darüber gemachte Musik genau Achtung haben könne". Vom Jahre 1723 an, wo das „Universalfrag- und Kundschaftsamt" eingerichtet wurde, war das Diarium in einer Beilage auch das Organ für dessen Ankündigungen. Im Jahre 1727 tauchte eine illustrierte populär-wissenschaftliche Monatsschrift auf: „Das merkwürdige Wien"; es erschienen aber nur drei Nummern von ihr. Ernste Lektüre liebte der Wiener überhaupt nicht. Die eingeborenen Buchhändler, die übrigens, um den Buchbindern das Gewerbe nicht zu stören, keine gebundenen Bücher verkaufen durften, hatten fast nie ein gutes Buch auf dem Lager, aber zum Katharinenmarkt kamen Augsburger und Nürnberger Buchhändler nach Wien. Eifrige Bücherkäufer und Leser waren Kaiser Karl VI. und Prinz Eugen, der edle Ritter; auch die Kaiserinnen lasen viel und gern. Als Voltaire an den damals in Wien lebenden Rousseau ein Exemplar seines „Oedipe" einsendete, borgte die Kaiserin Amalia es sich bei ihm aus.



Litterarische Notizen.



Seitdem ich an dieser Stelle — s. LX. Band, S. 132 ff. — das Erscheinen der vierten durchaus umgearbeiteten Auflage von **Meyers Konversationslexikon** anzeigte und die ersten zwei Bände dieser bewunderungswürdigen Encyklopädie des Wissens besprach, sind in ziemlich rascher Reihenfolge wieder fünf Bände — von drei bis sieben — gefolgt, welche es verdienen, daß wir auf den Inhalt derselben etwas eingehender zurückkommen, denn die Herausgeber dieses umfassenden litterarischen Werkes waren nicht müßig, vielmehr bestrebt, ihre Riesenarbeit mit ebenso umfassender Kenntnis wie mit Geschmack und Umsicht zu lösen.

Betrachten wir zunächst inhaltlich die stattlichen fünf Bände, so finden wir im dritten Band, von „Blattkäfer bis Chimbote" reichend, u. a. in dem Artikel „Buchdruckerkunst" das Faksimile eines Blattes der zweiundvierzigzeiligen Gutenberg-Bibel von 1455, des schönsten je gedruckten Werkes, in wahrhaft überraschender Vollendung wiedergegeben. Eine wohlthuende Wärme und Begeisterung bekundet sich in den Artikeln über unsere Geistesheroen wie Bach, Beethoven u. a. Von lexikalischer Trockenheit und Nüchternheit findet sich, trotz der größten Genauigkeit und Objektivität, nirgends eine Spur. Wie in den früheren zwei Bänden, so zeigen sich auch in den jetzigen die schon hervorgehobenen Vorzüge der sachgemäßen Verteilung des Stoffes, die fast erstaunliche räumliche Abrundung eines jeden einzelnen Faches und die vollkommene Gleichmäßigkeit in der Organisation des gesamten Werkes.

Der vierte Band reicht bis zum Worte „Distanz". Wie gründlich die darin gebotene Belehrung ist, beweist der Artikel über Deutschland, wozu überdies nicht weniger als zwölf Karten und Tafeln und zwanzig Tabellen kommen. Der sechste Band, welcher bis „Gehilfe" reicht und mit neunzehn Illustrationsbeilagen und zweihundertsechsundsechzig Abbildungen im Text versehen ist, bringt gleichfalls eine außerordentliche Fülle des lehrreichsten Materials, wobei die Forschungen aus allerneuester Zeit aus jeder Zeile hervorleuchten. Besonders bemerkenswert sind die Artikel über Fernsprecher, Festung, Fixsterne, Frankreich, französische Litteratur, Freimaurerei und Gase. Es sind dies kleine, echt wissenschaftliche und dabei doch in der Form populär gehaltene Abhandlungen, welche teure und dickleibige Specialwerke zu ersetzen vermögen. Wie reich die Illustrationen auch in diesem Bande vertreten sind, bekundet z. B. der Artikel „Festung", der allein durch nicht weniger als fünfundzwanzig kleinere und größere Abbildungen illustriert wird und auch dem Laien, soweit dies möglich und überhaupt angänglich ist, einen Begriff vom Wesen dieses Gegenstandes giebt. Von den Vollbildern verdienen namentlich die drei in schönem Chromomusterdruck ausgeführten Flaggentafeln Erwähnung, von denen die erste die internationalen Flaggen, die zweite diejenigen des deutschen und die dritte die Flaggen- und Fernsignale des internationalen Signalbuches in anschaulichster Weise vor Augen führt.

Der siebente Band endlich, von „Gehirn" bis „Hainichen" reichend, bringt neunundzwanzig Illustrationsbeilagen und zweihundertneunundreißig Abbildungen im Texte. Die hier abgebildeten Sinterterrassen des Tetaratasprudels auf Neuseeland wurden 1886 durch vulkanischen Ausbruch und Erdbeben zerstört. Besonders wertvoll in diesem Bande sind die technischen Artikel „Glasfabrikation", „Glasindustrie", „Glasmalerei", „Goldschmiedekunst" u. s. w. Zum Schlusse vom siebenten Band finden wir auch eine dankenswerte Totenschau derjenigen Personen, deren Biographien im Lexikon erschienen waren und Ende 1886 starben.

Ich kann von Meyers Konversationslexikon mich nicht verabschieden, bevor ich nicht auf die geläuterte Lebens- und Weltanschauung, den humanen Geist und die edle Gesinnung

hinweise, welche das treffliche Werk überall durchweht. Interessant in dieser Hinsicht z. B. ist das Urteil des Konversationslexikons über die politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts (Bd. VI, S. 625 u. f.). Warm tritt Meyers Lexikon für das Studium der Wissenschaften seitens der Frauen ein. Als Berufszweige, welche in Zukunft mehr den Frauen zuzuweisen sein werden, können die Ausübung der ärztlichen Praxis für Frauen- und Kinderkrankheiten und das höhere Lehramt, wenigstens in den Mädchenschulen, genannt werden. A. K.

* *
*

Kunstgeschichte des Mittelalters. Von Franz v. Reber. (Leipzig, T. O. Weigel.) — Welch eine lohnende und bedeutende Aufgabe es ist, einzelne Perioden der Kunstgeschichte weiter auszubauen, nachdem diese Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange durch die Werke von Schnaase, Kugler und Lübke dem größeren Publikum nahe gebracht wurde, beweist das vorliegende vortreffliche Werk von Franz v. Reber, dem Professor an der Universität und Direktor der Gemäldegalerien zu München. Sein Werk umfaßt zwei der interessantesten Epochen in der Entwickelung der Künste: den Übergang von den antiken Schöpfungen zu den Werken aus der ersten christlichen Zeit und dann die Gotik bis zu der großen Blüte im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Wenn wir eine bestimmte Gegend ins Auge fassen, etwa Mittelitalien, so sehen wir hier in den römischen Katakomben die frühesten Äußerungen der Malerei und können deren Entwickelung etwa bis zur Zeit des Fiesole und des Fra Filippo Lippi verfolgen. Die wichtigsten Orte für jene erste christliche Zeit sind Konstantinopel, Florenz und Rom, denen sich Ravenna mit seinen wunderbaren Bauwerken anschließt, aber dann treten auch in Deutschland die ältesten Kulturstätten, wie Mainz, Köln, Nürnberg, Braunschweig und andere, hinzu. In den südlichen Ländern wurden die antiken Bauwerke vielfach zur Grundlage christlicher Kirchen verwendet, während in Deutschland das Fehlen aller benutzbaren älteren Werke Thatkraft und Schaffensfreude steigerte, und da schon Karl der Große die Erfahrung machte, daß die Deutschen ganz besonders für den Bilderschmuck der Kirchen empfänglich waren, so stand Deutschland in Bezug auf die Wandmalerei bald obenan. In dieser Hinsicht bieten namentlich die umfänglichen Wandgemälde im Chor und Querschiff des Domes zu Braunschweig aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ein überraschendes Beispiel. Dieselben waren bekanntlich jahrhundertelang übermalt und sind erst in neuerer Zeit wieder freigelegt, stilvoll restauriert und ergänzt. Außer diesen Wandmalereien, welche in verschiedenen Gegenden Deutschlands aufgefunden wurden, geben namentlich die bildlichen Verzierungen der alten Evangelienbücher und andere Handschriften Beispiele für den Charakter der Malerei während der romanischen Epoche. Aber auch die Plastik, wie sie sich in jenen frühesten Zeiten der herrschenden Architektur anlehnte, ist eingehend geschildert, bis dann die gotische Periode auf allen Gebieten der bildenden Kunst die Herrschaft erlangt. Wenn in den südlichen Ländern die romanische Kunstentwickelung aus den Werken der antiken Zeit deutlich nachzuweisen ist, so wird auch vielfach die gotische Architektur nur als eine Fortentwickelung, eine Weiterbildung des romanischen Stiles betrachtet; diese Weiterbildungen sind jedoch mehr als neue Triebe an dem alten Stamm, und schon der Umstand, daß die Baukunst aus den Händen der Kirche und der mönchischen Genossenschaften in Laienhände überging, ebenso wie der Wechsel des Hauptschauplatzes, der für die gotische Baukunst von Deutschland nach Frankreich überging, giebt dieser neuen Richtung eine ganz besondere selbständige Bedeutung. Mit Bewunderung verfolgen wir den großartigen Aufschwung, welchen die neue Bauthätigkeit, von Burgund und der Normandie ausgehend, im ganzen westlichen Europa beginnt. Ungemein anschaulich hat Franz v. Reber dies alles bis in die Einzelheiten geschildert; überall erkennt man den gründlichen Forscher, der großenteils seine Urteile nach eigener Anschauung gebildet hat. Das Werk ist sehr geschmackvoll ausgestattet, reich und mannigfaltig illustriert und kann für das Kunststudium der beiden großen Übergangsperioden nicht genug empfohlen werden.

* *
*

Aus der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg i. B. liegen uns zwei Lebensbilder deutscher Maler vor, die verschieden nach Anlage und Umfang beide in ihrer Art vortrefflich genannt werden dürfen: **Albrecht Dürer** von L. Kaufmann und **Friedrich Overbeck**, sein Leben und Schaffen, nach seinen Briefen und anderen Dokumenten des handschriftlichen Nachlasses geschildert von Margaret Howitt, herausgegeben von Fr. Binder (zwei Bände). Kaufmanns Dürerbuch ist die zweite erweiterte und mit Kunstbeilagen geschmückte Ausgabe einer Publikation der Görres-Gesellschaft. Auf verhältnismäßig knappem Raume — zumal im Vergleich zu Thausings Werke — erhalten wir ein Lebensbild des Meisters, eine Charakteristik seiner künstlerischen Eigenart und eine eingehende Würdigung seiner hervorragendsten Schöpfungen, die für das

reife Kunstverständnis und das feine Gefühl des Verfassers Zeugnis ablegt. Vielfach geht Kaufmann auch auf Detailfragen ein und zeigt dabei umfassende Kenntnis des Dürerwerkes und der einschlägigen Litteratur; wo er eigene Hypothesen aufstellt, wird man ihm freilich nicht immer zustimmen können: so steht dem Gedanken, die „Melancholie", den „Heiligen Hieronymus" und das Blatt „Ritter, Tod und Teufel" zu einer unvollendeten Serie der Temperamente zusammenzufassen — einer Vermutung, die sich wesentlich auf die Gleichheit der Blattgröße und das rätselhafte § 1 in der Beischrift der „Melancholie" stützt —, doch der ganz heterogene Charakter der Hauptgestalten, das Zurücktreten der symbolischen Züge namentlich im zweiten Blatte und die Ungleichheit der Bezeichnungsart entgegen. In einem besonderen Kapitel „Dürer und die Reformation" wird mit Genugthuung der Beweis geführt, daß der Künstler, obwohl anfangs für Luther eingenommen, dennoch der alten Kirche bis an sein Ende treu geblieben ist. Die konfessionelle Stellung des Verfassers tritt auch sonst gelegentlich hervor, doch nie verletzend. Fünfzehn ausgewählte Meisterwerke Dürers, in Heliogravure, Lichtdruck und Holzschnitt vortrefflich nachgebildet, schmücken den Band, der dem Verlage in jeder Hinsicht zur Ehre gereicht. — Die zweibändige Overbeck-Biographie verleugnet die englische Feder nicht: wie in Forsters „Dickens", Froudes „Carlyle" und zahlreichen anderen biographischen Denkmälern englischer Geistesgrößen bilden auch hier Briefe und Tagebücher den Kern des Buches, und die Arbeit des Biographen beschränkt sich wesentlich darauf, einzuleiten, zu erklären, zu vermitteln und zusammenzufassen. Die Verfasserin hat diese für eine Nichtdeutsche immerhin schwierige Aufgabe mit großem Geschick gelöst, ihre Kenntnis der Persönlichkeiten und Verhältnisse ist wahrhaft staunenswert, nicht minder ihr Verständnis für die künstlerischen Bestrebungen und die seelische Entwickelung ihres Helden, der aus einem lutherischen Lübecker ein katholischer Römer wurde. Vor allem aber verdient es Anerkennung, daß sie mit gleicher Liebe auch die durch und durch protestantische Art des alten Overbeck zu würdigen gewußt hat und überhaupt, so sehr ihre Sympathien naturgemäß auf der Seite ihres Glaubens stehen, frei genug denkt, um auch Andersgläubigen und Ungläubigen gerecht zu werden. Man vergleiche nur ihre Äußerungen über Goethe z. B. I, 364, über Voß I, 299 mit dem, was die Herren Baumgartner, Brunner und Genossen in dieser Richtung zu Markte gebracht haben. Von rührender Schönheit — zugleich ein kleines Meisterstück der Darstellungskunst — ist das Jugendidyll, aber auch sonst findet sich durch das ganze Lebensbild dieses „treuen Jüngers des Königs der Milde" verstreut eine Fülle anmutender Züge in vollendeter Form. Auch dies Werk ist mit einer Anzahl Kunstblätter nach Bildern des Meisters und mit zwei Porträts geschmückt.

Unter dem Titel **Studien zur Kunstgeschichte** hat Robert Vischer eine Reihe von Aufsätzen über die italienische und deutsche Kunst zumeist der Renaissance vereinigt (Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.), von denen bisher nur verschwindend Weniges in Zeitschriften veröffentlicht war. Das Buch ist dem Vater des Verfassers, dem gefeierten Ästhetiker F. Th. Vischer, gewidmet und seiner in jeder Hinsicht würdig. Auch in dem Sohne haben wir eine geistige Persönlichkeit von scharfem, völlig eigenartigem Gepräge vor uns: da ist nichts konventionell in Auffassung und Ausdruck, der letztere zumal ist oft von einer kühnen Prägnanz, einer schöpferischen Sprachgewalt, die unmittelbar sinnlich wirkt, wie das Bildwerk selber. Mag Vischer uns wie in dem ersten Aufsatze „Zur Kritik mittelalterlicher Kunst" in Geist und Technik eines ganzen Kunstzweiges, der Mosaikarbeit, einführen oder mag er über bayerische Maler des fünfzehnten Jahrhunderts die eingehendsten archivalischen Forschungen anstellen, immer bleibt seine Darstellungsform fesselnd und anregend, sein Blick weitsichtig und frei. Eine seltene Feinfühligkeit befähigt ihn, der Eigenart von Meistern der verschiedensten Stile nachempfindend gerecht zu werden; dies tritt namentlich in den beiden herrlichen Aufsätzen „Raphael und der Gegensatz der Stile" und „Albrecht Dürer und die Grundlagen seiner Kunst" hervor, für ästhetisch gerichtete Kunstfreunde zweifelsohne die wertvollsten Stücke des Buches. Der Forscher auf kunstgeschichtlichem Gebiete dagegen wird seine Freude an den urkundlichen Mitteilungen, den neuen Materialsammlungen zu Wohlgemuth und seinen Zeitgenossen und zu guter Letzt an dem sorgfältigen Verzeichnis der Künstler- und Ortsnamen haben, durch welches ihm das gehaltreiche Buch zu bequemster Benutzung aufgeschlossen ist.

Von sonstigen Beiträgen zur Kunstgeschichte erwähnen wir noch mit gebührender Anerkennung die Schrift von Paul Schumann: **Barock und Rokoko**, Studien zur Baugeschichte des achtzehnten Jahrhunderts mit besonderem Bezug auf Dresden (Leipzig, E. A. Seemann), aus der wir namentlich für Litteraturfreunde das elfte Kapitel „Goethe und Krupfacius" hervorheben möchten, eine Charakteristik der Streitschrift, mit welcher der letztgenannte Dresdener Architekt des jungen Goethe Aufsatz „Von deutscher Baukunst" bekämpfte. — Ebenfalls zu Goethe führt uns der Neudruck von Heinrich Meyers **Kleinen Schriften zur Kunst** im fünfundzwanzigsten Bande von Bernh.

Seufferts „Litteraturdenkmalen“. (Heilbronn, Gebr. Henninger.) Von litterarhistorischem Interesse ist die Zusammenstellung sämtlicher Aufsätze „Kunst-Meyers“, welche der Herausgeber P. Weizsäcker in der ebenso umfangreichen als gediegenen Einleitung dem Abdruck seiner Auswahl vorausgeschickt hat.

* * *

Unter den zahlreichen Festschriften, welche das fünfhundertjährige Jubelfest der Heidelberger Universität hervorgerufen hat, stehen zwei in erster Reihe: Kuno Fischers **Festrede zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Ruprecht-Karls-Hochschule zu Heidelberg** (Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhdlg.) und die **Geschichte der Universität Heidelberg**, im Auftrage der Universität dargestellt von Aug. Thorbecke (Heidelberg, Gust. Koester). Die in zweiter Auflage vorliegende Festrede ist seiner Zeit nach Anlage und Gehalt hinreichend in den Tagesblättern besprochen und gewürdigt, so daß wir uns mit diesem Hinweise begnügen können. Thorbeckes Werk ist dazu bestimmt, die von Fischer in großen Zügen entworfene Entwickelungsgeschichte der Ruperto-Carola auf urkundlicher Grundlage abschließend darzulegen. Die erste Abteilung des umfassenden Werkes, selbständig unter dem Titel: „Die älteste Zeit der Universität Heidelberg, 1386 bis 1449“, läßt bereits erkennen, wie es sich der Verfasser angelegen sein läßt, nicht bloß die äußeren und inneren Geschicke dieser Universität, sondern in diesen als in einem Typus auch die Wandlungen des deutschen Universitätslebens überhaupt zur Darstellung zu bringen. Die quellenmäßigen Nachweise und eine Fülle von Detail sind in den Anmerkungen, welche fast die Hälfte des Bandes ausmachen, niedergelegt, wodurch der eigentliche Text entlastet und eine geschmackvolle, fesselnde Darstellungsform möglich geworden ist. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, das großartig angelegte Werk diesen Anfängen entsprechend in nicht zu ferner Zeit zu vollenden.

* * *

Die „Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen“ (Leipzig, Wilhelm Friedrich) schreitet rüstig vorwärts. Vor uns liegen drei neue Bände (VI, 1; VII; VIII, 1): die **Geschichte der griechischen Litteratur** von Ferdinand Bender, die **Geschichte der russischen Litteratur** von Al. v. Reinholdt und die erste Hälfte der **Geschichte der skandinavischen Litteratur** von Ph. Schweitzer. Am glücklichsten scheint uns Bender seine Aufgabe gefaßt zu haben, die freilich auch die dankbarste war. Auf festem Grunde, dem heutigen Stande der wissenschaftlichen Erkenntnis entsprechend, doch ohne alles philologische Beiwerk, baut sich in einfach großen Zügen, in harmonischen Verhältnissen der Tempel des hellenischen Schrifttums vor uns auf. Indem Bender auf die wohlfeile „Vollständigkeit“ in Namen und Daten verzichtete, gewann er Raum zu liebevoller Charakteristik der Hauptvertreter jeder Litteraturgattung, namentlich aber des Dramas, und zu eingehender Analyse ihrer vollendetsten Werke. Infolgedessen liest sich das Buch sehr gut und dürfte sich schon dadurch dem weitesten Kreise der Gebildeten und besonders der in Wahrheit „reiferen“ Jugend unserer höheren Lehranstalten empfehlen. Nur eine Bemerkung des Bedauerns können wir nicht unterdrücken, zumal wir uns darin mit dem Verfasser selbst berühren: die Periode von den Ptolemäern bis zum Fall Konstantinopels ist im letzten Kapitel auf achtundzwanzig Seiten erledigt und zwar planmäßig als Überleitung zu der bereits früher erschienenen „Geschichte der neugriechischen Litteratur“ von Rangabé und Sanders. Und doch verdiente ein Lucian, ein Dio Chrysostomus, verdienten Historiker wie Plutarch, endlich die Romanschriftsteller, deren Einfluß auf die modernen Litteraturen zeitweilig außerordentlich gewesen ist, um so mehr eine ausführliche Behandlung, als sie bei Gesamtdarstellungen der griechischen Litteratur regelmäßig zu kurz gekommen sind. Möchte also der Verfasser unseres Werkes recht bald seinen eigenen Wunsch, „diese Skizze einmal weiter auszuführen“, verwirklichen. — A. v. Reinholdt hat sich andere Ziele gesteckt: die erste ausführliche Geschichte der russischen Litteratur, welche in deutscher Sprache erscheint, soll zugleich eine umfassende sein, und so erhalten wir nicht nur eine gründliche Darstellung der ältesten Zeit mit ihrem Sagen- und Volksliederschatze, ihren geistlichen und historischen Denkmälern — auch solchen von wesentlich antiquarischem Werte —, auch die neuere und neueste Zeit ist so behandelt, daß möglichst alles, was die russische Publizistik hervorgebracht hat, darin verarbeitet ist. Die hierbei befolgte Methode charakterisiert sich selbst am schärfsten in Wendungen wie folgende (S. 740): „Nach Graf L. Tolstoi bleibt nur wenig über den russischen Roman zu sagen, doch müssen wir die frühere Reihe der Romanschriftsteller und Novellisten noch durch einige Namen vermehren.“ So angenehm für den Forscher auf litterarhistorischem und bibliographischem Gebiete die zuverlässige Aufzeichnung möglichst aller litterarischen Erscheinungen, wie es Grässe und Goedeke angestrebt haben, sein mag — eine willkürliche Auswahl von Namen und Titeln, wie sie hier, mit generalisierenden Bemerkungen versehen, ganze Seiten füllen, scheint uns, an sich betrachtet,

geringwertig, für das Buch aber insofern geradezu schädlich, als man schließlich vor Bäumen den Wald oder richtiger vor Gebüsch die Bäume nicht sieht. Dazu kommt eine auffallende Ungleichheit in der Behandlung: Turgenjew z. B. mit seinem unvergleichlichen Einflusse auf die westeuropäischen Litteraturen ist mit weniger Raum abgefunden als litterarische Mumien dritten Ranges wie Kantemir oder Tredjakowskij, und wenn Leo Tolstoi in Wahrheit, wie der Verfasser ihn etwas überschwenglich feiert, der Schöpfer des „Vollendetsten“ ist, was die moderne Weltlitteratur im Gebiete des Romans und der Novelle hervorgebracht hat, so hätte er wohl eine auch äußerlich umfassendere Behandlung verdient als beispielsweise der schönrednerische Akademiker Derjawin. Können wir danach nicht umhin, zu bedauern, daß eine klare Vorstellung von dem Gange der russischen Litteraturbewegung zumal in neuerer Zeit und eine verhältnismäßige Wertschätzung ihrer Vertreter nur schwer aus dem Werke Reinholdts zu gewinnen ist, so müssen wir andererseits der redlichen Arbeit, die in dem mächtigen Bande steckt und vornehmlich aus der ersten Hälfte klar zu Tage tritt, und die vielfache Förderung und Belehrung im einzelnen, die sich aus demselben schöpfen läßt, rückhaltlos anerkennen. Lob verdienen auch die zum Teil geradezu vortrefflichen Verdeutschungsproben, welche vielfach — leider auch wieder in ungleicher Verteilung (Derjawin!) — in die Darstellung eingestreut sind. — Ph. Schweitzers „Geschichte der skandinavischen Litteratur“ reicht in ihrer ersten Abteilung bis zur Reformation. Neben den sonstigen Denkmälern dieser Periode sind namentlich die massenhaft erhaltenen Schöpfungen der altnordischen Volks- und Skaldenpoesie einer gründlichen Betrachtung und Würdigung unterzogen. Wir erhalten einen vollständigen Überblick über den reichen Schatz dieser eigenartigen Dichtung, die sich so vielfach mit der unserer Altvordern berührt, und eine von ungekünstelter Begeisterung durchwehte Charakteristik der bedeutenderen Stücke. Auch hier geben Proben deutscher Übertragungen eine annähernde Vorstellung von der Kraft und Schönheit der Originale. Wir werden nach dem Erscheinen des abschließenden zweiten Bandes auf das wertvolle Werk zurückkommen.

* * *

Unter dem Titel **Volkstümliches in Ostpreußen** hatte E. Lemke in Rombitten vor einigen Jahren Sitte, Brauch und Aberglauben im Volksleben der Nachbarschaft mit Fleiß und Verständnis zusammengestellt. Ein soeben erschienener zweiter Band (Mohrungen, W. E. Harich) enthält die Sagen und Märchen derselben Gegend. Bei der rasch fortschreitenden Nivellierung unseres Volkstums, an der Schule, Wehrpflicht und Freizügigkeit um die Wette arbeiten, verdient die treue Aufzeichnung eines solchen, in die Urzeiten hinabreichenden geistigen Erbes besonderen Dank. Für die Echtheit der mitgeteilten Stücke bürgt die formlose Knappheit der Sagen, die phantasievolle Breite der Märchen; die Mehrzahl der letzteren hat zumal in ihrer mundartlichen Färbung einen ursprünglichen poetischen Reiz behalten, einige dürften auch für die mythologische Forschung von hervorragendem Werte sein.

Sehr verschieden von der musterhaften Art, wie Lemke seinen Stoff gesammelt und wiedergegeben hat, erzählt O. Schwebel **die Sagen der Hohenzollern**. ([Zweite Aufl.] Berlin, Liebelsche Buchhandlung.) Bei ihm hat man oft schwere Mühe, den echten Kern aus der Fülle von romanhaften Zuthaten eigenster Erfindung und phantastischen Vermutungen herauszuschälen. Die schlichte Sprache der Sage hört man fast nur da, wo er Chroniken nachschreibt; zumeist verschwinden ihre ehrwürdigen Züge unter der Schminke modernster Stimmungsmalerei. Wie Schwebel ferner es anstellt, um den Beweis zu erbringen, daß „ein reicher Sagenkranz auch den Ursprung des erlauchten Hauses der Hohenzollern umgiebt“, das klingt fast unglaublich: da giebt die famose trojanische Abstammung Anlaß zu den tiefgründigsten mythischen Spekulationen, da wird die ganze welfische Herrlichkeit von Altorf, das Schicksal Thassilos von Bayern, das Leben des heiligen Meinrad ausführlich, jedes Thema in einem langen Kapitel, behandelt, obwohl zugestandenermaßen alles das mit den Hohenzollern auch in der Sage nichts zu thun hat, sondern nur durch die gelehrte Fabelei stammbaumdichtender Chronisten des späten Mittelalters zu ihnen in Beziehung gesetzt ist, ohne seither ins Volksbewußtsein übergegangen zu sein. Mit demselben Rechte wie diese Geschichten hätte der Verfasser auch noch den ganzen trojanischen Krieg samt den Abenteuern des Äneas heranziehen und so vielleicht zwei Bände Zollernsagen liefern können. Man sollte meinen, das neue Kaisergeschlecht stände in seiner geschichtlichen Größe und seinem schlichten Sinne zu erhaben da, als daß man versuchen sollte, es mit fremdem Flitterkram zu behängen. Sieht man von allen solchen Principienfragen ab, so ist das Buch, namentlich in seiner zweiten Hälfte, eine unterhaltende Lektüre.

Ein gesunderer Patriotismus spricht aus Karl Kobersteins **Preußischem Bilderbuch**. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) In der That ein buntes Bilderbuch, das von Voltaire in der Mark zu Lützows wilder verwegener Jagd führt, den Dichter des Frühlings zu dem der

Pucelle, den langen Nostiz vom Regiment Gensdarmes zu Gneisenau und Nettelbeck, Friedrichs des Großen frondierenden Bruder Heinrich und seine „göttliche" Schwester Wilhelmine von Bayreuth zu den Junkerhelden der Befreiungskriege, v. d. Marwitz und v. Krosigk, stellt. Über der freudigen und wohlgegründeten Begeisterung für Preußens Größe und ihre Stützen in schlimmer Zeit, über der glänzenden Darstellung, die jeden empfänglichen Leser mit fortreißt, vergißt man gern ein und das andere bittere Wort, das jene trifft, die Flecken in der Sonne oder andere Gestirne neben dem einen sehen. Wir empfehlen das schöne Buch aus bester Überzeugung.

Die Litteratur des In- und Auslandes über Friedrich den Großen hat Max Baumgart anläßlich des hundertjährigen Todestages des großen Königs zusammengestellt. (Berlin, R. v. Deckers Verlag.) Der stattliche Band von nahezu dreihundert Seiten enthält nur die bibliographisch genauen Titel sämtlicher Schriften, welche Friedrich, sein Land und sein Heer betreffen, nach Materien und innerhalb derselben chronologisch geordnet — ein großartiges Denkmal der Teilnahme und Bewunderung, die Mit- und Nachwelt dem „Einzigen" zugewandt haben, ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden, der sich mit der Person des großen Königs oder mit seiner Zeit näher vertraut machen will.

Eine ähnliche dankenswerte Zusammenstellung giebt Alwin Weise in seiner **Bibliotheca Germanica,** einem alphabetischen, durch Sachregister aufgeschlossenen Verzeichnis aller auf Deutschland und Deutsch-Österreich bezüglichen Bücher und Aufsätze größeren Umfangs, die in den Jahren 1880 bis 1885 im gesamten Auslande erschienen sind. (Paris u. Leipzig, H. Le Soudier.)

* * *

Seelenrätsel. Roman von W. Walloth. (Leipzig, W. Friedrich.) — Mit den Lehren des Naturalismus hat dieses neue Werk nichts zu schaffen. Der Inhalt ist ganz kurz folgender: Eine junge Grafentochter liebt einen jungen Maler; nach mancherlei Abweisungen für sie und Scenen, bei denen der gesunde Naturmensch sich anders zeigen würde als unser Förstersohn, wird sie endlich die seinige, nach einem mißglückten Vergiftungsversuche. Der Maler, am Bette der Genesenden kniend, „frug sich schmerzlich bewegt und beantwortete sich diese Frage: sie — die Ehe! — wird wenigstens keine unglückliche sein" ... Dieser Manncharakter ist eine eigenartige Schöpfung, aber doch nur Phantasiegebilde! Schreibt der Verfasser einen zweiten Teil, in welchem die Gräfin von ihrem Manne geht, nachdem sie sein Herz ganz erkannt hat, so werden die Leser erst wahrhaft — sittliche und ästhetische Befriedigung empfinden. Daß ein alter Herr, wie der Vater dieser Tochter, mit Vorliebe die „Times" liest und in seinen Höhen von der Zeitschrift „Gesellschaft" eine Ahnung hat, ist sehr sonderbar. Auf unbefangene Leser wird das Ganze einen etwas unbehaglichen Eindruck machen, so bewunderungswürdig auch sonst die Kunst der Darstellung ist.

In anderer Weise, in der Verschlingung der Haupthandlung mit den Zwischengeschichten gleichsam an Ariost erinnernd, arbeitet Friedrich Friedrich in seinem neuesten, überaus spannenden, sogenannten „socialen" Romane **Die Frau des Arbeiters.** (Leipzig, W. Friedrich.) Die Haupthandlung, nicht neu, erinnert an den „Strike" von G. Schneideck. „Jeder ist nur seines Glückes Schmied", predigt der Verfasser den Lesern. Wenn auch die Charakteristik der meisten Figuren in grober Holzschnittmanier ausgeführt ist, so sind sie doch nicht minder lebenswahr. Solcher Menschen giebt es eben Tausende, in ihren guten und bösen Thaten bleiben sie immer leicht verständlich. Macht der Roman auf höheren Kunstwert auch keinen Anspruch, so regt er doch, abgesehen von der fesselnden Art der Darstellung, zu mancherlei Gedanken an. Daß der Verfasser in seiner Auguste Schulze und Veilchen Lächerlich gewisse Bestrebungen von Volksbildungsvereinen karikiert, daß er in seinem Dr. Brand uns den Typus eines dämonischen Volksverführers schildert, ist gewiß sehr lobenswert; jedoch von dem wirklichen „socialen Probleme", das die Gegenwart beschäftigt und dessen Lösung dem Gewissen der Zukunft anheimfällt, findet sich nichts in diesem Buche. Die Bezeichnung „socialer Roman" führt irre: die „Frau des Arbeiters" ist eine einfache Lebensgeschichte voll der üblichen Besserungsmoral, trotz alledem auch für den „Denkenden" eine lehrreiche, stark fesselnde Lektüre.

* * *

Brockenteufel. Ein Harzlied von Wilhelm Roeseler. (Berlin, Freund u. Jeckel.) — Eine düster-tragische Harzsage liegt der kunstvoll behandelten Dichtung zu Grunde, die sich in keiner Weise an „berühmte Muster" anlehnt. Die reimlosen Trochäen sind wirksam und klangvoll; die Einleitung zum zehnten Gesange ist besonders stimmungsvoll. Wer in die angenehme Verlegenheit kommt, Bücher kaufen und verschenken zu müssen, möge den „Brockenteufel" W. Roeselers sich im Gedächtnis bewahren.

„Ich beanspruche den Dichternamen nicht," sagt J. J. Honegger im Vorwort zu seinen

Liedern und Bildern (Leipzig, W. Friedrich); aber nach Lesung seiner Gedichte giebt man ihm recht, wenn er weiter schreibt: „Alle ... angeschlagenen Tonarten sind wahr und durchgefühlt, eine Fülle tiefsttinnerlicher Herzenserfahrungen klingt in ihnen an.“ Und damit gehört auch Honegger zu den Dichtern. So düster die Mehrzahl dieser Gesänge ist, so ist die Grundstimmung doch nicht verzweifelnd pessimistisch, sondern eine für die Zukunft hoffnungsfrohe. Die dem Büchlein angefügten Reisebilder: „Veduten von der Riviera und Skizzen aus England-Wales“, sind zwar vornehm gehalten und entbehren einer gewissen glanzvollen Darstellung nicht, aber, schon wegen ihrer Prosaform, würden viele Leser dieselben wohl gern in diesem Bande missen.

* * *

Luxustheater und Volksbühne. Von Hans Herrig. (Berlin, F. Luckhardt.) — Der Erfolg, welchen der Verfasser mit seinem kirchlichen Festspiele „Luther“ errang, führte ihn zu Gedanken über die Möglichkeit einer dramatischen Kunst, welche wieder volkstümlich wäre, wie das Drama des Äschylos oder die Mysterien des Mittelalters. Das Ergebnis dieser Erwägungen ist die vorliegende Schrift. Jeder Denkende wird sicherlich dem Verfasser beistimmen, dessen Behauptungen durchaus nicht „umstürzlerischer Art“ sind; aber ist das „Volk“ schon da für Ausführung dieser Ideen? Noch fehlt Wagners „Not“; und die deutsche Nation hat eben zur Stunde wenn nicht größere, doch wichtigere Aufgaben zu lösen. Über die Frage „Bayreuth“ läßt sich streiten. Wer hat augenblicklich den Genuß von diesem modernen Olympia? Wäre es nicht viel wünschenswerter, daß es ein „Bayreuth“ überall gäbe, wo Sinn für Kunst herrscht? Der „Parsifal“ verliert nichts an seiner erhebenden Weihe, wenn man ihn auch in Berlin z. B., und sogar im Opernhause, hören könnte, während, wie die Verhältnisse sind, die Gefahr nahe liegt, daß die sommerlichen Wallfahrten nach Bayreuth zu einem „Sport“ jener wenigen Begünstigten herabsinken, die, nach Wagners und auch Herrigs Meinung, sicherlich nicht mehr als Vertreter des „Volkes“ gelten. Übrigens verdient die geistvolle, tiefdurchdachte und an treffenden Bemerkungen sehr reiche Schrift die Aufmerksamkeit aller derjenigen, denen nicht bloß das Theater am Herzen liegt, sondern noch mehr die sittliche Gesundheit und die Zukunft des Deutschen Reiches.

* * *

Zur Geschichte des Liebhabertheaters. Ein kulturhistorischer Beitrag von Robert Falck. (Berlin, Brachvogel und Boas.) — Der erste Versuch auf diesem Gebiete und als solcher mit Teilnahme zu begrüßen. Es gereicht dem Buche nur zum Vorteile, daß der Verfasser seiner Arbeit nicht das Siegel sogenannter strenger Wissenschaftlichkeit aufgeprägt hat. Unter den Aufsätzen über die Liebhabertheater in den einzelnen Kulturstaaten ist der über Frankreich am fesselndsten, wozu der Verfasser selbst in seiner Einleitung die beherzigenswerten Worte vorausschickt: „Die Illusionen der Bühne gaben dem zwecklosen Leben der vornehmen Damen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts einen trügerischen Inhalt voll Schimmer und Glanz.“ Ebenso ist ihm beizustimmen, wenn er sagt: „Die übertriebene Teilnahme, welche ein Volk dem Theater zuwendet, ist gewiß immer ein Zeichen politisch heruntergekommener Zustände.“

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Soeben beginnt zu erscheinen:

Völkerkunde

von Professor Dr. Friedrich Ratzel.

Ein Madagasse von negroidem Typus.

Mit 1200 Textabbildungen, 5 Karten und 29 Chromotafeln.

3 elegante Halbfranzbände zu je 16 Mark oder 42 Lieferungen zu je 1 Mark.

Die **„Völkerkunde“** schildert in dem ersten Teile die Naturvölker, geht dann zu den auf den untern Kulturstufen stehenden Völkern über und schließt mit einer Charakteristik der höhern und höchsten Kulturen. In einzelnen in sich abgeschlossenen Darstellungen lernen wir die Völkergruppen Afrikas, Australiens, Amerikas, Asiens und Europas kennen, wir durchwandern ihre Wohngebiete, beobachten sie bei ihren Sitten und Gebräuchen, erkennen und verstehen ihre Ideen und ihre Kunsttriebe, dringen ein in ihre religiösen Vorstellungen und ihre politischen Verhältnisse und überschauen die Fülle der Beziehungen, die sie untereinander verbinden, zu einer gemeinsamen, den ganzen Erdball umspannenden Einheit.

Urteile über Ratzels Völkerkunde.

Hofrat **Gerhard Rohlfs**, der berühmte Afrikareisende: „Eine klassische Arbeit, die einen bleibenden Platz in unsrer Litteratur wird behaupten.“

Professor Dr **Bastian** in Berlin: „Eine kostbare Bereicherung der Litteratur“.

Dr. **Karl Müller** in der „Natur“: „Ein Werk, das alles ausschlägt, was bisher auf diesem Gebiete geleistet wurde“.

Dr. **Richard Andree**: „Ein berühmtes Seitenstück zu Brehms Tierleben“.

Dr. **Julius Stinde**: „Ein Werk, das deutscher Geistesarbeit wie buchhändlerischem Schaffen zur höchsten Ehre gereicht“.

Prof Dr. **Rabl-Rückhard** in Berlin: „Keine andre Nation kann sich eines solchen Werkes rühmen“.

Die erste Lieferung oder den ersten Band legt jede Buchhandlung zur Ansicht vor.
Ausführliche Prospekte gratis.

Unter dem Titel:

Meyers Volksbücher

erscheint ferner seit Jahresfrist in unserm Verlag ein weit angelegtes Unternehmen, welches das Beste aus allen Litteraturen in mustergültiger Bearbeitung, in gediegener Ausstattung und zu dem beispiellos billigen Preis von

10 Pfennig jede Nummer

bringt. Bis jetzt erschienen **456 Nummern**, die einzeln käuflich und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind. — **Ausführliche Verzeichnisse gratis.**

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Versand-Geschäft Mey & Edlich

Königl. Sächs. Hoflieferanten

Leipzig-Plagwitz.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abtheilung: Pelzwaaren.

Nr. 10069. **Barett, Hutform, imitirt Sealskin** (geschoren Kanin) m. **breiter Krempe, Federstutz** u. **seidenem Futter** (braun). M. 8,—.

Unseren ungemein reichhaltigen

Special-Catalog

über

Pelzwaaren

versenden wir unberechnet u. portofrei.

Nr. 10070. **Barett, Hutform, imitirt Sealskin** (geschoren Kanin) m. **breiter Krempe, eleg. Federstutz** u. **braunem Atlasfutter** (braun). M. 11,50.

Muffe für Damen.

Nr.		ca. 18 bis 20 Cm lang	ca. 22 bis 24 Cm. lang
9011	**Französ. schwarz. Kanin** mit Atlasfutter und Pelzquasten, nicht so langhaarig wie Seidenhase, aber haltbarer im Tragen	4,50	5,50
9031	**Echt Affe** (Monkey) mit langem Gehänge. Schwarzes Atlasfutter mit Pelzposamenten	12,75	14.—
9039	**Naturell Skunks** mit Atlasfutter und Pelzposamenten. Solides feines Pelzwerk	25.—	27,50
9040	**Schwarz Persianer** (Krimmer) mit Atlasfutter u. eleganten Posamenten	25.—	31,75
9041	**Schwarz Astrachan** mit Atlasfutter und Posamenten	8,50	10.—
9043	**Imitirt Sealskin** (geschoren Kanin) mit braunem Atlasfutter und Pelzposamenten	7.—	8.—
9047	**Imitirt Sealskin** (Sealbisam) mit Atlasfutter und Pelzposamenten. Sehr schöne Qualität	10,50	12.—
9059	**Naturell Iltis** mit braunem Atlasfutter und eleganten Posamenten . . .	17.—	24.—
9063	**Nerz** mit braunem Atlasfutter u. eleganten seidenen Posamenten. ***Einfellig***	19,75	—
9064	**Derselbe Muff.** ***Zweifellig***	19.—	32,50

Damen-Pelzmäntel. **Pelerinen.** **Kragen u. Boas.** **Colliers u. Manschetten.**
Kinder-Pelzgarnituren. **Kinder-Pelzmützen.** **Schüler-Mützen.** **Herren-Pelzmützen.**
Herren-Pelze. **Jagdmützen.** **Jagdmuffen.** **Fusstaschen.**

Baretts für Mädchen

im Alter von 12 bis 14 Jahren.

Nr. 10002. **Französ. schwarz Kanin mit Krempe, Atlasschleife und Zanellafutter.** M. 2,75.

Nr. 10004. **Imitirt Sealskin** (geschoren Kanin) mit **Krempe, Atlasschleife** und **Zanellafutter** (braun). M. 4,25.

Nr. 10006. **Imitirt Sealskin** (geschoren Kanin) mit **Krempe, Schnurengarnitur** u. **Zanellafutter** (braun). M. 4,75.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflief., Leipzig-Plagwitz.

[illegible] Jahrg. Dezember 1887. Heft 375.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig

Inhalt.

Seite

Adalbert Meinhardt: Weshalb? Novelle 273

Eugen Zabel: St. Petersburg. I. 303

Mit zehn Abbildungen nach Zeichnungen von O. Schulz in Weimar: Die Ägyptische Brücke über die Fontanka. — Die Peter-Pauls-Festung. — Die Akademie der Künste. — Die Nikolausbrücke. — Der Englische Quai. — Denkmal Peters des Großen von Falconet. — Das Winterpalais. — Die Palaisbrücke. — Der Generalstabsbogen mit Alexandersäule. — Die Eremitage.

Max Buchner: Afrikanische Komplimente und Ceremonien . 323

Max Ring: Melchior Grimm. Ein Lebensbild 328

Mit einem Porträt Melchior Grimms.

A. Hauschner: Durch Vermittelung. Novelle. II. (Schluß) . . . 341

Ernst Pasqué: Fidelio und der Wasserträger. Ein Beitrag zur Geschichte der beiden Opern und ihres Textdichters 363

Mit einer Notenbeilage und drei Porträts: Jean Niclas Bouilly. — Luigi Cherubini. — Ludwig van Beethoven.

Julius Lessing: Wunderliches Trinkgerät. I. 383

Mit siebzehn Abbildungen: Silbernes Schiff als Trinkgerät. — Silbernes Horn der Georgenbrüderschaft in Amsterdam. — Becher aus gebranntem Thon. Doppelkopf. — Trinker und Schenke. Auf einer antiken griechischen Trinkschale. — Rhyton aus gebranntem Thon. Widderkopf. — Trinkschale aus gebranntem Thon. — Gorgonenkopf. Malerei in einer antik griechischen Trinkschale. — Trinkhorn, in Silber gefaßt. Jonas mit dem Walfisch. — Silberner Interimsbecher. — Silbernes Trinkgeschirr. Wappenlöwe. — Silberner Schlüssel. Gewerkshumpen der Schlosser. — Trinkgeräte aus Glas. — Silberner Sturzbecher „Hausfrau". — Straußenei, in Silber gefaßt. — Nautilusbecher, in Silber gefaßt. — Krug aus Steinzeug. „Bartmännchen". — Altschwedisches Trinkgelage.

Friedrich J. Pajeken: Skizzen aus dem Westen Nordamerikas. Trapperleben 401

Für den Weihnachtstisch 405

Für Herz und Gemüt. Von Julius Grosse. — Deutsche Tondichter. Von Eduard Hanslick. — Allzeit im Herrn. Von Bernh. Rogge. — Alt-England. Von Adolf Brennecke. — Die letzten Maltheims. Von Brigitte Augusti. — Der letzte der Mohikaner. Von J. Cooper. — Kynstudt. Von J. Pederzani-Weber. — Seespuk. Von P. G. Heims. — In Sturm und Not. Von J. H. O. Kern. — Um die Erde auf dem Zweirad. Von Thomas Stevens. — Immensee. Von Theodor Storm. — Paul und Virginie. Von Bernhardin de Saint-Pierre. — Sakuntala. Von Friedrich Bodenstedt. — In zarte Frauenhand. Von Dr. Karl Zettel. — Ein Soldatenleben in Krieg und Frieden. Von Hermann Lüders. — Hogarths Werke. Von G. Ch. Lichtenberg. — Florenz in Wort und Bild. Von R. Kleinpaul. — Das Lied von Parzival und vom Gral. Von Emil Engelmann. — Buch der Lieder. Von Heinrich Heine. — Unter dem Abendstern. Von Karl Gerok. — Klassisches Vergißmeinnicht. — Christliches Vergißmeinnicht. — Des Weibes Glück. Von Anny Wothe. — Der Juhschroa. Von Konrad Dreher. — Piglheims Panorama von Jerusalem. — Goldene Bibel. Von Alfred v. Wurzbach. — Vier Erzählungen aus der Kinderwelt. Von Thekla v. Gumpert. — Masaniello. Von Adolf Glaser. — Mädchen-Philosophie. Von B. Schweikart und M. Hoffmann. — Die Welt in Waffen. — Buch der Erfindungen. — Illustriertes Konversationslexikon. — Die Kunst für alle. Von Friedrich Pecht. — A. Hendschels Skizzenbuch. — Die Kunstschätze Italiens. Von Karl v. Lützow.

Litterarische Notizen 407

Ben Hur. Von Lew. Wallace. — Das Gemeindekind. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. — Glück und Geld. Von G. Reuter. — Die vier Lebensalter. Von Ernst Eckstein. — Brentanosche Märchen. Von Käthe Freiligrath-Kroeker.

Litterarische Neuigkeiten III

Anzeigen VII

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Monatshefte wird strafgerichtlich verfolgt.
Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.

Weshalb?

Novelle
von
Adalbert Meinhardt.

Einander kennen? Wer kennt denn sich selbst!" sagte kopfschüttelnd mein alter Freund, der Doktor Werner, da wir Jüngeren im Gespräch die Behauptung aufgestellt hatten, wir wüßten jeder ganz genau, wie die Freunde gegebenen Falles handeln würden. „Mir zum mindesten hat all meine Lebenserfahrung nur die Überzeugung verschafft, daß kein Mensch den anderen wirklich kennt. Solang nicht ein Ding erfunden ist, durch welches man das Denken belauscht, wie mit dem Stethoskop das Atmen, solang es nicht eine Wunderbrille giebt, die doppelsichtig uns vergangenes und künftiges Wollen zu gleicher Zeit erspähen läßt, solang werden wir über unserer Nächsten innerstes Fühlen im unklaren sein. Und wie das schmerzt, wenn zwei edle Menschen erkennen müssen, daß sie sich ineinander geirrt, wenn sie sich suchen, doch nicht mehr finden, wie bitter das schmerzt, ich hab's mit erlitten, als wäre es mir selber geschehen.

Ich war derzeit noch jung," so begann er uns zu erzählen, „meine Universitätsjahre hatte ich absolviert, mein medizinisches Examen nicht mit Unehren soeben bestanden und kam nun, bevor der Ernst des Berufes mich für immer festhalten sollte, noch für einige Zeit nach Wien. Es gab dort damals, eben wie jetzt, gerade in unserer Fakultät hochberühmte Professoren, wenn sie auch manches andere lehrten als das, was heute für feststehend gilt. Ich gedachte von ihnen und von dem Leben in der schönen Stadt in kürzester Frist so viel zu lernen als irgend möglich. Wie ich aber in dem einen und dem anderen meine Studien gründlichst betreiben sollte, das hoffte ich von meinem Freund zu erfahren, dem ‚Wiener Gustl', wie wir zu Heidelberg ihn benamst. Denn daß dieser, mein viellieber, nur um weniges älterer Kamerad, von dem geselligen wie von dem wissenschaftlichen Treiben in seiner Heimat gleich gut unterrichtet, daß er wohl schon auf dem Wege sein müsse, selbst eine Leuchte

des Wissens zu werden, davon war ich fest überzeugt.

Der Gustl war der Sohn eines bedeutenden Arztes und selbst ein ungewöhnlich reichbegabter Mensch. Auf der Universität hatte er stets und bei allem an der Spitze gestanden. Obschon oder gerade weil er aus seinen hübschen blauen Augen so gar nicht ernsthaft gelehrt, sondern vielmehr ein wenig leichtsinnig dreinschaute und seine Ratschläge immer so lustig vorbrachte, daß man von seiner guten Laune unwillkürlich mit angesteckt ward, fühlte ein jeder Vertrauen zu ihm. Galt es einen Ball zu ordnen, eine Ausfahrt, einen Kommers, so wandte man sich an den Wiener Gustl. War aber einer seiner Bekannten in arger Geldklemme, in Uneinigkeit mit seiner Liebsten oder auf der Mensur verwundet, so rief man gewiß nach dem Wiener Gustl, das Geld zu beschaffen, den Streit zu schlichten, den Kranken wieder gesund zu pflegen. Ich persönlich hatte mich in der ersten Zeit zu Heidelberg von ihm fern gehalten, weil ich von Haus aus ein Vorurteil gegen solche allbeliebte Allerweltsmenschen hege. Die Leichtigkeit, mit welcher er Versprechungen gab, die nicht immer ausführbar waren; die Sorglosigkeit, mit welcher er, einzig um sich gefällig zu zeigen, oft das Gegenteil von dem, was er wirklich meinte, sagen konnte; das alles nahm mich gegen ihn ein. Aber auf einer Ferienreise, zu der gemeinsame Bekannte mich beredet, kam ich ihm näher, lernte ich ihn auch von anderer Seite kennen. Jetzt sah ich erst, wie ernst er es mit dem Studium nahm, daß er nur nicht viel davon sprach, weil er in seiner heiter gelassenen Weise gründliches Wissen und Tüchtigsein einfach als selbstverständlich betrachtete. Mir imponierte diese seine vornehme Bescheidenheit, die sich so vorteilhaft von dem prahlerischen Rühmen mancher norddeutschen Bekannten unterschied, wie sein volltönend weiches Organ von ihren knarrend harten Stimmen. Bei jedem Gespräch merkten wir, daß wir einander verstanden. So wurden wir Freunde. Während des einzigen Semesters, das wir noch an dem gleichen Orte verlebten, blieben wir unzertrennliche Gefährten.

Seitdem waren etwa drei Jahre vergangen. Da ich die fremde Stadt heute betrat, galt selbstverständlich mein erster Gang dem, der mir immer als die leibhaftige Verkörperung alles dessen erschienen war, was man an seiner Heimat rühmt, meinem lieben Wiener Gustl. Indem ich durch die Gassen von dem Gasthaus, in dem ich abgestiegen war, zum Graben schritt — es war ein sommerwarmer Maitag —, fiel es mir erst wie störend aufs Herz, daß er hier nicht der Wiener Gustl heißen könne. Hausnummer und Straße seiner väterlichen Wohnung hatte ich mir wohl eingeprägt. Aber als ich auf dem breiten Treppenabsatz zum ersten Stock des Hauses stand, mußte ich erst das Messingschildchen mit der Inschrift: Hofrat Joseph Maria Haslinger von Siechenheil, Dr. med. et chir. genau studieren, bevor ich mich recht entsinnen konnte, bei welchem dieser beiden anererbten Appellativa ich nach dem Freunde fragen sollte. Ein altes Weiblein, das schwer keuchend die Treppen erklommen, schellte hastig neben mir und ersparte durch ihre Frage die meine. Sie schien es eilig zu haben; denn als ein Diener die Thür kaum aufthat, drängte sie sich an mir vorüber und hinein:

‚Der Herr Hofrat? ist er daheim?‘

‚Nein, ist verreist, seit einer Wochen. Aber der junge Herr Gustl ist drinnen. Der behandelt die Kranken jetzt für den Herrn Hofrat. Die Ordinationszeit ist freilich vorüber. Aber wann's mit ihm reden wollen, er ist noch zu Haus.‘

‚Der Gustl? Jesses Maria, das Glück!‘ — der Alten verrunzeltes Gesichtchen erstrahlte förmlich — ‚der ist mir viel lieber, der wird schon helfen.‘

Und sie folgte dem Bedienten atemlos eilig über den Flur. Ich war mitgegangen ohne viel Fragen. Also auch hier hieß er der Gustl, und auch hier war ein jeder ihm gut. So viel hatte ich mit Freuden aus der kurzen Zwiesprache

vernommen. Der Diener, welcher annehmen mochte, daß ich gleichfalls als Patient seinen Herrn aufsuche, ließ uns beide in das Wartezimmer treten und bot mir einen der altmodisch schweren, an den Wänden in Reih und Glied aufmarschierten, geradlehnigen Stühle. Zwischen den hohen Büchergestellen hingen zwei Bilder an den Wänden: die Lithographie eines vornehmen älteren Herrn, die Brust voll Orden, ein strenges Gesicht, das meinem Freunde auch nicht in einem Zuge gleich sah, doch war es der Unterschrift nach sein Vater; und das zweite eine Ansicht von Siechenheil, der Besitzung in Kärnten, nach welcher der Hofrat seinen Adelsbeinamen führte. Es herrschte in dem halbdunklen Saal, dessen sämtliche Fenster geschlossen waren, eine drückend schwüle Luft von vielen Menschen, die dagewesen und wieder gegangen. Auch mir war etwas beklommen zu Mute. Würde ich den Freund unverändert finden? Wir hatten als leichtsinnige junge Gesellen nicht daran gedacht, miteinander durch Briefe in Zusammenhang zu bleiben. Der Zweifel kam mir auch heute und hier erst, vor dem Bild seines Vaters, in der nüchtern steifen Umgebung, die zu dem Gustl, den ich gekannt, so wenig stimmte.

Aber die kleine alte Frau, meine Gefährtin, ließ mir nicht Zeit, solchen Befürchtungen nachzuhängen. In ihrer Ungeduld trippelte sie von der Thür bis zum Fenster und wieder zurück und begann, wohl um sich das Warten zu verkürzen, mit mir ein Gespräch. Nach der Art einfacher Leute vertraute sie mir gleich ihre ganze Lebensgeschichte. Wie ihr Enkel von einer Krankheit befallen sei, die sie sich nicht zu erklären wisse und die ihn seit Tagen immer wieder aufs neue quäle, wenn sie dieselbe erloschen gemeint. Wie sie deshalb längst schon hergewollt und er es nur nicht gelitten habe, weil er sich geängstigt hätte, ein Arzt könne ihm das Klavierspiel verbieten. Der Bub hab einmal seinen eigenen Kopf, wie sein Vater vor ihm gehabt. Dem sei auch immer seine Musik mehr wert gewesen als das Leben. Nachdem er durch sie elend geworden, ein armer wandernder Musikant von Stadt zu Stadt, hätte er doch noch seine letzten schwachen Kräfte daran gesetzt, daß nur der Bub dieselbe brotlose Kunst erlerne. Sie aber wolle den Knaben nicht einem gleichen Schicksal verfallen lassen. Von dem Musikmeister, zu dem sein Vater ihn noch in die Lehre gethan, hätte sie ihn fortgenommen, hätte ihn in eine Schule geschickt und denke, daß er ihr Geschäft — sie sei nämlich die Frau Nandl Lechleitner, die beste, beschäftigtste Wäscherin von ganz Wien, und empfehle sich mir als solche — weiterführen und vergrößern, sich ehrlich sein Brot erwerben sollte. Aber der Leo, wie er einmal ist, wolle davon nichts hören, studiere desto eifriger fort. Der Herr Hofrat hätt ihm die Krankheit wohl schnell kuriert, ein so berühmter Arzt, wie der sei. Aber besser wär's vielleicht doch, wenn der Gustl zu ihm komme. Der würde es gewiß verstehen, ihm nicht nur das Fieber, sondern obendrein die Flausen aus dem Hirnkasten zu vertreiben. Nicht als ob der Herr Hofrat nicht auch ein gar guter, lieber Herr sei, nur freilich etwas kurz angebunden. Sie kenne ihn genau, seit so vielen Jahren, die sie für ihn und sein Haus schon gewaschen, und habe auch seine gnädige Frau gekannt, des Gustl jung verstorbene Mutter. Wie herzensgut die gewesen sei, das lasse sich schon gar nicht beschreiben...

So plauderte die Alte fort in ihrem weichen Wienerisch. Ich hörte mit halbem Ohre zu und horchte dazwischen auf die Töne, die aus dem Nebenzimmer drangen. Bei der ärztlichen Konsultation, die da drinnen gehalten wurde, ging es erstaunlich lebhaft her. Ich erkannte des Gustl Organ volltönend und wohllautend kräftig wie je, daneben ein zwitscherndes helles Lachen, ein lustiges Trällern von Liederstrophen, die nach einer Vorstadtbühne klangen. Die dünne Stimme war etwas rauh, auch klang sie ein paarmal herzlich falsch, daß es mich zusammen-

zucken machte. Aber ich wußte, meinen Gustl würde das nicht im mindesten stören. Denn war er sonst in allen Stücken ein echter Wiener vom Wirbel zur Zehe, musikalisch war er nicht. Doch auch die ausgedehnteste Konsultation muß einmal ihre Endschaft nehmen. Der Herr Doktor, der es nicht wissen mochte, daß noch jemand in die Sprechstunde gekommen war, führte selber seine Patientin, ein zierliches Dämchen, durch den Wartesaal hinaus. Die alte Wäscherin ließ ihm nicht Zeit, noch Abschied zu nehmen. Mit einem Wortschwall, wie ich ihn schon kannte, begrüßte sie ihn: der Enkel, das Fieber, sie hatte alles ihm mitgeteilt, bevor noch jene das Zimmer verlassen.

Er wandte sich zu ihr: ‚Also, Frau Nandl, was verschafft mir die Ehr? woran fehlt's denn bei euch? Ja, ja, ich will schon zu euch kommen, gleich jetzt, und nachschauen und ... Werner, Mensch, bist du es denn wirklich?' rief er, plötzlich mich erkennend, ‚und sitzst da geduldig und verlierst all die Zeit, indessen ich drinnen mit der Lisi so überflüssiges Zeugs geschwätzt habe! Laß dich anschauen, alter Bursch, und schau mich an, ob wir zwei noch dieselben sind?' Und er zog mich näher ans Fenster.

Er war nicht verändert, er sicherlich nicht. Ich kann es nicht sagen, welche reine Herzensfreude mir seine frohe Begrüßung machte. Aus den schönen blauen Augen blickte mich der grundgute Kerl so treuherzig offen an wie vor Zeiten; der braune Bart um Mund und Wangen war etwas voller und dunkler geworden, besser gepflegt auch; die Gestalt breitschulteriger gekräftigt. Das stand ihm trefflich und ließ ihn mehr noch als das erscheinen, was sein ganzes Wesen darstellte: einen frohen Menschen, aus gutem Hause, wohlveranlagt, wohlgeschult und vom Glücke begünstigt.

‚Ja,' sagte er, als erriete er meine Gedanken, ‚mir ist's gut ergangen, ich bin einmal ein Sonntagskind. Und nun, seit ich verlobt bin ...'

‚Du, verlobt!' — Ich mußte lachen.

Er aber, höchst ernsthaft: ‚Seit gestern abend. Sieh, seitdem ist mir zu Mute, als müsse das Leben immer schöner und täglich noch froher und besser werden. Daß du jetzt da bist, mein alter Werner, dich mit mir zu freuen, das, das ... Komm, wir wollen gleich zu ihr. Du mußt sie sehen, sie weiß schon von dir.'

Er hatte schnell und erregt gesprochen. Daß die alte Wäscherin noch da sei, beachtete er nicht. Sie aber, da er mich mit sich fortzog, hielt ihn am Arm fest: ‚Aber, Herr Gustl, mein Bub! Euer Gnaden haben versprochen, zu ihm zu kommen, und das gleich jetzt, weil er gar so arg fiebert.'

Worauf der Gustl ganz ehrlich: ‚Frau Nandl! Bei Gott, ich hätt es fast vergessen!' Doch als sie in ihn dringen wollte: ‚Ich komm sicher morgen, mein Wort drauf, ich komm ganz gewiß.'

‚Nein, heut, gleich heut!' — sie rang die Hände — ‚Herr Doktor, der Leo redet irr, er thut sich ein Leids an in seinem Fieber! Euer Gnaden müssen nach ihm sehen, Sie müssen, müssen, noch vor der Nacht.'

‚Ich kann nicht. Mein Freund, der soeben ankam, will mich zu einem Todkranken holen. Guten Nachmittag, Frau Nandl. Machen Sie dem kranken Buben — nicht wahr, 's ist Ihr Enkel? — einen kalten Umschlag auf den Kopf, das wird ihn beruhigen. Ich werde morgen schon nach ihm schauen.' Und grüßte höflich und komplimentierte, trotz ihrer Thränen und Widerreden, die arme Frau zum Zimmer hinaus.

Das war so eine von den überflüssigen kleinen Bequemlichkeitslügen, um derentwillen ich den Wiener Gustl einst, bevor ich ihm wirklich näher getreten, nicht gut leiden gekonnt.

Seelensvergnügt sich die Hände reibend, kehrte er, nachdem jene gegangen, zu mir zurück: ‚So, die wären wir los. Nun laß uns nur gleich nach Hietzing fahren, komm. Aber — was hast du, Werner?' Er sah mich an, er war eben doch, trotz allem, eine feinfühlige Natur.

‚Hör,‘ und er packte mich an der Schulter, ‚wenn du mich nicht mehr nimmst, wie ich bin, so wirst du halt nie zufrieden sein. Mit deiner norddeutschen Moral komm mir nur nicht. Dich dünkt's wohl gar ein schwerer Frevel, daß ein Arzt, so ein Helfer der Menschheit, um eine unbequeme Patientin abzuschütteln, eine kleine Unwahrheit sagt? Das große Verbrechen! Als ob ich nicht aus Erfahrung wüßt, wie arg die Leut immer übertreiben, und daß die fürchterliche Krankheit meist nicht viel mehr als ein Schnupfen ist. Die Nandl selber, hätt sie's bemerkt, würd mich nicht drum verdammen. Sie legt auch nicht jede Red auf die Wagschal. Wenn's ihr gerad paßte, machte sie's sicher eben wie ich. Und übrigens — hab ich denn gelogen? Ich selbst bin sterbenskrank vor Sehnsucht, bin schon halb tot vor Ungeduld. Jetzt noch einmal in ein Krankenzimmer? Das würd ich nimmer überleben. Ich mein fast schon, ich müßt ersticken in der Schwüle hier. Komm endlich, komm hinaus und zu ihr!‘

Er hatte mich beim Arm genommen. Dem Diener rief er im Fortgehen noch zu, das Fremdenzimmer zur Nacht mir zu rüsten. Unten brauchte er nur zu winken, und ein halbes Dutzend Fiaker mindestens kam herangefahren, dem jungen Herrn ihre Dienste zu bieten. Er stand am Rande des Trottoirs, sein kurzes Stöckchen unter dem Arm, seine lichtgelben Handschuhe knöpfend, schaute sich mit prüfenden Blicken Rosse und Lenker an, nickte dem einen Bestätigung, schob mich hinein, sprang nach und sank mit einem zufrieden aufatmenden Ah! neben mir in die Wagenkissen. Und ich — soll ich es leugnen? — froh wie er, der heißstaubigen Stadt zu entrinnen, hatte jenen kleinen Zwischenfall schon vergessen. So erfrischend mir die Luft schien im schnellen Fahren, nach der eingeschlossenen Dumpfheit des Wartezimmers, so wohlthuend war mir auch des Freundes befreiend offene Herzlichkeit.

‚So,‘ sagte er und lehnte sich zurück im Wagen, seine Cigarette entzündend, ‚nun erzähl mir aber von dir. Was mich betrifft, das weißt du schon, ich bin glücklich, ich hab sie so lieb ...‘

‚Numero wie viel?‘ fragte ich nur.

‚Numero? Ich versteh dich nicht. Weil ich mich an hübschen Gesichtern freu und auch sie mir oft freundlich blicken, bin ich deshalb ein Don Juan? Und weil du mich eben mit der Lisi, der kleinen Pratersängerin — die, wie ich weiß, einem meiner Bekannten gut ist — hast lachen sehen, meinst du, deshalb könnt ich nicht auch ernsthaft fühlen? Nein, die Lisi und ihresgleichen seh ich gern, und es macht mir Spaß, wenn sie sich mir wohlgesinnt zeigen. Aber dies hier ist etwas anderes, dieses ist Liebe. Sie zählt als erste, einzige, letzte, ohne Vorgängerinnen noch Nachfolgerinnen und wird so bleiben, solange ich lebe. Ich kenn sie seit meiner Kinderzeit; seit wann ich sie lieb habe, ich kann's nicht sagen. Gestern ist sie meine Braut geworden. Und sobald der Vater von seiner Reise heimkehrt, die er nur antrat, um mich hier in seine Praxis und bei den Patienten einzuführen, wird sie mein Weib... Aber du kannst mich ja nicht verstehen, du kennst sie noch nicht. Kenn sie nur erst!‘

Wir fuhren im jagenden Trabe dahin, so schnell, wie einzig ein Wiener Fiaker fahren kann. Durch eine dunstige Staubwolke hindurch, welche von der schon tiefstehenden Sonne goldig durchglänzt war, sah ich nur halbdeutlich Kirchen und Häuser. Menschen und Wagen hasteten an uns vorüber, strebten gleich uns aus der Enge der Stadt hinaus ins Freie. Und zu den jubelnden Worten des Freundes schien mir der lauthallende Lärm dieser Straßen die richtige Begleitung zu sein. Die warme Sonne, die schöne Umgebung, das heitere Volk und er inmitten, so sonnig, froh und glücksdurchdrungen, sie gehörten zueinander; ich liebte die Stadt schon um seinetwillen.

Der Gustl hatte vor einem Hause, welches bis in das oberste Stockwerk mit

Kleidermagazinen gefüllt war, anhalten lassen. Er sprang eilig aus dem Wagen, sich eine neue Kravatte zu kaufen; die, welche er trug, sei so zerdrückt, daß er sich unmöglich so zeigen dürfe. Indessen der Verkäufer ihm devot vertraulich den Spiegel vorhielt, daß er die Wirkung der verschiedenen Farben zu seinem Hautton prüfe, plauderte er ganz zwanglos mit mir weiter von seiner Braut, wie einfach sie sei, wie unverwöhnt, wie frei von Eitelkeit und Koketterie. Dazu band er selbst sich die zierlichste Schleife mit vollem Ernste, kunstgerecht, und zupfte die Enden, daß ich das vollendete Werk bewundern mußte, doch nimmer es hätte nachmachen können. Darauf fuhren wir weiter. Er machte mich aufmerksam auf die vielen hübschen Gesichter, auf die vollen, doch schlanken Gestalten, die geschmackvollen Kleider. ‚Meine Braut ist aber schöner als alle!‘ sagte er, indem er gerade einen schmachtenden, vielsagenden Blick aus dunklen Augen auffing und zurückgab.

So bin ich durch die engen, volksbelebten Gassen der inneren Stadt, durchs Burgthor hinaus, über das noch unbebaute Glacis und durch die Vorstadt Mariahilf zum erstenmal mit dem Freunde gefahren, so habe ich auf diesem Wege zum erstenmal von der Jella gehört. Jella! Ich weiß noch genau die Stelle dort an dem Eckhaus, dem großen Haus, neben welchem man in die Vorstadt einbiegt, wo er mir ihren Namen genannt hat. Sie sei zwar Gabriele getauft, so gut wie er August Joseph Maria. Aber man könne sie eben unmöglich mit einem so langen Namen nennen, und auch er werde gewiß bis an sein Ende für alle Welt der Gustl bleiben. Übrigens habe er die Ehre, seinen Rufnamen nach ihrer Mutter zu tragen. Die Baronin Augustine von Feldmann nämlich sei eine berühmte Schönheit gewesen; sein Vater behaupte ketzerisch, sie sei heute noch schöner als ihre Tochter; nun, ich würd's ja sehen, wie unrecht er habe! Doch dies Urteil sei verzeihlich, denn sein Vater hätte die schöne Tini, wie sie dazumal in der ganzen Koterie hieß, einst gern gehabt, da sie fast noch ein Kind war. Man vermählte sie früh mit einem alten reichen Manne. Er, der noch wenig bemittelte Arzt, obwohl er die Enttäuschung nie ganz verwand und sein äußerlich kühles Wesen vielleicht aus jener Zeit herrühre, er nahm eine andere zur Frau, die des Gustl Mutter wurde. Doch als ihm ein Sohn geboren war, erbat er sie, die er früher geliebt, zur Patin. Sie aber hat viel Schweres erlebt. Den Mann, den ihr die Eltern gegeben, hatte sie nicht geliebt; doch war sie ihm durch manches Jahr eine treue und sorgsame Gattin und hatte der Welt stets ein heiteres Gesicht zu zeigen gewußt — bis sie den Baron Feldmann kennen lernte, einen Norddeutschen. Weshalb sie ihn liebte, hat niemand begriffen. Vielleicht eben deshalb, weil seine strenge, verschlossene Art zu ihrem heiteren Naturell in einem so schroffen Gegensatz stand. Sie ließ sich scheiden, ward Protestantin, brach dadurch mit allen Traditionen ihrer Familie, verfeindete sich mit Verwandten und Freunden — auch mit dem Hofrat. Und er, dem sie das Opfer gebracht, um dessentwillen sie dies alles kein Opfer dünkte, für den sie eine jede Entbehrung freudig auf sich genommen hätte, glaubte nicht an ihre Treue, weil sie für ihn einen anderen verlassen. Ihr offenes, warmherziges Wesen war ihm unverständlich; er peinigte sie mit der grundlosesten Eifersucht, die nach und nach fast zu einem krankhaften Wahn sich steigerte. Sie versuchte immer aufs neue, ihn zu beschwichtigen, zu versöhnen. Doch eines Tages, kurze Zeit nach der Jella Geburt, da sie zum erstenmal wieder in eine größere Gesellschaft gegangen war, wo alle Welt ihr gehuldigt hatte, erklärte er ihr, dies Dasein nicht länger ertragen zu können. Er müsse fort, wolle allein sein, arbeiten, vielleicht daß er in ernster Umgebung sich selbst wiederfinde. Er schloß sich einer Expedition zur Erforschung der nördlichen Durchfahrt an, die damals gerade von London aufbrach, und fand seinen Tod

in demselben Jahre im fernen Norden. Sie aber, nachdem sie frei geworden, lebte in so stiller Zurückgezogenheit, wie er es nur hätte wünschen können. Mit der großen Welt mied sie jeden Verkehr; ihre Gesundheit hatte von den Aufregungen und allem Kummer schwer gelitten; sie blieb in dem kleinen Landhaus zu Hietzing, das sie mit ihm bezogen hatte, und widmete all ihre Kräfte nur der Erziehung ihres Kindes.

‚Und gleicht die Tochter diesem unglücklichen Vater nicht?‘ fragte ich.

‚Man glaubt es kaum, daß sie sein Kind sein kann,‘ sagte der Gustl. ‚Sie will und sie begehrt nichts vom Leben, als daß man sie lieb hat und froh sein läßt. Das goldbraune Haar, die strahlenden Augen, den heiteren Sinn und die helle Stimme — sie erbte alles von ihrer Mutter. Und wie verehrt sie diese Mutter! Sie hat mir gestanden, daß sie mir deshalb doppelt gut sei, weil ich den Namen derselben trage, weil schon mein Vater jene geliebt. So offen ist sie, so natürlich, gerade und wahrhaft, durch und durch.‘

‚Ist das Fräulein gar so wahrhaft,‘ bemerkte ich lächelnd über seinen Enthusiasmus, ‚so wird sie aber wenig erbaut sein, wenn du, mein Freund, dir solche kleine Freiheiten gestattest wie eben jetzt noch. Was sagt sie dazu?‘

‚Sie ist nicht pedantisch. Und sie liebt mich! Die Jella kennt meine Schwächen und Fehler, doch ihr weiches, warmes Herz begreift auch die.‘

‚Wohl,‘ sagte ich, ‚wenn sie im Denken so mit dir übereinstimmt . . .‘

‚Wenn? Wie magst du nur immer zweifeln! Schau,‘ sagte er, ‚ich kenn sie ja wie mich selbst. Nur besser, weil sie so viel klarer und offener ist. Und ich mein, sie könnt nichts denken, was ich nicht gedacht, und könnt nichts fühlen, was ich nicht mit ihr in der gleichen Minute auch fühlen müßt.‘

Da er so zu mir sprach — die Stadt lag schon weit hinter uns — da sind wir gerade im Angesicht der Schloßfront von Schönbrunn über den Wienfluß gefahren. Auf den Pfosten der Brücke liegen zur Rechten und Linken zwei steinerne Sphinxe. Sie haben Weibergesichter und Brüste, aber einen Tierleib mit Löwentatzen. Mir war bis dahin jede Frau als solch ein Wunderwesen erschienen, zwiespältig, unergründlich und fremd. Und unwillkürlich schaute ich hinüber zu jenen beiden, ob sie nicht Einspruch erheben würden gegen des Gustl anmaßliche Reden und ihres Geschlechtes geheimnisvolle, schwer zu enträtselnde Art vertreten. Sie aber lagen starr und still und lächelten nur und blickten nicht auf.

‚Du Glücklicher!‘ sprach ich und mußte seufzen, ‚ja, du bist wahrlich ein Sonntagskind.‘

Und der liebe Mensch fiel mir um den Hals und dankte mir mit Thränen im Auge, daß ich gekommen, seine Freude mit ihm zu teilen, ihm zu verdoppeln durch meine Nähe.

Es dunkelte schon. Über die hohe Parkmauer des Schlosses, an welcher wir vorüberfuhren, blickten schwärzliche Baumwipfel herüber; in den Gassen wurden die Laternen entzündet; aus den sommerlich besuchten Vergnügungsgärten des ländlichen Vororts blinkten bunte Lampions, klangen die lockenden, schaukelnden Weisen der Straußschen Walzer zu uns herüber. Von dem Platz vor der Hietzinger Kirche lenkten wir in eine stillere Gasse, die einerseits von hübschen Villen eingefaßt war und gegenüber auf Felder und offenes Land hinaussah. Wir hielten vor einem einfachen, einstöckigen Landhause an. Ein alter Diener, der in dem offenen hohen Gartenthor wartend gestanden, sprang eilig herzu: ‚Aber endlich, Euer Gnaden! Haben wir uns schon geängstigt! Ein andermal müssen der gnä Herr wirklich eine Ausred brauchen, die vielen Patienten fortzuschicken, wann's gar so spät wird.‘

Der Gustl lachte. ‚Siehst du,‘ flüsterte er mir zu, ‚so denkt man hier.‘

Wir schritten quer über den weichen Rasen, das weiße Haus blieb zur Rechten

liegen. Die Damen seien im ‚Salettl‘ drunten im Garten, wegen der Hitz, hatte der Alte uns führend erklärt. In der Tiefe des Buschwerks sah ich ein rötliches Licht. Doch nun löste aus jenem Lichte sich etwas Weißes und kam uns entgegen, langsam erst, schneller dann, wie schwebend, als ob es kaum den Boden berühre, leise und leicht flog es auf uns zu.

‚Gustl, Gustl, hab ich dich wieder!‘ Und sie hing an seinem Halse, die schlanke, biegsame, junge Gestalt; beide Arme hatten seinen Nacken umschlungen, er hielt sie fest und hob sie auf und trug sie lachend über den Rasen, die Stufen empor zu dem halb offenen Gartenpavillon und bis in den Lichtkreis der großen, rot verhängten Lampe, die dort auf dem Tisch stand.

Das Mädchen erschrak, da sie hinter dem Verlobten aus dem Dunkel unerwartet einen Fremden auftauchen sah. Doch als der Gustl mich ihr genannt, bot sie mit dem lieblichsten Erröten mir rasch die Hand hin. Sie hätte sich gar so sehr gefreut, ihn zu sehen, daß sie darüber niemand anderen bemerken gekonnt. Das sagte sie ohne jede Spur von Ziererei, so einfach natürlich, wie sie es fühlte.

Und ihre Mutter, die neben dem Tisch auf einem Ruhebett ausgestreckt lag, winkte mich zu sich auf einen Sessel. ‚Da haben Sie's gleich,‘ sagte sie, ‚wie die zwei umeinander die Welt vergessen! Ich bin froh, daß Sie da sind, Herr von Werner. Nun giebt's doch wieder einen Menschen, mit dem sich einmal ein vernünftiges Wort sprechen läßt.‘

Wie sie mich in ihrer Redeweise durch das unumgängliche ‚von‘ gleichsam zu ihrem Landsmann gestempelt, so machte sie durch Miene und Worte mich in dieser ersten Stunde heimisch bei sich, wie ich es nirgend im Leben gewesen. Während sie plauderte, ließ ich die Augen von ihr zu ihrer Tochter wandern. Der Gustl hatte mir nicht zu viel von den beiden gesagt, sie waren schön. Wie jetzt ein Schatten über des Mädchens Wange fiel, wie sich ihre langen Wimpern senkten und wie nun gleichzeitig durch eine ihrer raschen Bewegungen helleres Licht die geistreichen Züge der Mutter streifte, daß alles in dem feingeschnittenen Gesicht zu sprechen schien, man hätte es nicht zu sagen gewußt, welcher von ihnen der Preis gebühre. Und dennoch, in der nächsten Minute wußte ich es, wem ich ihn erteilen mußte.

Der Gustl hatte eine Rose aus der Vase vom Tisch genommen und sie seiner Braut in die Locken gesteckt, behauptend, daß sie dort aufblühen müsse, denn in ihrem Haar sei Sonnenschein. Darüber lachte die Baronin und schalt ihn, daß er der Jella eine so schlechte, halb schon verwelkte Blume biete, wo im Garten viel schönere blühten. Und sie: ‚So komm doch, pflück mir eine andere!‘

Wie sie das sagte, wie sie ihn dazu ansah, glücklich über den guten Vorwand, der ihnen erlaubte, sich zu entfernen, und wie ihre Augen ihm winkten, zu folgen, da sie voran die Stufen in den Garten hinabhuschte — ich fühlte es, dieser jungen Schönheit kam keine, keine andere gleich.

Eine kurze Weile blieben die beiden noch in dem Bereich der Lampe, dann verloren sie sich im Dunkel des Gartens. Das weiße Kleid schimmerte aus den Büschen hervor, tauchte abermals auf in dem Lichtstreif und verschwand vollends. Und da ich sie nicht mehr sah, da war mir's, als sei auch mir das Licht erloschen. Die glücklichen Zwei!

‚Nicht wahr, es macht froh, sie nur zu sehen?‘ fragte lächelnd die Baronin und streckte über den Tisch mir ihre schlanke Hand entgegen. ‚Ich bin ihre Mutter, ich dürft's wohl nicht sagen, aber mir erscheint meine Jella als das Liebste und das Schönste, was die Natur hervorbringen konnte. Und er — man muß ihm gut sein. Ich kann ihm vertrauen, soweit überhaupt ein schwergeprüfter, gereifter Mensch dem anderen noch traut. Er ist aus der gleichen Stadt und Umgebung, in ähnlicher Lebensweise erwachsen, er kennt sie lang, sie sind beide jung,

um sich noch leicht ineinander zu schicken. O, sagen Sie, sagen Sie mir, Herr von Werner, wär es nicht möglich, daß die zwei glücklich bleiben könnten?‘

Die arme Frau! Ich küßte ihr die durchsichtig zarten, schmalen Finger der leidenden Hand, ich sagte ihr, daß ich an die beiden und an ihre Zukunft glaube. Wie mein Freund mir von seiner Braut gesprochen, wie er durch seine herzliche Wärme mich skeptischen Menschen mit erwärmt, das wiederholte ich ihr. Und meine Worte thaten ihr wohl.

Als das Brautpaar zurückkam, nickte sie dem Gustl zu: ‚Du hast dir da einen Fürsprech geworben,‘ sagte sie, ‚der glaubhafter ist als so ein überschwengliches Mädel wie die Jella. Es war gescheit, daß du ihn uns herausgeführt hast, bring ihn noch oft. Denn du mußt es wissen, Gustl, ich hör jetzt auf der weiten Welt nichts Lieberes, als wenn man dich lobt.‘

Jella hatte sich auf die Lehne am Ruhebett ihrer Mutter gesetzt. Sie bog sich hinab zu ihr; von den Rosen, die sie gepflückt, befestigte sie ihr einen Strauß in das schwarze Schleiertuch, das ihr noch volles Haar bedeckte. ‚Nun, Werner,‘ fragte mich der Gustl, ‚ist sie nicht lieb und ist sie nicht schön? Und neidest du mir nicht mein Glück?‘

Ich weiß nicht mehr, was ich ihm darauf sagte. Was mir aber das Herz in der Brust so wundersam schmerzlich schwellen machte, das ist kein Neidgefühl gewesen. Nur ein Sehnen nach ähnlichem Glück und die heimliche Überzeugung, es könne in der weiten Welt und könne für mich nicht ein zweites geben, das diesem gleich kam.

Wir durften noch, bevor wir schieden, die Damen in ihr Haus begleiten. Der alte Andres trug sorgsam die Lampe durch die dunklen Gartenwege. Jella mit ihren leichten Schritten lief voran, die Thür zu öffnen, der Mutter die Kissen zu bereiten, daß sie drinnen gleich wieder ihre gewohnte bequeme Lage finden möge. Der Gustl und ich, wir folgten langsamer mit der Baronin. Drinnen im Zimmer, als sie an dem Flügel vorüberging, fuhr sie mit der Hand leicht, wie liebkosend, über den verschlossenen Deckel. ‚Der Abend war so schön. Wenn du jetzt singen wolltest, Jella, es wär ein hübscher Abschluß.‘

Und Gustl eifrig: ‚Thu es, Liebste! Deine Mutter wünscht es. Und ich, das solltest du wissen, ich will nur, daß du thust, was sie freuen kann. Der Werner hier ist ein rechter Musikmensch, so wie Ihr beide, dem erzeigst du eine Wohlthat durch deinen Gesang.‘

Das Mädchen war mitten im Zimmer stehen geblieben. Aus den großen, weit offenen Augen, die mir plötzlich viel dunkler erschienen, schaute sie ihn angstvoll an: ‚Ich bitt dich, Gustl, verlang das nicht, du weißt ja, weshalb …‘

‚Du bist ein Kind. Warum sollt ich nicht selber Freude daran haben, wenn ich deine liebe helle Stimme so jubelnd und so schmeichelnd höre. Meinst du, du machst mir ein besonderes Vergnügen, wenn du dich zwingst und zum Stillsein verdammst? Denk nur,‘ rief er, zu mir sich wendend, ‚willst du's glauben, daß diese junge Dame hier mir erklärt hat, sie werde fortan die Musik, die bisher ihre liebste Zerstreuung gewesen, aufgeben, einzig weil ihr Verlobter Dis und Fis und Moll und Dur nicht scharf wie sie unterscheiden kann!‘

‚Laß sie,‘ sagte schnell die Baronin, ‚sie hat vielleicht recht. Sie will nichts treiben, was nicht euch beiden gemeinsam ist, was euch trennen könnte.‘

‚Als ob ein Lied uns trennen könnte!‘ rief er verletzt.

Und Jella, indem sie zu ihm trat, seine Hand nahm, sich an ihn schmiegte: ‚Nein, Gustl, du weißt es, es kann und wird nichts zwischen uns kommen, nichts auf der Welt! Du weißt es, daß, nun ich dich habe, mir deine Liebe das Höchste ist und alles andere, selbst meine Musik, mir dagegen verblaßt. Ich habe keine Freude mehr dran. Und deshalb: Laß mich nicht singen, Gustl, ich bitt dich.‘

‚So werde ich dir mit gutem Beispiel vorangehen,‘ versetzte er lustig. ‚Komm, Werner, du mußt mich begleiten!‘ Er zog mich zum Klavier, hieß mich ein Studentenlied spielen und begann tapfer zu singen, obschon er keine Idee von der Melodie und kaum eine vom Takt besaß. Ich sah deutlich, wie Frau Augustine eine mokante Bemerkung nur mit Mühe unterdrückte.

Aber die Jella scheute sich nicht. Sie wollte sich ausschütten vor Lachen über den einen tiefen Ton, auf dem er unweigerlich verblieb. Sie sprang empor und fiel ihm um den Hals: ‚Du Lieber, Einziger, Ehrlicher! Du giebst, was du hast, du bist nicht schuld, daß du nun einmal nicht singen kannst. Aber ein Herz hast du und lieben kannst du. Und deshalb, deshalb, lieb ich dich, Gustl.‘

Als wir zwei wieder in die Stadt zurückgekehrt waren, blieben wir noch die halbe Nacht beisammen. Er wußte, da er von ihr sprach, kein Ende zu finden; ich konnte mehr von ihr zu hören nicht müde werden. Dann, als wir uns endlich getrennt — er hatte mich leicht dazu überredet, mit in seine Wohnung zu ziehen —, lag ich noch lange in dem Zimmer neben dem seinen wach auf dem Bette. Ich fühlte eine ungewohnte Erregung. War es mir doch, der ich früh einsam auf dem Meere des Lebens mich herumgetrieben und deshalb wohl nie sonderlich viel von der Zukunft erwartet hatte, als sollte auch ich jetzt an dem sonnigen Gestade, wo die zwei Glücklichen hausen würden, Anker werfen, vielleicht gar mir eine Hütte erbauen, nahe der ihren, traulich und warm und hell durchleuchtet von rötlich schimmerndem Lampenlicht.

Aber dann plötzlich schwand mir das Ufer, vor meinen Augen versank die Hütte, die freundliche Lampe war erloschen, ich fand mich draußen auf dem Meere, vom Sturmwind hin und her geschleudert, und strebte zurück und mühte mich angstvoll. Denn am Lande stand die Jella. Sie trug dasselbe weiße Kleid, in dem ich sie am Abend gesehen, mit dem goldenen Gürtel, im Haar die Rosen, die sie und der Gustl im Garten gepflückt. Aber ihr Gesicht war ein anderes. Sie lächelte nicht. Aus großen, tiefliegenden, schmerzvollen Augen schaute sie mich flehend an, mit einem Ausdruck so hoffnungsloser, bodenloser Traurigkeit, daß es mir das Herz zusammenschnürte. Und nun streckte sie beide Hände gegen mich aus, wie Hilfe heischend. Ich aber konnte ihr nicht helfen, ich konnte nicht zu ihr. War ich doch nicht mehr auf dem Meere, sondern in einem engen Gang, die gemauerte, lastende Decke preßte mir das Hirn und den Hals, ich vermochte nicht vorzudringen, hinauf zu ihr, die droben am Ende des finsteren Schachtes mir winkend stand. Und wenn ich nicht zu ihr gelangen würde, war sie verloren, ich wußte es sehr wohl, würde ich selber nie Ruhe mehr finden. Mit Aufbietung meiner äußersten Kräfte stemmte ich mich gegen die mächtigen Mauern, drückte sie ein, zwängte mich durch und richtete mich gewaltsam empor ...

‚Nun endlich! Hast du aber fest geschlafen!‘ rief der Gustl, über mein Bett gebeugt, mich zu wecken. ‚Ich hab dich rütteln und schütteln müssen; schließlich packte ich dich bei den Schultern, denn du stöhntest, und deine Stirn, da ich sie berührte, war heiß wie im Fieber. Hast du schlecht geträumt? was hat dich gequält?‘

Ich setzte mich auf und rieb mir die Augen. Es war heller Morgen, die Sonne schien lachend und warm in das Zimmer. Mein Freund erzählte mir, daß er schon von dem Besuch bei einem Patienten zurückgekehrt sei. Er war von diesem seinem Frühmorgenerlebnis so erfüllt, daß er darüber vergaß, meinem Traum weiter nachzuforschen. Und das war mir lieb. Ich würde ihm ungern gestanden haben, wie ich von seiner Braut geträumt und daß noch jetzt, im Tageslicht, während er plaudernd neben mir auf dem Bettrand saß, das verzweifelnde Angstgefühl mich nicht lassen wollte.

Der Gustl — er war doch ein herzens-

guter, lieber Kerl! — hatte seinen Morgen anstatt mit Träumen sehr viel ersprießlicher zugebracht. Um sechs Uhr früh war er bei der Frau Lechleitner gewesen, der Wäscherin, die Vernachlässigung gut zu machen, die ich gestern ihm übel vermerkt. Und freilich hatte ich recht gehabt, denn ihr Enkel bedurfte seiner.

‚Was ihm jetzt fehlt, ist zwar nicht viel weiter als ein Wechselfieber,‘ erzählte der Gustl, ‚aber er ist von nervös zartester Konstitution, und viel bedenklicher als seine augenblickliche Krankheit scheint mir die seelische Aufregung, in welcher der junge Mensch sich quält. Die gilt es zu lindern, bevor man jene heilen kann. Er ist Musiker und er will von seiner Kunst nicht lassen, wie die Alte es von ihm verlangt. Ist er aber so begabt, wie er glaubt? Wird er sich eine Laufbahn schaffen? Thut seine Großmutter ein Unrecht, wenn sie ihn zurückhält und ihn zwingt, ein bürgerliches Gewerbe zu treiben? Soll man ihn oder sie darin stützen? Das sind Fragen, auf welche es ankommt und die ich nicht beantworten kann. Ihr müßt sie entscheiden, du und die Jella und vor allem ihre Mutter. Thu mir die Liebe, Werner, fahr nach Hietzing hinaus, sag ihnen beiden, um was es sich handelt, daß ich den jungen Burschen bringe, sobald ich kann, und daß sie ihn hören und prüfen sollen. Es ist sein fieberfreier Tag heut, wir müssen ihn vor der Abendluft hüten, sonst aber dürfte ihm die Spazierfahrt eher gut thun als schaden. Also nicht wahr, du erwartest mich draußen und du bereitest die Mama Augustine darauf vor, meinem Schutzbefohlenen ein teilnehmendes Ohr zu leihen. Ich möcht in seiner Gegenwart ihr dies alles nicht so sagen, es könnte ihn verletzen, er scheint mir empfindlich. Ich laß sie aber dringend bitten, zu dem sorgenvollen Leben eines Künstlers ihm nicht zu raten, wenn sie nicht fest davon überzeugt ist, daß er großes Talent hat. Das hab ich der Nandl heilig versprochen, ich bin ihr verantwortlich für den Enkel. Also jetzt weißt du deinen Auftrag, jetzt geh und grüß sie mir. Glücklicher, du! Du fährst hinaus und siehst sie, derweilen ich noch zumindest ein Dutzend langweiliger Menschen über ihre Gebresten trösten und kurieren muß. Die haben's bequem. Wer tröstet nur mich?‘

Damit ließ er mich allein, denn der Diener hatte schon wiederholt recht vernehmlich geklopft und gemeldet, es warteten draußen mehrere Kranke auf den Herrn Doktor.

Also fuhr ich zum zweitenmale bei heller Mittagssonne hinaus. Der Weg ward mir nicht lang, obschon ich allein war. Ich dachte, wie anders sie heute wohl mich als gestern den Gustl empfangen würde, und wie einem Menschen zu Mute sein müsse, dem sie so gut sei.

Ich fand die Damen im Hause. Der alte Andres geleitete mich in den Salon. An der Schwelle blieb ich unwillkürlich stehen, zögernd, verwirrt. Denn der ganze Raum, durch dichte Vorhänge gegen den Sonnenbrand draußen geschützt, war erfüllt von einer durchsichtigen Dämmerung, von einem Gewoge zart schimmernder, goldiger, glänzender Stoffe. Da der Diener mich meldete, löste sich das bunte Wirrsal, kam die Jella mir eilig entgegen: ‚Was ist, was giebt's? was ist ihm geschehen?‘

Ich mußte sie beruhigen, daß ihrem Verlobten nichts zugestoßen, daß ich nur als sein Vorläufer komme. Nun lächelte sie und begrüßte mich erst und rückte mir einen Sessel neben den Diwan ihrer Mutter. Mit des Andres Hilfe hatte sie schnell den behaglichen Raum wieder in harmonisch schöne Ordnung gebracht. Wie sie hin und her ging, in reizender Geschäftigkeit, da war es, als ob die Sonnenstrahlen, welche durch die Ritzen der Läden fielen, ihr folgten, sie neckten, als ob sie es liebten, in den goldbraunen Locken sich einzunisten, in ihren Augen sich zu spiegeln. So schien es, als sei jede ihrer Bewegungen von Licht begleitet und spende Licht. Und wie sie sich entschuldigte, sie hätte gerade für ihre Aus-

steuer der Mama etwas vorlegen wollen, es sei zwar noch früh dafür, aber ... sie wollte auch gern früh beginnen; und wie sie errötete und stockte, das war so mädchenhaft, so natürlich — ich ungeschickter Mensch, ich wußte nur entzückt zu verstummen.

Eine Frage der Baronin gemahnte mich erst an den Auftrag des Gustl, den ich nunmehr getreulich ausrichtete. Auf Jellas Wangen wechselten die schnellen Farben. Frau Augustine lehnte sich vor, gespannt, als wollte sie jedes Wort mir von den Lippen nehmen, bevor ich es noch gesprochen hatte. Und da ich geendet, fiel ihr die Tochter um den Hals und sie küßten einander. Mit feuchtschimmernden, glücklichen Augen streckte mir dann die junge Braut — wie anders sie blickte als in meinem Traum! — beide Hände entgegen: ‚O, Herr von Werner, Sie kennen ihn auch, Sie verstehen es, wie gut er ist, wie selbstlos, und wie stolz ich sein darf, einem solchen, solchen Menschen angehören zu sollen!‘

Wie ich den Gustl kennen gelernt, wie er in Heidelberg gelebt, wie wir zwei dort miteinander gehaust, das alles mußte ich ihr nun erzählen. Frau Augustine meinte zwar, eine Braut thue klüger, wenn sie den Verlobten nur von dem Tag an zu kennen begehre, an welchem er ihr seine Liebe gestanden, und alles Frühere ruhen lasse im verhüllenden Nebel der Poesie.

Das Mädchen aber erhob ihr junges Haupt frei und stolz: ‚Ich will keinen Nebel, denn ich brauche das Licht nicht zu scheuen. Des Gustl Vergangenheit kenne ich von ihm selbst genau. Es wird mir niemand Neues sagen. Und hätte er auch nicht so offenherzig und so ehrlich, wie er ist, mit mir gesprochen, ich hätt es ja doch gewußt, einem Menschen wie ihm werden die Frauen überall entgegenkommen. Er konnte mich ehedem noch nicht lieben, ich war ja ein Kind — ein Kind, das freilich im stillen den jungen Paten ihrer Mama schwärmerisch bewunderte.‘

Es war schon gegen Nachmittag. Der Andres machte sich im Zimmer zu schaffen, ging aus und ein, oft stille stehend, um ein Bröcklein unseres Gesprächs zu erhaschen und, wenn es ihn recht dünkte, mit seinem guten weißen Kopf dazu zu nicken. Er hatte die Läden geöffnet und zog die Vorhänge zurück, da draußen die Sonne gewichen war. Zu den weit offenen Fenstern drang aus dem Garten, der schon im Schatten lag, wohlthuend ein frischerer Luftzug herein. Ein Wagen, dessen Heranrollen auf der Straße, dessen Anhalten hinter dem Hause man deutlich vernahm, ließ uns im Plaudern innehalten. Jella stand auf. Man sah es ihr an, sie wäre viel lieber wie der Andres hinaus bis auf die Gasse gelaufen, um den Nahenden zu begrüßen. Und als er eintrat, flog sie ihm entgegen, sonder Scheu, obwohl sie heute wußte, daß er nicht allein zu ihr komme.

Sein Begleiter blieb verlegen in der Thür stehen. Es war eine linkische Figur, das blasse, noch bartlose Jünglingsgesicht von schlichtem, fahlblondem Haar eingerahmt, ausdruckslose, wenig entwickelte Züge, nur die fieberhaft blauen Augen von schmerzlicher Schönheit. Wie er, ungewiß, ob er sich nähern dürfe, den Hut in der Hand drehend, errötend dastand, halb geblendet von ihrer glückstrahlenden Lieblichkeit, halb beleidigt, daß man sein vergaß — es schien mir, als erblicke ich in dem armen Burschen ein Zerrbild meiner selbst, wie ich gestern hier eingetreten.

Ich versuchte, was ich thun konnte, ihn behaglicher zu machen. Die Baronin begann in ihrer lebhaft liebenswürdigen Weise ein Gespräch über Musik, doch er blieb befangen. Jella schlug den Flügel auf und schob ihm Bank und Notenpult hin. Ihn aber beunruhigte es sichtlich, von dem holden Geschöpf sich bedienen zu lassen; anstatt zu danken, murmelte er, er könne das ganz allein besorgen, ihm brauche niemand beim Spielen zu helfen.

‚Der Gassenbub!‘ flüsterte der Gustl empört mir zu. ‚Das hat man davon,

wenn man die Leut aus dem Volk als seinesgleichen behandeln will.'

An der anderen Seite des Zimmers, hinter dem Flügel vermochte jener schwerlich die Worte zu vernehmen. Aber daß man und nicht eben günstig von ihm rede, das fühlte er wohl, denn über das Instrument hinweg traf uns beide aus den blauen Augen ein Blick des Grolls, er machte eine unmutige Bewegung. Jella, die, in den Noten blätternd, neben ihm stand, wandte den Kopf zu uns herum, legte den Finger an die Lippen, dem Gustl Schweigen zu bedeuten. Dann ging sie selbst mit lautlosen Schritten zur Seite und setzte sich auf ein niedriges Taburett neben ihre Mutter. Das Haupt ein wenig vorgebeugt, die Hände auf den Knien verschränkt, so saß sie, da er zu spielen begann, still, ohne sich wieder zu bewegen, ein Bild hingebenden, lieblichen Lauschens.

Die ersten Accorde, die er anschlug, klangen freilich nicht vielversprechend. Sie waren unsicher und schwach. Die Jella hatte, weil es ihr gerade in die Hand fiel und vielleicht auch um des Gustl unklassischen Geschmack nicht durch ernste Musik zu ermüden, ihm ein Heft mit einem kurzen modernen Salonstück vorgelegt. Das hämmerte er so gefühllos herunter, wie ein Knabe sein Pensum abspielt. Möglich, daß ihn auch die Nähe der jungen Dame oder des Gustl Flüstern im Anfang störte. Jetzt unterbrach er sich mitten im Takte, sah lang, halb träumend zu ihr hinüber, schüttelte dann sein Haar zurück, warf mit einer energischen Bewegung die Noten beiseite und setzte nun in festen Griffen mit vollen und anderen Tönen ein. Es war die Einleitung der Sonate Pathétique. Das klang nicht schülerhaft noch tastend. Ein Strom von Schönheit und von Kraft drang uns mächtig entgegen. Nimmer hätte man dem ungelenken, unfertigen Jüngling diese Tiefe der Auffassung, ein solches Verständnis zugetraut. Unser Staunen wuchs von Satz zu Satz. Und als er darauf den bekannten Marsch aus den Ruinen von Athen spielte, glaubte man deutlich jedes einzelne Instrument der Janitscharenmusik zu unterscheiden. Fern erst, bald sich nähernd, meinte man den Zug zu sehen, wie er dort um die Straßenecke bog, die kriegerisch malerischen Gestalten mit ihren Turbanen und krummen Säbeln marschierten im grellen Sonnenschein die steile, schmale Gasse herunter und gerade auf uns zu. Hinter ihnen erglänzte das Meer, blaute der Himmel; über die Mauer nickten Palmen, schauten die zierlich durchbrochenen Kuppeln eines Gartenpalastes herüber. Und die silbernen, leichten Glöckchen des Glockenspiels mit den wehenden Roßschweifen daran klingelten lustig im gleichen Takte, wie die Soldaten mit ihrer Musik vorüberzogen, jetzt sich entfernten, leiser, weiter, immer weiter, dann plötzlich noch einmal nah und deutlich die Marschweise ertönen ließen, bis sie kaum hörbar fern und ferner hinter den Häusern, in den Gassen, mit den Luftschwingungen verklang.

Frau Augustine war längst aufgesprungen wie elektrisiert; sie stand hinter dem Spieler. Und jetzt erhob sich auch die Jella; es war, als ob es sie hin zu ihm zöge. Doch als er endete und fragend, beifallheischend zu ihr aufsah, da wandte sie sich und sagte kein Wort. Dafür lobte ihn der Gustl desto lauter: ‚Das war sehr schön. Ich danke Ihnen, lieber Lechleitner; ja, in der That, es war ganz charmant.' Und mich auf die Seite ziehend, fragte er leise: ‚War's wirklich hübsch? Ich dacht's mir gleich, weil die Mama so aufgeregt wurde. Sag mir, was hat denn der Bursch da gespielt?'

‚Mein lieber, lieber junger Freund,' sagte die Baronin indessen zu jenem, ‚kommen Sie, erzählen Sie mir. Ich möchte mehr, ich möchte alles von Ihnen wissen! Wo haben Sie denn bisher gelebt, bei wem lernten Sie das? Und was sind Ihre Lebenspläne? Wie kann, wie darf ich Ihnen nützen?' In ihrer Lebhaftigkeit ließ die schöne Frau ihm nicht Zeit zur Antwort. ‚Dafür, wie Sie gespielt haben,' fuhr sie fort, ‚dafür giebt's keinen

Dank, das steht viel zu hoch. Wenn ich Sie näher kennen lernen darf, wenn Sie mir erlauben wollen, Ihnen eine Freundin zu sein, werden Sie erkennen, wie ich es meine. Sie sind das Talent; wir Alltagsmenschen können uns schon glücklich preisen, wenn Sie uns gestatten, Ihnen zu dienen, Ihnen die Wege des Lebens zu ebnen. Und, nicht wahr, das erlauben Sie mir? Der Gustl sagt, Sie seien leidend. Jetzt, wo es schon zum Sommer geht, wird die Stadtluft Ihnen kaum wohlthun. Kommen Sie zu uns! Wollen Sie? Ich bitt Sie, thun Sie's. Sie sollen vollkommen ungestört sein. In meinem Garten hab ich ein Häuschen, von Grün umgeben, fern von der Straße, da werden Sie wohnen. Die Gärtnersleut verloren vor kurzem ihren Sohn, das Zimmer steht leer, die gute Frau wird froh sein, für Sie sorgen zu können. Sie sollen frei sein, ganz frei zu thun, was Ihnen gefällt, Ihre Gedanken, Ihre Kräfte in der Ruhe ausreifen zu lassen. Wenn Sie's freut, so spielen Sie zuweilen uns vor, musizieren mit der Jella — denn du mußt wieder singen, Kind —; wenn Sie's freut, lassen Sie sich bei Gelegenheit von unseren Freunden — es kommen Leute von musikalischem Ruf zu mir ins Haus — den einen und anderen Ratschlag erteilen, wie Sie später Ihre Studien fortführen sollen. Doch das hat alles Zeit. Die Hauptsache ist jetzt, daß Sie genesen. Sie bleiben gleich heut. Lassen Sie sich vom Andres führen und — nicht wahr, Herr von Werner, Sie erweisen mir den Gefallen, unseren jungen Freund zu begleiten? Du, Gustl, sorgst, daß des Herrn Lechleitner Sachen noch vor der Nacht herausgeschickt werden. Was Ihre Großmutter betrifft, die gute Frau Nandl, da brauchen Sie sich keinen Kummer zu machen. Die überlassen Sie nur mir, ich werde sie schon zu versöhnen wissen.'

Der Gustl, der warme, leicht erregbare Mensch, war ganz gerührt von ihrer Güte. Er bückte sich schnell, ihr die Hand zu küssen: ‚Ich hab's ja schon gewußt, Mama, daß, was man Ihnen anvertraut, besser, wohlthuender, schöner gethan wird, als man's selber vollbringen könnte. Die Land- und Ruhekur, die Sie ihm bieten, wird meinem Patienten mehr Nutzen bringen als all meine Tränklein.'

Jener aber, dem diese liebenswürdige Sorgfalt gelten sollte, stand stumm daneben. Es schien ihm zu mißfallen, daß man so über ihn bestimmte und seine Einwilligung zu dem Plan als unzweifelhaft ansah. Die Baronin wies des Gustl Dank zurück, lächelnd meinte sie, er, der Arzt, hätte sich um seinen Patienten und auch um sie verdient gemacht, indem er ihn hierher gebracht. Jetzt erst fand auch jener Worte. Doch keine wohlthuenden. ‚Ja,' sagte er in seiner langsamen, schwerfällig näselnden Sprechweise, ‚ich dank dem Herrn Doktor von Haslinger schon. Es ist recht schön, auch die Großmutter sagt's, daß so ein vornehmer junger Herr zu armen Leuten die steilen Stiegen hinaufkraxeln mag. Daß er's nicht gestern abend mehr konnt, als das Fieber mich gar so arg geschüttelt hat — nun, ich verzeih's. Er hat ja zu einem Todkranken gemußt. Das war wohl wichtiger. Ich werd nicht sterben, so bald noch nicht. Erst werd ich noch weisen, was ich kann, der Großmutter, allen — und auch dem Herrn Doktor.'

Diese letzten, halblaut zu sich selbst gesprochenen Worte beachtete niemand, denn die Jella war bei jenem Satze erschreckend näher gekommen: ‚Gustl, ein Todkranker? So schwere Sorgen hast du und sagst nichts und läßt sie mich nicht mit dir teilen! Bist du heut noch in Angst um ihn? starb er dir schon? bist du deshalb gestern so spät gekommen?'

Ich fühlte, wie mir alles Blut zum Herzen drang. Ich hätte nicht antworten, ihrem mitleidsvoll fragenden Blick nicht stand halten können.

Aber mein Gustl ... ‚Liebste, verzeih mir's,' sagte er und legte den Arm um ihre Schulter, ‚ich weiß es ja, du wirst nicht so gestreng sein wie dort der Herr Moraliste, der mich mit so scheelen Blicken drum anschaut. Nun ja, 's ist wahr, ich

hab ... geplauscht. Ich war todkrank aus Sehnsucht nach dir. Begreifst du das nicht?‘

Ich nahm den Lechleitner beim Arm. ‚Kommen Sie. Die Frau Baronin trug mir auf, Sie in Ihre künftige Wohnung zu führen. Auf was warten Sie noch? Ich bin bereit.‘ Er ließ sich nur schwer von der Stelle bewegen, es währte lang, bis er sich ungeschickt verneigt, seinen Hut genommen und den Ausgang gefunden hatte. Und so lange stand die Jella, mit ihren großen weiten Augen ins Leere starrend, wie ein Kind, das man geschlagen, das plötzlich jeden Halt verloren. Ich wußte nicht, wie ich schnell genug ihn nur fortschaffen sollte. In der Thür, die sich hinter uns schloß, sah ich noch, wie ihre Starrheit sich löste, wie sie das Haupt in stillem Weinen auf des Gustl Schulter niedersenkte. Und ich atmete auf. Also war die Gefahr nicht so groß, wie ich befürchtet, war, kaum entstanden, auch schon überwunden.

Als der Gustl und ich eine halbe Stunde später zur Stadt zurückfuhren — Herr Leo war mit des alten Andres Hilfe in dem kleinen Parterrezimmerchen des Gärtnerhauses sehr behaglich untergebracht — als wir zwei allein im Wagen saßen, sagte der Freund: ‚Der dumme Bursch! Ich verzeih's ihm nicht, daß er die Jella kränken konnte. Ich hab gesehen, wie du erschrakst, als er die G'schicht zur Sprache brachte. Du hättst dich aber nicht zu ängstigen brauchen, du kennst sie eben noch nicht ganz und traust ihr deshalb Empfindungen zu, die ihr so fern liegen wie mir selbst. Hat sie mich denn gern als einen hervorragend tüchtigen Arzt, der in seiner Berufspflicht aufgeht? Oder liebt sie mich nicht vielmehr, weil ich ich bin, der Gustl, den sie von jeher kennt, mit dem sich's lachen und plaudern läßt? Glaub mir, ich verstehe sie ganz. Frauen können es nicht verzeihen, wenn man ihnen persönlich ein Unrecht zufügt, wenn man in irgend einer Rücksicht gegen sie selber sich vergeht. Aber allgemeine Fehler, Schwächen, die man gegen andere sich zu schulden kommen läßt, große wie kleine, wird eine jede liebende Frau leicht übersehen, giebt's kaum für sie.‘ So sprach er, und ich dachte mir, daß er recht haben müsse, daß kein Mensch der Jella Herz besser kennen könne denn ihr Verlobter.

In den Tagen, die hierauf folgten, habe ich mit meinen eigenen Angelegenheiten Verschiedentliches zu thun gehabt. Ich machte bei den Professoren Visiten und ließ mich in den Kliniken zu den Vorträgen inskribieren. Meine Absicht, während einiger Monate, etwa bis zu den großen Sommerferien, hier zu studieren, dann eine kurze Reise zu machen und darauf zum Winter in der Heimat als praktischer Arzt mich niederzulassen, bekämpfte der Gustl. ‚Weshalb die Arbeitszeit in Wien so karg bemessen?‘ fragte er. ‚Es würde nicht eben freundschaftlich sein, wenn du so kurz vor meiner Hochzeit, die bestimmt im August stattfinden soll, wieder abreisen wolltst. Mir persönlich erweisest du einen Dienst, wenn du auch noch eine Zeit nachher bleibst, meinem Vater Gesellschaft zu leisten. Überhaupt — wer schreibt's dir denn vor, daß du fortan in jenem erzlangweiligen norddeutschen Nest dich vergraben mußt! Weil du zufällig dort geboren, bist du deshalb gezwungen, in derselben Stadt auch zu sterben? Ich verlang von dir, daß du in Wien bleibst, bis du mir zum mindesten einen vernünftigen, stichhaltigen Grund zu sagen weißt, weshalb du nicht immer hier bleiben könntst.‘

Daß ich diesen Vorschlag nur als Scherz nahm, das wollte er nicht gelten lassen. Er wußte freilich nicht, daß ich im Inneren nicht ganz so fest war, wie ich mich stellte. Hier in der Nähe dieser beiden lieben Menschen, in der heiteren, glückserfüllten Umgebung auch mir ein leidliches Dasein zu zimmern — die Aussicht dünkte mich wohl verlockend. Aber zu gleicher Zeit empfand ich eine heimliche Scheu, solche Zukunft mir auszumalen. Ich wußte, daß ich leiden würde

hier bei ihnen. Doch ich würde auch leiden fern von ihnen. Wie ich hierher gekommen war, so leichten Herzens konnte ich die Stadt nicht wieder verlassen; das fühlte ich jetzt schon. Die Frage war nur: Ist es besser, ihrem Glücke mutig ins Angesicht zu sehen oder in einsamer Verbannung ohne Sonnenschein hinzuleben?

Als wir an dem nächsten Abend nach Hietzing hinauskamen, wiederholte der Gustl, was er mir gesagt hatte und wie er viel darum geben würde, wenn ich veranlaßt werden könnte, dauernd in Wien mich niederzulassen.

Die Jella streckte mit einer reizenden Gebärde des Bittens ihre Hände mir entgegen: ‚Sie müssen bleiben; er wünscht es so sehr!‘

Frau Augustine lachte. ‚Natürlich, des Gustl Wünsche zu erfüllen, das muß ja jetzt für alle Menschen auf der Welt das Wichtigste sein, wie für dich. Doch auch ich möchte, daß Sie bleiben, Herr von Werner; nicht für den Gustl, der hat des Guten schon übergenug — nein, für Sie selbst. Ich glaube, wenn ich Sie richtig beurteilt habe, daß Sie einer von den Menschen sind, deren höchste Freude in dem Glücke anderer liegt. Sind sie auch jung noch und haben nicht mit dem Leben abgeschlossen wie ich, Sie sind ein Zuschauer von Natur. Bleiben Sie also hier, wo ich hoffe, daß Sie Frohes schauen werden.‘

Ich gab ihr keine entscheidende Antwort, ich wollte und konnte mich nicht binden. Aber im Herzen stimmte ich ihr zu: Nicht ein jeder besitzt ein Anrecht auf eigenes Glück; ich durfte zufrieden sein, ein so vollkommenes mit zu erleben. Und ich nahm mir vor, soweit meine Kräfte reichen würden, darüber zu wachen, daß es nie eine Trübung erfahren sollte.

Ich will nun nicht ausführlich wiedererzählen, wie in jenem einzig schönen Sommer ein guter Tag auf den anderen folgte. Ein jeder brachte Neues und Liebes, und das alles steht mir so deutlich vor dem Gedächtnis, als hätte ich es gestern erlebt. Und wie sich die Tage allmählich zu Wochen, die Wochen sich zu Monaten reihten, fühlte ich mich immer mehr daheim unter diesen Menschen, rückte die Möglichkeit, sie je wieder verlassen zu können, immer ferner von mir fort. Jeden Abend fuhr ich mit dem Gustl nach Hietzing hinaus, wo wir beide fast gleich herzlich wie Söhne des Hauses empfangen wurden. Wir saßen im Garten plaudernd beisammen, erzählten und lasen einander vor, was uns gerade beschäftigte, was den Frauen gefallen konnte. Und wenn wir uns trennten, freute ich mich auf den kommenden Abend.

Doch in diesem harmonisch-reichen, friedlich-schönen Beisammenleben war einer, der mir ein Störenfried schien. Und das war gerade der, dessen Töne, wenn sie spät abends vom Gärtnerhaus her durch die Büsche erklangen, die Vollendung dieses Zauberkreises bildeten. Leo Lechleitner war in Hietzing geblieben, hatte alle Hilfe und Teilnahme, welche die Baronin ihm geboten, angenommen und war doch uns allen nicht näher gerückt. Die brave Frau Nandl, seine Großmutter, hatte ihn und uns gewarnt. Gleich nach jenem ersten Tage, an welchem der Gustl ihn ihr entführt, war sie hinaus in die Villa gekommen. Ich sehe sie noch, die tüchtige Frau, wie sie wortlos dastand, während die Baronin lebhaft auf sie einredete und ihr Vorwürfe machte, daß sie den Enkel seiner Kunst entziehen gewollt. Am Ende kam es wie ein Zittern über die rundliche kleine Gestalt, und die Frau aus dem Volke erhob ihr von Arbeit gefurchtes Antlitz gegen die vornehme Dame, die, was sie auch gelitten haben mochte, nicht wußte, was Arbeit und Sorge sei: ‚Ihr mögt's schon recht haben auf Eure Manier. Ich versteh das halt nit, das mit der Kunst. Ich hab geglaubt, wann ich den Buben zu mir nehm und sorg, daß er immer 's tägliche Brot hat, so thu ich ihm Gutes. Seit sechzig Jahren hab ich geschafft und hab mich plagt. Für die Kinder muß man sorgen, das versteht sich schon so; aber jetzt, hab ich

g'meint, jetzt wär's an der Zeit, daß ich nun auch ein bißl Ruh und ein kleines bisserl Freud von meinem Leben haben könnt. Und wenn der Bub nur ein Herz in der Brust hätt ... aber der! wo andere Leut 's Herz, da hat der die Musik. Nehmt's Euch in acht, daß er nicht am End auch Euch das noch verspüren läßt.'

Die Jella hatte abseits gestanden. Jetzt trat sie zu der alten Frau. ‚Ich kann mir's denken, daß Euch weh ist,' sagte sie mit ihrer weichen Stimme. ‚Verzeiht nur dem Gustl, er hat's gut gemeint mit Eurem Enkel.'

Die Wäscherin küßte ihr die Hand: ‚Wenn alle so wären wie Euer Gnaden, Fräulein Gabriel', dann gäb's auf der Erd keine Kümmernis mehr. Der Herr Gustl kann froh sein, daß er Euch zur Frau haben soll. Und ich will wünschen, auch der Bub, der Leo, wird anders, wird besser, wann er Euch täglich sehen darf.'

Seitdem war nicht mehr von der Entfernung des jungen Lechleitner die Rede gewesen. Er ließ sich die kleinen graziösen Aufmerksamkeiten, mit welchen Frau Augustine ihn umgab, ruhig gefallen. Aber obwohl er durch die Sorgfalt des Gustl und die gute Pflege in der reinen Luft sich bald kräftigte, bezeigte er sich wenig dankbar. Er behielt seine Krankenvorrechte bei, auch nachdem ihn der Gustl entlassen, und nahm das freundliche Entgegenkommen aller gleichgültig hin, als sei er stets eingedenk jenes Wortes, das ihm die Baronin an dem ersten Abend gesagt: ‚Der Laie darf sich glücklich schätzen, wenn ein Genie ihm nur gestattet, seine Wege zu ebnen.'

Die einzige, welche durch ihre Kühle ihm ein Recht gab, ihr so zurückhaltend zu begegnen, war die Jella. Aber es schien, als ob ihre Abneigung ihn mehr anziehe denn die Freundlichkeit der anderen. Nicht als ob er sich ihr besonders genähert hätte. Er mied auch sie in seiner ängstlich scheuen Weise. Doch aus irgend einem dunklen, halbverborgenen Winkel des Salons folgten seine unstäten Blicke unablässig jeder ihrer Bewegungen, und wenn sie ein Wort sagte, so horchte er auf. Hatte er der Baronin noch eben schroff erklärt, er spiele heute nicht, so brauchte die Jella sich nur zu wenden, ihn aus ihren rehbraunen Augen nur anzuschauen — und er saß schon am Flügel. Frau Augustine nannte das lachend seine Künstlereigenheiten und bestärkte durch ihr Nachgeben ihn darin, daß er sich für berechtigt hielt, solche kindische Launen zu zeigen. Harmlos konnte sie der Jella sagen, sie müsse den Lechleitner zum Spielen bringen, ihr werde er es nicht weigern. Der Gustl suchte sie gar zu bewegen, mit dem jungen Musiker zu singen — dieser selbst bat sie nie — aber sie ließ sich von ihrer Mutter so wenig wie von ihrem Verlobten überreden. Manchmal, wenn des Leo Spiel so wunderbar schön klang, daß sie wider ihren Willen ergriffen ward, war es nachher, als empfinde sie Reue. Sie hing sich an den Arm des Gustl und sah zu ihm auf mit beweglicher Miene, als ob sie ihm Abbitte leisten müsse für etwas, das sie ihm angethan.

Ich aber war weit mehr als die Jella gegen Lechleitner eingenommen. Besaß er doch ein wahres Talent, jene kleinen Schwächen des Gustl, die ich so gern beschönigen wollte, sonder Erbarmen ans Licht zu zerren. Wie er gleich bei unserem ersten Zusammentreffen dem Freunde eine Unwahrheit nachgewiesen, so that er es immer und immer wieder. Hätte jener selbst dergleichen berichtet, unaufgefordert, in seiner launigen Weise, die Jella hätte wohl nur gelacht. Entsprangen doch diese Geschehnisse meist seiner unerschöpflichen Gutmütigkeit, die ihn zu Ausflüchten und Umwegen zwang. Aber jedesmal wußte Leo die Sache zu wenden, daß es aussah, als ob der Gustl seiner Braut nur ungern ein Unrecht eingestehe, das er ihr hatte verheimlichen wollen. Und sie, mit schweigend gesenktem Haupte, brennende Schamröte auf den Wangen, verzieh ihm und suchte durch verdoppelte Liebe es gut

zu machen, daß sie ihm verzeihen mußte. Woher der Herr Leo diese intime Kenntnis des Freundes, seiner kleinen und kleinsten Handlungen besitzen konnte, fragte mich Gustl, fragte ich ihn. Der Lechleitner war kein schlechter Mensch, er nützte eben seine nervös gesteigerte Beobachtungsgabe, und nur die Intuition seiner Abneigung, seiner Eifersucht war es, was es ihn herausfühlen ließ, wo immer der Verlobte der Jella einen verwundbaren Punkt besaß.

Einmal — wie deutlich ich mich des Abends entsinne! — als eine kleine Gesellschaft von Freunden im Salon versammelt war, veranlaßte ihn die Baronin, vorzuspielen. Das Brautpaar hatte, in eifrigem Gespräch begriffen, am Fenster gesessen. Da die Jella näher kam, um zuzuhören, erhob sich auch Gustl. Er müsse noch heute etwas durchlesen, raunte er ihr zu; solang musiziert werde, wolle er sich in das Nebenzimmer zurückziehen. Leo, dem sein Platz am Klavier erlaubte, jenes Seitengemach zu übersehen, bog sich vor und folgte dem Fortgehenden mit den Augen. Dann warf er der Jella einen Blick zu, halb Spott, halb Mitleid; ich sah sie erröten, unwillig wandte sie sich ab. Anstatt seinem Spiel wie sonst mit voller Aufmerksamkeit zu lauschen, schien sie zerstreut. Nach wenig Minuten ging sie hinter dem Flügel und dem Spielenden vorüber dem Gustl nach. Als die Gesellschaft aufbrechen wollte und die beiden wiedererschienen, sagte kopfschüttelnd Frau Augustine, solch ein verliebtes Brautpaar sei für die Geselligkeit ungenießbar. Und Jella, mit ihrem rosigen, raschen Erröten: Ja, es wär von ihr unrecht gewesen, daß sie dem Gustl nachgegangen. Am meisten aber gegen ihn, den sie verhindert, eine wichtige medizinische Broschüre auszulesen. Er müsse gewiß nun für seine Arbeit die halbe Nacht zu Hilfe nehmen.

‚Die Nacht?‘ — der Lechleitner war näher getreten, — ‚freilich, wenn der Herr Doktor das Buch heut noch auslesen will, wird er nicht viel Zeit zum Schlafen behalten. Ich sah, wie er's aus dem Sack gezogen, ein dicker Band in gelbem Umschlag, gerad das Format von neuen französischen Romanen.‘

In das Lachen, das hierauf entstand, stimmte Freund Gustl arglos ein: ‚Nun ja, 's ist wahr, ich hab nicht studieren, nur während du doch nicht mit mir plaudern konntest, liebste Jella, rasch den Schluß einer spannenden Erzählung lesen wollen. Der Inhalt möcht dir schwerlich gefallen, deshalb wollte ich den Titel nicht nennen.‘

Wie blaß sie geworden! Wie ihr die feinen Lippen zuckten! Sie hielt den Blick zu Boden geschlagen, als wage sie keinem ins Antlitz zu schauen. Mir war so weh und so zornig zu Sinne, ich hätte am liebsten den Buben, den Leo, beim Kragen genommen und derb geschüttelt. Und da ich noch stand und seinem versteckten Wesen nachsann, sprach plötzlich neben mir die Jella:

‚Er ist nicht schuld. Sie dürfen ihn nichts entgelten lassen.‘

Ich trat erschrocken näher zu ihr: ‚Fräulein Jella, aber der Gustl . . .‘

‚Der Gustl auch nicht. O nein, nur ich selbst.‘ Sie strich mit der Hand sich über die Augen, als ob sie einen bösen Anblick fortbannen müsse. ‚Es ist schlecht von mir und thöricht, ich weiß es, so empfindlich zu sein. Der Gustl ist lieb und gut, viel besser als die meisten Menschen. Sagen Sie, Herr von Werner‘ — sie heftete plötzlich ihre klaren, lichtvollen Augen mit ernster Frage in die meinen — ‚nicht wahr, Sie hätten ganz das Gleiche thun können und sagen?‘

‚Ich, o ich . . . vielleicht . . . Nein, gewiß, gewiß!‘ Und da sie fortfuhr mich anzuschauen mit diesem durchdringend forschenden Blick, als müsse sie mir die Seele ergründen, als lese sie hinter meinen Worten, da konnte ich den Blick nicht ertragen, sah fort und stotterte: ‚Der Gustl ist ein so prächtiger Mensch, so warmherzig gut; ich, mit meinem eckigen norddeutschen Wesen, das nur verletzen, nicht wohlthun und erfreuen kann, muß ihn

darum beneiden. Aber wenn man einmal anderes Blut hat ...'

Ob sie meine Verteidigung recht gehört hatte, konnte ich nicht sagen. Jetzt seufzte sie plötzlich und wandte sich ab. ‚Anderes Blut!' — sie sprach so leise, ich verstand kaum die Worte — ‚norddeutsches Blut... Davon hab auch ich in den Adern.'

Am folgenden Tage fügte es der Zufall, daß die Baronin mit mir von ihrem verstorbenen Gatten sprach. Ich hatte bis dahin nie seinen Namen von ihren Lippen vernommen. Nun schien es ihr fast ein Bedürfnis, mit einem Menschen von ihm zu reden, der aus seiner Heimat stammte. Denn sie begriff ihn heute noch nicht. Die schöne, liebenswürdige Frau sprach nicht tadelnd noch herb von dem Toten, der ihr so tiefes Leid zugefügt, nur mit einem schmerzlichen, verständnislos staunenden Bedauern. ‚Er war ein Selbstquäler,' sagte sie; ‚in seiner unerbittlichen strengen Gerechtigkeit gegen sich selbst erwartete er immer, daß andere ebenso puritanisch, so eisern konsequent sein müßten. Er litt unter den Enttäuschungen, die ihm notwendig zu teil wurden, und er ließ die doppelt leiden, die sie ihm bereitet hatten. Es ist mein Trost, daß meine Tochter von diesem seinem herben Wesen nichts geerbt hat. Sie ist nicht anspruchsvoll; alle beglückend geht sie durchs Leben. Und deshalb glaube ich, hoffe ich fest, daß sie auch glücklich bleiben wird.'

Um nichts in der Welt hätte ich der Frau, die mir so viele Freundschaft erwies, ihren tröstlichen Glauben an ihr Kind erschüttern mögen; ich widersprach ihr nicht. Doch allein mit dem Gustl, konnte ich nicht umhin, ihn zu fragen: ‚Irrt sie nicht? Hat Jella nicht doch vieles von ihm? Und solltest du nicht mehr daran denken?'

Er aber in seiner glücksgewohnten, sorglosen Weise: ‚Was fallt dir nur ein! Überall willst du Gespenster sehen. Ich glaub gar, du bist an meiner Statt eifersüchtig auf den Leo und kannst es nicht leiden, daß der arme Hascher mir so manchmal was am Zeug zu flicken hat. Beruhig du dich nur. Der Jella Liebe wird der mir nicht nehmen. Wenn sie so leicht zu erschüttern wär, wenn ich das glauben müßt ... Aber nein, laß uns nicht davon reden. Es thut nicht gut, einen solchen Gedanken nur auszusprechen. Denn siehst du, Freund Werner, du kennst und verstehst uns doch wohl nur halb. Ihr Norddeutschen kommt vor lauter Zweifeln, Skrupeln und Bedenklichkeiten, vor Selbstprüfung, Gewissenhaftigkeit und was weiß ich weiter, nie ganz zur Ruhe. Ich aber, ich muß mit Don Philipp sagen: Wenn ich einmal zu fürchten angefangen, hab ich zu fürchten auch schon aufgehört! Mein leichter Sinn, wie du es gern nennst, erscheint dir sündhaft. Du möchtst mich wecken, rütteln, warnen. Thu das nicht! Entweder die Jella hat mich lieb, so wie ich bin und wie ich fest glaube, daß sie mich liebt, oder — Nein, ein Oder giebt's nicht. Ich kann mich nicht verstellen noch ändern. Dann wär's eben aus. Du würdst die andere, die dunkle Seite meines Wesens kennen lernen. Wir Wiener sind leider nicht wie ihr, Vernunftgeschöpfe, die sich beherrschen, sich mäßigen können. Da, wo bei uns jener glückselige Leichtsinn aufhört, da steht eine schwarze, bodenlose Melancholie, bereit uns für immer zu verschlingen.'

Was konnte ich ihm darauf noch sagen? Ich hütete mich, dies Thema wieder zu berühren. Wozu auch? Daß es nicht helfen würde, das sah ich immer deutlicher ein. Denn mag man auch noch so klug reden und raten, man kann keinen Menschen durch Worte ändern. Und je älter man wird, desto klarer muß man erkennen, daß seinen Freunden Teilnahme zeigen das einzige ist und zugleich das beste, wodurch man ihnen zu nützen vermag.

Übrigens waltete in der nächsten Zeit zwischen den zweien eine so heitere Eintracht, daß meine Sorge darüber fast einschlief. Je näher die Rückkehr von Gustls Vater und damit die Hochzeit be-

verstand, desto inniger schienen sie sich ineinander einzuleben.

Leo Lechleitner war verreist. Einer der Hausfreunde der Baronin hatte ihn auf sein Gut nach Ungarn mitgenommen, wo zu wohlthätigem Zwecke eine Aufführung veranstaltet wurde. Dort sollte er zum erstenmal vor einem größeren Publikum spielen. Frau Augustine war so erfreut ob dieser Aussicht, so beschäftigt, als handele es sich um ihren eigenen Erfolg. Sie ließ sich die genauesten Berichte von verschiedenen Seiten senden und erfuhr, daß ihr Schützling einen wahren Sturm des Beifalls erregt habe. Als er dann nach etwa drei Wochen wieder zurückkam, erschien er mir zum Vorteil verändert. Vielleicht hatte ich auch in dieser Zeit aufgehört, seinen Einfluß zu fürchten. Er saß bei uns in dem offenen Salettl und gab auf die vielen sich kreuzenden Fragen seiner schönen Gönnerin ruhige und freimütige Antwort. Auf ihr Verlangen berichtete er von dem Lobe, das ihm zu teil geworden, doch klang seine Rede bescheidener, nicht so selbstbewußt wie sonst. Er war innerlich gehoben davon, daß man ihm einen ehrenvollen Antrag für eine Stellung in Moskau gemacht, den er morgen schon abschließen sollte und von dem er sich Großes versprach. Er sei unterwegs in so erregter Stimmung gewesen, daß die Melodien ihm wie von selber zugeflossen, daß er mehrere Lieder komponiert.

Der Gustl, der sich noch immer als die specielle Vorsehung seines einstigen Patienten betrachtete, nickte befriedigt: ‚Das ist recht, daß Sie nun auch selbst etwas schaffen,‘ sagte er. ‚Und wie sind denn die Sachen? finden sie Beifall?‘

Und jener befangen: ‚Ich kann es nicht sagen. Es sang sie noch niemand, ich wollte nicht, daß ... Frau Baronin‘ — er wandte sich plötzlich an die Hausfrau — ‚ich möchte Ihnen die Lieder gern widmen. Wenn Sie — wenn Sie es veranlassen könnten, daß vielleicht das Fräulein Jella ... Ich würde sehr, sehr glücklich sein.‘

‚Du mußt sie ihm singen!‘ rief Frau Augustine. Sie war angenehm überrascht, daß ihr Schützling gelernt hatte, sich etwas höflicher zu zeigen. Stille, verschlossen schroffe Menschen haben es gut darin, daß, sobald sie nur sich herbeilassen, ein wenig umgänglicher zu sein, man ihnen dankbar ist, wie anderen für eine große, besondere Liebenswürdigkeit.

‚Du mußt sie singen,‘ sagte der Gustl, ‚das versteht sich. Es wär nicht hübsch, wenn du unserem jungen Freund gegenüber, wo er deiner Mutter mit seinen Werken eine Freude machen möchte, auf deinem Vorsatz beharren wolltst.‘

Und Jella blaß, mit leiser Stimme, als gelte es einen schweren Entschluß: ‚Gewiß, ich will's. Nächster Tage, bald, vielleicht morgen ... wann ich kann.‘

‚Ich rechne darauf, daß Sie Ihr Wort mir halten werden,‘ entgegnete er.

Sie aber sprach schnell von etwas anderem. Sie bat mich, ein Buch, aus dem ich gerade an den letzten Abenden gelesen — es war eine Sammlung altprovençalischer Troubadourgesänge —, nochmals aufzuschlagen und einzelnes, das ihr besonders zugesagt hatte, ihr zu wiederholen. Von des Leo Lechleitners Liedern war nicht mehr die Rede.

Nur, da wir aufbrachen, fragte der Gustl sie noch einmal: ‚Nun, Jella, wie ist's; singst du morgen uns vor?‘ Und als sie nicht gleich antwortete, fuhr er fort, zu Lechleitner gewendet: ‚Verlassen Sie sich drauf, sie wird's thun. Wenn ich morgen herauskomme, sollen Sie Ihre Lieder hören. Ich will dann auch mit Ihnen noch von Ihren Plänen reden.‘

‚Aber, Herr Doktor ... ich muß mich morgen mittag entscheiden. Wenn ich meine Annahmeerklärung nicht rechtzeitig absende, verliere ich die Aussicht auf jene Stellung.‘

‚So komm ich rechtzeitig. Ich muß die Sache genauer prüfen. Ich verlang von Ihnen, daß Sie nicht schreiben, bevor ich da bin. Nicht wahr, Jella, auch dir ist's nicht unlieb, wann ich ein bißl früher komme? Ich denk, wir zwei haben,

bevor der Vater heimkehrt, den ich übermorgen erwarte, noch so manches zu bereden.‘

‚Ich bitt dich drum,‘ sagte sie errötend vor seinem Blick.

— Und dennoch sind wir an dem folgenden Tage erst spät gegen abend hinausgefahren!

Der Gustl war in der übermütigsten Stimmung gewesen. Die Heimkehr des Vaters, die Nähe der Hochzeit, für die er den Tag heute festsetzen wollte — wie hätte er nicht froh sein sollen! Dazu war ihm an demselben Morgen eine ernste Operation geglückt, durch die er seine Diagnose gerechtfertigt sah. Er hatte alle Krankenbesuche schnell abgethan, wir standen gerade im Begriff, nach Hietzing zu fahren, als er nochmals gerufen wurde. Ich hörte aus dem Vorzimmer her das schrille Stimmchen der kleinen Lisi, der blonden Pratersängerin, die ich am ersten Abend hier bei ihm getroffen; ich hörte, wie der Gustl ihr sagte: ‚Gut, ich will's schon in Ordnung bringen.‘ Er streckte noch einmal den Kopf durch die Thür: ‚Ich bin gleich wieder da; bleib, bis ich wiederkomme, Werner.‘ Und er ging mit ihr fort.

Ich wartete. Ich hatte mir ein Buch genommen, saß und las und blickte nur von Zeit zu Zeit auf meine Uhr und dann auf die Straße und las dann wieder. Ich glaube nicht von besonders ungeduldigem Temperament zu sein. Aber warten zu müssen mit dem Bewußtsein, daß wieder andere auf uns warten, das scheint mir eine Pein, die man füglich den Höllenstrafen zuzählen dürfte. Was sollte ich anfangen? Hinausfahren, sagen, daß er noch zu thun habe? Aber er bat mich eigens, zu bleiben. Ich mußte ihn abwarten. Unterdessen wußte Leo nicht, woran er war, verlor seine Stelle, würde die Jella sich ängstigen. Könnte ich sie nur schützen vor diesen Schmerzen! Wäre ich an seiner Statt, sie sollte nicht warten, sollte nicht leiden. Aber die Jella liebt ja ihn! Und er ist mein Freund. Auf diesem Wege ließ ich mein Denken nicht weiter schweifen.

Ich weiß nicht, wie viele Stunden vergingen. Als der Gustl zurückkam — ich hatte vom Fenster aus ihn gesehen und traf ihn halbwegs auf der Treppe —, rief er mir zu: ‚Bist du noch da? Wart nur ein bißl, ich muß nur etwas Toilette machen. Du bist doch nicht ungeduldig geworden? Armer Kerl! Freilich, daran hab ich nicht gedacht. Ja, weißt du denn auch, was die Lisi wollte?‘ fragte er, als wir endlich, endlich im Wagen saßen. ‚Sie hat einen Streit mit ihrem Direktor gehabt, den ich ihr schlichten sollt. Du siehst, mein altes Heidelberger Metier des Friedensstiftens versehe ich auch hier. Natürlich mußt ich, nachdem die Geschicht in Ordnung gebracht war, die Versöhnung mit einem Glas Champagner besiegeln helfen. Das war zugleich so eine Art von Abschiedsfeier, denn von morgen ab behandelt sie der Vater wieder.‘

‚Und unterdessen hast du deine Braut warten lassen?‘

Er lachte. ‚Die Jella weiß es längst, daß ich der allerunzuverlässigste Mensch von der Welt bin, und weiß auch, daß meine Treu und Liebe mit Pünktlichkeit nichts zu schaffen hat. Aber siehst du, gerad deshalb, weil ich nicht will, daß sie sich um mich aufregt, wünschte ich, sie möchte ihre Musik wieder treiben. Die macht ihr die Stunden leicht verfliegen. Ich wollt, sie hätt das heut schon erprobt und mit dem Leo die Lieder gesungen. Ich möcht über seine Kompositionen ihr Urteil wissen. Ich hab nämlich einen Plan für ihn und hab auch davon eben mit jenem Direktor gesprochen. Der Antrag nach Rußland gefällt mir nicht recht, er ist zu zart für das Klima, zu jung. Er soll hübsch dableiben, ich lasse ihn noch ein Jahr lang das Konservatorium besuchen, dann wird sich wohl auch hier etwas Festes finden. Was meinst du dazu?‘

So hatte der Gustl wieder einmal die Vorwürfe, die ich gegen ihn auf dem Herzen gehabt, zu nichte gemacht durch seine Güte. Ich vergaß meine Wartensqualen und ließ mir seine Absichten zum

Heil des jungen Musikers auf der Weiterfahrt auseinandersetzen.

Als wir draußen in Hietzing den Gartenpavillon betraten, richtete sich die Baronin von ihrer Chaiselongue halb in die Höhe, mit Hand und Augen uns Stille winkend. Vom Gärtnerhaus her ertönte Gesang. ‚Ich bin so froh,' sagte sie leise, ‚so froh wie lang nicht, daß endlich die Jella ihre Abneigung, zu singen, überwunden hat. Sie hatte es dem Lechleitner geweigert, ihr gestriges Versprechen zu halten. Wir erwarteten dich. Du hattst zugesagt, heut früher als sonst zu kommen. Aber du kamst nicht. Der Leo war schon halb krank vor Aufregung. Zuletzt, kaum vor einer halben Stunde, springt die Jella auf: Ich ertrag's nicht länger! Ich kann's nicht mit anschauen, wie Sie sich quälen! Und auch ich will nicht mehr warten! Kommen Sie, ich sing Ihnen alles, was Sie wünschen. Vielleicht kommt er dann eher! Und jedenfalls vergeht die Zeit. — So ist sie mit ihm in die Gärtnerwohnung gegangen, damit ich von hier aus sie hören kann.'

Der Freund warf mir nur einen Blick zu: ‚Hab ich recht? oder — hab ich recht!' wie er in lachender, selbst sich verspottender Überhebung zu sagen pflegte. Ich konnte nur zustimmen. Ja, er behielt hier immer recht mit seiner glücklichen Zuversicht.

Die Jella kam. Verklärt, gehoben durch die Musik, trat sie aus dem Dunkel des Gartens gleich einer Erscheinung aus höheren Regionen zu uns herein. Sie trug ein weißes Kleid; das goldbraune Haar schmiegte sich wie eine lichte Aureole um ihren Kopf; die leichten Löckchen um Schläfen und Nacken bewegten sich in der Abendluft, als wollten sie den heißen Wangen Kühlung fächeln.

‚Ich hab nicht gewußt, daß du da bist, Gustl,' sagte sie, ‚der Andres hat mich erst holen müssen.' Nicht ein Wort des Vorwurfs. Es schien, als sei sie noch ganz erfüllt von dem, was sie gehört und gesungen. Sie sprach mit uns, verlor den Faden, unterbrach sich und entschuldigte sich ob ihrer Zerstreutheit. Sie war ganz sie selbst und versank dann wieder in ein wunderliches, verträumtes Schweigen. Der gespannte, sinnende Zug auf ihrer Stirn erschien mir fremd. Und doch, da er wieder und wieder kehrte, wollte es mich bedünken, als sei dies Gesicht mit dem sonnigen Frohsinnsausdruck, den es bisher trug, nur halb so schön gewesen wie jetzt in seinem denkenden Ernst.

Der Gustl hatte ihr einen Brief von seinem Vater mitgebracht; der Hofrat schrieb von seiner letzten Reisestation aus, von Siechenheil. Vor seiner Heimkehr, vor ihrer Hochzeit wollte der alte Herr seinen Kindern die Wünsche und Mahnungen schriftlich ausdrücken, die er für sie im Herzen hegte. Während der Gustl halblaut vorlas, blickte sie, an seine Schulter gelehnt, mit ihm auf das Blatt. Aber wenn er, ob des Vaters feierlichen Worten lächelnd, fragend zu ihr aufsah, errötete sie nicht wie sonst. Der Zug um die Brauen wollte nicht weichen. Sie war blaß, mit halb geöffneten Lippen saß sie und sprach nicht und horchte nur hinaus, wo noch immer das leise Spiel erklang. In ihrer ernsten Ruhe erschien sie mir wie die Verkörperung der stillen, schwermutvollen Augustnacht.

Der Lechleitner war nicht mehr zum Vorschein gekommen. Die Baronin tadelte den Gustl ernstlich, weil er den armen jungen Menschen im Stiche gelassen und dieser, der fest auf sein Wort gebaut, dadurch die Aussicht auf jene günstige Stellung verloren habe. Der Gustl erzählte ihr von der geglückten Operation am Morgen; daß es aber nicht nur ärztliche Pflichten waren, die ihn in der Stadt zurückgehalten, das sagte er nicht. Aber wie es ihm leicht geschah, daß er selber vergaß, was er erst hatte verschweigen wollen, so erwähnte er, da er nun von seinen Plänen für die Zukunft des Leo sprach, auch des Direktors, der ihn in dieser Sache beraten, auch der Lisi, bei der er jenen getroffen

hatte. Und die Jella saß schweigend daneben.

Gleichwie an dem Abend meines ersten Besuches in Hietzing begleiteten wir die Damen ins Haus. Der Andres schritt voran mit der Lampe, Jella folgte, mit Shawls und mit Kissen beladen. Aber als wir drinnen im Salon Abschied nehmend beisammen standen — die Baronin fühlte sich von der Hitze angegriffen und schickte uns fort —, da faßte sie wie mit plötzlichem Entschlusse die Hand ihrer Mutter: ‚Ich kann noch nicht schlafen! Es summt und es klingt mir so wirr im Kopf. Mir ist, als müßt ich sehr traurig werden, wenn ich mich jetzt still hinlegen sollt und denken und denken... Geh du zu Bett, ich bitt dich schön. Ich will dich nicht wach halten und auch nicht stören. Aber — du hast es selbst gewollt, daß ich wieder singen sollte — laß mich noch hinübergehen zu dem Lechleitner. Es ist wie ein Durst, ich muß noch mehr hören, noch mehr singen, bevor ich zur Ruhe kommen kann. Nicht wahr,‘ fragte sie, zu uns beiden gewendet, dem Gustl und mir, ‚nicht wahr, ihr kommt mit mir?‘

Frau Augustine war wenig einverstanden mit diesem ungewöhnlichen Wunsch ihrer Tochter. Aber der Gustl verstand es so gut, zu bitten, daß sie ihre Erlaubnis gewähren mußte. Vielleicht hätte er lieber sich mit der Jella allein in den dunklen Gartenpfaden verloren, aber sie hielt mich an ihrer Seite. So gingen wir drei den geraden Weg zu der Wohnung des Gärtners, die, halb versteckt in grünem Buschwerk, am Ende der Besitzung lag. Das kleine Haus wie seine Bewohner schienen schon von Schlaf umfangen, nur aus einem Fenster im Erdgeschoß drang noch ein schwacher Lichtschein heraus.

‚Herr Leo!‘ rief die Jella halblaut mit ihrer klaren, weichen Stimme.

Augenblicklich bewegte sich's drinnen. Hastig ward der Vorhang zurückgezogen, das Fenster geöffnet. Das blasse Gesicht des jungen Musikers schaute heraus, und als er hörte, was wir wollten, da ging es wie ein plötzlicher Sturm durch seine Züge. Er verschwand vom Fenster, um gleich darauf uns die Hausthür aufzuschließen; dabei zitterten ihm die Hände, daß er das Licht kaum halten konnte. Er leuchtete uns an der Thür seiner schlafenden Wirtsleute vorüber durch den schmalen Flur bis in seine Stube. Eilig warf er eine Decke über das Sofa, das schon mit Kissen zur nächtlichen Ruhestatt gerichtet gewesen; das Tischchen daneben, an dem er halb liegend geschrieben hatte, bis wir kamen, rückte er beiseite, stellte Stühle für uns bereit und schlug den Deckel des altmodischen, tafelförmigen Flügels zurück. Das alles that er, ohne zu sprechen, ohne die Augen zu uns zu erheben. Indessen er nach Noten suchte, stand Jella still, mit hängenden Armen neben dem Klavier, in Gedanken verloren, als habe sie den Zweck vergessen, weshalb sie gekommen.

‚Nun, fangt ihr nicht an?‘ fragte der Gustl; ‚du wolltst ja singen. Und da giebt's Musik, mehr als genug. Schau her, was ist das da?‘ und er hob von dem Tisch, den Leo fortgeschoben hatte, ein Notenblatt, auf welchem die Tinte erst halb getrocknet.

‚Das da ...‘ Leo stockte; er nahm ihm das Blatt fort und schob es schnell zwischen andere Hefte; ‚das ist ... das heißt ... es ist noch nicht fertig. Das Fräulein hatte gestern abend einen Vers gelobt, von einem jener Troubadours, von denen uns der Herr Doktor von Werner vorgelesen. Folquet hieß er, ich glaub von Marseille. Ich hab versucht, die Worte in Musik zu setzen, und hab sie dafür freilich ein bißchen ... verändern müssen.‘

‚So sing doch das!‘ rief Gustl wieder.

‚Nein, das geht nicht, es fehlt noch die Begleitung. Lieber ein anderes, was Sie wollen ... dies hier!‘ und er hielt ihr ein Blatt hin.

Sie nickte nur. Sie hatte nicht auf seine Worte geachtet. Sie nahm die Noten aus seiner Hand, und da er zu

spielen anfing, sang sie. Es schien, als ob sie nur dem, was sie bewegte, Ausdruck geben müsse. Sie fragte nicht viel, was sie sang. Nachdem sie das erste Lied beendet, nahm sie ein zweites von dem Haufen von Noten, die er ihr bereit gelegt hatte, und dann ein drittes und so fort. Auf des Leo Kompositionen folgten andere; es traten kaum Pausen dazwischen ein. Auch sprachen die beiden nicht miteinander, sie zeigte ihm, was sie gewählt, er spielte es. Und dennoch mochte in der bunten, vom Zufall gebildeten Reihenfolge dieser Lieder ein Zusammenhang herrschen, ein Gesetz, das all die verschiedenen Gesänge ein großes Ganzes bilden ließ. Er verstand dies Gesetz. Schien er doch vorauszuahnen, was sie zunächst ergreifen würde, da er in leisen Übergängen eine Weise mit der anderen verband.

So sang sie, ohne aufzuhören, Lied auf Lied. Mitternacht war schon vorüber. Wie von einem Zauber umfangen saßen wir im Dunklen seitwärts, daß wir einander kaum sehen konnten. Die einzige Kerze im Messingleuchter auf dem Klavier verbreitete nur eine schwache Helle. Die fiel auf Jellas weiße Gestalt, auf ihre ernsten, weit offenen Augen, wie sie mit suchend gespanntem Ausdruck den Tönen, die ihrer Kehle entströmten in die weiten Lüfte hinaus, nachzustreben, zu folgen schien. Und der Wiederschein des Lichtes streifte das blasse Antlitz des Jünglings, dessen arme Seele hingegeben an dem Hauch ihrer Lippen hing, als müsse er vergehen mit dem Tone, der leise verklang.

Ob der Gustl das sah und fühlte wie ich? Unwillkürlich wollte ich mich zu dem Freunde wenden. Ich hatte in diesen verzauberten Stunden, da all mein Denken nur Auge und Ohr war, fast sein Dasein vergessen, sein Anrecht an sie. Ich empfand, wie er bei meiner unerwarteten Berührung zusammenzuckte.

Doch indem hörte ich Leos Stimme: ‚Wenn Sie es wünschen,‘ sagte er leise, ‚wenn Sie es wollen, dann muß ich's versuchen.‘

Es war ihr unter all den Noten gerade das Blatt in die Hände gefallen, das er vorhin verborgen hatte, das Blatt mit jenem Troubadourlied. So begann er eine Begleitung zu spielen, die er wohl im Kopf schon entworfen hatte, doch die auf dem Papier noch nicht stand. Sie aber sang:

Singend geschieht mir's, daß ich des gedenke,
Was ich singend vergessen wollt;
Singend geschieht mir's, daß ich mich versenke
In das, was ich nicht denken sollt.
Denn wenn die klingenden Töne hinziehen,
Kann ich's nicht bergen, kann ich nicht fliehen,
Muß ich es sagen, das sehrende Leid,
Muß ich es klagen, wie ferne wir beid,
Wie so fern wir getrennt sind für allewige Zeit . . .
Für ewige Zeit!

— — — — — — — — — — — — —

‚Laß es damit genug sein!‘ Der Gustl war es, der neben mir sprach. Er trat zum Fenster und stieß es auf. ‚Es ist unerträglich schwül hier,‘ sagte er und bog sich weit hinaus in die Nachtluft.

Als habe eine rohe Hand den Zauber zerrissen, so weh thaten mir nach dem wundersamen Liede seine gleichgültigen Worte. Ich hätte vor sie hinstürzen, ihr abbitten mögen. Aber was ich kaum zu denken gewagt, das that schon ein anderer. Der Leo Lechleitner bückte sich schnell, er faßte ihres Kleides Saum und preßte es an die zitternden Lippen. Ich konnte nicht hören, was er dazu sprach. Doch sie wich zurück. In ihren blassen Zügen ging eine jähe Veränderung vor, in ihren Augen stieg etwas empor, wie ein Entsetzen vor ihm, vor uns und vor sich selbst. Indem wandte sich der Gustl, der mit dem Rücken zu uns gestanden, vom Fenster zurück.

‚Komm, Jella. Es ist Zeit, zu gehen. Du wirst dem Lechleitner morgen danken, daß er dich begleitet hat. Jetzt ist es spät. Er braucht der Ruhe und wir auch. Komm!‘

Er bot ihr den Arm. Und mir winkend, daß ich ihnen folge, verließ er das Zimmer mit einem leichten Gruß an den Musiker.

Der hatte keine Antwort gegeben. Wie er vor ihrem Blick erschauernd in sich

zusammengesunken war, so hockte er dort noch vor dem Flügel, das Gesicht in den Händen vergraben, fast bis auf die Tasten hinabgesunken. Als wir das Haus verlassen hatten und draußen unter seinem Zimmer vorübergingen, stand das Fenster noch offen, sah ich ihn noch in derselben Stellung regungslos sitzen, halb bewußtlos, seit sie gegangen.

Die Nachtluft kam uns kühl entgegen. Sorgsam hüllte Gustl die Jella in ihren Shawl. Er legte den Arm um ihre Schulter und führte sie, die willenlos alles mit sich geschehen ließ, durch die schmalen Gartenwege. Von Zeit zu Zeit bückte er sich zu ihr und schien ihr etwas zuzuflüstern. Aber ob sie die Worte hörte, ob sie Antwort darauf gab, konnte ich nicht unterscheiden. Am Haus, das der gute alte Andres, sich verschlafen die Augen reibend, ihr öffnete, entließ er sie mit einem Kuß aus seinen Armen. Er war noch nicht von der Schwelle zu mir in den Garten zurückgekehrt, sein Fuß haftete noch auf der letzten Stufe, da kam sie ihm nach, hastig, fliegend, und preßte sich an ihn und wollte ihn nicht lassen. Ihr Haupt lag fassungslos ihm am Halse, ihr schlanker Körper bebte vor Schluchzen.

‚Jella, Liebste, sei ruhig, sei still!‘ sagte er, ihr die Locken streichelnd, mit seiner guten, beschwichtigenden Stimme, wie der Arzt zu einem Kinde spricht. ‚Was hast du denn? was ist denn geschehen? Daß deine Musik dir mehr ist, als ich begreife, ist es das? Gräm dich nicht deshalb. Du kennst mich, ich dich; wir wissen beide, was wir aneinander haben, und das Leben, das uns bevorsteht, soll uns nur immer fester verbinden. Geh jetzt, du bist müde, hast dich überangestrengt. Morgen wird, was dich jetzt so erschüttert, im Tageslicht dir gering erscheinen. Gute Nacht, mein Lieb, schlaf wohl, träume süß!‘ So löste er sanft die zuckenden, sich verschlingenden Hände von seinem Nacken, küßte sie noch auf die weinenden Augen und führte sie dann, ihres Widerstandes nicht achtend, mit ruhiger Festigkeit zurück, die Stufen hinauf.

‚Ich bitt dich, Werner,‘ sagte er, da wir im Wagen fuhren, ‚thu mir die Lieb und red nicht mehr viel. Ich seh dir's an, du möchtst mir noch von ihrem schönen Singen sprechen. Ich hab aber heute für meinen Geschmack schon ein bissel zu viel Musik gehabt und hab nun genug.‘ Und er drückte sich in die Ecke, schloß die Augen und that, als ob er schlafen wolle.

So fuhren wir schweigend durch die Gassen der großen Stadt, die so früh Nacht macht wie keine andere. Ich sah die menschen- und wagenleeren langen Straßenzeilen hinauf und gedachte, wie ich sie zum erstenmal im Sonnenschein, von fröhlich bewegtem Volkstreiben erfüllt, gesehen hatte. Ich wußte fast noch jedes Wort, das damals der Freund zu mir gesprochen, und wußte, wie auf der schnellen Fahrt mit jedem Wort, an jedem Haus weiter, jeder neuen Straßenbiegung mir fröhlicher und leichter ums Herz ward, weil das Zutrauen zu seinem Glück und zu ihm selber mir gewachsen. Nun war mir's, als fielen von den hohen, schattendunklen Gebäuden, indem ich, sie erkennend, zugleich mich seiner einstigen Worte entsann, schwere Steinlasten bedrückend und atembenehmend mir auf die Seele.

Vor seiner Wohnung, als wir aus dem Wagen stiegen, legte der Gustl mir halb schlaftrunken den Arm um die Schulter: ‚Alter, sorgst dich wieder um mich? Geh, sorg dich nicht. Bei mir steht's gut. Zu morgen kehrt der Vater heim und dann in zwei Wochen ... Laß mich jetzt still sein und laß mich träumen. Ich träum ja nur von künftigem Glück!‘

Ich war allein auf meinem Zimmer. Mit schweren Schritten durchmaß ich den Raum. Zehnmal stand ich an der Thür, die Hand schon am Drücker, fest entschlossen, zu ihm zu gehen, ihn doch noch zu warnen, ihm zu sagen ... Was? ... das war es! Wie sollte ich es in Worte fassen, was mich formlos ängstete, in

Worte, die er mir glauben würde? Und zehnmal machte ich wieder Kehrt, sagte nichts und ließ ihn schlafen. War ich denn meiner Sache gewiß? Hatte die Jella nicht eben noch beim Abschied ihm am Halse gehangen, hingebend wie nur je eine zärtliche Braut? Wie oftmals hatte er mich im Scherz, hatte ich selbst mich schwarzsehend gescholten! Wäre ich es doch jetzt auch, ich wäre es so gern ... Ich wollte meiner bösen Ahnung nicht trauen, wollte ruhig sein, wollte nicht fürchten. Also blieb ich und sagte ihm nichts.

So wie in jener ersten Nacht, die ich unter diesem Dache zugebracht hatte, warf ich auch jetzt erst gegen Morgen mich auf mein Lager und sank in kurzen, schweren Schlaf. Und wieder marterte mich im Traume das Angstgefühl körperlichen Bedrücktseins. Und wieder rang ich mich empor, gewaltsam, mit Aufbietung aller meiner Kräfte, und sah erwachend vor mir den Gustl ...

‚Da lies!‘ er hielt mir ein Blatt entgegen.

Die Buchstaben tanzten mir vor den Augen. Es währte minutenlang, bis ich nur zu fassen vermochte, was da geschrieben war. Der Gustl stand über mich gebeugt, er folgte mit seinen Blicken den meinen. Und als ich zögerte, als ich stockte, da packte er mich: ‚Mensch, schläfst du noch immer? Wach endlich auf und sag, daß ich träume und daß das nicht sein kann!‘

‚Mein lieber Gustl,‘ schrieb sie, ‚sei gut. Ich kann nicht anders. Du mußt mir verzeihen, wie schwer ich dich kränke. Denn ich kann dein Weib nicht werden, nicht jetzt und nie. Laß uns voneinander gehen, bevor wir noch viel herberes Herzleid als jetzt schon darum leiden müssen. Es ist nur meine Schuld, ich tauge, so scheint mir's, wohl nicht zum Glücklichsein. Sag deinem Vater, er soll mich nicht hassen. Sobald dieser Brief aus dem Haus ist, will ich der Mama alles gestehen. Bestürmt mich nicht. Es muß dabei bleiben. Siehst du mich wieder, so bin ich, wie ich immer gewesen, deine gute Freundin Jella.‘

‚Steht das da? Hast auch du das gelesen?‘ Es war eine fremde, veränderte Stimme, die neben mir sprach.

‚Gustl!‘

Er hatte mit der Hand in die Luft gegriffen, wie nach einem Halt. Er schwankte. Wäre ich nicht rechtzeitig noch aus dem Bett und hinzugesprungen, er wäre gestürzt. Mühsam schleppte ich ihn zu dem Sofa. Schwer sank er nieder. Ich lief nach Wasser, ihm die Schläfen zu benetzen, ich that, was ich wußte, er bewegte sich nicht. So wie ich ihn hingebettet hatte, so blieb er liegen, mit offenen Augen und starrte gerade vor sich hin. Ein Schmerzensausbruch, ein lauter Schrei, selbst eine Ohnmacht, alles wäre bei meinem lebhaften, leicht erregten Freunde mir natürlicher gewesen als diese dumpfe, hilflose Starrheit. Ich redete ihm zu, ich bat ihn, sich zu ermannen. Es sei ja noch nicht alles verloren, er müsse hinaus, müsse mit ihr reden, versuchen, sie anderen Sinnes zu machen. Erst nach einer Weile fragte er leise nur: ‚Wozu?‘

Einen Augenblick gelang es mir doch, ihn aus diesem Zustand zu wecken: ‚Du weißt ja nicht einmal, weshalb sie dir den Abschied giebt!‘ hatte ich zu ihm gesagt.

‚Weshalb? Weil sie mich nicht mehr lieb hat,‘ versetzte er müde. Aber dann, als gehe es jetzt erst in seinem Geist auf, daß es auch noch andere Gründe geben könne, richtete er sich plötzlich empor: ‚Nur deshalb, verstehst du, einzig deshalb! Der Leo Lechleitner hat nicht das Mindeste damit zu schaffen, der nicht, sag's nicht, ich will das nicht hören! Ich will nicht, daß man von der Jella so etwas nur denkt. Dazu steht sie viel zu hoch. Und ich auch. Daß sie mich nicht mehr lieben mag, das ist nicht, weil der arme Bursch es ihr angethan hätte. Höchstens sein Spiel. Aber wozu noch darüber grübeln? Sie liebt mich nicht mehr.

Das ist genug.‘ Er war schon wieder in jene apathisch dumpfe Schlaffheit zurückgesunken.

‚Du mußt hinaus zu ihr,‘ sagte ich nochmals. ‚Wenn sie dich sieht, wenn sie dich hört ... Ich habe es an mir selbst erlebt, ich weiß es, wie man alle Vorwürfe, die man in deiner Abwesenheit gegen dich hegte, vergißt, wenn du da bist.‘

‚Ich?‘ — er schüttelte den Kopf — ‚was sollt ich ihr sagen? Sie möcht mich aus Mitleid und Gnade nehmen, wenn nicht aus Lieb?‘

‚Aber Gustl, du kannst doch unmöglich dich so drein ergeben, ohne jedes Wort, ohne jeden Versuch! Gestern noch ...‘

‚Gestern! ... das ist lang her. Da war ich noch ich und sie war die Jella, die ich so gut gekannt hab. Seitdem schrieb sie den Brief, und nun kenn ich sie nimmer. Nicht wie sie war, nicht wie sie ist. Es ist alles aus und vorbei.‘

Dabei blieb er. Wie ich auch bitten und zureden mochte, er war aus seiner Lethargie nicht aufzurütteln. Mir schien es unmännlich, unnatürlich, sich so widerstandslos in sein Schicksal zu ergeben. Ich ertrug es nicht. Wollte er den Versuch nicht machen, so mußte ich es. Ich sagte es ihm.

‚Thu, was du willst,‘ entgegnete er.

Ich wußte nicht, ob ich in diesem Zustand ihn lassen dürfe. Ich ängstigte mich um ihn, wenn ich ging, und wollte doch gehen, ihm Heilung zu holen. Er lag so leblos, mit halbgeschlossenen Augen, blaß, wie ein Schwerkranker da. Ich stand neben ihm und sah ihn an und konnte zu keinem Entschluß gelangen. Aber er bemerkte mein Zögern. ‚So geh doch,‘ sagte er mit müder, gleichgültiger Stimme, ‚fahr nach Hietzing hinaus. Mir kann es nicht nützen. Vielleicht aber ihr, vielleicht thust du ihrer Mutter wohl. Die wird unglücklich sein. Und, höre geh auch zu dem Leo, sag ihm von meinen gestrigen Plänen. Sie bleiben bestehen, ich sorge für ihn, wie ich mir einmal vorgesetzt hatte.‘

So machte ich mich auf den Weg hinaus. Ich hatte selbst nicht viele Hoffnung. Wie sollte ich durch meinen Einfluß ungeschehen machen, was einmal geschehen war? Aber es drängte mich, zu handeln. Mir war, als sei es meine Pflicht, etwas zu thun und zu versuchen, um meinen Freund vor Verzweiflung zu retten.

Als ich hinauskam, riß mir der Andres den Wagenschlag auf: ‚Gott sei Dank!‘ rief er. Und dann, mich erkennend: ‚Herr von Werner ... ach, Sie sind's?‘ In seiner Enttäuschung traten dem Alten die Thränen in die Augen. ‚Also der Gustl kommt nicht? Verzeihen Euer Gnaden. Ich hab gemeint, wann der nur kommt, wär alles gleich wieder in der schönsten Ordnung. Aber so ...‘

Ich konnte ihm nichts Tröstliches sagen, ich ging mit ihm ins Haus.

Schon auf dem Flur kam Frau Augustine mir entgegen. ‚Ah, Sie sind's,‘ sagte sie wie der Andres. Sie nahm mich bei der Hand und zog mich hastig mit sich in den Salon. ‚Verstehen Sie das?‘ wiederholte sie immer, ‚begreifen Sie das? Wenn sie einen anderen lieber hätte, den Leo Lechleitner, irgend einen, ich könnt es fassen. Denn das weiß ich selbst, daß sich das Herz nicht zwingen läßt und daß es uns treibt, wohin wir nicht wollen. Aber so! Sie ist wie ihr Vater, sie verlangt von den Menschen Unmögliches. Ich kann's dem Gustl nicht verargen, daß er bitter gekränkt ist und daß er keinen Versuch machen mag, sie zurückzugewinnen. Sie sagt, sie hätt sich täuschen können, wenn wir sie nicht zum Singen beredet. Aber mit jedem klaren Ton, der ihr aus der Kehle gedrungen — denn in der Musik ist Wahrheit — sei's ihr auch vor den Augen klarer und lichter geworden. Nun dürfe sie sich nimmer täuschen, wolle sie nicht allen Halt und vor sich selbst alle Achtung verlieren. Ich versteh sie nimmer! Hätt der Gustl nur nicht den Lechleitner ins Haus gebracht. Mit seinem Spiel ist der Schuld an allem. Ich haß ihn, ich will ihn nicht wiedersehen! O, Herr von Werner,‘ rief

sie und fuhr sich mit der Hand über ihre Stirn, ‚ich weiß nicht mehr, was ich red, was ich denke! Ich glaub, das alles ist die Strafe dafür, daß ich einmal meine Eltern, den Mann, der mir vertraute, so gekränkt hab. Schaffen Sie mir den Lechleitner fort, nur den aus dem Haus! Mit meinem armen Kind allein kann ich's dann vielleicht eher tragen.‘

Ich mußte ihr die Beruhigung geben. Bevor ich noch mit der Jella gesprochen, ging ich zu ihm. Ich sah schon von weitem, daß sein Fenster offen war; das Zimmer schien leer. In der Thür des kleinen Hauses stand die Gärtnersfrau. ‚Der Herr Lechleitner? Der ist vor Tagesanbruch fort. Ich hab schon bei der Frau Baronin nach ihm fragen wollen. Aber der Andres hat mir gesagt, sie ist nicht wohl, ist heut nicht zu sprechen. Wenn der gnä Herr hereinschauen wollen, vielleicht kommt er bald heim.‘

Damit führte sie mich in die Stube. Es lag und stand noch alles wie gestern: das Bett unberührt, auf dem offenen Flügel der Haufen von Noten, daneben das Licht, eingebrannt in den Messingleuchter. Und auf dem Tischchen mit Schreibgerät lag auch das Blatt noch, dasselbe Blatt, das dort gestern gelegen, als wir gekommen. Er hatte die Begleitung des Liedes nicht ausgefüllt. Unter den letzten Noten, unter den Worten: Auf ewige Zeit! war flüchtig mit kaum leserlicher, verwischter Schrift ein kurzer Abschiedsgruß geschrieben:

‚Dank, tausend Dank für diese Stunde! Das war Musik. Nun will ich gehen, allein versuchen, etwas zu werden. Ich kann die Wohlthat nicht mehr annehmen, jetzt nicht mehr... Darum leben Sie wohl!‘

Weiter nichts.

Als ich zu Frau Augustine zurückkam, schien sie etwas gefaßter. ‚Es ist gut,‘ sagte sie, da ich ihr berichtete, daß Leo fort sei. ‚Gehen Sie jetzt zu der Jella, sehen Sie, was Sie ausrichten können. Und sagen Sie ihr ... Nein, nichts. Das braucht ihr niemand zu sagen, sie fühlt es selbst, wie weh sie mir thut. Sagen Sie ihr im Gegenteil, daß sie mein Kind ist, daß ich sie nicht zwinge, zu nichts auf der Welt. Und daß ich sie gleich lieb behalten werde, was immer geschieht.‘

So bin ich denn zu der Jella gegangen. Ich fand sie in einem kleineren Zimmer am Fenster sitzend. Sie schien zu lesen, da ich eintrat. Sie legte das Buch fort, sah zu mir auf und versuchte wie sonst zu lächeln.

‚Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen, und dem Gustl, daß er nicht kam.‘ Da ich etwas entgegnen wollte, fiel sie mir ins Wort: ‚Sagen Sie mir nichts von ihm. Ich weiß, daß er leidet; leid ich doch selbst. Und Sie brauchen ihn mir nicht zu loben. Ich kenn ihn so gut, nein, noch viel besser, als Sie ihn kennen; ich weiß, was an ihm ist. Sie dürfen mir keinen Vorwurf machen, Sie nicht. Denn in Ihren Augen, in Ihrem Erschrecken hab ich es zuerst empfunden, was uns trennt. Vielleicht bin auch ich nicht so, wie er dachte. Es bleibt eine Wand vor jedem Herzen, man sieht und man zeigt nicht, was drinnen ist. Das hätte ich immer wissen sollen. Daß ich es so spät erst begreifen lerne, so schwer, das ist mein ganzes Unglück.‘

Ich sagte ihr, was Frau Augustine mir aufgetragen, ich gab ihr das Blatt mit Leos Lied und seinem Abschied.

Da nickte sie nur vor sich hin, als habe sie es nicht anders erwartet: ‚Auch der. Es scheint, ich bring allen Unglück, dem Gustl, der Mutter, und auch Sie schauen trüb. Wie gern wär ich anders! Aber ich bin von der Art meines Vaters. Der hat auch allen Kummer bereitet, doch den meisten sich selbst. Ich werd einsam bleiben, ich weiß es. Und ich werde in dem langen, glücklosen Leben — hab ich die Mutter auch noch so lieb — oft mich sehnen. Aber das weiß ich — ich kann nicht anders.‘

Sie hatte es alles mit der gleichen weichen Stimme gesprochen, ohne Thränen, gefaßt und ruhig. Aber die Augen,

die tief dunklen, großen Augen, aus denen sie zu mir aufschaute, die verrieten es, was sie litt. Ich kannte den trostesleeren Blick, ich hatte im Traum ihn einst gesehen. Und so wenig wie in jenem Traume konnte ich heute zu ihr dringen. Machtlos und ratlos stand ich vor ihr. Nicht durch Aufbietung all meiner Kräfte, all meines Wollens hatte ich vor Leid und vor Schmerzen sie zu schützen vermocht.

‚Sagen Sie ihm,‘ so sprach sie zum Schluß, ‚daß ich ihm nur Gutes wünsche für sein Leben, ein besseres Glück, als ich es ihm hätte geben können. Leben Sie wohl und — grüßen Sie ihn!‘

Ich aber habe ihre kühle, kleine Hand in der meinen gehalten und Abschied genommen in Gedanken, von heute ab für immer. Ich hatte kein Wort von alledem gesagt, was ich mir vorgenommen hatte. Es wär nutzlos gewesen. Das wußte ich jetzt so fest und klar, wie ich auch wußte, daß sie ihn noch liebte, bis an ihr Ende nur ihn, den einen, lieben würde. Wie sie in all ihrer wunderholden Jugendschöne vor mir stand, begehrenswert, so wie ich nie ein Weib erschaut, sie würde nie, das fühlte ich, sich einem anderen zu eigen geben als dem, den sie verstoßen hatte, weil er ihr Ideal nicht erreicht.

Und so ist es gekommen. Ich habe sie nicht wiedergesehen, ich war nie mehr in Wien.

Wie ich damals von ihr gegangen, ich kann es nicht sagen. Wie die Füße mich trugen, so schritt ich dahin, sah die Straßen nicht, noch die Häuser, wußte kaum, welchen Weges ich ging. Und plötzlich stand ich auf der Brücke über den Wienfluß, auf jener breiten Schönbrunner Brücke, deren Pfosten zwei Sphinxe tragen. Zur Rechten und Linken lagen sie da und schauten mit ihrem steinern starren, vieldeutigen Lächeln geradeaus. So hatten sie auch vor sich hingelächelt, als ich mit dem Gustl im sonnigsten Frohsinn zum erstenmal hier vorübergefahren, als er mir erzählt, wie er die Jella, seine Braut, und wie sie ihn bis ins Innerste kenne. Die Sphinxe hatten recht behalten.

Was ich an jenem Tage gethan, das hüllt sich mir alles in einen Nebel von dumpfem Schmerz, der jedes einzelne verwirrt. Ich stieg noch hinauf zu der Frau Nandl, nach dem Leo zu fragen, ich habe bei verschiedenen anderen Bekannten nach ihm geforscht, doch ihn nirgend gefunden. Er war gesehen worden, war da und dort noch am Morgen gewesen, doch ob er fort sei, wohin, ob nach Rußland, das wußten sie nicht. Spät erst bin ich nach Hause gegangen. Ich scheute mich, meinem armen Freund vor die Augen zu treten und ihm nichts anderes zu bringen als die Bestätigung alles dessen, was ihn zu Boden geschmettert hatte.

‚Eine schöne Empfehlung vom Herrn Hofrat‘ — so empfing der Diener mich an der Schwelle — ‚und der Herr Hofrat lassen den Herrn von Werner bitten dazubleiben, so lang's ihm gefallt. Aber der Herr von Werner möcht verzeihen, der Herr Hofrat sein wieder fort mit dem Herrn Gustl, nach Siechenheil.‘

Ich starrte ihn an, ich verstand ihn nicht. Er mußte mir die lange Bestellung mehreremal wiederholen. Mühsam entsann ich mich erst, daß der Gustl heute seinen Vater heim erwartet. Ich hatte das in der Erregung dieses Tages vollständig vergessen und er wohl gleichfalls. Der Hofrat also war angekommen und kaum eine Stunde darauf mitsamt seinem Sohn wieder abgereist. Der Herr Gustl müsse wohl krank gewesen sein, meinte der Bediente, er hätt mit sich machen lassen, was sein Vater gewollt. Nur da er schon im Wagen gesessen, hätte er sich noch aufgerichtet: ‚Grüß mir den Werner,‘ hätte er ihm zugerufen, ‚sag ihm, daß ich nicht auf ihn warte, weil ich doch weiß — er kann mir nichts bringen.‘

Eine Stunde darauf hatte auch ich meinen Koffer gepackt. Noch am Abend desselben Tages, mit dem für des Freundes wie für mein Leben die Dunkelheit der Nacht begann, bin ich abgereist.

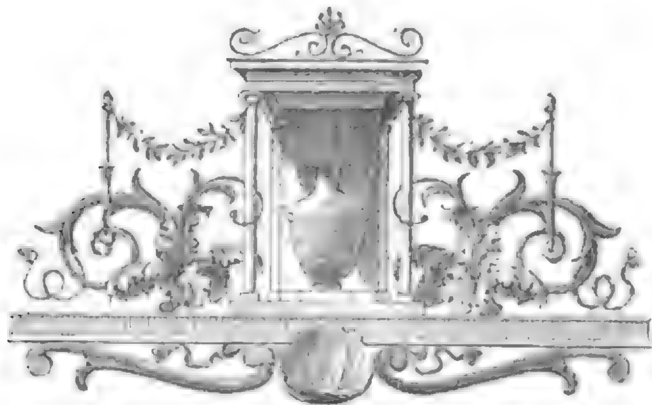
Darüber sind viele lange Jahre hingegangen. Der Leo Lechleitner war nach einer raschen Ruhmeslaufbahn jung gestorben. Von meinem Freund Gustl wußte ich wenig. Anfangs hatte ich ihm ein paarmal geschrieben, doch erhielt ich keine Antwort. Daß er auf Siechenheil geblieben, erfuhr ich von anderen. Auch als er wieder nach Wien kam, trat er nicht in die große Praxis seines Vaters ein, sondern lebte dort wie auf dem Lande zurückgezogen, mit Studien beschäftigt. Nach und nach erst ward in medizinischen Zeitschriften sein Name genannt. Auf dem Gebiet der Nervenheilkunde, der Geistesstörungen erkannte man ihn mit der Zeit als Autorität an, daß Ehren und Ehrentitel ihm von allen Seiten zuströmten, wie einst seinem Vater. Vereinzelte Stimmen, die munkelten, der berühmte Psychiater habe seine Wissenschaft zu allererst an sich selber studiert, schlug er nieder durch seine Schriften, durch seine Erfolge.

Da ich ihn endlich wiedersah — es ist noch nicht gar lange her, ein Zufall hatte auf einem medizinischen Kongreß uns zusammengeführt —, da gemahnte an meinen alten lieben Gustl nichts mehr, nicht ein Lächeln, kein Ton seiner ruhigen maßvollen Stimme. Die Brust voll Orden, trug er sich aufrecht und glich in seiner vornehmen Haltung dem Bilde seines Vaters, das ich in dessen Zimmer gesehen. Mich hatte er mit der höflichsten Verbindlichkeit als einstigen Universitätsbekannten begrüßt, seine Gespräche handelten von wissenschaftlichen und anderen allgemeinen Fragen.

Nur ganz zuletzt — wir hatten den verehrten Gast auf den Bahnhof begleitet und standen noch vor der Thür des offenen Coupés — da wandte er sich plötzlich zu mir:

‚Du bist auch nicht vermählt? Ich dacht es mir. Wenn man sie gekannt hat — —‘ Und dann sah er mich eine Sekunde lang unter den grau gewordenen Brauen mit den alten Augen an. ‚Ich hab es heut noch nicht begriffen,‘ sagte er leise; ‚und bis ich sterbe, werd ich mich immer fragen und fragen: Weshalb? warum hat sie das mir gethan?‘

Sein Haar war weiß, dichte Fältchen um Mund und Augen zeugten von der Arbeit der Jahre. Doch der Schmerz in ihm war nicht gealtert. Den trug er in sich so herb und so jung, so einschneidend frisch wie in jener Morgenstunde, da er zuerst die Wunde empfing.“



St. Petersburg.

Von

Eugen Zabel.

I.

Nach einem geistreichen Wort von Algarotti besteht die Bedeutung der Stadt Peters des Großen darin, daß mit ihrer Begründung dem russischen Reiche ein Fenster nach Europa eingesetzt wurde. Der Vergleich ist ein so treffender, daß man sich seiner stets erinnern muß, sobald von Petersburg die Rede ist. Von der Newa aus haben die Russen der Kulturarbeit des Westens zugesehen, um sie nachzumachen und den Bedürfnissen der Nation anzupassen. Von hier aus haben die verfeinerten Sitten Europas Licht und Wärme auf jene unendlichen Gebiete des Zarenreiches ausgeströmt, die zweieinhalbes Jahrhundert lang von den Mongolen beherrscht und dadurch in ihrer Entwickelung aufgehalten wurden. Man hat dieses Fenster bald mehr oder weniger geöffnet und zuweilen auch ganz zu schließen versucht, aber es ist doch unentbehrlich geworden, seitdem sich Rußland im europäischen Völkerrate eine wichtige Stimme gesichert hat. Petersburg ist der Ausdruck der gesamten neueren Geschichte des Reiches und infolgedessen von den freudigen wie den verhängnisvollen Erlebnissen desselben am stärksten und unmittelbarsten berührt worden. Die Geschichte dieser Stadt ist ebenso erstaunlich wie ihre Lage, ihr Klima, ihre Bevölkerung. Man kann eins nicht ohne das andere verstehen, und ihr Gesamteindruck wird in der Phantasie aller derer, die sie einmal gesehen haben, unauslöschlich fortleben. Mit Recht heißt sie das nordische Palmyra, denn auch ihre Pracht ist wie die der syrischen Wüstenstadt an einem Punkt der Erde erblüht, wo die Natur nicht nur alles zu versagen, sondern gegen die Arbeit der Menschen sich direkt aufzulehnen schien.

Die Gründung Petersburgs war das Aufpflanzen einer Siegesfahne auf einem Boden, der dem Feinde mühsam abgerungen war und die Bestimmung hatte, von Rußland nicht wieder abgetrennt zu werden. Peter der Große befand sich im Kriege mit den Schweden und hatte sich im dritten Jahre desselben das Newagebiet zurückerobert. Um es zu behaupten, legte er im Mai 1703 auf einer der Inseln den Grundstein zu einer Festung, welche nach den Aposteln Petrus und Paulus den Namen Peter-Pauls-Festung bekam. Damit wurde aber auch gleichzeitig Petersburg begründet, denn es war von vornherein der Plan des kühnen Reformators, daß sich neben den Bastionen eine Stadt erheben sollte. Moskau, die alte Residenz der Zaren, war die treue Bewahrerin der Vergangenheit, in ihr konnten die liberalen Ideen, welche der junge Herrscher im Westen kennen gelernt hatte und in seinem Lande durchführen wollte, keinen Boden fassen. Um so mehr

versprach er sich von seiner neuen Schöpfung, die den modernen Gedanken seiner Regierung vor aller Welt als einen erfolgreichen und glücklichen darthun sollte. Allein ohne das Genie des Mannes, seine Kühnheit im Entwerfen, seine Kraft, Klugheit und Ausdauer in der Ausführung der Pläne wäre dieser Einfall nicht viel mehr als eine Tollheit gewesen. Das Land bestand damals aus Urwäldern mit Bären und Wölfen, aus Sümpfen, Morästen und ödem Heideland. Um ein charakteristisches Bild von Alexander Puschkin aus seiner poetischen Erzählung „Der eherne Reiter" zu gebrauchen, konnte man hier höchstens „einen tschudischen Fischer erblicken, wie er als armseliger Sohn der stiefmütterlichen Natur vom schlammigen Ufer aus sein abgenutztes Netz in diese namenlosen Fluten warf". Und diese unwirtlichen Gegenden wurden trotz alledem bewohnbar gemacht, aus den Sümpfen wuchsen allmählich Paläste heraus und machten eine andere Behauptung Puschkins in derselben Dichtung, daß vor der neuen Hauptstadt Moskau sein Haupt gebeugt habe, wie eine kaiserliche Witwe vor der jungen Zarin, nicht minder wahr. Freilich hat es ungeheure Opfer gekostet, bis dieses Ziel erreicht wurde. Wie zu einem Feldzug fanden im ganzen Reiche Rekrutierungen für die Erbauung Petersburgs statt. Man hat berechnet, daß in fünf Jahren ungefähr vierzig- bis fünfzigtausend Menschen an die Newa geschickt wurden, um den Boden zu bearbeiten, die Sümpfe auszutrocknen und Häuser zu errichten. Alle zwei Jahre wurden neue Mannschaften eingezogen, um das Begonnene fortzusetzen. Der Tod raffte ihrer Unzählige dahin, weil es an Lebensmitteln fehlte und in dem verderblichen Klima sich tückische Fieber einstellten. Aber Peter der Große war durch nichts zu entmutigen, er untersagte im ganzen Reich, mit Ausnahme der neuen Stadt, das Bauen von steinernen Häusern und zog dadurch sämtliche Maurer nach seiner Residenz. Er zwang die Grundeigentümer, die mehr als fünfhundert „Seelen" hatten, ein massives Haus von zwei Stockwerken zu errichten, und da es an Steinen fehlte, mußte jedes Fahrzeug, das hier landen wollte, einen entsprechenden Tribut in die-

Die Ägyptische Brücke über die Fontanka.

sem Material leisten. Das Heer von schwedischen Gefangenen, Sträflingen, Tataren, Finnen, Kalmücken, welches an dieser Stelle zusammengetrieben wurde, leistete Erstaunliches. Die Sümpfe verwandelten sich in festen Grund und Boden, die Wälder wurden gelichtet, auf den Kanälen zeigte sich bald ein lebhafter Verkehr. In einem kleinen einstöckigen Hause an der Newa, das noch jetzt erhalten ist und außer einem Flur nur zwei Zimmer und eine Küche enthält — Katharina II. ließ es vor dem Verfall schützen und einen steinernen Mantel darum legen — wohnte Peter und leitete den Bau seiner Stadt. Einige ihrer größten Sehenswürdigkeiten existierten schon damals dem Namen nach, aber das ungeheure Gebäude der Admiralität bestand zu jener Zeit aus hölzernen Vorratshäusern, die Isaakskirche, jetzt ein architektonisches, aus Marmor und Granit gebildetes Wunderwerk, war ebenfalls aus Holz errichtet, und das von Peter dem Großen erbaute Boot, der „Vater der russischen Flotte", verhält sich zu einem modernen Kriegsschiff wie eine Puppe zu einem Riesen. Aber mit bewunderungswürdigem Scharfsinn gab der Zar die Ziele für die Entwickelung der jungen Stadt an. Er ließ die Gebeine Alexander Newskis, des ersten Besiegers der Schweden, hierher bringen und legte ihm zu Ehren mitten im Walde ein Kloster an, das alsbald eines der drei großen nationalen Heiligtümer wurde. Um dasselbe mit der Stadt zu verbinden, ließ er eine Straße anlegen, die sich im Laufe der Jahrzehnte zu einer der schönsten Promenaden der Welt entwickelte und den Namen Newski-Prospekt erhielt. An der Stelle, wo sich jetzt das Winterpalais erhebt, stand damals das Haus des Grafen Apraxin. Kurz, es waren die wichtigsten Punkte, an denen sich der Glanz des Petersburger Lebens später am auffallendsten zeigen sollte, damals schon bestimmt.

Aber auch die Kehrseite dieses imponierenden Bildes darf nicht vergessen werden. Bald nach der Begründung der Stadt zeigte es sich, daß sie den furchtbarsten Überschwemmungen ausgesetzt sei. Die ersten traten in den Jahren 1705 und 1721 ein und nahmen solche Dimen-

Die Peter-Pauls-Festung.

sionen an, daß man auf allen Straßen mit Booten fahren mußte. Man konnte sich der Furcht nicht entschlagen, Petersburg eines Tages von der Flut vollständig hinweggeschwemmt zu sehen, und mit offener Schadenfreude verfolgten die Moskowiter und Anhänger der alten Ordnung das Zerstörungswerk, zu welchem sich die Natur gegen die Arbeit der Menschen an dieser Stelle verschworen zu haben schien. Noch war das Flußbett der Newa nicht von den gewaltigen, wie für die Ewigkeit geschaffenen Quadern eingefaßt, die jetzt die Bewunderung der Fremden erregen, aber selbst diese granitene Schutzmauer zu beiden Seiten des Stromes vermochte neues Unheil nicht abzuhalten. Auf die hohen Wasserstände der Jahre 1752 und 1777 folgte im November 1824 eine neue und zwar die furchtbarste Überschwemmung, die Petersburg bisher überhaupt erlebt hat. Das Wasser teilte sich nicht nur allen Straßen und Plätzen der Stadt mit, sondern stieg auch dermaßen, daß es in die Keller und Erdgeschosse der Häuser drang und auf der Petersburger Seite einzelne aus Holz gebaute einfach von der Erde hob und hinwegschwemmte. Die Bevölkerung flüchtete sich auf Anhöhen und Bäume, um das Leben zu retten, aber man rechnete doch mehrere Tausende, die dabei umgekommen sind. Die Flußnymphe, welche eine so furchtbare Rache an den Menschen nimmt, die sie sich dienstbar gemacht haben, hat ein verhältnismäßig leichtes Spiel, um Tod und Verderben auf die Stadt herabzubeschwören. Von Petersburg dehnt sich nach Westen, dorthin, wo erfahrungsmäßig die heftigsten Winde herwehen, der Finnische Meerbusen aus. Bei Westwinden treibt er seine Wassermassen naturgemäß in die Newa hinein, die ihrerseits wiederum von Ost nach West fließt, so daß sich bei Petersburg das Element gewaltig heben muß. Geschieht das im Frühling, wenn der Stand des Wassers an sich schon ein hoher ist und die Eismassen des Meeres sich mit denen des Flusses begegnen, so wird die Gefahr der Überschwemmung eine um so größere. Einen direkten Schutz gegen die hieraus entstehenden Zufälle giebt es nicht, die Einwohnerschaft muß sich jedes Jahr, wenn die Sonne oder das linde Wetter den Lenz verkünden, auf einen erbitterten Kampf mit dem Wasser gefaßt machen, das in der glänzenden Scenerie dieser Metropole eine so wichtige Rolle spielt.

Schon ein flüchtiger Blick auf die Karte zeigt, daß Petersburg eine der wasserreichsten Städte ist, die es überhaupt giebt. Goethe hat ihre Lage mit der von Amsterdam und Venedig verglichen. Der Riesenbogen, welchen die Newa macht, erfährt nach allen Richtungen Abzweigungen, die untereinander wieder in Verbindung stehen und dadurch ein weit ausgebreitetes Netz von Wasseradern bilden. Auf der rechten Seite, unterhalb der Alexanderbrücke, löst sich von der Newa die Große Newka ab, die sich alsbald ebenfalls in die Kleine und Mittlere Newka teilt und mit ihren vier Inseln, nämlich Jelagin, Kamenny-Ostrow, Krestowsky-Ostrow und die Petersburger Seite bildet. Vor letzterer und von ihr durch den Kronwerksgraben getrennt, liegt ferner die Festungsinsel, auf welcher die Gründung Petersburgs ihren Anfang nahm. An dieser Stelle teilt sich auch der Hauptstrom in die Große und die Kleine Newa, die in ihren Armen Wassil-Ostrow mit den zahlreichen öffentlichen Gebäuden halten, die sich darauf befinden. Wenn hier die Natur selbst dafür gesorgt hat, ein an Abwechselung reiches Bild zu erzeugen, so schuf der Unternehmungsgeist Peters des Großen am linken Ufer der Newa eine Anzahl von Kanälen, welche dem tief gelegenen Boden das Sumpfwasser entziehen sollten. Die hauptsächlichsten unter ihnen sind die Moika, der Katharinenkanal, die Fontanka und der neue Umfassungsgraben. Da diese noch von anderen Zuflüssen durchschnitten werden, so erklärt es sich, daß eine Unzahl von Brücken über die Newa, ihre Arme und die Kanäle notwendig ist. Man zählt deren in Petersburg nicht weniger als hundertfünfzig, die in der

verschiedensten Ausdehnung und Bauart den Verkehr vermitteln. Zwei Kettenbrücken, die am Sommergarten über die Fontanka führende und ihr Seitenstück, die mit Sphinxen und Hieroglyphen verzierte Ägyptische Kettenbrücke, vom General Betancourt erbaut, zeichnen sich durch hübsche zierliche Formen vor den übrigen aus.

Die Akademie der Künste.

Vor allem ist es aber der Hauptstrom, der in seiner breiten wogenden Pracht etwas Überwältigendes hat. Er wirkt mit dem Zauber des Elementaren auf die Sinne des Spaziergängers. Die Flut ist ebenso breit und tief wie rein und klar, da die schmutzigen Bestandteile in dem Onegasee zurückgeblieben sind. Es ist das einzige trinkbare Wasser, welches sich in Petersburg befindet, und wie gut es ist, bemerkt man bei dem ersten Glase Thee, welches man sich nach der Ankunft in der Residenz des Zaren zubereiten läßt. Es empfiehlt sich für den Fremden trotzdem, mit dem Trinken dieses Wassers, sofern es unvermischt ist, vorsichtig zu sein, solange sich der Magen nicht daran gewöhnt hat. Schon Diderot hatte, als er der Einladung Katharinas II. nach Petersburg nachkam, die Folgen der Unvorsichtigkeit zu bereuen.

Wir haben vorher, als von den Überschwemmungen die Rede war, des Stromes als eines bösen Genius der Stadt gedenken müssen, er ist aber doch unvergleichlich mehr der gute Geist derselben, mit deren Geschichte er unauflöslich verwachsen ist. Es ist erstaunlich, wie seine Physiognomie in den verschiedenen Jahreszeiten wechselt. Wenn sich im Herbst die erste Eisdecke über die Newa legt, läuft alles an die Ufer und wartet von Tag zu Tag, bis diese Decke stark und widerstandsfähig genug ist, um ein buntes Gewimmel von Menschen, Pferden und

Wagen zu tragen. Am heiligen Dreikönigstage nach Neujahr, der zu den höchsten Feiertagen zählt, findet die sogenannte Wasserweihe statt. Vor dem Winterpalais wird dann eine kleine Kapelle errichtet, welche zum Teil auf dem Newaquai selbst ruht, zum Teil aber denselben überragt, so daß es möglich ist, von diesem Standpunkte aus eine trichterförmige Verbindung mit der durchbrochenen Eisdecke und dem Wasser herzustellen. In diese Öffnung wird das Kreuz dreimal hineingetaucht und dadurch in Gegenwart des Kaisers, der zugleich der höchste Geistliche der griechischen Kirche ist, die Weihe des Wassers vollzogen. Was es heißen will, unter Umständen bei einigen zwanzig Grad Kälte und bei einem Nordwind, der die Brust einschnürt, entblößten Hauptes der Ceremonie beizuwohnen, haben die Zaren redlich erfahren und sich dabei nicht selten, wie z. B. Peter der Große kurz vor seinem Ableben, eine gefährliche Erkältung zugezogen.

Die Nikolausbrücke.

Von Anfang November bis Ende März, wie die Statistik ausgerechnet hat durchschnittlich hundertachtunddreißig Tage im Jahr, bleibt die Newa zugefroren. Sie liefert dann die zahllose Menge von Eis, welche in den russischen Haushaltungen gebraucht wird und den ganzen Sommer hindurch zu kühlenden Tränken wie zur Konservierung der Speisen Verwendung findet. Die Art, wie die einzelnen Stücke aus dem Flusse herausgeholt werden, hat sich zu einer ganz besonderen Kunst entwickelt und zeigt den gemeinen Mann in seiner oft bewunderungswürdigen natürlichen Behendigkeit und Geschicklichkeit. Man könnte das Aushacken der parallelogrammartigen Eisplatten mit dem Beile und die Teilung derselben in kleinere Stücke mit einer Bergwerksarbeit vergleichen, denn thatsächlich entsteht ein vollkommener Graben, in welchem die Arbeiter bei ihrer gebückten Haltung kaum noch sichtbar sind und in ihrer Thätigkeit nicht eher nachlassen, als bis eine nur ganz dünne Eisdecke übrigbleibt, die mit eisernen Stäben durchstoßen wird. Die weitere Zerkleinerung der Masse, das Herausziehen der klaren, smaragdgrünen Stücke aus dem Wasser, was auf einer zu diesem Zwecke hergestellten geneigten Ebene mittels Haken geschieht, gewährt ein nicht weniger interessantes Schauspiel und führt

Der Englische Quai.

uns unmittelbar in die Stimmung eines russischen Winters hinein. Das Schlittschuhlaufen ist hier selbstverständlich ebenfalls zu Hause, doch besteht die Fläche wegen der starken Strömung aus zahlreichen Unebenheiten, die erst die Kunst der Unternehmer beseitigen muß, so daß das Eis auf den Kanälen vielfach bevorzugt wird, weil es von diesem Übelstande frei und schon von Natur glatt ist.

Anfang April verändert sich das ganze Schauspiel. Das mürbe gewordene Eis will Pferde und Menschen nicht mehr tragen oder verwandelt sich doch in eine schmutzige, brüchige Masse mit reichlichem Aufwasser. Solange dieses noch sichtbar ist, tritt der Bruch des Eises nicht ein, wenn jenes aber verschwindet, beginnt der aufregende Moment des Eisganges. Die Kanonen der Festung verkünden ihn der Bevölkerung, und der Kommandant fährt mit seinen Offizieren in einer reich geputzten Gondel nach dem Winterpalais, um dem Kaiser den ersten Becher des klaren Newawassers zu überreichen, den der Monarch ehemals, nachdem er ihn auf die Gesundheit seiner Residenz geleert hatte, dem Überbringer mit Gold gefüllt zurückzugeben pflegte. Mit seinen wuchtigen Stößen erinnert der Eisgang die Menschen daran, daß es Zeit sei, den Pelz vor den Angriffen der Motten sicher zu verpacken und nach dem langen Winterschlaf der Natur wieder an ihre fröhliche Auferstehung zu glauben. Von dem ersten Anblick des schimmernden und wogenden Wassers werden die Petersburger nicht weniger ergriffen als die Wüstenpilger von dem Quell, den der Mosesstab aus trockenem Gestein hervorzulocken wußte.

Im Sommer ist der breite Strom mit den schnell dahinfließenden Wassermassen, dem unaufhörlichen Wellenspiel und den flinken Dampfern, die hinüber und herüber schießen, ebenfalls der Gegenstand des mannigfaltigsten Interesses. Wie mächtig diese Breite ausgespannt ist, erkennt man an der perspektivischen Verkürzung der gegenüberliegenden Gebäude und an der außerordentlichen Ausdehnung der Brücken. Nur zwei derselben, die Nikolai- und die Alexanderbrücke, sind massiv, die anderen sind Schiffsbrücken, die während des Eisganges abgenommen werden können und von denen eine, die Troitzkybrücke, sich fast einen Kilometer lang aufbaut. Die Granitmauern zu beiden Seiten des Stromes

bilden mächtige Balustraden für die Quais, die mit ihren breiten, schönen Trottoiranlagen zum Lustwandeln wie geschaffen sind und infolgedessen auch fleißig benutzt werden. Soweit das Auge reicht, erblickt es stolze Paläste und majestätische Kirchen. Etwas Weites, Unendliches und Phantastisches erfüllt die Seele des Spaziergängers, der die Ufer des Flusses, die Formen der Gebäude am fernen Horizont verschwimmen sieht. Eine Sommernacht in dieser Umgebung zugebracht zu haben, gehört zu den Eindrücken, die man schwerlich jemals wieder vergessen kann. Unter diesem Breitengrade, dem sechzigsten, tritt in den Monaten Juni und Juli eine eigentliche Dunkelheit überhaupt nicht mehr ein, das bläulich-weiße Licht, das sich über den ganzen Himmel ergießt, erlaubt, daß man zu jeder Nachtstunde bequem lesen und schreiben kann. Vor diesem Licht, das sich durch alle Vorhänge stiehlt und die Schläfer in die Augen sticht, wird es den meisten Fremden schwer, die gewohnte Nachtruhe zu finden. Um so weniger kann man es den Leuten verdenken, wenn sie in schönen Sommernächten ihr Vergnügen so lange ausdehnen, daß sie nicht selten von der Morgensonne dabei überrascht werden.

Von den auf den Inseln sich befindlichen Etablissements führen uns entweder elegante Dampfboote oder kleine Handkähne, die sich wie Nußschalen auf den Wellen schaukeln, durch die magisch erhellte stille Nacht in die Stadt zurück. Der Norden hat die Herbigkeit, die ihm sonst eigen ist, abgelegt, und weiche, milde Lüfte umschmeicheln Menschen und Tiere mit geheimnisvollen Reizen. Wenn wir uns mitten auf dem Wasser befinden, liegen auf der einen Seite die Paläste in ihrer zur Größe von Kinderspielzeug verkürzten Pracht, auf der anderen zierliche Gärten, Landhäuser und Schlösser vor uns, während der Fluß sich majestätisch zur Größe des Meeres erweitert. Wenn das alles aus dem leichten Nebel, der es umfließt, immer deutlicher heraustritt, wenn die Morgenbeleuchtung sich in der Luft und dem Wasser die reizendsten Farbentöne schafft und die Morgenstille abwechselnd durch den Pfiff eines Dampfbootes, einen Zuruf der Fährleute, den Schrei eines Vogels oder eine an das Ufer schlagende Welle unterbrochen wird, fühlt man, daß selbst Venedig mit seinem Zauber nicht unmittelbarer wirken kann, und daß es auch hier jedem empfänglichen Gemüte vergönnt ist, „in such a night“ wie Lorenzo und Jessika von allem Hohen und Gewaltigen zu träumen, was eines Menschen Brust nur je zu erfüllen vermag.

Wenn der Petersburger von den „Inseln“ im allgemeinen spricht, so meint er von den etwa vierzig Eilanden, welche die Newa bildet, eine ganz bestimmte Gruppe, die das Vorrecht genießt, den von den Genüssen des Winters ermüdeten Bewohnern der Residenz während des Sommers frische Luft zuzuführen und ihre abgespannten Nerven im Verkehr mit der Natur wieder zu kräftigen. Während der kurzen warmen Jahreszeit ist der Aufenthalt in der Stadt ein höchst unangenehmer, und die brenzlige Hitze veranlaßt jeden, der es nur irgend haben kann, sich entweder auf diesen Inseln, an den Stationen der finnischen Bahn oder in der Nähe der kaiserlichen Lustschlösser Zarskoje Sselo und Peterhof Sommerwohnungen zu mieten. Letztere führen den Namen Datschen von dem russischen Zeitwort dawatj, das unserem deutschen „geben“ oder „schenken“ entspricht. Der Name entstand dadurch, daß Katharina II. dergleichen Grundstücke mit Villen besonders verdienten Personen verlieh. Jene finden sich ungemein zahlreich auf den Inseln Krestowsky, Jelagin und Kamenny, wo seit Ende des vorigen Jahrhunderts die Gartenkunst Wunder gethan hat, indem sie die ursprünglichen Wälder und Sümpfe in schattige Alleen, saftige Wiesen und zierliche Blumenanlagen verwandelte. Die kaiserliche Familie begann damit, sich hier Lustschlösser anzulegen, vornehme und reiche Männer wie Bjelosersky, die Stroganow, die Orlow und andere folgten ihnen, und

gegenwärtig versammelt sich daselbst ein großer Teil der Bürgerschaft, die entweder den ganzen Sommer auf den Landhäusern zubringt oder wenigstens doch am Abend zu den Restaurationen, Vergnügungslokalen und Theatern hinausfährt, welche die Kosten der Unterhaltung tragen sollen. An einem heiteren Nachmittage eine Fahrt durch die schmucken Alleen, über die sauberen Brücken, an den Schlössern und Villen vorbei zu machen, ist ein schöner und kaum erwarteter Genuß, denn die Landschaft wird durch die Fülle von Seen, Teichen und kleineren Flußarmen, durch die überraschenden Aussichten auf das Meer auf das prachtvollste belebt. Die weiten Wasserflächen mit den am Ufer, an den Einbuchtungen und Vorsprüngen reich verteilten Bäumen lassen das Auge nicht zur Ruhe kommen, selbst beim Gehen gruppiert sich das Bild immer neu und eigentümlich. Einzelne Stellen, wie die sogenannte Pointe am Westende von Jelagin, wo die Equipagen halten, um ihren Insassen den Genuß eines prachtvollen Blickes auf das Meer und eines nicht weniger großartigen Sonnenunterganges zu verschaffen, haben sich eine wohlverdiente Berühmtheit errungen. Auf einer der Inseln, der Apothekerinsel, liegt auch der von Peter dem Großen begründete Botanische Garten, dessen reiche Sammlungen, sowohl im Freien wie in zahlreichen Gewächshäusern, das Erstaunen der Fremden hervorrufen.

Wie anders macht sich der Eindruck dieser Inseln im Winter, wenn eine undurchdringliche Eis- und Schneedecke alles verhüllt. Dann tritt die Rutschbahn in ihre unantastbaren Rechte ein, und keine Gewohnheit ist so national und allgemein verbreitet wie die Leidenschaft, mit welcher sich die Russen diesem Vergnügen hingeben. Für das Volk der Inbegriff aller Seligkeit, ist es zugleich eine noble Passion, deren sich niemand zu schämen braucht, denn in der kaiserlichen Familie wird ihr ebenso gehuldigt wie von der Schuljugend des ärmsten Dorfes, und nur in der mehr oder weniger reichen Ausstattung und Inscenierung liegt der Unterschied. Die Geschichte der Rutschbahnen ist in ihren ersten Anfängen wie jede Geschichte dunkel. Die Engländer nehmen den Ruhm, sie erfunden zu haben, für sich in Anspruch; es ist aber wahrscheinlich, daß sie nur einige technische Verbesserungen angebracht haben, während das Ganze russischen Ursprungs ist. Überall erblickt man die zehn bis zwölf Meter hohen Holzgerüste, zu denen man auf einer steilen Treppe emporsteigt. Eine kleine Halle empfängt die aktiven und passiven Teilnehmer an diesem Vergnügen. Die Rutschbahn selbst beginnt mit einem äußerst steilen Absturz, wird dann allmählich flacher und hebt sich an ihrem Ende wieder etwas. Hier ist daneben eine andere, der ersten ganz ähnliche, nur nicht so hohe Halle errichtet, von der eine zweite Rutschbahn auf den Punkt zurückführt, wo der Spaß seinen Anfang genommen hat. Die nur wenige Schritte breite Bahn wird dadurch hergestellt, daß man gleichmäßig behauene Platten Eis aneinander legt, zurechtschlägt und die Fläche durch Begießen mit Wasser möglichst glatt werden läßt. Das Bauwerk macht sich zwischen den aufgeschütteten Schneebergen sehr malerisch. Die schönsten Anlagen dieser Art findet man auf Kamenny-Ostrow und Krestowsky. Es ist eine wahre Freude, die Jugend zu beobachten, wie sie mit geröteten Backen und einem kecken Ausruf den Berg hinuntersaust, und wer nicht die Gicht in den Gliedern hat, wird die Lustbarkeit gern teilen. Wenn der Schlitten über die zur Bahn führende Kante hinweggeschoben worden ist, hat man das Gefühl, in die Tiefe zu stürzen und verloren zu sein. Ein feiner stechender Kitzel durchzieht den ganzen Körper, und etwas Scharfes, Schneidendes saust am Ohr vorbei. Wenn zwei oder drei Sekunden zu Ende sind, glaubt man keinen Atem mehr zu haben und den rasenden Schwung nicht länger aushalten zu können. In demselben Augenblick wird die Bewegung aber auch schon eine sanftere, man gleitet be-

haglich dahin und hat, wenn die Bahn zu Ende ist, nichts Eiligeres zu thun, als den anderen Perron zu ersteigen und die Sache wieder von vorn anzufangen. Die Virtuosität einzelner hat diesem Sport die größte Mannigfaltigkeit abgewonnen, man kann kniend oder sitzend, auf dem

Denkmal Peters des Großen von Falconet.

Bauch oder auf dem Rücken liegend fahren, man kann den Schlitten vorn leiten und hinten eine Dame aufhocken lassen. Es giebt auch größere, für vier bis sechs Personen ausreichende Schlitten, die von einem dahinter stehenden Führer auf Schlittschuhen gelenkt werden. Die Rutschbahn nimmt in der Poesie des russischen Winters einen ersten Rang ein und giebt denselben ein auffälliges charakteristisches Gepräge.

Während diese Inseln vorzugsweise dem Vergnügen und der Erholung dienen, sind andere für das Leben der Stadt von einer wichtigen praktischen Bedeutung. Das gilt besonders von der Festungsinsel, die zahlreiche monumentale Bauten enthält. Es wurde schon erwähnt, daß Peter der Große den ersten Grund zur Peter-Pauls-Festung legte, die im Laufe der Jahre erweitert wurde und gegenwärtig sich als ein Sechseck von Bastionen nebst den vorgeschobenen Werken bis auf die unmittelbar benachbarten Inseln erstreckt. Sie dient nicht nur zur Verteidigung des

Das Winterpalais.

Landes und zum Schutz der Dynastie, sondern umschließt auch die Staatsgefängnisse, welche für politische Verbrecher bestimmt sind und uns die Grausamkeit der russischen Justiz ahnen lassen. Die Kasematten der Festung sind feucht und liegen beim Steigen der Newa unter dem Niveau derselben. Selbst ein so ruhiger und sachlicher Beobachter Rußlands wie Leroy-Beaulieu hat sich nicht enthalten können, diese Gefängnisse mit den Schrecknissen der „pozzi“ Venedigs zu vergleichen.

Wenn der Spaziergänger durch diese Gedanken traurig gestimmt wird, so geschieht dies noch mehr beim Betreten der Peter-Pauls-Kathedrale, welche die sterblichen Reste des Herrschergeschlechts der Romanows in sich birgt, gegen die sich jene Gefangenen vergangen haben. Seit Peter dem Großen ruhen hier sämtliche russische Kaiser, mit Ausnahme Peters III., der in Moskau gestorben und beerdigt worden ist, und nicht ohne Rührung kann man die grünlich-grauen Marmorsarkophage erblicken, die uns daran erinnern, daß das Ende alles Ringens und Schaffens, aller Hoffnungen und Wünsche, der Tod, Bettlern und Königen gemeinsam ist. Das Grabmal Alexanders II. pflegt mit den frischesten und reichsten Kränzen geschmückt zu sein, und die daselbst aufgestellten Wachen, die darüber brennenden Lichter erwecken eine schauerliche Erinnerung an die Tragödie am Katharinenkanal in Petersburg im März 1881. Aus den Fenstern des gegenüberliegenden Winterpalais können die lebenden Beherrscher Rußlands über den Fluß hinweg die vergoldete Nadel des Glockenturms dieser Kathedrale und damit die Stätte erblicken, wo ihre Ahnen für ewige Zeit ruhen. Weit freundlicher berührt der Anblick des schon erwähnten Hauses Peters des Großen. Es ist ein Zeugnis für den geringen äußeren Apparat, mit welchem sich der Begründer Petersburgs umgab, als er sich an die Lösung seiner ungeheuren Aufgabe machte. Nur steht die Umwandlung eines der Zimmer in eine Kapelle im Gegensatz zu der offenbaren Absicht, in dem denkwürdigen Hause ein Bild jener Zeit zu erhalten. Der Weihrauchdampf und Lichterglanz bringen in dieses ehrwürdige Zeugnis für die Thatkraft eines genialen Mannes einen falschen Zug hinein.

Die größte und bedeutendste unter den Newainseln ist Wassily-Ostrow, die mit der gegenüberliegenden sogenannten „Großen Seite“, wo sich die Admiralität, der Isaaksplatz, der Senat und der Englische Quai befinden, durch die steinerne Nikolaibrücke und die hölzerne Schloßbrücke verbunden ist. Wenn sich auf dem Newski-Prospekt der Luxus des Petersburger Lebens zeigt, trägt hier alles das Gepräge ernster solider Arbeit. Wassil-Ostrow ist einerseits der Sitz der deutschen und englischen Kaufmannschaft, andererseits der Sammelpunkt für zahlreiche wissenschaftliche und pädagogische Institute. Ein guter bürgerlicher Geist, der nicht scheinen, sondern sein will, drückt sich im Charakter der Straßen und Wohnungen, in der Lebensweise der Menschen aus.

An der nordöstlichen Spitze der Insel liegt zunächst die sogenannte holländische Börse, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts begonnen und zu Anfang dieses im griechischen Stile vollendet wurde. Die vierundvierzig allerdings etwas zu kurz geratenen ionischen Säulen, welche die Fassade schmücken, das breite Dach und die beiden gewaltigen, über dreißig Meter hohen Rostralsäulen aus Granit, welche davorstehen und metallene Schiffsschnäbel tragen, geben dem Gebäude ein um so festlicheres Ansehen, als es in erhöhter Lage errichtet ist und jedermann weithin ins Auge fällt. Die Börse ist, Sonn- und Festtage selbstverständlich ausgenommen, täglich von drei bis fünf Uhr, in der Zeit vom 1. November bis zum letzten Januar bis vier Uhr geöffnet. Trotz der vielen Ausländer, die hier verkehren, wird der Handel im Inlande doch fast ausschließlich von Russen besorgt, wie sich denn auch eine Anzahl russischer, dem westlichen Europa ganz unbekannter Einrichtungen behauptet hat. Das gilt be-

sonders von jenem Genossenschaftswesen, welches durch Verstümmelung des deutschen Wortes „Anteil“ entstanden ist und Artél genannt wird. Es sind Gesellschaften, zu denen ein Neuling nur dann Zutritt erhält, wenn er eine genaue, seine Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit betreffende Prüfung besteht, während andererseits wieder die Artél ein gemeinsames Vermögen besitzt, in der Person ihres Ältesten eine widerspruchslos anerkannte Rechtspflege ausübt und für jeden Schaden aufkommt, der durch eines ihrer Mitglieder entstanden ist. Solche Genossenschaften giebt es auch unter den Schiffsarbeitern an der Wolga; die interessantesten sind aber unzweifelhaft die an der Börse eingeführten, die Drjagil-Compagnien, welche im Dienste des Zollamtes, und die Börsenartéle, welche im Dienste der Kaufmannschaft stehen. Durch die scharfe Kontrolle, welche diese, Artélschtschiks genannten Comptoirdiener untereinander ausüben, erfreuen sich diese Vereinigungen des allgemeinen Vertrauens. Jeder Auftraggeber hat das angenehme Gefühl, von einem Mitglied derselben pünktlich bedient, nicht übervorteilt und im schlimmsten Falle von der Vereinskasse für etwaige Verluste angemessen entschädigt zu werden. Mit Schlitten im Winter, mit Gondeln und Booten im Sommer läßt sich die Börse von allen Seiten erreichen, so daß sie der Mittelpunkt eines ununterbrochenen lebhaften Verkehrs ist.

Nur eine kurze Strecke Weges liegt zwischen dem Sitz Merkurs und dem Sitz der Musen. Nacheinander folgen sich, wenn man von der Börse die Große Newa entlang schreitet, die Akademie der Wissenschaften mit dem Museum und der Bibliothek, die Universität und die Akademie der Künste. Die erste erinnert uns an den Begründer der Stadt, die zweite an Alexander I., die dritte an die Kaiserin Katharina II. Peter der Große entwarf den Plan für die Akademie der Wissenschaften im Jahre 1724 unter Zuziehung der deutschen Philosophen Wolff und Leibnitz, aber erst unter der Regierung seiner Nachfolgerin, Katharina I., konnte das Institut ins Leben gerufen werden. Dennoch war es zu jener Zeit noch weit entfernt, eine tonangebende Rolle zu spielen, und erst unter Katharina II. erhob es sich zu wirklichem Glanz und Ansehen. Gegenwärtig gehört es mit seiner Bibliothek von 300000 Bänden, seinen geologischen, botanischen, ethnographischen und numismatischen Sammlungen zu den vornehmsten Anstalten dieser Art.

Die Universität ist weit jüngeren Ursprungs und befindet sich in demselben Gebäude, in dem ehemals die zwölf Reichskollegien versammelt waren. Sie wurde im Jahre 1819 von Alexander I. begründet, zerfällt in vier Fakultäten, die historisch-philologische, die physikalisch-mathematische, die juristische und die für orientalische Sprachen, und zählt im Durchschnitt etwa siebenhundert Studenten. Man würde aber sehr irren, wenn man sich unter ihnen jene fröhliche, unbefangene, bei aller Ausgelassenheit doch wieder lernfrohe und gehaltvolle Jugend vorstellen wollte, wie sie bei uns in Heidelberg oder in Jena zu finden ist. Die letzten Jahre haben gezeigt, daß an dieser Stätte, die dem Ideal und der Wissenschaft geweiht sein sollte, sich unter dem Druck der bestehenden Verhältnisse die traurigsten Verirrungen eingenistet und außerhalb der Hörsäle eine verhängnisvolle praktische Bedeutung bekommen haben. Seit dem Beginn der nihilistischen Bewegung hat die Petersburger Studentenschaft immer eine unselige Neigung bekundet, mit den schwierigsten Problemen des Lebens im Handumdrehen fertig zu werden und eine Selbstüberhebung an den Tag zu legen, die so lange etwas Komisches an sich hatte, als sie nur jugendliche Überschwenglichkeit war, die aber erschreckend wurde, als sie die Gesellschaft reformieren wollte und schließlich mit den Dynamitpatronen der Terroristen Freundschaft schloß. Da die Petersburger Studenten zum großen Teil aus viel niederen Schichten der Gesellschaft stammen als in Deutschland, da sie meist arm sind, kümmerlich leben und

in ihrer selbständigen Organisation wie dem Versammlungsrecht den ärgsten Beschränkungen unterliegen, entwickelt sich der Geist der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden in ihnen ganz von selbst, und es bedarf nur eines noch verschärften Druckes, um die Ausschreitungen ein Maß annehmen zu lassen, das sie zu strafbaren Handlungen und Verbrechen stempelt. Dostojewski hat in seinem Roman „Raskolnikow“ in einem wundervollen psychologischen Gemälde geschildert, wie ein Petersburger Student eine gute That zu verüben meint, indem er eine alte Wucherin tötet, und das im März dieses Jahres gegen den Zaren geplante Attentat hat seine Urheber ebenfalls in akademischen Kreisen gehabt. Damals gab der Rektor der Petersburger Universität in einer Ergebenheitsadresse an den Kaiser zu erkennen, wie sehr die Professoren und Studenten das verbrecherische Thun einzelner Irregeleiteter verabscheuen. Es ist aber kaum anzunehmen, daß die Saat des Bösen, die hier seit Jahren aufgeschossen ist, in absehbarer Zeit mit der Wurzel ausgerissen werden kann. Jedenfalls gehört das Universitätsleben zu den wundesten Punkten im Organismus des russischen Staates.

An dem Rumjanzowobelisk vorbei, der mit seiner vergoldeten Kugel an der Spitze und dem darüber befindlichen zweiköpfigen Adler das Andenken des Marschalls vor der Vergessenheit schützen soll, der die Türken am Kazul schlug, sie bei Schumla umzingelte und im Jahre 1774 zum Frieden von Kutschuk-Kainardschi zwang, kommen wir zu einem der schönsten Gebäude Petersburgs, zur Akademie der Künste. Es war ein feierlicher, für Rußland bedeutungsvoller Moment, als die Kaiserin Katharina mit dem Großfürsten Paul vom Winterpalais in einer Schaluppe die Newa hinunterfuhr, die breite massive, zum Fluß hinabführende Freitreppe emporstieg und auf dem Platze, wo jetzt die Kirche steht, den Grundstein zur Akademie legte. Damit war ein fester Boden für die Pflege der bildenden Kunst gewonnen, die so lange heimatlos unter der Einwirkung aller möglichen äußeren Zufälle umherirrte. Das Gebäude wurde in den Jahren 1765 bis 1768 erbaut und bildet ein Quadrat, dessen mit Säulen und Pilastern kunstvoll geschmückte Hauptfassade der Newa und der Nikolaibrücke zugewendet ist. Der mittlere Portikus zeigt den Farnesischen Herkules und die Farnesische Flora und trägt außerdem eine Kuppel mit einer Riesenfigur, der Minerva. Man kann das stolze Gebäude indessen von außen unmöglich betrachten, ohne von den gewaltigen, auf ungeheuren steinernen Postamenten an der Newa lagernden, selbst aus Stein gebildeten Fabelwesen wundersam berührt zu werden, die ihm als Wächter vorgesetzt sind. Zu beiden Seiten der Freitreppe lagern nämlich zwei riesige Sphinxe, die aus dem alten ägyptischen Theben in diese nordische Residenz gebracht worden sind und nun schon länger als ein halbes Jahrhundert Zeit gehabt haben, sich über ihr Schicksal zu beruhigen. Seit dem Jahre 1832 lagern diese Wesen hier und blicken den Fluß hinunter und hinauf einander fragend an. Es scheint, daß sie vor Erstaunen über die mächtige Konkurrenz, die im äußersten Norden der Märchenstadt des Südens entstanden ist, sich in Stein verwandelt hätten. In einer klaren schönen Sommernacht gehört ihr Anblick zu dem Originellsten und Großartigsten, was die Zarenstadt dem Fremden überhaupt zu bieten vermag.

Die Akademie enthält in ihrer Gemäldesammlung nicht nur Werke aus den verschiedenen Epochen der russischen Kunst, die man sowohl in ihrer Abhängigkeit vom byzantinischen Einfluß und von kirchlichen Interessen wie in ihrer modernen realistischen Freiheit hier studieren kann, sondern auch eine beträchtliche Anzahl von Werken ausländischer Meister, besonders deutscher, niederländischer und französischer Künstler. Berühmt sind die ausgezeichneten Glasmalereien, welche den Konferenzsaal schmücken und in drei Frauengestalten die Malerei, Architektur und Skulptur dar-

stellen. Sie sind das Werk eines Finnländers, Swertschkoff, und wurden im Jahre 1872 vollendet. Das Gebäude selbst ist so ausgedehnt, daß in ihm nicht nur Lehrräume und Ateliers, sondern auch Wohnungen für die Professoren und deren Schüler eingerichtet werden konnten. Eine andere Gemäldesammlung, die gleichfalls nicht unterschätzt werden darf und die dem Geheimerat Peter v. Semenoff gehört, befindet sich in der achten Linie von Wassil-Ostrow und ist namentlich für die Kenntnis vlämischer und holländischer Meister von großer Bedeutung. Unter den übrigen bemerkenswerten Instituten der Insel verdient hauptsächlich die Bergakademie Erwähnung, die in ihrem mineralogischen Museum eine Sammlung der seltensten und kostbarsten Steine besitzt und in deren Hof unterirdisch ein künstliches Bergwerk angelegt ist, welches das Vorkommen der Metalle und Steine, sowie den Betrieb des Bergbaues in lehrreicher Weise veranschaulicht.

Trotz der vielen öffentlichen Gebäude und zahlreichen Wohnhäuser, die auf einem verhältnismäßig kleinen Raum zusammengedrängt sind, ist es doch äußerst leicht, sich auf Wassil-Ostrow zu orientieren, wenn man auch in Petersburg sonst ganz unbekannt ist. Man braucht nämlich nur zu wissen, daß die Insel der Länge nach

Die Palaisbrücke.

von drei großen Promenaden durchschnitten wird, die den Namen Großer, Mittlerer und Kleiner Prospekt tragen, während die Straßen, welche sie in der Breite durchlaufen, überhaupt keinen Namen haben, sondern nur durch die Häuserreihen zu beiden Seiten bezeichnet werden. Man nennt diese „Linien“ und spricht je nach der Lage der Wohnung, die man aufsuchen will, von der ersten, zweiten, dritten Linie u. s. w., die Zählung wird bis in die letzten zwanziger fortgesetzt. Durch dieses an amerikanische Vorbilder erinnernde Verfahren erspart man viel Zeit und Mühe, da für jeden, der zählen kann, ein weiterer Irrtum ausgeschlossen ist. Der Geist der Ordnung und des ruhigen Ernstes, der auf Wassil-Ostrow herrscht, wird durch diese Einrichtung auch äußerlich gekennzeichnet, denn kann man bequemer und zugleich nüchterner sein, als wenn man für die zungenbrechenden Namen der meisten Petersburger Straßen einfache Zahlen setzt? Peter der Große dachte sich hier eine Handelsstadt wie Amsterdam, mit zahlreichen Kanälen, Speichern, Packhäusern, dem Lärm der Frachtfuhren, dem Durcheinander der Händler und Arbeiter. Statt dessen ist eine stille, vornehme Stadt an dieser Stelle entstanden.

Wissenschaft und Kunst führen das Scepter, und die Kaufmannschaft trägt der vornehmen Nachbarschaft Rechnung und sucht äußerlich alles zu vermeiden, was diese ruhige geistige Arbeit irgendwie stören könnte.

Von Wassil-Ostrow begeben wir uns über die Nikolausbrücke, die im Jahre 1851 an Stelle der früheren Schiffsbrücke von dem Ingenieur Kerbeds aus Granit und Eisen errichtet wurde, auf das linke Newaufer. Aber noch bevor wir den Englischen Quai erreichen, können wir mit einem Blick die stolze Reihe von Palästen übersehen, welche den Fluß einfassen. Es ist eine unendliche Fülle von Macht und Einfluß, die sich in diesen Bauwerken ausdrückt. An der Ecke der Galernaja befindet sich der Palast des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch des Älteren, der 1861 von Stakenschneider erbaut wurde, ein wegen seiner roten Farbe schon von weitem auffallendes elegantes Gebäude, dessen Haupteingang mit einem kunstvoll ausgeführten Gitter und mit Säulen geschmückt ist. Am Englischen Quai wohnen jene Leute, die in der Wahl ihrer Eltern äußerst vorsichtig gewesen oder durch Glück und Talent zu großem Reichtum gekommen sind. Hier hat eine Anzahl der vornehmsten Bankhäuser ihren Sitz. Wir gehen unter anderem an dem Hause des russischen Stroußberg, des durch seine Eisenbahnbauten zum vielfachen Millionär gewordenen Poljakow, und an dem Palais des Hausministers des Kaisers, des Grafen Woronzoff-Daschkow, vorbei. Vom Senatsgebäude an verändert dieser Quai seinen Namen und entlehnt bis zum Winterpalais seine Bezeichnung dem Gebäude der Admiralität. Wenn der Senat die oberste Instanz in allen weltlichen Angelegenheiten ist, so kommt der daneben befindlichen Synode — ebenfalls einer Schöpfung Peters des Großen — derselbe Rang für die geistlichen zu. Es ist ein in vieler Beziehung denkwürdiger Platz, auf dem wir stehen, und nicht nur wegen der monumentalen Bauwerke, die uns hier umgeben, und der prachtvollen Aussicht auf den Strom und Wassil-Ostrow. Auf diesem Petersplatz war es, wo bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus im Jahre 1825 jener Militäraufstand ausbrach, der damit ein schnelles Ende erreichte, daß man die aufrührerischen Regimenter durch Kanonenkugeln auseinander trieb. Ungleich mächtiger als diese Erinnerung berührt den Spaziergänger aber der Anblick des schönsten und großartigsten Denkmals, das Petersburg aufzuweisen hat, das Monument seines Begründers.

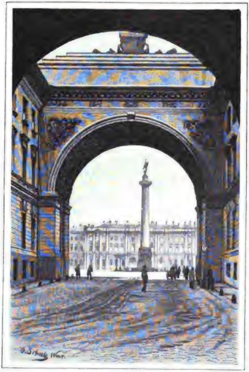
Peter der Große ist in seiner Stadt zweimal plastisch dargestellt worden. Vor dem alten Michailowschen Palais befindet sich ein Werk Rastrellis aus der Regierung der Kaiserin Elisabeth, welches den Zaren in der Imperatorentracht und mit dem Feldherrnstab hoch zu Roß darstellt. Es ist eine kühle akademische Leistung, während das Denkmal auf dem Petersplatz von einer geradezu hinreißenden Genialität ist. Seine Kraft und Kühnheit lassen kein Wort des Lobes als zu hoch gegriffen erscheinen, denn schwerlich dürfte auf dem Gebiete der Skulptur die Aufgabe, einen Moment leidenschaftlicher Bewegung darzustellen, mit solcher Meisterschaft gelöst sein wie gerade hier. Der Pariser Bildhauer Falconet, den Katharina II. auf Diderots Empfehlung zur Anfertigung des Standbildes nach Petersburg kommen ließ und der sein Werk im August 1782 enthüllen durfte, verrät in dem süßlich lächelnden Ausdruck seiner in der Eremitage befindlichen Büste nichts von dem mächtigen Wurf dieser Schöpfung. Peter der Große ist in dem Moment dargestellt, wie er, einen riesigen Felsen hinaufsprengend, auf dessen Gipfel angelangt ist, den Strom und das Land, bei dessen Anblick ihm der Gedanke zur Gründung einer Stadt kam, überschaut und mit der energisch ausgestreckten erhobenen Rechten den Schauplatz seiner reformatorischen Thätigkeit festzuhalten und zu segnen scheint. Beim ersten Anblick wird man von dem ungestümen Satz, den das Pferd macht, förmlich durchzuckt und glaubt das Auf-

schlagen der Hufe auf den gewaltigen Felsblock zu vernehmen. Da die Figur halb in der Luft schwebt, war es keine kleine Aufgabe, den richtigen Schwerpunkt für dieselbe zu finden. Das konnte man nur dadurch erreichen, daß man dem Bronzeguß im Vorderteil nur etwa ein Drittel von der Stärke des hinteren Teiles des Pferdes gab und außerdem in den Schwanz desselben noch fünftausend Kilogramm Eisen goß. Auch die Schlange, welche das Tier zertritt und die mit Recht als ein Verstoß gegen die Einheit des Kunstwerkes getadelt worden ist, dient nur diesem technischen Zwecke, indem sie das Ganze stützt. Der Block, ursprünglich fast dreimal so groß, wurde zwölf Werst von Petersburg in den Sümpfen des Dorfes Lachta gefunden, und für seinen Transport mußte eine eigene Chaussee und ein eigenes Schiff gebaut werden, das beim Übergang über die Newa noch im letzten Augenblick zu sinken drohte und den Preis unsäglicher Mühen dadurch in ernste Gefahr brachte. Aber schließlich gelang der große Wurf doch, und Katharina durfte im berechtigten Selbstgefühl auf den beiden Seiten des Monuments in lateinischer und russischer Sprache ihren Namen neben den ihres großen Ahnherrn setzen. Es hat etwas Packendes, Peter den Großen zu allen Tages- und Jahreszeiten in seiner altrussischen Tracht auf seinem feurigen Roß einhersprengen zu sehen. Wie gelungen diese eigentümliche künstlerische Auffassung ist, merkt man erst, wenn man ihre Nachahmung in der Statue des Kaisers Nikolaus von Clodt daneben hält, der wie ein geschickter Schulreiter hinter jenem einherreitet, aber, wie der Petersburger Witz mit Recht bemerkt, „ihn nicht einholt“.

Die hübschen Anlagen des Alexandergartens führen uns, wenn wir an der Newa weiter entlang gehen, zu dem bereits erwähnten Riesengebäude der Admiralität, in dem sich das Marineministerium, die Seekadettenschule und das Marinemuseum nebst einer dreißigtausend Bände umfassenden Bibliothek befinden. Wir kommen auf diesen Punkt wieder zurück, wenn wir die drei von ihm ausgehenden Hauptstraßen in Betrachtung ziehen, setzen unsere Promenade an dem Admiralitätsquai bis zur Palaisbrücke fort, wo sich die bräunlich-gelben Mauern des Winterpalais erheben und uns die offizielle Residenz des kaiserlichen Hofes zeigen. Wir sagen offiziell, weil Alexander III. den größten Teil des Jahres in Gatschina verlebt und auch, wenn er nach Petersburg kommt, lieber in dem Anitschowpalais, wo er schon als Thronfolger gewohnt hat, als im Winterpalais seinen Aufenthalt nimmt. Die schreckliche Tragödie, die den eigenen Vater als Opfer hinnahm, und deren letzte Augenblicke sich hier abspielten, will sich aus dem Gedächtnis des Sohnes selbst durch den beispiellosen Glanz und Reichtum dieses Palastes nicht verwischen lassen. Er befindet sich an derselben Stelle, wo unter Peter dem Großen das Haus des Großadmirals Grafen Apraxin stand. Im Jahre 1732 unter der Regierung der Kaiserin Anna wurde er niedergerissen, um einem Neubau Platz zu machen, der erst nach dreißig Jahren unter der Regierung Katharinas II. beendigt wurde. Das Winterpalais, ein Werk Rastrellis, brannte aber zum größten Teil im Jahre 1837 nieder, und es bedurfte der ganzen Energie des Generaladjutanten des Kaisers Nikolaus, des Grafen Kleinmichel, um das Gebäude in neuer Pracht, so wie es uns jetzt erscheint, erstehen zu lassen. Unter den Sälen, deren genaue Beschreibung aus dem Rahmen dieser Abhandlung heraustreten würde, nehmen folgende den ersten Rang ein: der Thronsaal Peters des Großen, wo sich das diplomatische Corps am Neujahrstage versammelt, um dem Kaiser seine Glückwünsche darzubringen; der Feldmarschallssaal mit den lebensgroßen Porträts russischer Marschälle und verschiedenen Schlachtgemälden, der St. Georgsrittersaal, in welchem am 8. Dezember unseres Stiles das Georgsfest gefeiert wird; der Weiße Saal mit den goldenen Schüsseln, auf denen nach altrussi-

scher Sitte dem Kaiser Salz und Brot überreicht wurde; der mit sechzehn Fenstern Front auf die Newa hinausführende und eine prachtvolle Aussicht gewährende Nikolaisaal, in welchem die großen Hofbälle stattfinden und ein treffliches Porträt des Kaisers Nikolaus von Krüger hängt; die Pompejanische Galerie und andere.

In einem Saal des zweiten Stockwerkes, dessen eiserne Thür stets durch zwei Unteroffiziere der Garde bewacht ist, befindet sich die Schatzkammer. Unter den Kroninsignien gebührt dem Scepter der erste Preis, denn von dem daran befindlichen Diamanten Orlow geht die Sage, daß er mit dem im britischen Kronschatz befindlichen Kohinur die beiden Augen des goldenen Löwen gebildet habe, der vor dem Thron des Großmoguls in Delhi stand. Die genaue Erzählung, wie er von einem Sepoy geraubt wurde, dann durch die Hände eines Schiffkapitäns, eines Juden und eines armenischen Kaufmanns ging, bis ihn Graf Orlow in Amsterdam kaufte und der Kaiserin Katharina II. schenkte, gleicht einem vollständigen Roman. Hat man sich an diesen Kostbarkeiten, die das Auge blenden, müde gesehen, so berührt die Einfachheit in den Wohnzimmern der Kaiser als eine ganz besondere und höchst angenehme Überraschung. Zu allen Zeiten sind bei den Zaren der ausschweifendste Luxus und die höchste Einfachheit Hand in Hand gegangen. Peter der Große, Paul und Alexander I. pflegten durch ihre geringen Bedürfnisse im Privatleben die auswärtigen Gesandten in Erstaunen zu versetzen. Den Kaiser Nikolaus konnte man oft in einer Droschke durch Petersburg und in einer Telega, einem Bauernwagen ohne Federn, über Land fahren sehen. Sein Sterbezimmer im unteren Stock des Winterpalais zeigt, daß er sich nur mit dem Allernotwendigsten zu umgeben pflegte. Die einfachen Möbel, das mit grünem Saffian überzogene Sofa, das schlichte Feldlager mit der darauf befindlichen Uniform, die ausgebesserten Pantoffel und Ähnliches verraten einen durchaus bürgerlichen Geschmack. Das Arbeits- und Sterbezimmer



Der Generalstabsbogen mit Alexandersäule.

Alexanders II. ist noch genau so erhalten wie an dem Unglückstage. Das dem ihn die Dynamitbombe Grinewitzkis zerrissen hatte, als halbtoter Mann ins

Die Eremitage.

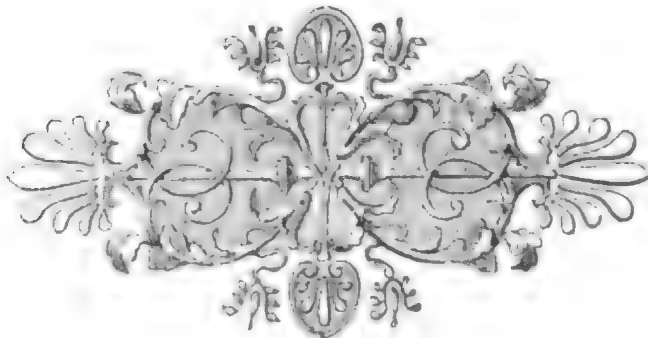
bescheidene Gemach mit den grünen Tapeten und den Mahagoni-Möbeln hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Eckzimmer des Kaisers Wilhelm zu Berlin. Aus beiden treten dem Besucher die Herzensgüte und Bescheidenheit entgegen, in denen sich neben der Blutsverwandtschaft dieser Monarchen auch die Ähnlichkeit in Geist und Gemüt ausdrückt. Das eiserne Feldbett, der lange graue Mantel, die alte Bibel in Pergamenteinband muten uns wahrhaft hohenzollerisch an. Eine Anzahl Kleinigkeiten, die sich auf den Tod des Kaisers beziehen und die genau so aufbewahrt sind, wie er sie in den letzten Augenblicken seines Lebens benutzt hat, machen das Wehmütige dieses Anblicks vollends niederdrückend. Auch der Schlitten, in welchem der Kaiser, nach-Winterpalais gefahren wurde, wird noch aufbewahrt und zeigt deutlich erkennbare Blutspuren.

Bei den großen Festlichkeiten, die bald nach Neujahr stattzufinden pflegen, wird der Winterpalast durchweg elektrisch beleuchtet. Es ist ein Verdienst unserer deutschen Firma Siemens u. Halske, die auch den Newski-Prospekt und die große Morskaja in Petersburg nach ihrem System erhellt hat, wenn jeden Augenblick ein Meer von Licht die unendlichen Räume dieses Palastes durchfluten kann, ohne daß sich dabei der Erzfeind jedes geselligen Vergnügens, die Hitze, lästig bemerkbar macht. Man darf von orientalischer Märchenpracht träumen, wenn man bei einem solchen Feste die Damen in der altrussischen Tracht mit dem Kokoschnik

genannten Barett und dem herabwallenden Schleier und die malerischen Trachten der Offiziere im bunten Durcheinander erblickt und mit diesem Eindruck die majestätische Ruhe des Stromes, der sich an dieser Stelle am weitesten ausbreitet, oder nach der anderen Seite das Panorama des Palastplatzes vergleicht. In der Mitte desselben erhebt sich die nach Montferrands Entwurf im Jahre 1834 errichtete Alexandersäule, ein kolossaler Monolith aus Granit, der einen aus Bronze gebildeten, das Kreuz haltenden Engel trägt. Das Denkmal ist dem Kaiser Alexander zu Ehren errichtet worden und soll die Wiederaufrichtung des von Napoleon bedrohten staatlichen und religiösen Gedankens darstellen.

Vom Winterpalais hat man nur wenige Schritte bis zu einer der am häufigsten genannten Sehenswürdigkeiten Petersburgs, der Eremitage, zu machen, welche mit jenem durch die sogenannte Kleine Eremitage der Kaiserin Katharina verbunden ist. Das Gebäude, das wegen seiner Kunstsammlungen weltberühmt geworden ist und zu dem die Fremden bald nach ihrer Ankunft voll berechtigter Neugierde und Erwartung hinzupilgern pflegen, hat die Form eines Rechtecks und nach der Millionaja seine schönste Fassade mit einem herrlichen vorspringenden Vestibule mit zehn riesigen, aus grauem Granit gebildeten Atlanten, die sich an acht Pilaster lehnen. Es kann weder unsere Aufgabe sein, eine Geschichte der Eremitage zu geben, noch eine Beschreibung der in ihr vereinigten Kunstschätze zu versuchen. Es sei nur erwähnt, daß Katharina zuerst an dieser Stelle ein zweistöckiges Gebäude errichten ließ, in dem sie eine Anzahl Prachtsäle, mehrere Galerien und in dem Garten auch eine Menagerie anlegte. Die Erwerbung neuer Kunstwerke machte den Ausbau größerer Räumlichkeiten notwendig, die denn auch im Jahre 1773 in Angriff genommen wurden. Der entscheidende Schritt wurde aber im Jahre 1840 von Kaiser Nikolaus gethan, der zwei der angrenzenden Häuser erwarb und einen vollständigen Neubau der Eremitage anordnete, welcher unter der Leitung des bekannten Münchener Architekten Leo v. Klenze und des aus Moskau gebürtigen Hofarchitekten J. Stakenschneider bis zum Jahre 1852 im griechischen Stile zur Ausführung kam.

(Schluß folgt.)



Afrikanische Komplimente und Ceremonien.

Von

Max Buchner.

Europas übertünchte Höflichkeit blüht nicht bloß bei den Eingeborenen dieses ersten und vorzüglichsten der Kontinente. Die Menschen sind in ihrer Wesenheit überall die nämlichen, und das Bedürfnis, egoistische Motive mit leeren Worten zu umhüllen und die Ergebenheit durch unterwürfige Gebärden auszudrücken, herrscht unter allen Völkern. Nur in den äußeren Formen, die zuweilen bis zu recht mühevollen Ceremonien sich entwickelt haben, bestehen Unterschiede.

Die afrikanischen Begrüßungen kosten in der Regel viel mehr Zeit und Umstände als die europäischen, und eine Audienz bei einem souveränen Potentaten ist in Afrika meistens eine schwierigere Arbeit als bei uns.

Ungefähr fünfhundert Kilometer in gerader Luftlinie ostwärts der westafrikanischen Küste unter neun Grad südlicher Breite zieht sich die Thalmulde des Koango nach Norden dem Kongo zu. In ein rundliches Becken erweitert, birgt sie das Ländchen Kassansche, den Wohnsitz der Bangala, deren Seelenzahl auf zweihunderttausend geschätzt wird. Diese Bangala gehören entschieden mit zu den allerinteressantesten Menschenstämmen, nicht allein des dunklen Modekontinents, sondern selbst der ganzen Erde, und obwohl sie von europäischen Reisenden schon mehrfach besucht worden sind, existiert doch kaum eine einzige Beschreibung von ihnen, die ihrer großen Bedeutsamkeit würdig wäre. Bei keinem anderen afrikanischen Volksstamme hört man so viel von eigentümlichen, absonderlichen Gebräuchen wie bei ihnen. Allerdings, fragt man einen portugiesischen Kaufmann, so wird derselbe nicht genug über sie zu schmähen wissen. Die Bangala sind eben nicht so leicht zu nehmen wie gar manche andere Neger, und es ist wahr, daß der Verkehr mit ihnen infolge eines 1862 gegen die portugiesischen Waffen errungenen Erfolges, dessen sie sich rühmen dürfen, zuweilen ungemütlich ist.

Die Bangala sind die ersten, wichtigsten Händler jener Gegenden. Man kann annehmen, daß beständig die Hälfte ihrer Männer und Jünglinge sich auf Handelsreisen hin und her bewegt. Namentlich der Kautschukhandel zwischen den Europäern an der Küste und den zweitausend Kilometer binnenwärts hausenden Tuschilange gehört fast gänzlich und allein diesen rührigen Leuten. Dabei laufen sie oft viele Wochen lang mit sechzig Pfunden Last täglich ihre vierzig Kilometer, hungern, geizig wie sie sind, in einer uns fast unbegreiflichen Weise und kommen, jedesmal zu Skeletten abgemagert, in ihr Heimatsdorf, froh empfangen von den Weibern, die sie nun zu neuen Leistungen wieder kräftigst herausfüttern müssen.

Einen oder mehrere Tage, nachdem sie angelangt sind, werden sie dann meistens von dem Häuptling in dessen Hütte

feierlich empfangen, wobei die vorschriftsmäßige Begrüßung folgenden Verlauf nimmt:

Die Ankömmlinge treten, demütig gebeugt, zur Thür herein, setzen sich vor den Häuptling auf die bloße Erde, kreuzen die Beine und warten stillschweigend, bis dieser von ihnen Notiz nimmt, was dadurch geschieht, daß er gnädig blasiert, ohne die Miene im geringsten zu ändern, vielleicht sogar, ohne sich ihnen zuzuwenden, nickt und leise in die Hände klatscht. Sofort klatschen dann auch sie die Hände zusammen, aber etwas eifriger und respektvoller. Ist hiermit das Ceremoniell eingeleitet, so drücken sie reibend die sämtlichen Fingerspitzen in den Staub, berühren damit ihre Brust und klatschen abermals. Hierauf legen sie sich platt auf die Seite, nach Belieben rechts oder links, das Gesicht nach oben gedreht und das Hinterhaupt eine Sekunde lang gegen den Boden gestemmt. Wieder in ihre sitzende Stellung zurückgekehrt, neigen sie sich sodann nach vorn und küssen den Boden, nicht mit dem Munde, sondern mit dem untersten Teile der Unterlippe, welche von der Zunge vorgewölbt wird, so daß der Schmutz dort hängen bleibt, wo bei den Europäern die Mücke des Bartes zu sein pflegt.

Hiermit sind die rein äußerlichen Komplimente endlich vorüber, und es schließt sich ihnen eine Rede an, welche gewöhnlich der älteste unter den Ankömmlingen hält, stets ungefähr folgenden stereotypen Inhalts: „Wir befinden uns wohl und begrüßen dich, Bansa Kitamba (oder wie der Häuptling sonst heißt). Du bist gesund. Auch der Muhungu in seinem Dorf ist gesund. Auch der Moania in seinem Dorf ist gesund. Auch der Kischinta in seinem Dorf ist gesund.“ So geht es litaneiartig die ganze Verwandtschaft durch. Doch braucht das Gesagte keineswegs wahr zu sein, und manche der als gesund Aufgeführten sind vielleicht krank oder gar tot; es handelt sich ja nur um hergebrachte Wortmacherei. Erst nachdem schließlich auch noch der Weiber Erwähnung geschehen, können Gegenstände zufälliger Art aufs Tapet gebracht werden, Erzählungen von Erlebnissen, Geschäftssachen und dergleichen, bei denen es natürlich ebensowenig an Lügen und Aufbauschungen fehlen darf. Allmählich wird die Unterhaltung ungezwungen lustig, und zuweilen läßt sich der Häuptling zu einem devot bejubelten Scherzwort verleiten.

Die Bangala waren früher, bis zum Jahr des Krieges mit den Portugiesen, 1862, unter einem wählbaren König, dem „Schaga von Kassansche“, vereinigt, jetzt sind sie durch mannigfache Zwiste in lauter einzelne Gemeinden zersplittert.

Die Wahl und die Einsetzung eines neuen Schaga müssen zu den verwickeltsten, langwierigsten und beschwerlichsten Formalitäten gehört haben, die jemals ein menschliches Staatswesen auferlegte. Vor einem Jahre wurde man nicht damit fertig, und war dann endlich alles glücklich vorüber, so wurde der Schaga wie ein Gefangener bewacht und durfte nur unter außergewöhnlichen Verhältnissen die fest umzäunte Residenz verlassen, trotz einer fast göttlichen Verehrung, die ihm seine nächste Umgebung, alle Häuptlinge und das ganze Volk zu erweisen hatten. Zum Schaga gewählt zu werden, galt deshalb mehr als ein Unglück, dem sich jeder gern entzogen hätte, so daß man schließlich dazu gelangte, den heimlich Auserlesenen hinterrücks zu überfallen und gleich einem Missethäter auf den Thron zu schleppen. Es ist ja selbst in Europa schon dagewesen, daß der König weiter nichts war als eine heilige, unantastbare Puppe, ein Fetisch in den Händen weniger Minister, um damit die große Kinderschar zu schrecken, so man Volk nennt. In manchen afrikanischen Staaten scheint nun diese Rolle so zu sagen legitim, bis zu den äußersten Konsequenzen, bis zur förmlichen Gefangenschaft und Willenlosigkeit des Königs sich ausgeartet zu haben.

Einer der vielen seltsamen Akte, aus denen die Tragikomödie der Schaga-Krönung sich zusammensetzte, erweckt das größte

Interesse dadurch, daß auch eine Menschenfresserei dabei vorkam und zwar unter Umständen, die einen Lichtstrahl auf das seelische Motiv dieses merkwürdigen Greuels werfen. Dem Schaga, den Häuptlingen und dem versammelten Volke wurde eine große Metzelsuppe bereitet, indem man einen Sklaven, einen Hund, einen Ochsen, ein Schwein und eine Ziege schlachtete, in kleine Stücke zerhackte, kochte und an alle verteilte. Keiner durfte sich weigern, davon zu essen, und keiner konnte wissen, welche Sorte von Fleisch er verzehrte. Der Gedanke an Menschenfleisch ist den Negern, soweit ich sie kenne, nicht minder widerstrebend als uns, aber zuweilen fühlen sie das Bedürfnis, durch eine gemeinsame Scheußlichkeit, die das Gruseln erregt, sich gegenseitig preiszugeben und zu verpflichten. Viele Eidschwüre zur Verbrüderung tragen nicht bloß in Afrika, sondern auch anderwärts diesen Charakter.

Die oben beschriebene, den Bangala eigene Form der Begrüßung eines Häuptlings ist allerdings eine der längsten und anstrengendsten, die man sich denken kann. Bei anderen Stämmen sind die Höflichkeitsbeweise kürzer, aber oft auch mannigfaltiger.

Jenseits des Koangoflusses, östlich vom Lande Kassansche und unter derselben Breite, beginnt das Lundareich des Muatiamvo, welches bis zum Lualaba reicht, ein Vasallenstaat von sehr zweifelhaftem, namentlich in der jüngsten Zeit vielfach gelockertem Zusammenhalt, aber immerhin noch ein ganz bedeutendes Staatsgebilde, das zwei Millionen Unterthanen umfassen mag. Mussumba, die Residenz, liegt fünfzehnhundert Kilometer binnenwärts des Atlantischen Oceans.

Will dort ein ferne wohnender Häuptling, der zum Besuche nach Mussumba kam, entweder um einen Tribut zu entrichten oder sonst eine Angelegenheit zu betreiben, seinen König Muatiamvo die erste Aufwartung machen, so hat er seine Demut dadurch auszudrücken, daß er fast gänzlich nackt und über und über mit Lehm bekleckst an der Spitze seines gleichfalls bekleckten Gefolges an den Thron herankriecht und sich eifrig auf dem Boden wälzt. Erst nachdem dieses würdelose Gebaren wohl mindestens eine Minute lang gedauert hat, befiehlt der König, damit aufzuhören und zu sprechen. Der so Begnadigte setzt sich dann mit gekreuzten Beinen aufrecht, um etliche zwanzigmal mit den Händen zu klatschen und dazu „Kalombo, Kalombo!“ (etwa mit „hoch, erhaben“ zu übersetzen) zu rufen. Dabei schreit er so laut als möglich und wirft die Arme weit auseinander und wieder zusammen, als ob sie ausgerenkt werden müßten. Noch öfter bedarf es eines gnädigen Zuspruchs, bis er endlich sich zufrieden giebt und ruhig zu reden beginnt. Aber auch dann wird vorläufig nur eine Menge leerer Worte gemacht, die weiter nichts als unsinnige Schmeicheleien und Lobhudeleien enthalten. Der eigentliche Zweck des Kommens wird erst später in einer Privataudienz besprochen.

Solche eigenartige Huldigungsscenen entbehren trotz ihrer grotesken und bombastischen Übertriebenheit nicht eines gewissen Eindrucks. Eine nach Hunderten zählende Menschenmenge erfüllt den weiten, von geflochtenen Zäunen und regelmäßigen Hüttenreihen umgebenen Residenzplatz. Der ganze Hof ist versammelt und sitzt in geordneten Gruppen und in gemessener Haltung um den Thron, eine einfache runde, mit Leopardenfellen überdeckte Plattform aus Steinen und Erde, auf welcher, beschattet von einem riesigen Sonnenschirm, ebenso wie alle anderen mit untergeschlagenen Beinen, bunt aufgeputzt wie ein Götze und huldvoll lächelnd, der große mächtige Muatiamvo ruht.

Auch mitten in dem gewöhnlichen Hofstaat wird bald diese, bald jene Gruppe plötzlich von einem Anfall maßloser Unterwürfigkeit ergriffen und beginnt dann, sich gleichfalls im Staube zu wälzen und die Hände zusammen zu klatschen, oder irgend einem Schranzen fällt plötzlich eine Schmeichelei ein, die ihm so neu, so vortrefflich und nie dagewesen dünkt, daß er sie schleu-

nigst mit lauter Stimme halb singend und heulend zum besten giebt, und zugleich erhebt das Orchester, aus Trommeln der verschiedensten Art und sonstigen Lärminstrumenten zusammengesetzt, ein dröhnendes Rumoren, das sich nur langsam beschwichtigen läßt. So geht es zuweilen ein paar Stunden lang fort, bis Muatiamvo endlich befriedigt in seine Gemächer sich zurückzieht.

Dort im engeren Kreise des Königs, innerhalb der Umzäunungen seiner intimsten Höfchen, geht es meistens etwas natürlicher zu. Da dürfen dann seine Lieblinge Scherzreden sich erlauben und lustige Schnurren erzählen. Aber selten läßt sich Muatiamvo herbei, die Rolle einer gewissen knurrigen Majestät, der niemals zu trauen ist, gänzlich abzulegen, und ein offenes, herzliches Lachen ist ihm völlig fremd. Seine Umgebung weiß das und ist auf der Hut, die Laune des Herrn über Leben und Tod beständig zu prüfen und in Gunst zu erhalten, wozu eine drollige Sitte dient.

Jede der anwesenden Personen ist mit einigen grünen Blättchen versehen, die von den nächsten Bäumen stammen. Tritt im Gespräch eine Pause ein oder verfinstert sich das gewaltige Antlitz, so streckt die zunächst befindliche mit der rechten Hand bittend eines der Blättchen vor, worauf in der Regel Muatiamvo ein Stückchen davon abzupft. Wird das Vorstrecken nicht sogleich bemerkt, so sucht ein Schnalzen mit den Fingern der Linken, in der Art unserer strebsamen Schuljungen, die dem Lehrer ihr Wissen zeigen wollen, die allerhöchste Aufmerksamkeit herbeizulenken. Ein beharrliches Verweigern dieses Abzupfens gilt als schwere Kränkung und als ein Beweis der Ungnade.

Selbst seine beiden Hauptweiber Moari und Temena, die er sonst sehr hoch zu schätzen scheint, behandelt Muatiamvo zuweilen als stolzer Tyrann. Als ich einmal bei ihm in seinen Gemächern war, kam die Temena herbei, ihn um irgend etwas zu bitten. Sie kniete sich deshalb vor ihm auf den Boden und wartete schweigend, bis er ihr Gehör schenke. Muatiamvo und ich standen aufrecht einander gegenüber. Noch mit mir und meinem Dolmetsch sprechend, wandte er sich halb der Temena zu, welche sofort ein längst bereit gehaltenes Blättchen vorstreckte, damit er davon abzupfe. Da sie hierfür etwas zu weit entfernt war, befahl er durch eine bloße Gebärde, näher zu rutschen. Sie that das gehorsam, aber doch nicht ausgiebig genug. Da wurde er böse und sandte ihr einen so stechenden Blick zu, daß sie zitternd wie ein Hündchen an seine Füße kroch.

In guter Laune erlaubt sich die Majestät dann auch wieder die heitersten Scherze mit seinen Damen. Als ich ihm einmal aus einem holunderartigen Holz eine Spritze verfertigt hatte, war sein erstes, daß er nach Wasser schickte und damit über den Zaun zu der Moari hinüberspritzte.

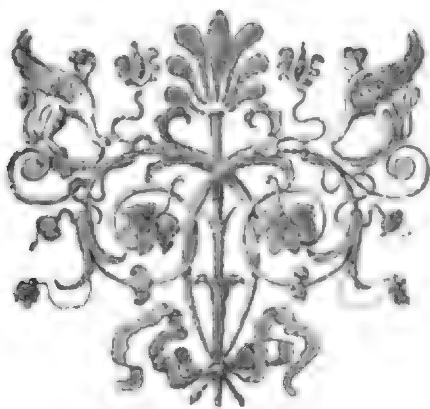
Ordensverleihungen giebt es im Lundareiche noch nicht, wohl aber werden Verdienste durch Titel und Würden belohnt. Der unterste Grad, den alle Freigeborenen erreichen können, ist der des Kakuata (Plural Tukuata) oder königlichen Boten, dessen Beruf Verrichtungen aller erdenklichen Art mit sich bringt. Bald wird er ausgesendet, um irgendwo Palmwein zu holen oder Sklaven zu kaufen und Elefanten zu schießen, bald hat er einen Raubzug gegen wehrlose Nachbarstämme zu führen, um nebst den Schädeln erschlagener Männer lebende Weiber und Kinder als Beute mit nach Hause zu bringen, oder er übernimmt den Auftrag, einen mißliebig gewordenen Häuptling zu köpfen, und so groß ist noch immer der Nimbus des Namens Muatiamvo, daß ein einziger Kakuata, gefolgt von wenigen Leuten, es wagen kann, mehr als zweihundert Kilometer über Mussumba hinaus mitten in ein großes Dorf zu treten, laut zu verkünden, daß er den Häuptling töten müsse, und diesen vor das Richtschwert zu fordern. Auf größere Entfernungen freilich werden derlei kitzliche Aufträge

schwieriger, und dann thut die List und der Meuchelmord, was die offene Gewalt nicht mehr wagen kann.

In den höheren Schichten der Gesellschaft von Mussumba und des Lundareiches giebt es Würden, die nach dem Schema der Familienbeziehungen benamst sind. Die obersten, vornehmsten Häuptlinge aus königlichem Geblüt führen den Titel „Söhne Muatiamvos“, wenn sie auch in Wahrheit bloß die Urenkel eines solchen sind. Die Lukokessa, die höchste selbständig gynokratische Landesfürstin, gilt als „Mutter Muatiamvos“, während sie eigentlich dessen Cousine ist.

Noch viel ausgebildeter herrscht dieses Schema in den Ämtern anderer Neger-Potentaten. Als ich von Kassansche aus den Kapenda Kamulemba, den Fürsten der Schinsch, besuchte, ging derselbe damit um, eine jüngere Verwandte, die in besonderer Gunst stand, zu seinem Großvater zu ernennen, weil dieser Titel nebst Lehen gerade vakant war. Man sieht, auch in Afrika birgt die Familie den Keim des Staatsgedankens.

Komplimente und Ceremonien wie die hier geschilderten herrschten früher vor Ankunft der Europäer zweifellos auch an der Küste. Heutzutage muß man schon sehr weit ins Innere gehen, um dergleichen zu finden. Da drängt sich nun die Frage auf: Hat der Verkehr mit den Europäern, der die ursprünglichen, teilweise recht rohen und barbarischen Gebräuche allmählich abschaffte, Besseres dafür gebracht? Die Antwort lautet nicht unbedingt Ja. Fast sämtliche Negerstaatswesen der Küste kranken an dem Übel des Schwindens der Autorität, und die ehemals so festen Untergebenheitsverhältnisse weichen immer mehr einem halb anarchischen Zustand. Die Theorie der allgemeinen Menschenrechte ist dort der Fähigkeit, sie zu genießen, weit vorausgeeilt. Könnte man das maßlos freche und unnütze Negergesindel der Küste wieder dahin bringen, sich vor seinen Herrschern auf dem Boden zu wälzen, so wäre damit ein Fortschritt erreicht, oder besser ausgedrückt, es wäre damit seine Unbotmäßigkeit auf jenen Punkt zurückgedrängt, von dem aus allein ein wirklicher Fortschritt angebahnt werden kann.



Melchior Grimm.

Ein Lebensbild

von

Max Ring.

Einer der merkwürdigsten Männer des an hervorragenden Geistern so reichen „achtzehnten Jahrhunderts“ war der Baron Melchior v. Grimm. Von Geburt ein Deutscher, wußte er sich in Paris, dem damaligen glänzenden Mittelpunkt aller Bildung, einen hochgeachteten Namen durch seine Schriften zu erwerben und durch die von ihm herausgegebene „Litterarische Korrespondenz“ einen bedeutenden Einfluß auf den Geschmack der höchsten Kreise in jener Epoche auszuüben. Er war der Freund eines Rousseau, Diderot und Holbach, der Geliebte der geistvollen Frau v. Epinay, der Ratgeber der „großen Landgräfin“ von Hessen und der Vertraute der noch größeren Kaiserin Katharina von Rußland.

Deutsch in seinem Wesen und Charakter, französisch in der Form und in seinen Anschauungen, Gesinnungsgenosse und Verbündeter der durch ihre Aufklärung bekannten Encyklopädisten, trotzdem ein Gegner der Revolution und ihrer Ausschweifungen, begeistert für religiöse und politische Freiheit, aber ihre Verirrungen verabscheuend, nahm Grimm an der Grenze zweier Jahrhunderte eine vermittelnde internationale Stellung zwischen zwei großen Kulturvölkern ein, denen er mit gleicher Liebe ergeben war und mit demselben Eifer als Schriftsteller und Diplomat diente.

Sein Leben, das vor kurzem der verdienstvolle französische Litteraturhistoriker Edmond Scherer herausgegeben hat, ist reich an interessanten Begebenheiten und durch die Beziehungen Grimms zu den berühmtesten Männern und Frauen seiner Zeit von großer Wichtigkeit für die Geschichte und Litteratur beider Völker.

Melchior Grimm wurde am 26. September 1723 in der damals freien Reichsstadt Regensburg geboren, wo sein Vater das Amt eines lutherischen Superintendenten bekleidete. Er erhielt auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt eine sorgsame gelehrte Erziehung. Schon früh zeigte er eine entschiedene Neigung für litterarische Beschäftigungen. Im Alter von achtzehn Jahren verfaßte er ein Trauerspiel „Banise“, nach dem gleichnamigen schwülstigen Roman des Anselm v. Ziegler. Das Manuskript schickte er an den damals an der Spitze der deutschen Litteratur und Kritik stehenden Professor Gottsched in Leipzig, den er in seinen überschwenglichen Briefen mit Boileau, Rollin, Fontenelle, Voltaire, Newton, Addison u. s. w. verglich und dessen gelehrte Gattin er der gefeierten Frau Dacier an die Seite stellte.

Bald besuchte Grimm in Begleitung seines Schulfreundes, eines Grafen von Schönberg oder Schomberg, die Universität Leipzig und seinen verehrten Meister Gottsched, der die nach seinem Rat um-

gearbeitete „Banise" in der von ihm herausgegebenen „Deutschen Schaubühne" veröffentlichte. Zum Glück ließ sich der junge Poet durch diesen leichten Erfolg nicht von seinen ernsten Studien abziehen. Er hörte die Kollegien des gediegenen Philologen Ernesti und legte durch diese den Grund zu einer gewissenhaften Kritik gegen sich und andere. Nach und nach erkannte er die Oberflächlichkeit des von ihm bewunderten Gottsched und die Mängel seiner eigenen Arbeit. „Ich habe," schrieb er seinem Lehrer mit richtiger Selbsterkenntnis, „allzeit meine ‚Banise' für unwürdig gehalten, in dieser Sammlung zu stehen. Offenbar hat der Himmel nicht gewollt, daß ich ein Dichter werden soll, so sehr ich auch die Poesie liebe und verehre. Teils die Erkenntnis meiner natürlichen Ungeschicklichkeit, teils meine äußeren Umstände haben verursacht, daß ich die Poesie und das Versemachen fast mit dem Anfange meiner akademischen Jahre aufgegeben."

Statt die deutsche Litteratur mit wässerigen Trauerspielen zu überschwemmen, schrieb Grimm eine lateinische Abhandlung über die Rechtsverhältnisse unter Maximilian I., welche er dem Grafen Ludwig Gottlob v. Schönberg widmete. Im Jahre 1748 begleitete er seinen Zögling, den jüngeren Bruder seines Freundes, nach Paris, wo er durch den mit ihm bekannten Baron v. Studnitz dem daselbst verweilenden Erbprinzen von Gotha empfohlen wurde und bei diesem ein vorläufiges Unterkommen als Vorleser fand. Da seine Verhältnisse nichts weniger als glänzend waren, so nahm er die ihm angebotene Stelle eines Sekretärs bei dem Grafen Friesen, einem jungen sächsischen Kavalier und Neffen des berühmten Marschalls Moritz von Sachsen, an. In seiner neuen Stellung machte er die Bekanntschaft Rousseaus, mit dem ihn die gemeinschaftliche Liebe zur Musik verband. Trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere wurden beide miteinander innig befreundet, bis das an Verfolgungswahn grenzende Mißtrauen und die hypochondrische Laune Rousseaus später einen unheilbaren Bruch herbeiführte und sie für immer trennte.

„Ich hatte," erzählt dieser in seinen „Bekenntnissen", „eine ziemlich große Anzahl von Bekannten, aber nur zwei selbstgewählte Freunde, Diderot und Grimm. Ich fühlte immer das Verlangen, alles, was mir teuer ist, zusammenzubringen, und war zu sehr beider Freund, als daß sie es nicht bald untereinander gewesen wären. Ich machte sie bekannt, sie gefielen sich und verbanden sich auch mehr unter sich als mit mir. Diderot hatte zahllose Bekanntschaften, aber der fremde und neu angekommene Grimm hatte das Bedürfnis, deren zu gewinnen. Ich verlangte nichts mehr, als ihm welche zu verschaffen. Ich hatte ihm Diderot zugeführt; ich führte ihm Gauffecourt zu. Ich führte ihn zu Frau v. Chenonceaux, zu Frau v. Epinay, zu Baron v. Holbach, mit dem ich fast wider meinen Willen in Verbindung stand. Alle meine Freunde wurden die seinen; das war ganz einfach. Aber keiner der seinigen wurde meiner; das war seltsam... Ich nehme den Abbé Raynal allein aus, der, obwohl sein Freund, doch sich auch mir als solchen bewies und mir gelegentlich mit einem seltenen Edelmut seine Börse anbot."

„Dieser Abbé Raynal," fährt Rousseau fort, „ist gewiß ein warmer Freund. Er lieferte den Beweis davon ungefähr zu derselben Zeit diesem selben Grimm gegenüber, mit dem er sich eng verbunden hatte. Nachdem Grimm eine Zeit lang in guter Freundschaft mit Fräulein Fel [eine gefeierte Opernsängerin] Umgang gehabt, fiel es ihm plötzlich ein, sich sterblich in sie zu verlieben und Cahusac [ihr Verehrer] bei ihr ausstechen zu wollen. Die Schöne that sich auf ihre Beständigkeit etwas zu gute und ließ den neuen Bewerber abfallen. Dieser nahm die Sache tragisch, er ließ sich einfallen, sterben zu wollen. Er fiel in die seltsamste Krankheit, von der man je hat reden hören. Er brachte die Tage und die Nächte in fortwährender Lethargie hin, die Augen offen, mit regelmäßigem Puls, aber ohne zu essen,

ohne zu reden, ohne sich zu rühren, zuweilen dem Anschein nach hörend, aber nie antwortend, nicht einmal durch Zeichen, im übrigen ohne Aufregung, ohne Schmerz, ohne Fieber und wie tot daliegend... Eines schönen Morgens stand er auf, kleidete sich an und begann sein gewöhnliches Leben... Die Sache konnte nicht anders als Aufsehen erregen. Grimm kam durch seine tiefe Leidenschaft in Mode; es währte nicht lange, und er galt als ein Wunder von Liebe, Freundschaft und Hingebung jeder Art. Diese Meinung bewirkte, daß man ihn in der großen Welt suchte und feierte; dadurch trat er mir, der immer nur für ihn ein Notbehelf gewesen, ferner."

Doch nicht dieser von Rousseau gehässig entstellten Liebesgeschichte verdankte Grimm das Aufsehen, das er in Paris erregte, sondern einem Artikel über die Oper „Omphale" von Destouches und einer kleinen Schrift: „Le petit Prophète de Bömischbroda", einer geistreichen Satire auf die damalige französische Musik, der er die italienische vorzog. Die Broschüre machte den Namen ihres Verfassers schnell bekannt und fand ebenso warme Freunde als heftige Gegner. „Was untersteht sich," schrieb Voltaire, „dieser Böhme, mehr Geist als wir zu haben?" Mit einem Schlage wurde Grimm ein berühmter Mann, war sein Glück gemacht. Fast gleichzeitig erhielt er eine ihm ebenso zusagende als einträgliche Beschäftigung, indem der Abbé Raynal ihm die von diesem bisher herausgegebene Korrespondenz mit den nordischen Höfen überließ.

Bei der großen Wichtigkeit von Frankreich und besonders von Paris, das für die übrige Welt tonangebend war, hatten schon früher die meisten fremden Fürsten ihre besonderen Korrespondenten, welche gegen eine angemessene Bezahlung die neuesten Nachrichten mitteilten. Eine derartige geschriebene Zeitung gab jetzt Grimm heraus; in der Ankündigung derselben versprach er eine sorgfältige Berichterstattung über Litteratur, Kunst und Theater. Die ersten Nummern enthielten eine Besprechung des Zeitalters Ludwigs XIV. von Voltaire, Buffons Rede bei seiner Aufnahme in die Akademie, Rousseaus Briefe über Musik, Condillacs Abhandlung über die Empfindung, die Tragödien von Crebillon dem Vater und die Romane des jüngeren Crebillon. Auch die fremde Litteratur wurde beachtet und die Werke Fieldings, Richardsons und Humes mit gebührender Aufmerksamkeit gewürdigt. Damit wechselten litterarische Bilder, oft von bewunderungswürdiger Feinheit, Theatergeschichten, Anekdoten, selbst Rätsel und Charaden, so daß die Litterarische Korrespondenz nicht nur den Zeitgenossen den reichsten Stoff bot, sondern auch für die Nachwelt als eine unschätzbare Fundgrube einen hohen Wert hat.

Für seine Aufgabe besaß Grimm eine seltene Begabung, indem er in seiner Person alle Vorzüge eines ausgezeichneten Berichterstatters, den Scharfblick eines guten Kritikers mit der Beobachtungsgabe des feinen Weltmannes, die Gediegenheit des Gelehrten mit der Tiefe des philosophischen Denkers verband. Vor allem aber bekundete er in seinen Mitteilungen eine bewunderungswürdige Unparteilichkeit, die größte Wahrheitsliebe, zu der wesentlich die Geheimhaltung dieser nur für wenige fürstliche Personen bestimmten Briefe beitragen mochte. „Diese Blätter," schreibt er wiederholentlich, „sind der Wahrheit, der Aufrichtigkeit, dem Vertrauen gewidmet. Die Freundschaft, welche mich mit vielen Schriftstellern verbindet, über die ich zu sprechen verpflichtet bin, darf mein Urteil nicht beeinflussen."

Trotzdem die meisten seiner hohen Abonnenten alles Französische bewunderten, scheute Grimm sich nicht, seine wahre Meinung über die große Nation und ihre Litteratur ähnlich wie Lessing auszusprechen und die Schwächen derselben aufzudecken. Die französische Sprache erscheint ihm unmusikalisch, ohne Einfachheit und Anmut, klar und bestimmt, aber kalt und abgezirkelt. Selbst die Vorzüge ihrer Prosa kann er nicht anerkennen und schreibt dieselben mehr dem Geist ihrer Schrift-

steller als dem eigenen Verdienst zu. Noch absprechender urteilt er über ihre Poesie; er findet ihre Prosodie ungewiß, den Reim tyrannisch, den Alexandriner pomphaft. „Ich glaube,“ schreibt er unter anderem, „daß der heroische Vers der Natur des Dramas so diametral entgegengesetzt ist, daß ich fast so kühn bin, zu behaupten, daß bis zum Jahre 1767 die wahre Tragödie und Komödie in Frankreich noch nicht vorhanden ist; doch ich will mich nicht steinigen lassen und verschließe deshalb diese Ketzerei in den Abgrund meines Herzens.“

Später nahm Grimm die deutsche Sprache und Poesie gegen die abfällige Schrift Friedrichs des Großen „De la Littérature allemande“ in Schutz. „Es läßt sich nicht leugnen,“ entgegnete er, „daß der erhabene Verfasser von dem Deutschen wie der Blinde von den Farben spricht. Es ist sehr erbaulich für die, welche nachdenken, zu sehen, wie ein großer Fürst und, was schlimmer ist, ein großer Geist, welcher täglich eine große Zeit der Lektüre widmet, in der Mitte seines Vaterlandes lebt, dessen Hauptstadt mehrere Schriftsteller ersten Ranges besitzt, ohne davon Kenntnis zu nehmen, ohne zu wissen, daß seine Muttersprache eine andere geworden ist als vor sechzig oder achtzig Jahren, wie er im besten Glauben von der Welt alles ignoriert, was seit vierzig Jahren um ihn geschrieben wird, ohne die Revolution zu ahnen, welche in der Sprache und den deutschen Köpfen eingetreten ist, und wie er deshalb nicht einsehen kann, daß die meisten Schriften seines Vaterlandes mehr wert sind als die geschmacklosen Broschüren, die jetzt in Paris erscheinen und nur die Ideen einiger großen Geister in tausend Weisen wiederholen.“

Vor allem vermißte Grimm an der französischen Litteratur die Originalität, „die Jungfräulichkeit des Geistes“. Ohne Rückhalt bewundert er unter den Klassikern nur Montaigne, Molière und Lafontaine. Die Schönheiten des großen Corneille findet er verstreut und verborgen in allzu vieler Spreu. Die Eleganz des „göttlichen Racine“ erscheint ihm ein Fehler zu sein, „ein glänzender Fehler, aber doch ein Fehler“. Mit derselben Unparteilichkeit beurteilt er die ihm befreundeten Encyklopädisten. d'Alembert, das Haupt derselben, ist ihm „ein ganz guter Kopf, der eine gewisse Kühnheit besitzt und durch dialektische Geschicklichkeit den Mangel an Takt und Geschmack ersetzt. Man findet bei ihm wenig, was den Geist erhebt, rührt und erfüllt. Er hat wenig Ideen, keine Anschauungen und keine Tiefe; sein Stil ist ohne Charakter.“

So hoch auch Grimm Buffon, den berühmten Verfasser der Histoire naturelle, schätzt, so hält er ihn doch für keinen tiefen Denker, aber für einen glänzenden und bedeutenden Schriftsteller, der einerseits den Leser entzückt, andererseits durch seine gewagten Hypothesen verstimmt. Er nennt Montesquieu einen großen Mann, der durch seine Schriften der Menschheit Ehre macht, aber durch seine Sucht, die Ursachen aller Ereignisse durch die Gesetze der Völker und Formen der Regierung zu erklären, zu Irrtümern verleitet. Auch seine Bewunderung für Voltaire, für das Genie des Jahrhunderts, ist keine unbedingte. Er tadelt den „Candide“, an dem er Plan, Ordnung und Vernunft vermißt. Dagegen findet er darin „viel Geschmacklosigkeit, einen schlechten Ton, Ungezogenheiten und Unflätereien, die nur ein zarter Schleier erträglich machen kann“. Er rühmt die beiden Trauerspiele „Die Waise von China“ und den von Goethe übersetzten „Tankred“, aber verhehlt nicht die zunehmende Schwäche der späteren dramatischen Arbeiten. Das „Zeitalter Ludwigs XIV.“ ist ihm nur eine leichte Skizze, welche den Mangel an Sorgfalt und ernstem Studium verrät, die „Annalen des Deutschen Reiches“ sind nachlässig und schlecht geschrieben, die „Geschichte Peters des Großen“ ermangelt der Wahrheit und des Charakters. Um so mehr erhebt er den „Versuch über die Sitten der Völker“, dem er die vollste Anerkennung zollt.

Obgleich Grimm mit Rousseau ver-

feindet war, ließ er diesem volle Gerechtigkeit widerfahren, im Gegensatz zu Voltaire, der seinen Gegner mit den giftigsten Schmähungen verfolgte und lächerlich zu machen suchte. „Ich glaubte,“ sagt Grimm, „daß man diese Achtung und Scham jeder gebrochenen Freundschaft schuldet.“ In seinen biographischen Mitteilungen hebt er ohne Groll und Bitterkeit die eigentümlichen Züge dieses seltsamen Charakters hervor. „Dieser von Natur empfindliche und mißtrauische Geist,“ schreibt er nach Rousseaus Tode, „verbittert durch das Unglück, das vielleicht sein eigenes Werk, aber nichtsdestoweniger wirklich war, gequält von einer Einbildung, welche ebenso alle seine Leidenschaften wie seine Grundsätze übertrieb, noch mehr gequält durch die Bosheiten einer Frau, welche, um die alleinige Beherrscherin seines Geistes zu bleiben, seine besten Freunde von ihm entfernte, indem sie dieselben ihm verdächtig machte; dieser Geist, zugleich zu stark und zu schwach, um die Bürde des Lebens ruhig zu tragen, sah fortwährend um sich Abgründe und Phantome, die sich an ihn klammerten, um ihm zu schaden.“ Ebenso unparteiisch urteilt Grimm über Rousseaus „Emile“: „Eine Ansammlung von Wahrem und Falschem, von Widersprüchen, großen erhabenen Schönheiten und platten Ausfällen, von rührenden und trockenen Dingen, von extravaganten Systemen und richtigen Ansichten, von tröstlichen Gedanken für die Menschheit und von Satiren und Verleumdungen unseres Geschlechts... Der große Fehler Rousseaus ist sein Mangel an Wahrheit und Natur... Man bewundert sein Talent, aber man ärgert sich über den schlechten Gebrauch, den er davon macht. Herr Rousseau hat immer recht, wenn die Menschen unrecht haben, und immer unrecht, wenn die Menschen recht haben; denn er strebt weniger danach, die Wahrheit zu sagen, als sie anders zu sagen, wie man sie sagt, und anders zu lehren, wie man thut. Man ist erstaunt, bei ihm neben Ideen voll höchster Erhabenheit und Anmut Plattheiten ohne jeden gesunden Menschenverstand zu finden.“

In seiner Gerechtigkeit schont Grimm nicht seine besten Freunde und unterzieht selbst den „teuren Baron“ (Holbach) einer strengen Kritik, welche dessen „Système social“ — nicht zu verwechseln mit dem „Système de la nature“ —, besonders aber den Fanatismus der Aufklärer lächerlich macht. „Der Verfasser,“ bemerkt er, „ist gewiß ein edler Mann, voll Eifer für das Gute, voll herzlichem Haß gegen das Böse und das Laster; nur die Priester können seine Gesinnungen bezweifeln, aber im Grunde ist das alles nur Geschwätz. Man muß den Geist der Menschen besser kennen und tiefer ergründet haben, um über solche Materien zu schreiben. Die Kapuzinaden über Tugend — und deren giebt es eine Menge in dem ‚Système social‘ — sind nicht wirksamer als die Kapuzinaden über Reue und Buße. In Zukunft werden wir atheistische Kapuziner haben wie jetzt christliche. Gegenwärtig brauchen wir frische Kräfte oder Leute, die schweigen. Das Leben ist zu kurz, um es mit Schwätzern zu vergeuden.“ Grimm selbst träumte von einer neuen Religion, oder vielmehr von einer künftigen Gesellschaft mit dem Kultus der Tugend, der Verehrung des Guten und der Heiligung der Sitten.

Am meisten sympathisierte Grimm mit dem genialen Diderot, so verschieden beide auch waren: der eine voll Feuer, dem ersten Impuls gehorchend, ein kochender Vulkan voll Glut und Rauch; der andere vorsichtig, überlegt, sich selbst beherrschend, der ruhige Verstand. Beide übten aufeinander den vorteilhaftesten Einfluß aus. Grimm verdankte Diderot eine Fülle anregender Ideen, einen weiteren Horizont und eine universellere Anschauung; dieser dagegen jenem eine größere Klarheit, die ihm mangelnde Überlegung und Selbstkritik. Mit Recht nennt der geistvolle Litterarhistoriker St. Beuve Grimm den französischsten Deutschen und Diderot den deutschesten Franzosen, wenn auch das Gleichnis wie jedes andere zuweilen hinkt.

Aber selbst diese innige Freundschaft konnte nicht das unbestochene Auge des Kritikers blenden, der nur zu gut erkannte, daß Diderot mehr durch Geist und geniale Paradoxen als durch die Richtigkeit seines Urteils und die Wahrheit seiner Gründe glänzte.

„Dieser Mensch," schreibt Grimm, „ist am wenigsten fähig, vorauszusehen, was er thun oder sagen wird; aber was er auch sagen mag, überrascht uns immer. Die Kraft und der Schwung der Phantasie würde uns zuweilen erschrecken, wenn sie nicht durch die kindliche Sanftheit seiner Sitten und durch eine Herzensgüte gemildert würde, welche seinen übrigen Eigenschaften einen besonderen Charakter verleiht... Diese seltene und vielleicht einzige Eigentümlichkeit Diderots besteht darin, daß er Beziehungen und Verwandtschaften zwischen den entferntesten Dingen sieht und sie mit Blitzesschnelle einander nahe zu bringen weiß. Ich gestehe, daß dieses Talent zuweilen ebenso leicht zu einem Irrtum wie zu der Entdeckung einer Wahrheit führen kann, aber selbst in seinen Verirrungen hat es die Macht, uns zu überraschen und zu verführen."

Um so unbedingter erkennt Diderot die Vorzüge seines Freundes an; in einem Briefe an den Bildhauer Falconet schreibt er: „An meiner Seite lebt ein Mann, der mir so überlegen ist, wie ich zu glauben wage, daß ich d'Alembert überlegen bin, indem er mit den Eigenschaften, welche ich besitze, eine unendliche Menge solcher verbindet, welche mir fehlen. Er ist vernünftiger und klüger als ich, ein besserer Menschenkenner, als ich jemals sein werde, und übt auf mich eine Macht aus, die ich zuweilen über andere habe. Wenn die Mehrzahl der Menschen für mich Kinder sind, so bin ich nur ein Kind für ihn. Ich habe ihn den ‚Hermaphroditen' genannt, weil er mit der Kraft des einen Geschlechts die Anmut und Feinheit des anderen vereint. Er ist in der Kunst der plastischen Moral, was Sie in der Kunst der plastischen Mechanik sind. Was ich Ihnen sage, werden die Großen und die Kleinen, die Gelehrten und Ungelehrten, die Erwachsenen und die Kinder, die Schriftsteller und Weltmenschen bestätigen: er gefällt gleichmäßig allen."

* * *

Unter den Bekanntschaften, welche Grimm zunächst Rousseau verdankte, befand sich auch Frau v. Epinay, eine der interessantesten Erscheinungen ihrer Zeit. Sie war 1726 zu Valenciennes geboren und stammte von einer hochangesehenen alten Familie der Normandie ab. Nach dem Tode ihres Vaters kam sie mit ihrer Mutter nach Paris in das Haus des reichen Finanzpächters Bellegard, dessen Frau ihre Tante war. Sie heiratete aus Liebe einen Sohn derselben, den Marquis d'Epinay, aber ihre Ehe war durch die Untreue und Verschwendungssucht ihres Gatten eine sehr unglückliche. Von ihrem Mann vernachlässigt und hintergangen, hatte sie ein Verhältnis mit dem ebenfalls unglücklich an eine wahnsinnige Frau verheirateten Sohn des Finanzpächters Franceuille angeknüpft. Nichtsdestoweniger genoß Frau v. Epinay die Liebe ihrer Familie und die Achtung der in diesem Punkt überaus nachsichtigen Pariser Gesellschaft jener Zeit. Nach wie vor war ihr Haus der Mittelpunkt eines großen Kreises bedeutender Männer und liebenswürdiger Frauen. Sie selbst verband, wie Grimm von ihr rühmt, einen bewunderungswürdigen scharfen Geist mit dem sichersten Takt, die besten Anschauungen mit der größten Festigkeit (?) und besaß eine seltene Güte und hinreißende Liebenswürdigkeit, ohne eigentlich schön zu sein.

Frau v. Epinay befand sich gerade zu dieser Zeit in der traurigsten Lage, zerfallen mit ihrem unwürdigen Gatten, verlassen von ihrem treulosen Geliebten und außerdem fälschlich angeklagt, durch Verbrennung ihr anvertrauter Familienpapiere einen Betrug an ihrem Schwager verübt zu haben. Obgleich erst seit kurzem und nur oberflächlich mit ihr bekannt, trat Grimm als ihr Verteidiger auf und schlug

sich für ihre Ehre mit einem ihrer Verleumder. Das Duell machte großes Aufsehen, um so mehr, als bald darauf die völlige Unschuld der Frau v. Epinay entdeckt wurde. Sie dankte ihrem mutigen Verteidiger und nannte ihn seitdem ihren „Ritter". Mit der Zeit wurde Grimm ihr Ratgeber, ihr bester Freund und endlich ihr Geliebter. Als solcher übte er nicht nur auf sie, sondern auch auf ihre Familie den günstigsten Einfluß aus, indem er für die Erziehung ihrer Kinder sorgte und nach ihrem Tode ihnen die größten Opfer brachte. Je länger das Verhältnis dauerte, desto reiner wurde dasselbe, gewissermaßen durch gegenseitige Treue verklärt und geadelt.

Zu gleicher Zeit, als Grimm in so vertraulicher Weise mit Frau v. Epinay auf der Chevrette, dem Landsitz der Familie, verkehrte, lebte Rousseau mit seiner Therese und ihrer Mutter in der nahen Eremitage, einem romantisch gelegenen Häuschen, das ihm die liebenswürdige gutmütige Besitzerin zum Aufenthalt eingerichtet und überlassen hatte, damit er ungestört und ohne Sorgen arbeiten konnte. Aber der hypochondrische, damals in Frau v. Houdetot, die Cousine seiner Wohlthäterin, sterblich verliebte Einsiedler beneidete seinen Freund und vergalt die Güte der Frau v. Epinay durch den schwärzesten Undank und die niedrigsten Verleumdungen, welche er über beide in seinen „Bekenntnissen" verbreitete.

„Kaum war Grimm auf der Chevrette," berichtet Rousseau, „wo es mir ohnehin schon nicht mehr gefiel, als er sie mir vollends unerträglich machte durch ein Wesen, das ich niemals bei jemandem sonst gesehen habe und von dem ich früher keine Ahnung gehabt hatte. Am Tage vor seiner Ankunft logierte man mich aus dem besten Gastzimmer, welches ich einnahm und welches an das der Frau v. Epinay stieß; man richtete es für Grimm ein und gab mir ein abgelegeneres. ‚So,' sagte ich lachend zu Frau v. Epinay, ‚vertreiben die Neuangekommenen die Alten.' Sie schien verlegen. Ich begriff den Grund besser am Abend, als ich erfuhr, daß zwischen ihrem Zimmer und dem, welches ich verlassen, eine geheime Verbindungsthür sei, die sie für unnütz gehalten, mir zu zeigen. Ihr Verhältnis zu Grimm war jedermann in ihrem Hause wie im Publikum, selbst ihrem Manne bekannt; weit entfernt jedoch, es mir, dem Eingeweihten in Geheimnisse, an denen ihr weit mehr lag und die sie völlig sicher bei mir wußte, einzugestehen, verleugnete sie es immer sehr heftig."

Infolge fortwährender Gemütsbewegungen erkrankte Frau v. Epinay später so gefährlich, daß ihre Freunde für ihr Leben fürchteten und darauf drangen, daß sie sich der Behandlung des berühmten Arztes Tronchin in Genf anvertrauen sollte. Da sie nicht allein reisen konnte, ersuchte sie Rousseau, der durch nichts gebunden und in Genf bekannt war, sie dahin zu begleiten. Er weigerte sich jedoch unter den nichtigsten Vorwänden, ihr diesen Dienst zu leisten, und beschuldigte seine Wohlthäterin, daß sie nur in Genf ihre heimliche Niederkunft abwarten wollte und ihm die traurige Rolle eines düpierten Beschützers zugedacht habe — eine offenbare Lüge, welche schon dadurch widerlegt wurde, daß sie der eigene Gatte und der Hauslehrer ihrer Kinder an Rousseaus Stelle später begleiteten.

Während Frau v. Epinay in Genf verweilte, wo sie von Voltaire in dem nahen Ferney mit höchster Achtung empfangen wurde und sich langsam unter der Pflege ihres Arztes erholte, verlor Grimm durch den Tod des Grafen Friesen seine Stelle und damit einen Teil seines mäßigen Einkommens. Indes wurde er auf Empfehlung seiner zahlreichen Freunde von dem Herzog von Orleans als Sekretär mit einem Gehalt von zweitausend Franken angenommen. Sein neues Amt und die Litterarische Korrespondenz brachten ihn mit dem französischen Hof und den kleineren deutschen Fürsten in vielfache Berührung, und da es ihm nicht an diplomatischem Geschick fehlte, so ernannte ihn die freie Stadt Frankfurt zu ihrem Geschäfts-

träger in Paris mit einem Gehalt von vierundzwanzigtausend Franken. Indes sollte er sich nicht lange dieses Glückes erfreuen; durch eine Indiskretion, welche er sich in einem Schreiben über die politischen Verhältnisse in Frankreich zu schulden kommen ließ, verlor er schon im folgenden Jahre seinen einträglichen Posten, und nur die Verwendung des Herzogs von Orleans schützte ihn vor der drohenden Ausweisung.

Indessen ließ sich Grimm dadurch nicht niederbeugen; er suchte neue Verbindungen anzuknüpfen und unternahm zu diesem Behuf verschiedene Reisen und Schritte an den ihm bereits bekannten Höfen. Wenn er auch in Berlin bei Friedrich dem Großen nicht seine Wünsche erreichte, trotzdem dieser ihn freundlich aufnahm und ihn durch Citate aus der „Banise" überraschte, so fand er um so mehr seine Rechnung an den kleineren deutschen Höfen, besonders bei der Herzogin Luise Dorothea von Gotha und bei der Landgräfin Karoline von Hessen. Er übernahm für beide nicht nur verschiedene diplomatische Aufträge, sondern auch die Besorgung von Toilettegegenständen und gab Auskunft über die neuesten Moden. Noch wichtigere Dienste leistete er der Landgräfin als geschickter und glücklicher Heiratsvermittler.

Diese außerordentliche Frau, der Friedrich der Große die Grabschrift setzen wollte: Sexu femina, ingenio vir (Dem Geschlecht nach ein Weib, durch ihren Geist ein Mann), besaß drei Töchter, für die sie die möglichst besten Partien suchte. Zu diesem Zweck nahm sie die unermüdliche Thätigkeit des ihr ergebenen Grimm in Anspruch, der es auch nicht an Vorschlägen und Unterhandlungen fehlen ließ. Besonders bemühte er sich, für die jüngste Prinzessin, Wilhelmine, eine glänzende Verbindung zu finden, was ihm auch gelang. Hauptsächlich richtete er sein Augenmerk auf den Großfürsten Paul von Rußland, den Sohn der Kaiserin Katharina, seiner hohen Gönnerin, welche den jungen Thronfolger mit einer deutschen Fürstentochter zu verheiraten wünschte. Voll Eifer für diesen Plan, setzte Grimm alle Hebel in Bewegung. Er gab der Landgräfin den Rat, die Prinzessin in der griechischen Religion unterrichten zu lassen und ihrer Haarcoiffure eine größere Sorgfalt zu schenken. Endlich, nach langen Unterhandlungen und Beseitigung aller Hindernisse, reiste die Landgräfin mit ihren beiden Töchtern nach Petersburg, wo die Hochzeit im Oktober 1773 gefeiert wurde. Unter den Gästen befand sich Grimm als Begleiter des Prinzen Ludwig von Hessen, von der Kaiserin mit dem gleichfalls anwesenden Diderot auf das gnädigste empfangen und ausgezeichnet.

„Den folgenden Tag," berichtet er in einem Briefe an die bekannte Frau Geoffrin in Paris, „machte ich um Mittag der Kaiserin meine Aufwartung und küßte mit Ehrfurcht ihre erhabene Hand, welche die Zügel eines so großen Reiches hält, zugleich mit dem Vergnügen, das man bei der Berührung einer schönen Frauenhand empfindet. Seit dem ersten Tage überhäuft mich die Kaiserin mit ihrer Güte. Nachdem sie sich längere Zeit mit mir unterhalten hatte, mußte ich zum Diner bleiben. Nach der Tafel sagte sie mir lächelnd: ‚Ich war zwar fern von Ihnen, aber ich hoffe, daß dies nicht immer so bleiben wird.' Seitdem hatte ich die Ehre, sie fast täglich zu sehen, zwei- oder dreimal mit ihr zu speisen und, was mehr als alles wert ist, zuweilen mich mit ihr des Abends anderthalb bis zwei Stunden in ihrem Kabinett allein zu unterhalten. Da muß ich in einem bequemen Lehnstuhl sitzen, gegenüber dem kaiserlichen Kanapee mit der Beherrscherin aller Reußen; man spricht, man plaudert über alle Sachen, ernste und heitere, wichtige und frivole, öfters scherzend über ernste und ernst über scherzhafte Angelegenheiten, und dann sagt man Ihrer Majestät gute Nacht. Diesen Abend haben wir geschwatzt wie blinde Elstern. Sie ist, ich versichere Sie, eine charmante Frau, und ihr Haus fehlt uns in Paris. Ein- oder zweimal in der Woche speist

die Kaiserin in ihrer Eremitage, welche an ihren Palast stößt und mit ihren Zimmern zusammenhängt. Hier befinden sich die ungeheuren Schätze der Malerei, hier ist ihr Sommergarten und ein Wintergarten in gleicher Höhe mit den Zimmern der ersten Etage. Der Eingang in die Eremitage macht alle Welt gleich, man läßt seinen Rang, seinen Degen und Hut vor der Thür. Im Speisesaal sind zwei Tafeln, eine an der Seite der anderen, jede zu zehn Gedecken. Die Aufwartung geschieht durch Maschinen; so giebt es keine Diener hinter den Stühlen, und der Lieutenant der Polizei ist angeführt, denn er kann Ihrer Majestät keinen Bericht erstatten über das, was während des Diners gesprochen wird. Die Plätze werden durch das Los gezogen, und öfters sitzt die Kaiserin an einer Ecke, während Herr Grimm oder ein anderer Mann von seiner Bedeutung in der Mitte thront."

Mit jedem Tage wuchs die Vertraulichkeit und die Gunst der Kaiserin für Grimm. „Die Unterhaltung mit ihm," schrieb sie an Voltaire, „ist für mich ein Vergnügen, aber wir haben einander so viel zu sagen, daß in unserer Unterhaltung bisher mehr Wärme als Ordnung und Folge war."

Katharina, welche wußte, daß Grimm eine Stellung suchte, machte ihm Anerbietungen, um ihn in Petersburg festzuhalten. Aber seine Vorliebe für Paris und vor allem sein Verhältnis mit Frau v. Epinay bestimmten ihn abzulehnen, so schwer ihm auch der Abschied von der angebeteten Kaiserin fiel. „Die Güte der Kaiserin," schrieb er dem Grafen Nesselrode, „wird mich noch wahnsinnig machen; wenn ich sie verlasse, werde ich vor Schmerz sterben. Aber wie kann ich bleiben?" In der That liebte er Katharina ebensosehr und vielleicht noch leidenschaftlicher als Frau v. Epinay. Ein heftiger Fieberanfall machte seinem Schwanken ein Ende; er kehrte nach Frankreich zurück, nachdem er versprochen hatte, bald wiederzukommen.

Grimm beeilte sich, sein Wort zu halten, und reiste 1776 zum zweitenmal nach Petersburg, wo er womöglich noch herzlicher als früher von Katharina empfangen wurde. „Ich verweilte," erzählte er, „bei meiner hohen Beschützerin fast ein ganzes Jahr, in dem ich sie täglich sah, vom Morgen bis zum Abend öffentlich und mindestens einmal des Tages privatim, indem ich gewöhnlich zwei, drei, zuweilen vier und einmal sieben Stunden nacheinander im tête-à-tête mit ihr zubrachte, ohne daß die Unterhaltung auch nur einen Augenblick stockte. Es war ein Austausch von Ergüssen zwischen zwei Freunden, welche sich gegenseitig Rechenschaft von allem gaben, was sie den ganzen Tag beschäftigte und interessierte, von dem, was sie den nächsten Morgen thun wollten... Man mußte in solchen Momenten diesen wunderbaren Geist sehen, diese Mischung von Grazie und Liebenswürdigkeit, um eine Idee zu haben von der Verve, mit der sie hinriß, von dem Witz, den sie entfaltete, von den Scherzen, die sich drängten und stießen, sich so zu sagen überstürzten, einer über den anderen, wie das klare Wasser einer natürlichen Kaskade. Warum konnte ich nicht diese Gespräche durch die Schrift bewahren?"

Auch diesmal wollte die Kaiserin Grimm in Petersburg festhalten, aber er widerstand aus den früheren Gründen. Sie gab ihm jedoch den Titel und Rang eines russischen Obersten und einen Gehalt von zweitausend Rubeln, wofür er verschiedene Missionen und Kommissionen für sie in Paris übernahm. An die Stelle der mündlichen Unterhaltung trat ein ebenso interessanter Briefwechsel, den die kaiserliche Gesellschaft für russische Geschichte 1878 veröffentlicht hat. Diese Briefe bilden gewissermaßen ein Journal, in welchem die beiden Schreiber ihre geheimsten Gedanken über Menschen und Dinge, ihre innersten Anschauungen und die Neuigkeiten des Tages ohne jeden Rückhalt und Zwang niedergelegt haben. Es herrscht darin der freieste Ton, eine fast an Ausgelassenheit grenzende Heiterkeit; deutsche und französische Phrasen wechseln miteinander

nach Belieben. Dem Witz ist alles erlaubt, selbst die gekrönten Häupter werden nicht geschont und mit besonderen Beinamen belegt; Maria Theresia heißt die „Mama", Friedrich der Große „Herodes" und Gustav III. von Schweden „Falstaff". Katharina schenkte Grimm das vollste Vertrauen, sie teilte ihm ihre Reisen, Pläne, Staatsgeschäfte mit, ihre

Sie macht ihm Geständnisse und Bekenntnisse über ihren Charakter. „Ich bin," schreibt sie ihm, „gewöhnlich gut und sanft, aber vermöge meiner Stellung bin ich verpflichtet, schrecklich ernst zu wollen, was ich will... Schon seit langer Zeit achte ich nicht mehr auf zwei Dinge, welche keinen Einfluß auf meine Handlungen haben: das erste die Dank-

Melchior Grimm.

Triumphe und ihre Sorgen. „Ich schreibe Ihnen alles, was mir durch den Kopf geht, ohne Ordnung und Regel, ohne Stil und Orthographie. Sie haben das wunderbar gut eine kaiserliche olla podrida genannt; in der That gleichen meine Briefe diesem spanischen Gericht... Ich weiß und bezweifle nicht, daß sie mir mit inniger Treue ergeben sind, und deshalb sage ich Ihnen alles, was mir in die Feder kommt."

barkeit der Menschen, das zweite die Geschichte. Ich thue das Gute, um das Gute zu thun; das ist alles." Sie giebt ihm Rechenschaft über ihre Thätigkeit und ihre Arbeiten, über die Erziehung ihrer beiden Enkel, des späteren Kaisers Alexander I. und des Großfürsten Konstantin, welche sie über alles liebt. Dem Freunde vertraut und klagt sie ihren Schmerz bei dem Tode ihrer Günstlinge und Liebhaber, des treuen Potemkin und des liebens-

würdigen Lanskoi; sie beauftragt ihn, passende Partien für die weiblichen Mitglieder der kaiserlichen Familie zu suchen und die zerrütteten Verhältnisse ihres natürlichen Sohnes,. eines Grafen Bobrinski, in Paris zu ordnen. So bieten diese Briefe einen unschätzbaren Beitrag zu der Geschichte dieser großen Frau und ihrer Zeit, da sie nirgends sich so offen und frei über alle ihre Verhältnisse ausgesprochen hat.

Grimm dagegen erwiderte das Vertrauen der Kaiserin durch die größte Ergebenheit, Diskretion und Uneigennützigkeit. Nie verlangte er von ihr etwas für sich, sondern nur für andere, für verdienstvolle arme Schriftsteller, für durch die Revolution ruinierte Emigranten, vor allem für die unglückliche Frau v. Epinay, welche durch die Verschwendung ihres liederlichen Mannes und ihres ihm nur zu ähnlichen Sohnes fast ihr ganzes Vermögen verloren hatte und sich gezwungen sah, zu ihrer Erhaltung ihr schriftstellerisches Talent zu verwerten, was sie mit solchem Erfolge that, daß ihre Abhandlung über die Erziehung, „Conversations d'Emilie“, nicht nur den Beifall Katharinas fand, sondern auch mit dem Montyonschen Preise von der Akademie gekrönt wurde.

Nach wie vor bewahrte Grimm seiner armen Freundin die treueste Anhänglichkeit; er war ihr eine Stütze in der Not und übernahm nach ihrem im Jahre 1782 erfolgten Tode die Sorge für ihre Familie, an der er bis zu seinem Ende Vaterstelle vertrat. Er selbst befand sich jetzt in den besten Verhältnissen; im Verlauf der Zeit hatte er die Litterarische Korrespondenz seinem Sekretär Meister, einem geborenen Schweizer, überlassen, da er von seiner diplomatischen Thätigkeit in Anspruch genommen wurde und die schriftstellerischen Beschäftigungen ihm nicht mehr zusagten. Er war Agent der Kaiserin von Rußland, Ministerresident des Herzogs von Sachsen-Gotha, Baron des Deutschen Reichs und hatte von einem seiner Brüder zwanzigtausend Livres geerbt. Zu seinen Gönnern durfte er außer der Kaiserin Katharina Joseph von Österreich und den Prinzen Heinrich von Preußen, den Bruder Friedrichs des Großen, rechnen. Er stand in hoher Achtung und besaß ein mehr als ausreichendes Vermögen.

Diese glückliche Lage, zu der sich der arme Pastorssohn durch eigenes Verdienst emporgeschwungen hatte, wurde durch die französische Revolution zerstört, die er vorausgesehen und längst gefürchtet hatte. Schon vor der Eröffnung der Generalstaaten sagte Grimm seinen Freunden in Paris: „Ich sehe, daß ihr die Freiheit erfinden und die Engländer und Amerikaner noch übertreffen wollt; nehmt euch in acht, daß ihr nicht noch hinter den Polen zurückbleibt.“ Am Morgen nach der Zerstörung der Bastille erkannte er bereits die Gefahr, daß die Bewegung in die Hände von „Banditen und Straßenjungen“ fallen würde. Im Jahre 1790 sagte er den Despotismus als die notwendige Folge der herrschenden Anarchie voraus. „Was unzweifelhaft ist,“ schrieb er damals, „daß die Welschen immer die Welschen sind, wie Voltaire sie gefunden, wie er sie verlassen hat und wie sie seit zweitausend Jahren sind, daß sie durch den Gebrauch, den sie von der Freiheit machten, bewiesen haben, daß sie sich dafür eignen wie die Kuh zum Seiltanzen und daß auf ihre gegenwärtigen Ausschweifungen der heftigste Despotismus folgen muß. Mein guter Nuntius Caprera, der ein geistreicher Mann ist, sagte bei Gelegenheit der weisen Beschlüsse der Nationalversammlung: ‚Ich fürchte nicht für die Autorität der Kirche; wir beide sind vielleicht zu alt, um sie aus der Asche erstehen zu sehen, aber sie wird auferstehen; eure Jakobiner haben dieses Wunder unvermeidlich gemacht. Aber ihr müßt gestehen, daß durch ihre Schuld das menschliche Geschlecht einen schönen Prozeß verloren hat, und daß sie, wenn sie fähig gewesen wären, die Revolution mit Mäßigung durchzuführen, sie diese zu einem Glück für die Menschheit hätten machen können.‘“

Natürlich mußte ein Mann wie Grimm, der aus seinen Ansichten kein Hehl machte und dazu noch der Korrespondent der russischen Kaiserin war, den Verdacht und Haß der Jakobiner erregen. Nur die Liebe für die Familie seiner verstorbenen Freundin hielt ihn noch in Paris zurück. Als diese aber nach Koblenz auswanderte, folgte er ihr so eilig, daß er alle seine Briefe und seine ganze Einrichtung zurückließ. Seine Papiere und sein Vermögen wurden mit Beschlag belegt. „So verlor ich," schreibt er, „in wenigen Tagen die Frucht, ich darf sagen, die weisen Ersparnisse eines ganzen Lebens, mein ganzes Glück, und ich fand mich entblößt, nackt, wie ich auf die Welt gekommen war." In der That besaß Grimm nichts außer den zweitausend Rubeln von der Kaiserin und dazu die Sorge für seine Adoptivkinder. Zu allem Unglück starb auch 1797 seine hohe Gönnerin Katharina, nachdem sie ihn zum russischen Gesandten in Hamburg ernannt hatte, wo er jedoch nur kurze Zeit verweilte und bald wieder seine Stelle aus unbekannten Gründen niederlegte. Sowohl der Nachfolger Katharinas wie auch Kaiser Alexander ließen ihm seinen Gehalt als wohlverdiente Pension, ohne seine Dienste weiter in Anspruch zu nehmen.

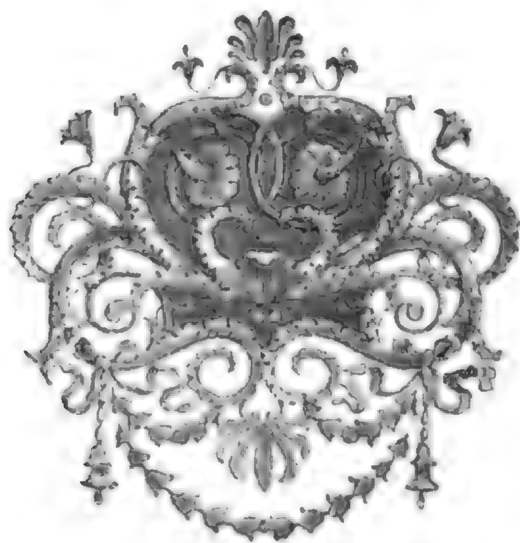
Seitdem lebte Grimm mit der Familie seiner Freundin in Gotha am Hofe, wo ihn Goethe 1801 sah und in seinen Annalen über ihn folgendermaßen berichtet: „Herr v. Grimm, der, vor den großen revolutionären Unbilden flüchtend, kurz vor Ludwig XVI., glücklicher als dieser, von Paris entwichen war, hatte bei dem altbefreundeten Hofe eine sichere Freistatt gefunden. Als geübter Weltmann und angenehmer Mitgast konnte er doch eine innere Bitterkeit über den großen erduldeten Verlust nicht immer verbergen. Ein Beispiel, wie damals aller Besitz in nichts zerfloß, sei folgende Geschichte: Grimm hatte bei seiner Flucht einem Geschäftsträger einige hunderttausend Franken in Assignaten zurückgelassen; diese wurden durch Mandate noch auf geringeren Wert reduziert, und als nun jeder Einsichtige, die Vernichtung auch dieser Papiere voraus fürchtend, sie in irgend eine unzerstörbare Ware umzusetzen trachtete — wie man denn z. B. Reis, Wachslichter und was dergleichen noch zum Verkaufe angeboten wurde, begierlich aufspeicherte —, so zauderte Grimms Geschäftsträger wegen großer Verantwortlichkeit, bis er zuletzt in Verzweiflung noch etwas zu retten glaubte, wenn er die ganze Summe für eine Garnitur Brüsseler Manschetten und Busenkrause hingab. Grimm zeigte sie gern der Gesellschaft, indem er launig den Vorzug pries, daß wohl niemand so kostbare Staatszierden aufzuweisen habe."

Unter der zärtlichen Pflege seiner Adoptivfamilie erreichte Grimm das hohe Alter von vierundachtzig Jahren, nachdem er, wie Reichard in seiner Selbstbiographie berichtet, noch ein Auge verloren hatte. Er starb den 19. Dezember 1807 in Gotha und wurde auf seinen ausdrücklichen Wunsch in dem nahegelegenen Dorfe Siebleben beerdigt. Die deutsche Inschrift auf seinem Grabe, welches Gustav Freytag 1867 erneuern ließ, lautet: „Hier ruht ein Weiser, Ein liebevoller Freund, Im späten Winter des Lebens Starb er zu früh Uns und der Welt." Er selbst urteilte einen Tag vor dem Tode der Kaiserin Katharina über die Summe seines Lebens folgendermaßen: „Drei Viertel meines Daseins waren so glücklich, daß ich, wenn ich zur rechten Zeit gestorben wäre, mich zu den glücklichsten Menschen zählen dürfte; aber das letzte Viertel war so unglücklich, daß es mit einem schrecklichen Schlage enden sollte, der mich gänzlich wehrlos fand."

Von seiner ganzen Persönlichkeit hat uns Frau v. Epinay ein mit der Hand der Liebe gezeichnetes feines Bild hinterlassen: „Seine Figur ist angenehm durch eine Mischung von Naivetät und Feinheit, seine Physiognomie ist interessant, seine Haltung vernachlässigt und nonchalant; sein Geist, stark, zärtlich, edel und erhaben, besitzt so viel Stolz, um Respekt

einzuflößen, ohne einen Menschen zu demütigen... Er denkt und drückt sich kräftig aus, aber ohne Härte. Obgleich er schlecht redet, giebt es keinen Menschen, der sich besser Gehör zu verschaffen weiß. Es scheint, daß in Sachen des Geschmacks niemand einen feineren, zarteren und sicheren Takt besitzt. Er hat eine eigene Weise des Scherzes, die für keinen so gut sich schickt wie für ihn. Sein Charakter ist eine Mischung von Wahrheit, Milde, Rauhigkeit, von Gefühl und Zurückhaltung, von Melancholie und Heiterkeit. Er liebt die Einsamkeit, und man kann ihm leicht ansehen, daß sein Geschmack für die Gesellschaft nicht natürlich ist. Eine gewisse Neigung zur Einsamkeit und seine Verschlossenheit, verbunden mit großer Trägheit, lassen ihn zuweilen in seinem öffentlichen Urteil zweideutig erscheinen. Er spricht sich nie gegen seine Überzeugung aus, aber er läßt dieselbe zweifelhaft. Er haßt den Streit und die Diskussion und behauptet, daß diese nur zum Vorteil der Thoren erfunden seien. Nur seine Freunde haben das Recht, ihn zu würdigen, weil er nur ihnen seine Güte zeigt. Sein Aussehen ist dann nicht mehr dasselbe, sein Scherz, seine Heiterkeit, seine Freimütigkeit bekunden seine Zufriedenheit. Unfähig, mit ihnen zu heucheln, besitzt er die Kunst, ihnen die härtesten Wahrheiten mit der größten Mäßigung und Kraft zu sagen. Niemand durchschaut so klar die Interessen anderer und ratet besser, aber er versteht nicht, selber etwas auszuführen."

Durch die Revolution bei seinen Zeitgenossen verdrängt und von der Nachwelt fast vergessen, verdient Grimm, daß man nicht nur sein Grab, sondern auch sein Andenken erneuert, wie dies der Franzose Edmond Scherer mit anerkennungswertem Fleiß und mit großer Liebe gethan hat. Er war ein bedeutender Mensch, in der Fremde ein treuer und echter Sohn seines Vaterlandes. Seine Schriften, besonders seine Korrespondenz, enthalten einen Schatz interessanter und wichtiger Mitteilungen für die Geschichte und Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts und verdienen deshalb nicht nur immer wieder gelesen, sondern eifrig durchforscht zu werden.



Durch Vermittelung.

Novelle
von
A. Hauschner.

II.

Am nächsten Tage fühlte sich Paula krank. Sie fieberte, und der Arzt verordnete Schonung. So verbot es sich von selbst, ihr Benehmen des gestrigen Abends zu rügen. Es wurde Herrn Moritz schwer, seinen Tadel zu unterdrücken. Aber die blassen Wangen seines Kindes, die bittenden Blicke seiner Frau rührten sein gutmütiges Herz. Er schwieg und überlegte im stillen, wie es zu beginnen, um die Scharte wieder auszuwetzen. Es war nicht leicht, denn die Frauen des Hauses schienen stillschweigend verbündet, den ganzen Zwischenfall zu vergessen. Einer Andeutung, ob nicht dieser verunglückten Zusammenkunft eine zweite, harmlosere folgen könnte, setzte seine Frau einen so ungewohnt festen Widerstand entgegen, daß er es für klüger hielt, auf ihre Mitwirkung zu verzichten und der eigenen Schlauheit zu vertrauen. Er hatte seinen Plan durchaus nicht aufgegeben. Franz hatte ihm im eigenen Hause besser gefallen als je. Wie gut machte sich seine elegante Gestalt in den prächtigen Räumen, wie verstand er sich zu bewegen, zu verbeugen, zu sprechen! Auch sein Klavierspiel schien ein vortreffliches Mittel zu socialen Zwecken. Einen effektvolleren Vertreter seines Vermögens konnte sich der Banquier kaum denken. Daß sich die Kinder nicht gleich gefielen? Bah! Aus der Antipathie einer ersten Begegnung waren oft die glücklichsten Ehen hervorgegangen. Wenn sich nur eine Gelegenheit fände, jenen unangenehmen Eindruck zu verwischen. Professor Löwen, den er um Rat befragte, kam ihm nicht zu Hilfe.

„Sie wissen, mein Bester, wie bereitwillig ich Ihren Vorschlägen entgegengekommen. Bei der unverhohlenen Abneigung jedoch, die ihr Fräulein Tochter uns gezeigt —"

„Abneigung? Unsinn! Mädchenlaunen, jungfräuliche Befangenheit!"

„Ich will Ihnen gern glauben, aber beim besten Willen kann ich nicht mehr

den Vermittler spielen. Haben Sie selbst mehr Glück! Nun, mich soll's freuen und an meinem Segen nicht fehlen."

Was nun thun? Die Lösung delikater Fragen gehörte in Frau Agnes' Gebiet, ihr Mann war ein schlechter Diplomat und fühlte sich ohne weiblichen Beistand hilflos wie ein Kind. Da kam ihm der Zufall zu Hilfe. Als er, vierzehn Tage nach dem Sternbergschen Ball, von der Börse nach seinem Bureau fuhr, erblickte er im Lustgarten von weitem die Gestalt des jungen Mannes, der seine Gedanken so ausschließlich beschäftigte.

„Guten Tag, lieber Doktor!" rief er über das Trottoir hinüber, sprang aus dem Wagen und an die Seite des überrascht stehen bleibenden Spaziergängers. Und seinen Arm in den seinigen schiebend, als wären sie alte Bekannte, sagte er gemütlich: „Wie geht's, lieber Doktor; auch noch in dem heißen Berlin? Wie ist Ihnen neulich der Abend bei uns bekommen?"

Solcher Harmlosigkeit gegenüber konnte Franz nicht anders, als in demselben Tone fragen: „Sehr gut, ich danke! Und was machen Ihre Damen?"

„Sie rüsten sich zur Reise; meine Paula war ein paar Tage leidend. Aber wollen wir das nicht lieber im Wagen besprechen? Ich fahre Sie nach Haus, oder vielmehr Sie müssen mich zuerst an meinem Bureau absetzen."

Und ehe noch Franz eine Ablehnung aussprechen konnte, saß er schon neben Herrn Moritz in den weichen Kissen des offenen Wagens. Sie plauderten über allerlei, über Geschäft, Hitze, Reisepläne. Man hätte es dem Banquier nicht angemerkt, daß sein Gehirn inzwischen rastlos grübelte, wie dieser günstige Moment am besten auszunutzen sei. Eben bogen sie in die Behrenstraße ein. Da ließ Herr Moritz plötzlich den Wagen halten, rief Franz im Aussteigen zu: „Einen Moment, ich sehe eben einen Bekannten, den ich dringend geschäftlich sprechen muß!" und eilte auf einen älteren Herrn zu, welchen er einige Minuten im Gespräch festhielt. Dann kehrte er zu seinem Begleiter zurück mit gut gespielter Verwirrung in den Zügen: „Sie sehen mich in der größten Verlegenheit! Soeben verlangt Kommerzienrat Behrens meine Anwesenheit bei einer wichtigen Konferenz, die mich bis Abend festhalten kann — gerade heute, wo ich versprochen habe, mit meiner Familie frühzeitig zu speisen und den Götze im Opernhaus zu hören! Paula wird außer sich sein über meinen Wortbruch! Aber was wollen Sie? Erst das Geschäft und dann das Vergnügen!" Dann, wie mit einem plötzlichen Einfall: „Wollen Sie mir einen großen, großen Gefallen thun?" Er riß ein Blatt aus dem Notizbuch und schrieb hastig ein paar Worte darauf. „Wollen Sie meiner Frau diese Zeilen bringen, mich entschuldigen, mich vertreten, mit den Damen speisen, sie in die Oper geleiten? Man wird mir dann eher verzeihen. Sie verbinden mich damit aufs tiefste; zu Gegendiensten bei Ihrer zukünftigen Frau Gemahlin stets bereit." Damit sprang er wieder aus dem Gefährt, drückte, ohne seine Gegenrede zu beachten, herzlich des jungen Doktors Hand und rief, sich dem Geschäftsfreund, der ihn im Schatten eines Hauses erwartete, zuwendend, dem Kutscher zu: „Schnell nach Hause!"

Die Pferde zogen an, der Wagen rollte davon. Franz saß verwirrt darin, das Blatt Papier in der Hand. Er war wütend — wütend auf den Banquier mit seiner zudringlichen Freundlichkeit, wütend auf sich mit seinem Mangel an Geistesgegenwart, auf die Pferde, welche ihn so rasch dem unwillkommenen Ziele zuführten und eben vor der Moritzschen Wohnung still hielten, ehe er noch Zeit gefunden, einen Entschluß zu fassen. Die Fenster der Parterrewohnung waren dicht verhängt; man hatte ihn vielleicht nicht kommen sehen. Noch konnte er überlegen. Aber schon öffnete der Kutscher die Gartenthür:

„Die Herrschaften sind um diese Zeit immer im Gartensaal," sagte er, seinen Hut lüftend. „Der Weg durch den Gar-

ten ist näher als durch das Haus. Wenn der Herr rechts um die Ecke biegen wollen —"

Franz folgte seiner Weisung. Was blieb ihm im Augenblick anderes übrig. Er durchschritt den Vorgarten und sah, einer Wendung des Weges folgend, die Veranda vor sich, durch eine breitgestreifte Markise vor dem Eindringen der Sonnenstrahlen geschützt. Ein dämmerndes Halbdunkel erfüllte den Raum, so daß Franz, von der Helle des Tages geblendet, gar nichts unterschied und einen Augenblick stehen blieb, um die Augen an den schroffen Lichtübergang zu gewöhnen. Allmählich erkannte er Gegenstände und Personen. Aber was er sah, überraschte ihn so sehr, daß er abermals zögerte, weiter zu schreiten. Frau Moritz saß auf einem bequemen Lehnstuhl, würdig und stattlich, wie an jenem Abend. Nur blickten ihre guten Augen heiter, und um die Lippen zuckte nicht jenes bittere Lächeln, das die Thränen mühsam verbirgt. Aber in dem jungen Mädchen, das vor ihr stand, seine kleine Feindin Paula wiederzuerkennen, war ihm fast unmöglich. Sie schien von einem Spaziergang nach Hause gekommen, denn sie legte den großen Strohhut eben auf einen Stuhl und ordnete an ihren Haaren. Dann bückte sie sich zu Stips, dem Mops, der ganz ernsthaft auf den Hinterpfoten stand und um Befreiung von Maulkorb und Halsband bat, hob ihn wie ein Kind hoch in die Höhe und tanzte ein paarmal mit ihm durch die Halle. So konnte Franz die Veränderung ihres Wesens staunend bewundern. Sie war keine Schönheit — gewiß nicht. Dazu war ihre Gestalt noch zu unentwickelt, das Gesicht mit dem aufgestülpten Näschen und dem großen Mund zu unregelmäßig. Aber in dem lichtblauen Gewand, das sie wie eine Wolke duftig umhüllte, mit den wirren, rotblonden Löckchen um Stirn und Schläfen, mit den blitzenden Zähnen und lebhaften braunen Augen glich sie einem lichten Frühlingsmorgen. Die Neugier beschlich ihn, ob die innere Wandlung der äußeren gleiche, und er zögerte hinter einem hohen Lorbeerstrauch, um sie durch sein Vortreten nicht zu unterbrechen.

„So lange zu bleiben, Kind," hatte Frau Moritz gesagt. „Ich fing schon an, mich zu ängstigen."

„Sei nicht böse, Mütterchen, ich will getreulich berichten und mir deine Verzeihung verdienen." Dabei kniete sie vor die Sitzende hin und schlang einen Arm um ihren Leib. „Ich war, wie du es gewünscht, zu Wolframs gegangen, um meinen Gratulationsbesuch abzustatten. Aber da konnte ich es nicht lange aushalten; sie waren zu lächerlich!"

„Bist du wieder so absprechend, Paula? Wie oft soll ich dir das verweisen!"

„Du glaubst nicht, Mutter, wie komisch sie sich gebärdeten! Du weißt, Zerline Wolframs Bräutigam ist Offizier und vom Adel — von Kunitz auf Hermsdorf. Da hat sich nun Zerline schon überall: auf das Briefpapier, auf die Uhr, auf Portemonnaie und Album, die Krone und das Wappen anbringen lassen. Und alles das lag wie zufällig umher, mit der Auszeichnung recht sichtbar nach oben. Und Zerline sprach nur von der lieben Baronin Hochheim, ihrer Cousine, dem Freiherrn von Schmettau, ihrem Schwager, von den aristokratischen Grundsätzen ‚ihrer Kreise'. Ihre Freundinnen ärgerten sich natürlich nicht wenig und kramten wieder ihre Herrlichkeiten aus: ihre Sommerpläne, die kostbaren Toiletten, die interessanten Bekanntschaften —"

„Paula, Paula, du betrübst mich; wie oft habe ich dich gebeten, nicht so scharf über deine Mitmenschen zu urteilen!"

„Kann ich dafür, daß ich alle Menschen mit dir vergleiche? daß mir dann niemand mehr gefallen will? — Und dann kamen Freunde des Bräutigams, sporenklirrende Lieutenants. Der eine fing an, mir Süßigkeiten zu sagen; und du weißt doch, Mutti, daß ich Komplimente hasse, weil ich nichts zu antworten weiß und ich mir dann noch dümmer und schüchterner vorkomme als gewöhnlich. Da sagte ich denn schnell adieu. Stips hatte auch so lange gedul-

dig vor der Thür gewartet" — sie strich zärtlich über das Fell des Hundes, der sich an sie anschmiegte — „wir atmeten beide auf, als wir wieder im Tiergarten waren. Das Wetter war herrlich, gar nicht so heiß. Stips bat so herzlich mit Augen und Schwänzchen: ‚Wollen wir nicht ein bißchen spazieren gehen? ich habe mich so sehr gelangweilt!' Da ließ ich mich verlocken —"

„Aber Paula, allein? — Wenn dich jemand gesehen hätte!"

„Es hat mich niemand gesehen, die lange schattige Allee war kirchenstill und einsam, nur ein Schutzmann kam langsam daher und sagte: ‚Mein schönes Fräulein, wissen Sie nicht, daß die Hunde im Tiergarten an der Leine gehen müssen?' — ‚Wirklich?' antwortete ich und sah ihn ganz unschuldig an; ‚auch bei solcher Hitze?' — ‚Dann erst recht! Aber da es heute so leer ist, wollen wir mal ein Auge zudrücken.' Und weg war er. Stips und ich machten einen Freudensprung um den anderen und liefen um die Wette in den Gängen umher."

„Kindskopf du!"

„Ja, wie zwei Kinder tollten wir. Mir war so leicht, so froh, als sei mir plötzlich eine Last vom Herzen gefallen." Sie küßte leise die Hand der Mutter. „Und da kam auf einmal um die Ecke ein blondes, süßes Baby, so hoch" — sie hob die Hand bis zur Kniehöhe — „mit langen Locken und blauen Guckaugen. ‚Ach, der hübsche dicke Hund!' rief es. Und Stips, der sonst so stolz ist, ließ sich von den kleinen Händchen zausen und zupfen, bis beide ins Gras fielen und sich überkugelten. Es war zum Totlachen! Die Kleine war erst ganz erschrocken; aber ehe die Thränen herunterlaufen konnten, jauchzte sie schon wieder über Mopsy, der ernsthaft vor ihr aufwartete; dann ließ sie sich von mir tragen und herzen und küssen. ‚Das thut sie sonst nie,' sagte die Bonne; ‚sie merkt, wie lieb Sie die Kinder haben.' So eine große lebendige Puppe zu haben, zum Spielen und An- und Ausziehen, das müßte entzückend sein, Mutti!"

Ein harmloses Geplauder, weder witzig noch geistreich, und doch fesselte es Franz auf seinem Lauscherposten. Jetzt machte er aber geräuschlos einige Schritte nach rückwärts, ließ dann den Kies absichtlich unter den Fußsohlen knirschen, so daß der Hund anschlug und die Damen sich aufmerksam emporrichteten. Bis zur Fassungslosigkeit überrascht, sahen sie Doktor Lengfelds Gestalt an den Stufen der Veranda erscheinen.

„Ich bin der Träger einer Botschaft Ihres Herrn Gemahls," sagte Franz in dem Tone der gesellschaftlichen Höflichkeit, „er ist plötzlich verhindert, zu Tisch zu kommen."

Frau Moritz hatte das Billet rasch überflogen. Es klang harmlos genug: „Liebe Agathe, eine wichtige Konferenz wird mich bis in die späte Nachtstunde festhalten. Ich lasse mich von meinem jungen Freund vertreten. Biete ihm ein Couvert an unserem einfachen Mittagstisch an; vielleicht ist er auch so liebenswürdig, euch statt meiner in die Oper zu begleiten." Sie durchschaute unschwer den Gedankengang ihres Mannes und war innerlich empört. Aber nochmals wollte sie sich nicht als ungewandte Hausfrau zeigen. Sie begrüßte Franz freundlich, als wäre er ein gewohnter Gast des Hauses, und auch Paula, die im ersten Moment eine Bewegung machte, als wollte sie die Flucht ergreifen, wußte sich genügend zu beherrschen, um nach einigen Minuten am Gespräch teilzunehmen. Es war hauptsächlich das Verdienst von Stips, daß man bald nicht nur plauderte, sondern auch lachte und scherzte. Der Mops hatte eine Zuneigung für den Gast gefaßt; er gab ihm unaufgefordert die Pfote, versuchte auf seinen Schoß zu springen, und da der junge Doktor selbst ein großer Hundefreund war, ging es an ein Bewundern von Stips' Vorzügen, die Franz wiederum durch fein beobachtete Züge aus dem Leben anderer hervorragender Hunde seiner Bekanntschaft erwiderte. Dann kamen die Blumen an die Reihe, Paulas Pfleglinge und Lieblinge; die Musik, die

Litteratur — eine Stunde war im Fluge vergangen. Franz, der gar nicht die Absicht gehabt hatte, der Tischeinladung zu folgen, sah sich bald in dem kühlen, halb verdunkelten Speisesaal in herzlichem Gespräch mit zwei Frauen, die er sich recht gut als seine Schwester und Mutter denken konnte. War das wirklich derselbe Raum, in dem sich jene peinliche Scene abspielte? die behagliche alte Dame die geängstigte Wirtin von neulich? und dieses zierliche Geschöpf der trotzige Backfisch, der ihn mit spöttischem Mitleid erfüllt hatte? Das Mahl war einfach, ohne jede Bereicherung für den unerwarteten Gast; das Gespräch gemütlich, wie zwischen alten Freunden. Man sprach von Familie, von den Tagen der Jugend, und Franz überraschte sich bei langvergessenen Erinnerungen an seine Eltern, Geschwister, an das arme Heimatsdörfchen, in dem er geboren. Welch guter Geist hatte ihn so verwandelt? Nach Tisch eilte Paula, die vor Freude glühte, Götze als Lohengrin zu hören, ihre Toilette zu wechseln, und sah überaus lieblich aus im luftigen weißen Spitzenkleid, einen Strauß weißer Rosen an der Brust. Frau Moritz erwähnte nichts mehr von der vorgeschlagenen Begleitung in die Oper. Auch Franz überging sie mit Stillschweigen. Er half den Damen in den Wagen, verabschiedete sich ehrerbietig und blieb noch ein Weilchen an der Thür der Villa stehen, den Staubwolken nachblickend, welche die raschen Pferde aufwirbelten. Ihm war so wohl zu Mut; er sehnte sich, heute noch etwas Angenehmes zu erleben. Nach Hause gehen? oder in den zoologischen Garten? Wollte er nicht längst den „Lohengrin“ noch mal hören? Er zahlte dem erfreuten Billethändler vor dem Opernhaus den geforderten Mehrbetrag und hatte bald im ersten Rang Paula entdeckt, die sich, ohne auf die glänzende Umgebung zu achten, mit allen Sinnen in die Musik versenkte. Er sprach sie an diesem Abend nicht mehr. Herr Moritz nahm, gegen Ende des zweiten Aktes, den leeren Platz neben der Tochter ein. Dem jungen Doktor wurde von seinen weiblichen Bekannten, die ihn erfreut begrüßten, eine Unzahl Ritterdienste zugemutet. Aber seine Freundinnen, die er bisher mit Vorliebe unter den verheirateten Frauen gesucht, erschienen ihm heute geziert und frivol; er entdeckte Puder und Schminke sowie ein auffallend geräuschvolles Benehmen an ihnen. Und als er beim Heimgehen den Liebesgesang Elsas und Lohengrins vor sich hinsummte, fiel es ihm plötzlich ein, wie gut weiße Spitzen und blasse Rosen zu einer zierlichen Gestalt und einem unschuldigen Mädchengesicht passen.

Von nun ab war er ein häufiger Gast des Moritzschen Hauses. Der Banquier ließ es nicht an Einladungen fehlen: zu Tisch, zu Ausflügen, zu Kegelpartien, und Franz folgte ihnen, ohne viel zu überlegen. War doch die Mehrzahl seiner Bekannten abgereist, die Gartenveranda in der Bellevuestraße ein so behaglich kühles Plätzchen und Frau Moritz eine so mütterliche Freundin. Paula fand er nie mehr wieder so kindlich heiter wie an jenem Sommertag, da er sie überrascht. In des Vaters Gegenwart immer stiller, war sie jetzt wieder gedrückt und befangen. Ein Schleier lag über ihren Augen, ein blasser Schimmer auf ihren Wangen. Oft, wenn sie, in sich zusammengesunken, in einer Ecke saß, die Lippen zusammengepreßt, mit den nervösen Fingern eine Blume zerpflückend, schien sie wieder der unbedeutende Backfisch des ersten Abends. Franz plauderte mehr mit der Mutter als mit der Tochter. Er fand nicht immer den Ton, der für achtzehnjährige Ohren paßte; Komplimente zu machen, war ihm verboten. Und die harmlose Neckerei wie mit einer Schwester oder Cousine, wie sie sich ihm Paula gegenüber am leichtesten auf die Lippen drängte, verstummte vor der Schüchternheit des jungen Mädchens, die auch ihm die Unbefangenheit raubte. Er verkehrte nun bald drei Wochen bei seinen neuen Freunden und schien es gar nicht zu bedenken, welches Ende dieser Bekanntschaft bestimmt war. Wenigstens war er aufrichtig erschrocken, als der Onkel

ihn eines Tages der gedankenlosen Harmlosigkeit entriß.

„Nun, mein Junge," sagte er, noch in der Thür stehend, „wie weit bist du mit Paula? wann feiern wir Verlobung?"

„Ich verstehe dich nicht —"

„Mache nur keine Ausflüchte wie ein junges Mädchen! Dein künftiger Schwiegervater hat mich eben verlassen. Wenn seine Tochter nur halb so glücklich ist als er, so gratuliere ich von Herzen."

„Aber Onkel, du irrst wirklich! Ich habe Fräulein Moritz herzlich lieb, wie eine Schwester —"

„Was soll das heißen, wozu spielst du mir Komödie vor? Du weißt ebensogut wie ich, aus welchem Grunde du in das Moritzsche Haus gezogen wurdest. Ihr habt das beide ganz gut maskiert und drei lange Wochen das ‚Sich-kennenlernen' gespielt. Nun ist es aber Zeit, daß die Sache ein Ende nimmt. Es ist spät an der Jahreszeit, ich will nach der Verlobung verreisen."

„Ich soll also wirklich —" Franz war ganz blaß geworden.

„Wir haben daher verabredet, daß du morgen mittag um das Mädchen anhältst."

„Aber um Gottes willen, ich bin noch gar nicht mit mir einig!"

„Das hättest du dir früher überlegen sollen, ehe du täglicher Gast des Hauses wurdest und das Mädchen kompromittiertest. Doch wozu rege ich mich auf? Das sind ja nur Redensarten, die letzten Zuckungen der widerstrebenden Freiheit! Soll immer so sein. Mut, mein Junge, du hast einen guten Griff gethan! Das Mädel — na, mir wäre sie ein bißchen zu zart, aber sie kann sich noch herausmachen. Und brav ist sie auch, fügsam und nachgiebig; du wirst sie dir ziehen können. Eine Schwiegermutter kriegst du, der zuliebe man alle schlechten Schwiegermütterwitze vernichten möchte. Der Schwiegervater dürfte allerdings etwas angenehmer sein, aber seine sonstigen wertvollen Eigenschaften — Donnerwetter, knauserig ist er nicht! Du kannst bestimmen, ob du die Summe bar ausgezahlt oder als Rente —"

„Onkel, ich bitte dich, verschone mich mit diesen Details!"

„Spitzbube, du kannst gut den Uneigennützigen spielen! Du weißt, auf deinen Onkel kannst du dich verlassen. Nun du kannst bei mir die ganze Sache einsehen. Wir haben es, der Klarheit halber, schriftlich gemacht. Du wirst auch sehen, daß ich dir nach meinem Tode — Nun ja, ich bin schon still. Du scheinst wirklich etwas erregt. Bravo, das gefällt mir, das giebt dir etwas Bräutigamhaftes, Verliebtes. Adieu denn, und vergiß nicht: morgen mittag um zwölf Uhr — schwarzer Rock, schwarze Krawatte, feierliche Werbung — Erröten, Kuß — in zwei Tagen offizielle Verlobung. Ich gratuliere von Herzen im voraus."

Franz fühlte des Onkels Umarmung, hörte das Schließen der Thür, das Geräusch seiner verhallenden Schritte. Betäubt stand er in der Mitte des Zimmers still. War es denn wahr? Hatte er sein Schicksal besiegelt? seine Freiheit dahingegeben? Liebte er denn Paula? war sie die Frau seines Wunsches? Nein, abermals nein! Sie war ihm wert; an jenem Sommertage, da sie sich so reizend natürlich gegeben, war sie ihm sogar begehrenswert erschienen. Aber sie war noch ein Kind. Und dann — liebte sie ihn? Nichts sprach dafür. Ihre Scheu schien bei längerer Bekanntschaft eher zu wachsen als zu schwinden. Und doch — sie erwartete ihn morgen mittag. Ohne ihre Zustimmung konnte ihr Vater diese Anordnung nicht getroffen haben. Konnte er sie durch seine Zurückweisung kränken? war er nicht wirklich schon zu weit gegangen, um, ohne ehrlos zu erscheinen, zurückzutreten? Und wollte er denn ernstlich zurücktreten? Lockte ihn nicht der Reichtum, die behagliche Lebensfreude, die ihn erwartete? Würde ihm dieser Reichtum nicht helfen, Paula zu erziehen, ihre anmutigen Eigenschaften zu entwickeln? — Aber diesen Reichtum! durfte er ihn annehmen aus der Hand des Mädchens, das er nicht liebte? — Warum nicht? Gab er ihr doch dafür Stellung und

Rang, den er in Zukunft bestimmt zu erringen hoffte.

So stürmte es in ihm auf und nieder in den Stunden vor der Entscheidung. Der Schlaf floh seine Augen, und er sah bleich aus, wie von Liebesleid bedrückt, als er am nächsten Morgen die Glocke der Moritzschen Wohnung zog. Eine alte Dienerin, die Paula aufwachsen gesehen hatte, öffnete ihm. „Fräulein Paula ist im Salon!“ raunte sie ihm verständnisvoll zu. Für sie war der Zweck seines Kommens offenbar kein Geheimnis. Der Salon war ein Raum, den die Familie selten benutzte und welchen nach Herrn Moritz' Geschmack ein Überfluß von rotem Plüsch, Gold und Porzellan zierte. Als Franz zögernd die Thür öffnete, sah er Paula in der Ecke des Sofas sitzen. In dem prunkvollen großen Möbel erschien ihre weißgekleidete Gestalt noch kindlicher als sonst. Sie wendete den Kopf nicht nach dem Nähertretenden, als hätte sie ihn nicht gehört. Ihre Augen blickten vor sich in den Schoß mit einem verwirrten, hilflosen Ausdruck. Ein tiefes Mitleid ergriff Franz — nicht jenes spöttische des ersten Abends, aber ein Gefühl, das ihn selbst rührte, als drohte ihr eine Gefahr und er müßte sie an sein Herz ziehen, sie schützen.

„Fräulein Paula,“ sagte er, ihre kalten Finger ergreifend, „ich bin gekommen, Sie zu fragen —“ Er wußte nicht weiter. Alle schönen Worte, die er für diesen Moment vorbereitet, schienen ihm unwahr. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn. „Fräulein Paula — Sie wissen, wie ich für Sie fühle; können Sie mir ein klein wenig gut sein?“ Da blickte sie flüchtig zu ihm auf. Aus ihren feuchten Augen sprachen Schmerz, Scham und ein Etwas — Franz verstand es nicht; aber dieser Blick erhellte plötzlich das junge Gesicht mit so viel jungfräulichem Liebreiz — Franz fühlte sein Herz wärmer schlagen. „Wollen Sie mein Weib werden, Paula?“ flüsterte er. „Ich weiß, ich verdiene Sie nicht — aber wollen Sie mir vertrauen — ich will Sie schützen und hegen, und keine Thräne des Schmerzes soll diese klaren Augen je trüben.“ Sie antwortete nicht, aber sie duldete, daß er seinen Arm um sie schlang; sie duldete den Kuß auf ihre spröden zurückweichenden Lippen — sie war seine Braut.

* * *

Franz saß am geöffneten Fenster seiner Wohnung. Auf dem Schreibtisch vor ihm lagen beschriebene Blätter, die der Wind leise hin und her bewegte. Es waren Briefe seiner Braut. Vor einigen Wochen war die Familie Moritz nach Ostende gereist; er war zurückgeblieben. Nicht freiwillig allerdings. Sobald es festgestellt war, daß Frau Agathe nach den Aufregungen der Verlobung und vor den Strapazen der Hochzeit einer Erholung dringend bedurfte und mit Mann und Tochter an die See gehen sollte, machte sich Franz in Gedanken sofort reisefertig. Sein Onkel war der erste, der dagegen Protest einlegte. „Es wäre der Gesundheit deiner zukünftigen Frau sehr förderlich, wenn deine Braut allein ins Bad reiste. Paula hat zu viel Gemüt und zu wenig Fleisch. In deiner Gegenwart wird das eine sich nicht beruhigen, das andere nicht zunehmen“ — eine Andeutung, die der Neffe nicht beachtete. Aber Paula selbst sagte ihm eines Abends in ihrer ruhigen Art: „Bitte, begleite uns nicht, lieber Franz. Es ist der letzte Sommer, in dem ich meiner Mutter noch allein gehöre. Schenke ihn uns. Lasse mich noch einmal nur liebende Tochter sein.“ Was konnte er einem solchen Wunsch erwidern? War er nicht überhaupt machtlos dem ernsten Blick, dem bestimmten Wesen seiner Braut gegenüber? Seine Braut — was für ein seltsames, rätselhaftes Wesen war sie doch. Wie wenig konnte er noch in ihrem Herzen lesen, trotz der Freiheit des täglichen Verkehrs. So wie sie am ersten Abend ihrer Bekanntschaft sich anders gezeigt, wie er erwartet, so war auch ihr bräutliches Benehmen gänzlich verschieden von dem Bild, das er sich davon

entworfen. Die ersten Tage der Brautzeit waren wie im Rausch vergangen. Depeschen, Briefe, Gratulanten ließen die jungen Leute kaum zur Besinnung gelangen. Herr Moritz liebte es, die Sachen im großen Stil zu arrangieren. Was Berlin noch an Marodeuren der Sommerfrische beherbergte, vereinte er täglich in seiner Villa zu feierlichen Diners. Als wäre die Anwesenheit einiger Dutzend fremder Leute notwendig zur Entwickelung eines jungen Glückes. Franz war ihre Gegenwart anfangs nicht unangenehm. Sie halfen ihm, sich leichter in die Situation hineinzufinden. Aber auch, als er anfing, sich nach einer Aussprache mit seiner Braut zu sehnen, fand er es unmöglich, mit ihr allein zu sein. Fast immer war die Mutter zugegen, offenbar auf der Tochter ausdrücklichen Wunsch. Und dann war Paula das heitere Kind, das nicht ohne einen gewissen spöttischen Humor über Welt und Dinge plauderte. Sowie aber die „Dritte im Bunde" sich entfernte, fiel ein Schatten auf ihr unbefangenes Wesen. Sie wurde scheu, verwirrt und hatte gegen Franzens Liebkosungen ein unbewußtes Widerstreben, das er nicht zu überwinden wagte. Der Don Juan der Salons fühlte sich eingeschüchtert durch den einfachen Ernst dieses kleinen Mädchens. So manche Frau seiner Bekanntschaft, deren Ruf tadellos, deren Ehe musterhaft, hatte ihm wärmere Liebeszeichen gewährt als seine zukünftige Gattin. Mehr als die leidenschaftlichste Hingebung es vermocht hätte, fesselte ihn diese kühle Zurückhaltung. Paulas ganzes Wesen war ihm ein Rätsel, dessen Lösung ihn unaufhörlich beschäftigte. An ihr erstes Zusammentreffen wollte sie nicht erinnert sein. Als er sie neckend fragte, ob er ihr denn einen so großen Abscheu eingeflößt, sagte sie leise: „Bitte, sprich nicht davon, es thut mir weh." Und sie wünschte auch nicht, daß er den ganzen Tag in der Bellevue-Straße verbringe. „Ich kann meine Pflichten nicht plötzlich aufgeben, und auch du sollst dich in deinem Studium nicht stören." Konnte er ihr sagen, daß er sich weniger als je gelaunt fühlte zu arbeiten, wo es so lockend war, die heißen Tage in dem dämmernden Gartenzimmer zu verträumen, mit ihren blonden Locken zu tändeln? So suchte er die Entwürfe zu „seinem Werk" wieder hervor, besuchte das chemische Laboratorium, sammelte Notizen, machte Experimente und war selbst erstaunt über den freudigen Stolz, mit dem er seiner Braut von seinen Forschungen erzählte.

Sie war in jeder Hinsicht anders als ihre Gefährtinnen; sie verbarg ihre Talente, anstatt sich damit zu schmücken. Nur durch Zufall hatte er ihre liebliche, klare Singstimme entdeckt, und sie war ernstlich böse, daß die Mutter dem Verlobten ihr Skizzenbuch gezeigt — Studien nach der Natur — und eine ganze Reihe Karikaturen, unter denen Franz zu seinem Ergötzen so manches bekannte Gesicht fand. Jawohl, Paula war begabt, sie hatte auch Herz, vielleicht auch Temperament. Würde es ihm gelingen, den Funken zu wecken, welcher die Eisdecke der jungfräulichen Sprödigkeit von ihrem Herzen schmolz?

„Paula liebt mich nicht," klagte er der Mutter, zu der er sich innig hingezogen fühlte und die ihm seine Verehrung mit mütterlicher Sympathie vergalt; „sie flieht meine Gesellschaft mehr, als sie sie sucht; ich muß Stips um ihre Zärtlichkeiten beneiden."

„Habe Geduld," tröstete dann die alte Dame, „sie ist noch ein Kind. Sie hat nicht wie andere Mädchen im Verkehr mit der Welt die Gewandtheit einer Dame gewonnen. Du warst der erste Mann, der sich ihr näherte, eure Bekanntschaft ist noch zu kurz; nur langsam erschließt sich ihr Herz, um dir dann um so treuer anzugehören."

So ließ er Paula reisen. Beim Abschied sagte sie: „Du mußt mir nicht täglich schreiben, nur wenn deine Zeit es erlaubt. Du wirst gewiß doppelt fleißig arbeiten, sobald ich Störenfried dich verlasse."

Und der Onkel, der sich auf dem Wege

nach England der Familie bis Ostende anschloß, flüsterte ihm ins Ohr: „Nun, Junge, kannst du die letzten Tage der Freiheit noch ausgenießen. Schade, daß ich dir dabei nicht helfen kann. Aber es giebt drüben ein paar neue, interessante Kuren zu studieren. Man muß mit der Zeit fortschreiten."

Entrüstet über die „Lieblosigkeit" seiner Braut hatte Franz nicht übel Lust, des Onkels Rat zu befolgen. Aber merkwürdig, das alte Leben hatte seinen Reiz für ihn verloren. Er hatte keine Fühlung mehr mit den Witzen seiner Bekannten, das Benehmen seiner Freundinnen mißfiel ihm. Ihn schauderte bei dem Gedanken, daß Paula einst so vielsagende Blicke versenden könnte. Er nahm sich vor, in der Wahl seines zukünftigen Umgangs sehr vorsichtig zu sein, und überraschte sich bei der Entdeckung, daß er sich bei seiner ernsten Arbeit am wohlsten fühle. Das erste Heft seines Buches lag druckfertig vor ihm. Wie würde das Paula freuen. Paula und immer Paula! Welche Macht hatte dieses Mädchen über ihn gewonnen! — Ein stärkerer Windstoß fing sich in den Papieren, ein Blatt fiel zur Erde — Paulas erster Brief. Franz bückte sich danach, um — zum wievieltenmal? — darin zu lesen.

„Unsere Wohnung liegt nicht am Strand. Mama fürchtet die Nähe des Wassers. So hörte ich beim Ankommen nur ein leises Brausen und Summen, dem Geräusch des Sturmes ähnlich, und doch anders — gleichmäßiger, ruhiger. Ich ließ dem armen Papa kaum Zeit, den Reisestaub abzuschütteln. Schnell zog ich ihn fort, voll Ungeduld, das Meer zu sehen. Das große Meer hatte sein Festgewand angelegt, um deiner kleinen Paula zu imponieren. Ich stand an die Brüstung des Gitters gelehnt, regungslos, atemlos. Aus unermeßlicher Ferne wälzten sich die Wasserfluten gegen mich, graugrün, mit weißen Kämmen. Je näher sie kamen, desto höher schienen sie sich zu türmen. Welle auf Welle überschlug sich, bis die letzte ihre Gischt auf die Digue und in mein Gesicht spritzte. Ich war überwältigt, berauscht! Es zog mich hinab in die brausende Flut! ‚Na, Paula, willst du hier übernachten?' fragte mein Vater. Ich erwachte aus meiner Bezauberung. Jetzt erst sah ich, daß die Digue — eine Straße so breit wie die Linden — elektrisch beleuchtet, makadamisiert und mit eleganten Spaziergängern besetzt war. Ich sah das Kurhaus, ein Riesenvogelbauer aus Draht und Glas, in welchem buntgefiederte Menschen wie Vögel hin und her huschten. Jetzt fühlte ich erst meine Abspannung und daß mir im Augenblick mein gutes Bett im Hotel Fontaine weit dienlicher sei als das kalte Wasserbett der Nordsee."

„Ich komme eben aus dem Bad," hieß es in einem anderen Brief, „erfrischt und angeregt, als hätte ich mich in Champagner getaucht. Was für ein Gefühl, wenn man seine Kabine wieder erreicht, halb blind, halb erstickt von den salzigen, sich überschlagenden Wellen; die Füße wund von dem Sand, in den man sich eingekrallt, die Arme müde von dem Kampf gegen die Gewalt des Wassers und doch so leicht, als wäre man eben zu einem neuen Leben geboren, voll Frohsinn, Heiterkeit und — Hunger! Und wie glücklich ist Stips, wenn ich auf dem Sand erscheine! Er nimmt stets Abschied fürs Leben, wenn ich in den Wellen verschwinde, und heult mit verdoppelter Freude, wenn ich seinen Sprüngen wieder erreichbar bin. Dann umrennt er mich in weiten Kreisen, wirft dabei alle Stühle, Kinder und Körbe um, die ihm in den Weg kommen. Was für reizende Kinder es hier giebt! Ich wollte, du könntest sie sehen. Abgehärtete, emancipierte, die ohne Stiefel, Strümpfe, mit geschürzten Kleidern bis an die Knie im Wasser waten und graben; schüchterne, welche, die mutigen Kameraden mit großen Augen betrachtend, nicht wagen, die roten Socken und gelben Schuhe auszuziehen; elegante, mit gebrannten Stirnlocken, Krinolinen, großen roten Sonnenschirmen, die verächtlich auf die Spielenden herabblicken

und sich gegenseitig den Hof machen wie die Großen.“

Und wieder ein anderer Brief:

„Es war das drolligste Zusammentreffen meines Lebens. Ich schrieb dir doch schon, daß Frau Kommerzienrätin Sternberg hier ist. ‚Madame Sternberg, conseillère de commerce, avec suite‘ heißt sie in der Fremdenliste. Eine ganz andere Frau, als du in Berlin in ihr kennst. Von der Eleganz ihrer Toiletten machst du dir keine Vorstellung. Täglich ist sie von zehn bis elf auf der Digue im unglaublichsten Morgenkostüm die zärtlichste Mutter, die anderen Stunden widmet sie ihren vornehmen Bekanntschaften. Sie verkehrt nur mit Ausländern: mit einem russischen Fürsten, einem brasilianischen Millionär, einem englischen Afrikareisenden, einem polnischen Grafen. Mit dem letzteren plauderte sie gerade, als sie uns traf. Die Arme, sie war so verlegen! Sie wagte es nicht, uns zu übersehen, und hätte doch um alles in der Welt ihren Grafen nicht mit uns einfachen ‚Moritz‘ bekannt gemacht. Leider trifft man sich in Ostende auf Tritt und Schritt, und ihre Bemühungen, die vornehmen neuen von den plebejischen alten Freunden fern zu halten, sind zu belustigend. Sie überhäuft uns mit Liebenswürdigkeiten in den fünf Minuten, die sie uns widmet, als wollte sie sagen: ‚Nehmt das für die Unterhaltung zweier Stunden.‘ Sie bedauert stets unendlich, nicht mit uns speisen zu können, ‚aber gerade heute hätte sie dem Fürsten Nitschikoff zugesagt — Lord Selmore wäre untröstlich, wenn sie ihn im Stich ließe.‘ Daß eine Kombination möglich, die sie unsere allseitige Gesellschaft zu gleicher Zeit genießen ließe, ist natürlich außer Frage. Du kannst dir denken, wie diese Manöver Mama und mich amüsieren, wie Papa diese ‚Falschheit‘ entrüstet! — Nun denke dir, daß ich gestern mit dem süßesten Baby Ostendes Freundschaft geschlossen. Wie immer vermittelte Stips diese Bekanntschaft. Bald lagen wir alle drei im Sand, unter einem großen roten Schirm, und die strahlenden Kinderaugen betrachteten entzückt das Kind mit dem Hund, das ich nach der Natur in mein Skizzenbuch einzeichnete. Da näherte sich eine Dame, schlank, von Kopf zu Fuß eine Lady. Es war die Mutter der Kleinen. Sie sprach mich an, bat um die flüchtige Skizze, lobte mein kleines Talent und bat mich, sie in ihre Villa am Strand zu begleiten, um mir ihre Aquarelle zu zeigen. Sie hatte sich mir vorgestellt. Es war Lady Selmore, die Gattin von Frau Sternbergs Afrikareisenden, der ihr noch nie angeboten hatte, sie mit seiner Familie bekannt zu machen. Und als wir beide auf dem Balkon standen, über eine Mappe gebeugt, Baby, das die dear aunt nicht verlassen wollte, auf meinem Arm — wer kam vorbei? Madame la conseillère de commerce in türkischrotem Muslin mit blauen Schleifen — tableau! — Und die Liebenswürdigkeit, mit der sie mir Nachmittag anbot, mich den Herren ihrer Bekanntschaft vorzustellen: ‚Les amis de mes amis sont mes amis — das war von jeher mein Grundsatz. Den wollen wir gegenseitig festhalten — nicht wahr, meine Liebe?‘“

Franz legte den Brief aus der Hand So waren sie alle: frisch, munter, spöttisch zuweilen. Aber wo war ein Wort von Liebe, von der Sehnsucht der Braut, die den Bräutigam seit Wochen entbehrte? Ein anderes Couvert, dessen Adresse die Schrift der Schwiegermutter zeigte, öffnete er jetzt.

„Lieber Sohn,“ hatte Frau Moritz geschrieben, „du hast meine Berichte wohl nicht vermißt, denn Paula war deine fleißige Korrespondentin. Sie hat hier alle Pflichten für mich übernommen und pflegt ihre Mutter wie ein krankes Kind. Ich lasse mir's gern gefallen, denn ich fühlte mich recht elend. Auch heute schreibe ich hinter Paulas Rücken, nicht nur, um ihrer Strafpredigt zu entgehen, sondern weil ich im Begriffe stehe, einen schnöden Vertrauensbruch an meinem geliebten Kinde zu begehen. Aber du wirst mich nicht verraten. Du wirst die reine Absicht

nicht verkennen, die mich zu einer häßlichen That treibt. — Du erinnerst dich der Trostworte, mit denen ich dich oft über Paulas Kälte beruhigte. Innerlich gab ich dir recht. Der Himmel weiß, daß ich dir nicht ohne Vorurteile entgegenkam. Aber du hast sie längst überwunden. Ich habe dich zärtlich lieb gewonnen wie einen Sohn und grämte mich oft genug im stillen über Paulas Verschlossenheit. Ich wagte nicht, mit ihr darüber zu sprechen. Seit ihrer Verlobung ist sie verändert, ihr altes Vertrauen zu mir ist verschwunden, und ich fürchtete, es für immer zu verlieren, wenn ich es zu ertrotzen suchte. So schwieg ich und litt im stillen wie mein Kind. Denn hier in Ostende fiel mir ihr ungleiches Wesen doppelt auf. Der übermütigsten Heiterkeit folgen Stunden trübseligster Melancholie, und des Morgens sprechen mir ihre matten Augen oft von durchwachten Stunden. Gottlob, meine Sorgen waren unbegründet! Dieses Blatt, das ich gestern in Paulas Mappe fand, sagte es mir. Es macht mich so glücklich, daß ich es dir sende. Du wirst es heilig halten, wirst mit der Laune eines spröden Mädchenherzens noch Geduld haben, bis die Stunde kommt, wo es sich dir ganz und heiß erschließt. Dann wird auch sie mir verzeihen, daß ich dir ihr keusches Geheimnis verraten, daß ich dir gesagt habe, was sie nur sich selbst zu gestehen wagt — Paula liebt dich!“

Da lag das Papierschnitzel; wie oft hatte Franz es gelesen, die Schrift mit seinen Küssen halb verwischt.

„Geliebter! Die Sehnsucht nach dir läßt mich nicht schlafen. Ich muß dem Papier, das du nie sehen wirst, sagen, daß ich dich liebe — liebe — liebe — unsagbar, grenzenlos, glühend. Wann wird die Stunde kommen, wo ich dir das selbst sagen, wo ich dich mit meinen Armen umschlingen, mit meinen Küssen ersticken kann? Wird sie jemals kommen? Ach, wenn du jetzt bei mir wärest, wenn du mir sagtest: ‚Komm mit in das schwankende Boot!‘ und mich mit dir nähmest, weit übers Meer, allein mit dir, ganz dein!“

Hier endete das Bruchstück. Wie schon oft jagte es die Glut in Franzens Wangen, ließ es sein Herz wilder klopfen. Aber wie ebenso oft ließ er es wieder sinken, Mißtrauen und Zweifel in der Brust. Warum dieses Doppelspiel äußerer Kälte und innerer Glut? Warum dieses Geheimnis, wo Offenheit nicht nur erlaubt, sondern geboten war? Draußen erklang die Glocke; der Diener brachte einen Brief. Es war nicht die Zeit für die ausländische Post, und doch war es Paulas Schrift. Hastig riß er das Couvert auf und las mit befremdetem Erstaunen:

„Lieber Franz! Wir sind gestern abend in Berlin angekommen. Geschäftliche Depeschen riefen Papa so plötzlich zurück, daß ich dir unseren Entschluß nicht rechtzeitig mitteilen konnte. Sei mir nicht böse und komme zur gewohnten Stunde zu deiner Paula.“

Das war ganz Paula! Ihm die Freude der Erwartung zu rauben; ihn zu hindern, ihr durch eine sinnreiche Aufmerksamkeit zu beweisen, wie viel er an sie gedacht! Sie fürchtete gewiß den stürmischen Empfang vor fremden Augen, die kleine Prüde. Er ballte das Papier ärgerlich in der Faust zusammen, glättete es dann aber wieder sorglich, eilte an die Toilette, wählte und band die Krawatte mit besonderer Sorgfalt; stürzte — zu eilig, um sich eines Wagens zu bedienen — in die nächste Blumenhandlung und von da, die schönsten Rosen der Jahreszeit in der Hand, zu seiner Braut.

* * *

In der Wohnung seiner Schwiegereltern fand Franz alle Anzeichen einer überstürzten Ankunft. Die Koffer standen noch auf dem Flur. Die Thür zum Vorsaal war offen. Diener und Handwerker brachten Möbel und Gardinen in die alte Ordnung. Er trat unangemeldet in das große Wohnzimmer, wo Paula eben ein Makartbouquet in eine Vase ordnete. Die

Blätter entfielen ihrer Hand. „Franz!“ — „Paula!“ ertönte es zu gleicher Zeit. Sie lag in seinen Armen. Seine Vorwürfe waren vergessen; Kuß auf Kuß drückte er auf ihre zitternden Lippen. Da trat die Mutter ein. Schnell entwand sich das Mädchen den umschlingenden Armen. Jetzt erst konnte Franz seine Braut ruhig betrachten. Sie hatte sich sehr verändert. Die Gestalt war höher, die Formen gerundeter; die blonden Flechten legten sich um den Kopf. „Die neue Defreggerfrisur,“ meinte die Mutter. Die krausen Löckchen waren kokett an der Seite gescheitelt. Ihre Wangen waren gebräunt, gerötet, Augen und Zähne blitzender als je — das Kind hatte sich zur Jungfrau entwickelt. Entzückt wollte er sie nochmals an sich ziehen, aber sie hatte ihre gewohnte Selbstbeherrschung wiedergewonnen. Wieder war sie das liebenswürdige, aber unbräutlich kühle Mädchen.

„Das soll und muß anders werden!“ sagte sich Franz, als er auf dem Heimweg an den einzigen Abschiedskuß dachte, mit dem er sich begnügen mußte. „Entweder Paula liebt mich — oder —“ Sein Herz zog sich krampfhaft zusammen. Er wagte über das „oder“ nicht hinauszudenken. Er liebte Paula. Der Gedanke, sie zu verlieren, war herber als der Tod. So schwieg er — schwieg auch ferner. Denn es wurde ihm schwerer als je gemacht, seine Braut allein zu sprechen. So jung die Saison noch war, so reich an Diners und Festlichkeiten für das Brautpaar. Die große Schar der Bekannten war in die Stadt zurückgekehrt. Jeder hielt es für seine Pflicht, den jungen Leuten ein paar Stunden ungestörten Glückes zu rauben. Die Vormittage waren nicht minder schwierigen Pflichten gewidmet. Ende November sollte Hochzeit sein. Da galt es, die Ausstattung zu besorgen, die Wohnung einzurichten.

Herr Moritz hatte den Mieter der ersten Etage in aller Freundschaft vermittels einer hohen Abfindungssumme exmittiert und ließ nun nach Herzenslust tapezieren, vergolden, dekorieren. Man sah ihn nicht mehr anders als mit Bleistift und Notizbuch. Gab es einmal einen gesellschaftsfreien Abend, so sprach er mit seinem Schwiegersohn über Plüsch, Bronze, Watteauschlafzimmer, Rokokoboudoir und Schimmelgespann. Am meisten beschäftigte ihn die Erwerbung der Saloneinrichtung, wegen der er mit dem Verwalter eines ruinierten Fürsten in Unterhandlung stand. Louis XV., Möbel mit Elfenbein eingelegt, Meißener Gruppen, Gobelins und wertvolle alte Gemälde.

„Aufs Geld kommt's mir nicht an, wenn es nur pompös wird! In der ganzen Stadt soll man davon sprechen! Eine Einrichtung, wie die meiner Tochter, soll noch nicht gesehen worden sein!“

Die Hauptperson, für welche man so viel Mühe und Geld aufwandte, Paula, nahm keinen Anteil an solchen Beratungen. „Mir ist es gleich; wie du willst, Papa,“ sagte sie stets, wenn sie gefragt wurde.

Und Franz sah oft ihr Auge mit vorwurfsvollem Ausdruck auf sich ruhen. Er wußte nicht, warum. Auch ihm, so sehr er den Luxus liebte, widerstrebte oft die Prunksucht des Vaters, die Unzartheit, mit der er die Summen nannte, die er den Kindern zum Geschenk machte. Aber durfte er dem Millionär die Freude stören, das zukünftige Heim seines Lieblings mit Aufwand all seiner Mittel zu schmücken? Und mußte es nicht eine Freude sein, so mit vollen Händen geben zu können? Damit beschwichtigte er jeden Selbstvorwurf und gestand sich nicht, daß die glänzende Zukunft, die sich ihm eröffnete, die Huldigungen, die alle Welt ihm und Paula darbrachte, ihn ein wenig berauschten. Er hatte nur Freunde, nur Gönner. Von allen Seiten kamen Briefe, Geschenke, Aufmerksamkeiten. Er brachte alles nach der Bellevuestraße, „um seinen Schwiegervater zu erfreuen“, und dieser Zweck wurde jedenfalls vollständig erreicht.

Mit behaglichem Schmunzeln strich Herr Moritz alle diese weltlichen Ehren des Schwiegersohnes als wohlverdiente Zinsen eines gut angelegten Kapitals ein.

„Ein Couvert mit neunzinkigem Wappen! Donnerwetter!“

„Graf Lothar von Schneckburg — eine Reisebekanntschaft. Er ladet mich zur Jagd auf sein Schloß Rauhthal. Er wird warten müssen, bis ich ihm im nächsten Jahre meine junge Frau mitbringe.“

„Und hier — eine Gelehrtenschrift.“

„Von Professor Ergen aus Heidelberg. Einst mein hochverehrter Lehrer und bester Freund. Der mischt einen Tropfen Wermut in seinen Glückwunsch. Es war stets sein Wunsch, mich als Privatassistenten zu sich zu berufen.“

„Wird er sich jetzt verkneifen müssen. Frau Privatassistentin! ein hübscher Titel — wie, Paulachen? — Hier Poststempel Straßburg.“

„Major von Bretfeld hofft zu meiner Hochzeit Urlaub zu bekommen. Ein Kriegskamerad — wir lagen zusammen vor Metz — und ein guter Freund trotz des Rangunterschiedes.“

„Soll einen Ehrenplatz kriegen — neben der schönsten Brautjungfer.“

Paulas Stimme fehlte auch bei diesen Diskussionen, und Franzens gehobene Stimmung wurde oft durch einen Blick ihrer ernsten Augen plötzlich gedämpft.

Der Hochzeitstag rückte immer näher. Die gesellschaftlichen Pflichten, deren Befolgung Herr Moritz streng verlangte, wurden endlich selbst Franz lästig. Als er eines Abends seine Krawatte im Vorzimmer der Frau Kommerzienrätin Sternberg vor dem Spiegel ordnete, sagte er sich, daß er seit einer Woche seine Braut nur noch in Gesellschaft gesehen, und da sie jede demonstrative Zärtlichkeit scheute, daß er kurz vor der Hochzeit kaum anders mit ihr verkehre als mit einem anderen wohlerzogenen Mädchen seiner Bekanntschaft. Nicht einmal abholen hatte er sie heute dürfen. Die Damen waren in großer Toilette und der Wagen für vier zu klein. So suchten seine Augen sehnsüchtig, sobald er den Saal betreten.

Die Gesellschaft war glänzend und zahlreich; sie galt zwei Brautpaaren. Else Arnstädt, eine Cousine der Hausfrau, hatte sich mit Herrn von der Lagen, dem blonden Attaché, verlobt. Dem Souper sollte ein Konzert vorangehen, und von Herrn Wrenzlers Geige erklangen bereits die ersten Töne eines Brahmsschen Walzers. Franz konnte Paula daher nur zärtlich zunicken, als er hinter ihren Stuhl trat. Er glaubte sie nie so schön gesehen zu haben. Aus dem weißen Atlas, der in weichen Falten ihre Gestalt umfloß, blühten die zarten Schultern, die vollendet geformten Arme wie aus einem Blumenkelch hervor; den Nacken, auf dem das blonde Köpfchen reizend ansetzte, umspielten kurze Löckchen. Keine Blume, kein Schmuck als die jungfräuliche Jugendfrische! Sie fühlte seine heißen Blicke auf sich ruhen, ihre Augen begegneten sich einen Augenblick. Dann senkte sie befangen wieder die Lider, ein Lächeln scheuer Freude auf den Lippen.

Das Konzert nahm seinen Fortgang. Auf Beethoven folgte Wagner. Herrn Wrenzlers Bruder, der berühmte Pianist, spielte eine Phantasie aus Lohengrin, aus der Oper, die Franz und Paula einst zusammen gehört. Die Meisterhand entlockte dem Flügel berauschende Klänge, sie entfesselte die ganze mystische Sinnlichkeit der Wagnerschen Harmonien und entflammte damit das Blut der Zuhörer.

Paulas Augen glänzten, ihr Mund war, wie lechzend, halb geöffnet, leise Schauer überliefen ihre Gestalt. Sie lehnte sich in den Stuhl zurück, auf dessen Lehne die Hand ihres Verlobten ruhte, und duldete so seine halbe Umarmung. Er war wie berauscht durch den Wohllaut der Musik, durch die Nähe der Geliebten. Elektrisch durchzuckte ihn die Berührung ihrer weichen, kühlen Arme. Der feine Veilchenduft ihres Bouquets stieg zu ihm empor, und wenn er sich zu ihrem rosigen Ohr niederbeugte, um ihr ein Liebeswort mehr einzuküssen, als zu flüstern, wandte sich ihm der schwellende Mund so liebenswürdig lächelnd zu, daß er sich kaum enthalten konnte, ihn mit dem seinen zu schließen. Mitten in der großen Versammlung fühlte er sich zum erstenmal mit ihr ganz allein auf Gottes Erdenwelt.

Wenn er sie jetzt hätte mit sich nehmen, ihr alles hätte sagen können, was an Hoffnung, Zweifel, Leidenschaft sein Herz erfüllte!

Da verstummte das Spiel. „Zu Tische!“ erscholl der Ruf der Hausfrau, und ceremoniell mußte Franz seiner Braut den Arm reichen. Man hatte, um die Tischordnung zu vereinfachen, die beiden Brautpaare einander gegenübergesetzt und je rechts und links die Eltern der Braut. Das gleiche weiße Rosenbouquet in myrtenbesetzter Spitze, der Strauß von Heliotrop und Flieder, der Paulas und der Frau Moritz Teller zierten, schmückten auch den Platz der neuesten Verlobten und ihrer Mutter. Und in allen Toasten, welche die Bedeutung des Festes feierten, waren die Namen der vier Liebesleute miteinander verflochten.

Diese Gleichstellung hatte etwas tief Verletzendes für Franz. Seine liebe zweite Mutter in ihrem einfachen schwarzen Gewand mit dem weißen Scheitel über den ruhigen Matronenaugen glich wenig der geschmückten dekolletierten Dame ihr gegenüber. Und selbst Herrn Moritz' rotes Gesicht gewann im Vergleich zu seinem vis-à-vis, dem zweifelhaften Biedermann mit den flackernden Augen, der gekrümmten Nase, der schwarzen Perücke. Und nun gar das Brautpaar selbst! Fräulein Else Arnstädt, ein verblühtes Mädchen, mit stark orientalischem Typus, beladen mit falschen Locken, Blumen und Brillanten, und ihr Erwählter, Herr von der Lagen, der haarlose verliebte Roué! Sie trugen beide eine übermäßige Seligkeit zur Schau. Seine Hand umfaßte die ihre, sobald das glänzende Souper ihm einen Augenblick Muße gewährte, ihre Blicke hingen aneinander, auf ihren Lippen thronte ein stereotypes Lächeln der Verliebtheit. Bei jeder Anspielung auf ihre Liebe, auf die Art und Weise, wie sich ihre Herzen gefunden, drückten sie sich inniger aneinander, schienen sie zu bedauern, diese Reminiscenzen nicht mit einem Kuß besiegeln zu können. Und doch wußte jeder, daß Else seit Jahren auf dem Heiratsmarkt angeboten gewesen, daß Herr von der Lagen seinem Ziel, sich durch eine reiche Heirat zu rangieren, lange vergeblich nachgejagt, und daß „dem beseligenden Jawort“ erst ernsthafte Auseinandersetzungen über Mitgift und Bezahlung der Schulden vorangegangen.

Franz zuckte verächtlich die Achseln. Und doch — hatte er ein Recht, so hart zu urteilen? Sah er nicht das verzerrte Spiegelbild seines Ichs in seinem Gegenüber? Hatte nicht auch in seinem Herzen die Sehnsucht nach Reichtum viel früher Einzug gehalten als die Liebe? Hatte man die Antecedenzien seiner Verlobung nicht vielleicht ebenso bespöttelt, die Gründe, die ihn bewogen, seine Freiheit aufzugeben, ebenso klar durchschaut? Quälend folgte ein Gedanke dem anderen, das Mahl schien ihm endlos, die Ansprachen unerträglich.

Auch auf Paulas Wangen, in ihren Augen war die Glut wieder erloschen; die Hand, die anfangs den Druck des Verlobten leise erwiderte, erkaltete, und je zärtlicher der Champagner ihr vis-à-vis machte, desto weiter entfernte sie ihren Stuhl von dem des Nachbars, desto enger, wie hilfesuchend, schmiegte sie sich an die Mutter.

Endlich verklang das letzte Hoch; man rückte die Stühle und schüttelte sich die Hände. Franz wollte Paula in den Wintergarten führen, wo heute die Palmen ungestört im vollen Lampenlicht träumten. Es drängte ihn, sie zu fragen, ihr zu sagen, er wußte selbst kaum was. Doch ein junges Mädchen — trotz ihrer dreißig Jahre hielt sie sich noch dafür —, die durch Kindlichkeit ersetzte, was ihr an Jugend fehlte, hatte Fräulein Moritz um die Taille gefaßt, in ein Nebenzimmer geführt und dort in ein Fauteuil gedrückt, vor dem sie sich hinkauerte.

„Wie mich deine Verlobung überraschte, du glaubst es nicht; ich dachte dich immer nur in halblangen Kleidern, Schillersche Verse deklamierend, wie ich dich zuletzt in unserem Lesekränzchen sah. — Sie müssen wissen, Herr Doktor,“ wandte sie sich dem Nähertretenden zu, „daß ich ein

halbes Jahr verreist war und erst heute meiner Freundin gratulieren kann. Nun erzähle aber rasch, wie das eigentlich gekommen ist. Wo habt ihr euch kennen gelernt? Habt ihr euch auf den ersten Blick ineinander verliebt oder gab es erst ein langes Hangen und Bangen in schwebender Pein?"

Die Antwort blieb beiden erspart, denn in der Nachbarschaft erhob sich eine so lebhafte Unterhaltung, daß das „Kind" sich derselben zuwandte. „Es ist skandalös, wie sie sich benehmen!" — „Ich hätte Else mehr Verstand zugetraut." — „Und ihm mehr Geschmack." — „Eben hat er sie auf die Schulter geküßt." — „Aus Liebe zum Reismehl." — „Vielleicht hat er sie wirklich gern?" — „Unsinn! Auf der Börse sagte Herr Arnstädt gestern noch, mehr als hunderttausend Mark Schulden bezahle er nicht; und wenn sein Schwiegersohn nicht mit einer Rente zufrieden sei, so müsse er an einer anderen Thür anklopfen." — „Herr von der Lagen brauchte aber seine Befriedigung nicht so offen zur Schau zu tragen." — „Was wollen Sie! Die Flitterwochen der Dankbarkeit. Die Quittung in der Brusttasche und die Bewunderung seiner Braut begeisterten ihn; in einem Jahre wird er über beides kühler denken." — „Daß aber ein so feiner Mann in eine solche Familie hineinheiratet?" — „Pah! Was thun die Männer von heutzutage nicht um des Geldes willen!"

„Wo ist meine Mutter?" flüsterte Paula, die während dieser Unterhaltung blaß und rot geworden. „Ich fühle mich nicht wohl, ich möchte nach Hause."

„Darf ich dir ein Glas Wasser holen oder etwas Eau de Cologne?"

„Ich danke, es geht vorüber; in der Luft wird mir ganz gut werden." Und sich an den Arm der herbeigeholten Mutter hängend, zog sie dieselbe aus dem Zimmer.

„Ich darf dich doch begleiten?" bat der erschreckte Bräutigam.

„Ich bitte dich, zu bleiben und die Hausfrau nicht noch mehr zu verletzen," sagte Frau Moritz.

Paula fügte hinzu: „Es wäre grausam, dein Vergnügen zu unterbrechen!" und ihre Lippen zuckten.

„Überlasse mir das Kind, sie ist übermüdet, bedarf der Ruhe."

Er durfte die Frauen nur in ihre Mäntel hüllen, sie zum Wagen geleiten und mußte dann auf ihren ausdrücklichen Wunsch in den Ballsaal zurückkehren. Doch nur auf wenige Minuten; trotz des Bittens und Schmollens der Hausfrau, die im Cotillon besondere Überraschungen vorbereitet, nahm auch er seinen Abschied und trat tief verstimmt den Heimweg an.

* * *

Lange ging er in seinem kalten Zimmer auf und ab, mit peinlichen Gedanken ringend. War das die Lösung des Zwiespalts, der Paulas harmonisches Wesen störte? Hatte sie über der friedlichen Entwickelung ihres Verhältnisses den häßlichen Anfang nicht vergessen? Glaubte sie sich noch immer um ihres Geldes halber gefreit wie Else Arnstädt von Herrn von der Lagen? Die Röte der Scham stieg in Franzens Stirn bei dem Gedanken, so vor dem geistigen Auge seiner Braut zu erscheinen. Aber wenn sie so erbarmungslos klar sah, warum hatte sie seine Werbung angenommen? Liebte sie ihn denn? Ein paar Momente hatte er es heute zu hoffen gewagt, als sie seiner Berührung nicht auswich und der elektrische Strom von ihr zu ihm seine Pulse auffiebern machte; auch später noch, ehe das Mißtrauen sie wieder erkältete. Dieses Mißtrauen — wie sollte er es bannen? Wie den bösen Zweifel, der die aufkeimende Neigung zerstörte, vernichten, die Achtung seiner zukünftigen Frau gewinnen? Konnte er ihr sagen: Ich habe um deine Millionen geworben, aber ich liebe jetzt nur dich? Konnte er seinem Schwiegervater sagen: Ich verzichte auf Paulas Mitgift, ich will sie mit meiner Arbeit ernähren? Würde der nicht fragen: Wo ist die Arbeit, was bringt sie ein? — Er sah keinen Ausweg. Und doch

bedrückte ihn plötzlich der Gedanke an das Schimmelgespann, an den Salon im Stile Ludwigs XV., an all die Herrlichkeiten, die er dem Reichtum seiner Frau verdanken sollte. Er fühlte, daß er auf alles verzichten könnte, nur nicht auf Paula. Aus dem Chaos seiner Gefühle rang sich das Bewußtsein durch, anders zu empfinden als vor wenigen Monaten. Nicht mehr tot und öde sah es in seinem Herzen aus. Die Liebe lebte und erweckte die Kraft, um sein Glück zu ringen. Aber wie, in welcher Form? Immer wieder diese Frage, nachdem eine Idee nach der anderen als überspannt und unmöglich verworfen worden. Da durchzuckte ihn ein Gedanke. Er griff nach Papier und Feder.

„Hochverehrter Meister und Freund!" schrieb er. „Denken Sie nicht zu gut von mir und loben Sie mich nicht um meines freundschaftlichen Gedenkens, wenn Sie meine Schriftzüge erblicken. Als ich vor einigen Tagen Ihren Brief erhielt, las ich ihn dankbar, aber ohne die Absicht, ihn schnell zu beantworten. Ihr ernstes Wort, ‚nicht ganz der Arbeit zu vergessen', paßte nicht in meine Stimmung. Ich war in einem Freudentaumel. Mit stolzem Mut fühlte ich mich des mühseligen Kampfes um das Dasein enthoben. War es nicht auch ein Verdienst, durch seinen Reichtum auf den Höhen der Menschheit zu stehen; war es nicht auch ein Talent, diesen Reichtum in künstlerisch geläutertem Lebensgenuß zu verwerten? Was mich mitten in diesem Rausch ernüchterte? Ein Spiegelbild, das ich, wie es sonst wohl im Traum geschieht, lebend mir gegenüber gesehen; ein Wort meiner Umgebung, ein Blick meiner Braut, eine Empfindung vielleicht, die schon lange in mir schlummerte? Ich weiß es nicht. Bei unserem Wiedersehen, wenn ich selbst ruhiger geworden, will ich Ihnen erzählen. Genug, ich bin aus meinem Wahn aufgerüttelt; ich fühle, daß ich meinem Leben einen Inhalt geben muß, aus eigener Kraft. Wollen Sie mir dabei helfen? Sie sagten mir früher oft: ‚Wenn mich die Arbeit erdrückt, müssen Sie kommen, mir beizustehen.' Haben Sie noch Vertrauen zu mir? Trotzdem ich Ihre Warnungen mißachtete und die Wissenschaft um leeren Vergnügens halber vernachlässigte? Glauben Sie nicht, daß dieser Entschluß, einer erregten Stimmung entflossen, eine ruhige Prüfung nicht bestehen wird. Sagen Sie mir auch nicht, daß der Moment, sie auszuführen, so kurz vor der Hochzeit schlecht gewählt ist. Kommen Sie mir mit keinerlei kleinlichen Bedenken, die Ihrer eigenen Natur so fern liegen. Sagen Sie mir nur, und so schnell als möglich, ob Sie mich brauchen können, ob Sie mich haben wollen und ob ich hoffen kann, durch meine Thätigkeit eine Frau ohne Hilfe ihrer Millionen zu ernähren. Ich lege meine Zukunft in Ihre Hände; möge es nicht zu spät sein! Ihr treu ergebener Franz Lengfeld."

Er steckte den Brief in einen Umschlag, adressierte an „Herrn Professor Ergen, Heidelberg" und trug ihn, trotz der vorgerückten Nachtstunde, selbst nach dem nächsten Briefkasten. Dann begab er sich zur Ruhe, mit einem Gefühl der Befriedigung, wie er es seit seiner Schulzeit nicht gefühlt.

Am anderen Morgen kam der hinkende Bote nüchterner Erwägung. War es nicht ein Knabenstreich gewesen, den Brief abzuschicken, ohne seine neuen Verwandten zu befragen? Wenn Ergen seine Bitte erfüllte! Was würde Herr Moritz sagen, was mit seiner Beletage, seiner Einrichtung beginnen? Und woraus schöpfte er die Gewißheit, daß Paula selbst all diesen Lebensgenüssen zu entsagen bereit war? Blicke und Seufzer waren keine Beweise und eine Mädchenlaune keine Grundlage für eine bürgerliche Existenz. Er bereute seine That nicht; aber die Schwierigkeiten, die er zu besiegen hatte, türmten sich ihm plötzlich bergehoch.

Draußen fragte Onkel Löwens Stimme nach ihm. „Guten Morgen, Junge," sagte er eintretend; „trifft man dich mal zu Hause? Ich weiß, ich weiß: Minne-

dienst geht vor Herrendienst. Wollte dir nur im Vorübergehen einen Auftrag an deinen Schwiegervater geben, den ich heute nicht mehr besuchen kann. Man bietet mir da unter der Hand einen Grundstückkomplex an, im Westen Berlins, zu sehr annehmbarem Preis. Der Besitzer ist geniert, kann die Zinsen nicht länger zahlen. Du kennst meinen Lieblingswunsch, mein Andenken in einem Stiftshaus, das meinen Namen trägt, der Nachwelt zu vermachen. Man möchte doch nicht ganz vergebens gelebt haben. Die Lage würde mir vortrefflich passen, aber allein ist mir das Ding zu teuer. Da habe ich an dich gedacht. Es macht deinem Schwiegervater ohnehin Kopfschmerzen genug, wie er bei dem niedrigen Zinsfuß Paulas Mitgift am besten anlegt. Das Grundstück trägt noch ein paar Mietshäuser. Die Gegend hat eine große Zukunft, und ein paar Jahre kannst du es immer mit ansehen, dazu sind wir ja da. So geschieht uns beiden ein Gefallen. Du wirst mein Partner und, wenn das Stiftshaus fertig wird, dessen Leiter lebenslänglich mit fixer Gage. Donnerwetter, der Plan gefällt mir immer besser, ich bin ganz verliebt darein! Also sprich noch heute mit Herrn Moritz, damit die Sache nicht verschleppt wird. Und reinen Mund, hörst du, daß niemand Wind davon kriegt. Hier sind die näheren Daten" — er legte einen Zettel auf den Tisch — „und nun adieu auf morgen."

Franz hielt ihn zurück. „Deine Güte beschämt mich, aber ich kann sie nicht annehmen, kann mit meinem Schwiegervater nicht sprechen. Seine Großmut bedrückt mich ohnehin schon mehr, als sie mich erfreut; aber über Paulas zukünftige Mitgift zu disponieren, wäre eine Unzartheit, deren ich nicht fähig bin."

„Dummes Zeug! Das heißt schlecht im Sinne deines Schwiegervaters gehandelt. Der ist ein praktischer Geschäftsmann, und ob er sein Geld drei Tage vor oder nach der Hochzeit anlegt, stört ihn nicht und braucht eure Honigwochen nicht zu beeinträchtigen."

„Wenn ich dir aber sage, daß diese ganze Art und Weise, über meine Heirat zu sprechen, mich verletzt! Nur zu viel ist schon gemarktet und gefeilscht worden! Ich wollte, ich könnte Herrn Moritz den ganzen Mammon vor die Füße werfen!"

„Ein frommer Wunsch, um so edler, als du seine Erfüllung nicht zu fürchten brauchst. Für mein Projekt bist du nicht in der richtigen Stimmung, wie ich sehe. Da will ich meinen Wunschzettel nur wieder einstecken."

„Du zürnst mir —"

„Weil du eine Gelegenheit, mir gefällig zu sein, so pathetisch zurückweisest? Pah! du weißt, wie ich über Dankbarkeit denke! Deine romantische Grille wird wohl wichtiger sein als mein begründeter Wunsch." Und er ging, Franz in verdoppelter Verstimmung zurücklassend.

Das Anerbieten, dem Einfluß des Onkels eine Sinekure zu verdanken, mit dem Gelde seiner Braut zu spekulieren, erweckte die Sehnsucht nach unabhängiger, mannswürdiger Thätigkeit mit erneuter Stärke. Einen Augenblick lang durchzuckte ihn der Gedanke, die Verbindung mit Paula aufzuschieben, bis er eine solche errungen, ob durch den fernen Freund oder durch eigene Tüchtigkeit; doch die Furcht, die Geliebte zu verlieren, ließ ihn diesen Gedanken nicht ausdenken. Zu ihr! In ihrem Anblick wollte er die Kämpfe der letzten Stunden vergessen!

Aber seine Braut war nicht sichtbar. Heftige Kopfschmerzen waren die Nachwehen des gestrigen Ohnmachtsanfalls. Am nächsten Tage erschien sie wieder, jedoch mit so verstörten Zügen, daß er, ernstlich besorgt, nach dem Grund ihres Leidens fragte.

„Ich bin sehr unzufrieden mit ihr," klagte die Mutter, „sie giebt sich jeder Empfindung zu rückhaltlos hin."

„Schelte nicht, Mutter, ich gebe mir alle Mühe; aber ich dachte es mir nicht so bitter schwer, mich von dir zu trennen."

— — — — — — — — — — —

Herr Moritz war in diesen Tagen ein seltener Gast in seinem Hause. Einrich-

tungs- und Geschäftssorgen nahmen ihn außergewöhnlich in Anspruch. Seine Abwesenheit brachte jedoch nicht die gewohnte Gemütlichkeit mit sich. Die Harmonie des kleinen Kreises war gestört, eine drückende Spannung lag auf den Gemütern und ließ alle die geselligen Verpflichtungen mit ihrem Formzwang als eine Erleichterung empfinden.

Von Heidelberg kam keine Antwort. Franzens Stolz verbot ihm, die Bitte zu wiederholen; seine verzehrende Ungeduld trieb ihn dazu. Endlich aber duldete es ihn nicht länger. Er wollte selbst hinreisen, der gekränkten Eitelkeit zum Trotz kommen, sehen und vielleicht siegen. Dieser Entschluß nahm ihm eine Last vom Herzen. Rasch rüstete er sich und war eben im Begriff, Paula einen Abschiedsbesuch zu machen, als die Glocke ertönte und der Diener „aus Heidelberg — eingeschrieben!" meldete, das Schreiben auf den Tisch legend. Endlich — endlich! Eine Pause herzklopfenden Zögerns; dann riß er das Couvert auf und überflog die Zeilen:

„Lieber junger Freund! Es schmerzt mich, Ihnen lieblos und unaufmerksam zu erscheinen. Auf einen Brief wie den Ihrigen, aus vollem Herzen heraus geschrieben, gebührt eine rasche Antwort. Ich war abwesend, als er ankam, nach Bonn zu einer Konsultation zum schwerkranken Fürsten Saschkin gerufen. Die Operation, die wir für notwendig hielten, kostete mich wieder zwei Tage, und hier angekommen, fand ich eine solche Arbeitslast, daß ich erst um Mitternacht an den Schreibtisch komme. Wohl könnte ich Ihre Hilfe brauchen, die Hilfe des Franz Lengfeld, dessen rasche Fassungsgabe, dessen feuriger Scharfsinn die Freude des Lehrers waren; und dennoch zögere ich, wie Sie es von mir verlangen, Sie an meine Seite zu rufen. Nicht aus Mißtrauen in Ihre Arbeitslust — ich glaube Ihrem Wort; aber aus Furcht, dem Impuls eines Augenblicks eine lebenbeeinflussende Deutung zu geben. Ich habe Ihre Entwickelung auch von hier mit Interesse verfolgt. Ich hörte von Ihren gesellschaftlichen Erfolgen, von Ihrer Verlobung mit einem sehr reichen Mädchen, welche Sie in der Achtung Ihrer Mitmenschen erhöhte oder herabsetzte, je nach ihrer Anschauung. Wie ich darüber denke, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Ich liebe meine Wissenschaft zu ausschließlich, um für profanere Dinge noch Herz übrig zu behalten. Von meinem Standpunkt aus würde ich Ihnen zurufen: Lieber im Dienste der Menschheit arbeiten wie ein Tagelöhner, als im müßiggängerischen Genußleben Champagner schlürfen! Aber Sie haben Verwandte, Verpflichtungen. Sie schreiben wenig über die Ursache Ihrer Wandlung. Ich lese zwischen den Zeilen, daß Ihre Braut nicht ohne Einfluß darauf war. Das freut mich von ihr. Doch berechtigt Sie das nicht zu einem Staatsstreich, zur Zerstörung einer Zukunft, die Ihnen nicht mehr allein gehört. Gewohnheiten und Ansichten legt man nicht ab wie ein Gewand, und Sie zum Kampf mit Ihrer Umgebung zu verführen, liegt außerhalb meiner Verantwortung. — So, nun habe ich mir alle meine ‚kleinlichen Bedenken', die ich Ihnen ersparen sollte, vom Herzen geschrieben! Nun muß ich Ihnen noch sagen, daß, wenn Ihre Entschlüsse der ruhigen Überlegung stand gehalten, ich Sie mit wahrer Freude an meiner Seite sehen werde. Ich kann Ihnen augenblicklich keine offizielle Stellung anbieten, Sie müßten sich damit begnügen, mein Privatassistent zu sein, mein Gehilfe, der Arbeit und Mühe mit mir teilt. An beidem soll's nicht fehlen; auch an weltlichem Lohn nicht innerhalb und außerhalb meiner Klinik. Schriftlich kann ich Ihnen nichts darüber bestimmen, die Feder weigert sich, noch länger zu plaudern. Kommen Sie zu mir, lassen Sie mich der Veränderung Ihres Wesens ins Gesicht sehen, lassen Sie mich Ihnen Ihre Pflichten, Ihren Pflichten Sie zeigen und seien Sie nochmals versichert, daß es ein glücklicher Tag meines Lebens sein wird, an dem ich der arbeitmordenden Hauptstadt

einen Mann wie Sie entreißen kann. In treuer Freundschaft

Ihr B. Ergen."

Franz atmete tief auf. Also er reiste doch und zwar noch heute. Mit vollendeten Thatsachen, mit klaren Ziffern wollte er seinem Schwiegervater entgegentreten. Sollte er auch Paula nichts sagen? Sollte er die goldenen Brücken hinter sich abbrechen, ohne die Gewißheit, sie auf dem jenseitigen Ufer an seiner Seite zu wissen? Es wäre verdienstvoller, aber so schmerzlich, daß er sich die Kraft kaum zutraute. Er wollte es der Stimmung des Augenblicks überlassen.

In der Bellevuestraße fand er wider Erwarten Herrn Moritz zu Hause. Er saß am gedeckten Tisch und zerlegte mit Behagen eine Gänseleberpastete.

„Wenn man vom Wolf spricht — Eben habe ich deinen Namen genannt. Gratuliere, gratuliere von ganzem Herzen, lieber Direktor und Geheimrat in spe. Eben habe ich das Geschäft perfekt gemacht. Stoß an, wir wollen ein Glas Sherry darauf trinken. Johann, ein Gedeck für den Herrn Doktor!"

„Was für ein Geschäft?"

„Nun, den Kauf des Grundstücks am Kurfürstendamm. Beinahe war es uns vor der Nase weggeschnappt. Zwei Stunden, nachdem wir es erworben, hat man mir eine Avance von zehntausend Mark geboten. Aber wir geben es nicht her, es ist uns mehr wert als Geld. Onkel Löwen baut gleich los, ich verschaffe ihm billige Baugelder. In zwei Jahren ist das Stift fertig. ‚Löwen-Stiftung, unter dem Protektorat Ihrer Kaiserlichen Hoheit' — und Orden und Titel bleiben dem großmütigen Schenker wie dem Direktor-Neffen nicht aus."

Franz war sprachlos. Der Onkel hatte ihn hintergangen, hatte hinter seinem Rücken über seine Einwilligung verfügt.

„Paula — weiß Paula —?"

„Natürlich! Meine Frau war nicht da; sie wohnt ja jetzt in den Wäsche- und Konfektionsgeschäften; und auf dem Herzen behalten konnte ich die Freudenbotschaft doch nicht. Die Thränen traten dem Mädel in die Augen vor freudigem Schreck. Ein bißchen Angst war vielleicht dabei, ob sie auch fernerhin unsere Hausgenossin bleibt. Das Kind hängt zu sehr an uns. Aber ich habe sie beruhigt. Die Grundstücke kosten uns gerade zweihunderttausend Mark — beinahe die Hälfte deiner Mitgift — und werden ein paar Jahre lang wohl mehr Zinsen kosten als bringen. Das müssen aber die Mietshäuser wieder einbringen, die wir darauf aufbauen. Praktisch, viel kleine Wohnungen, keine Etage für meine Einzige, die nur in der Equipage hinfahren soll, zum Empfang hoher Herrschaften, welche die Löwen-Stiftung besehen wollen."

„Ich muß Paula sprechen; wo ist sie?"

Der Diener wurde abgeschickt: Das gnädige Fräulein sei dringend beschäftigt mit Anprobieren; der Herr Doktor möchten für heute vormittag entschuldigen.

„Ja, die Kleider, die Kleider!" lachte der Vater.

„Ich verreise in einigen Stunden, ich muß dich sprechen!" Er steckte die Karte in ein Couvert.

Wieder verschwand der Diener. Nach ein paar Minuten kam die Antwort: „Das gnädige Fräulein läßt den Herrn Doktor bitten, sie im roten Salon zu erwarten."

„Und dein Sherry? — Na, gehe nur; Verliebte haben weder Durst noch Hunger." Und er wandte sich mit frischem Eifer den vor ihm stehenden Delikatessen zu.

* *
*

Der rote Salon glänzte in gewohnter prunkvoller Ungemütlichkeit. Trotz des hellen Kaminfeuers war er von einer frostigen Atmosphäre erfüllt. Fröstelnd, mit einem unbehaglichen Gefühl von Schuldbewußtsein, ging Franz auf und ab. Eine Viertelstunde verstrich, ehe sich die Thür unter Paulas zögerndem Druck öffnete. Das Anprobieren mußte sehr anstrengend gewesen sein, denn ihre Augen und Wangen glühten wie im Fieber, und ihre Stimme

klang scharf, als sie, wie eilig wieder wegzugehen, in der Thür stehen blieb und ihrem Verlobten zurief:

„Du wolltest mich sprechen? Warum?“

„Um dich zu begrüßen wie alle Tage und dann, um dir adieu zu sagen.“

Sie hatte seine ausgestreckte Hand nicht beachtet. „Du verreisest?“

„In einigen Stunden, und vorher —“

„Geschäftlich?“

„Wie kommst du darauf?“

„Ich dachte, deine Reise hinge mit dem Geschäft zusammen, von dem mir mein Vater eben gesprochen.“

„Du thust mir unrecht, du hast eine falsche Meinung von mir.“

„Eine vortreffliche, ich habe ja deinen Geschäftsgeist und deine Findigkeit eben in begeisterten Worten rühmen hören!“

„Wenn ich dich aber versichere, daß ganz ohne mein Verschulden —“

„Warum verwahrst du dich gegen des Vaters Lob? Schade nur, daß er nicht früher deine kaufmännische Fähigkeit entdeckte, es hätte sich dann vielleicht eine andere Kombination finden lassen!“

„Paula, was sprichst du?“

„Du hättest sein Socius werden können statt seines Schwiegersohnes, so wärest du reich geworden, ohne dich mit einer Frau zu belasten.“

„Paula, um Gottes willen, nicht weiter! Du sagst Dinge, die uns auf immer trennen!“

„Und wenn dem so wäre — besser jetzt, ehe es zu spät ist. Glücklich kann unsere Ehe doch nicht werden, denn du liebst mich nicht, und ich kann dich nicht achten.“

Franz zuckte zusammen wie unter einem Schlag. Eine lange Pause trat ein.

„Nach diesem Wort bleibt mir nichts übrig, als zu gehen.“ Aber er zögerte noch. Wie war das so schnell gekommen? Ein Abschied fürs Leben. „Paula, es ist nicht möglich, wir können uns so nicht trennen! Sage, daß du in der Aufregung, im Fieber gesprochen, nimm das Wort zurück!“

Ihr Mut schien geschwunden, die hoch aufgerichtete Gestalt fiel in sich zusammen. Sehnsüchtig hingen die Blicke an der Thür, die Franz mit seiner Gestalt deckte. „Lassen Sie mich gehen,“ flüsterte sie. „Morgen — die Mutter wird Ihnen schreiben —“

„Nicht die Mutter — dich will ich hören! Was habe ich verbrochen, das eine solche Sprache verdiente?“

Sie preßte die Zähne zusammen, als wollte sie jedem Laut den Austritt wehren. Ihr stummer Trotz reizte ihn.

„Du willst nicht sprechen? Aber wenn ich dich versichere —“

„Nein — nichts!“ stieß sie hervor, „ich könnte es doch nicht glauben!“

Da verließ auch ihn die Fassung. „So sehr verachtest du mich? Und das sagst du mir heute — zwei Wochen vor der Hochzeit? Willst du mir dann nicht vielleicht auch noch sagen, da du doch plötzlich so aufrichtig bist, warum du überhaupt die Werbung eines Mannes angenommen, der dir so unwürdig erscheint? — Nein, du gehst nicht von der Stelle!“ — er faßte rauh ihr Handgelenk — „wir wollen uns erst aussprechen! Ich will doch wissen, was für ein Mädchen ein Vierteljahr lang meine Braut geheißen! Warum wolltest du mich heiraten? Des Ansehens halber, das mir dein Geld verschaffen konnte? Oder weil du zu feige warst, dich dem Wunsch der Eltern zu widersetzen? Nun, so sprich doch!“ — er stampfte mit dem Fuße auf — „oder soll ich den Vater holen, dessen Autorität du so hoch stellst?“

Sie atmete tief auf, ihre Wangen röteten sich wieder; dann mit einem Entschluß: „Sie zwingen mich dazu, Sie haben vielleicht recht. Wir haben uns zu nahe gestanden, um ohne Aufklärung auseinander zu gehen. Und wenn ich Ihnen vorher schwöre“ — sie erhob feierlich die Hand — „daß nichts, nichts, was Sie mir antworten werden, meinen Vorsatz erschüttern kann, wird es mir eine Erleichterung sein, Ihnen alles zu sagen. Warum ich Ihre Werbung angenommen habe? — Weil ich Sie liebte! — Jawohl, so rätselhaft es

mir selbst gewesen. An jenem Abend gleich, als ich Ihnen voll Groll und Haß entgegentrat, gewannen Sie mein Herz. Ich gestand es mir nicht, ich machte mir den Schmerz nicht klar, der mich quälte. Erst bei unserem Wiedersehen fühlte ich, daß ich Sie liebte. Nicht blind, vergötternd, wie junge Mädchen ihr erstes Ideal verehren sollen — ich sah Ihre Schwächen und Fehler; ich wußte, Sie kamen zu uns, angelockt durch den Reichtum des Vaters; ich wußte, ich war in Ihren Augen nur das unbedeutende Kind des Millionärs. Und als Sie mich zum Weibe verlangten, als Sie nach Worten suchten, die natürlich klingen sollten, aber nicht aus Ihrem Herzen auf Ihre Lippen stiegen, da schrie es in mir: Er lügt, er liebt dich nicht, sage nein! Aber der Mut fehlte mir, ich schwieg, ich wurde Ihre Braut. Täglich kämpfte es in mir auf und nieder; jede Zärtlichkeit verletzte mich. Ich sagte mir: Du bist ein verächtliches Geschöpf, du kaufst dir den Mann deiner Wahl wie andere Schmuck und Kleider; du wirst nicht glücklich sein, nicht glücklich machen! Aber meine Liebe flüsterte mir zu: Dein Reichtum wird dir helfen, sein Herz zu gewinnen; du wirst ihn so mit allen Freuden überschütten, daß er die Spenderin lieben soll! — Unsere Badereise war mir eine Erlösung, ich wollte in der Einsamkeit klar mit mir werden. Aber die Trennung war eine schlechte Ratgeberin, sie erhöhte meine Liebe, verblaßte meine Bedenken. Nach unserer Rückkehr glaubte ich mich beinahe glücklich. In Ihrem Ton, Ihrem Blick hatte sich etwas geändert, mein Herz jubelte auf. Da kamen die Beratungen über die Ausstattung, Einrichtung, die glänzenden Gesellschaften. Wieder mußte ich mir sagen: Du thörichtes Mädchen! Nicht die Sehnsucht nach deinem Besitz, die Gewißheit nur, daß mit dir all der Luxus und Prunk, nach dem er strebt, ihm zu eigen werden, hat ihn erwärmt! Die Enttäuschung war doppelt schmerzlich, und das Wort der Trennung schwebte oft auf meinen Lippen. Aber ich fürchtete, die Mutter zu betrüben, die mit inniger Neigung an Ihnen hängt. Da kam die Sternbergsche Gesellschaft. Ich sah die Karikatur unseres eigenen Brautstandes, ich sah unsere eigene Zukunft. Ich kann nicht seine Frau werden! schrie es in mir. Das kann keine rechte Liebe sein, die ohne Achtung lebt! Ich hatte noch immer nicht den Mut, zu sprechen. Sie haben recht, ich bin feige: die Angst vor des Vaters Zorn, der Mutter Thränen. Vielleicht hätte ich weiter geschwiegen; aber als mir der Vater heute mitteilte — ich kann es nicht aussprechen, das Empörende —, da brach alles aus meinem Herzen, was es seit Monaten belastet: Erbitterung, Scham, Kummer — ich wußte nicht, was ich sagte. Und nun wissen Sie alles! Nun erbarmen Sie sich, antworten Sie nichts, lassen Sie mich gehen, ich kann nicht mehr!" Sie hielt sich an dem nebenstehenden Stuhl fest.

Franz war während ihrer Rede im Saal auf und ab gegangen. Oft blieb er stehen, um sie zu unterbrechen. Aber er bezwang sich, er sah, wie schwer sich Paula die Worte abrang. Einmal gestört, hätte sie die Kraft nicht gefunden, fortzufahren. Und er wollte alles wissen, er wollte einen Einblick thun in dieses Mädchenherz, das sich ihm so lange verschlossen hatte. Bei ihren letzten Worten aber hielt er sich nicht mehr; mit einem Schrei, halb Jauchzen, halb Weinen, stürzte er auf sie zu. Mit Gewalt riß er sie von der Thür, die sie schon halb geöffnet hatte, weg, umfaßte sie mit starken Armen und trug sie mehr, als er sie führte, zum Kamin. Da ließ er sie auf einen Stuhl nieder, kniete vor sie hin und bedeckte ihre Finger mit unzähligen Küssen: „Du böses, liebes Mädchen, was für harte Dinge hast du mir da gesagt! Und doch was für süße zugleich! Denn ich hörte nur eins: Du liebst mich! Zucke nicht zusammen, stolzes Wesen, wehre dich nicht in meinen Armen, ich lasse dich nicht, du mußt nun auch meine Beichte geduldig anhören wie ich die deine! Du hast mich tief gedemütigt, aber du hattest recht: ich war eitel und oberflächlich, als du mich

kennen lerntest; als ich um dich warb, liebte ich dich noch nicht ganz so, wie du es verdientest! Aber haben diese klaren, scharfen Augen nicht gesehen, wie meine Liebe täglich wuchs, wie deine Kälte mich fast von Sinnen brachte? wie ich nur zu feige war, dich zur Rede zu stellen, weil ich fürchtete, dich dann ganz zu verlieren? Doch nichts, was ich sage — hast du geschworen — kann deinen Entschluß erschüttern. Gottlob, daß ich etwas gethan habe; gottlob, daß ich die Beweise dafür in Händen habe, daß ich nicht so schlecht bin, wie deine mißtrauische Seele glaubt; daß ich mit dem Instinkt der Liebe deine Empfindung nachgefühlt, daß ich dem Reichtum entsagen und nur auf ein Kleinod nicht verzichten wollte — auf dich, mein liebes, süßes Weib!"

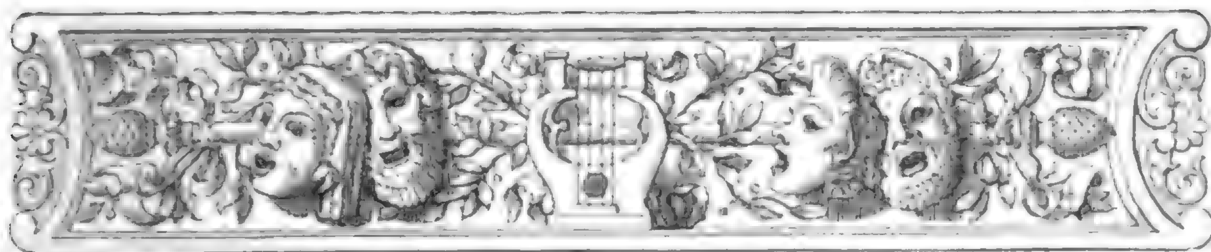
Er warf ihr den Brief des Freundes in den Schoß. Sie versuchte ihn zu lesen, aber die Arme sanken kraftlos herab.

„An meinen alten Meister und Lehrer in Heidelberg habe ich geschrieben, habe mich ihm zu ehrlicher Arbeit angeboten. Und er erwartet mich; nur schlecht verhehlt er die Freude, den mein Entschluß ihm bereitet. Wirst du mir folgen, mein Mädchen? wirst du die Pracht des Vaterhauses verlassen und mit dem bescheidenen Heim vorlieb nehmen, das mein Beruf dir schaffen wird? Siehst du mich noch immer so ungläubig an, willst du mir noch immer deine Lippen wehren? Muß ich dir erst Wort für Wort vorlesen, damit du die traurige Zukunft, die dich erwartet, ganz erfassest und dich schutzsuchend in meine Arme flüchtest? Frau Privatassistentin — ein schlechter Titel, Paulachen!" Und sich höher aufrichtend und die Arme um ihren Nacken schlingend: „So sprich doch, Lieb, und küsse mich; du schuldest mir noch den ersten Brautkuß."

Sie war, überwältigt von der wechselnden Erregung, zurückgesunken. Ihre Augen leuchteten, aber ihre Wangen und Lippen waren so blaß, daß die Mutter, die, eben heimgekommen, in den Salon trat, erschreckt auf sie zueilte.

„Was ist geschehen, Paula?"

„Wir feiern Verlobung, Mutter, gieb uns deinen Segen." Und als sie fragend vom einen zum anderen blickte, flog ihr Paula an den Hals: „Er liebt mich — er liebt mich um meinetwillen!" Und Franz mit in die Umarmung ziehend, beide geliebte Gestalten zugleich an ihr Herz pressend, flüsterte sie mit einem unbeschreiblichen Lächeln: „Wie glücklich werden wir sein!"



Fidelio und der Wasserträger.

Ein Beitrag zur Geschichte der beiden Opern und ihres Textdichters

von

Ernst Pasqué.

I. Jean Niclas Bouilly, Operndichter und öffentlicher Ankläger.

Es ist wohl allgemein bekannt, daß wir Beethovens Meisterwerk „Fidelio" dem Buche einer französischen Oper: „Léonore, ou l'amour conjugal", Text von Bouilly (Musik von Gaveaux), verdanken. Die Handlung, welche durch die dramatische Kraft, die ihr innewohnt, durch die herrliche Gestalt des mutigen, aufopferungsfähigen Weibes Beethoven begeisterte, die noch heute, nach etwa neunzig Jahren, das Publikum mächtig bewegt — wo hatte Bouilly sie her? wurde sie von dem Dichter erfunden oder gefunden? Er selbst sagt zwar auf dem Titel seines Werkes: „nach einer spanischen historischen Begebenheit", doch dies war nur eine Ausrede, ein Vorwand. In der unruhvollen Zeit, in welcher Bouilly sein Opernbuch schrieb (1797), wo die Hydra der Revolution noch immer nicht gebändigt war, wäre es gefährlich gewesen, die Wahrheit zu sagen, denn er hatte die Handlung seiner Leonore ebensowenig gefunden wie erfunden — er hatte sie erlebt! Doch um aus dem, was er erlebt hatte, ein mächtiges, erschütterndes Drama zu schaffen, das durchweg auf der Höhe der Hauptscene des zweiten Aktes stand, dazu fehlte es ihm an Kraft, Talent und auch an — Neigung. (Das Theater, für welches er schrieb, wäre kein Hindernis gewesen, wurde doch dort wenige Monate vor der „Leonore" unter anderem Cherubinis tragische Oper „Medea" gegeben.) Bouilly verquickte seine tiefernste Handlung mit komischen Figuren und erging sich, nach seiner Gewohnheit, in allerlei Rührscenen. Er konnte und wollte nur rühren, nicht ergreifen und erschüttern. Gefühlvollen Herzen süße Thränen zu entlocken um jeden Preis, war sein Streben, sein Ziel und das charakteristische Merkmal all seiner Bühnenwerke. Er gehörte dem Kreise der „Empfindsamen" an, die, während in Paris und ganz Frankreich das Blut in Strömen floß, ihre Rührstücke auf die Bühne brachten und durch die gewöhnlichsten, unschuldigsten Vorgänge „des succès de larmes", wirkliche und große Thränenerfolge erzielten, zu einer Zeit, wo doch dem Pariser Publikum durch die grausige Wirklichkeit mehr als hinlänglich Gelegenheit geboten wurde, „blutige" Thränen zu weinen.

Und dennoch wirkte „Leonore" als Drama in ganz ungewöhnlicher Weise auf die damalige Zuhörerschaft. Der Stoff war ein zu glücklicher, von Hause aus hochdramatischer, so daß Bouilly fast unbewußt außer der Hauptscene des zweiten Aktes noch andere Scenen schuf, welche durch vortreffliche Darstellung eine mächtige Wirkung erzielten, die der Autor nicht vorausgesehen, wohl nicht einmal bezweckt hatte.

Bouilly war einer der fruchtbarsten und auch beliebtesten Opern- und Komödiendichter seiner Epoche; sein Wirken als Librettist bildete die Brücke, welche das Opernwesen des achtzehnten Jahrhunderts mit dem neunzehnten verbindet. Als solcher nannte er sich mit Vorliebe — und auch mit Recht: „Nachfolger Sedaines", der von 1756 bis zum Schlusse des Jahrhunderts die französische Opernbühne beherrschte, während er wiederum der Vorläufer Scribes war: sein vorletztes Werk erschien in demselben Jahre, in dem der junge Scribe als Bühnendichter debütierte, und auf dem Titel der letzten Oper des alternden Bouilly steht als Mitarbeiter der Name des bereits durch seine vielen Bühnenerfolge berühmt gewordenen Scribe.

Jean Niclas Bouilly wurde 1763 in Coudraye bei Tours geboren, besuchte in letzterer Stadt das Collège, dann die Universität in Orleans und ließ sich hierauf in Paris als Parlamentsadvokat nieder. Hier schrieb er sein erstes Bühnenwerk „Pierre-le-Grand", das durch die Gunst der Dugazon, die er sich zu erwerben gewußt hatte, von der Comédie italienne (dem Theater Favart) angenommen, von Gretry in Musik gesetzt und im Januar 1790 auf der genannten Bühne aufgeführt wurde. In diesem „Peter dem Großen" besang Bouilly als eifriger Royalist Ludwig XVI. und Marie Antoinette, wofür er von der unglücklichen Königin mit einer goldenen Tabatiere belohnt wurde, um dann, als die Revolution sich immer mächtiger entfaltete, sich deren Wortführern zuzuwenden und den Jakobinern das königliche Geschenk als Opfergabe darzubringen, dadurch Verzeihung zu erlangen dafür, daß er es angenommen hatte. (Dieses sich den jeweiligen Machthabern mit einem unverkennbaren Enthusiasmus Beugen und Fügen war ein weiteres Merkmal seines weichen Herzens und wenig festen Charakters; er besang nacheinander die Kaiserinnen Josephine und Luise, die Herzogin von Berry und die Königin Amélie, Gemahlin Ludwig Philipps!) Als Dank für obigen Beweis seines reinen „Civismus" oder vielleicht richtiger „Sansculotismus" wurde er 1793 von den Schreckensmännern als öffentlicher Ankläger nach Tours gesandt, wo er bis nach dem 9. Thermidor 1794 blieb. Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß Bouilly dort manches Unheil verhütete, manche Familie vor dem entsetzlichen Tode auf der Guillotine bewahrte, sogar mit einer seltenen Energie und auch mit Erfolg dem General Ronsin und dem Emissär Robespierres entgegentrat, der nicht weniger als dreihundert Köpfe verlangte. Nach dem Sturz des Tyrannen legte Bouilly sein gefährliches Amt nieder und gedachte nach Paris zurückzukehren. Doch vorsichtig und klug beobachtete er vorerst, wie die Dinge sich jetzt in der Hauptstadt gestalten, welcher Partei in diesem blutigen Ringen als Sieger die endliche Herrschaft zufallen würde. Da erhielt er unerwartet von der durch die neuen Machthaber eingesetzten „Kommission des öffentlichen Unterrichts" die Aufforderung, ihr bei Einrichtung der Primärschulen behilflich zu sein. Freudig nahm Bouilly diese ihm in jeder Hinsicht willkommene Berufung an und kehrte nach Paris zurück, das er von nun an nicht mehr verlassen sollte.

II. Die Pariser Komische Oper. — „Leonore"; Pierre Gaveaux und die Citoyenne Scio-Fidelio.

Der ehemalige öffentliche Ankläger von Tours hatte sich seiner neuen pädagogischen Aufgabe: „Einrichtung der Elementarschulen der Hauptstadt", mit Lust und Liebe gewidmet, denn die Beschäftigung des Lehrers sagte seinem Gemüt, seinem gefühlvollen Herzen besonders zu, und er hat sie mit Vorliebe, wenn auch in anderer Form, bis an sein spätes Lebensende ausgeübt. Doch dabei wehrte er dem ihm innewohnenden dichterischen Triebe, der Freude an dramatischer Produktion nicht, wenn er auch vor der Hand wenig Zeit fand, das, was seinem Geiste vorschwebte, ins Leben zu rufen. Als jedoch

nach wenigen Jahren der Arbeit die Schulkommission durch die rasch wechselnden Machthaber dem Polizeiministerium untergeordnet wurde, entsagte Bouilly auch dieser Stellung und beschäftigte sich von nun an ausschließlich mit dem Theater. Er arbeitete bald für eine der beiden lyrischen Bühnen, bald für das große Theater der Republik, Théâtre-Français, dem Talma angehörte, dann wieder für das lustige Vaudeville der Rue de Chartres, und stets mit Glück.

Die Geschichte der Pariser Komischen Oper, besonders während der Epoche der Revolution, ist eine sehr bunte und verwickelte, und ich will versuchen, in wenigen Zeilen deren damalige Verhältnisse zu schildern.

Bei Beginn der Revolution gab es in Paris zwei Bühnen, welche die komische Oper kultivierten: das Theater Favart und das der Rue Feydeau. Ersteres war aus dem alten Théâtre de la foire hervorgegangen und hatte schon früher den Namen Opéra-comique geführt, den es 1793 abermals und nun für immer annehmen sollte. Es befand sich auf derselben Stelle, wo heute die Opéra-comique sich erhebt, und verdankte seinen damaligen Namen dem bekannten Operndichter und Direktor Charles Simon Favart (1710 bis 1793), dem eigentlichen Begründer der französischen Komischen Oper. Seine Geschichte hängt mit der der alten Comédie italienne eng zusammen. Diese war die älteste und ursprünglich auch die vornehmste der heiteren Pariser lyrischen Bühnen; sie wurde vom Hofe protegiert, und es gelang ihr dadurch 1762, sich die schon damals durch Favart zur Blüte gebrachte Komische Oper einzuverleiben und sich zugleich mit einem neugewonnenen zugkräftigen Repertoire einer sehr gefährlichen Konkurrentin zu entledigen. Nun gab es dort italienische und französische Vorstellungen, bis erstere 1780 für immer von dem Repertoire verschwanden und das Theater bald darauf den Namen „Favart“ annahm, vom Publikum aber noch lange Zeit nachher Comédie italienne genannt wurde. Die Bühne hatte sich bis zum Jahre 1783, wo sie nach der Rue Favart übersiedelte, noch immer in dem alten Hotel de Bourgogne befunden, und dort wurden auch die ersten Opern Gretrys „Der Huron“, „Das redende Gemälde“, „Zemire und Azor“ rc. aufgeführt. Bei der Übersiedelung trennten sich die mehr schauspielerischen Elemente von den Sängern und gründeten das Vaudeville-Theater in der Rue de Chartres (1838 abgebrannt). Die zweite der lyrischen Bühnen heiteren Genres, das Theater Feydeau, befand sich in der Straße gleichen Namens. Es war von „Monsieur“, dem Grafen von Provence und ältesten Bruder Ludwigs XVI., 1789 für eine neu engagierte italienische Truppe gebaut worden, die anfänglich in den Tuilerien unter dem Namen Théâtre de Monsieur spielte. Als ihr Protektor bald darauf emigrierte, bezog die Gesellschaft, durch französische Sänger ergänzt, das neue Theater der Rue Feydeau und nahm diesen Namen an. Es bestand als solches bis zum Jahre 1801, wo die Truppe sich mit der des Theaters Favart, dann Opéra-comique, vereinigte, welche von diesem Augenblick an Alleinherrscherin ihres Genres wurde. Heute ist das Theater Feydeau verschwunden: 1826 mußte es mitsamt der Straße der neuen Rue de la Bourse weichen.

Beide Bühnen hatten ihre Komponisten, welche hauptsächlich für sie arbeiteten. Die bedeutendsten derselben, welche ihre Werke dem Theater Favart (Opéra-comique und Comédie italienne) übergaben, waren: Duni, 1709 bis 1775; Philidor, 1727 bis 1795; Monsigny, 1729 bis 1817; und Gretry, 1741 bis 1813. Die hervorragendsten Compositeurs des Theaters Feydeau, am 6. Januar 1791 unter diesem Namen eröffnet, waren: Dalayrac, 1753 bis 1809; Mehul, 1763 bis 1817; und Cherubini, 1760 bis 1842.

Doch gab es außer diesen Meistern ersten Ranges noch viele andere Komponisten, welche die beiden lyrischen Büh-

nen mit Opern versorgten. Unter diesen befanden sich auch manche, die zugleich als Sänger in ersten Rollen wirkten, wie z. B. die zwei ersten Tenore und der Bariton der Opéra-comique: Laruette, 1731 bis 1792; Solié, 1755 bis 1812 (auch in Deutschland durch seine Opern vorteilhaft bekannt geworden); und Gaveaux, 1761 bis 1825, was uns wohl als Beweis dienen könnte, daß, wenn es auch damals viel leichter war, eine komische Oper zu schreiben, als heutzutage, die Sänger des vorigen Jahrhunderts doch eine gründlichere und vielseitigere musikalische Bildung besaßen als die meisten ihrer Herren Kollegen unserer Zeit.

Mit diesen beiden Operntheatern und ihren Komponisten trat nun der ehemalige öffentliche Ankläger des Revolutionstribunals und Mitvater der Elementarschulen Frankreichs, Bouilly, in Verbindung.

Das erste Bühnenwerk, welches er nach einer dreijährigen Pause verfaßte, war die Oper „La famille americaine“, die von dem beliebten und graziösen Dalayrac in Musik gesetzt und am 20. Februar 1796 auf dem Theater Feydeau zum erstenmal aufgeführt wurde — ein „succès de larmes“ im vollsten Sinne des Wortes. Nun aber wagte Bouilly einen Schritt von großer Bedeutung. Er dichtete ein Schauspiel, dessen Held sein engerer Landsmann, der berühmte Gelehrte und Begründer der neueren Philosophie, René Descartes (1596 bis 1650), war und das noch in demselben Jahre im Theater der Republik (das neuere Théâtre-Français im Palais Royal*) zur ersten Aufführung gelangte. Bouilly erzielte damit einen vollständigen Erfolg und eroberte sich dadurch die erste Bühne Frankreichs für seine weiteren dramatischen Arbeiten dieser Art. Doch kehrte er gleich wieder zu der liebgewonnenen Scene der komischen Oper zurück. Im folgenden Jahre erschien „Le jeune Henry“, und diesmal war sein Komponist eine der ersten Berühmtheiten der französischen Oper: Mehul. Die erste Aufführung fand am 1. Mai 1797 im Theater Favart statt. (Diese Oper fand, wie so manche andere Mehuls, ihren Weg auch nach Deutschland; heute noch wird die Ouverture zum „Jeune Henry“ in Konzerten aufgeführt.) Nun wandte sich Bouilly dem Theater Feydeau zu, dem er seinen ersten Erfolg: „Pierre-le-Grand“, 1790, verdankte und das für ihn noch eine besondere Anziehungskraft besaß.

Das Theater Feydeau hatte eine Sängerin, die sowohl durch ihre herrliche Stimme, ihr dramatisches Talent, wie durch ihre seltene Schönheit glänzte und ein Liebling ihres Publikums war, dadurch jeder Oper, in der sie auftrat, zu einem Erfolg verhalf. Sie war eine Berühmtheit ihrer Zeit und würde auf der Bühne der Großen Oper ein erstes Rollenfach wirksam ausgefüllt haben, wenn nicht Familienverhältnisse und andere Rücksichten sie an die Komische Oper gefesselt hätten.

Angelique Scio, geborene Legrand (Lille 1768), war die Gattin des Kapellmeisters des Theaters Feydeau, Etienne Scio, der mehrere Opern für diese Bühne geschrieben hatte. Er starb, kaum dreißig Jahre alt, im Beginn seiner eigentlichen Carriere, am 21. Februar 1796, und nun wurde die junge, reizende und verführerische Witwe von einer Schar Anbeter aller Art umringt, unter denen sich auch der warmherzige Bouilly und der erste Tenor des Theaters Feydeau, Pierre Gaveaux, zugleich einer der fruchtbarsten

* Dies zweite Théâtre-Français war mit Beginn der Revolution durch die Emigration der revolutionär gesinnten Mitglieder des alten Théâtre-Français, an deren Spitze Talma und Dugazon standen, ins Leben gerufen worden. Die übrigen „Comédiens ordinaires du roi“ spielten in ihrem Hause, auf dem anderen Seine-Ufer gelegen, weiter, bis die republikanischen Gewalthaber sie als suspekt in das Gefängnis der Madelonettes einsperrten. Nach dem 9. Thermidor in Freiheit gesetzt, fanden sie keinen anderen und besseren Ausweg, als sich wieder mit ihren früheren Kameraden auszusöhnen und zu vereinigen, wodurch das Theater der Republik im Palais Royal wiederum das eigentliche Théâtre-Français wurde und es auch bis heute an gleicher Stelle geblieben ist.

Komponisten seiner Epoche, befanden. Ihr Vorleben bildete bereits einen Roman, denn die achtzehnjährige bildschöne Angelique Legrand hatte sich von einem Offizier der Garnison ihrer Vaterstadt Lille entführen lassen und war dann als Madame Crécy, der Name eines neuen Anbeters, in Montpellier zum Theater gegangen. In Marseille engagiert, heiratete sie 1789 den dort als Violinist im Orchester angestellten Musiker Etienne Scio, mit dem sie bald nach Paris zog und nach einer kurzen Thätigkeit auf dem Theater Molière als erste Sängerin zu dem Theater Feydeau überging. Jetzt war sie wieder frei und konnte sich nach einem anderen Gatten umsehen. Da sie indessen einen solchen weder in Bouilly noch in Gaveaux finden konnte, indem beide bereits verheiratet waren, so begnügte sie sich mit ihnen als Anbeter, und war dies auch etwas ganz Natürliches. Der Dichter Bouilly sollte glänzende Rollen für sie und ihr dramatisches Talent schreiben, der Komponist Gaveaux sie für ihre Stimme in Musik setzen, und mit dem feurigen Sänger Gaveaux wollte sie dieselben singen. Daß die schöne Madame Scio neben diesen beiden Anbetern noch eine ganze Reihe anderer bevorzugte und ermunterte, wiederum aus ganz anderer Ursache, die nichts mit der Kunst gemein hatte, beweist ihre wenige Jahre später erfolgte Verheiratung mit einem reichen Finanzmanne, Namens Messier; daß derselbe aber ihrem Herzen nicht genügte, dafür spricht sehr deutlich ihre baldige Trennung von diesem zweiten, obwohl sehr reichen, doch gewiß auch gleich prosaischen Gatten. Einstweilen duldete sie die Huldigungen ihres Dichters und ihres Sängerkomponisten und machte beide so glücklich, als dies unter obwaltenden Umständen nur angehen konnte.

In ihrer Wohnung der Rue Feydeau, dem Theater gegenüber, fanden abends nach den Vorstellungen ganz allerliebste kleine Soupers statt, denen die schöne Frau präsidierte. Nur die Intimen durften teil daran nehmen, und äußerst heiter und ungezwungen ging es dabei zu. Zu diesen bevorzugten Sterblichen zählten Bouilly und Gaveaux, und nichts war natürlicher, als daß von beiden das Gespräch mit Vorliebe auf neu zu schaffende Opern, neue glänzende Rollen für die reizende Herrin des Ortes gelenkt wurde.

An einem solchen Abend war es, als die drei wieder beisammen saßen und dies beliebte Thema in besonders lebhafter Weise abhandelten. Und eine vollwichtige Ursache war ihnen dafür gegeben. Zugleich konnten sie sich ungehindert aussprechen, denn beide weilten diesmal ausnahmsweise allein bei ihrer Angebeteten, trotzdem der wohnliche Salon der Künstlerin sich brillant beleuchtet und mit Blumen ausgeschmückt fand und die reichbesetzte Tafel ein Souper zeigte, das den feinsten Gourmands genügt haben würde. Es war der Abend des 13. März 1797 und der ersten Aufführung der neuen Oper „Medea" von Cherubini, in der Madame Scio die Titelrolle mit größtem Beifall, doch auch nicht ohne große Anstrengung gesungen — damals sagte man noch nicht „kreiert" — hatte. Daß die Sängerin nach einer solchen Rolle den Rest des Abends ebensowenig in einer großen Gesellschaft wie ganz allein zubringen konnte noch wollte, war selbstverständlich, und so erhielten denn nur die Getreuesten ihrer Getreuen Erlaubnis, ihr Gesellschaft zu leisten, mit ihr soupieren und ihr die wohlverdienten Huldigungen für ihre in der That bewunderungswerte Leistung darbringen zu dürfen. Nachdem der Sänger wie der Dichter Medea in begeisterter Weise gefeiert, ihr den wohlverdienten Lorbeer in Prosa und improvisierten Versen dargebracht hatten, kam die Reihe an das köstliche Souper und dann an das Plaudern. Die schöne Madame Scio war noch ganz entzückt von der neuen Oper Cherubinis, womit der gelehrte italienisch-französische Komponist im Grunde seinen ersten großen und unbestrittenen Erfolg auf der Pariser Bühne errungen hatte, und noch mehr war sie es von ihrer herrlichen dramatischen Rolle,

deren wirksamer Wiedergabe dieser glückliche Erfolg hauptsächlich mit zu verdanken war, wie sie dies in ihrem Künstlerstolz, ihrer Begeisterung unumwunden aussprach. Dann wandte sie sich plötzlich an Bouilly und Gaveaux und sagte mit leuchtenden Augen: „Nun wißt ihr, was unser Theater braucht, was ich haben muß, wenn wir wahre und große Erfolge erzielen und uns zugleich als Künstler befriedigt fühlen wollen! Werft einmal die lustigen wie die sentimentalen spießbürgerlichen Geschichten beiseite, überlaßt sie dem Vaudeville und schafft wirkliche Dramen, die nicht allein den Augen sanfte Thränen entlocken, sondern auch den Zuschauer ergreifen und begeistern! Schafft mir eine solche Rolle, und ich verspreche euch einen Erfolg, wie ihr beide noch keinen erlebt habt und wodurch ihr alles erlangen werdet, was ihr nur wünschen könnt: Ruhm und Gold!“

„Solche bühnenwirksame und besonders für die Oper geeigneten Stoffe lassen sich so leicht nicht finden — oder man müßte denn wiederum eine Anleihe bei den Alten und unseren Klassikern machen,“ meinte Gaveaux etwas kleinlaut und streifte dabei Bouilly, der unbeweglich und lächelnd in seinem Fauteuil ruhte und nachzusinnen schien, vielleicht schon das Richtige gefunden haben mochte.

Da rief die schöne Frau, noch leidenschaftlicher als vorhin, mit einem Blick stolzen Zürnens sich zuerst an Gaveaux wendend:

„Wer sagt, daß dies nicht ohne Hilfe der Alten oder unserer Klassiker geschehen könne? Auch diese laßt endlich in Ruhe und wendet euch der Gegenwart zu! Schaut um euch! greift nur keck ins volle Leben, das uns noch immer so mächtig umflutet, dessen blutige Wellen so viele Tausende verschlungen haben! Denkt an die Zeiten des Schreckens, an den Haß, der die Menschen gegeneinander entflammte, an das unsagbare Leid, das sie erdulden mußten; denkt an die Fülle von Liebe, Selbstverleugnung und Heldenmut, die von den Opfern der Guillotine ihren Henkern gegenüber offenbart wurde, die der von Grauen erfaßten Menschheit Thränen des Zorns und des Mitleids entpreßten und sie zugleich mit Bewunderung erfüllten! Denkt daran, und wer dann noch sagt, daß es für den Dramatiker schwer sei, Stoffe zu finden, um von der Bühne herab das Herz mächtig zu ergreifen, zu erschüttern und die Zuhörer zu begeistern, der ist kein Dichter! nicht wert, den Namen eines solchen zu führen! — Und nun, Bouilly, reden Sie!“

Gaveaux war durch den flammenden Blick der Künstlerin aus seinem Fauteuil förmlich emporgetrieben worden. Mit weit offenen Augen starrte er sie an, dann aber siegte sein heiteres Naturell. Er trat leise auf das elegante Clavecin zu, öffnete dasselbe, und als Madame Scio geendet hatte, intonierte er plötzlich, doch in übertriebener dramatischer Weise, die große Arie der Medea, durch deren Vortrag die Künstlerin an dem heutigen Abend ihr Publikum, Kenner und Kritiker, entzückt hatte. Doch nur wenige Takte sang er, dann brach er plötzlich ab, klatschte in die Hände und rief: „Bravo, Medea! Bravo!“

Die Spannung des Augenblicks hatte sich gelöst, Madame Scio, soeben noch in einer begeisterten Erregung, lachte und warf sich wie erschöpft in ihren Sitz zurück, aus dem sie redend sich erhoben: „Sie werden sich zu Grunde richten,“ flüsterte ihr der näher getretene Tenor zu, dabei ihr galant die Hand küssend, „wenn Sie Ihre Leidenschaft so verschwenderisch walten lassen. Muß es aber sein, so weihen Sie sie lieber einem geeigneteren Gegenstande, zum Beispiel dem Herzen Ihres heutigen Jasons, der jetzt nur Sie als seine Göttin anbetet.“

„Lassen Sie diese Coulissenscherze!“ wurde dem Sänger auf seine Galanterien entgegnet. „Bouilly ist mir eine Antwort schuldig, und ich sehe, daß er reden will.“

Dieser hatte während der ganzen Scene unbeweglich, wie teilnahmlos dagesessen, doch dafür seine Gedanken, seine Phantasie walten lassen, die ihn in die Ver-

Léonore,

ou l'amour conjugal.

Fait historique Espagnol en deux Actes.

Paroles de J. N. Bouilly. Musique de P. Gaveaux.

Représentanté pour la première fois sur le Théâtre de la Rue Faydeau,
le 1er Ventose l'an 6e.

Couplets de Roc, Acte I.

(Bei Beethoven: Act I. No. 4. Arie des Rocco: „Hat man auch nicht Geld beineben" etc.)

Maestoso marqué.

Piano.

ff

ROC.

1. Sans un peu d'or, un peu d'ai-sance, re - te-nez bien cet-te le-
2. Il n'est au-cu-ne jou-is - sance, que ne pro-cu-re du comp-

p *sf* *p* *sf* *p*

çon. Car la mi - sère et l'a - ban - don, en - traine u -
tant. On sa - tis - fait dans un in - stant or - gueil, am -

p *sf*

ne triste ex - is - ten - ce.
bi - ti - on, vengean - ce.

sf *f* Viol. *ff*

Mais le moindre petit tré - sor, rend heu - reux, fait aimer la
Parmi les grands on prend l'es - sort, on se dit homme d'im - por -

p *cresc.* *p*

vi - e; Emplois, cré-dits, pouvoir, cha-
tan-ce, Lors que dans l'an - tichambre et l'ex-

f Basso.

teaux, femme jo - lie, on obtient tout a - vec de
trait___ de nais-sance. Mais tout ce cou - vre avec de

l'or. Oh! la bonne cho - se que l'or!___ Oh! la bonne
l'or. Oh! la bonne cho - se que l'or!___ Oh! la bonne

cho - se que l'or! oh! la bon - ne cho - se que
cho - se que l'or! oh! la bon - ne cho - se que

p

l'or! oh! la bon-ne cho - se que l'or! oh! la bon-ne cho - se que
l'or! oh! la bon-ne cho - se que l'or! oh! la bon-ne cho - se que

cresc.

f

l'or!
l'or!

ff

Dal Segno.

gangenheit zurückführten. Nun sagte er mit auffallender Ruhe, doch auch mit einem feinen Lächeln, das eine siegesgewisse Überlegenheit ahnen lassen mußte:

„Wenn meine schöne Freundin mir einige Augenblicke aufmerksames Gehör schenken will, so werde ich ihr eine Episode aus meinem Leben, aus meiner Thätigkeit als öffentlicher Ankläger in Tours, erzählen. Soeben zogen die erlebten Vorfälle in voller Klarheit und dramatischer Lebendigkeit an meinem Geiste vorüber — sogar in der Form einer Oper, mit Musik von Gaveaux und der unvergleichlichen Scio in der Titelrolle.“

„Ah! das ist herrlich!“ jubelte die Künstlerin. „Ich wußte, daß die Liebe — zur Kunst natürlich! — Ihre Phantasie befruchten, zu einem Meisterwerk begeistern würde! Erzählen Sie! Ich vermag nach den Aufregungen des Abends nicht zu schlafen, und doch thut mir Ruhe not, die mir verbietet, viel zu reden. Kommen Sie, liebwerter Freund, rücken wir eng zusammen und dann erzählen Sie mir Ihre — nein, unsere neue Oper.“

Bouilly führte die Sängerin zu dem Sofa, auf das beide sich in bequemer Lage niederließen; Gaveaux rückte recht neugierig sein Fauteuil dicht in die Nähe der Gruppe, und der Dichter Bouilly erzählte, was der accusateur publique Bouilly in Tours erlebt hatte: „ein Zug erhabenen Heldenmuts und aufopfernder Liebe einer vornehmen Dame der Touraine, deren gefährliches Mühen er so glücklich gewesen sei, erfolgreich unterstützen zu können.“ (Bouillys eigne Worte.) Er erzählte, wie die Gattin eines adeligen Gefangenen sich als Magd bei dem Kerkermeister verdingt habe, um zu ihrem Gemahl gelangen zu können, und wie sie diesen im Augenblick höchster Not und Gefahr mit ihrem Leibe gedeckt und geschützt habe; wie sie dem blutgierigen Unmenschen, von Robespierre gesandt, Tod und Verderben zu verbreiten, mit der Waffe in der Hand entgegengetreten sei und den feigen Mordgesellen durch ihre Blicke und Worte, ihr heldenhaftes Thun in die Flucht geschlagen habe. Dann entwickelte er diese Handlung, wie er sich dieselbe bereits als lyrisches Drama gedacht hatte, und von seinem Stoff begeistert, von der Erinnerung an das Erlebte übermächtig erfaßt, wurden seine Schilderungen immer lebendiger, dramatischer. — Mitternacht war längst vorüber, und noch immer saßen die drei beisammen, Bouilly erzählend, schildernd, Madame Scio und Gaveaux mit gespanntester Aufmerksamkeit horchend. Als der Dichter bei der Kerkerscene angelangt war, wo das heldenmütige Weib sich dem Mörder

Jean Niclas Bouilly.

ihres Gatten mit der Waffe in der Hand entgegenwirft, da hielt sich die leidenschaftliche Künstlerin nicht länger. Vom Sofa sprang sie empor, umschlang mit ihren weichen vollen Armen den Hals Bouillys und küßte dabei wiederholt und so feurig seine Lippen, daß der glückliche Dichter wohl meinen mußte, seine Muse habe die Göttin der Liebe selber aus ihren Himmeln zu ihm niedergesandt, mit ihren Küssen ihm zu lohnen. Dann rief die verführerische Schöne, sich den begehrenden Armen Bouillys entwindend:

„In acht Tagen — längstens! müssen Sie mir das vollständige Scenarium, das Buch der Oper vorlegen; bis dies geschehen, verschließe ich Ihnen meine Thür, doch öffne ich sie Ihnen dann auch weit — weit, wie meine Arme! Doch für heute genug — zu viel! und nun gute Nacht!"

Mit diesen Worten war sie aus dem Salon verschwunden, und nun entfernten sich auch die beiden Anbeter der schönen Frau und Bewunderer der seltenen Künstlerin, Kopf und Herz voll von der neu zu schaffenden Oper aus der Schreckenszeit, mit deren Ausarbeitung Bouilly schon morgen — oder richtiger noch an dem heutigen Tage beginnen wollte.

Doch so schnell ging die Arbeit nicht von statten. Schon beim Ansetzen der Feder stieß Bouilly auf ein gewaltiges Hindernis, und die schöne Frau mußte notgedrungen ihm und ihrem Komponisten die Pforten ihres Heiligtums vor der in Aussicht gestellten Frist öffnen, damit in gemeinsamer Beratung dies erste und wohl auch größte Hindernis aus dem Wege geräumt werden konnte.

Die Oper durfte nicht in der Gegenwart spielen, es wäre zu gefährlich und auch, trotz Änderung der Namen und des Ortes, dem wirklichen Helden der Handlung gegenüber unpassend gewesen. Nur drei Jahre lagen zwischen heute und den Vorgängen in Tours. Es mußte eine andere Zeit gewählt werden, und in dem Rat der drei Künstler entschied man sich, auf Befürwortung Bouillys, endlich für das siebzehnte Jahrhundert, für Spanien anstatt Frankreich und für Sevilla an Stelle Tours'. Nun handelte es sich um den Namen der Hauptrolle, als welchen Bouilly in seiner Begeisterung für die Künstlerin deren Taufnamen Angelika im Sinne hatte und diesen Gedanken auch mit dem ganzen Feuer eines Bewunderers der schönen Frau verteidigte. Doch diese war anderer Meinung, und Gaveaux als Komponist unterstützte sie, da der Name „Angelique", so schön er auch sei, sich für den Gesang wenig eigne. Dagegen machte Madame Scio folgenden ganz neuen Vorschlag, den sie gewiß schon lange in Erwägung gezogen haben mußte und der denn auch, kaum ausgesprochen, von dem Dichter und dem Komponisten mit Enthusiasmus angenommen wurde. Die Hauptrolle, so meinte sie mit beredten Worten, müsse eine sogenannte Verkleidungsrolle (Travestis) sein; sie wolle dieselbe durchweg in der Tracht eines Jünglings spielen und als solcher „Fidelio", als Gattin aber, deren eheliche Liebe das Leben des Gemahls rette, „Leonore" heißen, und letzterer Name müsse zum besseren Verständnis, wie um irrigen Meinungen vorzubeugen, auch der Titel der Oper sein.

„‚Léonore, ou l'amour conjugal!' — ‚Leonore oder die eheliche Liebe' soll unsere neue Oper heißen!" rief Bouilly, begeistert auf den schönen und wirksamen Gedanken eingehend; zugleich öffnete er die Arme, weit — weit, um den in Aussicht gestellten süßen Lohn von seiner neuen Leonore zu empfangen.

„Zu früh, mein feuriger Dichter, weil gegen die Abrede und deshalb als Sühne erst nach der ersten Aufführung der Oper," entgegnete die schöne Sängerin lachend.

Dabei blieb es, und mit allem Eifer gingen nun Dichter und Komponist an ihre Arbeit.

Seltsam! Drei Personen: zwei Männer, die hinter dem Rücken ihrer Gattinnen einer anderen Frau den Hof machen, und diese Frau, welche auf ein sehr bewegtes und gleich unbeständiges Liebesleben zurückblickt — sie vereinigen sich, um ein Werk zu schaffen, bestimmt, in

Worten und Tönen die „eheliche Liebe und Treue" zu feiern, und zwar laut vor allem Volk! Nur die wahre Liebe zu ihrer Kunst, die in ihnen leben mußte, konnte im stande sein, diesen Widerspruch zu lösen.

Doch es dauerte noch eine ganze Weile, bis das, was die drei mit allem Aufgebot ihrer geistigen und seelischen Kräfte erstrebten, verkörpert an das Licht des Tages oder vielmehr an das „der Lampen" gelangen sollte, bis das Werk vorerst nur in seinen Einzelheiten, in seiner Form zur Zufriedenheit der immerfort neue Änderungen und Verbesserungen wünschenden Künstlerin zum Abschluß gelangt war. Als dies endlich geschehen, die Oper vollendet, mit ihren sämtlichen ausgeschriebenen Rollen vorlag, da gab es neue Hindernisse, welche sich ihrer ersten Aufführung entgegenstellten. Vorerst mußten noch andere Opern, von Dalayrac und Della Maria, zu deren Aufführung sich das Theater Feydeau verpflichtet hatte, zur Darstellung gelangt sein, dann erst kam die Reihe an die neue „Leonore". So war denn seit dem Entkeimen des Plans, zugleich dem Tage der Bühnentaufe von Cherubinis „Medea", fast ein Jahr vergangen, da kündeten endlich am „1er ventose an 6 de la république française" (am 19. Februar 1798) die bescheidenen Zettel des Theaters Feydeau die neue, nunmehr von allen Seiten sehnlichst erwartete Oper und zwar in folgender Form und Besetzung an:

Léonore, ou l'amour conjugal.

Fait historique,* en deux actes en prose mêlée de chants.
Paroles de J. N. Bouilly, Musique de P. Gaveaux.

Personnages.	*Acteurs.*
Dom Fernand, ministre et Grand d'Espagne .	C(itoyen) Dessaules.
Dom Pizarro, Gouverneur d'une prison d'État .	C. Jausserand.
Florestan, Prisonnier	C. Gaveaux.
Léonore, épouse de Florestan, et porte-clef, sous le nom de Fidelio	C(itoyenne) Scio.
Roc, geôlier	C. Juliet.
Marceline, fille de Roc	Ce. Camille.
Jacquino, guichetier. Amoureux de Marceline	C. Lesage.

Prisonniers. — Un Capitaine des Gardes. — Peuple.
La scène se passe en Espagne, dans une prison d'État, située à quelques lieues de Séville.

Das neue Werk und die Aufführung hatten einen ganz ungewöhnlichen Erfolg, und besonders feierte Madame Scio als Leonore einen Triumph, wie sie einen solchen bis jetzt noch nicht auf der Bühne des Theaters Feydeau erlebt hatte. Die ganze Rolle war von ihr mit sichtlicher Vorliebe und wahrhaft meisterhaft wiedergegeben worden; besonders hatte sie die beiden Scenen mit Roc im ersten Akt, dann die hochdramatische Kerkerscene des zweiten Aktes mit einer solchen ergreifenden Wahrheit und Kraft, zugleich mit der vollen Wirkung einer vollendeten Tragödin, die dem Théâtre-Français der Republik Ehre gemacht haben würde, dargestellt, daß sie dadurch ihr Publikum zur Bewunderung hinreißen und zu Thränen rühren mußte. Ihr Erfolg als Leonore übertraf noch den ihrer Medea, und doch hatte Cherubini zu letzterer Rolle die Musik geliefert! Der Ruf der neuen Oper und der Citoyenne Scio als Leonore verbreitete sich durch die Zuschauer der ersten Vorstellung, durch die Tagesblätter mit größter Schnelligkeit, und ganz Paris wollte die Scio als Leonore sehen. Doch man mußte seine Ungeduld zügeln, denn die Künstlerin fühlte sich nach der ersten Aufführung so angegriffen, daß sie der

* Die später erschienene gestochene Partitur (Verlag der beiden Brüder Gaveaux zu Paris) trug die Bezeichnung: „Fait historique espagnol."

Ruhe dringend bedurfte und dann auch nur in Abständen von mehreren Tagen in der neuen Oper aufzutreten vermochte.

In dieser ersten Aufführung ereignete sich ein origineller und die Zeit charakterisierender Vorfall. In der ersten Scene spricht Jacquino von Fidelio und nennt ihn in seiner eifersüchtigen Regung verächtlich: „ce monsieur Fidelio“. (Diese Scene wie so manche andere fehlt in der deutschen Bearbeitung.) Kaum hatte der Sänger das Wort „monsieur“ ausgesprochen, als eine Stimme vom Parterre aus belehrend rief: „Citoyen! Es giebt keine Herren mehr in Frankreich!“ Und der erschrockene Schauspieler mußte, nach einer devoten Verbeugung gegen das Parterre, die Stelle nochmals hersagen und durfte von jetzt an nur von dem „Citoyen Fidelio“ reden!

Der durch die Oper erzielte mächtige Erfolg war — eine seltene Ausnahme bei ähnlichen Werken — hauptsächlich der dramatisch wirksamen Handlung, zum kleinsten Teil der Musik zuzuschreiben. Gaveaux gehörte wie als Sänger so auch als Komponist der heiteren, graziösen Richtung an, deren Haupt Gretry war. Doch reichte sein Talent nicht einmal an Dalayrac heran, dramatische Kraft fehlte ihm gänzlich. So bewegte sich denn auch der musikalische Teil der Oper in Romanzen und Duetten, nur ein Trio und zwei Chöre enthielt die Partitur, kein größeres Ensemble. Doch dies alles war gefällig und gefiel. Dank der dramatischen Situationen und besonders der vortrefflichen Ausführung durch die Citoyenne Scio vermochten auch die Gesänge eine tiefere Wirkung zu erzielen.

Bouilly hatte hingegen mit seiner Arbeit, trotz ihrer heute leicht erkennbaren Mängel, für die damalige Zeit ein kleines Meisterwerk geliefert, und war die ganze Handlung, bis auf den Grundgedanken derselben und die Pistolenscene im Kerker, seine eigene Erfindung. Er hatte die Wirkung dieser letzteren Hauptscene noch dadurch in überaus glücklicher Weise zu steigern gewußt, daß er im entscheidenden Augenblick die Spannung auf der Bühne und im Zuschauerraum durch den Trompetenruf hinter der Scene zur glücklichen Lösung brachte, wodurch das atemlos lauschende Publikum zu einem ungeheuren, nicht enden wollenden Jubel hingerissen wurde. Zu dem einseitigen Erfolg der Handlung oder, richtiger gesagt, des Schauspiels trug auch wesentlich der Umstand bei, daß die dramatisch wirkenden Scenen nur von Schauspielern dargestellt und nicht gesungen wurden, wodurch wiederum das Werk als Oper verlieren mußte — dies vielleicht gerade zu seinem Glück, denn Gaveaux wäre nicht im stande gewesen, die ergreifenden dramatischen Situationen treffend und wirksam in Musik zu setzen. So hatten denn der Minister Dom Fernand nur wenige Takte, der Gouverneur Dom Pizarro keine Note zu singen, und der alte Roc beschränkte seine Sängerthätigkeit auf das Lied vom Gold im ersten Akt und im zweiten auf das Grab-Duett, das „Wasser- und Brot-Terzett, dem dennoch das Kochfleisch (Bouilly) nicht fehlte“ (wie das Musikstück, das schwächste der Oper, scherzweise in Paris bezeichnet wurde).

Die Oper beginnt mit einer kleinen Prosascene der Marceline, die dann ihre Ariette in Form eines Liedes von zwei Strophen singt. Nun folgt nach weiterem Dialog das Pochduett zwischen ihr und Jacquino. Roc, dann Fidelio treten hinzu, und nach einer sehr langen Prosascene singt ersterer sein Lied vom Golde. Wiederum langer Dialog, dann erscheint Pizarro mit seinen Wachen, ohne Musik, ohne Chor und ohne Arie. Er faßt den Plan zur Beiseiteschaffung des verhaßten und gefährlichen Gefangenen und befiehlt Roc, ihm zu folgen, um ihm an sicherer Stelle seine verbrecherischen Pläne mitzuteilen und ihn durch Gold, das der Alte ja so sehr liebt, zu gewinnen. Ein Duett zwischen beiden findet also erst recht nicht statt. Währenddem plaudert Marceline ihrem vermeintlichen Bräutigam Fidelio von der nahe bevorstehenden Hochzeit, und diese Scene gab Gelegenheit zu einem

kleinen heiteren Duett, ganz im Genre der Bühne, auf der es gesungen wurde, doch nur wenig zu der ernsten Opernhandlung passend. Fidelio weiß den Fragen Marcelinens, die immer naiver werden, kaum noch auszuweichen. Erstere spricht bereits von den Kindern, von dem „petit Fidelio“, den sie ihrem lieben Gatten, dem großen Fidelio, schenken und dessen erstes Wort lauten wird — „Mutter!“ ruft Leonore mit tiefem Gefühl, die kleine Schwätzerin unterbrechend, welche eben „Vater!“ oder vielmehr „Papa!“ hatte sagen wollen. Hier eine zu gewagte unbefangene Heiterkeit, dort peinliche Regungen, Worte, die das Herz treffen mußten, Thränen im Auge, Lächeln auf den Lippen. Dies alles verlieh, dank der meisterhaften Darstellung dieser Scene durch Citoyenne Scio, welche nur heiter wirken sollte, eine unerwartete dramatische Bedeutung, die von dem Autor wohl nimmer beabsichtigt worden war.

Endlich ist Leonore allein. Nun läßt sie in einer Romanze (zwei Strophen) alles ausströmen, was ihr Herz erfüllt, was sie peinigt und was sie von dem „heiligen Feuer frommer Gattenliebe“, das in ihr lodert, hofft. Die Prosascene, welche nun folgt, zwischen Fidelio und Roc, teilweise das uns bekannte Duett zwischen Rocco und Pizarro ersetzend, verleiht dem ganzen ersten Akt dramatische Wirkung, die unser, Beethovens, „Fidelio“ leider entbehrt. Roc teilt Fidelio in lebendigem Zwiegespräch mit, was der Gouverneur von ihm verlangte, wofür er ihn mit Gold reich bezahlte, und daß er zugleich die Erlaubnis erteilt habe, Fidelio als Gehilfe in das geheime Gefängnis führen zu dürfen. Sobald die Stunde gekommen, soll er die Gefangenen in den Hof lassen und ihm dann in den unterirdischen Kerker folgen. Diese Scene ist in unserem „Fidelio“ als Teil des ersten Finales benutzt worden, jedoch in wenig geschickter Weise und ungenügender textlicher Ausführung und steht deshalb in ihrer Wirkung weit hinter dem französischen Original zurück. Und doch hätte sie Gelegenheit zu einer hochdramatischen Duettscene geben können, die, von Beethoven komponiert, dessen erstem Akt erst den rechten Wert verliehen haben würde. An diese Prosascene schließt sich die Arie der Leonore an, die einzige Arie der Bouilly-Gaveauxschen Oper, welcher dann als Finale der Chor der Gefangenen folgt, während welchem Fidelio das Innere der Gefängnisse betritt. Mit dem leisen Verklingen des Gesanges der unglücklichen Gefangenen endet der erste Akt.

Der zweite Akt führt uns in den Kerker. Der Romanze Florestans (in drei Strophen) folgt die Prosascene zwischen Roc und Fidelio (ohne melodramische Begleitung), dann das Grabduett und nun die folgende Scene mit dem Terzett, wie wir dies alles in wörtlicher Übersetzung kennen. Das Erscheinen Pizarros, sein Mordversuch, die heldenmütige Verteidigung Florestans durch Leonore mit dem Trompetensignal wird hier in einer Schauspielscene vorgeführt, die wohl mächtig wirkte, doch mit der deutschen Bearbeitung, welcher wir Beethovens herrliches Quartett verdanken, nicht zu vergleichen ist, ebensowenig wie das darauf folgende Duett. Das Volk dringt in den Kerker ein, der Minister erscheint — eine neue aufklärende, die verschiedenen Konflikte lösende Prosascene, die indessen manche wirksame Züge enthält, die im Deutschen fehlen — und mit einem Freudenchor, in den Florestan und Leonore einstimmen, wobei der Minister auch einige Takte zu singen hat, endet die Oper.

Dies Bouillys „Leonore“, das Urbild von Beethovens Meisterwerk „Fidelio“.

* *
*

Während Bouilly durch den Erfolg seiner Leonore seine Stellung als Operndichter für immer gesichert fand, mehrte Gaveaux durch die dazu gelieferte Musik seinen Ruhm als Opernkomponist nicht, obgleich Fétis sie sein bestes Werk nennt. Er kehrte zu dem leichten Genre zurück

und schrieb noch manche Opern, im ganzen deren etwa achtunddreißig, für sein Theater (Leonore war sein siebzehntes Werk), von denen die letzten jedoch nicht mehr zur Aufführung gelangten. Sein Ende war ein trauriges. Als Sänger wurde er durch den eleganten Tenor Ellevion, als Komponist durch neuere und bessere Meister verdrängt. 1812 verfiel sein Geist der Nacht des Wahnsinns. Wieder geheilt, erlitt er 1819 einen Rückfall, und am 5. Februar 1825 starb er vergessen in der Irrenanstalt zu Charenton bei Paris.

Von seinen Opern sind manche über die deutsche Grenze gewandert, wie u. a. „Der kleine Matrose“ und „Sänger und Schneider“. Letztere Oper sah ich noch im Jahre 1847 auf der Bühne des Leipziger Stadttheaters.

Madame Scio, die Gaveaux als Schönheit angebetet und als Künstlerin so hoch verehrt hatte, war ihrem Komponisten in die Ewigkeit vorangegangen. Ihre Leidenschaft, der sie auf der Bühne keine Zügel anzulegen vermochte, es wohl nicht einmal versuchte, führte die schöne Frau und bewunderungswerte Künstlerin einem frühen Grabe zu. In den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts stellte sich bei ihr ein Brustleiden ein, das sie zwang, der Bühne zu entsagen, und am 14. Juni 1807 fand die erste Darstellerin des Fidelio auf dem Père Lachaise zu Paris die letzte, ewige Ruhe, fast zur selben Zeit, als in Deutschland das Werk, dem sie die Weihe gegeben, neu und zu einem ewigen Leben im Reich der Kunst erstanden war.

III. Eine zweite Oper aus der Schreckenszeit. — Cherubini und „Les deux journées“. — Die Pariser Wasserträger.

Bouillys Opernbuch hatte nicht allein im Publikum gezündet, sondern auch unter den Pariser Musikern Aufsehen und ein ungewöhnliches Interesse erregt. Besonders gab es einen Komponisten, der sich mächtig davon ergriffen fühlte und bei seinem Denken und Grübeln nicht davon abzulassen vermochte. Es war dies der ernste gelehrte Italiener Cherubini, der seit wenigen Jahren durch Übernahme der Inspektorstelle des neugegründeten Conservatoires (1795) naturalisierter Franzose geworden war. Nachdem er bis 1788 (geb. am 8. Sept. 1760 zu Florenz) für Italien zehn, für London zwei Opern geschrieben hatte, kam er in oben genanntem Jahre nach Paris, wo er sich schon einmal längere Zeit aufgehalten, um sich nun für immer in der Hauptstadt der französischen Republik niederzulassen. Er debütierte am 1. Dezember 1788 in der Großen Oper mit „Demophon“, wozu Marmontel ihm den Text geschrieben hatte. Dies Werk wurde angestaunt und nicht begriffen, es wirkte sogar wie eine Ungeheuerlichkeit, besonders unter den Angehörigen des Hauses, Musikern, Sängern und Komponisten, so daß dadurch dessen Pforten dem von einem gewaltigen Schaffensdrang erfüllten Cherubini für lange Jahre verschlossen blieben. Nun wandte er sich der Bühne der Komischen Oper zu. Ein Dichter, Fillette-Loreaux, hatte ihm eine langatmige Episode des Romans „Faublas“ von Louvet zu einer Oper umgewandelt, und am 18. Juli 1791 gelangte diese unter dem Titel „Lodoiska“ auf dem kurz vorher (am 6. Januar d. J.) neueröffneten Theater Feydeau zur ersten Aufführung. Doch noch ein zweiter Komponist hatte sich — war es Zufall oder Absicht? — desselben Stoffs bemächtigt, und wenige Tage nach der Cherubinischen Oper, am 1. August, erschien auf dem Theater Favart eine zweite „Lodoiska“, von dem berühmten französischen Violinisten Kreutzer in Musik gesetzt. Dies that Cherubinis Werk großen Abbruch, denn die neue „Lodoiska“ führte sich dem Pariser Publikum in einem viel gefälligeren musikalischen Gewande vor wie die des strengen italienischen Musikers, der in seinen Opern neue Bahnen wandelte; doch dies schreckte letzteren nicht ab, er strebte weiter, suchte nach guten Texten, die er indessen nicht zu finden vermochte, dann setzte er in Musik, was er eben erlangen

konnte. So komponierte er eine Oper „Koukourgi", die er indessen, des ihm unsympathisch gewordenen Textes halber, wieder beiseite legte (um die Musik später zu seiner „Faniska" zu benutzen). 1794 brachte das Theater Feydeau Cherubinis dritte französische Oper „Elisa, ou le voyage au glacier du mont Bernard" (es gab damals keine „Saints" mehr!), in welcher er eine überraschende und große Wirkung durch eine Glocke und deren orchestrale Umrahmung erzielte. Am 13. März 1797 erschien „Medea", eins seiner beiden Hauptwerke für die Bühne, und nun folgt eine ganze Reihe Opern, die deutlich kundgeben, daß dem Meister die richtigen textlichen Unterlagen fehlten, um das ihm innewohnende Talent in vollem Umfange zur Geltung zu bringen. Zuerst ist es eine dramatische Scene, noch 1797 aufgeführt, betitelt: „La mort du général Hoche", dann folgen 1798 „L'hôtellerie portugaise", 1799 „La punition", „La prisonnière" (im Verein mit Boieldieu) und 1800 „Epicur" (mit Mehul).

Wie eifrig hatte Cherubini während dieser Zeit nach einem guten, seinem künstlerischen Streben zusagenden Operntext gesucht! Wie freudig begrüßte er daher die „Leonore" Bouillys, welche er als einen solchen guten Text hatte anerkennen müssen! Nachdem der erste Beifallstrubel, den diese Oper hervorgerufen hatte, vorüber war, alles wieder im alten ruhigen Geleise ging, da suchte Cherubini Bouilly, den er im Salon der späteren Kaiserin Josephine kennen gelernt hatte, auf, um ihm in schlichten, doch verständnisvollen Worten seine Freude als Musiker über die gelungene Arbeit des Dichters auszusprechen. Im Verlauf der Unterhaltung sagte er in seiner schon damals sich kundgebenden herben und rückhaltlosen Weise: „Ich bedaure nur, daß Ihr so vortreffliches dramatisches Gedicht nicht in die Hände eines besseren Komponisten gefallen ist als in die eines Gaveaux! Sein Wissen und Können reicht wohl für die kleinen anspruchslosen Singspiele aus, wie man sie nun einmal im Hause Feydeau braucht, doch nie und nimmer für eine ernste Oper mit solchen wahrhaft dramatischen und ergreifenden Scenen, wie Ihre ‚Leonore' sie bietet. Würden die hiesigen Verhältnisse es gestatten, ich nähme das jetzt gedruckt vorliegende Buch, und mich weder um Gaveaux noch um Sie kümmernd, versuchte ich an ihm meine Kunst; und der Dichter würde das Wagnis dem Musiker verzeihen — dies fühle ich!"

Bouilly hatte mit sichtlichem Wohlgefallen der begeisterten Rede Cherubinis gelauscht und sagte in seiner gewohnten gelassenen Weise und mit behaglichem Lächeln:

„Beruhigen Sie sich, mein lieber Freund und Kunstgenosse; es wird gar nicht notwendig sein, daß Sie, um Ihrem Schaffensdrange zu genügen, noch einmal nach meiner, gleichviel ob wohl oder übel versorgten ‚Leonore' greifen! Wo ich den Stoff zu diesem Drama gefunden, glaube ich auch noch einen solchen zu einem zweiten, gleich wirksamen Operntexte finden zu können!"

„Ah! So nennen Sie mir rasch die Quelle — das Buch, dem Sie das interessante Sujet verdanken!"

„Es ist das Buch meines Lebens. Die Erinnerung öffnete es mir, und nur ein Blatt einer der Geschichten, welche es enthält, genügte, um meine ‚Leonore' ins Leben zu rufen. Ein anderes Blatt derselben Geschichte dürfte ein Seitenstück dazu liefern."

„So lassen Sie mich sie hören, diese reichhaltige Geschichte Ihres Lebens."

Bouilly, von einer gleichen Lust wie Cherubini an dichterischem Schaffen beseelt, ließ sich von dem eifrigen Musiker nicht lange bitten, und wie seinerzeit der schönen Scio und Gaveaux erzählte er nun auch dem gespannt wie jene horchenden Cherubini eine andere Episode aus der Zeit seiner Wirksamkeit als öffentlicher Ankläger in Tours, deren Hauptpersonen vorerst wiederum jene herrliche, mutige Frau und deren Gatte gewesen. Mit Bouillys Hilfe war es schon vor jener befreienden Katastrophe gelungen,

den Gefangenen aus dem Gefängnis wegzuführen. Auf einem Karren, unter Stroh versteckt, lag er, und seine Gemahlin, als Magd verkleidet, begleitete das Gefährt, welches von einem Bauer, einem treuen Diener seiner Herrschaft, geführt wurde. Als der Karren bei dem Thor anlangte, wo die Sansculotten Wache hielten, mußte sich die Ärmste rohe Neckereien der wüsten Horde gefallen lassen, und als sie widerstrebte, wurde das Stroh des Karrens durchwühlt und der Gefangene — schon so nahe seiner Freiheit — gefunden. Wer war es? Niemand kannte ihn, hatte keine Ahnung, daß er einer der gefährlichsten, verhaßtesten Royalisten der Vendée war. Es mußte indessen ein Fang von Bedeutung sein, und unter lautem Jubel, entsetzlichen Drohungen und Verwünschungen schickte man sich an, ihn wieder seinen blutgierigen Richtern zuzuführen. Bis dahin hatte die arme Frau mutig und standhaft alles ertragen, doch nun war ihre Kraft zu Ende, die Sinne schwanden ihr, und mit ersterbender Stimme den Namen des Gatten rufend, sank sie ohnmächtig zusammen.

Als Bouilly bei dieser Stelle seines Berichtes angelangt war, wo die Ärmste, welche Übermenschliches zu ertragen gehabt hatte, mit dem letzten Aufzucken ihres Lebens den geliebten Namen hervorstieß und dadurch selbst das Unglück, wohl den sicheren Tod des Mannes, den sie retten wollte, herbeiführte, da sprang Cherubini wie elektrisiert von seinem Sitz empor und rief mit leuchtenden Augen:

„Das ist ja vortrefflich! Eine ergreifende Katastrophe als wirksamster Schluß einer Oper!“

„Sie genügt sogar für zwei Aktschlüsse, für zwei gefährliche und dennoch glücklich endende Tage. Einen ersten einleitenden Akt erfinde ich dazu,“ entgegnete Bouilly, der bereits den Gedanken mit seiner ganzen Erfindungskraft erfaßt hatte und durch die Begeisterung des Musikers in eine ähnliche versetzt worden war.

„Wie wollen Sie diese Teilung bewerkstelligen?“ fragte Cherubini zweifelnd.

„Die erste Flucht muß gelingen, eine neue ähnliche Gefahr die Katastrophe herbeiführen.“

„Doch der Karren? — ein von einem Gaul gezogener Karren? — Derartiges ist auf der Opernbühne nicht möglich.“

„Und auch nicht notwendig. Er soll durch anderes ersetzt werden,“ entgegnete Bouilly. Dann brach er plötzlich ab und horchte. Von der Gasse her war aus der Ferne ein langsam näher kommender Ruf hörbar geworden. Einer der Savoyarden, die den Parisern das Trinkwasser verkaufen, ließ in Pausen in eintöniger Weise den alt- und wohlbekannten Ruf hören: „A l'eau! à l'eau! — Venez puiser à mon tonneau!“

Nun erhob sich Bouilly und zog Cherubini ans Fenster. Auf den unten auf der Straße mit seinem Wasserfaß langsam dahinziehenden Savoyarden deutend, rief er mit einer wahren Siegermiene:

„Da haben Sie, was uns den Karren mitsamt dem Gaul ersetzen kann, und auch hier bleiben wir wieder bei der Wahrheit und schildern einen wirklichen Vorgang aus jener schreckensvollen Zeit! Hören Sie nur! Wiederum ist es ein Zug aufopfernder Menschenliebe und Treue eines solchen Wasserträgers, der einem meiner Verwandten, Magistrat in seiner Vaterstadt, wie durch ein Wunder das Leben rettete. Wir gewinnen durch den Savoyarden eine vortreffliche Rolle, wie geschaffen für unseren Juliet, und geben zugleich dem Volke eine Lehre, seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst.“ (Bouillys eigene Worte.)

„Ich bewundere Sie, Ihre Phantasie und Denkungsart,“ sagte der Musiker, Bouillys Hand ergreifend. „Sie sind nicht allein ein Dichter, sondern auch ein wackerer Mann.“

„Ich hoffe Ihnen zu beweisen, daß es mir mindestens nicht an dem besten Willen fehlt, Ihre Worte zu bewahrheiten,“ entgegnete der andere bescheiden.

„Doch während der Schreckenszeit dürfen wir die Handlung nicht spielen lassen, es wäre immer noch zu gefährlich.“

Luigi Cherubini.

Nach der bei E. H. Schroeder in Berlin erschienenen Zeichnung von Rohrbach.
Mit Bewilligung des Verlegers.

Digitized by Google

„Ist ebenfalls nicht notwendig. Doch in Paris muß sie vorgehen, soll sie und eine ihrer Hauptrollen, der Wasserträger, verstanden werden. Ich verlege sie um ein Jahrhundert zurück, etwa in die unruhvolle Zeit der Fronde, Mazarin kann Robespierre ersetzen."

„Doch ‚Le porteur d'eau' — ‚Der Wasserträger', können wir hier die Oper nicht nennen, man würde nur an eine possenhafte, keine ernste Geschichte denken."

„Den Titel habe ich Ihnen ja schon genannt, einen besseren wüßte ich nicht zu finden. Wir nennen unsere Oper: ‚Die beiden (gefahrvollen) Tage' — ‚Les deux journées'."

Cherubini schaute wiederum überrascht, mit freudiger Bewunderung zu Bouilly auf, dann umarmte er ihn stürmisch und sagte: „Ich rede nichts mehr, denn ich weiß nun, daß das, was Sie schaffen werden, gut ist und meinen sehnlichsten Herzenswunsch erfüllen wird."

Und es ward gut. Bouilly begann sofort und in gehobener Stimmung seine Arbeit. Mit gleicher Begeisterung, doch auch mit der überlegenen Ruhe des gereiften Meisters, ging Cherubini an die Komposition, und ahnungslos schuf er sein Meisterwerk im Bereich der Bühne.

Am „26. nivose an VIII", den 15. Januar 1800, wurde die neue Oper von Bouilly und Cherubini auf dem Theater Feydeau zum erstenmal aufgeführt. Die schöne Madame Scio, noch immer im Besitz ihrer herrlichen Stimme, sang die Constanze und ihr getreuer Tenor Gaveaux abermals ihren Gemahl Armand, Parlaments-Präsident „à mortier" (die Sammetmütze, das Zeichen der Präsidentenwürde) von Paris. Der Roc der „Leonore", Juliet, war der Wasserträger Mikéli geworden, Dom Pizzaro-Jausserand aber hatte sich als dessen Sohn Antonio verjüngen müssen, und der ehemalige Tyrann entpuppte sich somit als ein Tenorino und zugleich als ein vielseitiger Schauspieler.

Welchen Erfolg die Oper an diesem Abend ihrer ersten Aufführung erlebte, erzählt uns ein Augenzeuge in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung" vom Jahre 1800. Er sagt unter anderem, daß sich die Freude über das Werk bis zur Berauschung steigerte; daß unter den Zuschauern sich alle Pariser Künstler von Bedeutung befanden, die Cherubini sehen wollten, ihm ihr Entzücken auszusprechen. Doch der Meister habe sich in seiner Bescheidenheit in den dunkelsten Winkel des Hauses verborgen. Als man ihn endlich entdeckte, fand er sich umringt von Gretry, Martin, Dalayrac, Gossec, Lesueur, Mehul und vielen anderen Kollegen, die ihn umarmten, glücklich priesen und in die Beifallsbezeigungen, welche ihm vom Publikum dargebracht wurden, begeistert einstimmten.

Und der Textdichter Bouilly? Seine Arbeit, die heute der Kritiker mit einem mitleidigen Achselzucken betrachtet und nur des Musikers halber noch gelten lassen will, hatte damals einen vollen Erfolg und die Hoffnung, welche Cherubini darauf gesetzt, durchaus erfüllt. Das Publikum ahnte dabei wohl auch, daß die Fronde und Mazarin nur Vorwände seien und daß es sich hier um ein wirkliches Erlebnis aus jener blutigen Zeit des Schreckens handle, was das Interesse an der Oper nur erhöhen konnte. Bouilly selbst bangte es vor der Aufführung für seine Arbeit; er hatte kurze Zeit vorher im Théâtre-Français der Republik einen ganz ungewöhnlichen Erfolg mit seinem Schauspiel „l'Abbé de l'épée" erlebt und zugleich durch dasselbe die Befreiung Sicarts, des ungerecht eingekerkerten Vorstehers der von dem Titelhelden gegründeten Taubstummenanstalt, durch den ersten Konsul Bonaparte erlangt, ein Vorgang, der das größte Aufsehen machte und ganz Paris mit Freude erfüllte, so daß der Dichter meinte, es sei ein Frevel, noch auf einen zweiten Erfolg in demselben Jahre zu hoffen. Doch seine Erwartungen, die er dennoch im stillen gehegt haben mochte, wurden weit übertroffen. Wie Cherubini wurde auch der Textdichter Bouilly am Schluß der Vorstellung von allen im Theater versammelten Koryphäen der Musik und der

Litteratur auf das herzlichste begrüßt und beglückwünscht. Dugazon, vom Théâtre-Français, widmete Bouilly ein glücklich improvisiertes Quatrain, in dem er die beiden seltenen Erfolge des Dichters des „Abbé de l'épée“ und der „Deux journées“ als Pointe benutzte und das im Deutschen etwa also lautet:

Auf dem Parnaß — wer neidet nicht dein Geschick? —
Den zu ersteigen viele lang sich plagen,
Erscheinest du, gekrönt mit Ruhm und Glück,
Den „Degen“ in der Hand und in — „zwei Tagen“.

Doch noch einen ganz anderen, hübschen und durchaus volkstümlichen Erfolg erlebte Bouilly durch seine „Deux journées“. Er erzählt ihn etwa folgendermaßen:

Am ersten Sonntag, wo man die „Deux journées“ gab, fand sich der Saal des Theaters Feydeau zum größten Teil mit Zuschauern aus dem Volke gefüllt. Die zweite und dritte Galerie wurden fast vollständig von porteurs d'eau eingenommen. Ihr Kollege auf der Bühne, seine Thaten, wie die Wunder seines Fasses, aus dem er am Schluß des zweiten Aktes zuerst Wasser laufen, dann den Grafen Armand entlaufen ließ, erweckte einen ungeheuren und so lauten, lärmenden Jubel, wie ihn das Theater Feydeau wohl noch nie erlebt hatte. Die Savoyarden, lauter riesige Männer, entwickelten in ihren Bravos die volle Kraft ihrer gesunden Lungen, die noch durch die Freude, welche sie über die Heldenthaten eines der Ihrigen empfinden mochten, merklich gesteigert werden mußte. Am anderen Vormittag erschienen zwölf auserlesene Exemplare ihrer Gilde in ihrem Savoyardenkostüm, die Tragriemen auf dem Rücken gekreuzt, in der Wohnung Bouillys. Einer von ihnen, der den Redner machte, trug ein riesiges Bouquet, das er dem Dichter der Wasserträger-Oper mit einem Kratzfuß überreichte und ihm dann in seinem Jargon, halb französisch, halb Savoyardenpatois, im Namen aller porteurs d'eau von Paris für die Ehre dankte, welche Bouilly durch die „Deux journées“ ihrem Stande angethan habe, der durch ihn jetzt in der ganzen Welt berühmt geworden sei. Sie wären durch die Vorstellung so gerührt geworden, daß sie geweint hätten wie die kleinen Kinder und ihren Dank nicht besser auszudrücken wüßten, als dem Herrn Bouilly ein ganzes Jahr lang das Wasser für seine Wirtschaft frei ins Haus zu liefern. Das dürfe er ihnen nicht abschlagen, denn ihrer zweiundfünfzig hätten sich feierlichst zu dieser Ehre verpflichtet, die einem jeden von ihnen eine volle Woche zu teil werden sollte. Bouilly nahm, gerührt von der Handlungsweise der wackeren Männer, wohl den prächtigen Blumenstrauß an, doch für die unentgeltliche Wasserlieferung dankte er herzlichst, trotz des heftigen Protestes der zwölf Savoyarden. Um sie zu beschwichtigen und zu versöhnen, ließ er mehrere Flaschen seines besten Weines kommen und leerte sie mit seinen porteurs d'eau auf deren und das Wohl ihres Standes. Bouilly betrachtete diese ihm gewordene volkstümliche Ovation als einen der schönsten Erfolge seiner litterarischen Laufbahn.

Das Jahr 1800 war Bouillys Glücksjahr. Zu den Erfolgen des „Abbé de l'épée“ und der „Deux journées“ gesellte sich noch ein dritter im Vaudeville-Theater, wo ein heiteres Lustspiel, „Teniers“, von ihm ebenfalls mit großem Beifall aufgeführt wurde. Der „Abbé de l'épée“ wurde bekanntlich von Kotzebue ins Deutsche übertragen und hat sich lange auf den deutschen Bühnen als Repertoirestück erhalten. Und „Les deux journées“, dank der herrlichen Musik Cherubinis, sind dies erst recht geworden. In Deutschland wurde der Oper, in erster Linie der Musik, noch größere Bewunderung wie in Frankreich, von den ersten Musikern und Kennern sowohl, wie Beethoven und Karl Maria v. Weber, wie von dem naiv genießenden Publikum.

IV. Eine zweite und dritte „Leonore“. „Eleonora, ossia l'amore conjugale“ von Paër und „Fidelio“ von Beethoven.

Der Ruf der beiden lyrisch-dramatischen Arbeiten Bouillys hatte mittlerweile sich immer weiter verbreitet; über die Gren-

zen Frankreichs war er nach Italien und Deutschland, den einzigen Ländern, in denen ein lebhaftes Musikinteresse waltete, gedrungen, und sofort hatte man sich dort der beiden Bühnenwerke bemächtigt. Während „Les deux journées“ im Verein mit der herrlichen Musik Cherubinis und in der textlichen Übertragung des Hamburger Theaterdirektors und Buchhändlers Heinrich Schmieder sich rasch unter dem Titel „Der Wasserträger, oder die beiden gefahrvollen Tage“ auf den meisten deutschen Bühnen fest einbürgerte, gelangte „Leonore“ nur als poetisches Werk zur Kenntnis der fremden Musiker, denn die Gaveauxsche Komposition hätte keinen Anklang finden können, weder in Italien, das auf dem Gebiet der Oper durchaus selbständig vorging, noch in Deutschland, trotzdem unsere Opernbühnen sich damals größtenteils von der dramatisch-musikalischen Kost Frankreichs nährten. Nun bewahrheitete sich rasch das Wort Cherubinis, welches dieser ahnungsvoll dem Dichter Bouilly gegenüber ausgesprochen hatte. Der erste, welcher sich des bühnenwirksamen Bouillyschen Opernbuches „Leonore“ bemächtigte, war der berühmte italienische Komponist Ferdinand Paër (1771 bis 1839), der mit zwanzig Jahren bereits als Kapellmeister in Venedig fungierte, für Italien, dann für Wien eine Menge Opern geschrieben hatte und von 1801 bis 1806 als musikalischer Direktor der italienischen Hofoper in Dresden wirkte. Dort war es, wo er Bouillys Buch kennen lernte, es sofort übersetzen ließ, komponierte, und im Jahre 1805 gelangte denn auch diese neue, die zweite „Leonore“ als italienische Oper unter dem Titel „Eleonora, ossia l'amore conjugale“ auf dem dortigen Hoftheater zur ersten Aufführung. Von Dresden wanderte sie nach Wien, und hier soll Beethoven nach Anhörung der Paërschen Oper zu dem Komponisten gesagt haben: „Ihre ‚Leonore‘ gefällt mir, ich werde sie in Musik setzen.“ Es ist dies indessen nur eine oft citierte Anekdote, auf die man getrost das italienische geflügelte Wort „Se non è vero, è ben trovato“ in Anwendung bringen darf.

Wie dem auch sei! Beethoven lernte das Opernbuch Bouillys kennen. Er hatte den Auftrag erhalten, für das Theater an der Wien eine Oper zu schreiben, doch keine der textlichen Grundlagen, die ihm geboten wurden, fand der wählerische Musiker nach seinem Geschmack. Da unterbreitete man ihm das von dem k. k. Regierungsrat und Sekretär des Kärntnerthor-Theaters Joseph Sonnleithner übersetzte Buch der „Leonore“ Bouillys. Kaum hatte Beethoven es gelesen, als er sich enthusiastisch damit einverstanden erklärte, denn mächtig hatte ihn die ganze Handlung wie einzelne ihrer hochdramatischen Situationen ergriffen. Wie schon einmal 1803 (und damals erfolglos) richtete man ihm eine Wohnung in dem neuen Theatergebäude an der Wien ein, sicherte ihm eine Tantieme der Aufführungen zu und der Meister ging an die Arbeit. Sonnleithner hatte das Bouillysche Buch nicht nur übersetzt, sondern mit neuen Musikstücken, Finales vermehrt und es in drei Akte eingeteilt, eine Ausdehnung, die der Handlung, wie sie nun einmal vorlag, nicht zum Vorteil gereichen konnte, wie Beethoven dies später und leider zu seinem Schaden und Ärger erfahren sollte. Im Sommer verließ er seinen Aufenthalt im Theater an der Wien, zog hinaus aufs Land nach dem freundlichen Hetzendorf und vollendete dort die Oper. Gegen Ende der Saison kehrte er mit der fertigen Partitur nach Wien zurück, und die Einstudierung begann.

Am 20. November desselben Jahres (1805) fand im Theater an der Wien die erste Aufführung von Beethovens „Fidelio, oder die eheliche Liebe“ statt (man hatte diesen Titel, gegen Beethovens Willen, zum Unterschied von Paërs „Leonore“ gewählt), und die Aufnahme — war eine kalte, ablehnende! „Fidelio“ wurde beiseite gelegt — Beethoven zog seine Partitur zurück.

Bekannt ist, daß manche mißliche Umstände zu diesem traurigen Ergebnis bei-

trugen, in erster Linie wohl der eine Woche vorher erfolgte Einzug der Franzosen in Wien, sodann, daß die Musik von ihren damaligen Zeitgenossen unverstanden blieb, denn sogar Cherubini, der damals in Wien lebte und seine „Faniska“ (mit Text von Sonnleithner) bald darauf unter großem Beifall im Kärntnerthortheater zur Aufführung brachte, äußerte sich mißbilligend über das Beethovensche Werk!

Da nahmen sich die Freunde Beethovens, die den Wert des Werkes erkannt hatten, desselben an. Steffen Breuning änderte den Text, Beethoven strich ganze Musikstücke, komponierte eine neue Ouverture, und so wurde „Fidelio“, auf zwei Akte reduziert, am 26. März und 10. April des folgenden Jahres 1806 noch zweimal und wiederum mit der Milder in der Titelrolle aufgeführt. Doch auch jetzt ohne die gehoffte Wirkung, um dann, wie es scheinen wollte, für immer von der Bühne zu verschwinden.

Acht volle Jahre ruhte die Oper in Beethovens Bibliothek, da wurde sie unerwartet aus ihrem todähnlichen Schlummer zu einem neuen Leben erweckt.

1814 war den drei Inspicienten des Hoftheaters, Saal, Vogel und Weinmüller (letzterer hatte 1805 im Theater an der Wien den Rocco gesungen), ein Benefiz bewilligt worden, und wohl auf Anregung Weinmüllers, dabei klug spekulierend, da Meister Beethoven mittlerweile eine Weltberühmtheit geworden war, wählten sie dazu „Fidelio“. Beethoven ging auf den Gedanken ein; der damalige Hoftheater-Regisseur und Bühnendichter Treischke unterzog das Buch einer dritten Bearbeitung, die zur vollen Zufriedenheit des Meisters ausfiel. Dieser änderte in seiner Komposition, was nötig geworden war, schrieb eine neue, die vierte, Ouverture dazu (die jedoch erst in der zweiten Vorstellung zur Ausführung kam), und am 23. Mai 1814 fand die erste Aufführung dieses dritten „Fidelio“ statt. Jetzt schien das Wiener Publikum die Schönheiten des Werkes begriffen zu haben, denn die Oper errang sich einen solchen Beifall, daß sie noch in demselben Jahre zweiundzwanzigmal wiederholt werden mußte. Doch ihren größten Triumph erlebte sie im November 1822, als die noch nicht einmal achtzehnjährige geniale Wilhelmine Schröder (bald Schröder-Devrient) den Fidelio sang und mit dieser Rolle eine Wirkung hervorbrachte, wie sie der seines Gehörs beraubte arme große Meister wohl kaum in seinen schönsten Träumen sich vergegenwärtigt haben mochte. Erst jetzt war Beethovens Meisterwerk Deutschland, der ganzen musikliebenden Welt gewonnen, und man durfte von nun an sagen, daß Bouillys „Leonore“ im musikalischen Gewande des deutschen Meisters ein neues Leben begonnen habe, das so lange dauern werde, als es Menschen giebt, empfänglich für das Wahre, Schöne und Große in der Kunst.

V. Ein Nachspiel. — Rückkehr der „Leonore“ als „Fidelio“ nach Paris, und der Dreiklang: Bouilly — Auber — Scribe.

Beethovens „Fidelio“ hatte längst seinen Siegeszug über alle deutschen Bühnen vollendet, sein Ruf war längst über die Grenzen des Vaterlandes, über die Meere gedrungen, der Meister geschieden für immer, da begehrten Paris und London das Wunderwerk des deutschen Meisters zu hören. Und wiederum sollte die Schröder-Devrient berufen sein, dies zu vermitteln, dem andächtig und bewundernd horchenden Publikum der beiden Weltstädte die Schönheiten der Beethovenschen Komposition zu offenbaren.

Zu diesem Behuf hatte die Direktion der italienischen Oper zu Paris für die Frühjahrssaison des Jahres 1830 die deutsche Operntruppe von Aachen engagiert, zugleich die Schröder-Devrient und den berühmten Tenor Haizinger für die Rollen der Leonore und des Florestan. So lernte denn das Pariser Publikum der zweiten Revolutionsepoche das Bouillysche Drama im deutschen Gewande kennen, das ihren Vätern zur Zeit der ersten großen Revolution in den leichten Tönen des Sänger-Komponisten Gaveaux vorgeführt worden war. Bouilly selbst wie

Ill. D. Monatshefte. Dezember 1887.

Ludwig van Beethoven.

Nach der bei E. H. Schroeder in Berlin erschienenen Zeichnung von Rohrbach nach dem Schimonschen Bilde. Mit Bewilligung des Verlegers.

Digitized by Google

auch Cherubini erlebten diese deutschen Aufführungen „Fidelios“. Die Oper und mit ihr die deutsche Künstlerin errangen sich einen solchen begeisterten Beifall, daß sie 1831 wiederum nach Paris zurückkehren konnten, und im darauf folgenden Jahre, 1832, hielten beide, „Fidelio“ und die Schröder-Devrient, ihren gleich siegreichen Einzug in Englands Hauptstadt London.

Doch Paris sollte auch eine Aufführung der deutsch gewordenen „Leonore“ in französischem Wortkleide erleben, die Bouillysche Oper in ihre Originalsprache zurückübersetzt werden. Und nun ereignete sich Seltsames, im Grunde recht Trauriges. Die französischen Neubearbeiter „Fidelios“, die Herren Barbier und Carré, versündigten sich nicht allein an dem Buch ihres französischen Kollegen Bouilly, sondern erst recht an Beethovens Meisterwerk, was sich jedoch empfindlich rächen sollte. Denn für all ihr stolzes Mühen erlitten sie eine Niederlage, während diese dem Werke selbst kein Atom seines Wertes, dem Meister kein Blatt seiner Ruhmeskrone rauben konnte.

Das war also gekommen.

Im Sommer des Jahres 1842 hatte wiederum eine deutsche Operntruppe, diesmal von Mainz in Paris einziehend, den „Fidelio“ mit der Sängerin Frau Walker in der Titelrolle unter frenetischem Beifall des Pariser Publikums wiederholt zur Aufführung gebracht — ich rede als Augenzeuge, denn damals, Schüler des Conservatoires, wohnte ich sämtlichen Vorstellungen der deutschen Gesellschaft bei. Zehn Jahre später, 1852, führten die Italiener Beethovens Meisterwerk auf, und diesmal war es die berühmte Cruvelli (die Bielefelderin Krüvel, später Comtesse Vigier), welche den Fidelio sang und die Pariser in dieser Rolle durch Stimme und Vortrag, Erscheinung und Darstellung enthusiasmierte. Diese Erfolge veranlaßten Herrn Carvalho (Gatte der bekannten Sängerin Miolan-Carvalho, heute Direktor der Opéra-comique), als er die Leitung des von Adolf Adam gegründeten Théâtre-lyrique auf dem Boulevard du Temple (von Alex. Dumas 1847 als Théâtre historique erbaut), übernahm, auch Beethovens „Fidelio“ für Madame Viardot-Garcia als französische Oper in Scene zu setzen. Dazu mußte das von dem deutschen Regisseur Treischke hergestellte Buch nicht nur wieder ins Französische zurückübersetzt, sondern es sollte auch durchaus umgeändert und verbessert werden! Dabei wurden Musikstücke gestrichen, wie das Duett der beiden Bässe des ersten, das ergreifende Melodram des zweiten Aktes, und dafür andere Scenen eingelegt, wie z. B. das früher erwähnte Genreduett zwischen Fidelio und Marceline. Vor allen Dingen aber wollte man die Oper in einem brillanten Ausstattungsgewande den verwöhnten Parisern vorführen und verlegte so die Handlung in die kostümprächtige Zeit der italienischen Renaissance und zwar in das Jahr 1495 und nach Mailand. Florestan und Leonore wurden Giovanni Galeazzo Sforza und Isabella von Aragonien, dessen Gemahlin; Pizarro avancierte zu dem grausamen Oheim des armen Gefangenen, Ludovico Sforza, genannt „il Moro“, und der Minister Dom Fernand wurde sogar König von Frankreich und hieß Karl VIII. Das war herrlich erdacht! es gab Gelegenheit zu den prächtigsten An- und Aufzügen — nur eine Kleinigkeit hatte man dabei übersehen. In jener Zeit gab es noch keine Schußwaffen, nicht einmal die allerkleinste Pistole. Doch dies genierte die französischen „Verbesserer“ des deutschen „Fidelio“ nicht. Leonore — nein, Isabella nimmt einfach die eiserne Brechstange vom Boden auf und bedroht damit den grausamen Mohren-Onkel. So weit war alles gut und schön — oder auch nicht! — nur glaubte das Publikum nicht an die Furcht des wilden Mohren Sforza vor dem schweren Brecheisen des armen, vor Aufregung zitternden Weibes. Man hatte die wirksamste Scene der Handlung, der ganzen Oper dem Theaterschneider geopfert! Die Scene als solche machte keine Wirkung, höchstens belächelte man ihre Naivetät, und da die Musik Beethovens größtenteils unverstanden geblie-

ben war, Madame Viardot noch dazu eine für die französische Bühne unmögliche Prosa sprach, so wurde die deutsche Oper von den Weisen des Théâtre-lyrique bald beiseite gelegt. Als Entschädigung für diesen Mißerfolg griffen die Herren Barbier und Carré nach Goethes „Faust", über welchen kühnen Griff ich auch noch mancherlei erzählen könnte.

* * *

Bouilly hatte nach seinen großen Erfolgen des Jahres 1800 noch manche ähnliche zu verzeichnen; der ehemalige öffentliche Ankläger des Revolutionstribunals von Tours war wirklich der Scribe seiner Zeit geworden. Für die Komische Oper schrieb er noch folgende Werke: 1800, 19. Juni (erste Aufführung): „Joé, ou la pauvre Petite", Musik von Plantade; 1802, 4. April: „Une Folie", Musik von Mehul, in Deutschland unter dem Titel „Die beiden Füchse" („Je toller, je besser") oft und lange Zeit hindurch gegeben und gern gesehen; weiter noch für Mehul 1803, 28. Februar: „Héléna, ou les Miquelets" und 1805 „Valentine de Milan". Ferner 1805, 24. Februar: „L'intrigue aux fenêtres", Musik von Nicolo (Isouard); 1809, 28. Juni: „Françoise de Foix", Musik von Berton; 1813 noch eine komische Oper, von der sogleich die Rede sein wird, und 1818 sein vorletztes dramatisches Werk und zugleich sein erstes für die Große Oper: „Les Jeux Floraux", drei Akte, Musik von Aimon, Orchesterchef des Théâtre-Français, das am 16. November jenes Jahres zur ersten Aufführung gelangte, jedoch durchfiel.

Für das Théâtre-Français schrieb Bouilly noch das Schauspiel „Madame de Sévigné", 1805 aufgeführt, für das Vaudeville folgende Stücke: 1801: „Berquin", 1803: „Florian" und „Fanchon", 1808: „Haines aux femmes" und „Le petit Courier". — „Fanchon, das Leiermädchen" bildete auf diesem heiteren Terrain seinen größten Erfolg. Durch Kotzebue kam „Fanchon" nach Deutschland, und mit der hübschen Musik Himmels wanderte die tugendhafte, aber durchaus unwahrscheinliche Savoyardin über fast alle deutschen Bühnen.

Ein eigentümlicher und nicht uninteressanter Zufall ist es, daß eine der letzten Operndichtungen des gewandtesten Librettisten der Vergangenheit zugleich das erste Werk desjenigen Komponisten war, der die französische komische Oper zur vollen und schönsten Blüte bringen sollte, während zu derselben Zeit der Mann, welcher wiederum die vortrefflichsten Opernbücher der Neuzeit dichtete, die moderne sogenannte „Große Oper" schuf, zum erstenmal mit einem Werk auf der Bühne der Komischen Oper erschien: Am 27. Februar 1813 wurde das Erstlingswerk Aubers „Le Séjour militaire" zum erstenmal in der Opéra-comique aufgeführt, und Bouilly hatte das Buch dazu geliefert; wenige Wochen später, am 29. April, erschien auf derselben Bühne die erste Oper Scribes „La chambre à coucher", mit Musik von Guenée (Violinist im Orchester der Großen Oper). In dieser Begegnung Bouillys und Scribes reichten sich die alte und die neue Zeit die Hand. Und bei dem letzten Werk des altersschwachen Bouilly, zugleich die letzte Oper Boieldieus: „Les deux nuits" (zum erstenmal aufgeführt am 20. Mai 1829 in der Pariser Opéra-comique), mußte Scribe seinem Vorgänger helfend und stützend zur Seite stehen. Dennoch vermochte er nicht den Schwanengesang des Komponisten der „Weißen Dame" vom tiefen Fall zu retten. Bouillys Zeit war vorbei! Neunundsiebzig Jahre alt starb er halbvergessen am 24. April 1842 zu Paris. Heute erinnert man sich seiner in Frankreich nur noch als Verfasser der „Fanchon" und des „Abbé de l'épée", kaum noch gedenkt man seiner „Leonore" und seiner „Deux journées", für welche Werke ihm Deutschland ein weit besseres Andenken zu bewahren vermag.

Silbernes Horn der Georgenbrüderschaft in Amsterdam.
0,44 hoch. Um 1590.

Wunderliches Trinkgerät.

Von

Julius Lessing.

I.

Ueber das Trinken, Trinkgebräuche, Zechordnungen und ähnliches mehr besitzen wir in Deutschland eine umfangreiche Litteratur. Erklärlich genug! Beherrschte doch das Trinken Jahrhunderte hindurch jegliche Form von Geselligkeit in so gewaltsamer Weise, daß wir alle Stände Deutschlands und der nordischen Nachbarlande, Geistliche und Laien, Fürsten und Kaiser, Kaufleute und Gelehrte, Bürger und Bauern, erschreckend oft hinter den Dunstwolken von Wein und Bier verschwinden sehen. Gerade diejenigen Perioden, welche uns in ihren künstlerischen Erzeugnissen jetzt besonders nahe stehen, das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert, haben das Trinken zu einer Art von ritterlicher Kunst ausgebildet. Man war sich in Deutschland selbst und in allen Nachbarländern darüber einig, daß der Trunk eine nationale Eigentümlichkeit aller Deutschen sei; wackere und ehrenfeste Männer rühmen sich, daß sie so gut wie nie ohne einen braven Rausch zu Bett gestiegen seien. Für festliche Veranstal-

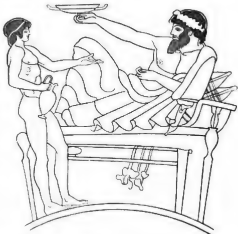
Digitized by Google

tungen irgend welcher Art galt es als selbstverständlich, daß jedem Gast zu einem

Becher aus gebranntem Thon. Doppelkopf. Etwa 0,15 hoch. Antik griechisch. — Louvre, Paris.

braven Rausch verholfen wurde; geschah dies nicht, so hatte der Wirt seine Schuldigkeit nicht gethan; umgekehrt wird dem Wirte nachgerühmt, daß er zehn bis zwölf Tage lang eine ganze Gesellschaft fortwährend im Rausche erhalten habe. Auf dem Reichstage zu Worms 1521 hatten sich noch mehrere Fürsten und Herren zu Tode getrunken. Erst im achtzehnten Jahrhundert fängt diese böse Sitte allmählich an zu weichen, aber sie verschwindet noch nicht. Das Bierkollegium König Friedrich Wilhelms I. ist keineswegs eine vereinzelte Erscheinung; wir dürfen nicht übersehen, daß selbst an dem Hofe Friedrichs zu Rheinsberg, welchen wir uns als eine Blume des französischen Esprit vorstellen, die Festgelage gelegentlich dahin ausarteten, daß Tische, Geschirre und Möbel zerbrochen wurden und ein guter Teil der Gesellschaft bewußtlos zu Bett geschleppt werden mußte. Galt es doch noch vor kaum einem Menschenalter für eine Art von Recht, sich bei Hochzeiten und feierlichen Gelegenheiten in Wein zu übernehmen, und bis zum heutigen Tage ist es ein etwas verdächtiges Lob, niemals betrunken gewesen zu sein. Das Wort „nüchtern" hat einen unangenehmen Beigeschmack, den man nicht gern auf sich sitzen läßt.

Es ist begreiflich, daß eine nationale Sitte, welche sich so weit über alle Lebensbeziehungen erstreckt, vielseitige Beachtung gefunden hat. Zunächst hat es schon im Mittelalter und in den folgenden Zeiten nicht an warnenden Stimmen gefehlt; die Geistlichkeit eifert im „Saufteufel" und anderen packenden Schriften gegen die herrschende Unsitte, Gesetze jeder Form werden vom Reich, von den Staaten und Städten erlassen. Aber die große Mehrzahl der älteren Schriftsteller behandelt das Trinken und seine Gebräuche mit sichtlichem Wohlwollen. Das Zechrecht und was damit zusammenhängt, wird ausführlich in lateinischer und deutscher



Trinker und Schenke. Auf einer antiken griechischen Trinkschale.

Jll. D. Monatshefte. Dezember 1887.

Silbernes Schiff als Trinkgerät.

0,78 hoch. Nürnberg 1502. — Germanisches Museum, Nürnberg.
(Schlüsselfelderische Stiftung.)

Sprache dargelegt, über die Nagelprobe und ähnliche Feinheiten des Trinkens besitzen wir sogar Doktordissertationen, und die neuere kulturgeschichtliche Litteratur hat aus diesem Material die etwas feuchten Blumen mit behaglichem Lächeln zu manchem Strauß gebunden. Wir sehen aus diesen Quellen, wie alle Gebiete des Lebens in den Wirbel des Zechgelages hineingezogen sind. Es entwickelt sich der vollständige Bierstaat mit allen Würden und Graden, die das heilige römische Reich zu verleihen hat, daran schließt sich die Kirche mit allen ihren Einrichtungen, jegliche Form des Gottesdienstes, die Taufe, die Ehe, die Messe, die Fasten, die Beichte finden hier ihr Widerspiel. Vieles von diesen Scherzen ist im studentischen Leben bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben, und die Erinnerung an diese guten Stunden entrunzelt die Stirn des Sittenrichters.

Rhyton aus gebranntem Thon. Widderkopf. Etwa 0,20 hoch. Antik griechisch.

Trinkschale aus gebranntem Thon. Etwa 0,10 hoch. Antik griechisch.

Es ist begreiflich, daß bei der allgemeinen Geltung, welche das Trinken fand, auch die jeweilige Kunst sich nicht teilnahmlos verhalten konnte. Will man das Bild jener altdeutschen Trinkgelage, sowohl der ernsten und feierlichen, als der scherzhaften und übertollen, in richtiger Form vor sich sehen, so muß man Umschau halten unter den Trinkgefäßen, die uns noch aus alter Zeit erhalten sind. Dabei geraten wir sehr bald in eine wunderliche Gesellschaft, so wunderlich, daß wir modernen Menschen vielen dieser Stücke gar nicht anzusehen vermögen, daß sie für das Trinken bestimmt sein konnten. Selbst in wissenschaftlichen Katalogen und Veröffentlichungen werden Stücke als Tafelaufsätze, Ziergefäße, Blumengläser und sonst ähnliches bezeichnet, welche sich bei näherer Prüfung unzweifelhaft als Trinkgeräte ergeben. Es ist allerdings eine tolle Gesellschaft, welche sich zusammenfindet. Kaum irgend ein Gerät menschlichen Gebrauches, kaum irgend eine Figur der menschlichen Gesellschaft bleibt davon verschont, in den Strudel der wilden Phantasie des Trinkgelages hineingezogen zu werden, eine ganze Menagerie von wilden und zahmen Tieren, eine vollständige Ausrüstung mit allem erdenklichen Gerät für Haus, Handwerk, Jagd und Krieg findet sich hier zusammen. Deutschland steht innerhalb dieser Gestaltungen weitaus in erster Reihe; die stammverwandten Germanen, die Schweiz, die Niederlande schließen sich an; aus Frankreich werden die Beispiele schon

Gorgonenkopf. Malerei in einer antik griechischen Trinkschale.

viel seltener, in den südlichen Ländern verschwinden sie fast ganz. Es entspricht dies durchaus der Bedeutung, welche das Trinken an den verschiedenen Stellen hatte; wo das Trinken nicht die sonstigen Lebenserscheinungen überwuchert, werden sich auch seine phantastischen Auswüchse nicht finden.

Um die eigentümliche Bedeutung zu erkennen, welche der Trunk als anerkannte Lebensform für die deutsche Gerätbildnerei des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts gewann, thun wir gut, eine andere Periode zu vergleichen, aus der uns gleichfalls Trinkgeräte in außerordentlicher Fülle und auch die schriftlichen Quellen zum Verständnis derselben hinreichend zu Gebote stehen: die Zeit der Griechen und Römer. Besonders von dem ersteren Volke sind uns Trinkgefäße zu Hunderten und Tausenden erhalten; unzählig ist auch bei den Griechen die Verschiedenartigkeit in der Gestalt des Bechers; ein Schriftsteller weiß uns gegen hundert verschiedene Namen für Trinkgeräte aufzuzählen. Man hat auf den Schmuck dieses Trinkgerätes in griechischer und römischer Zeit den höchsten Wert gelegt, und es werden fabelhafte Summen genannt, welche für einzelne Becher aus künstlerisch getriebener Silberarbeit oder aus kostbarem Material bezahlt worden sind; wir sehen Halbedelsteine und fremde orientalische Kunstwaren — die murrhinischen Gefäße — dazu verwendet; wir wissen, daß an den Schliff einzelner Glasbecher die Arbeit so vieler Jahre gesetzt werden konnte, daß es besondere gesetzliche Bestimmungen dafür gab, wer bei einer Beschädigung eines solchen Stückes während der Arbeit den Schaden zu tragen habe, der Arbeiter oder der Besteller. Wir kennen Trinkgefäße jedes Stoffes und jeder Bearbeitung nicht nur aus erhaltenen Stücken, sondern auch aus den Darstellungen der Gelage, die sich häufig genug auf den Trinkschalen finden; aber unter diesen Tausenden von antiken Trinkgeräten sind wunderliche Formen, welche über die eigentliche Gebrauchsform des Gefäßes hinausgingen, so vereinzelt, daß man nur mit besonderer Mühe einzelne Beispiele aufzufinden vermag. Wir besitzen allerdings aus spätgriechischer Kunst eine nicht kleine Anzahl von Gefäßen, die in Form von Menschen und Tieren gehalten sind; aber dies sind keine Trinkgeräte, sondern Flaschen für wohlriechende Öle oder ähnliche Flüssigkeiten, Geräte, die an sich ein Schmuckstück im Zimmer der Frau bilden sollen und nur nebenbei als Gefäß dienen. Die einzige öfter vorkommende Freiheit, die man sich nimmt, ist es wohl, einen Becher als menschlichen Kopf zu gestalten, wobei der Satyrkopf besonders beliebt ist; auch Köpfe von Frauen, von Kriegern und von Barbaren kommen vor (Abbild. S. 384). Ein Becher in der Form eines sitzenden Satyrs im Museum zu Berlin ist ein vereinzeltes Beispiel. Die Bildungen von Tierköpfen gehören zu einer bestimmten Gerätform, dem Rhyton. Dieses Rhyton ist ursprünglich nichts als das Horn, welches zu allen Zeiten und bei allen Völkern als ein natürliches Trinkgefäß gedient hat. Aber während die Germanen aus der weiten Öffnung des Hornes trinken und dabei fortwährend in Gefahr sind, den Wein zu verschütten oder durch eine plötzliche Wendung eine erstickende Masse zugeführt zu erhalten, hat der Grieche dieses Gerät zur höchsten Feinheit des Trinkens ausgebildet. Er durchbohrt das Horn am unteren Ende, schließt die Öffnung, während es gefüllt wird, mit dem Daumen, führt es dann an den Mund, hebt mit zierlicher Bewegung das Horn empor, so daß der feine Strahl von oben her auf die Zunge spritzt, und wenn er zu trinken aufhören will, führt er es ebenso wieder dem Munde näher und schließt es dann mit dem Daumen ab. Dieses Ausspeien des Strahles hat dazu geführt, dem aus Metall oder Thon hergestellten Rhyton am unteren Ende die Form eines Tierkopfes zu geben (Abbild. S. 385), während das obere Ende für malerischen Schmuck frei bleibt. Der malerische Schmuck ist aber auch bei allen anderen Trinkgeräten dasjenige, was mit künstlerischer

Mannigfaltigkeit und frei schaffender Phantasie gestaltet wird; die Grundform des Gefäßes selbst wird nicht berührt. Wohl können wir verfolgen, wie die allmähliche Verfeinerung der Sitte sich auch in den Grundformen kundgiebt.

In der Gerätbildnerei des alten Stiles, die dem achten und siebenten Jahrhundert vor Christo angehören, sind die Trinkschalen noch tief und mit hohem und festem Fuße, der es gestattete, sie mit voller Faust zu packen; der Homersche Nestor hat sogar noch ein kübelförmiges Riesengefäß. Allmählich aber wird der Fuß immer schlanker und die Schale immer flacher; aus einer Schale, wie sie zur Blütezeit griechischer Bildung üblich war, konnte man gar nicht anders trinken als mit vornehmster Ruhe, jede hastige Bewegung, ja selbst nur eine nachlässige Haltung hätte das Getränk überfließen gemacht. Der Adel griechischer Gesittung, in welcher sich ein Gastmahl zu jener herrlichsten Blüte menschlichen Geistes, dem Symposion des Plato, steigern konnte, tritt uns in der Form dieser Schalen voll entgegen. Wenn es galt, den Reiz der Trinkgelage zu erhöhen, so geschah dies nicht in wirrer bacchantischer Lust, sondern in lichter, alle Sinne belebender Schönheitsfreude. Die Musik der Leier- und Flötenspielerinnen ertönte, schöne Weiber und Knaben reichten die Schalen zum Tranke, Rosenkränze flochten sich um die Stirne der Zechgenossen. Zahllos sind die Darstellungen solcher Gelage auf den uns erhaltenen Vasen (Abbild. S. 384), Zeus, von Hebe und Ganymed bedient, ist nur der göttliche Typus der allgemeinen Sitte. Dem Trinkgelage entstammt Lebensfreudigkeit und Begeisterung für die Kunst, das griechische Drama erwächst aus den Festen des Dionysos. Diesem künstlerisch gesteigerten Genießen, diesem Hinüberschweifen auf alle Höhepunkte des Empfindens entspricht

Trinkhorn, in Silber gefaßt. Jonas mit dem Walfisch.
0,48 hoch. Deutschland, um 1600. — Kunstgewerbe-Museum, Berlin.

der künstlerische Schmuck, welcher die Trinkgeräte bedeckt. Er umfaßt alle Gebiete des menschlichen Lebens. Mochten die Darstellungen der Gelage, heitere Satyrscenen und ähnliches, einen breiten Raum einnehmen, so sind doch in noch weit größerer Anzahl heroische Darstellungen aus dem Mythos und der Dichtung zu verzeichnen, Kampfspiele und Krieg, das eigentliche Lebenselement des griechischen freien Mannes. Daneben hat auch manches Wunderliche seinen Platz. In der älteren Zeit finden sich auf den Trinkschalen sehr häufig zwei glotzende Augen dargestellt (Abbild. S. 385) und, was noch seltsamer erscheint, im Boden der Schale ein schauderhaftes Gorgonenhaupt mit weit herausgestreckter Zunge, Fletschzähnen und triefenden Augen (Abbild. S. 385). Derartige abschreckende Bilder galten dem bösen Blick, vor dem der Orient und die südlichen Staaten bis zum heutigen Tage das größte Grauen empfinden.

Bei den silbernen Geräten trat an die Stelle der Bemalung die in Relief getriebene Arbeit. Zumeist galt sie der Außenwand und war oft so kostbar, daß man beim eigentlichen Trinken den glatten Einsatz aus dem Becher herausnahm, um die Hülle zu schonen. Aber die getriebene Arbeit konnte auch im Inneren der Schale ganz merkwürdige künstlerische Wirkungen hervorbringen. Als vor zwei Jahrzehnten jener herrliche Fund antiken Silbergerätes bei Hildesheim gemacht wurde, fand sich als schönstes Stück unter demselben die große Schale, auf deren Boden in hocherhobener Arbeit die sitzende Figur der Minerva dargestellt ist. Diese seitdem in unzähligen Wiederholungen über die ganze gebildete Welt verbreitete Schale galt und gilt bei den meisten Besitzern als eine Art von Konfektschale oder Fruchtschüssel, während sie in Wirklichkeit ein Trinkgerät ist. Das hocherhobene Relief im Grunde, welches diesem Zwecke zu widersprechen scheint, führt gerade eine der wundervollsten Wirkungen herbei, die sich überhaupt beim Trinken erzielen lassen. Die Figur der Minerva ist in den nackten Teilen von Silber, in den bekleideten Teilen von Gold. Füllt man die Schale mit Wein, so leuchtet das Reliefbild durch das purpurne Naß; über dem tiefliegenden Grunde ist die Schicht des Weines am stärksten und erscheint in tief dunklem Rot; je höher das Relief sich hebt, desto dünner und weniger stark gerötet ist die Schicht, über den weißen Fleischteilen ganz hell leuchtend, über den goldigen Gewändern tiefer erglänzend. Führt man die Schale zum Munde, so tauchen Kopf und Arme der Figur silberweiß aus der rubinroten Flüssigkeit heraus, um beim Zurückneigen der Schale wieder darunter zu verschwinden. Will man diesen reizenden Versuch selbst machen, so darf man nicht den schwerfarbigen französischen Rotwein nehmen, sondern den rubinroten italienischen Wein, nach Art der Römer reichlich mit Wasser verdünnt. Auch die anderen Trinkschalen des Hildesheimer Fundes, mit dem Kopf des Herkules und der Cybele, sind auf dieselbe Wirkung hin gearbeitet.

Man braucht nur einen Blick auf eine Sammlung griechischer Trinkgefäße zu werfen, um ohne weiteres zu spüren, daß Völlerei im Sinne des deutschen Mittelalters mit diesem Geräte ganz unvereinbar ist. Was uns griechische Schriftsteller von Trinkgelagen und Rausch erzählen, muß alles nach diesem Maßstabe bemessen werden. Der wilde Rausch erscheint dem Griechen als etwas Bestialisches. Die Vertreter desselben, die Satyrn, sind mit tierischen Elementen versetzt, in ihren Späßen, Spielen und Tänzen erinnert so manches an die Bauerntänze des Mittelalters; als Trinkgeschirr führen sie den tiefen Becher oder sie trinken wohl aus dem Mischkrug oder gar aus dem Schlauch voll ungemischten Weines. Von dieser Wüstenei bleibt die gesittete bürgerliche Gesellschaft unberührt.

Zu den Zeiten des römischen Verfalls macht die Völlerei allerdings starke Fortschritte. Wir wissen von Trinkgelagen mit besonderen Trinkregeln und -Gesetzen, Trinkkönigen u. s. w. ganz im späteren

Stile. Auch in Griechenland hatte man schon Lieder, welche die Zeit bezeichneten, in der ein Trinker, ohne abzusetzen, einen Becher leeren mußte; in Rom trank man nach bestimmten Zahlen, drei Becher auf die Grazien, neun Becher auf die Musen, man trank die Buchstaben des Namens, sechs für Caesar, sieben für Justina u. s. w. Es ist spaßhaft zu lesen, wie ein Dichter des sechzehnten Jahrhunderts über diesen kleinlichen Zuschnitt spottet. „Was soll ich den drei Grazien zu lieb nur dreimal trinken," sagt Fischart, „warum nicht den Krügen zu Kanaan zu lieb siebenmal? Oder wie man den Brüdern vergiebt, siebenundsiebzigmal? Warum nicht den neun Musen zu lieb neunfach doppelt so viel, neunhundertneunundneunzigmal? Martialis der trank so viele Hochbecher, als viele seiner Buhlschaft Namen Buchstaben inne hielt. Gar bene! Alsdann muß mein Buhlschaft Bartholomaea heißen, alsdann werde ich ihrer öfter gedenken. Heißt eine Schön Annele, so sage sie, sie heiße

Silberner Interimsbecher.
0,60 hoch. Lüneburg, um 1552. — Kunstgewerbe-Museum, Berlin.

Peterannelsule oder Magdalenelellele" u. s. w.

Für die Zeit des frühen Mittelalters fehlt uns die Übersicht. Nach den wenigen Angaben römischer Schriftsteller haben wir allerdings Grund zu glauben, daß der Trunk bei den alten Deutschen in hohen Ehren stand. Wir kennen ferner aus der Zeit der Langobarden den grausigen Gebrauch, den Schädel des gefallenen Feindes als Trinkschale zu fassen. Im ganzen aber fehlt es jener Periode wohl an Kunstfertigkeit, um das Trinkgerät in besonderer Mannigfaltigkeit auszubilden. Am ehesten dürfen wir annehmen, daß die Trinkgeräte zu besonderem Glanz aus besonderen Naturgebilden gestaltet oder mit solchen ausgeschmückt waren. An diese Sitte erinnern wohl noch die hölzernen Trinkbottiche mit hochstehenden hölzernen Bügeln, welche sich im Norden von Schweden erhalten haben; diese Bügel stellen ursprünglich Hirschgeweihe dar, der Trinkende prangte im vollen Schmuck des Edeltiers; unsere Abbildung (S. 400), einem älteren Werke entstammend, läßt diese Bedeutung weniger deutlich erkennen als die zahlreichen Stücke in den schwedischen Sammlungen.

Die durchgreifendste Bedeutung als Trinkgefäß scheint in den frühen Zeiten des Germanentums das Horn zu haben. Das Horn gehört an die Seite des Mannes, um zum Streite zu rufen und um beim Mahle als Trinkgerät geschwungen zu werden. Zu den eigentlichen Hörnern verschiedener Größe und Herkunft gesellt sich dann als weitaus kostbareres Gefäß der ähnlich geformte Zahn des Elefanten, der ausgehöhlt und außen mit kunstreicher Schnitzerei versehen wird. Von vielen dieser Stücke, die aus dem frühen Mittelalter herstammen, wissen wir nicht zu sagen, ob sie zum Ruf in Krieg und Jagd, zum Trunke, oder wohl zu beiden benutzt worden sind. Wir finden solche Stücke nicht selten in den Reliquienschätzen der Kirchen, wo sie mit den Legenden der Heiligen, vornehmlich denen der heiligen drei Könige in Verbindung gebracht werden. Die Geltung des Hornes als eines Trinkgerätes von einer gewissen nationalen Weihe hat sich selbst noch erhalten, als es aus der Reihe der eigentlichen gebräuchlichen Trinkgeräte gestrichen und längst durch andere Formen ersetzt war. So kennen wir das Oldenburger Horn, jetzt im Besitze der Könige von Dänemark, an das sich märchenhafte Geschichten über Glanz und Bestand des Fürstenhauses knüpfen; dieses aus edlem Metall im fünfzehnten Jahrhundert gearbeitete Horn ist unter Beibehaltung der Hauptlinie des Hornes wie eine Burg gestaltet mit Türmen und Zinnen, auf deren Höhe gepanzerte Ritter Wache halten. Diese Burgform ist übrigens auch für Becher im Mittelalter beliebt gewesen; der Körper erscheint wie ein Wachtturm, der Deckel stellt die Burg dar, entweder ein phantastisches Zinnenwerk, oder ein wirkliches Bauwerk, den Sitz der Familie, welcher der Becher gehört.

Zu den Hörnern muß auch das prachtvolle Stück des Lüneburger Silberschatzes gerechnet werden, der große Elefantenzahn mit der herrlichen Silberfassung vom Jahre 1486. Während sonst als Ständer für die Hörner eine Vogelklaue, ein Drachen, allenfalls eine kniende Figur verwendet zu werden pflegt, ruht das Lüneburger Elfenbeingefäß auf einem großen architektonischen Aufbau, welcher von zwei Elefanten mit Türmen auf dem Rücken getragen wird.

Im sechzehnten Jahrhundert verfertigten die Venetianer und später die deutschen Glasbläser mit Vorliebe Trinkhörner, die in Silber und Gold gefaßt wurden. Die deutsche Goldschmiedekunst dieser Zeit ließ es sich angelegen sein, die ursprüngliche Form des Hornes durch allerlei Zusätze und Erweiterungen umzugestalten. Unsere Abbildung (S. 387) zeigt ein derartiges Stück aus dem Besitz des Museums zu Berlin; hier ist das Horn zum Leibe des Walfisches geworden, der den Propheten Jonas ausspeit; das Ganze wird von einem bärtigen Triton getragen, der Kopf mitsamt dem Jonas ist abnehmbar.

das Horn selbst bildet ein Trinkgerät. Aus derselben Zeit finden wir in Amsterdam das prächtige Horn der Georgsbrüderschaft (Abbild. S. 383) mit der plastischen Darstellung des Heiligen, der die Prinzessin vom Drachen befreit; ebendort ist noch das Horn der Sebastiansbrüderschaft von 1565 und ein drittes von 1571 erhalten. Ich brauche nicht daran zu erinnern, daß bis zum heutigen Tage im Kreise der Turner und Studenten das Horn als ein unentbehrliches Gerät für festliche Gelage gilt; allerdings kann ich nicht feststellen, ob sich dies in ungebrochener Überlieferung erhalten hat, oder ob es nicht im Anfang unseres Jahrhunderts ebenso wie die Gere, Schilde und andere Turngeräte in absichtlicher Auffrischung alten Germanentums wieder hervorgesucht ist. Wie gesagt, ist das Horn schon im siebzehnten Jahrhundert nicht mehr ein gebräuchliches Trinkgerät.

An die Stelle desselben ist bereits im Mittelalter der aus Metall, Holz oder Thon geformte Becher getreten. Der Trinkbecher in seinen verschiedenen Formen als Becher, Humpen oder Pokal wird dasjenige Gerät deutschen Lebens, das die mannigfaltigste und sorgfältigste Ausbildung erfährt — noch weit reicher als selbst die Waffen. Der Becher wird der Träger der verschiedenartigsten Beziehungen der menschlichen Gesellschaft; wie der Kelch zum Symbol des kirchlichen, so wird der Becher zum Symbol des bürgerlichen Lebens, und dies müssen wir festhalten, wenn wir die unendliche Mannigfaltigkeit der Formen verstehen wollen. Wir haben eine ähnliche Erscheinung in Griechenland, wo der Dreifuß, der ursprünglich doch weiter nichts ist als ein Herdgerät, ebenfalls zum Symbol wird, ohne deshalb seine Gebrauchsbestimmung zu verlieren. Dieser Dreifuß ist das Zeichen des Herdes, damit des Hauses, des Vaterlandes. Den Dreifuß weiht man an heiliger Stelle als Dank dafür, daß das Vaterland von den Feinden errettet worden ist, man weiht ihn dem Sieger in dramatischen Wettspielen, der seinerseits ihn nun in künstlerischer Form als Weihgeschenk dem Gotte errichtet, der ihm zum Siege verholfen. Der Dreifuß steht auf dem Herde der ärmsten Hütte und zugleich in monumentaler Größe aus Gold und Elfenbein im Heiligtum des Gottes; auf dem Dreifuß brodelt die Suppe des Bettlers und auf dem Dreifuß sitzt Orakel spendend die pythische Seherin.

Das deutsche Mittelalter im engeren Sinne, also die Zeit bis 1500, hatte ein Gerät von gleicher Allgemeingültigkeit nicht gekannt. Erinnerungszeichen an glorreich verlebte Tage, Dankeszeichen für göttliche Hilfe in Not und Gefahr pflegten die Form kirchlicher Stiftungen anzunehmen. Im Schmuck des Altars des Schutzheiligen, in der Ausstattung der Familienkapelle, in welcher sich zugleich die Gruft der Familie befand, ließ sich alles reichlich zum Ausdruck bringen, was an dankbaren Empfindungen im Herzen der Menschen lebte. Die Reformation, welche durch Beseitigung der Heiligenverehrung dem Kultus die ausgestaltbare Mannigfaltigkeit nahm, that einen tiefen und einschneidenden Schnitt in die künstlerische Überlieferung. Das weiterlebende Bedürfnis, in künstlerischer und bleibender Form die Erinnerung an besondere Ereignisse festzuhalten, übertrug sich von der Kirche auf die weltliche Gemeinschaft, auf die Stadthäuser, auf die Zunftstuben und Innungen; da nun an diesen Stellen fast jegliche Art von Zusammenkunft durch einen feierlichen Trunk bezeichnet wurde, so war es der dem Festtrunk dienende Becher, welcher nunmehr die ganze Last festlicher Erinnerung und Bedeutsamkeit zu tragen hatte. Von der Wiege bis zum Grabe wird jeder Abschnitt des menschlichen Lebens durch die Widmung von Bechern bezeichnet. Der Täufling erhält von seinem Paten einen silbernen Becher oder Pokal zum Angebinde, eine der wenigen Sitten, die sich noch erhalten haben, obgleich man heutigen Tages gar nicht mehr aus Silber zu trinken gewohnt ist. Der Gatte erhält einen Becher von seiner Braut oder Neu-

vermählten. Zu jedem Ehrentage der Familie werden von Freunden und Bekannten Becher geschenkt, und selbst wenn ein ansehnlicher Bürger gestorben ist, wird nach einem in verschiedenen deutschen Städten bestehenden Recht ein Becher aus seinem Nachlaß — das Hervedde — entnommen und in das Silberzeug der Stadt eingereiht. Im Nachklang an jene Sitte sehen wir ja auch bis zum heutigen

Silbernes Trinkgeschirr. Wappenlöwe.
0,68 hoch. Um 1600. — Grünes Gewölbe, Dresden.

Tag für verdiente Bürger bei besonderen Gelegenheiten Ehrenpokale stiften; nur ist der Unterschied, daß solche bei uns unter eine Glasglocke gestellt werden, während sie in früheren Zeiten wirkliches Trinkgerät bilden.

Was sich in der Familie vollzog, spielte sich in viel glänzenderer Weise innerhalb der größeren Gemeinschaften ab. Jede Körperschaft des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, jede der unzähligen Zünfte, Innungen und Brüderschaften besaß einen reichen Schatz von Trinkgeschirr in Silber und Gold, Zinn, Steinzeug, seltsamen Materialien, Thon und Glas u. s. w. Nach Hunderten zählten solche teils aus kostbarem Stoff, teils mit künstlerischem Schmuck hergestellte Stücke; bei festlichen Gelegenheiten vermochte man an vielen Stellen die ganze Tafel mit Silber zu besetzen, ja mehrfach zu wechseln; in manchen Innungen, besonders bei den Goldschmieden, war es Sitte, daß jeder neu aufgenommene Meister einen silbernen Becher in die Zunftstube stiftete. Alle diese Schätze sind im Laufe schwerer Zeiten, des Dreißigjährigen Krieges und der napoleonischen Kriege, und dann später durch unsere Nachlässigkeit und die Sammelthätigkeit des Auslandes zerstört oder verstäubt; im besten Falle haben sich bei einer Zunft einzelne für besonders heilig angesehene Stücke erhalten. Von der Masse des eigentlichen Gebrauchssilbers, das sich anzuhäufen pflegte, habe ich innerhalb Deutschlands nur an einer einzigen Stelle eine annähernde Vorstellung bekommen, bei den Salzsiedern in Halle, den mit ganz eigentümlichen Sitten und Rechten ausgestatteten Halloren, die ihre Schatzkammer wie in alter Zeit in der Kapelle der Moritz-Kirche haben und dort in großen Truhen Dutzende und Aberdutzende von silbernen Bechern, zumeist von niedrigem Kunstwert, aufgehäuft haben.

Vornehmlich besaßen die deutschen Städte derartiges Trinkgerät in Hülle und Fülle. Die größte Masse, die noch an einer Stelle beisammengeblieben ist, stellt das Ratssilberzeug der Stadt Lüneburg dar, sechsunddreißig Stück, jetzt im Kunstgewerbemuseum zu Berlin. Aber man muß bedenken, daß dies der kleine Rest von nahezu dreihundert Stücken ist, welche die Stadt Lüneburg vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges besaß. Von dem unendlichen Silberschatze, welchen die fürstlichen Haushaltungen zu be-

sitzen pflegten, kann man in Moskau eine Vorstellung gewinnen, wo in der Schatzkammer des Kreml Pokale von allen Formen und Größen zu Hunderten vorhanden sind, darunter zwei Riesenpokale von zwei Meter Höhe und sechs andere von fast einundeinhalb Meter Höhe, und auch diese sind nur ein Bruchteil einstigen Glanzes.

Wenigstens geben uns die vorhandenen, jetzt zumeist in Museen und Privatsammlungen geflüchteten Reste altdeutscher Silberarbeit eine Vorstellung von der eigentümlichen Sitte, bei allen möglichen Gelegenheiten, bei denen man heutzutage Orden und Titel verleihen oder aber öffentliche Monumente errichten würde, Becher und Pokale zu stiften. So sehen wir im Lüneburger Silberschatz an fast jedem einzelnen Stück das Wappen des Bürgers, welcher das betreffende Stück hergegeben hat. Wir wissen, daß diese Bürger den Familien angehörten, welche die Stadt regierten; in vielen Fällen ist bestimmt angegeben, welches Amt der betreffende Stifter bekleidet hatte. Ebenso beteiligten sich an diesen Widmungen fremde Gäste; der eine Becher ist dem Rat von Lüneburg 1472 vom Herzog Friedrich von Braunschweig und Lüneburg zum Geschenk gemacht. Lehrreich ist die große in lateinischer Sprache abgefaßte Inschrift unter einem Pokal, welche ausführlich sagt: „Im Juni 1586 hat der Kurfürst Johann Georg von Brandenburg mit seinem Sohne Joachim Friedrich mehrere Tage hindurch im Hause des Ludolph von Dassel übernachtet und ihm diesen Becher zu immerwährendem Andenken übergeben, den wiederum Ludolph von Dassel, Bürgermeister von Lüneburg, dem ehrwürdigen Senate zum Geschenk gemacht hat, damit er unter den anderen Schmuckstücken des Senates zu seinem ewigen Andenken aufgestellt werde; und er hat diesen Becher in feierlicher Sitzung des Senates am 28. September 1606 selbst übergeben.“ Derartige Becher im Ratssilber wurden nicht nur bei Festlichkeiten benutzt, sondern fast jedes Geschäft von bindender Kraft für beide Teile wurde durch einen Trunk bekräftigt; in Lüneburg war sogar ein „Schossenbecher“,

Silberner Schlüssel. Gewerkshumpen der Schlosser. 0,55 hoch. Hamburg, um 1710. — Gewerbe-Museum, Hamburg.

aus welchem die Bürger einen Trunk erhielten, wenn sie ihre Abgaben entrichteten, das „Schießen“, und aus demselben Becher wurde noch 1873 der Weinkauf vollzogen, als der Lüneburger Schatz den Kommissaren der preußischen Regierung ausgehändigt wurde.

Im Schlosse zu Dessau befindet sich ein hoher silberner Pokal, welcher unter bezüglichen Darstellungen einer kartenspielenden Gesellschaft die erklärende Inschrift trägt: „Fürst Joachim Ernst von Anhalt hat vom Landgrafen Wilhelm zu Hessen das Pruniren gelernt und diesen Wilkumb zu Lehrgelt bezahlt. Actum Kassel am neunzehnden Tage Februars 1571.“ In Emden wird ein Pokal aufbewahrt, welchen die englische Kaufmannsgesellschaft, die Merchant adventurers, 1598 der Stadt zum Danke für freundliche Aufnahme ihres Warenlagers geschenkt hat; in dem lateinisch abgefaßten Schreiben heißt es: „Wir schicken diesen Becher, in welchem wir Euch so viele freundschaftliche Gesinnung vortrinken, als wir unsererseits uns erwiesen zu sehen wünschen.“

Zur Erinnerung an die Stiftung der Universität Marburg werden für die verschiedenen Linien des hessischen Fürstenhauses gleichgestaltete Pokale gefertigt, von denen einer sich jetzt in Berlin, der andere in Kassel befindet.

Daß die Huldigungsgeschenke die Form eines Bechers annahmen, ist fast selbstverständlich. Graf Eberhard der Rauschebart, der doch schließlich nur ein kleines Ländchen regierte, bekam bei seiner Huldigung nicht weniger als zweiunddreißig silberne Becher und Pokale dargebracht. Wenn ein Fürst zum erstenmal eine Stadt betrat, so war es durchaus üblich, daß ihm der Willkomm in einem silbernen Becher dargebracht wurde, der zugleich in seiner mehr oder minder kostbaren Ausführung ein Huldigungsgeschenk bildete. Selbst noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts ist der Becher die typische Form eines Geschenkes. Als im Jahre 1681 Ludwig XIV. zur Huldigung in Straßburg einrückte, gab er dem Bürgermeister zum Geschenk einen aus Krystall geschliffenen, mit Goldstücken gefüllten Becher. Erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts tritt an Stelle des Bechers die Tabaksdose, die entweder in sich selbst ein Wertgeschenk darstellt, oder mit Pretiosen gefüllt wird, eine Form, die sich gewissen Ständen, z. B. den Ärzten, gegenüber bis zum heutigen Tage erhalten hat. Für das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert behauptet aber der Becher eine ganz uneingeschränkte Alleinherrschaft.

Das Merkwürdigste, was man in Becherform ausdrücken zu können glaubte, zeigt wiederum ein Becher des Lüneburger Schatzes, der sogenannte Interimsbecher. (Abbild. S. 389.) Hier stellt ein Pokal, der in keiner Weise die gewohnte Gesamtform des Trinkgeräts überschreitet, eine verzwickte religiöse Streitfrage dar und zwar den Sieg des Protestantismus über das Religions-Interim, in welchem man eine gewaltsame Schädigung des Protestantismus erblickte. Der untere Rand des Fußes trägt ausführlich die lateinische Inschrift: „Das Interim hat begonnen zu Augsburg unter Kaiser Karl V. im Jahre des Heils 1548, ist aber vernichtet durch den Kurfürsten Moritz und die Verbündeten im Jahre 1552.“ Dem entsprechend erscheint als Schaft des Kelches Christus mit der Dornenkrone als Sieger über dem Antichrist, einem Drachen mit drei Köpfen von Papst, Türke und Heide. Auf dem Kelch selbst sind in erhabener Arbeit vier Bilder dargestellt, den Evangelien entnommen, und zwar Stellen, auf die sich der Protestantismus besonders stützt. Der Deckel dagegen zeigt eine Verspottung des Katholicismus: auf dem Knaufe thront die babylonische Hure (der Kopf fehlt) auf dem siebenköpfigen Tiere, vor ihr knien, zu je zweien in einem Felde dargestellt, Papst und Kardinal, Kaiser und König, zwei weltliche Herren, Priester und Mönch. Die beiden Familien, welche diesen Becher gestiftet haben, haben im Innern des Deckels ihre Wap-

Trinkgeräte aus Glas.
$1/4$ natürl. Größe. Deutschland, 16. bis 17. Jahrh. — Kunstgewerbe-Museum, Berlin.

pen angebracht. Heutzutage würde man glauben, eine Religionsspötterei zu begehen, wenn man derartige Fragen an ein Trinkgerät heften wollte. Man muß sich aber eines Beispieles wie dieses bewußt bleiben, um die Bedeutung des Bechers im altdeutschen Leben richtig zu würdigen. Neben diesem Becher erscheint ein anderer, welcher den Stammbaum der Maria darstellt, den schlummernden Stammvater Jesse als Fußplatte, Maria mit dem Kinde als Deckelknauf, schon gar nicht mehr verwunderlich.

Ein Becher, der bei irgend welcher bemerkenswerten Gelegenheit in eine Familie, in eine Innungsstube gestiftet war, blieb für alle Zeiten eine Art von Monument, an das sich weitere Erinnerungszeichen anknüpften. In der Innung pflegte jeder neu hinzutretende Meister oder auch der Altgeselle ein Schild zu stiften, welches an den Becher angehängt wurde. Für derartige Anheftungen waren Löwenköpfe vorgesehen mit kleinen Ringen im Maule; reichten diese nicht hin, so wurden ein oder zwei Reifen um den Becher gelegt, welche gelegentlich in solcher Menge Schilder aufzunehmen hatten, daß der Becher selbst völlig davon überdeckt war. Bei den Schützenketten hat sich diese Sitte bis zum heutigen Tage erhalten; derartige angehängte Schilder zeigen oft die Entwickelung der Kunstformen durch mehr als ein Jahrhundert hindurch. Im bürgerlichen Hause pflegten Freunde und Gäste als Erinnerungszeichen Münzen und Medaillen zu stiften, welche gleichfalls an den Ehrenbecher des Hauses angehängt wurden. Nicht selten wurde eine solche geschenkte Münze der Ausgangspunkt für

einen zweiten Becher, indem man dies wertgeschätzte Stück in den Deckel oder Boden

Silberner Sturzbecher „Hausfrau“.
0,23 hoch. Nürnberg 1566. — Rathaus, Erfurt.

eines Gerätes einließ. Ja, man setzte ganze Becher aus solchen Münzen zusammen, die man in geschickter Weise bog, ohne die Prägung zu verletzen. Die Münzen in einem solchen Becher sind fast niemals zufällig zusammengewürfelt, sondern hatten für den Besitzer einen Zusammenhang. Im königlichen Schlosse zu Berlin haben wir lange Reihen von Bechern, die im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert angefertigt sind, fast sämtlich aus älteren brandenburgischen Münzen bestehen und somit eine Art von geschichtlichem Bild der Vorzeit des Hauses geben. An dieser Stelle befindet sich das größte mir bekannte Stück dieser Art, eine tonnenartige Weinkanne, fast ein Meter hoch, aus Hunderten von Münzen bestehend. Auch diese Sitte ist in neuerer Zeit wieder aufgenommen. Bei der Einführung der neuen deutschen Reichswährung hat man an vielen Stellen die verschwindenden Thaler der alten Münzstätten gesammelt und zu großen Ehrenkannen vereinigt. In Hannover, in Nassau hat die Anhänglichkeit an das aufgelöste Staatswesen vielfach zu ähnlichen Bildungen veranlaßt.

Übrigens waren es keineswegs nur Münzen, welche man an die Becher anhing, auch seltene Muscheln, Korallen, kleine eingerahmte Bilder, selbst Bänder und Schleifen finden sich „angebunden“.

Vor allem galt ein derartiger Schmuck dem Hauptbecher des Hauses „Willkomm“. Man pflegt in Auktionskatalogen und Sammlungen als Willkommen = Becher gewöhnlich nur die riesigen walzenförmigen Gefäße aus Glas zu bezeichnen, während in Wirklichkeit der Willkommen-Becher an keinerlei Formen gebunden war, sondern eben nur eine Sitte bezeichnet. Allerdings liebte man es, den guten Willen, den man dem Ankommenden entgegenbrachte, durch

Straußenei, in Silber gefaßt:
0,43 hoch. Augsburg 1708. — Stadthaus Leoben.

ein möglichst großes Trinkgefäß zu bezeugen, und wenn es schon einmal Ehren-

sache war, den Gast in einen tüchtigen Rausch zu versetzen, ihm gleich von vornherein die Gelegenheit dazu zu geben. Die Begrüßung eines Gastes, besonders eines solchen, der zum erstenmal das Haus betrat, durch einen festlichen Trunk war eingebürgert vom Palast bis zur Hütte herab in derselben Weise, wie in Rußland jetzt noch das Vorsetzen von Salz und Brot als ein unerläßliches Zeichen des Empfanges gilt. Ein uns erhaltenes Zechrecht vom Jahre 1616 handelt ganz ausführlich von dem poculum gratulatorium, dem Willkomm, und sagt:

„Als wenn sie sehen, daß sich ein neuer Gast so zuvor in ihrer Stuben noch niemals erschienen, präsentiret und eingestellet, so säumen sie sich nicht lange, bis das grosse Glas vom Simse und das offeriren sie dem neuen Gaste der sich gleichsam darüber entsetzet und wegen der greulichen ungeheuren Last des Guckucks erblasset, mit einer sonderlich weitgeläufftigen Oration und bitten freundlich, daß er solches zum Zeugniß angenehmer und lieber Ankunfft und nicht zu Minderung, sondern vielmehr zu mehrerer Bestärkung alter und wohlhergebrachter Gewonheit und Stuben-Rechts, unweigerlich wolte acceptiren und annehmen und wo nicht auff einen Trunck doch bei seiner guten Weile evacuiren und austrincken. Und wird deswegen offt gefraget: ob einer solches füglichen könne recusiren und abschlagen? Wir sagen stracks: Nein, denn ein jeder ist auff seiner Stuben ein Monarch und Herr und hat allda Statut und Gesetze zu ordnen, wie er wil. Und was wollen wir uns viel bemühen wider die Consuetudines und Gewonheiten die für sich selbst so starck und mächtig als nimmermehr ein Statut oder Gesetz seyn kann.“

Nautilusbecher, in Silber gefaßt. 0,24 hoch. Deutschland, 16. Jahrhundert. — Stuttgart.

Diese Willkommen nehmen jegliche Art von Form an und werden sehr häufig entsprechend dem Rang oder Stand des Besitzers gestaltet. Für adelige Häuser ist es beliebt, dem Willkomm-Becher die Form des Wappentieres zu geben. Unsere Abbildung S. 392 zeigt den Löwen als Halter des sächsischen Wappens, der keineswegs ein Tafelaufsatz ist, sondern eine ganz richtige Trinkkanne mit abnehmbarem Kopf, ein Willkomm in bester Form. Die Stadt Berlin besitzt einen silbernen Willkomm in Gestalt ihres Bären. Bekannt ist ferner die sehr schöne Figur eines Rehes auf einem eingefriedeten Berge, bis zum heutigen Tage der adeligen Familie Rechberg zugehörig. In Gotha befindet sich ein Hirsch und ein Rebhuhn, beide durch Inschriften als Willkommen bezeichnet.

Die Innungen liebten es, ihrem Willkomm die Gestalt ihres vorzüglichsten Handwerkszeuges zu geben. Von der Schneiderinnung in Nürnberg hat sich ein Becher in Gestalt eines großen Fingerhutes erhalten; auf dem Deckel steht ein zierliches Figürchen, das statt Speer und Schild Nadel und Schere führt. Wir

kennen einen Willkomm der Töpfer, aus Thon gebrannt, in Form eines Ofens. Aus der Hamburger Schlosserinnung hat sich der kolossale, um 1711 in Silber getriebene Schlüssel erhalten, mit welchem der Willkommtrunk dargebracht wurde. (Abbild. S. 393.) Ähnliche Schlüsselbecher, aus Eisen gearbeitet, befinden sich in verschiedenen Museen. Bei der Fischerinnung finden wir den Dreizack, der nicht etwa eine Erinnerung an den alten Neptun, sondern das wirkliche Werkzeug war, mit dem man an der Donau und anderen Stellen Deutschlands die Fische bei Fackelschein stach. (Abbild. S. 395.) Dann finden wir Hämmer, Stiefel, Schuhe, kurz ein ganzes Museum von Gerätformen, die alle aus gleicher Anschauung heraus entstanden sind.

Ein sehr merkwürdiger Willkommen dieser Art befand sich, und zwar bis gegen Ende vorigen Jahrhunderts im Gebrauch, in dem kurfürstlich brandenburgischen Jagdschlosse Neuhausen in Ostpreußen. Dieser vom Kurfürsten Georg Wilhelm 1627 beschaffte, aus Silber getriebene Willkomm, der jetzt im Hohenzollern-Museum zu Berlin aufbewahrt wird, hat die Form einer Muskete mit dazu gehörigem Pulverhorn und mußte von jedem Besucher des Schlosses, der als Gast des Kurfürsten und später des Königs von Preußen dort anwesend war, geleert werden. Die Muskete enthielt $1^3/_4$, die Flasche $1^1/_2$ Quart; in den ersten Zeiten füllte man ihn mit Wein, später mit Bier. Jeder Gast hatte die Verpflichtung, in einem aufliegenden Fremdenbuch zu bescheinigen, daß ihm die gebührende Ehrenbezeigung von seiten der Schloßverwaltung geworden sei. Dieses Album ist eine der drolligsten Sammlungen der Trinklitteratur; hohe Herren, Jagdjunker, Gelehrte, fremde Diplomaten erscheinen in buntem Gemisch; jeder giebt seinen Gefühlen Ausdruck, und diese Gefühle sind sehr verschiedener Natur, zwischen höchster Anerkennung der reichlich gespendeten Masse von Getränk bis zu den herbsten Verwünschungen ob der verursachten Qual. Ein ähnliches Buch zu gleichem Gebrauch aus der Zeit von 1507 bis 1614 ist in Schloß Ambras erhalten; ein anderes in Gotha, zu dem erwähnten Rebhuhn gehörig. Es sind dies eben nur vereinzelte Spuren einer Sitte, die noch im siebzehnten Jahrhundert so allgemein war, daß wir uns kein reichlich hergerichtetes Haus ohne einen Willkomm vorstellen dürfen. Daß es dabei keineswegs immer auf Völlerei abgesehen war, mag der speciell als „Willkommen“ bezeichnete Becher lehren, der noch nicht den Inhalt eines gewöhnlichen Bierseidels aufzunehmen vermag. (Abbild. S. 395.)

Es ist erklärlich, daß bei diesem Bedürfnis, jeglichen feierlichen Anlaß des Lebens durch einen Becher zu bezeichnen, die Zahl der Trinkgeräte in jedem Haushalt, in jeder größeren Gemeinschaft in das Ungeheuerliche anschwoll, und wenn auch Hunderttausende dieser alten Becher, Kannen, Krausen und Krüge im Laufe der Zeiten eingeschmolzen und zerbrochen sind, so ist doch jetzt noch die Fülle dessen, was uns erhalten ist, eine ganz überwältigende. In jedem Material, in jeder Größe sind sie vorhanden. Jeder dieser Becher, mit Bildern und Inschriften geschmückt, spricht auch jetzt noch zu uns seine Sprache und hilft das reiche Bild entrollen, das neben manchen wunderlichen Ausartungen doch auch eine herzerquickende Fülle von Lebenspoesie, von liebenswürdiger und ehrenfester Gesinnung in sich birgt.

Die Pokale und Becher von Edelmetall sind fast ausschließlich in Silber gefertigt, sodann aber vergoldet, zugleich um des Glanzes und um der Sauberkeit willen. Becher aus reinem Golde sind ganz vereinzelt. Bei dem edlen Metall, ebenso wie bei Zinn, ist man in der Bildung der Form fast vollständig frei; die Schilderung der regelmäßigen Typen gehört nicht in den Kreis unserer heutigen Betrachtung.

Viel bedingter erscheinen die Formen, wenn Krystall und Halbedelsteine verwendet werden. Hier pflegt man das kostbare

Material möglichst zu schonen; man bequemt sich der gegebenen Form an und sucht eine Gestalt zu erfinden, welche sich aus den Umrißlinien des vorhandenen Steinstückes herausarbeiten läßt. So entstehen unter den kostbaren Krystallbechern höchst phantastische Formen, Tiere und Drachengestalten jeglicher Art. Die Schätzung derartiger Steine war im Mittelalter und bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein sehr viel höher als zu unserer Zeit, nicht nur, weil man das reine Krystallglas nicht kannte, sondern weil man den Steinen ganz besondere Eigenschaften zuschrieb. Von dem Porzellan, das damals noch als höchst seltenes und viel bewundertes Produkt aus China eingeführt und, in Silber und Gold gefaßt, als kostbarster Besitz in die Schatzkammern aufgenommen wurde, nahm man an, daß es sich trübe, wenn Gift hineingethan würde. Bei manchen Arzneitränken war es bestimmt vorgeschrieben, sie aus einer Schale von einem bestimmten Material zu nehmen. Eine besondere Heilkraft wurde den Thonarten gewisser Berge zugeschrieben; Gegenstände aus solchen Thonarten wurden mit einem entsprechenden Stempel, einem Sigillum, versehen. Von solcher terra sigillata gab es sehr verschiedene Arten; manche hatten sogar einen heiligen Beigeschmack, wie die Krüge, die in Malta aus dem Erdreich gefertigt wurden, auf welchem der Apostel Paulus geweilt hatte. In ganz besonderen Ehren standen die Schalen aus gebranntem Thon, in welchen etwas Staub von der Santa Casa in Loretto gemischt war. Derartige Schälchen werden, glasiert und mit der Darstellung des Hauses der heiligen Jungfrau versehen, bis zum heutigen Tage in dem bekannten Wallfahrtsorte gefertigt und an die Pilger verkauft.

Neben den edleren oder absonderlichen Steinarten sind es dann noch andere wunderbare Naturprodukte, welche zu phantastischen Bildungen reizen. Von den Hörnern haben wir schon in anderem Zusammenhange gesprochen. Aber das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert brachte mit der Entdeckung der fernen Länder eine Fülle seltsamer Naturprodukte, die von dem staunenden Europa mit größter Lebhaftigkeit aufgenommen und mit Vorliebe wiederum zu Trinkgefäßen verarbeitet wurden. Die Straußeneier, welche auch schon im Mittelalter gelegentlich nach Europa kamen und damals für so kostbar erachtet wurden, daß man sie sogar zu Reliquiengefäßen — ein herrliches davon im Dom zu Halberstadt — gestaltete,

Krug aus Steinzeug. „Bartmännchen“. 0,20 hoch. Frechen bei Köln. — Sammlung Frohne, Kopenhagen.

wurden im sechzehnten Jahrhundert einer der beliebtesten Körper für phantastische Fassungen. Aus einem solchen Ei wurde der Rumpf eines Straußen gebildet, dessen Beine, Hals, Schweif und Flügel in edler Silberarbeit hinzugefügt wurden (Abbild. S. 396). Der Strauß hat häufig ein Hufeisen im Schnabel, auf die Annahme hin, daß der Strauß Eisen fräße (Straußenmagen!) und zugleich wohl als Symbol glücklichen Gelingens; oder man deutete die fremdländische Herkunft des Gefäßkörpers dadurch an, daß man den Schaft des Fußes oder den Griff des Deckels als Indianer oder Mohren gestaltete. Das Museum in Kassel besitzt eine ganze

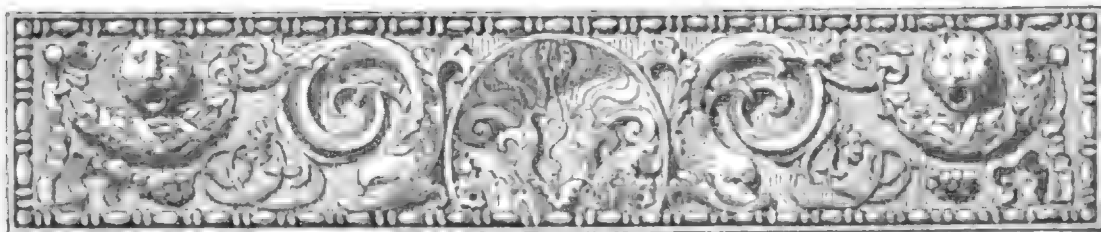
Reihe solcher Stücke, ebenso Dresden und andere Orte. Der Körper des Eies selbst wurde nicht selten graviert und bemalt und zur Sicherung mit einem Netzwerk durchbrochener Silberarbeit übersponnen.

In ganz ähnlicher Weise wurde die Kokosnuß verarbeitet, welche nicht vor dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nach Europa gekommen zu sein scheint; auch sie wird in Becherform von Indianern getragen oder als Tierkörper verwendet, mit Vorliebe für ein Käuzchen. Noch viel wertvoller erschien das Horn des Rhinoceros, welches wir in Silber und Gold gefaßt und künstlich geschnitzt vorfinden. Der allerhöchsten Wertschätzung aber erfreute sich das lange Stoßhorn des Narval, in welchem man das Horn des wunderbaren Einhorns zu erblicken glaubte, jenes fabelhaften Geschöpfes, das in der christlichen Mythenbildung zum Symbol der jungfräulichen Reinheit der Himmelskönigin geworden war. Ein kleines Stück eines solchen Narvalhorns schien wertvoll genug, um als Becher ausgehöhlt und auf das kostbarste in Gold und Edelsteinen gefaßt zu werden. Auch kurze dicke Hörner fremdartiger Tiere hatten einen besonderen Wert, man hielt sie nicht für Hörner, sondern für Klauen des mythischen Greifen; die Bezeichnung Greifenklaue überträgt sich auf das Trinkgerät. Der Zahn des Elefanten, das Elfenbein, war zwar auch wertvoll genug, aber da es seit dem frühesten Altertum immerwährend in Gebrauch war, so hatte es selbst für das Mittelalter nicht den Reiz des Wunderbaren, sondern wurde, sofern es nicht zum Horn verarbeitet, nur als ein sehr wertvolles Material angesehen, an welchem die vorzüglichsten Bildschnitzer ihre Kunst erwiesen.

In das Gebiet des Phantastischen dagegen geht wieder die Nautilusmuschel, die nebst verwandten Muschelgebilden dem sechzehnten Jahrhundert eines der beliebtesten Mittel abgiebt, wunderliche Trinkbecher zu gestalten. Zumeist betont man hierbei den Charakter der Muschel (Abbild. S. 397); Tritonen und Meerjungfrauen sind es, die das Gerät emporhalten; auf der Schnecke desselben finden wir häufig den thronenden Neptun. Das Ganze wird nicht selten wie ein Seetier mit drachenartigem Kopfe ausgebildet, oder es erscheint wie ein märchenhaftes Gefängnis, aus dessen Spitze eine seltsame Frauengestalt herausragt, und so beliebt wird diese Form, daß man sie auch, wenn ein Muschelkörper nicht vorhanden ist, in Edelmetall ausbildet.

(Schluß folgt.)

Altschwedisches Trinkgelage.



Skizzen aus dem Westen Nordamerikas.

Von
Friedrich J. Pajeken.

Trapperleben.

In den wildesten Gegenden der Westterritorien, in den Bighorn- und Rocky-Mountains, abgeschieden und fern von aller Welt, treibt der Trapper (Fallensteller) sein Handwerk.

Nur die Gewohnheit, welche den Menschen mit der Zeit alles überwinden läßt, macht ein Dasein möglich, wie es der Trapper führt. Die größten Entbehrungen, Strapazen und Gefahren bringt ein derartiges Leben mit sich, und da der Trapper seinem Gewerbe nur im Herbst und Winter nachgeht, weil die Felle der Tiere nur dann einen Wert besitzen und gewonnen werden können, macht die strenge Kälte in den Bergen, begleitet von Eis und Schnee, die Arbeit noch mühevoller, wie sie ohnehin schon ist.

In der abgelegensten Wildnis, an einem kleinen Fluß, wo vielleicht nie vorher ein menschlicher Fuß den Boden betrat, läßt sich der Trapper mit seinen Fallen und Geräten nieder. Monatelang sieht sein Auge keinen Menschen, wenn nicht Indianer in der Nähe hausen, denen er auf seinen Streifzügen in die Umgegend seines Lagers begegnet.

In eine kleine, mit Strauchwerk und Erde bedeckte Blockhütte birgt er den Ertrag seines Fanges. Sie schützt ihn nachts vor Regen und bietet ihm ein Unterkommen, wenn die Kälte gar zu unerträglich wird.

Meistens betreiben zwei Trapper gemeinschaftlich ihr Handwerk. In vielen Fällen kann sich einer allein schlecht helfen, und bei den in den höher gelegenen Regionen herrschenden Bergfiebern wäre ein Mann rettungslos verloren, wenn er ohne Pflege und Beistand dieser Krankheit unterworfen würde.

Die Trapper verstehen es, mit den Indianern sich auf freundschaftlichen Fuß zu stellen; sie unterhalten gern einen kleinen Tauschhandel mit ihnen. Da sie ferner, stets allein auf sich angewiesen, in der Arzneikunde nicht unerfahren sind und manches wirksame Mittel an sich selbst erprobt haben, welches sie dann auch bei den ihnen befreundeten Indianern in Anwendung bringen, stehen sie aus diesem Grunde schon bei den Rothäuten in großer Achtung.

Ich kannte einen Trapper, welcher bei den Arapahoe-Indianern einen besonders hervorragenden Ruf als Medizinmann genoß. Derselbe gab seinen Patienten, wie er mir mitteilte, nur Ricinusöl und Jamaika-Ginger; letzteres eine amerikanische Patentmedizin, welche die entgegengesetzte Wirkung von der ersteren Arznei besitzt. Manches Büffelfell wanderte dafür in seine Hände.

Der Biberfang ist für den Trapper am meisten lohnend, darum wirft er hierauf auch sein Hauptaugenmerk. Eine aufgefundene sogenannte Biberstadt bestimmt

seinen Aufenthalt, und oft zieht er dann nicht früher weiter, als bis diese Tierstadt durch ihn vollständig entvölkert wurde.

Der Biber wird stets in Fallen (etwa von der Größe eines Otterschlages), aber mit diesen auf verschiedene Weise gefangen. Jeder Trapper besitzt seine Methode, welche er seinen Kollegen gegenüber geheim zu halten pflegt.

Gewöhnlich stellt man die Biberschläge am Ufer, mit Sand bedeckt, auf und befestigt darüber einen Köder. Andere legen die Falle in die vorher ausgekundschaftete Fährte des Bibers, welche dieser allnächtlich vom Wasser über das flache Land zu machen pflegt.

Eine ganz eigenartige Methode, den sehr schlauen und scheuen Tieren beizukommen, beobachtete ich bei einem alten Trapper, welcher in der Nähe meiner Blockhütte, durch eine Biberstadt im Powder River angelockt, sein Lager aufgeschlagen hatte und der allgemein im Lande als der beste Biberfänger bekannt war.

Diese Biberstadt war eine der größten, welche ich auf meinen Streifzügen angetroffen habe. Der Powder River durchkreuzte hier ein weites Thal, bevor er seinen Lauf durch eine schmale, tiefe Schlucht weiter fortsetzte, an deren Seiten gigantische Felsen, vielfach ausgezackt, bis zu schwindelnder Höhe zum Himmel emporstrebten. Gleich nachdem sich der Fluß in die Ebene ergoß, war derselbe von den Bibern abgedämmt. Die dadurch entstehenden drei Arme — etwas Wasser sickert stets durch den Damm — wurden von neuem durch Dämme geteilt, und so ging es fort. Auf diese Weise erhielt der Powder River das Aussehen eines breiten Sees, in welchem unzählige, mit Strauchwerk und langem Präriegras bewachsene Inseln hervortauchten. Im ganzen zählte man etwa hundert Dämme. Der Trapper fing hier während eines Monats hundertzweiundachtzig Biber.

Dort, wo der Biber nachts an das Ufer kam, was aus den Fußabdrücken desselben zu ersehen war, pflanzte er einen kleinen Stab in den Sand, an dessen Spitze er etwas Bibermoschus befestigte. Dicht davor senkte er die aufgeschlagene Falle in das Wasser und steckte rund um diese kleine Stäbchen, so daß die Spitzen derselben sich etwa eine Hand breit unter der Oberfläche des Wassers befanden.

Von dem starkriechenden Bibermoschus angelockt, nähert sich das Tier schwimmend dem Ufer. Plötzlich fühlt es unter dem Leibe die Stäbe; es vermeint Grund zu haben, streckt die Füße nach unten in die Falle, welche bei der leisesten Berührung zuschlägt, und der Biber ist gefangen.

Wie der Fuchs versucht es der Biber, sich zu befreien, sobald er von der Falle gehalten wird. Bevor der Tag graut, besichtigen daher die Trapper ihre Schläge, und selbst dann schon finden sie in denselben sehr oft nur die Füße der Tiere vor, welche sich diese abgenagt haben, um der Gefangenschaft und dem Tode zu entgehen.

Der in der Falle zappelnde Biber wird mit einem Kloben Holz durch einen Schlag auf den Kopf getötet, und wenn alle Fallen nachgesehen und von neuem gestellt sind, wird den gefangenen Tieren das Fell abgezogen. Die Kadaver werden abseits vom Fluß auf einen Haufen gelegt oder, mit Strychnin bestrichen, zum Vergiften der Wölfe benutzt, deren Felle, besonders die der großen grauen Wölfe, sehr geschätzt sind.

Recht fette Biberschwänze betrachten die Trapper als eine Delikatesse. Ich muß jedoch gestehen, daß ich dieser widerlich thranigen Speise, welche mir gebraten und gekocht vorgesetzt wurde, keinen Geschmack abzugewinnen vermochte.

Das Fell des Bibers wird in starken Holzreifen zum Trocknen ausgespannt, und die Trapper verstehen es meisterhaft, die Haut so viel wie nur möglich auszudehnen, da die Felle später nach der Größe bezahlt werden.

Die Arbeit des Fallenstellens respektive ihrer Untersuchung muß der Trapper zweimal am Tage verrichten und zwar morgens in der Frühe und abends vor

Sonnenuntergang. Tags über ist der Fang jedoch bedeutend weniger ergiebig wie nachts.

Wenn Eis den Fluß bedeckt, welchen die Biber allerdings hier und dort stets offen halten, wird die Arbeit ungemein erschwert. Stundenlang muß der Trapper dann in dem eisig kalten Wasser stehen, und dabei erfrieren den meisten die Füße, trotzdem man alle nur erdenklichen Mittel dagegen in Anwendung bringt.

Auch die Büchse verstehen die Trapper vortrefflich zu gebrauchen. Sie sind schon darauf angewiesen, da sie sich ihre Hauptnahrung, das Wild, damit erlegen müssen. Vor allem aber ist es der in den Bighorn- und Rocky-Mountains hausende grisly bear (große graue Bär), den sie zu erbeuten suchen. Sein Fell ist kostbar, und der Preis dafür läßt sie jede Mühe und Gefahr überwinden. Letztere ist durchaus nicht gering, und schon mancher kühne Jäger hat auf der Jagd nach diesen Tieren sein Leben gelassen.

Die Bewohner des wilden Westens suchen eine Ehre darin, einen Kampf mit einem grisly bear aufzunehmen. Eine Kugel tötet das Tier selten sofort. Ist es verwundet, dann scheint seine Kraft und Wut noch zu wachsen. Laut heulend stürzt es sich emporgerichtet auf den Feind. Das Messer blitzt in der Faust des Jägers. Tief stößt er es in die Kehle oder in den weit geöffneten Rachen des Bären. Wehe, wenn der Stoß mißlang! Dann ist der Mensch rettungslos verloren, denn schon haben ihn die breiten Pranken des wutschnaubenden Tieres umklammert und dessen scharfe Krallen graben sich in seinen Körper. Doch des Bären Kraft ist gebrochen. Immer tiefer bohrt der Jäger das Messer in die Wunde. Röchelnd bricht das Tier zusammen. Oft reißt es den Menschen mit sich zu Boden, und es dauert eine Zeit, bis er sich von den Tatzen der sterbenden Bestie befreit hat. Das Zeug hängt ihm in Fetzen vom Leibe. Sein Körper ist mit Blut überströmt. Doch die Freude über den errungenen Sieg läßt ihn die Schmerzen seiner Wunden leicht ertragen, und stolz zeigt er später den Kameraden seine Narben als einen Beweis des glücklich überstandenen, gefahrvollen Kampfes.

Kleinerer Tiere, wie der Füchse, skunks (Stinktiere), Wölfe u. s. w., werden die Trapper durch Vergiftung habhaft.

Die Häute der Hirsche und Rehe verarbeiten sie zu Leder, aus dem sie ihre Kleidung anfertigen.

Die Trapper könnten mit der Zeit leicht so viel erwerben, um als wohlhabende Leute in die civilisierte Welt zurückzukehren. Aber dieser Fall kommt nur sehr vereinzelt, beinahe gar nicht vor.

Naht der Sommer, dann wird der Ertrag der winterlichen Arbeit zusammengepackt, und fort geht es nach den kleinen Städten an der Grenze des Landes.

Im Territorium Wyoming ist ebenfalls Cheyenne ein beliebter Sammelpunkt dieser Leute, da sich hier um jene Zeit verschiedene Händler aufhalten, bei denen die Felle gegen bares Geld leicht an den Mann gebracht werden können.

Bald ist man handelseinig. Vergnügt streicht der Trapper die erzielte, meistens sehr beträchtliche Summe ein, und nun versucht er es, sich für die langen überstandenen Entbehrungen zu entschädigen.

Auf ihn üben die beer-saloons eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus.

Eingedenk des früheren Aufenthaltes, mit der darauf folgenden Mißstimmung, wenn eines Tages das sauer erworbene Geld verschwunden war, beginnt der Trapper, sich langsam dem Vergnügen hinzugeben. Doch von Tag zu Tag strecken die mannigfaltigsten Verführungen immer mehr ihre Krallen nach ihm aus, und wenn er sich anfangs auch dagegen sträubt, schließlich unterliegt er ihnen doch; es gefällt ihm zu sehr, dieses tolle Prassen nach der langen, einsam durchlebten Entbehrungszeit. Schon hat er sich daran gewöhnt. Seine Willenskraft, davon abzulassen, wird durch immer neue Zerstreuungen unterdrückt. Er befindet sich in dem alten Taumel, wie alle Jahre vorher, aus dem er nicht früher erwacht,

als bis der letzte Dollar aus seiner Tasche verschwunden ist.

Dann allerdings folgt die Reue. Mit einem Gesicht wie der Spieler, welcher sein ganzes Vermögen am Roulette verlor, schleicht der Trapper in dem Städtchen umher. Der Wirt, welcher den größten Teil seines Geldes einstrich, giebt ihm noch für einige Tage Kost und Unterkunft sowie auf Kredit den nötigsten Proviant für die Reise und die erste Zeit seines Aufenthaltes fern von der Civilisation. Dann wird ihm oft sehr energisch angedeutet, daß seines Bleibens nicht länger ist. Zerfallen mit sich selbst und der ganzen Welt, zieht der Trapper wieder fort in die Einsamkeit, um von neuem zu erwerben, was er in wenigen Wochen mit vollen Händen von sich gab.

Dort angelangt, beginnt er wieder sein Handwerk. Die Lust, mit welcher er dasselbe betreibt, und der Erfolg seiner Arbeit lassen ihn bald alles Geschehene vergessen. In kurzer Zeit ist der alte Gewohnheitsmensch von neuem in ihm erwacht; er lebt für den Tag und fragt nicht viel danach, was der nächste Tag ihm bringt.

Wochen und Monate vergehen, und wieder kommt der kalte Winter mit Eis und Schnee. Geduldig erträgt der Trapper, was ihm derselbe auferlegt; hat er es doch schon manches Jahr erlebt, und nichts Neues ist es ihm mehr.

Die gewonnenen Felle häufen sich von Woche zu Woche. Der Schnee schmilzt. Der Frühling naht. Die Prärien und Thäler zwischen den wilden Bergen prangen in frischem Grün. Wieder ist die Zeit gekommen, wo der Trapper unter Menschen geht.

Schmunzelnd und unterthänig empfängt ihn der Wirt, dem er schon so manchen Dollar bezahlte. Der Wirt kennt seinen Mann und weiß, daß auch diesmal keine Ausnahme von früher gemacht wird.

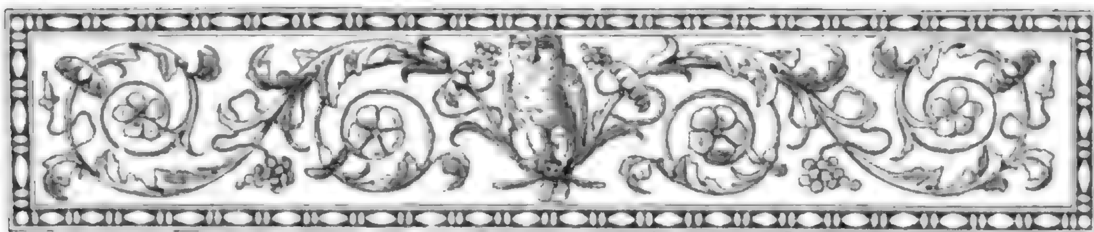
Und er täuscht sich nicht. Dasselbe tolle Treiben, wüster und sinnloser von Tag zu Tag, ist bald wieder begonnen, bis alles sich genau abgespielt hat wie in den vielen Jahren vorher.

Jahraus jahrein bleibt es immer dasselbe Lied, aber einmal hat es auch sein Ende.

Vergeblich schaut der Wirt dann bei Beginn des Sommers nach seinem Kunden aus. Niemand fragt sonst nach ihm wie nur der vorteilsuchende Wirt.

Doch der vermißte Trapper vermag nicht mehr bei ihm einzukehren. Der Kamerad hat ihm in der harten, steinigen Erde die letzte Ruhestätte bereitet. Vielleicht auch wurde er den hungrigen Wölfen eine Speise in den wilden, menschenleeren Bergen.

Eine kurze Krankheit raffte ihn hinweg, oder kühn den grisly bear bekämpfend, fand er in seinem Beruf den Tod.



Für den Weihnachtstisch.

Wie alljährlich, so hält auch diesmal der deutsche Buchhandel für die Weihnachtszeit eine große Anzahl der verschiedenartigsten Prachtwerke zu Festgeschenken bereit. Wir können nur einzelnes daraus hervorheben und beginnen mit einem Album, welches unter dem Titel **Für Herz und Gemüt** in der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann in München erschienen ist. Es befinden sich darin zwölf Phototypien nach Originalgemälden neuerer Meister, und zu jedem Bilde hat Julius Grosse ein Gedicht als Erläuterung beigefügt. Die ganze Ausstattung des Buches entspricht dem wirklich künstlerischen Werte der in demselben wiedergegebenen Bilder, unter denen sich sehr ansprechende Sachen von Defregger, Robert Beyschlag, Hermann Kaulbach, Karl Sohn u. a. befinden. — In demselben Verlage erschien ein besonders für Musikliebhaber geeignetes Prachtwerk, welches unter dem Titel **Deutsche Tondichter** zwölf Brustbilder in Phototypie nach Ölgemälden von Karl Jäger in trefflicher Ausführung enthält. Es handelt sich um die Heroen der Tonkunst von Bach bis zu Wagner, und daß Eduard Hanslick den Text dazu verfaßt hat, giebt dem Werke auch nach der litterarischen Seite hin ein gediegenes Gepräge. — Eine hübsche Auswahl von Geschenkbüchern für verschiedene Altersstufen bietet die Verlagshandlung von Ferdinand Hirt und Sohn. Reich und geschmackvoll ausgestattet, durch zahlreiche ansprechende Holzschnitte gefällig illustriert, ist **Allzeit im Herrn**, eine von dem Hofprediger Bernhard Rogge getroffene Auswahl aus den Werken deutscher religiöser Dichtung, nebst einem einleitenden Gedichte von Karl Gerok. Solange wie hier die religiöse Stimmung die Vermittelung wahrer Poesie nicht verschmäht, wird sie stets auch in weitesten Kreisen Anklang finden. Ein anderes, glänzend ausgestattetes Buch bildet **Alt-England**, eine Studienreise durch London und die Grafschaften zwischen Kanal und Piktenwall, von Adolf Brennecke. Es ist die Neubearbeitung eines Teils der von uns bereits früher rühmend besprochenen „Nordland-Fahrten", die vor einigen Jahren in demselben Verlage herausgegeben wurden. Auch auf dem Gebiete der Jugendschriften hat die Hirtsche Verlagshandlung in Leipzig manches Neue geliefert, was teils zur Unterhaltung, teils zur Belehrung in bester Weise geeignet ist. Wir begegnen dabei einer Erzählung **Die letzten Maltheims** aus der Zeit Friedrichs des Großen, von der beliebten Jugendschriftstellerin Brigitte Augusti; sodann einer schön illustrierten Bearbeitung von F. Coopers **Der letzte der Mohikaner**. Ferner ist eine kulturhistorische Erzählung aus Ostpreußens Vorzeit dabei, betitelt **Rynstudt** von J. Pederzani-Weber. Sodann unter dem Titel **Seespuk** eine Sammlung von Sagen und Märchen, wie sie in Seemannskreisen erzählt werden, gesammelt von dem Marinepfarrer P. G. Heims, gleichfalls mit Illustrationen versehen. Etwas Ähnliches bietet auch die Jugendschrift **In Sturm und Not** von J. H. O. Kern aus demselben Verlage. Sehr zeitgemäß und für bestimmte Fälle doppelt zu empfehlen ist ferner das gut illustrierte Buch **Um die Erde auf dem Zweirad** von Thomas Stevens, welches eine Reise von Kalifornien bis nach Persien auf diesem allermodernsten Vehikel schildert und daher den Liebhabern dieses neuesten Sportes besonders zusagen wird.

Ein sinniges, namentlich der Frauenwelt willkommenes Festgeschenk bildet wohl die illustrierte Prachtausgabe der Novelle **Immensee** von Theodor Storm, welche in C. F. Amelangs Verlag in Leipzig erschienen ist. Es sind dreiundzwanzig Heliogravüren von W. Hasemann und E. Kanoldt, die im Atelier von Hans Hanfstängl gedruckt sind, mit welchen das längst im Herzen der deutschen Lesewelt hochstehende Werk des auch unseren „Monatsheften" treulich zugewendeten Dichters ausgeschmückt ist, und wir können es für den

Weihnachtstisch nicht warm genug empfehlen. — Ein anderes in allen Sprachen der Welt bereits bekanntes, nie veraltendes Werk: Bernhardin de Saint-Pierres **Paul und Virginie**, ist in demselben Verlage mit allerliebsten Illustrationen von Leloir erschienen und gleichfalls als Festgeschenk, namentlich für die Jugend, angelegentlichst zu empfehlen.

Bei Adolf Titze in Leipzig ist ebenfalls ein sehr schönes Prachtwerk erschienen. Es ist eine Dichtung von Friedrich Bodenstedt: **Sakuntala**, illustriert mit Vollbildern und in den Text gedruckten Holzschnitten von Alexander Zick. Bodenstedt hat das liebliche indische Drama, über welches schon Goethe sich voll Entzücken äußerte, zu einem Epos umgedichtet, und somit erfährt das in alle Sprachen der Welt übersetzte Werk Kalidasas eine neue Auferstehung in den klangvollen Versen des Dichters der Lieder von Mirza-Schaffy. — In zweiter Auflage liegt uns ferner ein sehr hübsches Album in Wort und Bild unter dem Titel **In zarte Frauenhand** vor, welches einen außerordentlich reichen Inhalt von ausgewählten Dichtungen mit vielen sehr hübschen Illustrationen enthält und bei Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart erschienen ist. Die Auswahl ist von Dr. Karl Zettel getroffen, und Albert Träger hat derselben ein Einleitungsgedicht vorangestellt. — Den Liebhabern militärischer Erinnerungen ist ganz besonders zu empfehlen **Ein Soldatenleben in Krieg und Frieden** von Hermann Lüders, mit sehr zahlreichen, vom Verfasser selbst flott und charakteristisch gezeichneten Illustrationen. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Auch einige Lieferungswerke sind gerade in dieser Zeit zum Abschluß gelangt und mögen hier aufs neue unseren Lesern ins Gedächtnis gerufen werden. Dazu gehören **Hogarths Werke** mit dem Texte des berühmten Humoristen G. Ch. Lichtenberg. Es ist die dritte Auflage, welche die Verlagshandlung A. H. Payne in Leipzig herausgiebt, und das Werk ist für jeden Kunstliebhaber und Litteraturfreund eine hoch erfreuliche Gabe. — Auch das Illustrationswerk **Florenz in Wort und Bild** von Rudolf Kleinpaul, welches sich desselben Verfassers Schilderungen von Rom und Neapel gleichwertig anschließt, ist jetzt vollständig und kann in prachtvollem Einbande bezogen werden. (Leipzig, Schmidt und Günther.) — Die Verlagshandlung von Paul Neff in Stuttgart hat einen neuen Band ihrer „Heldenlieder" in der Bearbeitung für das deutsche Haus von Emil Engelmann erscheinen lassen. Es ist das **Lied von Parzival und vom Gral**, reich und schön illustriert und in elegantem Einband, ganz in derselben Weise, wie früher das Nibelungenlied, das Gudrunlied und die Frithiofs-Saga in der gleichen Bearbeitung und derselben Ausstattung erschienen sind. Die Parzival-Sage ist dem Interesse des deutschen Publikums durch die Oper von Richard Wagner besonders nahe gerückt, und man darf daher voraussetzen, daß diese neue Bearbeitung, welche besonders im Hinblick auf das Haus getroffen wurde, viel Anklang finden wird. Die Illustrationen sind ansprechend und die ganze Ausstattung im festlichen Stil. Außer dem Parzival mögen auch die anderen Heldenlieder bei dieser Gelegenheit in Erinnerung gebracht werden.

Eine ganze Auswahl von sehr hübsch ausgestatteten kleinen Geschenkbüchern hat die Verlagshandlung von Greiner und Pfeiffer in Stuttgart erscheinen lassen. Wir erwähnen davon Heinrich Heines **Buch der Lieder**, ausgewählt für die Frauenwelt von Klara Braun, mit allerliebsten Illustrationen; sodann ebenfalls reizend ausgestattet die fünfte Auflage der Gedichtsammlung **Unter dem Abendstern** von Karl Gerok. Ferner zwei Gedenkbüchlein für alle Tage des Jahres, von denen das eine **Klassisches Vergißmeinnicht**, das andere **Christliches Vergißmeinnicht** genannt wird und die dazu eingerichtet sind, um zugleich als Miniatur-Tagebücher zu dienen. Alle diese Sächelchen sind zierlich und geschmackvoll, aber im Druck für jugendlich scharfe Augen berechnet. Auch von Anny Wothe, der wir bereits manches anmutige litterarische Festgeschenk für Frauen zu danken haben, erschien in demselben Verlage ein kleines Buch, welches sinnige Betrachtungen und Gedichte enthält und **Des Weibes Glück**, eine Mitgabe auf den Lebensweg für Frauen und Mädchen, betitelt ist. — Wer ein von gutem Humor und frischer Naturstimmung erfülltes Prachtwerk, bei dem Text und Illustrationen in ausgezeichneter Weise harmonieren, wählen will, dem kann man **Der Juhschroa**, Gedichte in oberbayerischer Mundart von Konrad Dreher mit höchst gelungenen Illustrationen Münchener Künstler empfehlen. (München, Fr. Bassermann.) Allerdings muß man sich dabei den Dialekt einigermaßen zu eigen machen. — Ein höchst interessantes und nach verschiedenen Seiten hin lehrreiches Geschenk bildet Pigleheims **Panorama von Jerusalem** während der Kreuzigung Christi, mit erläuterndem Text, ein auf genauen Studien beruhendes und mit künstlerischer Auffassung ausgeführtes Werk, welches in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart und Leipzig erschienen ist. — Ein anderes größeres Werk auf religiösem Gebiete ist die Ausgabe einer Bilderbibel, welche von Alfred v. Wurzbach im Verlage von Paul Neff in Stuttgart veranstaltet wird. In fünfundzwanzig Lieferungen erscheint diese **Goldene Bibel**, und zwar in zwei Ausgaben mit katholischem und evangelischem Texte. Es sind fünfzig Blätter in groß Quartformat nach den be-

rühmtesten Gemälden, welche in Photographiedruck wiedergegeben sind. Es existiert bereits eine Prachtausgabe des Werkes und wird nun eine neue, sehr billige Ausgabe veranstaltet. — Von Bilderbüchern für Kinder erwähnen wir noch die Neuigkeiten aus F. Loewes Verlag (Wilhelm Effenberger) in Stuttgart; darunter namentlich **Vier Erzählungen aus der Kinderwelt** von Thekla v. Gumpert mit Farbendruckbildern. Alle Jugendschriften aus diesem Verlage zeichnen sich durch hübsche, teilweise auch ganz originelle Ausstattung aus. — Die Verlagshandlung von Otto Spamer in Leipzig ist ebenfalls nicht zurückgeblieben und hat einige neu illustrierte Bücher für die Festzeit gebracht. Zu der reichen Sammlung kulturhistorischer Erzählungen ist neu hinzugekommen **Masaniello** von Adolf Glaser mit vielen Illustrationen. — Ein recht gefälliges Buch ist ferner **Mädchen-Philosophie** in gereimter und ungereimter Briefform, verfaßt von zwei Damen, B. Schweikart und M. Hoffmann. Zwei junge Freundinnen sprechen darin ihre Lebensanschauungen zuerst kindlich naiv und dann in fortschreitend reiferer Auffassung aus. In vierter Auflage erschien daselbst **Die Welt in Waffen**, ein Buch über Kriegswesen und Kriegsführung aller Zeiten. — Der siebente Band des rühmlichst bekannten Werkes **Buch der Erfindungen** liegt gleichfalls vor, und das **Illustrierte Konversationslexikon** schreitet rüstig vorwärts.

In jeder Hinsicht von hohem künstlerischem Werte ist der prachtvolle Band in Großquart, welcher den zweiten Jahrgang des Sammelwerkes **Die Kunst für alle**, herausgegeben von Friedrich Pecht, enthält. (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.) Eine Fülle der mannigfaltigsten Kunstwerke ist darin durch Phototypie wiedergegeben und geistvoll interpretiert. Von Lenbachs letzten Porträts sind die des Papstes und der Königin von Italien gegenübergestellt. Die Berliner Jubiläumsausstellung hat selbstverständlich in vielen hervorragenden Werken Berücksichtigung gefunden. — Ungemein anziehend, voll liebenswürdigen Humors und natürlicher Anmut ist der Inhalt des zweiten Bandes von **A. Hendschels Skizzenbuch**, in Frankfurt a. M. bei M. Hendschel erschienen. Es sind diesmal dreißig Bilder, größtenteils harmlos einfache Darstellungen aus dem Kinder- und Volksleben, dazwischen einige Märchenscenen von köstlichem Duft; das Ganze ein Schatzkästchen stimmungsvoller Motive. — Noch ein Bibelwerk müssen wir der schönen chromographierten Bilder wegen anführen. Es sind Nachbildungen berühmter Gemälde in herrlichem Farbendruck, und es sollen deren hundert in Folio-Format den Text in der Lutherschen Übersetzung schmücken; also ein echtes Familien-Prachtwerk. — In Engelhorns Verlag in Stuttgart wird eine neue wohlfeile Ausgabe des Prachtwerkes **Die Kunstschätze Italiens** von Karl v. Lützow erscheinen. Wir kommen später auf dieselbe zurück.

Litterarische Notizen.

Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Von Lew. Wallace. Zwei Bände. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.) — Da in Deutschland der Kampf um die Berechtigung des kulturhistorischen Romans noch immer nicht vorüber ist, kommt die Übersetzung eines amerikanischen Werkes derselben Gattung zur rechten Zeit. Herr Lew. Wallace nimmt eine sehr hervorragende Stellung im politischen Leben der Vereinigten Staaten ein, und überdies ist alles, was die unermüdliche Reklame in ihrem eigentlichen Heimatlande vermag, im Interesse seines Werkes aufgeboten worden, aber dennoch können wir dasselbe nur bedingungsweise den Romanen von Georg Ebers an die Seite stellen. Es ist ein moderner Amerikaner, der uns diese Geschichte aus der Zeit Christi erzählt und für den das Leben und Treiben der reichen und vornehmen Gesellschaft einzig und allein Interesse hat. Man sieht, daß Wallace die orientalische Färbung der Dinge genau kennt, aber was er uns davon zeigt, ist nicht das Leben der Armen und Elenden, zu denen Christus seiner Zeit kam, sondern er hat das Treiben des high life, die echten Rassepferde, Wettrennen und dergleichen gründlich geschildert. Selbst die aussätzigen Frauen, die Christus heilt, sind ursprünglich aus vornehmem Hause. Was sich auf den Erlöser bezieht, ist wiederum echt amerikanisch, denn es handelt sich dabei gerade um die wunderbarsten, nur dem unbedingten Glauben entsprechenden Vorgänge. Die Weisen aus dem Morgenlande spielen eine besondere Rolle, und es treten sogar Engelerscheinungen thatsächlich auf. Die Sendung des Erlösers sieht der Verfasser in der Verkündigung der Unsterblichkeit der Seele, die durch die Auferstehung bewiesen sei. Aber Christus ist doch körperlich aus seinem Grabe hervorgegangen, und wie in dem ganzen Romane, so ist eben auch hier

wieder ein Mangel an Logik nicht zu verkennen.

Das Gemeindekind. Erzählung von Marie v. Ebner-Eschenbach. Zwei Bände. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Es ist bewundernswert, mit welcher Schärfe und Klarheit Frau v. Ebner die wirklichen Verhältnisse in der Welt sieht und wie sie dabei ein echtes Herz für die Menschheit bewahrt. Aus der tiefsten sittlichen Verkommenheit läßt sie in der vorliegenden Erzählung die fast schon erstickten Keime besseren Menschtums sich herausarbeiten an das Licht, und die Dichterin macht es sich in der That nicht leicht, denn sie beschönigt nicht und zeigt uns die Verwilderung des verwahrlosten Gemütes ihres Helden in unerbittlicher Konsequenz. Dies Buch ist eine Meisterleistung und verdient uneingeschränktes Lob.

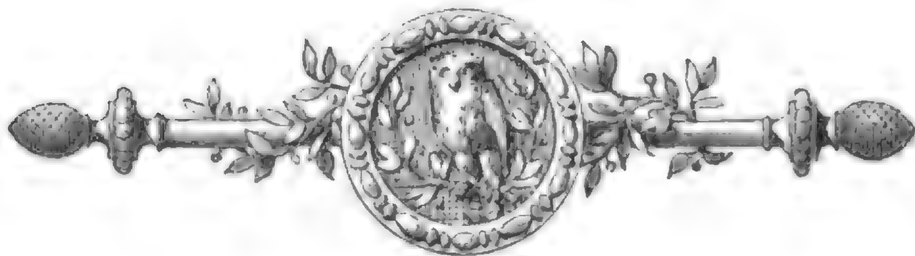
Glück und Geld. Ein Roman aus dem heutigen Ägypten von G. Reuter. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Die eigenartige Scenerie verleiht dieser Erzählung einen besonderen Reiz. Es ist das Ägypten des prachtliebenden Khedive Ismael, welches den Hintergrund zu den Vorgängen bildet, die an sich vielleicht keine hervorragend originelle Erfindungsgabe zu erkennen geben, aber immerhin ein beachtenswertes Talent und gute Beobachtungsgabe bekunden.

* * *

Die vier Lebensalter. Studien und Beiträge zu ihrer Charakteristik von Ernst Eckstein. (Leipzig, Carl Reißner.) — Cicero hat bekanntlich eine kleine Abhandlung über das Greisenalter geschrieben, die, wenn auch nicht sonderlich tief gehend, doch wegen ihrer anmutigen und leicht verständlichen Schreibweise noch heute ihre Bewunderer hat. Von ähnlicher Art ist die vorliegende Arbeit. Und wenn die Ecksteinschen Beiträge, trotz der gemeinverständlichen Form, an philosophischer Tiefe und Begründung den „Cato major“ um ein Bedeutendes überragen, so darf man nicht vergessen, daß zwischen Eckstein und Cicero ein Zeitraum von neunzehnhundert Jahren liegt. Wenn der Verfasser auch meist an die Behauptungen großer Philosophen anknüpft, so liefert er doch keine „Paraphrasen“, sondern zeigt sich überall als selbständiger, geistvoller Denker. Mag Eckstein vielleicht selber sein Werkchen nur als Nebenarbeit ansehen, so werden ihm trotzdem viele Leser für diese neue Art bildenden Genusses dankbar sein. Übrigens thäte der Dichter gut, bei einer zweiten Auflage die Überfülle von unnötigen Fremdwörtern zu streichen, für welche der deutsche Sprachschatz hinreichenden Ersatz bietet.

* * *

Ein wertvolles Buch für Kinder ist die zweite Auswahl **Brentanoscher Märchen** in englischer Bearbeitung durch Käthe Freiligrath-Kroeker, mit Bildern von F. Carruthers Gould. (London, Verlag von T. Fisher Unwin.) Daß sich infolge des ersten, seiner Zeit von uns besprochenen Bandes so bald schon im englischen und amerikanischen Publikum das lebhafteste Verlangen nach weiteren Märchen von Brentano geltend gemacht hat, ist nicht zum geringen Teil das Verdienst der in Bearbeitungen von Märchenstoffen unübertrefflichen Übersetzerin wie des genialen Illustrators, die beide wie im ersten Bande so auch in dieser Folge das gute Alte so reizvoll neu gestaltet und ausgestattet haben, daß es unter den Jugendschriften einen hohen Rang beanspruchen darf.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mk. vierteljährlich (**6 Mk. für die 2 letzten Monate, 3 Mk. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 Mk. (Mk. 5,60 für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 Mk.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 268 bis 274.

Der augenblickliche Stand der Befestigung Kopenhagens. (I./II.) — Die Lage in Böhmen. — Italiens Besitzungen am Rothen Meer. (II./III.) — Norwegische Ministerkrisis. — Französische Stimmungen. — Rußland 1852 und 1887.

Aus Platens Jugendzeit. Von G. Böhm. — Der IV. demographische Congreß in Wien. (I./II.) — Ein allgemeines deutsches Universitätsjubiläum. Von M. Bendiner. — Das Augsburger Kunstgewerbe während der letzten drei Jahrhunderte im Zusammenhang mit der Entwicklung der Stadt. Von A. Buff. (II.) — Abt Vogler. — Wiener Briefe. (CCXVIII.) — Das Dalton'sche Buch über die evangelische Kirche in Rußland. — Historisch-politische Essays. — Der rhythmische Choralgesang der evangelischen Kirche. — Jean Joseph Mounier. Von Dr. H. Bloch. — Victor Schultze: Geschichte des Untergangs des griechisch-römischen Heidenthums.

Bayerische Landeshagelversicherungsanstalt. — Plantagenbau in Kamerun. — Die Bewegung der Gewerbe in Bayern im Jahre 1886. (Nach den Aufstellungen des kgl. statistischen Bureaus.)

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 275 bis 281.

Zum Stande der bulgarischen Angelegenheit. — Die Octoberwahlen in der Schweiz. — Zur Centennial-Feier der nordamerikanischen Verfassung. (IV. Schlußartikel.) — Oesterreichs ultima Thule. — Die Nil-Ueberschwemmung und die Wasserkünstler. — Der ungarische Parlamentarismus.

Die Geschichte der Erforschung des Bismarck-Archipels. Von Prof. S. Ruge. — Ein Musterhandbuch der Volkswirthschaft. Von H. Blum. — Victor Hehns „Gedanken über Goethe“. — Der IV. demographische Congreß in Wien. (III./V.) — Italienische Culturbilder. — Socialismus und Socialpolitik. Von Prof. A. Menger. — Die Streitschrift des Prinzen Napoleon. — Ein englisches Urtheil über deutsche Historiographie. Von G. Weber. (I.) — Die Jubiläumsgabe des Königs von Sachsen an Leo XIII. Von W. Lübke. — Die Erinnerungen des Grafen Eckbrecht Dürkheim. — Bergfahrten und Raststätten. (II.)

Der Weinbau und die Reblaus. — Die Bodenbenützung und die landwirthschaftlichen Betriebe in Bayern. (I.)

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 282 bis 288.

Braucht Deutschland eine Colonialarmee? — Die Gebrechen der englischen Flotte. — Marokko. — Die politischen Wirren in Dänemark. — Am Vorabende der bulgarischen Wahlen. — Zur Frage der Verfassungsänderung unter der Regentschaft in Bayern. — Deutschland und der Stille Ocean. (I.) — Vom socialdemokratischen Congreß.

Deutsche Volksbühnenspiele. Von A. Schlossar. — Eine homerische Erinnerung auf Sylt. Von R. Kleinpaul. — Der IV. demographische Congreß in Wien. (VI. Schlußartikel.) — Quer durch Böhmen. Von L. Herbert. (I./II.) — Die Lykier und ihre Geschichte. — Die Idee des ewigen Friedens im achtzehnten Jahrhundert. Von R. Fester. — Das Augsburger Kunstgewerbe während der letzten drei Jahrhunderte im Zusammenhang mit der Entwicklung der Stadt. Von A. Buff. (III. Schlußartikel.) — Ludwig v. Schnell. Von S. M. Prem. — Zur Uhland-Literatur. Von J. Lautenbacher. — Ein englisches Urtheil über deutsche Historiographie. Von G. Weber. (II.) — Die Broschüre des Fürsten Galitzyn. — Zur französischen Romanliteratur. — Geophysikalisches aus Seneca.

Bodenbenutzung und Bodenvertheilung in Bayern. (II./III.) — Der Weinbau und die Reblaus. (Schluß.)

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 289 bis 295.

Zur Lage in Spanien. — Deutschland und der Stille Ocean. (II.) — Die Landesvertheidigungsverhältnisse Italiens gegenüber einem Angriff durch Frankreich. (I./II.) — Kritische Lage in Schweden und Norwegen. — Das österreichische Budget für 1888. — Die österreichische Kriegsmarine 1886—1887. — Aus Algerien.

Akropolis, Mythologie, neueste Entdeckung eines Tempels. Von P. W. Forchhammer. — Köstlins Geschichte der Ethik. — Die Restauration der Darmstädter Holbein-Madonna. Von Fr. Pecht. — Die französischen Colonien. (I.) — Das Seeley'sche Buch über Stein. — Die römische Remoline. — Zur vergleichenden Literaturgeschichte. Von G. Meyer. — Reichsstädtische Rechtspflege im achtzehnten Jahrhundert. Von B. Hartmann. — Der internationale literarische Congreß in Madrid. Von B. Frey. — Quer durch Böhmen. Von L. Herbert. (III.) — Ludwig Noiré: Ueber Ursprung und Wesen der Begriffe. (III./IV.) — Römisches und Romanisches von der Ammer und dem Würmsee. — Die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin. (I./II.) — Altmauretanische Geographie. — Hans Makart und die Neue Pinakothek. Von Fr. Pecht. — Die Kohleninsel und das Nationalmuseum. — Vorrede zu: Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. — Die Feste zu Ehren des litterarischen Congresses in Madrid. Von B. Frey.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 296 bis 302.

Die Landesvertheidigungsverhältnisse Frankreichs gegenüber einem Angriff aus Italien. (I./II.) — Vom deutschen Buchhandel. — Das ungarische Budget für 1888. — Die englisch-französische Convention über den Suez-Canal. — Ein französisch-russisches Bündniß. (I./III.)

Mazeppa. — Ausgrabungen in Delphi. Von B. Sauer. — Die französischen Colonien. (II.) — Eine merkwürdige Sammlung. — „Dem Ruhm zuliebe.“ — Denkwürdigkeiten des bayerischen Staatsministers Maximilian Grafen v. Montgelas. (I.) — Quer durch Deutschland. Von L. Herbert. — Zur bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte. — Johann Karl August Musäus. Von Adolf Stern. (I.) — Die Londoner Kunstmuseen. — Baden und Savoyen. — Geschichte des mathematischen Unterrichts im deutschen Mittelalter bis zum Jahre 1525. — Die Eröffnung des Seminars für orientalische Sprachen. — Meraner Spaziergänge. Von Fr. Pecht. — Ueber die scenische Wiedergabe des Zöllner'schen „Faust“ am königl. Hoftheater.

Ueber die Aufhebung des Identitätsnachweises beim Getreide-Export. Von Dr. G. Ruhland.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Versand-Geschäft Mey & Edlich

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Abtheilung: Versilberte Waaren.

Unser **Special-Katalog** über
Silber-Waaren
enthält eine überraschend reiche Auswahl. Derselbe wird unberechnet und portofrei zugesandt.

Nr. 1052. **Bierglas.** M. 10,—.

Nr. 1164. **Butterdose.** M. 8,50.

Nr. 1160. **Butterdose.** M. 4,—.

Nr. [illegible] **Bierglas.** Glas u. [illegible] M. 16,75.

Nr. 604. **Zuckerkorb** m. verg. Verzier. M. 7,75.

Nr. 854. **Fruchtschale** m. vergold. Verzier. 17 Cm. hoch. M. 17.—.

Nr. 1440. **Aschebecher.** M. 7,25.

Nr. 650. **Theeglashalter.** M. 5,—.

Nr. 858. **Fruchtschale** m. verg. Verzier. 28 Cm. hoch. M. 23,—.

Nr. 661. **Zuckerkorb.** M. 6,60.

Nr. 1472. **Cigarrenlampe.** 20 Cm. hoch. M. 6,75.

Nr. 1425. **Rauchservice** m. verg. Verzier. M. 20,25.

Nr. 861. **Tafel-Aufsatz** m. verg. Verzier. 46 Cm. hoch. M. 27.—

Nr. 1109. **Essiggestell**, 23 Cm. h. M. 10,25.

Nr. [illegible] **Bisouitdose**, [illegible] M. 13,25.

Nr. 652. **Theesieb.** M. 1,50.

Nr. [illegible] **Theekessel**, 2 Ltr. Inhalt. 35 Cm. hoch. M. 36,75.

Nr. 655. **Theesieb.** M. 3,—.

Nr. 708.

Brett (36 Cm. Durchm.)	M.	14,50.
Kaffeekanne (1 Ltr. Inhalt)	„	14,75.
Theekanne (½ Ltr. Inhalt)	„	13,50.
Rahmkanne (¼ Ltr. Inhalt)	„	7,50.
Zuckerdose	„	9,75.
Sämmtl. 5 Gegenstände zus.	**M.**	**58.—.**

Nr. 670. **Kuchenheber.** M. 5,50.

Nr. 73[illegible] **Korb.** M. [illegible]

Nr. 1503. **Handleuchter.** M. 4,50.

Nr. 1075. **Trinkbecher.** M. 4,25.

Nr. 1530. **Handleuchter.** M. 2,25.

Nr. 1298. **Obstmesserst.** m. ½ Dtz. [illegible]. M. 8,50.

Nr. 71[illegible] **Korb** m. vergold. Verzier. M. 15,—.

Nr. 906. **Weinkühler**, 26 Cm. hoch. M. 28,50.

Nr. 705. **Korb.** M. 7,25.

Nr. [illegible] **Tafelleuchter**, [illegible] M. [illegible]

Digitized by Google

32. Jahrg. Januar 1888. Heft 376.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

Seite

Otto Roquette: Die Ungeprüften. Novelle 409

Julius Lessing: Wunderliches Trinkgerät. II. (Schluß) . . . 433
Mit siebzehn Abbildungen: Silbernes Trinkgeschirr. Diana auf dem Hirsch. — Trinkgeräte von Glas: Stiefel, Hirschglas, Angster. — Vexierkrug aus Fayence. — Trinkgerät in Form eines Zechers. Glasierte Irdenware. — Eule aus Steingut. — Silbernes Trinkgerät Iwans III. — Silberne Trinkuhr. — Silberner Jungfernbecher. — Narrenbecher aus Steinzeug mit Silberfassung. — Paßglas. — Silberner Windmühlenbecher. — Silberner Becher mit Pfeife und Schelle. — Silberne Schale mit springender Figur. — Hochzeitskrug von Majolika. — Venetianer mit der Trinkschale. Aus Veroneses Hochzeit zu Kanaan. — Silberne Schale von Breda. — Trinkgelage aus: Fischart, Geschichtsklitterung. 1575.

La Mara: Späte Liebe. Briefe Heinrich Marschners an Therese Janda 451

Salvatore Farina: Um den Glanz des Ruhmes. Bilder, fast nach dem Leben gezeichnet. I. 462

Eugen Zabel: St. Petersburg. II. (Schluß) 492
Mit zwölf Abbildungen nach Zeichnungen von O. Schulz in Weimar: Das Palais Michael. — Die Isaakskirche. — Die Kasansche Kathedrale. — Der Generalstabsbogen. — Der Newski-Prospekt. — Pferdebändiger auf der Anitschowbrücke. (Zwei Abbild.) — Denkmal der Kaiserin Katharina II. — Denkmal des Kaisers Nikolaus. — Das Findelhaus. — Der Narwasche Triumphbogen. — Die Troizky-Kirche mit Ruhmesdenkmal.

Ferdinand Groß: Ferdinand Fabre. Eine Studie 512
Mit einem Porträt Ferdinand Fabres.

Karl Vogt: Aus den Savoyer Bergen 523

Litterarische Festgeschenke 540
Die Münchener Malerschule. Von Dr. Adolf Rosenberg. — Kommet zu mir. Von Heinrich Hofmann. — Boudoir. Von Frn. Zmurko. — Mythologische Landschaften. Von Edmund Kanoldt und A. Leschivo. — Franz Lenbachs Zeitgenössische Bildnisse. Von Dr. E. Albert. — Illustrierte Bibel. Von Emil Frommel, Heinrich Steinhausen und Karl Lindemann-Frommel. — Musäus' Volksmärchen der Deutschen. Von Dr. M. W. G. Müller und Hermann Vogel. — Das Buch der Jugend.

Litterarische Notizen 541
Philosophische Studien. Von W. Wundt. — Die Geschichte der ersten socialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland. Von Dr. Georg Adler. — Über Aufgabe und Methode der politischen Ökonomie. Von Dr. Eugen v. Philippovich. — Der Gottesbegriff in der Gegenwart und Zukunft. Von Maurice Reinhold v. Stern. — Encyklopädie der Naturwissenschaften. — Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen. Von Dr. Wilhelm Förster. — Arme Mädchen. Von Paul Lindau. — Jorinde. Von Ernst Eckstein.

Litterarische Neuigkeiten III

Anzeigen VII

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Monatshefte wird strafgerichtlich verfolgt.
Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.

Der freundlichen Beachtung unserer Leser empfehlen wir folgende Extrabeilage:
Von den Herren **F. Ad. Richter & Cie.** in Rudolstadt, betr. Steinbaukasten.

Die Ungeprüften.

Novelle
von
Otto Roquette.

Sie führten fortan das geruhigste, glücklichste und beneidenswerteste Leben, dergestalt, daß man sich zu Tode langweilen würde, wenn ich es erzählen wollte." So sagt Manzoni am Schlusse seines großen Romans „Die Verlobten", als er seine jungen Leute nach unerhörten Fährlichkeiten und Hindernissen in den Hafen der Ehe hatte einlaufen lassen. Und das Gleiche kann von den jungen Eheleuten gesagt werden, mit welchen diese Geschichte beginnt, nur daß Arnold und Lina von Hindernissen wenig und von Fährlichkeiten gar nichts durchzumachen gehabt hatten. Daher soll von ihrem Glücke vorerst nur wenig gesagt werden, damit der bedrohliche Fall, welchen Manzoni am Ausgange vermeiden will, nicht hier am Anfang der Begebenheiten schon abschreckend wirke. Aber sie hatten in der That allen Grund, glücklich zu sein. Sie waren jung, der Ehemann erst fünfundzwanzig, seine Gattin fünf Jahre jünger. Sie waren seit bald zwei Jahren verheiratet, und in der Wiege lag auch schon ihr Erstgeborener. Sie lebten in dem nicht gerade großartigen, aber doch recht hübschen Wohnhause auf Arnolds Landgute; es fehlte ihnen nichts, um sich das Leben äußerlich bequem und angenehm zu gestalten, ohne daß sie doch große Ansprüche machten, denn sie waren eigentlich von bescheidener Gemütsart. Vor allem, sie liebten sich und hätten, eins um des anderen willen, vielen äußeren Dingen wohl entsagen mögen, um nur miteinander glücklich zu bleiben.

Nun waren sie gestern abend bei ihrem Buche an einen Ausspruch über das Glück geraten, der sie eine Weile beschäftigte, sogar unangenehm berührte. Arnold besaß nämlich einen nicht übel bestellten Bücherschrank, und alle vierzehn Tage wurde ihm aus der Stadt eine Mappe geschickt, voll von den neuesten Monatsschriften, sowie Romanen, welche für Unterhaltung mehr als reichlich sorgten. An den schon längeren Augustabenden pflegten die jungen Gatten abwechselnd

einander daraus vorzulesen. Diesmal geschah es aus dem Buche einer beliebten Romanschriftstellerin, welche an der besagten Stelle behauptete, jedes Glück sei trügerisch, bevor es nicht harte Prüfung bestanden habe. Es müsse eine Störung eintreten, durch deren Überwinden man erst zum Glücke berechtigt sei. Der Gedanke wurde noch weiter ausgesponnen, aber Lina unterbrach den Vorleser, indem sie in fast ängstlichem Tone rief: „Ach, Arnold! Sollte das wirklich nötig sein?" Der junge Mann aber schlug mit der Hand auf das Buch und sagte: „Unsinn!" Denn Arnold war, schon von der Schulzeit her, gegen alle Prüfungen gestimmt und verbat sich jede Störung seiner jetzt so befriedigenden Lage. Sie sprachen noch ein Weilchen darüber, dann besiegelten sie die Gleichheit ihrer eigenen Anschauungen durch einen Kuß, und Arnold las nicht lange weiter. Er erklärte die Verfasserin für eine verrückte Person und ihre Romangestalten für elendes Gelichter. Lina freilich fand im stillen die Geschichte eigentlich „spannend" und beschloß, sie für sich zu Ende zu lesen. Und während Arnold die Vorgänge einer gedachten Welt bald vergessen hatte und in das Erzählen von allerlei Geschichten aus seiner noch nicht fernen Studentenzeit kam, kehrten Linas Gedanken doch immer zu der „Prüfung" und „Störung" des Glückes zurück. Ja, dieselben hinderten sie später noch eine Weile am Einschlafen, da sie sich allerlei Fälle auszumalen suchte, wie ein Glück wohl gestört werden könnte, ohne doch, in ihrer Erfahrungslosigkeit, bei einem rechten Prüfungsfalle anzulangen.

Am anderen Morgen aber hatte auch sie alles vergessen. Und als sie, ihren Knaben auf dem Arm, in Erwartung ihres Gatten in die Gartenthür trat, sah sie sehr vergnügt, rosig und hübsch aus. Arnold pflegte, teils in Geschäften des Gutsherrn, teils zum Vergnügen, sehr früh auszureiten, um sich doch pünktlich um acht Uhr zum Frühstück einzustellen. Da kam er schon um die Hecke herangetrabt, grüßte herüber und setzte sein Pferd in lebhaftere Bewegung. Und als Lina ihn so stattlich und jugendlich dahersprengen sah, dachte sie, daß es doch auf der Welt keinen hübscheren Burschen geben könne als ihren Ehegatten.

„Laß dir erzählen, was mir begegnet ist!" begann Arnold heiter, als sie zum Frühstück Platz genommen hatten. „Da ich mich am Vorwerk etwas länger aufgehalten, schlug ich, um den Rückweg abzukürzen, die breite Straße durch den Wald ein, zumal sie gut zu reiten ist. Da sehe ich, wie im vollen Galopp mir eine Dame entgegengesprengt kommt —"

„Eine Dame?" unterbrach Lina ihn verwundert. „Hier im Walde? Ja, wer kann denn das —"

„Eine Dame! Höre nur!" fuhr Arnold fort. „Der blaue Schleier an ihrem Hute flog ellenlang hinter ihr her. Ich dachte, das Pferd wäre mit ihr durchgegangen, und trieb meinen Braunen in stärkere Bewegung, um ihr zu Hilfe zu kommen. Schon aber hat sie sich in leichteren Trab gesetzt, und als ich in ihre Nähe gelange, hält sie und sucht mit den Augen nach etwas auf dem Boden. Ich entdecke ihre Reitgerte, die ihr entfallen war — also rasch hinunter vom Pferde, hebe sie auf und überreiche sie ihr —"

„Sehr artig! Das war hübsch von dir!" rief Lina dazwischen.

„Sie aber neigt das Haupt und sagt lächelnd: Ich danke, Herr Studiosus! Und wie ich noch dienernd stehe und sie mir ein bißchen betrachte, lacht sie beinah laut auf, sprengt im Galopp davon wie sie gekommen, und ich habe das Nachsehen!"

„Ja, was konntest du denn auch sonst verlangen, da sie dir schon gedankt hatte?" meinte Lina, jetzt auch lachend.

„Erlaube! Wenn mich jemand ‚Herr Studiosus' nennt, so kann ich Aufklärung erwarten, wie er dazu kommt —"

„Weißt du, Arnold, was ich vermute?" unterbrach ihn Lina. „Die Dame war das Fräulein von Hammer aus Steinheim! Der dortige Verwalter erzählte ja, daß der alte Baron, der das Gut vor ein paar Jahren gekauft hat, noch in diesem Som-

mer auf einige Zeit eintreffen werde. Das verfallene Wohnhaus soll ja erneuert und nun fertig sein. Gewiß ist der Baron mit seiner Familie angelangt, und du Glückskind bist der jungen Baronin bereits begegnet!"

„Du könntest recht haben. So hab ich es mir auch zusammengereimt. Wenn ich nur wüßte, warum sie mich Herr Studiosus genannt hat?"

„War die Dame hübsch?" fragte Lina.

„Na — weißt du — ja! Aber doch eine Schönheit, wie wir sie eigentlich nicht lieben. Sehr strahlend, sehr selbstbewußt. Viel Farbe, schwarze Augen — wenn ich recht gesehen habe. Aber ein gewisser höhnischer Zug im Gesicht, als ob sie sich über alle Welt lustig machte."

„Und dabei doch noch ein junges Mädchen?"

„Wie man's nimmt! So ganz jung vielleicht nicht mehr. Ich verstehe mich nicht sehr darauf, aber so achtundzwanzig Jahre konnte sie wohl haben."

„Ach, du lieber Gott!" rief Lina, welcher ein solches Alter für eine unverheiratete Baronin wie Bejahrtheit erschien.

„Ich kann mich auch irren!" meinte Arnold. „Wie aber kam diese mir wildfremde Dame dazu, mich Herr Studiosus zu nennen?"

„Weil du so jung aussiehst wie ein Student!" rief Lina, ihren Gatten heiter und mit glücklichen Augen ansehend.

„Oh! Geh doch!" Arnold mochte nichts hören von seinem jugendlichen Aussehen, wodurch er seine Würde als Gutsherr, Ehemann und Vater beeinträchtigt wähnte. „Aber sieh, was kommt uns da für ein früher Besuch?" Ein Reiter war in den Hof geritten, und gleich darauf wurde seine Karte hereingebracht. „Reinhart von Bornheim!" rief Arnold in heller Freude aus. „Mein alter Freund! Lina, lauf nicht davon! Du mußt ihn kennen lernen!"

Er eilte hinaus, umarmte den Gast und führte ihn jubelnd in das Zimmer, um ihn seiner Gattin vorzustellen. Lina war in einem allerliebsten hellen Morgenanzuge und durfte sich sehen lassen. Sie begrüßte den Gast freundlich, da Arnold ihn seinen Freund nannte, und erfüllte sofort die Pflicht der Hausfrau, die Bewirtung am Frühstückstische anzubieten. Bornheim lehnte sie nicht ab und bat, seinen Besuch zu so früher Stunde zu entschuldigen. Seine Verwandten hätten ihm selbst dazu geraten, da auf dem meist schattenlosen Wege die Augustsonne später gar zu unbarmherzig brenne. Er war bei seinem Vetter auf der Villa Seehausen, nicht weit von der Provinzialstadt, auf einige Zeit eingekehrt und hatte nicht unterlassen können, seinen Schulfreund so bald als möglich aufzusuchen. Arnold und seine Gattin kannten die Familie Seehausen, und Lina hatte sich mit den Töchtern in ein nachbarliches Verhältnis gesetzt. Und da die junge Hausfrau noch keine rechte Anknüpfung mit dem Gaste zu finden wußte, bewegte sich das Gespräch vorerst um die Nachbarn in der Villa, an denen man nur vortreffliche und liebenswürdige Eigenschaften fand. Nach einer Weile jedoch empfahl sich Lina, um die jungen Männer sich selbst zu überlassen, da sie einander jedenfalls viel mitzuteilen hatten.

„Arnold," rief Bornheim, des Freundes Hand ergreifend, „deine kleine Frau ist reizend! Ich hatte zwar schon durch Seehausens davon gehört, dazu von ihrer Klugheit — aber nun ich sie kennen gelernt, kann ich dir erst von ganzem Herzen Glück wünschen! Ich habe es damals nur flüchtig gethan und — gesteh ich's nur — ziemlich formell, denn es wollte mir nicht in den Kopf, daß du dich, eigentlich noch auf der Universität, schon verheiratetest. Aber nun erzähle mir ein bißchen, wie das gekommen ist! Was sagte denn der gute Alte dazu?"

„Ich will es kurz machen," entgegnete Arnold. „Du weißt, mein Vater war alt — sehr alt und wollte mich von der Schule aus gleich hier auf dem Gute behalten. Mit Mühe wußte ich es ihm abzugewinnen, daß er mich ein paar Jahre auf die Universität gehen ließ. Das zweite Jahr war noch nicht vergangen, als er mich unerbittlich zurückverlangte. Nun

hatte ich um diese Zeit Linchen kennen gelernt und ihr Herz gewonnen. Wir verlobten uns, obwohl an eine Verbindung vorerst nicht zu denken war und der Vater sie auch später schwerlich zugegeben hätte. Denn Linas Eltern waren, so zu sagen, von geringem Stande gewesen — der Vater nur ein Unterbeamter beim Gericht, in dürftigen Verhältnissen. Lina, bereits verwaist, war auf sich selbst angewiesen und wollte, obgleich selbst noch ein halbes Kind, Lehrerin werden. Mich jammerte das, und zugleich erboste es mich. Nun aber — mit einer solchen Schwiegertochter durfte ich meinem Vater nicht kommen, noch dazu, da ich erst mein einundzwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte. Allein wir beschlossen auszuharren und einander treu zu bleiben, es werde, was da wolle. Ich ging also aufs Land, um dem Alten Gesellschaft zu leisten und mich durch ihn für die Wirtschaft anlernen zu lassen. Es währte nur ein Jahr. Er wurde immer schwächer. Ich bin es jetzt zufrieden, seine letzte Lebenszeit in seiner Nähe gewesen zu sein. Nun aber hatte mich sein Tod frei gemacht, und da ich mündig war, hinderte mich nichts, meine Hochzeit mit Linchen zu feiern und sie zur Herrin meines Hauses zu machen. Das ist so meine Geschichte. Aber du siehst nachdenklich aus —"

Bornheim klopfte den Freund auf die Schulter und schüttelte lächelnd den Kopf.

„Du — Reinhart," fuhr Arnold ausholend fort, „hättest du mir vielleicht auch etwas zu erzählen?"

„Es ist noch lange nicht so weit!" rief der andere abwehrend. „Und wer weiß — bei der Unsicherheit meiner Zukunft —"

„Nun freilich, als Offizier mußt du eine Weile warten, wenn die Auserkorene nicht etwa —"

„Ich bin nicht mehr Offizier, lieber Junge!" entgegnete Reinhart. „Verzeih, daß ich dir das jetzt erst mitteile."

„Nicht mehr? Aber du fühltest dich ja grenzenlos glücklich in der Uniform!"

Bornheim lachte. „Nun ja, das war anfangs! Ich hatte auch später nichts gegen sie einzuwenden, nur daß ein anderer Trieb in mir erwachte, der endlich unbedingt sein Recht wollte. Ich studierte erst eine Weile für mich in Büchern herum, dann vertraute ich mich einem Verwandten, der Legationsrat ist. Dieser meinte, es sei für die diplomatische Laufbahn noch nicht zu spät, und so kam ich um meinen Abschied ein und ging auf die Universität."

„Das ist mir ja alles ganz neu!" rief Arnold. „Wir müssen fortan in besserem Zusammenhang bleiben! Da du so spät die Universität bezogen hast, wird dich das fröhliche akademische Leben freilich wenig mehr berühren —"

„Ganz und gar nicht, lieber Freund! Ich bin ein Jahr älter als du, also ein recht angejahrter Herr Studiosus."

„Herr Stud— Studiosus?" Arnold stutzte bei diesen Worten, und ihm dämmerte die Möglichkeit eines Zusammenhanges. „Reinhart," rief er, „hat der Baron von Hammer zu Steinheim, eine Stunde von hier, eine Tochter oder eine Nichte oder etwa eine junge Frau?"

Bornheim sah den Freund mit Erstaunen an. „Nun, er hat eine Tochter!" entgegnete er. „Aber wie in aller Welt kommst du plötzlich auf diese Person?"

„Zuerst beantworte mir noch eine Frage. Bist du ihr persönlich bekannt?"

„Nein! Ich habe sie niemals gesehen und sie mich vermutlich auch nicht. Gehört aber habe ich um so mehr von ihr."

„So ist es erklärt!" rief Arnold lachend. „Ich bin ihr begegnet, und sie hat mich für den Herrn Studiosus Reinhart von Bornheim gehalten!" Er erzählte darauf seine Begegnung mit der Reiterin im Walde, der Freund aber hörte dem munteren Berichte mit etwas ernstem Gesichte zu.

„So, so!" begann er. „Wenn ihre Reitgerte am Boden lag, so ist anzunehmen, daß sie dieselbe absichtlich hat fallen lassen, um die Höflichkeit des Reiters herauszufordern und ihn dabei etwas näher anzusehen. Zugleich mag es ihr ein kleiner Triumph gewesen sein, den Mann, der bisher keine Lust gespürt, sie persönlich kennen

zu lernen, nun doch in ihren Dienst gezwungen zu haben."

„Warum hast du ihre Bekanntschaft nicht machen wollen?" fragte Arnold.

„Ich erzähle dir das gelegentlich. Zu vermeiden ist die Bekanntschaft jetzt aber nicht mehr. Sie haben gestern bei Seehausens ihren Besuch gemacht — ich war zur Zeit ausgeritten — aber da von mir die Rede gewesen, muß ich den Besuch mit entgegnen. Hammers werden demnächst auch wohl bei euch vorfahren. Denn selbstverständlich langweilt sich Juliane auf dem Lande. Sie braucht immer viel Menschen, um sie in Bewegung zu setzen. Übrigens, lieber Junge, laß uns ein wenig auf der Hut vor ihr bleiben! Sie ist — oder sie soll ihr Spiel mit den Männern treiben, und es ist ihr gleichgültig, was sie dadurch anrichtet."

„Nun machst du mich gar neugierig, Reinhart!" rief Arnold. „Was mich betrifft, ich bin gewaffnet. Da — dreh dich einmal um!"

Lina erschien wieder im Zimmer, ihren Knaben auf dem Arme, um ihn, strahlend vor Glück, dem Gaste zu zeigen. Bornheim wurde gebeten, den Tag über bei den Freunden in Bartelsdorf zu bleiben, und gern ging er darauf ein, da er in seiner Ferienmuße nichts zu versäumen hatte.

Wirklich kamen die neuen Besitzer von Steinheim schon tags darauf vorgefahren. Der Baron, ein etwas steifer und langweiliger alter Herr, der augenscheinlich mit den jungen Leuten nicht viel anzufangen wußte; desto lebhafter seine Tochter Juliane, eine erfahrene und formvollendete Weltdame. Über die Verwunderung beim Anblick Arnolds kam sie lachend hinaus und gab die Verwechselung zu; ja, sie schien ihren besonderen Spaß daran zu finden. Sehr gesprächig, führte sie die Unterhaltung, suchte, wie prüfend, den jungen Mann ein paarmal leicht herauszufordern und schien befriedigt durch seine lustige Entgegnung. Dann war die Rede von der bevorstehenden Einweihung des neuen Hauses in Steinheim, und man sprach die Hoffnung aus, daß Arnold und Lina eine Einladung dazu nicht ablehnen würden. Doch gaben die Gäste nur kurzen Besuch, da sie noch nach der Stadt fahren wollten. „Wir haben sämtlichen Honoratioren" — sagte Juliane mit spöttischem Lachen — unsere Aufwartung zugedacht! Denn da bei der Einweihung unseres Hauses doch getanzt werden muß, gilt es, Tänzer und Tänzerinnen sich beizeiten anzusehen. Übrigens nimmt man es auf dem Lande nicht so genau. Kleine Frau" — so wendete sie sich plötzlich an Lina — „Sie tanzen jedenfalls auch?" Lina erschrak und errötete über diese vertrauliche Anrede, Juliane aber schwang sich bereits zu einem anderen Thema, nämlich zu dem über Pferde, und äußerte sich anerkennend über Arnolds Braunen. Da schaute auch der alte Baron auf, und man kam auf den bevorstehenden großen Pferdemarkt zu sprechen, der alljährlich in der Stadt abgehalten wurde. Schon im Begriff, in den Wagen zu steigen, wendete sich Juliane noch einmal zu Arnold: „Wie ist's, wollen wir nicht öfter zusammen ausreiten? Etwa schon morgen früh, so um sieben Uhr? Ich weiß auf dem Lande zeitig Tag zu machen. In der Nähe des Kreuzwegs im Walde, wo wir uns neulich trafen — ja?"

Arnold verneigte sich. Die Aufforderung war nicht gut abzulehnen. Gleich darauf fuhren die Gäste ab. Lina legte beide Hände auf die Schultern ihres Gatten, blickte zu ihm auf und sagte: „Arnold! Vor einer Dame wie diese fürchte ich mich ordentlich! Ich fühle mich ganz zusammenschwinden, daß ich kaum etwas zu sagen weiß!"

„Du hast dich vor niemand zu fürchten!" entgegnete Arnold. „Du füllst deine Stellung ebensogut aus wie die Baronin — nein, besser! denn um Haus und Wirtschaft wird die sich wohl nicht viel bekümmern!"

„Aber von ihrer Schönheit hast du mir doch zu wenig gesagt, Arnold, oder du hast sie dir nicht genau angesehen. Sie ist doch sehr hübsch! Freilich, was die

Jahre betrifft, da könntest du recht haben, wenn sie nicht — ich will ihr sonst nichts Böses nachsagen — wenn sie nicht am Ende schon über dreißig ist. Weißt du, der spöttische Zug um den Mund —“

„Nun, den könnte doch auch eine unter dreißig Jahren haben!“

„Ja, du hast recht!“ rief Lina lachend. „Es kommt ja auch gar nichts darauf an!“

Die jungen Leute kamen überein, den Besuch bald zu entgegnen, da die Einweihung des Hauses zu Steinheim nahe bevorzustehen schien. So machten sie sich eines Nachmittags auf den Weg, wurden aber zu ihrer Überraschung nur von einer Tante empfangen, von deren Dasein sie noch nichts erfahren hatten. Der Baron und seine Tochter waren selbst auf dem Besuchswege. Das ältere Fräulein von Hammer, des Barons Schwester, eine Fünfzigerin, lang, hager, mit stechenden Augen, empfing die Nachbarn mit offenbarer Neugier und begann sofort ein Ausfragen über ihre Verhältnisse, daß beide ganz stutzig wurden. Sie fühlten, daß sie auf ihrer Hut sein mußten, und die Tante, da sie manchen Ausweichungen begegnete, fing an, von sich selbst zu sprechen, von ihren Leiden, und wie sie lieber in ein Bad gegangen wäre als hierher auf das Land. Sie kam lebhafter ins Reden, und alles drehte sich nur um ihre eigene Person, die ihr in der Welt nirgends zu ihrem Rechte zu kommen schien. Die Gäste hatten bald genug und brachen auf. Und als sie im Wagen saßen, begann Arnold: „Weißt du, wenn du eine gewisse Scheu fühltest vor der Weltdame Juliane, so jagt mir die Alte eine Art von Furcht ein. Die sieht ja aus wie das leibhaftige Übelwollen!“ Später erfuhren die Gatten, daß die Tante mit Juliane sehr schlecht stehe, daß ihr Umherspionieren, ihre Selbstsucht, ja ihr Geiz und ihr Ränkespielen sie sehr unliebsam machten und daß der Baron sie nur im Hause duldete, da sie denn doch seine Schwester war, es vielleicht auch gefährlich gewesen wäre, mit ihr zu brechen.

Inzwischen war Arnold schon mehrmals in der Frühe Juliane im Walde begegnet und hatte eine gewandte und kecke Reiterin in ihr kennen gelernt. Sie plauderten auch dazwischen, in ruhigerem Schritt nebeneinander. Er empfand wohl, daß die Dame sich vielfach über ihn lustig machte, doch suchte er sich zu helfen, so gut es ging, und ihr Lachen über seine Entgegnungen klang ganz anerkennend. Nur vorübergehend kam das Gespräch, da der Familie Seehausen erwähnt wurde, auch auf Reinhart Bornheim, und Juliane schien überrascht, zu erfahren, daß dieser ein Freund Arnolds von alters her sei. Nach solchen Unterhaltungen kam der junge Mann dann angeregt nach Hause und hatte seiner Gattin allerlei zu erzählen. In den ersten Tagen machte es ihr Spaß, dann aber schien es ihr nicht mehr so angenehm, jeden Morgen beim Frühstück so viel von der Baronin zu hören. Lina kreuzte seine Berichte und suchte das Gespräch zu wenden. Arnold fand das nicht freundlich, merkte sich's aber, und als er am nächsten Morgen vom Spazierritt heimkehrte, erzählte er gar nichts von Juliane. Dadurch aber fühlte sich Lina aufgeregt, ja beinah verletzt, und ein Schatten legte sich über die Stimmung des ganzen Tages. Der nächste verscheuchte ihn wieder und brachte klaren Ausblick. Arnold kam von einer anderen Seite durch die Felder geritten, hatte außer seinen Leuten bei ihrer Arbeit niemand gesprochen und kehrte doch heiter und gesprächig zurück. Lina fühlte sich ganz glückselig, und — es war besser so! er sagte es sich selbst, und es sollte so bleiben!

Die Einladung zu dem Feste in Steinheim, welches sich etwas verzögert hatte, kam denn auch, und man rüstete sich auf große Gesellschaft, größere, als Lina noch erlebt hatte. Eigentlich freute sie sich darauf, zumal sie der Familie Seehausen zu begegnen hoffte. Diesem Feste hatte man nun zwar einen höheren Namen gegeben, aber weder der Baron noch seine Umgebungen besaßen genug Phantasie, um es besonders festlich auszustatten. Zwar hatte die Dienerschaft das Einfahrtsthor sowie die Thüren des Hauses bekränzt, sonst aber

galten die Vorbereitungen nur einem großen Mittagessen, worauf der Tanz die Unterhaltung (hier auf dem Lande erschien diese Form als die zweckmäßigste) bestreiten sollte. Und eigentlich war es nur Juliane, auf deren Betreiben die ganze Veranstaltung getroffen worden war, denn sie brauchte Bewegung um sich her und wollte sich um keinen Preis langweilen. Ein sehr unzufriedenes Gesicht aber machte die Tante, die den ersten bereits eintreffenden Gästen am liebsten ein Klagelied gesungen hätte: Wie umständlich und wie teuer das alles sei und wie man auf dem Lande nichts Ordentliches haben könne! Wie alles auf ihr allein laste (in Wahrheit hatte sie sich um gar nichts zu bekümmern und richtete, wo sie es that, nur Verwirrung an) und wie es viel zweckmäßiger für sie gewesen wäre, in ein Bad zu reisen, denn sie habe so viele Leiden. Von den letzten sprach sie jedoch rückhaltlos, und es gab einige ältere Damen und Herren aus der Stadt, welche ihr achtungsvoll zuhörten.

Arnold und Lina wurden von Juliane schon wie bevorzugte Freunde empfangen, der junge Mann sogar wie einer von den Auserwählten behandelt, mit dem man sich insgeheim über die Gäste und das ganze Treiben lustig machen konnte. Er wunderte sich doch ein wenig darüber, denn gar so albern kam es ihm nicht vor; auch die Leute, über die sie ein spöttisches Wort hinwarf, mochte er im Grunde recht gut leiden, und mit der Hoffnung auf wirkliches Vergnügen hatte er es ganz ernst genommen.

Jetzt erschien auch die Familie Seehausen, Vater, Mutter und zwei hübsche junge Töchter, dazu der Vetter Reinhart von Bornheim. Letzterer mußte dem Baron und seiner Tochter erst vorgestellt werden, da er sie bei seinem ersten Besuche in Steinheim nicht angetroffen hatte. Juliane betrachtete ihn mit einiger Überraschung, dann sagte sie, laut genug, daß Arnold, der in der Nähe stand, es hören konnte: „Es ist mir eine ungemeine Genugthuung, meinen erbitterten Feind kennen zu lernen, sogar unter meinen Gästen zu begrüßen!"

„Sicherlich keinen Feind, wenngleich einen einstigen Gegner!" erwiderte Bornheim.

„Der es aber darauf anlegte, meiner Bekanntschaft auszuweichen!" sagte Juliane mit spottender Freundlichkeit.

„Jetzt aber bereit ist, sich darüber auszusprechen und zu rechtfertigen."

„Mit beidem wird er mir willkommen sein!"

Die letzten Reden wurden sehr rasch gewechselt, worauf Juliane einen minder zu berücksichtigenden Herrn kurz begrüßte und Bornheim zurücktrat. Dann schnell zu Arnold gewendet, begann sie: „Worauf hier im Gespräch leicht angespielt wurde, das hat Ihnen Herr von Bornheim jedenfalls ausführlich erzählt? Da er Ihr Freund ist —"

„Kein Wort, gnädiges Fräulein —"

„Wirklich nicht? Er ist also diskret! Das lobe ich! Vielleicht erzähle ich es Ihnen selbst einmal!" Sie nickte ihm zu und ging zu einer anderen Gruppe.

Arnold aber dachte: Ich muß mich doch sehr zum Vertrauten eignen. Er will mir gelegentlich eine Geschichte über sie erzählen und sie vermutlich dieselbe Geschichte, von ihrem Standpunkt aus, über ihn. Hoffentlich kriege ich in meiner Vertrauensstellung nichts zu thun, bevor ich die Geschichte wirklich erfahren habe.

Man ging bald zu Tische, woselbst Juliane in der Gruppe der Jugend den Vorsitz führte, die Freunde Arnold Maibach und Reinhart von Bornheim zu ihrer Rechten und Linken. Doch wurde in der Unterhaltung nichts berührt, was über die Worte bei der Begrüßung hätte Aufschluß geben können. Juliane zeigte gegen Bornheim die größte Hochachtung, sprach über ernstere Gegenstände mit ihm, aber nicht mit ihm allein, da sie auch andere der nächsten Nachbarn daran teilnehmen ließ, während sie sich ab und zu im Flüsterton an Arnold wendete, um ihm kleine Spöttereien zukommen zu lassen. Als aber der Baron sich erhob, um in

einer Rede seine Gäste im neuen Hause willkommen zu heißen, dabei viel stotterte und nach Worten suchte, um endlich beinahe stecken zu bleiben, da verbarg Juliane das Gesicht in ihrem Taschentuche und wollte ersticken vor Lachen, während ihre Umgebung mit peinlicher Erwartung dem Abschluß des Willkommens entgegensah. Desto gewandter und redekundiger ergriff darauf Herr von Seehausen das Wort, um den Dank der Versammelten, und was sich an Wünschen für das neue Haus daran knüpfen ließ, auszusprechen.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, verteilte sich die Gesellschaft durch den Garten. Arnold fuhr förmlich zurück, als er einmal den stechenden Augen der Tante begegnete, welche fest auf ihn gerichtet waren, als Juliane im Vorbeistreifen ihm wieder etwas zuflüsterte. Es war noch heller Tag, als man die Stadtmusikanten im Saale bereits aufspielen hörte.

„Sie werden doch auch tanzen, Herr von Bornheim?" fragte Juliane.

„Ich bedaure recht sehr," entgegnete er, „ich habe mir den Fuß etwas verletzt."

„Oh! Dann bitte ich mir von Ihnen einen Sitzwalzer aus! Das heißt, den Walzer mögen die anderen tanzen, ich werde mich währenddem sitzend mit Ihnen unterhalten. Seien Sie meines Rufes gewärtig!"

Bornheim verneigte sich, Juliane aber schritt am Arme Arnolds in den Saal, wo man sich bereits im Kreise drehte. Es tanzte alles durcheinander, junge und gesetztere Leute, Ehegatten mit ihren Frauen; man nahm die Geselligkeit harmlos, wie man es in der Gegend gewohnt war. Die Räume füllten sich bald wieder, da auch die weniger Leichtfüßigen durch die eingetretene Kühle hereingetrieben wurden.

„Sehen Sie," begann Juliane zu Arnold, „da drüben das junge Fräulein von Seehausen, welches Ihr Freund so angelegentlich zu unterhalten weiß — wie heißt sie doch?"

„Tinchen — das heißt Albertine."

„Sie wird sich doch nicht auch den Fuß verletzt haben? Seien Sie recht artig und fordern Sie nachher Tinchen zum Tanzen auf! Ich will währenddem Herrn von Bornheim eine Audienz geben."

Es geschah so. Die junge Dame nahm Arnolds Aufforderung ganz freundlich an und ließ sich von ihm im Kreise führen. Inzwischen hatte ihr Tänzer doch seine Gattin nicht aus den Augen verloren, war auch selbst schon mit ihr umhergesprungen. Und als Fräulein von Seehausen zu ihm sagte: „Nein, Lina sieht reizend aus! Sie ist hier die Hübscheste von allen!" — da hörte er nur aussprechen, was er selbst schon beobachtet hatte, freute sich der Anerkennung und nickte zu ihr hinüber. Wirklich war Lina allerliebst in der unbefangenen Heiterkeit, mit der sie sich dem seltenen Vergnügen des Tanzens hingab. Und da es ihr Freude machte, gönnte sie es auch ihrem Gatten, der selbst noch jung genug war, es als einen Genuß zu betrachten. So fühlten beide sich, gleich den übrigen jungen Leuten, ganz befriedigt durch das Fest, hüpften aus einem Tanz in den anderen und bemerkten nicht das Schwinden der Stunden. Auch daß die Tochter des Hauses seit lange auf dem Plan fehlte, war ihnen kaum aufgefallen.

Da erschien Juliane wieder, und ein schärferer Beobachter würde eine sichtliche Veränderung in ihrem Wesen entdeckt haben. Sie schien erregt, ihre Augen funkelten unheimlich; zwar sprach sie hier und da jemand an, lachte sogar, aber das Lachen klang gezwungen und ihre Rede war zerstreut. Endlich war sie bis zu Arnold gelangt. „Zwei Worte unter uns!" flüsterte sie. „Kommen Sie!" Er folgte ihr einige Schritte, bis an ein Fenster. „Suchen Sie Herrn von Bornheim auf!" fuhr sie in eindringlichem Tone fort. „Er soll seine letzte Behauptung zurücknehmen! Will er das nicht, so wird sich die Situation von vor zwei Jahren wiederholen! Diesmal ernster für ihn! Sagen Sie ihm das!"

„Aber, gnädiges Fräulein," begann

Arnold befremdet, „darf ich nicht wissen, um was es sich handelt?“

„Er soll seine Worte zurücknehmen!“ rief Juliane mit scharfer Betonung. „Das muß jetzt noch für Sie genügen! Gehen Sie und bringen Sie mir Antwort!“

Arnold verneigte sich und ging. Sein Auftrag gefiel ihm aber gar nicht. Es kam ihm vor, als habe er den Kartellträger zwischen der Dame des Hauses und einem ihrer Gäste zu spielen, während er sich nicht denken konnte, daß sein Freund sich in Worten gegen sie vergangen haben sollte. Er mußte eine Weile suchen, bis er ihn entdeckte, und zwar im Hofe, bereits mit Hut und Überrock, wie zum Aufbruch gerüstet.

„Lieber Junge,“ sagte Bornheim, nachdem er seine Botschaft angehört hatte, „man hat dir da eine recht alberne Kommission anvertraut.“

Arnold, durch das lange Suchen schon etwas ungeduldig, und jetzt in dem Gefühle, daß es mit Bornheims Bemerkung wohl seine Richtigkeit haben könne, wurde unwirsch: „Was, zum Kuckuck, hat es denn unter euch gegeben? Soll ich zwischen euch hin- und hergehen, so muß ich auch wissen, ob ich es vertreten kann oder welche Stellung ich dazu zu nehmen habe!“

„Das ist eine umständliche Geschichte,“ entgegnete Bornheim, „viel zu lang, um sie hier zu erzählen. Sage deiner Dame, ich hätte sie nicht beleidigen wollen, sie selbst aber wisse recht gut, daß meine Behauptung richtig sei. Ich gebe ihr mein Ehrenwort, daß ich ihre Briefe nicht gelesen habe! Damit soll sie sich beruhigen. Da nun aber solche Verhandlungen hier in der Gesellschaft nicht zweckmäßig sind, so werde ich mich, um der Wirtin aus den Augen zu gelangen, in der Stille hinwegbegeben.“

„Zu Fuß?“ rief Arnold. „Du wirst doch nicht! Da du dir das Bein verletzt hast —“

„Beruhige dich! Da ich mit der Dame des Hauses nicht tanzen durfte — oder nicht wollte, so durfte ich es auch mit keiner anderen, und so nahm ich zu einem Schaden am Fuße meine Zuflucht. Ich könnte ganz wacker schreiten, werde aber fahren. Der alte Steuerrat aus der Stadt, der mit seiner Frau eben die Heimfahrt rüstet, will mich bis zur Villa mitnehmen. Da steigen sie schon in den Wagen. Gute Nacht. Noch eins! Seehausens wissen, daß ich mir den Fuß vertreten habe und darum früher abfahre!“

Arnold sah den Wagen aus dem Hofe rollen und schritt in unbehaglicher Stimmung in den Saal zurück. Schon im Vorzimmer begegnete er Juliane, sehr gespannt, wie sie seine Botschaft aufnehmen werde. Aber zu seiner Beruhigung schien auch sie sich schon mehr gefaßt zu haben.

„Also bis auf weiteres!“ sagte sie gelassen. Gleich darauf aber fing sie an zu lachen. „Meine Aufregung war eine Thorheit, ich muß es wohl einsehen! Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen Unbequemlichkeit bereitete! Aber einem guten Freunde mutet man schon einmal etwas zu. Sie sollen schönstens bedankt sein, und zwar — sogleich einmal mit mir herumtanzen!“ Sie nahm seinen Arm und schritt mit ihm in den Saal.

Juliane wußte den jungen Mann im Laufe des Abends sehr auszuzeichnen und in ihren Dienst zu fesseln. Es fiel auf, daß sie so häufig an seinem Arme ging, und manche Gäste steckten darüber die Köpfe zusammen. Es mochte dies ja „großstädtische Manier“ sein, meinten einige, aber Arnold Maibach war doch ein Ehemann! Andere wieder sagten: Gerade deshalb habe es nichts auf sich. Wenn sie es mit einem noch ledigen jungen Herrn so auffällig machte, ließe sich eher darüber reden. Auch Lina fühlte sich durch die Bevorzugung ihres Gatten endlich etwas befangen. Aber sie dachte entschuldigend: Wenn sie sich immer wieder an seinen Arm hängt, kann er doch nicht unhöflich sein und es abwehren. Und selbst Arnold fühlte sich in seinem Frauendienst nicht recht behaglich, zumal er von der Tante beim Vorüberstreifen

schon wiederholt Blicke empfangen hatte, deren Ausdruck von lächelnder Bosheit ihn unangenehm durchzuckte. Juliane aber hatte ihre guten Gründe, ihn von Gruppe zu Gruppe umherzuführen, denn sie wollte ihm für ihre Unterhaltung und sonstigen Pläne noch reichlich zu thun geben. Es sollte sich nämlich an das heutige Fest eine ganze Reihe von geselligen Zerstreuungen knüpfen, damit es den drei Wochen, die sie höchstens auf dem Lande zubringen wollte, an Unterhaltung nicht fehle. Es war von einem Mittagspicknick im Walde die Rede; von dem Ausfluge nach einer „Kaffeemühle“; ein paar benachbarte Gutsbesitzer hatten sofort Einladungen ausgesprochen, der eine zur Hühnerjagd, der andere, welcher auf seinem Gute einen Teich besaß und den Scherz liebte, zum „Aalgreifen und Krebsvergnügen“. So hoffte Juliane die Zeit bis zum Pferdemarkt, den der Baron jedenfalls abwarten wollte, hinzubringen. Auf dem „Pferdeball“ in der Stadt dachte sie zwar nicht zu tanzen, aber des Ansehens wert schien ihr doch auch dieses Treiben, welches von weit her Geschäftsleute im Roßhandel, sowie Kenner und Liebhaber herbeizulocken pflegte. Schon morgen sollte sich eine kleine Anzahl von Auserwählten in der Villa Seehausen versammeln, um die Reihe der Ausflüge festzustellen und eingehender darüber zu verhandeln.

„Ob ich das alles mitmachen werde, weiß ich doch noch nicht,“ sagte Lina, als sie sich auf der Heimfahrt, gegen die Nachtkühle in ihr Mäntelchen gehüllt, an Arnolds Schulter schmiegte. „Aber du kannst freilich nicht davonbleiben und wirst zu thun bekommen.“

Der junge Mann sah das auch voraus und wurde nachdenklich. Der wunderliche Handel zwischen seinem Freunde und Juliane ging ihm überdies lebhaft im Kopfe herum. Doch zog er vor, gegen Lina darüber zu schweigen, zumal sie schläfrig war und er als Thatsache nur sein wunderliches Botenlaufen von einem zum anderen mitzuteilen hatte.

Tags darauf erklärte die junge Frau, daß sie nicht mitfahren könne, um in der Villa Seehausen der „Programmberatung“ beizuwohnen. Das ungewohnte Tanzen hatte sie ermüdet, und eine gewisse Unruhe ihres Kindes, welches sie noch nie so lange wie gestern verlassen hatte, machte sie besorgt. So ließ Arnold satteln und machte sich zu Pferde auf den Weg. Und zwar beizeiten, da er vor der Ankunft der übrigen noch mit Bornheim zu sprechen wünschte. Da wurde er durch die Nachricht überrascht, daß sein Freund morgens abgereist sei, in Familienangelegenheiten, die seine Gegenwart erwünscht machten. Man hoffte jedoch, er werde in einiger Zeit nach der Villa zurückkehren. Bald erschien auch Juliane, und Arnold war gespannt, welchen Eindruck die Nachricht auf sie machen werde. Er glaubte, in ihrem schärferen Blick, um ihre fester geschlossenen Lippen etwas von Enttäuschung und Heftigkeit zu lesen; aber nur einen Augenblick, denn sie erwähnte seiner nicht weiter und schien ihn für die Lustbarkeiten, welche man besprach, entbehrlich zu halten.

Diese folgten nun in der nächsten Zeit rasch aufeinander. Die Landbewohner der ganzen Gegend waren in eine Art von Karneval geraten, wie man ihn hier noch nicht erlebt hatte. Täglich fand sich ein größerer oder kleinerer Kreis zusammen, dessen treibende Kraft Juliane darstellte, und zwar in der Art, daß sie nicht sowohl das Vergnügen des Beisammenseins genoß, als vielmehr sich über das Vergnügtsein der übrigen belustigte.

Lina, besorgter um ihr Kind, als sie Ursache hatte, dabei viel zu häuslichen Sinnes, um an so viel Geselligkeit Freude zu finden, bat ihren Gatten täglich dringender, sie zu Hause zu lassen, und wies auf das Beispiel der Nachbarn in der Villa Seehausen hin, die sich nur an wenigen der Ausflüge beteiligten. So setzte sie es durch, sich von allem auszuschließen, ohne Arnold darum zurückzuhalten, der ja bei seiner rüstigen jugendlichen Kraft als der eigentliche Werk-

führer der Unternehmungen gar nicht zu entbehren war. Täglich ritt er nach Steinheim hinüber, um Juliane abzuholen, welche dann meist ebenfalls zu Pferde stieg, während der Baron mit seiner Schwester im Wagen folgten. Denn die Tante, wie sehr sie immer über ihre Leiden und das Unbehagen an der Gesellschaft klagte, ließ es sich jetzt nicht nehmen, die ganze Reihe von Besuchen und Ausflügen mitzumachen, scharf beobachtend und ihre Vermutungen innerlich zu Thatsachen ausgestaltend. Und was Arnold betrifft, so war es ihm etwas Neues, von einer glänzenden Weltdame bevorzugt und in den Mittelpunkt der Geselligkeit gestellt zu werden. Sein Eifer erwachte, darin auch etwas zu leisten. Machte er sich viel zu thun, so wurde seine Thätigkeit von dem ganzen Kreise anerkannt und durch die Auszeichnung Julianens belohnt. Er fühlte sich geschmeichelt, durch Gunst berauscht und gedankenlos zur Huldigung fortgerissen, wie es manchem anderen Fünfundzwanzigjährigen bei mangelnder Erfahrung wohl auch ergangen wäre. Aber seine gehobene Stimmung schlug auch zuweilen jählings um, und das geschah meist, wenn er ermüdet und mit nicht ganz klarem Gewissen nach Hause zurückkehrte. Lina war sehr betrübt über diese wechselnden Stimmungen ihres Gatten. Bald erzählte er, aufgeregt, ein langes und breites über die Gesellschaft, bald war er zerstreut und hatte gar nichts mitzuteilen; er wurde ungeduldig, wenn sie fragte, und wenn sie nicht fragte, konnte er erst recht unwirsch werden, daß sie so wenig Teilnahme zeigte. Er machte es ja nicht arg, aber Lina empfand es doch beängstigend. Nun kam dazu, daß über dem gesellschaftlichen Wirrwarr manche Geschäfte vergessen, manches Dringende liegen geblieben war. Die junge Gutsherrin mußte daran erinnern. Er schlug sich vor die Stirn, ärgerte sich über sich selbst, und es war ihm beschämend, daß er sich vor seiner Frau und seinen Leuten eine Blöße gegeben. Er fing sogar, und zwar kurz bevor er sich auf den Weg nach Steinheim machte, mit seinen Arbeitern zu hadern an, was sonst nicht seine Art gewesen war. Kurz, das war gar nicht mehr der alte liebe Arnold, wie sie ihn bisher gekannt, und Lina konnte im stillen ihre Thränen nicht zurückhalten. Wenn nur der Pferdemarkt, der Schlußstein dieses Treibens, erst vorüber wäre! So wünschte sie und fürchtete sich zugleich ganz besonders vor diesen Tagen. Denn es wurde da abends stark gebechert und auch der Widerstrebende bei der Flasche festgehalten. In dem vergangenen Jahre war es so spät geworden, daß Arnold die Nacht im Gasthofe geblieben und erst am anderen Morgen, gar nicht recht wohl, heimkehren konnte. So fühlte sich Linas Herz, das sonst so glücklich geschlagen, von mancher Sorge heimgesucht.

Auch Arnold empfand diesen Frondienst der Geselligkeit in der dritten Woche bereits sehr unbequem. Er hatte manche Last davon, und nicht jeder Plan gelang so, wie er ausgedacht war. Und da nichts so schwer zu ertragen ist als eine Reihe von „guten Tagen“, hatten sich erst einige, dann mehrere Familien und Mitglieder des Kreises bereits von den Unternehmungen losgesagt, so daß dieser immer enger wurde und zuletzt nur noch aus einigen Junggesellen bestand, nicht gerade den feinsten Vertretern der Landgesellschaft. Gar zu gern wäre Arnold auch von den Zerstreuungen zurückgetreten, aber es erschien ihm unritterlich, Juliane jetzt im Stiche zu lassen, obgleich er doch schon Züge an ihr kennen gelernt hatte, die ihm mißfielen. Er, der als der Jüngere doch mehr Vergnügen hätte ertragen müssen, begriff ihre Hast nicht, mit der sie, nachdem die Familien sich mehr und mehr zurückgezogen hatten, ihre meist männlichen Beschäftigungen zu wechseln liebte. Pistolenschießen und Kugelspiel, Wettrudern und Reitkünste, und was sich sonst auf dem Gebiete des Sport für sie ausführbar erwies, war die eigentliche Unterhaltung geworden. Arnold verschmähte dergleichen nicht, konnte sich darin sogar

hervorthun, Juliane aber erschien ihm dabei nicht überall anmutig, zuweilen sogar fühlte er ein lebhaftes Unbehagen bei ihrem Anblick. Sein Herz war bei seinem Frauendienst von Anfang an so wenig beteiligt, daß er denselben täglich hätte verlassen mögen, zumal die Gunst, in der er stand, aufgehört hatte, ihm schmeichelhaft zu sein, sogar eher als eine Beschwerde von ihm empfunden wurde. Er war nun einmal in eine Art von Abhängigkeit von ihr geraten, er wußte nicht wie, und überredete sein Gewissen, daß es ihm Pflicht und Ehrensache sei, gerade jetzt auf seinem Posten zu bleiben.

„Ist Ihr Freund Bornheim immer noch nicht in unsere Gegend zurückgekehrt?“ So hatte Juliane ihren Ritter schon mehrmals gefragt. Arnold mußte es verneinen, hatte auch in der Villa Seehausen nicht erfahren, wann Reinhart zu erwarten sei. Endlich kam bei den Verwandten ein Brief an, der seine Rückkehr auf einen bestimmten Tag meldete, und zwar war dies der erste Tag des großen Pferdemarktes.

Die kleine Stadt, welche sich alljährlich auf dieses Ereignis rüstete und für viele großstädtische Forderungen und Genüsse aufzukommen wußte, war voll Bewegung, Lärm, sogar Getümmel. Männer aller Stände und Rosse der verschiedensten Rassen kamen an, wurden untergebracht, ausgestellt und einander vorgestellt. Alte Bekannte begrüßten einander lebhaft, neue Bekanntschaften knüpften sich. Die Geschäfte schienen vortrefflich zu gehen. In den beiden Gasthöfen, welche man als „sehr gute“ bezeichnete, wurde schon stark gefrühstückt, wobei man des Champagners nicht schonte. Auch die Landbevölkerung war in Scharen hereingekommen, denn am Nachmittage sollte ein „Rennen von Bauernpferden“ stattfinden. Die Tribünen dazu waren aufgeschlagen, die Schranken für die Rennbahn abgesteckt, Fahnen flatterten an grün umwundenen Mastbäumen. Wurde hier der Plan von der jüngsten Jugend schon morgens neugierig und erwartungsvoll umlagert, so war auch für die herangewachsene von den Vätern der Stadt gesorgt worden, und zwar durch einen Ball, den man im Gartensaale eines der Gasthöfe abzuhalten pflegte. Hier tanzten vorwiegend die Töchter und Söhne des Ortes, da nur wenige der fremden Gäste jung genug dazu waren. Doch fanden sich auch wohl Besucher aus der Umgegend, und so war einst Arnold als Student ein sehr begehrter Tänzer hier gewesen. Heute lag ihm der Gedanke an den Tanzboden sehr fern.

Doch war er schon früh, begleitet von einem Reitknecht, zur Stadt gekommen, da er Einkäufe machen wollte. Nicht gerade in der besten Laune, denn die Abschiedsworte Linas wirkten in ihm nach. „Arnold,“ hatte sie gesagt, „in der letzten Zeit ging es bei uns nicht so fröhlich her, als wir gewohnt waren. Wenn jetzt eure Marktgeschäfte und der Wirrwarr drüben vorüber sind, nicht wahr, dann soll es bei uns wieder hübsch werden? Leb wohl und bringe mir meinen lieben Arnold zurück!“ Er empfand den Stachel und fühlte sich im Gemüte ergriffen, daß er am liebsten den Markt und was nicht alles aufgegeben hätte, um bei Lina zu bleiben, aber der Trotz des schlechten Gewissens bäumte sich dagegen auf, und mit einem knappen Gruße schwang er sich in den Sattel. Während des ganzen Weges grübelte er über Linas Vorwurf, und er ärgerte sich über sich selbst, daß er ihr seine Empfindung nicht herzlicher ausgesprochen hatte. Denn daß er allein die Schuld an einer häuslichen Verstimmung trage, lag ihm ganz klar, und war es keine gar zu große Schuld, so empfand er die Vernachlässigung von Haus und Herd doch als eine solche. Ja, der Gedanke war ihm innerlichst zuwider, heute vor so vielen beobachtenden Augen als der erkorene Kavalier Julianes betrachtet zu werden. Aber es ging nun schon nicht mehr anders, und so sollte auch das mit Trotz vertreten werden.

Sein Kaufgeschäft zog sich in die Länge, er fand nicht, was ihm gefiel oder preiswürdig erschienen wäre. Dafür aber fand

er unzählige Bekannte, die ihn hierhin und dorthin zogen und ungeduldig machten. Mit diesen sollte er speisen, mit jenen den Abend zubringen, die einen wollten von dem Rotwein im „Adler“ nichts wissen, die anderen mäkelten an dem Champagner im „Löwen“; man war uneinig, ob der Mittagstisch im „Adler“ besser sei oder der im „Löwen“; im „Löwen“ würde es abends wegen des Balles nicht auszuhalten sein, während andere gerade dort ein besonderes Vergnügen erhofften. Da traten die Streitenden auseinander vor zwei Gästen, die den Markt zum erstenmal besuchten, einer Amazone und einem alten Herrn. Juliane und der Baron erschienen, heut ohne die Tante, beide zu Pferde.

„Schön, daß Sie schon da sind!“ rief Juliane, welche Arnold sofort entdeckte. „Nun kommen Sie und helfen Sie uns, sonst wird Papa bei seinem Handel nicht fertig!“ Sie ließ sich durch ihn vom Pferde helfen, und nachdem sie ihr Gewand geordnet hatte, fuhr sie fort: „Sie speisen doch mit uns? Papa, ist's nicht im ‚Adler‘? Die Küche dort ist uns als erträglich bezeichnet worden. Nun? Ihren Freund Bornheim haben Sie wohl gesprochen?“

„Keineswegs! Ist er zurück?“ rief Arnold.

„Sogar in der Nähe! Ich erblickte ihn eben mit Herrn von Seehausen.“

Da nun der Baron mit dem Markte hier noch unbekannt war, mußte Arnold den Führer machen und hatte dabei einiges zu überwinden. Denn der alte Herr war im Betrachten unermüdlich, im Wählen unschlüssig, ging ab und zu und kehrte immer wieder zurück, um dazwischen lange Gespräche zu führen mit Herren, die ihm vorgestellt wurden, mit Verkäufern, deren nach seiner Meinung unzureichende Pferdekenntnis er zu berichtigen suchte. Für Juliane hatte die Belustigung längst aufgehört, und endlich riß ihr die Geduld. „Das ist ja schrecklich hier im Gewühl und in der Sonne!“ rief sie. „Lassen Sie uns das Treiben wenigstens im Promenieren betrachten! Adieu, Papa! Wenn nicht früher, sehen wir uns im ‚Adler‘ wieder!“ Sie nahm nach Gewohnheit Arnolds Arm und zog ihn über den Platz und durch die Straßen.

Die hier ungewöhnliche Erscheinung einer Dame im Reitkleide am Arme des im Städtchen sehr bekannten Herrn Arnold Maibach machte Aufsehen. Er bemerkte es, und obgleich er in dieser Stunde sich weder dadurch geschmeichelt fühlte, noch auch sehr großstädtisch dachte, ging er lebhaft auf ihre ziemlich laute und scherzhafte Unterhaltung ein. In der Nähe des Gasthofes „Zum Adler“ erblickte Juliane den Wirtsgarten mit schattigen Bäumen, die vor der Mittagssonne Schutz gaben, und trat mit ihrem Begleiter ein, um an einem Tische Platz zu nehmen. Es saßen an anderen Tischen aber noch eine Menge Gäste, welche das eintretende Paar sofort in eifrige Beobachtung nahmen. Juliane ließ sich das nicht anfechten, sondern plauderte nach ihrer Art fort. Plötzlich sagte sie: „Übermorgen reisen wir ab. Papa hat sich auf mein Zureden entschlossen, in Baden-Baden noch die Kur zu brauchen. Sie, Herr Maibach, sind es allein, der mir den Aufenthalt hier angenehm gemacht hat, und ich danke Ihnen aufrichtig dafür. Es giebt wenige Menschen, an die ich eine so liebe Erinnerung behalten werde als an Sie!“

Arnold wurde dunkelrot vor Überraschung und wußte nichts anderes zu entgegnen als ein leises „O!“ und eine Verbeugung hinzuzufügen.

Juliane lächelte über seine Verlegenheit, und nach kurzem Zögern fuhr sie fort: „Ich möchte Ihnen noch etwas verdanken. Herr von Bornheim ist wieder da. Zwischen mir und ihm ist etwas aus der Vergangenheit ungelöst geblieben — Sie wissen jetzt wohl —“

„Nichts, gar nichts, gnädiges Fräulein! Ich versichere Sie —“

„Nun gut! Ich glaube Ihnen! Es kann Ihnen auch nichts daran liegen, diese thörichte Geschichte zu kennen. Ich aber möchte mit Bornheim noch einmal

sprechen. Eine Karte von mir mit einer Aufforderung zum Gespräch wird er in der Villa Seehausen schon vorgefunden haben. Möglicherweise will er mich dennoch vermeiden. Wollen Sie noch einmal mein Bote sein und es ihm sehr eindringlich machen, daß ich eine Unterhaltung mit ihm verlange?"

Arnold wurde durch diesen Wunsch nicht angenehm berührt. „Ich will es versuchen," sagte er. „Ob ich aber diesmal mehr ausrichten werde als neulich —"

„Diesmal gerade wäre es mir sehr wünschenswert!" unterbrach sie ihn. „Und darum bitte ich Sie, ihm meinen Wunsch recht scharf zu betonen! Herr von Bornheim wollte, Ihnen im Rücken, nur eben in den Garten treten, kehrte aber schnell um, da er meiner ansichtig wurde. Vermutlich wird er nun im ‚Löwen' speisen, wenn er nicht zur Villa zurückkehrt. Ah, der Papa! Hier, hier, Papa!" Und schnell wieder zu Arnold gewendet, fuhr sie fort: „Es ist noch ein Weilchen hin bis zur Essensstunde. Wenn Sie den Versuch gleich machen wollten —?"

Arnold empfahl sich und verließ den Garten. Noch auf der Straße erreichte er Bornheim, der langsam dahinschritt, richtig den Weg nach dem „Löwen" einschlagend. Dieser, durch die Tritte des ihm hastig Folgenden aufmerksam gemacht, wendete sich und blieb stehen. „Guten Tag, Arnold!" rief er ihm entgegen. „Ich wollte dich vorhin sprechen, da ich dich aber nicht allein sah, mochte ich nicht stören."

Arnold glaubte eine gewisse Kühle des Tones aus dieser Anrede zu hören, und unwillkürlich wurde dadurch sein Wesen gemessener, als er entgegnete: „Ich komme im Auftrage der Dame. Sie fordert jetzt unbedingt ein Gespräch mit dir."

„Lieber Freund," sagte Reinhart, „ich sehe dich nur ungern auf solchen Botengängen!"

Dem Jüngeren stieg das Blut ins Gesicht, allein bevor er ein Wort der Erregung erwidern konnte, fuhr Bornheim fort: „Du bist mir zu schade dazu! Der Reitknecht meines Vetters konnte das auch bestellen. Siehst du, da kommt er eben aus dem Adlergarten! Juliane fordert ein Stelldichein, ich bin bereit dazu. Sie hätte meine Karte längst in Händen — wenn sie nicht fortwährend in Unterhaltung gewesen wäre. Johann wagte nicht, sie anzureden. — Endlich abgegeben?" so wendete er sich zu dem Diener, der grüßend und bejahend vorüberging. „Was dich betrifft, lieber Freund," redete Bornheim fort, „du scheinst ja sehr in der Gunst der Amazone zu stehen!"

Arnold fuhr auf: „Ich glaube nicht, dir dafür Rechenschaft ablegen zu müssen!"

„Du mißverstehst mich und scheinst in aufgeregter Stimmung! Ich möchte in Freundschaft mit dir darüber reden. Ihr macht es zu auffällig, man spricht nicht gut über euch. Ich glaube ja nicht an das Geschwätz, aber warnen möchte ich dich doch. Denke an deine Lina!"

Arnold stand von Beschämung wie übergossen, denn daß sein Verkehr mit Juliane nun gar noch üble Nachrede hervorrufen könnte, das war ihm bei seiner Harmlosigkeit noch nicht in den Sinn gekommen. Aber den ganzen Morgen schon reizbar gestimmt und zur Gegenwehr gespannt, fühlte er in diesem Augenblick die Mahnung des Freundes wie eine Schulmeisterei, ja beinah wie eine Beleidigung. „Du maßest dir an, was dir nicht gebührt!" rief er mit Heftigkeit. „Meine Handlungen werde ich zu vertreten wissen!" Er wendete sich und ließ Bornheim stehen, der ihm mit einem traurigen Blicke nachsah.

Arnold aber schritt dahin in einer zwischen Zorn und Niedergeschlagenheit wechselnden Gemütsverfassung, darin ihm der Hinweis auf Lina noch einen besonderen Stich ins Herz gab. Wenn er nur jetzt nicht hätte in den „Adler" zurückgehen müssen, um neben Juliane zu Tische zu sitzen und Unterhaltung zu machen! Aber brauchte er es denn zu thun? so rief es plötzlich in ihm. Er konnte ja den Baron und seine Tochter speisen lassen. Was gingen sie ihn an? Aber nein — es ging doch

nicht! Er mußte Juliane wenigstens sagen, daß er seinen Auftrag ausgerichtet hatte. Da erscholl die Tischglocke, welche viele Gäste im „Adler“ versammelte, und auch Arnold trat ein. Juliane kam ihm im Saale lebhaft entgegen. „Bornheim hat mir eine Karte gesendet, und ich habe Sie umsonst bemüht!“ rief sie. „Trotzdem oder um so mehr danke ich Ihnen!“ Sie war während der Tafel sehr angeregt, seine Zerstreutheit aber entging ihr nicht. Es überkam sie die Vermutung, daß es zwischen ihm und dem Freunde irgend eine Auseinandersetzung gegeben habe, und so brachte sie das Gespräch langsam auf Bornheim. Arnold wurde aufmerksam. Ohne bestimmte Thatsachen mitzuteilen, ließ sie doch ab und zu einen zweideutigen Wink einfließen, so daß Arnold zu der Annahme gelangte, Bornheim müsse eine ernste Verschuldung gegen Juliane auf dem Gewissen haben. Dazu das Geheimnis, in welches dieser sich dabei hüllte — von Juliane verlangte Arnold keine Aufklärung darüber, von Reinhart aber glaubte er sie verlangen zu dürfen —, das Betragen desselben erschien ihm in dieser Stunde nicht zu rechtfertigen, und eine Erbitterung gegen ihn befestigte sich mehr und mehr in seinem Herzen.

Bald nach Tische rüstete sich alles zum Aufbruch nach den Schranken für das „Bauernrennen“. Selbst wer gesicherte Plätze auf der Tribüne hatte, durfte nicht zögern, um noch durch das Gedränge zu kommen. Arnold geleitete den Baron und seine Tochter nach dem Festplatze. Doch war es ihm lieb, daß er nicht in der ersten Reihe mit beiden zu sitzen brauchte. Sein Platz war weiter nach oben zu. Er benutzte ihn nicht, sondern verließ die Tribüne, um sich unter das Volk zu mischen, auf die Gefahr hin, nur wenig zu sehen. Doch sah er von einem Standort aus Juliane, die ihn nicht zu vermissen schien, da sie nach vielen Seiten Grüße von Herren erwiderte und in ihrer Umgebung Unterhaltung zu finden wußte. Auch mit einigen Müttern der Stadt, deren Töchter die Preise an die Sieger verteilen sollten.

Der Rennkampf in der Arena begann. Musik, Jubelgeschrei der Menge, eine Staubwolke, die das ganze Bild plötzlich einhüllte! Aber trotz Staub, Nachmittagssonne, Gedränge und mancher Zwietracht wegen vordringender Schultern und Ellenbogen waren die Tausende von Zuschauern von regstem Anteil hingenommen. Und immer neues Staubgewirbel, dazwischen Gelächter und Geschrei, welches verunglückten oder ungeschickten Bewerbern gelten mochte, dazu Tanzmusik aus Operetten, Trompetenschmettern und Siegesrufen! Das ging stundenlang so, und wer nichts von den Wettspielenden zu sehen bekam, atmete doch die Luft der Siegesbahn und vernahm das Geräusch des Kampfes, und manche waren schon damit zufrieden.

Arnold, in früheren Jahren ein fröhlicher Gast bei diesem Feste, fühlte sich heut gelangweilt und wendete sich verdrießlich von dem Festplatze ab. Auch andere thaten das bereits, wenn auch nur aus Vorsicht, denn das Spiel ging bald zu Ende, und man wollte das Gewühl der Heimkehrenden vermeiden. Da sah sich Arnold von einer Schar von Bekannten umgeben, die ihn lebhaft begrüßten und festhielten. Den ganzen Tag über habe er sich ihnen entzogen, hieß es, nun dürfe er ihnen nicht mehr davongehen! Alle wollten vor Durst umkommen, der Staub habe ihnen die Kehle vertrocknet, im „Löwengarten“ fände man jetzt noch guten Platz, und Arnold müsse aus alter Kameradschaft bei ihnen bleiben. So wenig diesem augenblicklich mit einer Sitzung bei der Flasche gedient war, fand er doch keinen rechten Grund zur Ablehnung und ging halb widerwillig mit ihnen.

Einige Stunden darauf war der Ball im „Löwensaale“, unter starker Beteiligung von Einheimischen und Fremden, schon lebhaft im Gange. Während im Saale getanzt wurde, zeigte auch der Garten bunte Bewegung. Lampen beleuchteten heitere Gruppen an den Tischen, zwischen Bäumen und Buschwerk, und Reihen

von farbigen Papierlaternen bezeichneten den Wandelpfad für diejenigen, welche zwischen den Tänzen etwas Luft schöpfen wollten. Ein Feuerwerk sollte am Ende des Gartens um neun Uhr abgebrannt werden, daher denn diejenigen Bewohner des Ortes, welche das Fest drinnen nicht mitmachen wollten oder konnten, sich draußen Kopf an Kopf aufgestellt hatten, in Erwartung dessen, was durch das Laubwerk glänzend oder über die Wipfel hinaus ihnen zu teil werden sollte.

An dem Tische, an welchem Arnold Platz genommen hatte, ging es unter Gespräch und Lachen ziemlich laut her, und seine Stimme tönte daraus als eine der lautesten hervor. Obgleich er sonst ein starkes Maß vertragen konnte, ohne sich beeinträchtigt zu fühlen, sich heute sogar besonders zurückgehalten hatte, war sein Blut in sehr heftige Aufregung geraten. Man kannte ihn sonst nicht als streitsüchtig, mußte sich heut aber vor ihm in acht nehmen, denn er hörte aus leicht hingeworfenen Worten Angriffe, gegen die er sich mit Eifer zur Wehr setzte. Die Nüchternsten der Tafelrunde wußten ihn zu begütigen, man stieß die Gläser auf Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit an; diese rasch geleerten Gläser aber bewirkten, daß es ihm im Kopfe zu wirbeln begann. Da trat ein Kellner zu ihm, der ihm ins Ohr flüsterte, es sei jemand da, der ihn sofort unter vier Augen zu sprechen wünschte, und zwar sogleich. Arnold, eigentlich nur in dem plötzlichen Gefühl, daß es gut sei, sich für einige Zeit aus dem geräuschvollen Kreise zu entfernen, erhob sich schnell und folgte dem Boten.

„Wo rennt er hin? Halt! Halt!“ rief man ihm vom Tisch aus nach. „Seine Frau läßt ihn nach Hause holen!“ sagte eine Stimme. „Nein!“ fiel ein anderer ein. „Die lange Schulreiterin, die ihm die Cour macht, schickt nach ihm!“ Lautes Gelächter erscholl nach diesen Worten, welche zugleich besagten, wie man Arnolds Beziehung zu Juliane hier und da betrachtete.

Glücklicherweise hatte er nichts von diesen Reden gehört, sondern war dem Kellner gefolgt bis in den Hof, in welchem die leeren Wagen in Reih und Glied standen, der aber in dieser Stunde von Leuten ganz verlassen schien. Nach dem blendenden Lichtergeflimmer des Gartens deuchte dem Eintretenden die Dunkelheit hier undurchdringlich. Schon aber hörte er sich angesprochen und erkannte Julianens Stimme: „Ich habe Sie rufen lassen,“ begann sie in stark erregtem Tone, „weil ich von dem Freunde einen Dienst verlange! Sind Sie mein Freund, so haben Sie jetzt für mich einzutreten. Bornheim hat mich tödlich beleidigt, ich fordere Genugthuung! Diesmal handelt es sich nicht um das Zurücknehmen von Worten wie neulich, heut fordere ich ihn zum Zweikampf heraus, und Sie sollen mich vertreten. Sie haben sich stets ritterlich gegen mich erwiesen, nun werden Sie auch der Kämpfer sein für meine Ehre! Fordern Sie Bornheim auf Pistolen heraus, noch heut — sogleich! Morgen früh schon muß der Kampf stattfinden! Hören Sie? Morgen früh schießen Sie sich mit ihm! Ihr Gegner ist noch hier — drinnen im Saale! Er muß, sage ich Ihnen — er muß! Und Sie verstehen auch, daß Sie um meinetwillen nicht anders können, daß auch Ihre Ehre den Zweikampf mit ihm verlangt!“

Arnold war in dieser Stunde nicht in der Verfassung, die Folgerichtigkeit der letzten Wendung zu prüfen. Er stutzte nicht einmal über Julianens in leidenschaftlichem Tone gestelltes Verlangen. Bornheim hatte sie beleidigt, er war selbst gegen ihn erbittert, Julianens Forderung erschien gerechtfertigt, die Ausführung Pflicht, ja Notwendigkeit. Es bedurfte für ihn nicht der Minute, die hier zur Erklärung seiner Bereitwilligkeit verwendet worden ist. „Ich stehe ganz zu Befehl!“ rief er. „Bornheim soll und muß sich mit mir schießen!“ Er wartete kein Wort weiter von Juliane ab, sondern stürzte sich in den Saal, um Bornheim zu suchen. Er entdeckte ihn, wie derselbe eben in den Garten schritt, flog ihm nach

und hielt ihn am Arme fest. „Zwei Worte unter uns!“ rief er.

„Ich bin bereit!“ entgegnete der andere. „Wir werden dort ungestört sein.“ Er wies auf einen Platz im Boskett, der jetzt verlassen war, da alles zum Feuerwerk hindrängte. „Was giebt's denn so Wichtiges?“

„Du hast eine Dame tödlich beleidigt!“ rief Arnold. „Du wirst dich morgen früh um sechs Uhr mit mir schießen! Es bedarf keiner Zwischenträger. Bei der großen Buche am Kreuzwege zwischen Villa Seehausen und Bartelsdorf werden wir uns treffen. Verweigerst du den Zweikampf und kommst du nicht, so bist du ein —“

„Halt!“ rief Bornheim, indem er ihn kräftig bei der Schulter faßte. „Du scheinst nicht bei Sinnen! Fasse dich und, wenn es möglich ist, beruhige dich! Was ich mit jener Dame zu verhandeln hatte, geht dich nichts an, zumal du nicht einmal weißt, um was es sich handelt. Du weißt also gar nicht, was du thust, drum sei kein Thor!“

„Ich weiß, was ich zu thun habe!“ brach Arnold noch einmal los. „Du bist auf Pistolen gefordert! Ich erkläre dich für einen Ehrlosen, wenn du nicht auf dem Kampfplatze erscheinst!“

Es entstand eine kurze Pause. Bornheim, dem aufgeregten Zustande des jüngeren Freundes Rechnung tragend, schien es aufzugeben, durch Erklärungen die Sache in eine andere Bahn zu lenken. „Nun gut!“ sagte er mit ernstem, aber ruhigem Tone, „da du es nicht anders willst, soll es geschehen. Ich werde bewaffnet zur rechten Zeit auf dem Platze sein.“

In diesem Augenblicke krachte, prasselte und knisterte es in der Entfernung — die erste Raketengarbe des Feuerwerkes fuhr in die Höhe und entlud sich in der Luft mit einem Feuerregen. Händeklatschen und Beifallruf begleitete den Beginn des glänzenden Schauspiels. Das Geräusch ließ die Gegner nicht bemerken, wie hinter dem Boskett etwas hinweghuschte, noch auch gewahrten sie die dunkle Gestalt, welche sich durch den Schatten rasch entfernte.

Bornheim ging auf das Gartenthor zu, wo er Arnolds Augen entschwand. Auch dieser vermochte nicht länger in der Nähe des Festgetümmels zu verweilen. Er schritt hinaus auf die jetzt menschenleere Straße, und eine plötzliche Ernüchterung überkam ihn, so daß er nur mit Erstaunen und Schreck an die letzten Begegnungen zurückdenken konnte. Wie im Traume ging er dahin, bis er an einen öffentlichen Brunnen gelangte, dessen rinnender Strahl ihm willkommen deuchte. Er tauchte die Hände in das Becken, darauf das Taschentuch und kühlte die heiße Stirn und das Angesicht. Es wurde klar in ihm, ganz klar, aber eine neue Verwirrung ergriff sein Gemüt und machte ihn schaudern. Linas Gestalt stand vor seiner Seele — Reinharts, des Freundes, auf dessen Brust er morgen zielen sollte — war es denn möglich, in dieser Verworrenheit seiner Gedanken und Empfindungen heut noch heimzukehren? Nein, nein! Und doch, wenn es Reinharts Kugel beschieden wäre, ihn zu treffen — sollte er das letzte Geschenk des Lebens entbehren, sein Weib, das einzig geliebte, noch einmal wiederzusehen? Ein Abgrund that sich vor ihm auf — es gab keinen Weg hinüber und zurück! Und er — er allein trug die Schuld, daß alles so gekommen!

Doch er mag vorerst seinem vorwurfsvollen Grübeln überlassen bleiben, da die Erzählung von Lina zu berichten hat, die an diesem Tage auch etwas erlebte, was sie nicht für möglich gehalten hätte. Freilich muß damit um mehrere Stunden zurückgegangen werden.

Die junge Frau saß nachmittags unter dem schattigen Vordach des Hauses nach der Gartenseite, mit einer Näharbeit beschäftigt, während neben ihr das Kind in seinem Wägelchen schlief. Da fuhr ein Wagen in den Hof, und gleich darauf wurde Fräulein Leocadie von Hammer, im Hause des Barons die Tante genannt,

angemeldet. Lina war verwundert über den Besuch, zumal sie die Dame in der Stadt bei dem Feste vermutet hatte, aber sie mußte dieselbe wohl empfangen.

„Ich hatte also richtig kalkuliert,“ rief das alte Fräulein, „daß ich Sie heute, wo sonst alles unterwegs ist, allein zu Hause finden würde! Und darum bin ich auch von dem gräßlichen Vergnügen weggeblieben, um dafür einmal mit Ihnen plaudern zu können!“ Leocadie legte unaufgefordert Hut und Überwurf ab, nahm Platz und zog ein ungeheures Strickzeug von grauer Wolle aus ihrem Beutel, denn sie gehörte zu einem Verein vornehmer Damen, welcher in sonst unausfüllbaren Stunden Strümpfe für die Armen strickte. Da Lina erkannte, daß die Dame es auf eine längere Sitzung abgesehen hatte, nahm auch sie ihre Nähterei wieder zur Hand. Die Tante begann die Unterhaltung, wie sie pflegte, mit Berichten über ihre vielen Leiden, um alles Mitteilbare (und auch wohl etwas darüber hinaus) der Zuhörerin klar zu legen. Dann kam sie auf ihre Familie und endlich auf ihre Nichte Juliane zu sprechen, gegen deren Art und Weise sie mancherlei auf dem Herzen hatte. Sie wünschte nichts sehnlicher, als daß Juliane sich verheiratete, sagte sie. Dann könnte sie selbst mit ihrem Bruder, der jetzt in vorgeschrittenen Jahren sehr lenkbar war, ruhig und zufrieden leben. Doch hütete sie sich, das letztere deutlich auszusprechen. Nur, meinte sie, müsse ein für Juliane passender Mann erst gefunden werden. Sie zittere vor dem Gedanken, daß Juliane, nachdem manche Partie sich zerschlagen habe, sich endlich in unzweckmäßiger Weise verlieben und dadurch einen neuen öffentlichen Lärm hervorrufen könnte.

Da Lina darauf nichts zu sagen wußte oder auch sich hütete, etwas darauf zu äußern, entstand eine kleine Pause. Plötzlich begann Leocadie, und zwar in einem Tone, als hätte sie das Gleichgültigste zu fragen: „Sagen Sie mir, liebe Frau, würden Sie sich von Ihrem Manne wohl scheiden lassen?“

Lina fuhr zusammen. Es überrieselte sie eiskalt, und in ihrem Schreck brachte sie nichts anderes über die Lippen als die Gegenfrage: „Scheiden lassen? Ja, wie denn —?“

„Nun — gerichtlich und förmlich, meine ich! Wie das in gestörten Ehen ja häufig geschieht.“

Die junge Frau sah das Fräulein starr an.

„Aber aus welchem Grunde?“ fragte sie mit bebender Stimme.

„Gesetzt, daß der Mann sich so betrüge! Oder daß er eine andere liebte und sich mit dieser verheiraten wollte.“

„Aber — gnädiges Fräulein, wie kommen Sie dazu, mir — gerade mir eine solche Frage vorzulegen?“

„Kind, Sie verstehen mich recht gut! Sie haben während des Treibens der letzten drei Wochen, welches Ihr Mann mitmachte, sogar darin eine Hauptrolle spielte, allein zu Hause gesessen. Sie sitzen auch heut allein. Juliane hat meines Wissens noch keinen Courmacher so begünstigt wie — ihren neuesten, und was sie will, das weiß sie durchzusetzen!“

Lina, obgleich in tiefster Seele verwundet, wußte sich zu fassen; ja, es gelang ihr, in ihrem einfach kindlichen Wesen doch die ganze Würde der Gattin und einer sittlich bestimmten Innerlichkeit auszusprechen. „Ich will Ihre Frage beantworten, gnädiges Fräulein!“ begann sie. „In eine Scheidung von meinem Manne würde ich niemals einwilligen — gesetzt, daß jemals, außer von Ihnen zu mir, die Rede darauf käme! Niemals! Ich passe für meinen Mann, ich allein! Mit jeder anderen würde er unglücklich werden. Von meinem eigenen Unglück will ich nicht reden, aber durch eine Trennung von ihm sein Unglück bewirken — das dürfte ich mir nicht zu schulden kommen lassen. Denn das Unglück, an meiner Seite weiter leben zu müssen, wenn er mich nicht mehr liebte, wäre für ihn geringer, als unglücklich an eine andere gebunden zu sein. Doch wir reden von Träumen. Solche Fälle und Fragen kön-

nen in unserer Lage gar nicht ernstlich behandelt werden!“

„Liebe Frau,“ entgegnete die Tante, „Sie haben in der letzten Zeit zurückgezogen gelebt und somit die Vorgänge nicht beobachten können. Es gab keine gesellige Vereinigung, bei der Juliane nicht am Arme des Herrn Maibach erschienen, bei der dieser junge Mann nicht vor aller Augen —“

„O, gnädiges Fräulein!“ unterbrach Lina die Sprecherin, indem sie ein Lächeln zu erzwingen wußte, „ich habe das ja auch gesehen! Damals schon auf dem Balle in Ihrem Hause. Freiwillig nahm Fräulein Juliane wiederholt den Arm meines Gatten und war so entgegenkommend, daß es in der That auffiel. Arnold war höflich genug, es über sich ergehen zu lassen, aber ich kann Sie versichern, daß er nichts dabei dachte, als daß man einer Dame gegenüber aus Höflichkeit auch wohl einmal — etwas aushalten müsse!“

„Hm! So, so!“ äußerte Leocadie, welche den kleinen Hohn verstanden hatte, in etwas spitzer Weise. „Ihr Mann ist freilich ein Kindskopf, aber einer, in den man sich verlieben kann.“

„Das letzte gebe ich zu,“ sagte Lina mit Genugthuung, „das erste bestreite ich! Arnold ist gescheit genug, das hat er in allen Fällen bewiesen. Und so kennt er auch seine Pflicht — für seine Frau, für seinen Sohn, für sich selbst! Ein Mann wie er, der immer so gut und ordentlich gewesen ist, kann gar nicht abfallen von seiner besseren Natur —“

„Ach, Beste!“ rief Leocadie dazwischen, „Sie haben eine zu hohe Meinung von den Männern!“

„Ich kenne nur wenige Männer, aber meinen Arnold kenne ich genau! Und weil ich ihn so genau kenne, deshalb habe ich eine sehr hohe Meinung von ihm! Wenn jetzt diese Festlichkeiten vorüber sind, die auf ihm geradezu gelastet, die seine Stimmung bedrückt haben, weil die — Höflichkeit, die von ihm gefordert wurde, ihm doch zu stark war, dann wird er aufatmen — ich weiß es! — und an alle die Zerstreuung gar nicht mehr denken.“

Leocadie wickelte langsam ihr Strickzeug zusammen. „Wenn Sie das wissen — genau wissen,“ sagte sie, „dann liegt die Sache freilich etwas anders! Und günstiger, als ich vermutete! Hat Juliane ihm nicht den Kopf völlig verdreht, sondern nur so ein bißchen eingenommen, dann hat es keine Not. Übrigens genügt mir schon Ihre eigene Entschiedenheit, um mich mit meinem Besuche bei Ihnen ganz zufrieden zu machen. Ich schätze Sie aufrichtig, Frau Maibach! Aber Ihren jungen Herrn Gemahl sollten Sie etwas mehr unter den Augen behalten! Er ist denn doch ein Mann, und auf die Sorte von Geschöpfen soll man nicht zu viel Vertrauen setzen!“ Mit diesem Schlußtreffer erhob sich Leocadie, um sich zu empfehlen.

Als der Wagen aus dem Hofe gefahren war, brach die junge Frau wie erschöpft auf einem Sessel zusammen. Sie hatte ihr Allerheiligstes, ihre Hausehre, tapfer verteidigt, und sie wußte nicht, wie ihr Fassung und Kraft dazu gekommen waren; nun aber trat die Nachwirkung eines solchen Erlebnisses bitter an sie heran. Daß eine ihr so fremde Person wie Julianens Tante ihr die Frage hatte vorlegen können, ob sie sich unter Umständen von ihrem Manne scheiden lassen würde! Worüber sie noch vor kurzem gelacht hätte, das berührte sie jetzt mit ganzem Ernst, selbst wenn sie den Gedanken an eine Möglichkeit durchaus ablehnte. Sie zweifelte nicht an Arnolds Liebe und Treue, aber er mußte, so dachte sie, bei Julianens Auszeichnung doch wohl nicht vorsichtig genug gewesen sein. Und nun kamen doch Beängstigungen über sie, deren sie nicht Herr werden konnte, wie sehr sie auch dawider ankämpfte. Wenn sie gerade dem heutigen Tage, der ja der Abschluß der ganzen Reihe von Zerstreuungen sein sollte, mit einiger Ruhe entgegengesehen hatte, so wurden die letzten Stunden desselben, die sie einsam verbrachte, gerade die schwersten, die sie noch

erlebt hatte. Und sie vergingen so langsam! Es wurde später und später, es schlug zehn Uhr, und Arnold war immer noch nicht heimgekehrt!

Da erscholl Hufschlag im Hofe. Lina eilte selbst hinaus. Es war nicht Arnold, sondern nur sein Reitknecht, der ihr ein Briefchen überreichte und um schnelle Antwort bat, da er gleich wieder nach der Stadt zurückreiten müsse. Lina entfaltete pochenden Herzens den Brief und las:

„Meine einzig geliebte, teure Lina! Ich muß bis morgen in der Stadt bleiben, da in der Frühe Schießübungen angestellt werden sollen, von welchen sie mich nicht loslassen wollen. Schicke mir doch meine Pistolen dazu! Lebe wohl und träume Gutes von mir, du Liebe! Von ganzem Herzen dein Arnold."

In Linas arglose Seele drang beim Lesen dieser Zeilen kein Schatten von Verdacht. Im Pistolenschießen übten sich die jungen Männer ja so oft! Und daß Arnold diese Nacht in der Stadt blieb — es war ja im vergangenen Jahre ebenso gewesen! Sie freute sich über die herzlichen Worte und beschloß, sie zu entgegnen. Dann reichte sie dem Diener die Waffen und ihren Brief und fügte auch noch einen mündlichen Gruß hinzu. Endlich ging sie an die Wiege ihres Kindes, betrachtete es liebevoll und begab sich zur Ruhe.

Wenn die junge Frau, trotz aller Erregung, mit der Zeit doch Schlummer fand, so wurde dieses Glück ihrem Gatten nicht zu teil. Arnold schritt rastlos in seinem Zimmer im Gasthofe auf und nieder, des Boten harrend, den er ausgesendet hatte. Gesetzt, daß Lina aus irgend einem Grunde ihm die Pistolen nicht schickte, wo bekam er bis morgen früh Waffen her, die in dem kleinen Städtchen doch nicht so leicht aufzutreiben waren? Er hatte sich in seinem Gemüt und Denken, durch die Betrachtung aller möglichen Fälle bereits dermaßen zergrübelt, daß er sich in dem schrecklichsten Zustande fühlte, den er je erlebt hatte. Das Duell mußte vor sich gehen, es verstand sich von selbst; wurde ihm gleich die eigentliche Ursache immer undeutlicher — er war der Herausforderer, er konnte nicht zurücktreten. Wenn er fiel, so war für Weib und Kind wenigstens ausreichend gesorgt. Aber Linas Schmerz —? Und dann — wenn er das Unglück hatte, seinen Freund zu töten? Wie würde er, der Lebende, das überstehen? Und doch mußte es sein! Trotz aller schmerzlichen Empfindungen, trotz aller Bilder des Schreckens, die sich vor seine Seele stellten — das letzte Wort hieß immer: Es geht nicht anders!

Endlich kam der Bote mit den Waffen und dem Briefe seiner jungen Frau. Arnold schickte den Diener zu Bett, entfaltete hastig das Blatt und las:

„Mein lieber, guter Arnold! Dein Gruß hat mich so herzlich gefreut! Ich schicke dir die Pistolen. Sei vorsichtig, bitte! Unterhalte dich gut, aber kehre bald zurück zu deiner — heut etwas traurigen Lina."

Die so einfachen Worte drangen mit überwältigender Macht in sein Gemüt. Der ganze Wert dieses reinen holden Geschöpfes, sein Lebensglück — was er besaß und was er verlieren sollte, ergriff ihn in tiefster Seele. Sie gestand, heut nur „etwas traurig" zu sein, weil er abwesend war — wie würde sie trauern, wenn er gar nicht mehr heimkehrte! Er warf Arme und Gesicht über den Tisch, außer sich vor innerer Bewegung. Wie wäre in dieser Nacht Schlaf über seine Augen gekommen? Er sehnte den Morgen heran, der den qualvollen Stunden ein Ende machen sollte, mochte die Entscheidung fallen, wie sie wollte!

Endlich begann es zu dämmern. Aber Arnold konnte den Tag nicht im Zimmer erwarten. Er rüstete sich zu dem verhängnisvollen Gange. Das Haus fand er noch verschlossen, aber der Schlüssel steckte in der Thür des Gartensaals, wo

es nach dem nächtlichen Feste entsetzlich aussah. Durch den Garten schreitend, gelangte er in der Nähe des Platzes, wo gestern das Feuerwerk abgebrannt worden war, an einen Bretterzaun, den er ohne Umstände überstieg. Er war auf freiem Felde und fühlte nach der schlaflosen Nacht die Morgenkühle erfrischend um seine Stirn wehen. Zu übereilen brauchte er sich nicht, da der Wald nicht entfernt lag und er ausreichend Zeit hatte, dahin zu gelangen.

Nach einer Stunde des Umherschweifens befand er sich auf dem Kampfplatze. Reinhart konnte ihn nicht verfehlen, da er ihm die große Buche, den in der Gegend bekannten alten Baumriesen, bereits gezeigt hatte. An ihren Stamm gelehnt, stand Arnold mit gekreuzten Armen und ließ, in Gedanken versunken, den ganzen Ernst der Stunde durch seine Seele gehen. Da fühlte er eine Hand auf seiner Schulter und hörte die Worte: „Guten Morgen, Arnold!“ Er fuhr aus seinem Brüten auf und sah den Freund und unerwarteten Gegner vor sich.

„Verzeih, wenn ich dich habe warten lassen!“ fuhr Bornheim fort. „Ich kannte den nächsten Weg hierher nicht so gut wie du. Aber da wir unter uns sind und uns niemand drängt, haben wir ja Zeit vollauf, unsere Sache auszutragen.“ Er sprach es so gelassen und freundlich, daß sein Gegner ihm erstaunt ins Gesicht sah. Arnold atmete tief auf, und eine Regung durchzuckte ihn, die er wie eine Erlösung empfand. „Reinhart!“ begann er. „Ich habe in der letzten Zeit so viel Thorheiten begangen —“

„Die lassen wir beiseite!“ unterbrach ihn Bornheim heiter. „Hüten wir uns nur, jetzt gemeinsam die größere zu begehen! Fürs erste wünschte ich dich über die Ursache meines Konfliktes mit Juliane aufzuklären, denn du mußt endlich erfahren, weshalb du die Dame eigentlich zu vertreten hast. Laß uns dabei hier auf und nieder gehen!“ Er nahm den Arm Arnolds, und so in einer für zwei Gegner, die einander die Hälse brechen wollen, sehr ungewöhnlichen Weise fuhr er fort: „Es ist nicht das erste Mal, daß ich um Julianens willen den Kampfplatz betrete, sie selbst aber scheint darauf versessen, solche Auftritte ins Leben zu rufen. Zuletzt war es — meines Wissens vor zwei Jahren — in Berlin. Ich trug noch die Uniform, als ich von einem älteren Kameraden eines Tages aufgefordert wurde, ihm bei einem Pistolenduell zu sekundieren. Gemeinsame, im stillen betriebene Studien hatten mich dem Hauptmann von Arnsberg näher geführt, aber über ein solches Vertrauen war ich doch überrascht. Um was es sich handelte, erfuhr ich erst in der dem Duell vorausgehenden Nacht. Arnsberg liebte Juliane seit lange, und da er ein schöner, stattlicher Mann war und in der Gesellschaft eine Rolle spielte, wendete Juliane ihm ihre Gunst öffentlich in augenscheinlicher Weise zu. Man sprach von bevorstehender Verlobung, und Arnsberg hoffte mit Bestimmtheit darauf, gestützt auf einen Briefwechsel, den er insgeheim mit ihr führte. Da mußte er erfahren, daß er plötzlich durch einen anderen aus ihrer Gunst verdrängt worden sei. Der andere war ein glänzender Wüstling von vornehmster Familie, der schon viel von sich reden gemacht hatte. Ich nenne seinen Namen nicht. Juliane, in ihrem hochfahrenden Leichtsinn, in ihrer unbegrenzten Rücksichtslosigkeit, hielt sich so wenig an Arnsberg gebunden, daß sie dem Grafen fortan den Vorzug gab, in einer Weise, die — ich will nicht sagen wie beurteilt wurde! Es kam zur Aussprache zwischen den beiden Verehrern; es kam, da Arnsberg sich von Leidenschaft fortreißen ließ, zur Herausforderung, und es kam zum Zweikampfe, in welchem Arnsberg von dem Grafen durch die Brust geschossen wurde und am folgenden Tage starb. Da ich nun bei dem Waffengange sein einziger Vertrauter gewesen war, wurde ich es erst recht in den wenigen Stunden, die er noch zu leben hatte. Er hieß mich an seinen ältesten Bruder, den Major Arnsberg, telegraphieren und gab mir, da die

Ankunft desselben aus einem entfernten Garnisonsorte nicht so schnell zu erwarten stand, noch allerhand Aufträge. Sehr viel schien ihm an gewissen Briefen gelegen, die er mich aus dem Pulte zu nehmen und ihm vorzuweisen bat. Ich suchte, was ich von gleicher Handschrift fand, legte es zusammen und gab es ihm, ohne jegliches Interesse an dem Verfasser oder an dem Inhalt zu nehmen. Dann mußte ich das Päckchen vor seinen Augen und mit seinem Ringe versiegeln. Aber zu einer Aufschrift kam es nicht, da wir durch den Arzt, durch Besuche und schon durch die gerichtliche Untersuchung unterbrochen wurden. Kurz — Arnsberg starb. Sein Gegner, obgleich es an Vermittelung für ihn in den höheren Kreisen nicht fehlte, mußte die Festung beziehen und wurde nach einem Jahre in eine minder angenehme Garnison versetzt. Auch mein Urteil lautete auf eine Festungshaft, aus welcher man mich jedoch bald wieder entließ. Nach der Rückkehr in den Dienst erfuhr ich nun eigentlich erst, um wessentwillen das Duell stattgefunden und wessen Briefe ich versiegelt hatte. Da ich nicht sehr im großen Strome gelebt, war mir Juliane nie zu Gesicht gekommen, und es ist wohl erklärlich, daß es mich nicht drängte, ihre Bekanntschaft zu machen. Sie aber wußte bereits, daß ich bei dem unseligen Handel beteiligt, daß ich Arnsbergs Vertrauter gewesen und schließlich mit seinen Papieren zu thun gehabt hatte. Durch eine Dame aus der Gesellschaft versuchte sie sich in Beziehung zu mir zu setzen. Sie verlangte ein Gespräch mit mir, welches ich abzulehnen unhöflich genug war. Sie verlangte ihre Briefe an Arnsberg von mir, ich aber wußte nicht, wo dieselben geblieben, und verwies sie an den Major. Allein sie hatte sich in den Kopf gesetzt, ich besäße diese Schriften und bewahrte sie, um sie bei irgend einer Gelegenheit einmal gegen sie auszuspielen. Ob dieselben sich dazu eignen, wird sie selbst ja wohl besser wissen als ich, der ich sie nicht gelesen habe. Da mir nun diese Verhandlungen durch die vermittelnde Dame lästig wurden, schrieb ich selbst an den Major Arnsberg. Dieser entgegnete ziemlich ärgerlich, er habe keinen Briefwechsel mit ‚der Person‘ im Nachlaß seines Bruders gefunden. Bücher und Papiere von ihm befänden sich noch in einer Kiste, die bei ihm auf dem Boden gestanden, jetzt aber mit dem Möbelwagen schon vorausgegangen, da er wieder an einen anderen Ort versetzt worden sei. So stand nun die Sache, als ich mit Juliane nun doch und zwar hier in dieser Gegend zusammentreffen sollte. Gleich bei unserem ersten Gespräche auf dem Balle in ihrem Hause sagte sie mir auf den Kopf zu, ich besäße ihre Briefe, und da sie meinen Versicherungen nicht glaubte, mußte ich ihr einige ernste Worte sagen — dich sandte sie damals ab, um mich zur Zurücknahme derselben zu bewegen — Worte, die mir ihren Haß und ihre Vergeltungslust eintrugen. Da ich aber diese Geschichte los sein wollte, entschloß ich mich, nach dem Wohnort des Majors zu reisen und ihn zu bewegen, mich den Nachlaß seines Bruders einsehen zu lassen. Er ging auf meinen Wunsch ein, und wir durchsuchten die Kiste. Familienbriefe fanden sich wohl zwischen den Büchern, aber keine sonstige Handschrift. Da fiel mir das Päckchen in die Hände, welches ich vor den Augen des Verstorbenen hatte versiegeln müssen. Aber es trug keine Adresse. Der Major machte keine Umstände, schnitt das Papier an der Seite auf und zog den Inhalt heraus, nur nach den Unterschriften suchend. Da fand sich denn hier und da ein mit raschem Zuge in ‚Jul . . .‘ abgekürzter Name, und einmal war: ‚Ihr unermüdliches Hammerwerk‘ als Unterschrift zu lesen. ‚Es ist richtig!‘ sagte der Major. ‚Nehmen Sie das Zeug und schicken Sie es der Person zurück!‘ Damit war ich aber nicht einverstanden, sondern bat ihn, es selbst zu thun. So geschah es. In meiner Gegenwart machte er einen neuen Umschlag und schrieb darauf: ‚Aus dem Nachlaß meines Bruders. Major von Arnsberg.‘ Dann wurde das Schriftenbündel verpackt, als ‚eingeschrieben‘ be-

zeichnet und ich selbst trug es auf die Post. Sehr vergnügt über das Gelingen meines Reisezweckes, kam ich gestern hier wieder an. Daß ich auf einen so bunt bewegten Tag treffen würde, hatte ich nicht vorausgesehen. Er führte mich auch mit meiner Feindin zusammen, denn das war sie jetzt in ganzem Sinne. Ich erzählte ihr, was ich inzwischen zur Erlangung ihrer Briefe gethan — die sie noch nicht erhalten haben wollte. Sie sprach von Ausflüchten, von unehrenhaftem Hinterhalt, von Lügen — und ich mußte etwas schärfer auftreten. Das wollte sie gerade. Denn sie hatte sich unterdessen einen Gegner für mich, einen Kämpfer und Herausforderer erzogen — ja, Arnold, förmlich erzogen — den sie nun für ihre Sache aufrief. Wenn du mich totschießest, ist es ihr recht; schieße ich dich tot, was liegt ihr daran! Verwunden wir uns gegenseitig, wenn auch ungefährlich, so hat sie immer den Triumph, daß sich wieder einmal zwei Männer um ihretwillen geschossen haben. Man sollte ihr den Spaß nicht gönnen! Was meinst du?"

Arnold umarmte den Freund mit leidenschaftlicher Heftigkeit. „Reinhart!" rief er. „Ich habe unrecht gethan gegen dich, gegen Weib und Kind, gegen mich selbst! Kannst du mir verzeihen? Daß ich die Herausforderung zurücknehme, versteht sich ja nun von selbst — ich bereue sie, ich schelte mich, ich schäme mich —"

„Treibe es auch nicht weiter, als nötig ist!" unterbrach ihn Bornheim lächelnd. „Hast du denn im Ernst geglaubt, daß ich auf dich schießen würde? daß ich dich hätte auf mich schießen lassen? Gieb mir die Hand — und nun ist alles abgemacht! Aber wir haben die Kugeln noch im Lauf — wenn denn doch geschossen und Blut vergossen werden soll, ist es besser, die schwarze Krähe da muß daran glauben als einer von uns beiden. Dort auf den Ast hat sie sich gesetzt — laß uns zielen! Eins, zwei, drei!"

Zwei Schüsse knallten fast zu gleicher Zeit. Der schwarze Vogel aber hob mit Geschrei die Schwingen und machte sich hastig über die Wipfel davon. „Nicht einmal die!" rief Reinhart lachend, und Arnold stimmte ein. „Die anderen Schüsse jetzt in die Luft!" Krach! Krach! Durch alle Zweige raschelte es, die Ferne brachte den Wiederhall zurück. Dann wendeten sich die jungen Männer plötzlich um, denn Hufschlag im vollen Galopp dröhnte auf der Waldstraße her. „Juliane! Wahrhaftig, sie ist's!" rief Reinhart. „Unsere Schüsse haben sie auf die rechte Fährte gelockt. Sie will sehen, wer von uns beiden gefallen ist!"

Wirklich kam Juliane dahergesprengt und war sichtlich überrascht, die Gegner ganz versöhnlich und heiter zu erblicken. Aber schnell gefaßt rief sie: „Halt! Keinen Schuß mehr! Herr von Bornheim, die Sendung des Majors fand ich gestern bei der Rückkehr zu Hause vor. Herr Maibach, ich spreche Sie los von dem geforderten Dienst für mich. Es ist mir lieb, daß ich zu rechter Zeit gekommen, um hier — etwas Unbequemes zu verhüten." Rasch wendete sie ihr Pferd und stummen Grußes trabte sie davon.

„Großartig!" rief Reinhart mit lautem Lachen. „Jetzt hat sie den Zweikampf zwischen uns auch gar noch verhütet! Und wer kann wissen, ob sie sich dessen nicht noch einmal rühmt oder es sonst verwertet?"

„Mag sie!" entgegnete Arnold. „Sie reist ja morgen ab, Gott sei Dank! Aber verlassen wir diesen Platz, der mich mein Leben lang an meine Thorheit erinnern wird! Ich fühle mich schuldig und doch innerlich befreit — aber freilich noch nicht losgesprochen, bis ich alles meiner Lina gebeichtet habe. Komm! Ich habe die brennendste Sehnsucht nach Hause!"

Unter Gesprächen, welche von den letzten Erlebnissen doch noch nicht loskommen konnten, wendeten die Freunde sich zur Stadt zurück. In der Nähe der Villa Seehausen sagte Bornheim: „Wenn ich euch nachmittags zu Hause fände, spräche ich wohl vor —"

„Stets willkommen!" rief Arnold, und

die Freunde reichten sich zum kurzen Abschied die Hände.

Lina hatte nur eben ihren Morgenanzug vollendet, als sie das freudige Bellen der Hofhunde vernahm. Sollte Arnold wirklich schon —? Richtig, da war er! Jubelnd schloß er sie in die Arme wie nach langer, langer Trennung, seine Freude schien übermäßig. Aber dem Sturm des Glückes sollten auch gleich die Bekenntnisse folgen, denn er wollte nichts auf dem Herzen behalten. Zwar erschrak Lina nachträglich noch sehr, aber ihre Vorwürfe wurden zurückgedrängt durch die Selbstanklagen Arnolds, so daß sie eher abzuwehren als noch zu tadeln hatte. Und dann kam eine Stimmung des Glückes über beide, als ob sie sich heut erst ganz gefunden hätten. Es war ein köstlicher Tag, an welchem sie auch das Gespräch über die Wirrnisse der letzten Zeit nicht zu scheuen brauchten und über manches — so über den Besuch und die Unterhaltung Leocadiens — sogar lachen konnten.

Nachmittags fuhr ein Wagen in den Hof. „Was ist das?“ rief Arnold. „Reinhart und Albertine Seehausen in offener Kalesche?“

„Und beide allein?“ fuhr Lina fort. „Dann sind sie am Ende verlobt und wollen sich uns als Brautleute vorstellen?“

Es war so. Mit Freude wurde die Neuigkeit und das beglückte Paar von den Glücklichen empfangen, und das Beisammensein der Freunde war von recht jugendlicher Heiterkeit erfüllt. Da öffnete die Braut, halb zufällig, ein Buch, welches am Fenster lag, und nachdem sie den Titel angesehen, sagte sie: „Ach das! Wir haben es auch gehabt, aber so recht hat es uns nicht gefallen.“ Lina griff hastig nach dem Buche, um es der Freundin heimlich aus der Hand zu ziehen. Reinhart aber, der die Bewegung bemerkte, rief munter: „Ei, ei! Contrebande?“

Da wendete Lina einen scheuen Blick auf ihren Gatten und sagte, verlegen lächelnd: „Arnold — es ist ja das Buch mit — der ‚Stelle‘!“

„Stelle? Mit welcher Stelle?“ fragten die übrigen lachend.

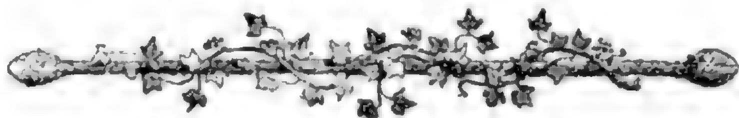
„Nun, wo es heißt, daß jedes Glück trügerisch sei, bevor es nicht eine Prüfung bestanden, eine Störung erlitten. Ich habe im stillen die Geschichte zu Ende gelesen und bin auch nicht sehr erbaut davon — da ist die Stelle!“

„Zeigen Sie doch her!“ sagte Reinhart und las die Betrachtungen der Verfasserin vor.

Arnold sah sehr ernsthaft aus und ergriff die Hand seiner Gattin, um sie schweigend an die Lippen zu drücken.

„Darüber haben wir bei uns ganz hinweggelesen,“ sagte Albertine. „Jetzt klingt das allerdings etwas bedenklich! Muß denn so etwas immer erst dazwischen kommen, Reinhart?“

Dieser schüttelte lächelnd den Kopf. Arnold aber antwortete: „Bei euch wird es ja nicht kommen! Es paßt auch gewiß nicht für alle. Manche werden nach einer wirklichen Störung vielleicht ihr Glück gar nicht wiederfinden. Dennoch halte ich die Stelle nicht mehr für so verwerflich wie beim ersten Lesen. Es genügt wohl, daß, wenn unserer Thorheit auch nur das Scheinbild eines Unheils erwachsen mußte, wir die Drohung schon als Erlebnis und Erfahrung empfinden.“



Trinkgeräte von Glas: Stiefel, Hirschglas, Angster.
1/3 wirkl. Größe. Deutschland, 17. Jahrhundert. — Kunstgewerbe-Museum, Berlin.

Wunderliches Trinkgerät.

Von

Julius Lessing.

II.

Wenn wir von den Gefäßen absehen, bei denen seltsame Naturbildungen die feste Grundform abgeben, so tritt uns als charakteristisch bei den Trinkgeräten des fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhunderts entgegen, daß sie fast sämtlich auf vieles und schweres Trinken hinausgehen. Es giebt kaum ein sichereres Zeichen für den Grad der Gesittung eines Volkes als die Form des Trinkgefäßes. Je vornehmer und gesitteter ein Volk ist, um desto mehr wird es sich bestreben, dem Trinkgerät eine zierliche Form zu geben, bei welcher würdige Haltung die selbstverständliche Voraussetzung ist; die flache Schale des Griechen, welche jede hastige Bewegung ausschließt, ist das Wahrzeichen hellenischer Kultur. Je weniger ein Volk sich beim Trinken zu beherrschen im stande ist, um desto mehr giebt es dem Trinkgerät die Form eines Kübels; statt sich weit zu öffnen, schließt sich das Gefäß nach oben zusammen; der in Süddeutschland übliche steinerne Maßkrug mit gerader Wandung, unser Seidel, dessen unterer dicker Boden breiter ist als die Mündung, weist auf eine Bevölkerung, die es noch liebt, mit dem Trinkgefäß auf den Tisch zu schlagen und es gelegentlich als Waffe zu gebrauchen. Ein ganz absonderlicher Rest eines in aller Gemütlichkeit

Digitized by Google

beibehaltenen Barbarentums ist das Berliner Weißbierglas, ein walzenförmiger Glaskübel von dem Umfange eines Suppentellers; erst die neueste Zeit hat den Umfang verringert und dem Bottich einen greifbaren Fuß gegeben; die älteren, noch keineswegs abgeschafften Exemplare, welche allerdings mehr mit Schaum als mit Bier gefüllt sind, erregen das Staunen des Fremden in höchstem Grade; ich hörte erst kürzlich von einem italienischen Offizier, der einige solcher Gläser als merkwürdigste Blüte norddeutscher Kultur mit über die Alpen nahm, „da er es sonst niemandem zu Hause in glaubwürdiger Weise beschreiben könnte."

Die Gläser von annähernd gleicher Form, die um 1600 üblich waren, besonders die mit dem Reichsadler bemalten, galten sogar zu ihrer Zeit als besondere Ungetüme, „als da ist die große und ungeheure Humpe, welche man das Römische Reich nennet, dessen Kraft und Gewalt so groß und mächtig ist, daß sie wohl auch den allerstärckesten Herculem oder Sauff-Ritter dürfte ein Bein stellen und wieder Gottes Boden darnieder werfen." (Zechrecht von 1669.) Und an einer anderen Stelle heißt es von solchen Gläsern: „da siehet man zwei und zwei mit großmächtigen drei- oder viermäßigen Gläsern einander zusetzen ... und saufen, daß ihnen der Körper tönet, der Hals krachet, Leib und Seele zittert, der Athem zu kurz wird, bis er schier erschwerzt und ohnmächtig wird." (Albertinus de conviviis 1598.)

Noch einen Grad weiter geht die Barbarei, die sich genötigt sieht, das Trinkgefäß nach oben in einen Hals zusammenzuziehen und als Krug zu gestalten, der selbst bei heftigem und ungebärdigem Schwenken den Inhalt nicht verschüttet. Die Steingutkrüge, welche wir dank ihrer fast unzerstörbaren Härte zu vielen Tausenden jetzt noch in unseren Sammlungen stehen haben, und welche jetzt wieder die Vorbilder für unzählige Nachahmungen zum Schmucke der Bordbretter in altdeutschen Bierstuben hergeben, sind fast ausnahmslos nicht Kannen, wie wir nach unseren Lebensgewohnheiten annehmen würden, sondern wirkliche Trinkgeräte. Auf den holländischen Bildern des siebzehnten Jahrhunderts, eines Teniers, Ostade und Brouwer, sehen wir überall Bürger und Bauern gröblichst nach hinten übergelehnt aus diesen Krügen mit weitem Bauche und engem Halse trinken. Diese rheinischen und holländischen Steingutkrüge sind durch ganz Deutschland hin im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert die beliebtesten Trinkgeräte für den Gebrauch im täglichen Leben. Sie bewegen sich daher in einfachen, leicht zu säubernden Formen ohne besondere Ausartungen, zu denen sich auch die unfügsame Starrheit dieser harten Thonmasse wenig eignen würde. Die Darstellungen auf denselben entrollen ein reiches Bild alles dessen, was in jener Zeit Herz und Sinn bewegte, Frommes und Spaßhaftes; ich habe einmal in diesen Heften (Bd. XXXIX, S. 473) eine kurze Übersicht über dieses Material gegeben, doch verdienen sie wohl einmal zum Gegenstand besonderer Betrachtung gemacht zu werden. Ohne allerlei Wunderlichkeiten und Späße geht es freilich in der Formgebung auch nicht ab. Die bärtige Maske am Halse macht den Krug zu einem Bartmännchen (Abbild. Heft 375, S. 399), das gelegentlich eine zinnerne Mütze als Deckel erhält. Recht beliebt waren besondere Vexierkrüge (Abbild. S. 436), aus denen der Unkundige nicht zu trinken verstand, sondern sich notwendigerweise mit Bier beschütten mußte, wenn er die versteckt angebrachte Saugröhre nicht fand. Oder der Wein steckte verborgen zwischen den Wandungen und dann geschah, wie es auf einem Vexierbecher der Stadt Berlin von 1690 heißt:

Doch wer die rechte Stell und Ort nicht finden kann,
Der trifft anstatt des Weins das reinste Wasser an.

Die Fayencekrüge des siebzehnten Jahrhunderts setzten im wesentlichen die Erbschaft jener Steingutwaren fort. Aber die Fayence ist leichter bildbar, ihre Glasur läßt sich farbenreich bemalen, und so

verlockte sie in viel höherem Grade dazu, wunderliche Gebilde zu schaffen. Statt des bescheidenen Bartmännchens haben wir in einem bekannten buntglasierten Kruge von sogenannter Hirschvogel-Arbeit einen vollständigen, tonnenartig stilisierten Zecher (Abbild. S. 437), den Urvater aller neuerdings in altdeutschem Stile geschaffenen Krüge in Form von Kriegern, Mönchen, Brauknechten u. s. w. Eulen, Bären, Katzen und ähnliches als Trinkgeschirr aus glasierter Fayencemasse sind häufig genug. Wenn die Eule (Abbild. S. 440) besonders beliebt war, so beruht dies auf einem sprachlichen Mißverständnis. Für die Krüge war im Mittelalter das romanische Wort olla gebräuchlich, vielleicht noch aus der Zeit, da die Germanen die von den Römern angelegten Töpfereien am Rhein übernahmen. Die Krüge heißen dann „Ulen“, ein Wort, welches dann mit dem niederdeutschen Ule = Eule in jene gewaltsame Verbindung gebracht wird, aus welcher die Eulenkrüge erwachsen.

Erst im achtzehnten Jahrhundert wird diese ganze Masse von Steingut- und Fayencewaren endgültig durch das Glas abgelöst; allerdings spielt das Glas auch schon bei der Gerätbildnerei der früheren Jahrhunderte eine ganz erhebliche Rolle. Es giebt kaum ein Material, welches so stark zu phantastischen Bildungen verlockte wie das Glas, welches sich unter der Hand des Blasenden und Schmelzenden, jedem Einfalle sofort und willig folgend, zu den abenteuerlichsten Gestalten bilden und formen läßt. Wenn wir daher die Zahl der wunderlichen Trinkgefäße überblicken, so ist es neben dem Metall vornehmlich das Glas, welches uns seine Beisteuer liefert. Man giebt sogar bei diesem wertlosen Material einem besonderen Einfalle schneller nach als bei dem Metall, dessen wertvoller Stoff und schwierigere Bearbeitung mehr zu ernsthafter Behandlung auffordert. Von allen den wunderlichen Geräten, die oben erwähnt sind als Abzeichen der Innungen und Zünfte, von allen den Tieren und Menschenfiguren, die wir noch zu betrachten haben, besteht ein guter Teil aus Glas. Wir finden bereits in einem für die Geschichte der Glasmacherei sehr lehrreichen Büchlein, der Bergpostille des böhmischen Pfarrers Mathesius aus dem Jahre 1562, allerhand Klagen über die wunderlichen Formen, in denen man die Glasbecher zu gestalten liebte. Ein anderer Sittenprediger derselben Zeit, Freund, klagt sehr entrüstet: „Heutigen Tages trinken die Weltkinder und Trinkhelden aus Schiffen, Windmühlen, Laternen, Sackpfeifen, Schreibzeugen, Büchsen, Stiefeln, Krummhörnern, Weintrauben, Gockelhähnen, Affen, Pfauen, Mönchen, Pfaffen, Nonnen, Bären, Löwen, Bauern, Hirschen, Schweinen, Käuzen, Schwänen, Straußen, Elendfüßen und anderen ungewöhnlichen Trinkgeschirren, die der Teufel erdacht hat, mit großem Mißfallen Gottes im Himmel.“ Eine ganz ähnliche Klage finden wir in dem (lateinischen) Matenenesius, de ritu bibendi, von 1611: „Es giebt kein Tier, kein Fluß- oder Seetier von noch so monströser Gestalt, daß man nicht ihre Formen als Lockmittel zum Trinken benutzt. So zeigen Gefäße die Fratzen von Narren, andere die Köpfe von Füchsen und Bären, noch andere die Form von Drachen, Meerbarben, Muränen; wieder andere stellen Tänzer, Affen und geschwänzte Meerkatzen vor, andere die schändlichsten Bilder, ja sogar ein Bild des Teufels machen sie, um sich dadurch als seine Jünger zu bekennen. Bisweilen schifft, fliegt, schwimmt, fährt oder reitet Bacchus. Mitunter sind sie Automaten und spazieren von selbst auf den Tafeln, manche sind fußlos und werden ohne Absetzen ausgetrunken.“

Auch in Fischarts bekanntem, für die Kulturgeschichte jener Tage schier unerschöpflichem Werke, der „Geschichtsklitterung“ vom Jahre 1575, findet sich eine ganz ähnliche Zusammenstellung wunderlicher Trinkgefäße, die sich aber ebensowenig wie das letztangeführte Register auf Glas allein beschränkt. Er sagt von einem solchen Trinkgelage: „Wenn man in die Sprünge kommt, sucht man die mutwilligsten Geschirre hervor, als gepichte Arm-

brust, Jungfrauenschuhlein, silberbeschlagene Bundschuhe, gewachtelte (?) Stiefel, polnische Sackpfeifen, Bären, Leyern, Lautenkübel, Kübellauten, Narrenkappen, beknöpfte Tolchen, Windmülen, Schinken, Lastschiffe, Lastwagen, Mägdelein, Bübelein, Hähnlein, Gießfässer, Häfen, unruhige Luftvögel, Tannzapfen, welche nicht stehen, sondern gehen wollen, Fausthammer, Weinfeuerspeiende Büchsen und andere dergleichen schöne Mnster."

Zu dieser Aufzählung gehört der kleine Holzschnitt, den wir auf Seite 450 wiedergeben, auf welchem einer der Trinker ein gläsernes Tier (ein solches uns erhaltenes Stück ist abgebildet in Heft 375, S. 395), ein anderer einen Pantoffel als Trinkgefäß hält, wieder ein anderer aus einem großen Bottich Wein in sich hineinschüttet, während der Wein anderweit aus Gefäßen und aus der Gurgel wieder herausfließt. Zu solchem Gelage gehören dann die teils lustigen, teils wüsten Trinksprüche, von denen Fischart vierzig Seiten lang zu berichten weiß, wobei er nichts als die Stichwörter aufführt; dazu gehören dann ferner die besonderlichen Arten des Trinkens, von denen unter anderem das schon erwähnte Zechrecht die nachstehende erbauliche Schilderung macht: „Das Trinken an sich selbst geschieht nun auf viele und mancherlei Weise; ich aber will nur etliche wenige Umstände diesfalls erzählen und anmelden. Etzliche, wenn sie trinken, fassen und heben das Glas mit dem Munde auf, etzliche fassen die eine Lippe, damit sie also mit zur Erde gestürztem Kopf trinken können, andere nehmen zwei Gläser zusammen und trinken sie miteinander zugleich aus. Andere fassen das Glas nicht mit der Hand, sondern zwischen den Arm, andere stürzen es an die Stirn, damit also das liebe Getränke allgemachsam an der Nasen als in einer Rinne zum Munde zu herab fließe." Weiterhin werden dann noch die besonderen Gestikulationen und Ceremonien aufgeführt, „ohne Duck, ohne Schmuck, ohne Bartwisch" u. s. f. Das ist es, was Fischart meint, „wenn man in die Sprünge kommt." Das bedenklichste ist, daß bei diesem Trinken der einzelne nicht einmal Herr seines Willens blieb, sondern er mußte Bescheid thun, wenn ihm zugetrunken ward, „man hälts für eine Große Schand injuri und Verachtung, wenn einer dem andern einen Trunk versaget und nit redlich Bescheid thut, ob schon der Bauch sollte vor Völle zerspringen und die Seel zum Teufel fahren." (De conviviis 1598.)

Vexierkrug aus Fayence.
0,20 hoch. Höchst, 18. Jahrhundert. — Kunstgewerbe-Museum, Berlin.

So reich unsere Museen auch an wunderlichen Trinkgeräten sind, gegen die oben angeführten Aufzählungen sind sie arm. Am meisten haben sich noch die Stiefel und Schuhe (Abbildung S. 433) erhalten, die allerdings ein besonders beliebtes Motiv gewesen und bis zum heutigen Tage als Trinkgeräte nicht ganz ausgestorben sind. Diese Glasstiefel beziehen sich eben auf die Sitte, aus wirklichen Schuhen und Stiefeln zu trinken, von dem zierlichen Schuh der Dame, die man verehrt, an bis zu dem großen Kanonenstiefel, den der Studentensenior beim Kommerse vom Fuße streift, um ihn bis zum Rande ge-

füllt am Tische kreisen zu lassen. Das Andenken an das Austrinken des Kurierstiefels infolge einer Wette und ähnliche Schwänke mehr leben in der deutschen Dichtung fort. Das Leertrinken eines Damenhandschuhes können wir uns heutigestags nicht mehr praktisch vorstellen; in alter Zeit war aber das Handschuhleder derb und fest genug, um ebenfalls eine Flüssigkeit aufzunehmen.

Demselben Ideenkreise gehört es an, wenn man das Trinkgerät wie einen Hut oder eine Kappe gestaltete; noch im achtzehnten Jahrhundert liebte man es, in der nordischen Fayencearbeit die bischöfliche Mitra zur Grundform einer Bowle zu nehmen, wobei die Inschriften keineswegs religiöser Natur sind.

Bei derartigen Formen, denen trotz ihrer Absonderlichkeit doch immer noch eine gewisse Bedeutung zu Grunde liegt, blieb man aber, wie die obigen Register zeigen, keineswegs stehen, sondern griff ganz willkürlich nach allem und jedem, was gerade die Laune reizte, um es in den Bann des Zechrechtes zu bringen.

Einer ganz besonderen Vorliebe erfreuten sich die Tierformen. Auf die Ausgestaltung des Wappentieres zu einem Willkomm haben wir bereits hingewiesen. Aber darüber hinaus wird alles herangezogen, was da kreucht und fleucht. Einer ähnlichen Beliebtheit der Tierformen begegnen wir übrigens in der mittelalterlichen Kunst bei der Gestaltung der Gußkannen für die Handwaschung, den Aquamanilen.

Bei einigen der älteren und häufiger vorkommenden Becherformen, dem Bär und der Eule, versucht man es wohl noch, die Form so weit zu stilisieren, daß etwas wirklich Becherartiges zu stande kommt; sehr schön stilisiert ist auch der Hahn Iwans des Schrecklichen in der Schatzkammer des Kreml, eine Silberarbeit des fünfzehnten Jahrhunderts, eines der Wahrzeichen moskowitischer Kunst (Abbild. S. 441); dagegen bewegen sich die Silber- und die Glasarbeiten des sechzehnten Jahrhunderts in ganz freier Behandlung der tierischen Gebilde. Die Pferde stehen springend auf den Hinterbeinen, Hirsche, Eber, Widder, Kühe, Hasen, Adler, Schwäne,

Trinkgerät in Form eines Zechers.
Glasierte Irdenware.
Etwa 0,30 hoch. Nürnberg, um 1550. — Paris, Hotel Cluny.

Hähne, Gänse, Schweine, Löwen, Tiger, Elefanten u. s. w., alles ist in voller Bewegung. Fast keinem dieser Geräte kann man es ohne weiteres ansehen, daß sie zu Trinkgeräten bestimmt sind. Der Kopf ist abnehmbar, entweder deckt ein Halsband den Schluß, oder es werden auch die Zotten des Felles derartig eingeschlitzt, daß sie die Schlußstelle verbergen. Gelegentlich steigert sich eine derartige Bildung bis zu einer vollkommen künstlerischen Gruppe. Die Diana auf dem Hirsche, welche das Berliner Museum besitzt (Abbild. zwischen S. 432 u. 433), hat eine Umgebung von Jagdhunden, Reitern und allerlei Getier und ist trotzdem ein Trinkgefäß, sobald man den Kopf des Hirsches abgenommen hat. Im Fußgestell dieses allerliebsten Kunstwerkes von Augsburger Arbeit aus dem Anfang des sieb-

zehnten Jahrhunderts befindet sich ein Uhrwerk; wenn das Gefäß mit Wein gefüllt war, wurde das Uhrwerk aufgezogen, auf den Tisch gestellt und kurz einmal herumgedreht; derjenige der Gäste, auf welchen es nunmehr zulief, hatte es mit einem Zuge zu leeren. Dies Modell muß besonders beliebt gewesen sein, wir finden es mit leichten Abweichungen in verschiedenen Sammlungen wieder, in Gotha haben sich sogar zwei Exemplare desselben erhalten mit der alten Notiz, daß sie von sächsischen Prinzen bei einem Ringelstechen in Frankfurt 1612 als Ehrenpreise gewonnen seien. Ganz verwandt ist die im Grünen Gewölbe zu Dresden befindliche gleichfalls bewegliche Gruppe eines bogenschießenden Centauren und die eines heiligen Georg als Lindwurmtöter, ebendaselbst; die Sammlung Rothschild in Frankfurt besitzt einen bogenschießenden Knaben, dessen Pfeil gleichfalls den Getroffenen zum Trinken verurteilt (Abbild. S. 442); der Pfeil wird durch ein Uhrwerk getrieben, welches zugleich die Fußplatte in drehende Bewegung versetzt, so daß hier der Zufall der „Trinkuhr“ frei schaltet. Dieses zierliche Figürchen, welches ehedem zum Ratssilber von Nürnberg gehörte, würden wir eine Statuette nennen, es ist aber ein hohles Gerät mit abnehmbarem Oberteil. Es als Becher zum eigentlichen Zechen zu gebrauchen, wäre sicher unbequem und auch für das Uhrwerk gefährlich, aber der Grundgedanke, daß ein Tischzierat, wenn er nicht gerade eine Schale oder Tischfontäne ist, ein Trinkgeschirr sein muß, ist so herrschend, daß sich selbst ein Kunstwerk wie die Dianengruppe ihm nicht entziehen kann.

Dagegen bot die menschliche Figur in einfacher Gestalt allgemein gebräuchliche Becherformen; die weibliche Gewandung mit dem Reifrock der spanischen Tracht ergab ein besonders bequemes Motiv. Ein solcher Becher war natürlich immer ein Sturzbecher oder Tummler, der, sobald er gefüllt war, ausgeleert werden mußte, ehe man ihn wieder hinstellen konnte:

Frisch auf, gut Gesell, laß rummer gan!
Tummel dich, guts Weinlein!
Das Gläslein soll nicht stille stahn,
Tummel dich, tummel dich, guts Weinlein!
Schenk ein, lang's her, gieb's diesem Herrn,
Tummel dich, guts Weinlein!

Für derartige „Jungfernbecher“ haben wir in Ornamentstichen des sechzehnten Jahrhunderts zierliche Vorbilder, manche sind uns auch in Silberarbeit erhalten, die große Menge derer, die sich im Kunsthandel anfinden, sind allerdings moderne Fälschungen. Daß es bei dem Trunke aus solchen Bechern nicht auf einen derben Spaß, sondern auf eine Ehrenbezeigung für die Frauen abgesehen war, lehrt uns die Inschrift auf dem in Erfurt befindlichen Sturzbecher (Abbild. Heft 375, S. 396) von Nürnberger Arbeit, der die ungefähre Gestalt einer Frau mit sehr zierlich geschmücktem Kopfe hergiebt. Die Umschrift besagt:

Ein frumb weib ist dem Hauß ein Eer/
Die iren man erfreuet sehr/
Die den wein im willkumb bedeut/
Der auch dem man sein Hertz erfreut 1566.

Eine noch zierlichere Huldigung für die Frauen bedeutet der Becher, bei welchem die Jungfer in erhobenem Arm über sich ein kleineres Gefäß hält (Abbild. S. 443). Wenn bei Tische Junker und Jungfrauen in bunter Reihe saßen, so nahm die Dame diesen Becher in die Hand, kehrte ihn um, füllte das größere und zugleich das kleinere frei hängende Gefäß mit Wein und reichte es dem Herrn; dann bat sich dieser in wohlgesetzter Rede die Erlaubnis aus, den Becher auf das Wohl seiner Dame leeren zu dürfen, und war nun verpflichtet, so sorgsam zu trinken, daß von dem beweglichen kleinen Becher kein Tropfen sich verschüttete, in seinem Becher aber, wie durch die Nagelprobe nachgewiesen werden mußte, kein Tropfen drinnen blieb. War dies kunstgerecht geschehen, so reichte er das nun aufrechte Gefäß seiner Nachbarin, welche sodann als Bescheid den kleinen Becher leerte. Die sehr umständlichen Redewendungen, mit denen diese Begrüßung geschah, sind uns noch überliefert und bilden eine erfreuliche Oase

gegenüber den wüsten Redensarten, von welchen sonst die Beschreibungen der Trinkgelage strotzen.

Übrigens ging es bei der Begrüßung der Frauen durch die Männer keineswegs immer so harmlos und wohlgesittet ab. Die Sinnlichkeit nahm auf diesem Gebiete die wüstesten Formen an. Anstößige Darstellungen auf Bechern werden häufig genug erwähnt; Brantome erzählt ausführlich von einem solchen, der im Inneren mit schamlosen Bildern versehen war, die erst beim Leeren des Bechers zum Vorschein kamen, und er erzählt es als einen besonderen Spaß des Besitzers, eines französischen Prinzen um 1580, diesen Becher den Damen des Hofes vorzusetzen, um sich an deren Bestürzung zu weiden.

Von den Narrenbechern, die Fischart an der oben angeführten Stelle erwähnt, spricht auch Matthesius: „In den Glashütten macht man auch eine Gattung, die heißet man Narren, wie ich einen silbernen Narrenkopf, der Ohren und Schellen hatte, gesehen, daraus sich die Leute zu Narren soffen." Der Narr war ein so unumgängliches Glied jeder festlichen Tafelrunde, daß man sich nicht zu wundern braucht, seinen Kopf als Trinkgerät zu finden; uns sind auch Beispiele erhalten (Abbild. S. 444).

Verwunderlicher sind schon die silbernen Pokale in Form und Gestalt von Bergleuten, welche noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Freiberg in Sachsen im Gebrauch waren. Wer es vermochte, einen derselben auszutrinken, hatte das Recht, sich in ein Stammbuch der Knappschaft einzutragen, in welchem sich sogar auch Namen von Damen befanden. Etwas verständlicher sind uns schon die Büttenmännchen, welche besonders bei den Küferinnungen beliebt waren; hier ist die Figur, zumeist von Silber, nur der natürliche Träger einer Bütte, welche abnehmbar ist und als Trinkgeschirr dient; auch Köche mit Kesseln kommen in gleicher Art vor; ein Lastträger mit einem Ballen auf dem Rücken findet sich im Silberschatz des Königlichen Schlosses in Berlin, ein Meergott und eine Sirene als Trinkgeschirre finden sich in Dresden.

Viel weniger häufig als Tier- und Menschenfiguren werden für die Becher die Pflanzenbildungen benutzt; unter den nachweisbaren Formen steht obenan die Traube. Die spätgotische Zeit verwandte als Hauptschmuck eines Bechers die Buckelung, welche zugleich das Metall ausdehnt, ihm Festigkeit giebt und einen besonderen Reiz an spielenden Lichtern verleiht. Aus dieser Buckelung erwächst die Form einer Traube fast von selbst. Der Stiel wird dann häufig als Rebe gestaltet, an der auch wohl ein Winzer mit seiner Hacke emporklettert, der Boden des Fußes wird wie ein Hügel mit allerlei Kräutern und Blumen besetzt. Aus der Buckelung heraus erwächst auch eine dem Distelkopf und der Ananas ähnliche Form, von welcher es allerdings dahingestellt bleiben muß, ob man wirklich eine derartige Pflanze hatte darstellen wollen. Erwähnt wird auch ein Becher in Gestalt eines Tannenzapfens. Nicht selten sind Becher in Form einer Birne, deren Wandung aber ohne Rücksicht auf das Wesen dieser Frucht mit Ornament bedeckt wird. Ganz vereinzelt sind dagegen Blumenformen, obgleich sie der dichterischen Phantasie nahe liegen und auch in Ägypten und Griechenland und später in Venedig zum Ausgangspunkt von Gerätformen gemacht wurden. Selbst von der Tulpe, deren Form für diesen Zweck so bequem ist, daß sie sogar einem modernen Trinkgefäß den Namen gegeben hat, weiß ich trotz ihrer souveränen Geltung in der Liebhaberei des siebzehnten Jahrhunderts nur ein Beispiel in einem Silbergerät zu Amsterdam und ein zweites in Stockholm. Dagegen hat das achtzehnte Jahrhundert, welches alle verwandten Becherformen abgeschafft hatte, für seine Kaffeetassen Rosen und Lilien hervorgesucht.

Dem sechzehnten Jahrhundert waren die Rosen wohl zu zart, dagegen sehr beliebt war unter den Glasgefäßen in Pflanzenform der sogenannte Krautstrunk, ein cylindrisches Glas, das mit kurzen

Nuppen, dem Krautstrunk ähnlich, besetzt war. (Abbild. Heft 375, S. 395.) Auch diese Form, welche besonders in den Glashütten am Spessart beliebt war, beruht

Eule aus Steingut.
0,23 hoch. 17. Jahrhundert. — Donaueschingen.

im wesentlichen auf dem technischen Vorgang. Es kommt darauf an, der Hand einen festen Halt zu geben. Matthesius berichtet ausführlich, daß man im Spessart zunächst die Venetianer Gläser mit ihren reinen Formen nachgeahmt habe, „da gar kein Ringel oder Stege angewesen" . . . „aber es hat sich die Kunst endlich müssen nach dem Lande richten, daher man allerlei Knöpf, Stein und Ringlein an die Gläser gesetzet, damit die Gläser etwas festes und beständiges und von vollen und ungeschickten Leuten desto leichter könnten in Fäusten behalten werden, daher die stark knortzigen und knöpffichten Gläser in Brauch kommen seien."

Matthesius übersieht hierbei freilich, daß auch die Römer und Franken am Rhein schon ähnliche mit Butzen besetzte Gläser gefertigt haben.

Wenn diese Form zunächst einen „Krautstrunk" abgab, so bedurfte es nur einer leichten Veränderung, um den Becher wie eine mit Kugeln gespickte Granate zu gestalten. Das Berliner Museum besitzt einen solchen Becher, der aus ganz besonders starkem Glas mit einem fast drei Finger dicken Boden gebildet ist. Eine solche Granate, der sich dann noch Bomben und andere Geschützteile anschlossen, hatte die edle Bestimmung, beim Trinkgelage mit dröhnender Gewalt auf den Tisch geschlagen zu werden, die schöne Sitte, von der uns das studentische Lied „Lasset die feurigen Bomben erschallen, piff paff puff vallera" als litterarischer Nachklang verblieben ist, während sich im Salamanderreiben die sachliche Ausübung, wenn auch in milderer Form erhalten hat. Kanonen auf beweglichen Lafetten, Mörser und Haubitzen sind ähnliches Kriegsgerät, das sich wohl in den Kreisen der Landsknechte besonderer Beliebtheit erfreut haben mochte, das aber auch noch im vorigen Jahrhundert durchaus im Gebrauch war. Auf der sächsischen Festung Königstein war ein solcher silberner Humpen in Form einer Kanone, die auf einer Lafette von Ebenholz ruhte, sowie eine andere in Form eines Feuermörsers; noch 1728 schickte König August von Polen dem König Friedrich Wilhelm von Preußen einen silbernen Mörser, aus dem man ebensowohl schießen als trinken konnte, und dazu eine vergoldete, ebenfalls als Trinkgefäß eingerichtete Granate. Neben jenen Geschützen auf dem Königstein wird noch ein anderes handfestes Trinkgefäß erwähnt: ein Ziehbrunnen mit Eimern, mit zwei gewundenen Säulen und einem verzierten Dach.

Eine sehr viel vornehmere Geltung als diese etwas plumpen Scherze genoß unter den Formen des Trinkgerätes die Gestalt des Schiffes. Wir finden das Trinkgerät in Schiffsform sogar bei Athenäus unter den griechischen Bechern erwähnt, dann verschiedentlich bei Schriftstellern des deutschen Mittelalters; ein gläsernes Schiff muß nach einem Patent, welches 1338 ein

Ill. D. Monatshefte. Januar 1888.

Silbernes Trinkgeschirr. Diana auf dem Hirsch.

0,35 hoch. Augsburg, um 1610. — Kunstgewerbe-Museum, Berlin.

Digitized by Google

französischer Glasmacher erhält, als jährlicher Tribut an den Dauphin abgeliefert werden; es hat sich bis tief in das siebzehnte Jahrhundert hinein erhalten, als die meisten übrigen wunderlichen Becherformen längst außer Gebrauch gekommen waren. Ein solches Schiff muß als ein besonderes Symbol der Wohlfahrt und des Gedeihens auf der Lebensreise angesehen worden sein, als eine Art „Glückhaftes Schiff". Es entspricht nur der allgemeinen Anschauung, ein solches Symbol nicht als toten Tafelschmuck und Aufsatz, sondern als einen lebendigen Becher zu gestalten; das Deck mit allen seinen Masten ist abnehmbar, und der Rumpf des Schiffes bildet dann ohne weiteres das Trinkgerät. Der Körper des Heft 375 zwischen S. 384 u. 385 abgebildeten herrlichen, 78 Ctm. hohen Schiffes aus der Schlüsselfelderschen Stiftung in Nürnberg von 1502 kann mehr als zwei Liter Wein aufnehmen, bildet also einen ganz stattlichen Willkomm. Es begreift sich, daß dieses Gebilde in Holland besonders beliebt war, daß wir es in Regensburg an der schiffbaren Donau finden, daß es in dem Stadtsilber von Emden wiederkehrt, wohin es Maria Stuart als Dank für freundlich gewährte Überfahrt gestiftet haben soll; aber auch in Städten mitten im Binnenlande, wie in Nürnberg und Augsburg, begegnen wir demselben häufig genug, besonders im Besitz der Kaufmannsinnungen und reicher Handelsherren. Hans v. Schweinichen erzählt uns, wie bei der Aufnahme seines Herrn im Fuggerhause zu Augsburg 1575 ihm der Auftrag wurde, den Willkomm zu reichen in Form einer großen Galeere aus venetianischem Glas in kostbarster Arbeit im Werte von hundert Florin. Er erzählt dann weiter, wie er auf dem blanken Estrich damit hingeglitten und das herrliche Stück in tausend Splitter zerschlagen habe, und setzt treuherzig hinzu, das sei ihm nur passiert, weil er an diesem Tage noch nüchtern gewesen, hätte er einen guten Rausch gehabt, würde er es wohl sicher getragen haben. Die Ausarbeitung eines solchen Schiffes von Silberarbeit geht zumeist bis in die zierlichsten Einzelheiten des Takelwerkes, der Wimpel, der Mannschaften mit ihren Geräten, Kanonen und sonstigem Zubehör. Der Fuß ist in der Regel phantastisch gestaltet mit Seeungeheuern aller Art.

Silbernes Trinkgerät Iwans III.
0,29 hoch. Rußland, um 1480.

Eine andere, im siebzehnten Jahrhundert sehr beliebte Form des silbernen Pokals ist der Erdglobus, der von der Hand eines kundigen Gelehrten auf das sorgfältigste ausgeführt war und in jener Zeit der Entdeckungen und Reisen mit ihrer immer fortschreitenderen Kenntnis des Weltballes ein besonderes Interesse erregte. Der Träger eines solchen Globusbechers ist zumeist die Figur des Atlas, des mythischen Trägers des Himmels-

gewölbes, aber wir finden auch andere Figuren eingeschaltet, die sich irgendwie auf die Persönlichkeit des Geschenkgebers beziehen. Das Museum von Stockholm besitzt sogar zwei solcher Becher, als Gegenstücke gearbeitet, welche dem König Gustav Adolf von der Nürnberger Familie Imhof zum Geschenk verehrt worden sind; den einen derselben trägt die Figur des Jupiter, den anderen ein Herkules, als Deckelgriff des letzteren dient eine Fama, der Globus ist derart gedreht, daß diese Ruhmesgöttin ihre Fußspitze gerade auf die Stelle von Nürnberg setzt. Eine ganz besondere Rarität besitzt der Dom zu Münster. In einer der vielen schnurrigen Geschichten des weltberühmten Grafen Mikrosch wird erzählt, daß derselbe in einer Landkartenhandlung einen Globus von Ungarn verlangt habe; hier in Münster ist die Forderung zur schönen Wirklichkeit geworden: es ist ein vollständig ausgebildeter Globus der Diöcese Münster vom Jahre 1651 mit genauester Angabe aller Dörfer und Nester, das Ganze als Bowle hergerichtet. — Vielfach bedingt ist die Form der Trinkgeräte durch besondere Trinkspiele und Trinkgebräuche, deren Zahl im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert unabsehbar ist, darunter manche wohl uralt und manche heute noch lebendig. Unter den Trinkgefäßen begegnen wir häufig Geräten mit so eigentümlich gewundenem und durchschlungenem Hals, daß man kaum begreift, wie man Flüssigkeiten hinein- oder herausbringen konnte. Darin besteht aber der Scherz. Der Trinker soll sich mit solch einem Gerät, Angster, auch Kuterolf genannt, weidlich quälen; er soll, wenn er des Glases Geheimnis nicht versteht, zum Ergötzen der übrigen sich mit Wein oder Bier beschütten und schließlich ausgemachte Strafen erleiden, wenn er mit dem Trinken nicht fertig wird. Bei derartigen Verunstaltungen des Trinkgerätes geht die Becherform vollständig verloren, man glaubt Flaschen mit Röhrenwerken vor sich zu sehen (Abbild. S. 433) und kommt zunächst gar nicht darauf, daß dies Gefäß zum Trinken bestimmt sein könnte. Von den Vexierkrügen mit verborgenen Ausgüssen haben wir schon oben gesprochen. Eine andere Wunderlichkeit sind die Hirschgläser und Schwanengläser. (Abbild. S. 433.) Hier stehen die Tierfiguren auf einer Röhre, welche bis auf den Boden des Glases geführt ist, man saugt die Flüssigkeit auf, wie in neuerer Zeit die

Silberne Trinkuhr.
0,31 hoch. Nürnberg, um 1560. — Sammlung Rothschild, Frankfurt a. M.

amerikanischen Getränke durch einen Strohhalm. (Nebenbei bemerkt, kommen solche Saugröhren bei Abendmahlskelchen des frühen Mittelalters vor, um die Verschüttung des Blutes Christi beim Trinken zu verhindern.) Es ist nicht unmöglich, daß die Tierfiguren an diesen Saugglässern eine medizinische Bedeutung haben im Sinne der alten Lehre, welche jeden Trank in geheimnisvoller Form verabreicht; wir wissen von Venetianer Gläsern gleicher Bestimmung in Form von Tritonen und anderen Wundertieren.

Zu der feineren Kunst des Zutrinkens gehören die Paßgläser, welche mit Strichen — Päſſen — abgesetzt sind. Es kam darauf an, ohne abzusetzen, eine bestimmte Anzahl von Päſſen abzutrinken, je nachdem zugetrunken war.

Vivat. In gesundheit unser Aller Innsgemein
Sollen die Päß ausgetrunken Sein
Wär aber Seinen Paß nicht dreffen kan
Der Soll den andern gleich auch hahn.
Nun So will Ich Sehen zu
Daß Ich den Paß bescheidt auch thu
Wie Es mein nachbar hadt gemacht.
Da hien will Ich auch Sein bedacht. Vivat.

lautet die Inschrift auf einem Paßglase des siebzehnten Jahrhunderts.

Die einzelnen Striche sind mit Zahlen, zuweilen auch mit scherzhaften Symbolen bezeichnet. (Abbild. S. 444.) Sehr merkwürdig ist ein Paßglas aus dem Besitze Martin Luthers, von dem wir genaue Kunde haben. Dieses riesige walzenförmige Gefäß von 35 Centimeter Höhe hat vier Abteilungen oder Päſſe; der oberste ist bezeichnet „Die zehen Gebott", dann folgt „Der Glaube", „Das Vatter Unser", „Der Catechismuß gar auß". Wir lesen in einem zeitgenössischen Bericht, wie Luther diesen Willkommen einem befreundeten Theologen vollaus zugetrunken, wie dieser beim Bescheidtrinken nur den ersten Paß, „Die zehen Gebott", bewältigt habe und wie sich daran eine scherzhafte Verhandlung über die Glaubensrichtung des Betreffenden knüpft. In unserer Zeit würde ein solcher Vorgang für Religionsspötterei gelten; hier aber sehen wir in Luthers Händen Zechgerät und Religion ebenso harmlos verbunden wie in dem Interimsbecher von Lüneburg.

Auch sonst sind Trinkgläser mit aufgemalten religiösen Bildern, selbst Darstellungen des Gekreuzigten nicht selten. Wir dürfen dabei an das Gewohnheitsrecht der geistlichen Begräbnis-Brüderschaften

Silberner Jungfernbecher.
0,44 hoch. Nürnberg, um 1600. — Grünes Gewölbe, Dresden.

denken, auf das Wohl der Gestorbenen tapfer zu zechen; man nannte dies die

Narrenbecher aus Steinzeug mit Silberfassung.
0,23 hoch. Deutschland, um 1550.
Großherzogliche Sammlung, Karlsruhe.

pocula caritatis und machte sogar ausfindig, daß es den Verstorbenen recht erquicklich und kühlend sein müsse, wenn an dem Jahrestage ihres Hinscheidens die Becher fleißig auf ihr Wohlergehen geleert würden.

Kehren wir von dieser sakralen Nebenbetrachtung zu den Bechern zurück, welche mit Trinkspielen zusammenhängen, so finden wir bei Matthesius erwähnt „silbern Trinkgeschirr, das sein Pfeif und Rädlein hat, welches man eine Windmühl nennt, und da einer nicht den Wein heraustrinket, weil das Rädlein umlauft, muß er's noch einmal trinken.“ Solche Becher waren besonders in Holland, dem klassischen Lande der Windmühlen, sehr beliebt, auf der Silberausstellung in Amsterdam waren die Molenböker noch zahlreich vorhanden, sowohl ganz in Silber als auch mit gläsernem Körper. (Abbild. S. 445.) Ein solcher Becher ist ebenfalls ein Tummler oder Sturzbecher, der mit einem Zug ausgetrunken werden muß. Sobald er gefüllt ist, setzt man durch das angebrachte Blasrohr die Mühle in Bewegung und muß, wie erwähnt, den Becher geleert haben, ehe das Rädchen abgeschnurrt ist; oder aber: man muß den Becher in einer vorgeschriebenen kurzen Zeit, die durch Absingen eines Liedes oder ähnlich bezeichnet wird, ausgetrunken haben und dann noch Lungenkraft genug besitzen, um die Mühlenräder in Bewegung zu setzen; bei einigen zeigt eine angebrachte Scheibe die Zahl der Umdrehungen an, die man noch zu Werke gebracht hat. Auf ganz ähnlichem Scherz beruht der Becher mit Pfeifvorrichtungen, die zu gleicher Zeit kleine Kugeln oder Rädchen in Bewegung setzen. (Abbild. S. 446.) Dann giebt es auch besondere Überraschungen für den Trinker. Etwas handgreiflich ist ein silberner Pelikan in Dresden vom Jahre 1600, dessen bewegliche Flügel dem Trinker, wenn er den Becher zum letzten Zuge überneigt, ganz wuchtig ins Gesicht schlagen. Die Abbildung S. 447 zeigt uns eine Trinkschale, aus deren Mitte beim Trinken plötzlich ein Figürchen emporsteigt.

Paßglas.
0,24 hoch. Deutschland, 1743. — Kunstgewerbe-Museum, Berlin.

Dieses ist harmlos gegen Trinkgeräte, auf deren Boden beim Leeren ein Tier er-

scheint, zum Beispiel ein Frosch, der zu glucksen anfängt, wenn der letzte Zug Wein durch seinen Körper gleitet. Diese Art von musikalischen Künsten ist übrigens nicht in Europa, sondern in Peru zur höchsten Vollendung gebracht, wo man Wasserpfeifen — bei uns als Nachtigall bekannt — in jeglicher Art von Tiergestalten anwendet, die beim Auffüllen mit Wasser jede einen besonderen, der Tierart entsprechenden Ton von sich geben.

Zu den zierlichen Trinkspielereien gehören auch die „Schwimmer", aus sehr leicht geblasenem Venetianer Glas gefertigt, in Form von Fischen, Tritonen oder Najaden, die man zur Belustigung auf die vollen Gläser setzte, eine Spielerei, die sich bis in den Anfang unseres Jahrhunderts erhalten hatte und bei der es auch auf eine besondere Geschicklichkeit ankam, die Figürchen, je nach Trinkordnung, während des Trinkens an die Glaswand anklingen zu lassen oder in der Mitte schwimmend zu erhalten. Die Venetianer wissen auch das Vexierglas zu einem sauberen tafelfähigen Gerät zu gestalten; es ist ein zierliches Spitzglas mit doppelter Wandung, in welcher eine rote Flüssigkeit bis zu dreiviertel Höhe eingeschlossen ist, so daß sie beim Ansetzen des Kelches scheinbar auf die Lippen fließt, welche in Wahrheit nur das Wasser aus der Mitte des Kelches zugeführt erhalten. Etwas weniger harmlos sind die Würfelgläser, in deren doppeltem Boden kleine bewegliche Würfel eingelassen sind.

Eine besondere Überraschung für den Trinker boten die Becher, die durch einen Druck des Fingers zu doppelter oder dreifacher Höhe emporschnellten. Hierbei war es auf eine Überrumpelung des Trinkers abgesehen, der sich vorher verbindlich gemacht hatte, das Glas zu leeren, welches man nun beim Einschenken wachsen ließ. Noch gewaltthätiger war ein Becher in Schweinfurt, in dessen Fuß sich sechs kleine Pistolenröhren befanden, die sich beim Gesundheittrinken zum Entsetzen des nichts ahnenden Trinkers auf einmal entluden.

Silberner Windmühlenbecher.
Etwa 0,23 hoch. Deutschland, 17. Jahrhundert. — Museum, Kassel.

Die große Mehrzahl aller dieser sonderbaren Becherformen starb ab, als die feinere Gesittung das Trinkgelage zurückdrängte. Es ist kein Zufall, daß so gut wie alle bisher erwähnten Beispiele der nordisch-germanischen Zechkunst entnommen sind; die südlichen Kulturländer sind bei diesem Walpurgisspuk nicht beteiligt; die italienische Majolika geht trotz ihres unendlichen Reichtums an künstlerischen Motiven fast nie aus dem Kreise ruhiger

Formen hinaus. Das eigentümliche, auf Seite 448 abgebildete Gefäß italienischer Arbeit des fünfzehnten Jahrhunderts entstammt der anmutigen Sitte des Hochzeitstrunkes; die drei Henkel fassen zugleich der Brautvater, der Bräutigam und die Braut; in dieser Haltung spricht der Brautvater den Segensspruch, und alle drei trinken nacheinander zum Zeichen des Gelöbnisses; dieser Bestimmung entsprechen die Bilder des Brautpaares und der vereinten Herzen.

Von Italien her kam nach Norden die Schönheit auch für die Formen des Trinkgerätes. Das venetianische Glas bezeichnet den direkten Gegensatz zu den schweren Humpen und groben Steinzeugkrügen des Nordens. Unter dem Himmel von Florenz und Venedig kehrte in der goldenen Zeit der Renaissance die Anmut von Hellas wieder, der Venetianer mit der zierlichen Glasschale in der Hand auf Veroneses herrlichem Gemälde der Hochzeit von Kanaan ist das lebendige Seitenstück zu dem Trinker aus der attischen Schale. (Abbild. S. 448.) Diese Venetianer Glaskelche mit den dünnen Wandungen und den zarten Stengelfüßen lassen sich nicht anders anfassen als mit zierlichem Griff, mit ruhigem, von keiner Wolke der Trunksucht getrübtem Auge. Daß diese Venetianer Gläser schon im sechzehnten Jahrhundert in Deutschland lebhaft gesucht und am Ende des Jahrhunderts und das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch an vielen Stellen Deutschlands und der Niederlande von Venetianer Glasbläsern angefertigt wurden, bürgt uns bis zu einem gewissen Grade dafür, daß auch im Norden neben den wüsten Trinkgelagen, von denen uns zumeist berichtet wird, doch auch edlere Gesittung des Trinkens gepflegt wurde. Wie dieselbe gelegentlich mit der heimischen Brutalität zusammenstößt, zeigt uns allerdings die Geschichte des Herrn v. Schweinichen mit dem gläsernen Schiff. Man gab den feinen Venetianer Gläsern für den Gebrauch in deutschen Händen gern ein handfestes Untergestell von Silber oder Bronze; wir haben solche Glashalter in verschiedensten Formen, besonders beliebt ist ein Kriegsmann, welcher den mit drei Griffen versehenen Halter in die Höhe hebt.

Silberner Becher mit Pfeife und Schelle.
Etwa 0,22 hoch. Deutschland, 17. Jahrhundert.
Museum, Kassel.

Charakteristisch ist es auch, daß wir unter den vielen Nachbildungen Venetianer Glases auf deutschem Boden so gut wie niemals die flache Schalenform, sondern immer nur tiefere Becherformen finden. Die flache Schale ist es aber gerade, welche den höchsten Grad gesellschaftlicher Gesittung im Trinken bezeichnet. Wir finden die Schale allerdings vom sechzehnten Jahrhundert an in Deutschland in Silber ausgebildet, und es sind einige vollständige Stücke davon im Original erhalten; so vor allem jene köstliche ganz flache Schale von Augsburger Arbeit im Louvre; außerdem eine große Menge von Schalenböden,

reich mit Relief ausgearbeitet, teils Originale in Silber, teils Bleiabgüsse, als Beweise der weiten Verbreitung des Gerätes. Diese Schalen können aber nicht Trinkgeräte, sondern nur Zierstücke gewesen sein; die uns erhaltenen Beispiele sind als Trinkgeräte viel zu flach und zu klein, auch finden wir sie meines Wissens nirgends auf Bildern als wirkliche Trinkgeräte dargestellt. In ernstlichen Gebrauch kam die Schale, nunmehr aber größer und tiefer, erst im siebzehnten Jahrhundert, wo wir sie, besonders auf holländischen Bildern, gelegentlich finden. Im wesentlichen aber scheint die Schale im Norden den Beigeschmack einer idealen, weihevollen Gerätform gehabt zu haben. Wohl das schönste Beispiel dieser Art ist die Schale von Breda (Abbild. S. 449), ein in Silber gearbeitetes, zweiundsechzig Centimeter hohes Prachtgefäß, welches die holländischen Stände dem Grafen Philipp von Hohenlohe für seine wertvollen Dienste bei der Eroberung der Stadt Breda gegen die Spanier 1590 als Hochzeitsgeschenk überreicht haben. Wie bei dem Lüneburger Interimsbecher die religiöse Frage, welche dem Stück zu Grunde liegt, in ausführlichen Bildern zur Anschauung gebracht ist, so erscheint hier das historische Ereignis in der Wölbung der Schale und in der des Deckels ausführlich dargestellt; Pläne der betreffenden Festung und des Angriffs-Platzes, dann auf einer ganzen Reihe von gravierten Bildern einzelne Vorgänge der Belagerung mit genauen Ansichten aller der betreffenden Punkte. Eine verwandte Schale findet sich in der Stadt Emden, gestiftet zur Erinnerung an die Eroberung der Logumer Schanze im Jahre 1603 ebenfalls mit Abbildung der Schanze und der Truppenstellungen.

Silberne Schale mit springender Figur. 0,26 hoch. Augsburg, 17. Jahrhundert. — Stuttgart.

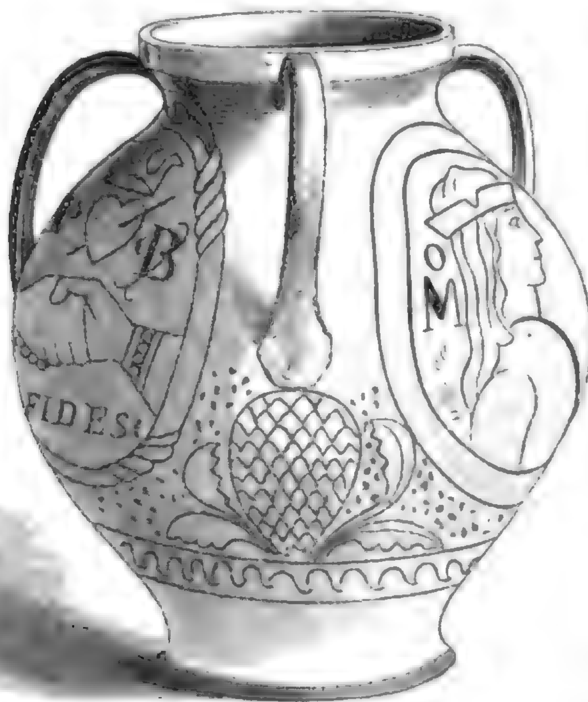
In dasselbe Gebiet gehört eins der wertvollsten Besitzstücke des Berliner Museums, eine Schale von Jonas Silber in Nürnberg 1589 gefertigt, welche in ihren verschiedenen Teilen das Weltall im Bann des Sündenfalls und der Erlösung darstellt. Der Fuß dieser Schale, welche in ihren Gesamtkonturen von der gewöhnlichen Form nicht erheblich abweicht, zeigt im Relief die Weltteile; den Schaft bildet der Baum des Paradieses mit der Darstellung des Sündenfalls. Die Schale selbst zeigt an ihrer Unterseite das heilige römische Reich mit allen seinen Gliedern, dargestellt durch die Figuren des Kaisers, der Kurfürsten im Kranze aller Wappen. Im Innern der Schale erscheint dann die Jungfrau Europa in der bekannten

geographischen Weise dargestellt, so daß Spanien den Kopf, Italien den ausgestreckten Arm bildet, auf dem Sicilien wie ein Reichsapfel ruht. Der Deckel zeigt im Innern die mythischen Ahnen des Deutschen Reichs, auf der Außenseite die Himmelswölbung mit allen Sternbildern und darüber auf einem Bügel thronend die Gestalt Christi als Erlöser, der unter dem Boden des Gefäßes noch einmal in einem Reliefbilde als Sieger über die Hölle wiederkehrt. Für die eigentliche Zweckbestimmung dieses Gefäßes fehlt mir die Erklärung; aber vielleicht ist eine solche nicht einmal nötig; es bleibt vollkommen innerhalb der Anschauung des sechzehnten Jahrhunderts, daß man einen derartig kosmisch-theologischen Vorstellungskreis in die Form eines Trinkgeräts bannt.

Während die Schale, die in Venedig wieder zum Leben erwacht ist, in dem übrigen Europa nur eine beschränkte Geltung bekommt, tritt dagegen das zierliche Spitzglas der Venetianer den Siegeszug der Gesittung an, vor welchem die Mehrzahl der älteren nordischen Gefäßformen dahinsinkt. Die Erfindung des harten Krystallglases besiegelt den Untergang der Humpen aus Steingut, Zinn und Fayence; das achtzehnte Jahrhundert bildet in diesem herrlichen Material die Glasformen

Venetianer mit der Trinkschale. Aus Veroneses Hochzeit zu Kanaan.
Venedig, 1563. — Louvre, Paris.

aus, deren wir uns auch heute noch bedienen. Die früher erwähnten Scherz- und Zerrbilder aus Glasmasse fallen fast ausschließlich in die Zeit des älteren weichen Glases, dem man durch Kniffen und Biegen mit Leichtigkeit die wunderlichen Formen gab. Wo die Glashütten dieses weiche Glas beibehalten haben, z. B. in Spanien, sind auch bis zum heutigen Tage, allerdings mehr für bäuerlichen Gebrauch, die wunderlichen Formen lebendig geblieben: scharfe Einschnürungen, kraus angesetzte Bügel, daran freihängende kleine Ringe, die beim Trinken klingen und klirren. Dagegen hat das harte Krystallglas, welches seine Verzierungen durch Schleifen und Schneiden erhält, präcise und knappe Formen, und was an künstlerischem Zierat hinzugefügt werden soll, wird wiederum, wie in griechischer Zeit, Aufgabe der in die feststehende Kontur eingefügten oft sehr reichen Darstellungen. Das ist der Becher des Faust:



Hochzeitskrug von Majolika.
0,21 hoch. Italien, 15. Jahrhundert. — Kunstgewerbe-Museum, Berlin.

Silberne Schale von Breda.
0,62 hoch. Holland 1590. — Hohenlohe-Museum, Kirchberg.

Nun komm herab, krystallne reine Schale,
Hervor aus deinem alten Futterale,
An die ich viele Jahre nicht gedacht!
Du glänztest bei der Väter Freudenfeste,
Erheitertest die ernsten Gäste,
Wenn einer dich dem andern zugebracht.
Der vielen Bilder künstlich reiche Pracht,
Des Trinkers Pflicht sie reimweis zu erklären ...

Im achtzehnten Jahrhundert tritt die derbe Posse zurück zu gunsten zahmer, wenn auch nicht immer feiner Späße, schließlich herrschen gegen Ende des Jahrhunderts sentimentale und tugendhafte Aufwallungen. Hin und wieder stoßen wir auch wohl noch auf eine Zerrform im Sinne der alten Zeit, so das Glas in Form eines stacheligen Igels, welches König Friedrich Wilhelm I. für den Präsidenten seiner Akademie Gundling anfertigen ließ und das jetzt im Hohenzollern-Museum aufbewahrt wird. Aber das sind ganz vereinzelte Nachklänge einer erloschenen Sitte.

Unsere neue Zeit hat in ihrer Vorliebe für deutsches Mittelalter und deutsche Renaissance auch die scherzhaften Trinkgefäße wieder zu beleben gesucht; aber im Essen und Trinken sträubt sich der natürliche Mensch gegen jedwelche archäologische Zumutungen, und diese Stimmung überträgt sich auf die Geräte. Auf dem Bordbrett, auf dem Schmuckbüffett mögen solche phantastischen Gefäße in altertümelnden Formen immerhin ihren Platz finden, aber nicht auf dem Tische. München hat in neuerer Zeit äußerst Anmutiges auf dem Gebiet derartiger Schmuckgeräte geschaffen. Ich erinnere an die auf der letzten Ausstellung mit Recht viel bewunderten Becher in Form eines Kegels und einer Kegelkugel, welche die Münchener Kegelgesellschaft Allotria einem ihrer Ehrenmitglieder gestiftet hatte. Auch die Nautilusbecher, die Schiffe und anderes haben wir wieder neu entstehen sehen, aber lebendig als Trinkgefäße werden sie nicht wieder, uns ist nicht nur der Gebrauch, uns ist selbst das Verständnis für diese Formen verschwunden.

Wir haben einen handgreiflichen Beleg dafür, wie sich die nämlichen Vorstellungen durch die Änderung der Lebensgewohnheiten allmählich verschieben. Fast alle Gruppen von wunderlichen Gebilden, welche als Trinkgeräte aufzuführen waren, sind im vorigen Jahrhundert auf die Tabaksdosen übergegangen und sind auch jetzt noch lebendig, aber nicht in der Zechstube, sondern in der Zuckerbäckerei, und nicht für Becher, sondern für Bonbonnieren. In den alten Trinkgeräten, besonders denen in edler Metallarbeit, erscheinen diese Vorstellungen festgebannt in fast monumentaler Art, aber auch das leichteste Glas hat sein Teil erhalten: an jede Form heftet sich ein Stück Geschichte von dem, wie die alten Deutschen lebten, liebten und tranken, ein Thema so unerschöpflich wie der Durst selber in der guten alten Zeit.

Trinkgelage aus: Fischart, Geschichtklitterung, 1575.

Späte Liebe.

Briefe Heinrich Marschners an Therese Janda.

Mitgeteilt von

La Mara.

Es war im Herbst des Jahres 1854. Heinrich Marschner, seit 1830 Hofkapellmeister des Königs von Hannover, hatte im Februar desselben Jahres seine zweite Gattin, die Sängerin Marianne Wohlbrück, für die er die Partie der Recha in „Templer und Jüdin" geschrieben und mit der er nahezu dreißig Jahre in glücklichster Ehe gelebt hatte, durch den Tod verloren. Noch krankte sein Herz an dem Verlust, durch den es sich im tiefsten Inneren getroffen und jeglicher Aussicht auf fernere Lebensfreuden beraubt fühlte — da kreuzte Therese Janda seinen Weg. Eine schöne graziöse Wienerin, blond, blauäugig, edel gestaltet, voll Geist, Temperament und Herzenswärme, kam sie, achtundzwanzig Jahre alt, von Prag und London her nach Hannover, um ihr Engagement an der dortigen Hofbühne anzutreten. Ihre pastose Altstimme und feurige Musikseele hatten früher schon Donizettis Interesse erregt; er hätte sie gern für die italienische Oper gewonnen. Im Umsehen ersang sie sich auch in der norddeutschen Residenz die Gunst des Publikums; auch Marschner nahm sie gar bald gefangen. Schon kurz nach ihrer Ankunft, am 17. Sept. 1854, schreibt er ihr:

Mein hochverehrtes Fräulein!

Wie sich gestern das so eigen getroffen! Sie bekamen Besuch und ich — mußte sitzen, d. h. teilnehmen an einer Konferenz, worin das Wohl des Theaters beraten wird; und somit ging ich der Freude verlustig, Sie zu sehen, bei mir zu sehen und Ihrem schönen Gesange zu lauschen. Doch Sie sind ebenso gütig als liebenswürdig und versprechen mir auf morgen Ihren freundlichen Besuch. Mit Sehnsucht sehe ich ihm entgegen und werde von vier Uhr nachmittags seiner harren. Bis dahin, wie immer

Ihr ergebenster Verehrer
Dr. H. Marschner.

Die Kunst brachte sie einander schnell nahe. „Am 10. Oktober," erzählt Therese selbst, „sang ich Marschner a vista seinen ‚Orientalischen Liederschatz' von Bodenstedt vor. Das war ihm etwas ganz Neues, daß ich so prompt vom Blatte las. Dr. J. Rodenberg war auch zugegen. Die herrlichen Lieder entzückten mich so gewaltig, daß ich den Komponisten in meinem Enthusiasmus leider umarmte!"

Bisher hatte Marschner noch keine ernste Neigung für die schöne Sängerin gefaßt; nun aber loderte sie, seinen achtundfünfzig Jahren zum Trotze, rasch zur hellen Flamme empor. Die nachstehenden Briefe, deren erster leider nur als Bruchstück erhalten ist, bezeugen es.

Montag, den 13. Nov., abends 7 Uhr.

Erst jetzt wieder frei geworden (um vier Uhr reiste mein Besuch wieder ab,

worauf ich noch eine Probe abzuhalten hatte), vermag ich zur Feder zu greifen und den Versuch zu wagen, den Gedankensturm zu schildern, den Ihre gestrigen schriftlichen Worte in mir erregt haben. Wohl verzweifle ich fast ob der Möglichkeit und — an Ihrer Geduld. Dennoch muß ich den Versuch wagen, gilt es doch die Rechtfertigung meiner Gefühle nicht nur, sondern auch die ihrer Wahrhaftigkeit und — ihrer Entstehung, die — o zürnen Sie nicht, wenn ich ebenso wahr als offen gestehe! — die Sie ja selbst verschuldet, wenn von Verschuldung in unserem Falle überhaupt gesprochen werden könnte!

Sie sprechen von liebender Verehrung (o süßes, wohlthuendes Geständnis!), ja von Anbetung, die Sie mit freudiger Hingebung, ja mit zärtlichstem Ausdruck dem schöpferischen Geiste, dem hohen Meister so vieler Sie entzückt und erhoben habender Werke, mir, dem armen, ach! so freudlosen Heinrich Marschner, zollen und zu erkennen geben. Und Sie verlangen von mir, dem Überraschten, Erstaunten und von neuer, unbekannter Wonne Durchschauerten, daß ich, gleich einem hölzernen Christus- oder Heiligenbilde, leblos, kalt, starr und unergriffen auf so süße holde Andacht herabblicken und sie teilnahmlos entgegennehmen soll? Das kann nicht Ernst des Mädchens sein, das ich meiner ebenbürtig halte, das ich nicht nur meiner Gefühle, sondern auch des Geständnisses derselben wert erachtete und diese fortan auch ihr erhalten werde. Mein heißes Blut aber, das Sie tadeln und beklagen, fühlen Sie es nicht selbst — Hand aufs Herz! — in Ihren eigenen Adern rollen? Und dürfte es anders sein, wenn wir beide echte Priester unserer Kunst sein wollen? Ist Musik nicht die Sprache des Herzens? Und was belebt und beseelt das Herz anders als das Blut, das Sie verdammen wollen? Alle Pulsschläge des Herzens, sei es in Freude, Glück, Trauer, Schmerz, Liebe, Haß oder Zorn — sind es nicht die Wirkungen der o! so ungerecht verdammten Blutströmungen, auf deren wild oder sanft bewegten Wogen Geist, Genialität und Originalität, kurz all die Genien daherziehen und den Künstler befähigen, Werke zu schaffen und wiederzugeben, die das Entzücken der Menschen, der Stolz der Gottheit sind? — O, mein teures Mädchen! Fühlen wir uns glücklich, mit solchem Blut begabt zu sein, denn uns ist es sichere Bürgschaft unserer Gottbegabung, selbst wenn es uns auch einmal irre oder zu weit führte, was eben auch gut ist, da es uns an unsere Menschlichkeit erinnert und vor Überhebung, Blasphemie bewahrt.

Doch weiter. Sie beklagen, daß ich von Schönheit, von Ihrer Schönheit spreche, zeihen mich so beinahe verpönter Sinnlichkeit, rufen fast Anathema über mein schuldlos Haupt und trauern deshalb, nicht zu wissen, ob meine Gefühle ihre Entstehung Ihrem Geiste oder Ihrer körperlichen Schönheit zu danken haben. Thörichtes Unterscheiden! Soll ich Ihr mich entzückendes geistiges Wesen in seiner mir so schönen Form etwa weniger lieben und ihm — aus Rücksicht für Ihr selbstquälerisches Zweifeln — etwa eine mißgestaltete Form wünschen? Wie thöricht erscheint mir solch Verlangen, an den Priester einer Kunst gestellt, deren erstes Princip Schönheit der Form ist, bleiben muß und bleiben wird. Wohl uns, wenn dieser Sinn stets und überall in uns lebendig bleibt, wie es leider nicht der Fall ist! Nur ein Volk auf Erden gab es, die Griechen, die nicht nur einen Schönheitskultus (die Grazien) erfanden, sondern, von ihm ganz und gar durchdrungen, ihm auch lebten. Wie wichtig solch geläuterte, zur Religion gewordene Kunstanschauung und Annäherung an die nur Schönes schaffende Gottheit selbst der schon sehr entarteten Nachwelt erschien, ergiebt sich schon aus der freilich sich sehr unschön gestaltet habenden Nachahmung des Katholicismus in seinem Heiligenkultus. Freilich genügt er (seit anderthalbtausend Jahren) im allgemeinen noch heute dem gewöhnlichen Bedürfnis der weniger Gebildeten, und in dem schönen Madonnenkultus spiegelt sich noch heute

ein wertvoller Rest griechischer Poesie. Welcher mit Schönheitssinn begabte Mensch aber ist von dem Anblick des göttlichen Apollo in seiner göttlichen Menschenschönheit nicht tausendmal mehr entzückt und fühlt sich der Gottheit näher und verwandter als bei allen Nepomuks und Laurentiussen? Ach nein! Denk ich bei der schaumgeborenen heidnischen, aber schöngeborenen Aphrodite Ihrer, so fühl ich mich mehr Künstler als strafbar! — Doch was bedarf es noch solcher Betrachtungen oder Rechtfertigungen meinem süßen Mädchen gegenüber, das ich als Mädchen wie als gottbegabte Künstlerin gleich liebe und das, vielleicht schelmisch genug, darüber lächelt und denkt: Nun, er hat ganz recht, mich nun einmal gerade so zu lieben, wie ich eben bin, das heißt gut, schön und ihm geistverwandt!

Sie fragen: „Entstand unsere Freundschaft (wie Sie sagen) und wuchs sie durch geistigen oder physischen Einfluß?“ Ich glaube, Sie sind selbst überzeugt (wenn Sie mein ganzes früheres Verhalten prüfen und erwägen), daß ich früher (vor dem Ihnen so verhaßten und mich so entzückenden 10.!) nur untadelhaftes Interesse an Ihnen als Künstlerin und wärmste Teilnahme an Ihrem Gesange, an Ihrer Liebenswürdigkeit und geistigen Regsamkeit gezeigt und gefühlt habe. Wohl dacht ich: Das ist doch ein gar liebes Mädchen, und glücklich muß auch der Mann sein, dem sie Liebe schenkt und Gattin wird! Nicht im entferntesten jedoch kam mir die Anmaßung in den Sinn, dabei an mich zu denken; so wahr Gott lebt!

Die Zeichen Ihrer Achtung und Verehrung für das, was ich geschaffen, sie erschienen mir anfangs — Sie sehen, ich bin offen und ehrlich — mehr als die Wirkung eines jugendlichen, aber schönen Enthusiasmus, wenn nicht vielleicht gar einer gewissen kleinen, häufig vorkommenden Politik, wobei der Hofkapellmeister mehr als der Komponist im Spiele sein mochte. Aber gar bald schwand der kleine, ungerechte Verdacht. Ich sah, hörte und sprach Sie öfter, und mein inniges Wohlgefallen an Ihnen, als Künstlerin wie als Mädchen, wuchs von Tage zu Tage, ohne daß mir jemals der Reiz Ihres Körpers in den Sinn gekommen wäre. Ich freute mich nur Ihrer Freundlichkeit, der offenen, ehrlichen Verehrung des Ihnen werten Meisters und der Originalität Ihres frischen Wesens. Ach, meine Traurigkeit und Verlassenheit, die Ungnade im Himmel und bei Menschen, meine angeborene Blödigkeit, der Argwohn in mich selbst und — meine Bescheidenheit ließen in mir kaum noch einen Wunsch, geschweige denn nur den kleinsten Anspruch an Glück oder nur die kleinste Freude in mir erwachen oder gar laut werden! So lebte ich einsam, allein, ohne Freund oder Freundin, die meinem Geiste oder Herzen nur etwas wären, bis zu jenem 10., und bis dahin schienen unsere Pole nicht feindlich abstoßend gegeneinander zu wirken. Soll ich nun schildern, wie Sie am Klavier nahe neben mir standen, sich immer tiefer in meine Seele sangen, wie Ihre Hand sich — mich magnetisch durchzuckend — auf mein Haupt legte, Ihr geistblitzendes, verständnisverkündendes Auge sich in das meine senkte? — —

Hier bricht der nur unvollständig erhaltene Brief ab. Im nächsten, der Sonntag Abend elf Uhr den 14. Jan. 1855 datiert ist, gestattet der Liebende sich schon das vertrauliche Du. Hier ist er:*

Schlafen kann ich nicht; laß mich dem Papiere meine Gedanken weiter vertrauen, die unsere Trennung von heute mir nicht gestattete mündlich auszusprechen. Wie könnt ich auch schlafen nach einer Stunde wie die eben verlebte, in süßer Nacht, unter heiterem Sternenzelt, wo die Gottheit uns armen Menschen näher als sonst zu sein scheint und Trost und Hoffnung in die arme gequälte Seele lächelt. Ja, wie ich heut mittag schüchtern kaum zu hoffen gewagt, so viel trostreicher, hoff-

* Er wurde in La Mara: „Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten“, Bd. II (Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1887) veröffentlicht.

nungsvoller geht der schwer begonnene Tag zu Ende. Hast du mir nicht gesagt, daß du meine heilige, glühende Liebe zu dir teilst, daß die noch mögliche Beseitigung deiner Bedenken zu hoffen ist? Ach, alles das, der sanfte, liebevoll tröstende und beschwichtigende Ton deiner stets seelenvollen Stimme, wie hat er die ungestümen Wellen meiner Zweifel gesänftigt und wieder etwas Ruhe, Vertrauen und Glauben in mein Herz gesenkt! Dank dir, süßes Lieb, auch dafür!

Hast du nicht schon auch einmal deinen Blick dem Sternenheer in heller Nacht zugewendet, an ihren Strahlen dich erfreut, die Bedingungen ihres Seins, ihre unermeßliche Anzahl und in diesem allen die Allmacht, Weisheit und Liebe Gottes bewundert und deine Seele hoch erhoben gefühlt? O gewiß! Nun, ein ganz ähnliches Gefühl erfüllt mich seit kurzem bei Betrachtung eines noch größeren Wunders von Gottes Schöpfung. Das ist der Mensch, das bist du! Seit Gott meinen Blick auf dich gewendet, mich dein Inneres hat erkennen lassen und so mich mit einer neuen, wunderbar beseligenden Offenbarung begnadigt hat, erscheinen mir deine schönen Herzens- und Geistesgaben, deine ebenso edle als feurige Begeisterung für die Kunst, deine Talente, dein Edelsinn, deine Güte, deine Sympathie für alles Gute, Edle und Schöne, deine liebende Hingebung an mich, den dir in allem diesen so Gleichfühlenden und Gleichdenkenden, wie ebensoviele Sterne und Wunder Gottes, die mein Staunen und Bewundern (gleich jenen) in Anbetung seiner Größe und Güte verwandeln und darin seinen Finger und Willen erkennen lassen, daß er uns — die wir beide einander so bedürfen — zusammengeführt, unsere Herzen sich erkennen ließ. Ja, an diese Offenbarung glaube ich, muß — will ich glauben, oder es giebt überhaupt zwischen Gott und Mensch kein Band, kein geistiges Bündnis. Dies zu denken aber wäre Blasphemie, und deren bin ich nicht fähig. Aber auch du sollst in mir alles das finden, was die dir geschlagenen Herzenswunden heilt, deinen Geist läutert und erhebt, dein Kunstgefühl erhebt und befriedigt. Durch den Austausch unserer Seelen soll die deine neue Stärke, Ruhe und Frieden (die du Ärmste auf immer verloren wähnst) finden und in unserer Vereinigung Halt, Kraft und wirkliches Erdenglück. Für die jugendlichen Fehlgriffe deines Herzens, dem elende Männer so weh gethan, führt Gott dir nun ein treues, wahr und aufrichtig liebendes Herz zu, das du nicht verschmähen darfst, denn er selbst will es ja so. Oder meinst du, er habe, nur um uns beide so grenzenlos elend zu machen, so wunderbar uns aus Süd und Nord zusammengeführt? Meinst du, straflos Gottes Güte, die dir Glück darbietet, von dir weisen zu dürfen, eigensinnig einen Schritt thun zu können, der — wenn du mich im Herzen hast — dich als Gattin eines anderen Mannes (und auch ihn) dein Lebenlang unglücklich machen wird? Begehrt er dich als Gattin, so begehrt er auch dein Herz, muß es begehren und besitzen, wenn er nicht — entsetzlich getäuscht und verraten — auf ewig unselig werden will. Und du, nicht nur mit der Glut deiner Seele, deiner Phantasie und deiner Künstlerseele, nein, du mit deiner Redlichkeit und deinem edlen Stolze, mit dem Adel deines Geistes, wie willst und kannst du (mit dem Phantasiebilde eines anderen im Herzen) einem Ungeliebten, Herzbegehrenden das gewähren, was nur Liebe der Liebe giebt und nur dadurch seine göttliche Weihe erhält? Nein, Therese! Das wäre Sünde, kein Edelmut, kein Pflichtopfer, kein von Gott oder Menschen gebilligtes, und was noch schlimmer, es wäre unmoralisch. Verzeihe, du Licht meines Lebens, daß ich in dieser heiligen — durch dein Geständnis deiner Gegenliebe mir zur wahrhaften Weihnacht gewordenen — Nacht so unumwunden offen zu sprechen mir erlaube! Nicht betrüben, nicht kränken möchte ich dich, um alles in der Welt nicht. Aber ist es mir jetzt, im Besitz deines Vertrauens, nicht heiligste Mannespflicht, dich im Kampfe deiner Seele treulichst zu stärken, dein Meinen und Glauben

zu klären, dich zu beruhigen? O Therese! Gedenke zunächst der heiligen Pflicht gegen dich selbst, die dir gebietet, dein eigenes Glück zu berücksichtigen und es nicht rettungslos auf ewig von dir zu stoßen. Noch weiß ich ja nicht alles und was dich so bindet. Aber soviel ich errate, hast du in schmerzlicher Zeit, von Liebe und Treue verraten, einem dich rettenden und edlen Manne aus Dankbarkeit (und daran verzweifelnd, jemals wieder zu lieben und einen deiner Liebe und Hingebung werten Mann zu finden) einstens deine Hand versprochen, was deinem ganzen, oftmals so kurzgefaßten energischen Wesen so ähnlich ist! Ach, armes Kind! Du trautest dir da mehr Kraft zu, als du besitzest, und verkanntest dein liebes Herz, das damals so schwer verletzte und doch ewig warm schlagende, gar sehr. Du vergaßest, daß Gott dich zur Künstlerin geschaffen, daß, mit lebhaftester Phantasie begabt, Enthusiasmus (vom Scheitel bis zur Sohle) dein Inneres ganz erfüllt, Wahrnehmung alles Schönen und Guten nicht nur, sondern auch die einer wahren, edlen und treuen Hingebung dein totgeglaubtes Herz aufs neue heftig und liebend schlagen und dein feurig Blut (die Seele aller Kunst) heißer durch die Adern laufen machen würde. Ich, dessen Seele die deinige in tiefster Tiefe erkannt zu haben glaubt, ich kann dich und dein Handeln wohl verstehen. Es lag ein gewisser Edelmut, ein scheinbar großmütiger Entschluß, Entsagung, Resignation zu Grunde, und die plötzliche Ausführung so edelmütigen Entschlusses entsprach ganz dem enthusiastischen Naturell deines Charakters. Gottlob! — so rufe ich — daß es bislang nur bei dem Versprechen blieb; denn dadurch scheinst du nach Gottes Willen mir aufbewahrt. Wärest du damals gleich die Gattin des Mannes geworden, dem du dich versprochen, dann hätte es gut gehen können; deine enthusiastische That hätte dir Ersatz für den Mangel wirklicher Liebe im Stolz befriedigten Edelmuts geboten, deine Pflicht hätte dich vielleicht vor neuen Stürmen des Herzens bewahrt und dein Herz wäre durch treue Erfüllung bürgerlicher Verpflichtung, durch wirtschaftliche Besorgung des Hauses und — o, fast kann ich's nicht denken! — durch Erziehung deiner Kinder ruhig und — glücklich geworden, was man so im bürgerlichen Leben glücklich nennt. Aber vor solcher Allgemeinheit hat Gott und dein künstlerisches Streben dich noch bewahrt. Ja, du bist zu einem geistigeren, höheren Leben geboren. Dein Geist nicht nur sucht täglich neue Nahrung, o nein, auch dein Genie, dein Talent, deine künstlerische Seele dürstet nach einer gleichen Natur, an die sie sich anlehnen, stützen und immer höher emporranken kann. Und, bei Gott! eine solche nur findest du in mir und hast sie gefunden! Nur einen solchen Mann kannst du wahrhaft beglücken, der deinen Geist, das Unnennbare, das dich zu dem macht, was du bist, zu begreifen und mit dir in all die Höhen deines Geistes zu fliegen, in alle Tiefen deines Herzens herniederzusteigen vermag; nur durch solch ein Wesen kannst du selbst all das Glück finden und erhalten, nach dem deine hohe Seele so mächtig sich sehnt. Und dies Geschick zu erfüllen, ist deine Pflicht, denn es ist deine Natur, deine von Gott dir auferlegte Bestimmung. Jedes Mädchen läßt seinen Beruf unerfüllt, das sich nicht vermählt; denn es ist Unnatur, gleichviel aus welchem Grunde. So auch darfst du deinem Naturberuf nicht widerstreben, denn es wäre ein Verbrechen gegen die Natur. Laß mich den Fall setzen, du erfülltest dein Versprechen. Was wären die Folgen? Nun, du würdest mir den Tod geben, dich selbst aber — obwohl edel Wort haltend! — und auch deinen Erwählten elend und unglücklich machen. Also wir alle drei würden unglückselig sein für diese Welt!

Was aber geschieht, wenn du der Stimme der Natur, deines Herzens, deiner Begeisterung folgst und — mich wählst? Dein — so lange schon an Entbehrung gewöhnter, geduldiger — Freund wird dadurch nicht glücklich, vielleicht sehr traurig und unglücklich werden; aber ich, ich werde überselig, und du selbst, ja auch du wirst so glücklich werden, als mein

redliches Streben, dich zu beglücken, meine Geistes- und Seelengaben, die heiße brennende Liebe meines Herzens es vermögen! Hieraus resultieren also: zwei Glückliche und nur ein Unglücklicher! — Ach, Therese! Verweise mich nicht an den Himmel, an ein Jenseits, wo du mein sein willst! Was ist Himmel, was Jenseits? Nur im guten, glücklichen Menschen liegt der Himmel (und auch im bösen die Hölle), den ein frommer, kindlicher und ach! so süßer Glaube ins Jenseits versetzt. Für die Masse schwacher Seelen und Nichtdenker mag er ein unnennbar tröstender Gedanke sein und ist es auch sicherlich. Meine Vernunft jedoch vermag ihn weder zu fassen, noch zu begreifen. Zwar lehrt ihn Christus, der göttliche Menschenreiniger, auch, und die Völker aller Länder und Zeiten hatten das gleiche Bedürfnis nach ihm. Ach, und mit welchem Recht! Welcher Trost, welche Hoffnung bliebe ohne diesen Glauben der Armut (also der Mehrheit der Menschen)? Wo bliebe ohne solchen Hinweis dem Glücklichen, dem Reichen der Schutz vor dem sich empörenden Elend? Wenn Christus selbst, dieser Inbegriff aller göttlichen Liebe, vom Paradies (das er selbst dem Schächer und Verbrecher zur Seite verheißt) und Auferstehung von den Toten spricht, wenn seine gutmütigen, redlichen Schüler und Jünger von Himmelfahrt und anderen Wundern berichten, so muß man bedenken, daß sie Orientalen waren und es liebten, in Hyperbeln und Parabeln — kurz, in Bildern, stets mit einiger Übertreibung zu sprechen. Diese, von herrschsüchtigen Priestern zu eigennützigen Zwecken als unumstößlich göttliche Wahrheiten proklamiert, haben ihnen bei dem (mindestens nach zukünftigem Glück) hungrigen Pöbel aller Zeiten einen heiligen, unantastbaren Glauben verschafft, durch den er lange, lange Zeit niedergehalten werden konnte. Gleich anderen Vorurteilen aber wissen auch noch die meisten unserer Mitmenschen, trotz besseren Einsehens, dieses kindischen, aber so beruhigenden Glaubens nicht ledig zu werden, greifen in höchster Angst — das andere fürchtend — selbst danach oder erachten einen solchen Hinweis — wie selbst du! — für den süßesten Trost. Ach, meine Therese! Ferne sei es von mir, solch beruhigenden Glauben dir zu rauben, zumal ich selbst das größte Bedürfnis danach empfinde und ich dir keinen vollgültigen Ersatz dafür zu geben weiß. Aber meine Vernunft negiert ihn nun einmal, so wie alle kühnen Denker. Hegel sagt: Ich bin ich, also Gott. Was ist, ist gut, weil es ist. In diesen Sätzen liegt ebensoviel Geist als Wahrheit cum grano salis, das heißt, wenn man es nur recht versteht.

Sagt die Heilige Schrift (in ihrem ersten Teil oft sehr unheilig) nicht auch: Gott schuf den Menschen zu seinem Ebenbilde? Berechtigt das uns nun, ihn sich uns in Menschengestalt, etwa wie Jupiter oder Zeus oder als Odin u. s. w. vorzustellen? Nun, dann kann uns armen Menschenkindern nur die Gabe der Vernunft — dies höchste Attribut der Gottheit — Gottähnlichkeit verleihen, und diese, mit ihren Voraussetzungen, Konsequenzen und Schlüssen, gleich mathematischen Lehrsätzen, unwiderleglich, lehrt uns, einen solchen Glauben z. B. zu verschmähen, in uns selbst, durch fortdauerndes Ausbilden der Seele und alles Wahren, Schönen und Guten, den verheißenen Himmel aufzubauen, sich und andere zu beglücken, alle edlen Freuden dieser reiche Gaben spendenden Erde froh zu genießen und das übrige — wozu unsere höchste Gabe aufhört, uns Verkündigerin und Leiterin zu sein — der liebenden Gottheit zu vertrauen.

So betrachtet, ist das menschliche Ich sein eigener Führer, Richter und Gott, so ist alles gut, was ist, wenn — und weil es so ist.

Nun frag ich dich, geliebtes Herz, ob in vorstehendem, das heißt in meinen früheren Äußerungen (vorausgesetzt, daß nicht andere Gründe deinem Versprechen unterlagen) irgend etwas gegen das höchste Gesetz des Menschen, „die Vernunft“, und gegen das Gefühl liegt? Ob ich unrecht habe, nach dem Himmel, der sich mir bie-

tet, zu greifen und seinen Besitz, dich, mit aller Kraft der Seele zu erstreben? Ist es nicht Kränklichkeit des Gefühls, aus sogenanntem Edelsinn einem Glück zu entsagen, das ich, mit Überwältigung ebenso kränklicher Rücksichten und menschlichen Herkommens, ergreifen, besitzen kann? Sind wir zwei gewöhnliche Menschen? Gelten für uns kranke Gesetze elenden, gleichgültigen Herkommens, wo unser innigstes Seelenglück, die Erfüllung unseres Geschickes, ach! unser alles in Frage steht?

Doch, schon schlägt es drei Uhr, die Lampe will kein Licht mehr geben, und ich zittere vor Frost. So will ich für heute auch noch zu Bette gehen, das dich vielleicht schon lange wärmt und deinen süßen Leib verhüllt. O, könnt ich bei dir sein, dich küssen und Lieb und Trost dir zuflüstern! — Wie werde ich frieren, und ach! wann, o wann werde ich Frieden finden?!!

Gute Nacht, gute Nacht! Schlafe, o schlafe einmal und träume von

deinem treuen H.

Drei Tage später, am 17. Januar 1855, schreibt er ihr wieder:

Meine himmlische, grausame und trotzdem ewig geliebte Therese!

Verzeihe, wenn ich gleich heute deinem Rate oder Gebote, „dir nicht alle Tage zu schreiben", zuwiderhandle! Aber verbiete mir zu atmen oder zu denken, es würde ebensowenig zu lassen sein. Darum ergieb dich „ruhig" in dein Schicksal, zu hören, und höre.

Wie du sehr richtig sagst, bedarf ich ja fürs Leben sowohl wie für die Kunst einer liebenden, mich leitenden Amme, die mein Thun bewacht, es tadelt oder ermuntert. Nun, diese bist du mir jetzt und sollst es, solange ich überhaupt noch deren bedürftig sein werde, auch bleiben, um so mehr als ich (dies doch als eine Wahrheit) behaupten darf: daß dir das innige Freude und Wonne zu machen scheint. Dein dich tief in mein Inneres (meinen schaffenden Geist) Versenken, dein Mitschaffen, Mitdenken und -Fühlen, all dies Hin- und Hererwägen — ach, dies alles muß dich so mit mir identifizieren, muß ein Band um uns schlingen, das zu zerreißen dir starken Seele ebenso unmöglich werden muß, wie mir es längst schon gewesen ist. Und liegt nicht auch eine höhere Wonne in dem Gefühl und Bewußtsein, durch deinen geistigen Sonnenschein, durch deine Herzens- und Gefühlswärme die Blüten meines Geistes zu stets schöneren, duftigeren und anmutigeren Blumen zu reifen und zu zeitigen und so die Schöpferin, die alma mater eines Geistes zu werden, der mit unsterblicher Liebe und Dankbarkeit dafür sich dir ganz hingiebt? Möglich, daß du auch darüber kühler denkst (als fühlst!); ich aber, meiner ganzen Natur nach, kann nicht anders denken, nichts anderes fühlen und sehnen, als ebenso ganz und gar in dir aufgehen zu können. Nennst du das Sinnlichkeit, nun denn, dann sei es so. Ja, dann bin ich sinnlich und gestehe es ebenso gern als frei, daß ich nur als Gatte mit dir vereint auf Erden Ruhe, wahres Glück und Frieden noch finden werde. Nach meiner Empfindung liegt mehr Kühnheit als Sinnlichkeit in diesem Herzensbegehren! Wäre ich nur sinnlich, das heißt, begehrte ich nur nach körperlichen Genüssen, bei Gott! dann hätte die Welt mir nicht so viel, aber gern ertragene Entbehrungen, dagegen aber sehr viel selten versagte Genüsse geboten. Daher fühle ich mich solch hartem Vorwurf gegenüber keusch und rein, wie du nur, die keuscheste Jungfrau, dich fühlen darfst. Ekel nur ergreift mich schon bei einem solchen Gedanken, selbst gegen einen Mann, der ohne Liebe, ohne geheiligte Berechtigung nach solchen Genüssen strebt, und ein unendliches Weh durchschmerzt mein ganzes Wesen, von der Reinen, von der so hochgeliebten und hochgeachteten Erwählten meines für Reinheit, Liebe und Kunst schwärmenden Herzens so tief verkannt, geschmäht zu werden. Mehrmals schon habe ich mein ganzes Fühlen gegen dich in dieser Hinsicht auch zu erläutern und zu rechtfertigen getrachtet. Mehr

noch darin zu thun, halte ich unserer beider nicht würdig; und bedürfte es dessen dir gegenüber immer noch, dann müßte ich die Fortsetzung eines solchen Strebens — solchem Unglauben gegenüber — nur für Sisyphusarbeit erklären und fortan — wie es für mich doch am besten wäre! — dir ganz ferne bleiben. Und ach! — das kann ich ja nicht, wie du noch gestern behauptetest. Trieb es mich nicht gestern abend noch, ach! mit unwiderstehlichem Ungestüm, stundenlang auf der Straße umher, nur um dich, Geliebte, noch einmal zu sehen, vielleicht noch einen Ton deiner süßen Stimme zu hören? Und wurde meine Beharrlichkeit nicht wirklich belohnt? Ach, du sagtest mir einmal: „Harre und hoffe!“ Diese Zauberworte tönen mir unablässig in Ohr und Herzen und lösen am Ende immer wieder die zuweilen von dir um Geist und Herz gelegte starre Binde, und was und wie es auch kommen mag, solange als nicht alles vorbei ist, will ich an sie mich klammern, um vor Verzweiflung mich und vor Wahnsinn zu schützen. Daß ich dazu kommen kann, weißt du; denn nur wer keinen Verstand hat, kann keinen verlieren.

Wenn ich alles, was ich nur seit gestern gedacht, dir mitteilen wollte, würde ich dazu Monate und ganze Ries Papier nötig haben. Dein Brief, den du gestern selbst mir gebracht — ich weiß nicht, ob du seine Schwere ganz und gar und sine ira et studio erwogen hast — ich kann und mag ihn heute nicht beantworten, selbst mit Aufopferung einiger — es ist kaum zu denken! — humoristischer Einfälle, die mir dabei zur Rettung meiner selbst in den Sinn kamen, aber aus Liebe und Achtung nicht aus der Feder fließen sollen. Es betrifft nicht deine philosophischen Bemerkungen und Erwiderungen, zu denen, namentlich zu den religiösen vom Jenseits, Wiedersehen &c., ich mich von Herzen gern selbst bekennen möchte. Ist denn so ein Gedanke vom jenseitigen Wiedersehen, von solcher Freude und Wonne, von himmlischen Freuden und Belohnungen (an Hölle und ewige Strafen glaube ich nun erst gar nicht!) nicht viel herzerquicklicher als der an einen Tropfen göttlichen Geistes (der uns eben zum gottähnlichen Menschen macht) und der beim Zerfall der Maschine wieder in das Meer des göttlichen Fluidums zurückflieht? Könnte ich an ersteres fest, mit Sicherheit glauben, wie gern und rasch würde ich suchen, in solch erwünschtem Paradies mir einen Sperrsitz zu sichern; denn nach solch rein menschlicher Voraussicht ist und bleibt man doch gern in gewohnter guter Gesellschaft und lebt nicht gern mit Krethi und Plethi. Aber wie selten stirbt solch ein Gläubiger ruhig und ohne Besorgnis! Was für Umstände machen die meisten von ihnen und sorgen für alle möglichen Certifikate, Paßkarten und Sittenzeugnisse. Freilich auch Philosophen sterben nicht gern. Sie wissen wohl warum! Wer giebt ein mehr oder weniger angenehmes Besitztum für ein — ich will nicht sagen Nichts, wohl aber für solche Ungewißheit auf? Gewiß nur ein Narr oder ein Unglücklicher, der vom Leben nichts mehr, was sein Herz erheben oder erquicken kann, zu hoffen wagt. Ach, wie gern stürbe ich! — Zweifle nicht, ich prahle nicht! Tausendfach habe ich vor dir mir den Tod gewünscht. Jetzt hätte ich gern mit dir gelebt, o wie gern! Und weshalb nicht? Nun aber sehne ich mich mehr als je nach Freund Hain und seiner Heimat, wo mein armes Herz nicht mehr solche Martern (gleichviel, ob du's reelle oder eingebildete nennen magst; denn was meine Phantasie auch geschaffen oder geträumt, es ist immer wirklich gewesen!) zu ertragen haben wird. O komm, du holder, langer, langer Schlaf, von dem kein Erwachen zu fürchten, vielleicht aber doch ein süßes langes Träumen zu hoffen ist!!!

Was mich eigentlich bewog, dir heute zu schreiben, zu meinem Schrecken sehe ich's, kommt erst als Postskriptum zu Tage. Ich habe nämlich diese Tage sehr fleißig gearbeitet, freilich weniger mit Interesse an der Sache selbst, als an einen dabei mir stets vor und neben schwebenden, mir sehr teuren, lieben Engel denkend. (Sieh

nur, wie gläubig fromm ich werde, ich glaube schon an Engel!) Von dieser Arbeit nun (es ist das bißchen Musik zu „Margret“*) möchte ich von dir, meinem Kriterion, hören, ob ich den passenden Ton getroffen und die das Interesse am Stück selbst nicht störenden, eher fördernden Melodien gefunden und was ich etwa zu ändern habe? Mit heißer Sehnsucht einer Nachricht harrend und die Musik sendend

Dein treuer H.

Eine ruhigere Sprache reden die beiden nächstfolgenden Briefe, deren letzter sogar einen humoristischen Ton anschlägt, um die durch ein Unwohlsein für mehrere Tage ans Zimmer gefesselte Therese zu zerstreuen und aufzuheitern.

Dienstag, den 23. Jan. 1855. Mittags zwei Uhr.

... Ich harrte und harrte, stets in Erwartung des „Burgfräuleins“ mindestens, bis dann endlich (spät genug) und doch auch wieder viel zu früh die Kunde von deinem hoffentlich rasch vorübergehenden Unwohlsein eintraf. Kurz zuvor hatte ich Brief von Platen,** worin er mich um Direktion des Gesanges im nächsten Konzert bat. Er verlangt ein Quintett und Sextett aus Così fan tutte. In letzterem mußt du mitsingen, wenn die Aufführung möglich gemacht werden soll. Anfangs war ich toll über die unbedeutende dir gestellte Aufgabe. Bald aber besann ich mich; ich ging zum Grafen, stellte ihm kurz das vor und verlangte für dich, daß du dafür im fünften Konzerte bedeutender beschäftigt werden müßtest. Er ging sogleich und auch bereitwillig darauf ein, und du wirst nun im fünften Abonnementskonzert das „Burgfräulein“ und den „Morgentau“ singen. Himmlisch! Du und ich, ich und du! Als ich nach Hause kam, fand ich beifolgende Dichtung von Rodenberg vor. Ich sende sie dir, weil ich glaube, sie macht auch dir Freude. Ich habe darüber geweint. So viel Liebe macht mich sehr weich. — Sende mir das Gedicht heute abend wieder, das heißt, wenn du willst, denn was du auch thust (in dieser Art!), mir ist alles lieb!

Jetzt werde ich halb drei Uhr mit Malsburgs zu Mittag essen und abends mit ihnen ins Theater gehen. Aber wo ich auch sei, immer nur dein gedenken.

Dein H.

Tausend Küsse, solche verschlimmern ja nichts!

Mittwoch, den 24. Jan. 1855. Nachm. drei Uhr.

Hast du, meine liebe, süße, launische Kranke, Phantasie genug, dir ein Zimmer voll weinender Säuglinge, ein Nest voll junger, vor Hunger heulender Wölfe und Hyänen zu denken, so hast du ein Bild von Augusts* Vortrag einer Haydnschen Symphonie auf der Geige, unter dessen süßer Einwirkung ich es versuchen soll, mit dir das süße Geplauder von heute mittag fortzusetzen. Dabei kann ich vor Frost kaum die Feder halten, kaum die Maulklapperei zum Stillstand bringen, da die holde Jetti zwar den Ofen voll Kohlen gesteckt, aber das Feuer vergessen hat, auch sonst weder zu errufen noch zu finden ist. Hätte ich mindestens nur Fliederthee zu trinken, nach dem man ja schwitzen soll, so wäre mir geholfen; aber bei nur einer Flasche Pumpenheimer wird man nicht so leicht warm. Ja, gönntest du mir das gewisse liebe heimliche Plätzchen deines toten Lieblings Canarius, da sollte mir es wohl auch selige Wonne sein, an deinem Röschen mich tot zu picken. Aber freilich, mich kann man nicht so mir nichts dir nichts in irgend ein Winkelchen stecken, sei es noch so süß und geheim und thäte man es noch so gern; denn ohne eine gewisse verräterische Bauschung zu verursachen, würde die Sache doch wohl nicht zu bewerkstelligen sein... Wenn ich nun nach der heutigen Wahrnehmung denken muß, wie unangenehm dir mein Schwärmen ist und (für jetzt vielleicht nur) meine Stellung etwa als lustiger Rat nur eine lieb-

* „Waldmüllers Margret,“ Liederspiel von Julius Rodenberg, das Marschner komponierte.

** Graf Platen, Hoftheaterintendant.

* Marschners Sohn.

samere werden kann, so soll mich's gar nicht wundern, wenn ich in wahnwitziger Verzweiflung und Zerstreutheit eines Abends all meine unaussprechlichen Hüllen zärtlichst ins Bett lege, mich selbst aber über die Stuhllehne klappe und anderen Morgens sich gar nichts mehr zusammenfindet. O Bild des Grausens! Jammernswerter Fall menschlicher Größe!

Na, das wird wieder ein Lachen über obgesagte Verzweiflungsstellung geben! Immerhin, dient es nur dazu, dir ein Minütchen wegzuscherzen, so soll es mein alt-treues Herz baß erfreuen. 's wird eben eine Freude wie ein Lächeln unter Thränen sein. Aber sind wir überhaupt nicht Kinder mit Weinen und Lachen in einem Säckchen? Traurig, daß ersteres bei mir angefangen hat, zu prävalieren, und in gewissen Augen, die mir Sterne des Lebens geworden sind, sogar meine Männlichkeit in Verdacht gebracht hat. So sollte es also wahr sein, daß nur der — Kühnste der Glücklichste wäre, daß auch eine Resi die Gemütsweichheit eines (sonstiger Seelenstärke nicht ermangelnden) Mannes ihr gegenüber mißdeuten und die tausend sie erzeugenden Motive nicht erkennen könnte? — Unmöglich!!!

Nicht philosophieren wollte ich heute oder vielmehr melancholisieren — nein, nur darthun, wie scharf zu hören ich vermag und wie gewichtig jeder Laut der süßen Stimme meiner Resi in mein Ohr tönt. Und nun sei es genug, damit mein manchmal auch recht ungeduldig werden könnendes Lieb nicht bös wird. O, sei nur recht sanft und gut, mein liebes Herz, hab mich lieb, ach recht lieb, so sehr du kannst (?). Seit du mich zu neuem Leben erweckst, seit der Strahl deines Auges, die Sonne deiner Liebe mein Herz erwärmt, kann ich sie nicht mehr missen!

Aber, bei Gott! das ist nicht mehr zum Aushalten! Bis vier Uhr quälte mich August mit Geigen, jetzt peinigt er mich mit Czernyschen Klavierübungen, und dafür muß ich noch viel Geld zahlen. Da soll ich nun erheiternde Briefe schreiben, Grillen vertreiben, Stirnfältchen glätten und lange Abende verkürzen. Aber — als hätte sich heute alles dagegen verschworen — kaum sind die Musikinstruktoren glücklich fort, so — kling, kling — kommt schon wieder der lateinische und bringt mich vollends aus dem Text, ganz in Verzweiflung; denn nun ist es mit aller Möglichkeit, etwas Vernünftiges zu schreiben oder zu denken, rein vorbei. Und doch, wie viel hätte ich noch mitzuteilen aus meiner Seele Fülle! Aber die ruhige Fortsetzung dieser Zeilen muß ich der stillen Nacht vorbehalten. Wenn alles zur Ruhe (nach der ich seufze!), dann denke, daß ich neben dem wohlgeheizten Ofen in meiner Sofaecke (die du mir zur seligen Erinnerung geweiht!) sitze und versuchen werde, meinen bei dir weilenden Gedanken Worte zu geben. Schlag zehn Uhr sitze ich, vorher aber muß ich noch bei Madame Ahles von acht bis dreiviertel zehn einen blauen Karpfen verzehren helfen, weshalb sie heute viermal zu mir geschickt. Du brauchtest nicht eifersüchtig zu sein, wenn du sie kenntest. Aber sie hat mich auf ihre Art wie einen alten Freund lieb und füttert mich gern, womit ihre Leidenschaft befriedigt ist. Könnte ich dich doch einmal eifersüchtig machen! Ich möchte wohl wissen, was du darauf antworten würdest, wenn du antworten wolltest. Überhaupt könnte in unsere Korrespondenz weit mehr Ordnung kommen, wenn du liebtest, immer das zu beantworten, was in der meinigen steht. Doch genug. Als schönen Ersatz für mein schlechtes Geschreibsel sende ich dir meines geliebten Bodenstedts „Ada“. Morgen früh schreib ich dir mehr und hoffe auch auf ein kleines „Dreizipfel“*, das du so hübsch zu machen weißt. Schlafe ruhig und — denke meiner!

Gute Nacht! gute Nacht! du süßes, süßes Lieb.

Dein H.

Hunderttausend Küsse; in natura weniger.

Wenn ich morgen früh elf Uhr auch Probe von „Heiling“ halte, so laß dich dein

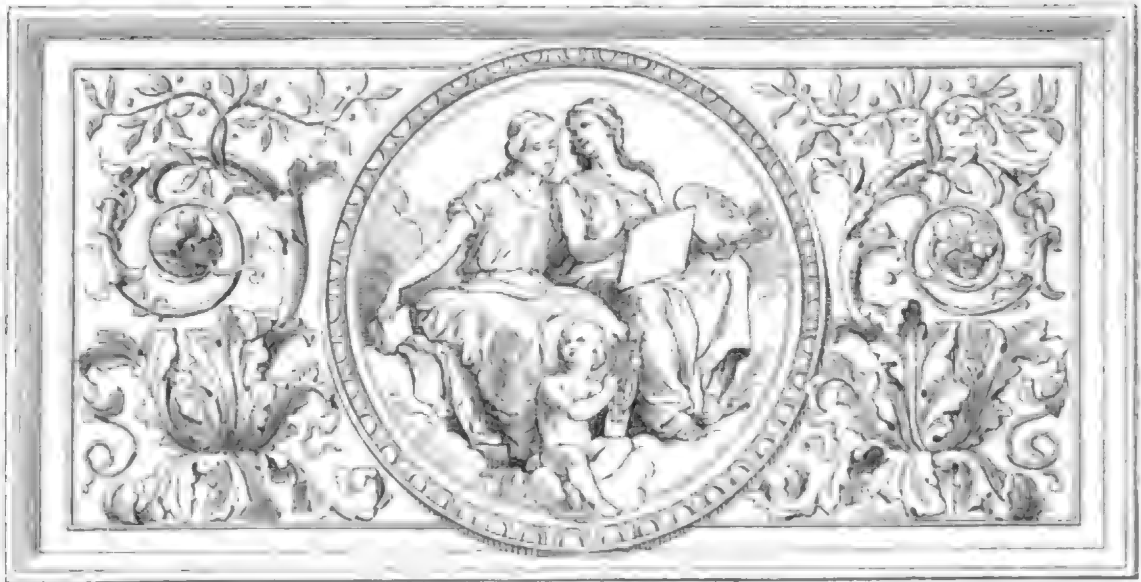
* Halstuch.

Davonbleiben nicht ängstigen. Ich nehme Clement und die Geistbardt vor und habe mit Platen auch deshalb schon gesprochen. Therese wird deshalb „Heiling" nicht stören und sein Entstehen verspäten. Ach, wie freue ich mich auf ihn! Er soll und wird mich dir — ach, vielleicht wieder näher bringen, mich vielleicht dir lieber machen! Denn ach, nur so, nur so kann ich dir lieb sein! Ich möchte gern so viel sein, alles für dich, zu deiner Ehre, zu deinem Glanze — für deine Liebe. Was sonst geht es mich an? Verständest du mich! — Darf ich morgen nach der Probe oder (lieber) vielleicht den Abend zu dir kommen? Ach, ohne dich ist der Tag, die Nacht, das ganze Leben so unerträglich lang!

Damit enden die uns aufbewahrten Briefe. Nur mit wenigen Worten sendet Marschner noch am 7. Februar „der holden Meisterin, der so lieblich verkörperten Muse des Gesanges, Therese Janda, als ihr in Apollo verwandter Kunstgenosse, für ihre herrliche, begeisternde, durch und durch gelungene Darstellung der Rosine die aufrichtigste und enthusiastischste Anerkennung und edles Traubenblut, um auf Thereses ewiges Wohl zu trinken."

Als sie diesen letzten schriftlichen Gruß empfing, war sie bereits Marschners Braut. Noch ehe der Januar zu Ende ging, hatte sie, sein heißes Begehren endlich erhörend, das bindende Wort gesprochen. Kurz darauf warb ein englischer Herzog um ihre Hand. Doch wahrte sie dem deutschen Künstler die Treue. Sie ward, nachdem sie im Mai für immer von der Bühne Abschied genommen, am 10. Juni 1855 die Seine. Bereuen durfte sie es nicht: ihr wurden sechs Jahre des Glückes an seiner Seite gegeben, denen nur Marschners Tod am 15. Dezember 1861 ein Ende bereitete. Seinen Namen führte sie fort, auch nachdem sie, einer Berufung als Gesangsprofessorin an das Konservatorium ihrer Vaterstadt folgend, mit dem Wiener Kapellmeister Dr. Otto Bach 1864 einen zweiten Ehebund geschlossen hatte. Nie gedachte sie des edlen Meisters, dem sie einen späten Liebesfrühling geschenkt, anders als in treuer dankbarer Zuneigung. Anziehend und rührend war es, sie von ihm erzählen, sie ihrer Tochter Lora* — ihrem jugendlich schönen Ebenbild — seine Lieder begleiten, sie noch wenige Monate vor ihrem Tode mit thränenvollen Augen in traulichem tête-à-tête die Briefe vorlesen zu hören, in denen er ihr einst sein ganzes altes und doch junges Herz zu Füßen gelegt. Am 2. Oktober 1884 ging auch sie dahin, auf Nimmerwiederkehr. Ihr herrliches Vermächtnis sind diese Briefe.

* Ihre älteste Tochter zweiter Ehe — die erste blieb kinderlos — folgte unlängst einem in Amerika lebenden Neffen Marschners, Alfred Marschner, als Gattin über den Ocean.



Um den Glanz des Ruhmes.

Bilder, fast nach dem Leben gezeichnet

von

Salvatore Farina.

Offener Brief

an den teuren Freund und Kunstgenossen
Giovanni Faldella.

Erinnerst du dich noch? Als wir im vergangenen Jahr eines Tages das sonnige Land der Kunst durchstreiften, froh, beisammen zu sein, weitab von den staubigen akademischen Heerstraßen, die durch einen Platzregen allerneuester Kunst nach und nach zu Pfützen werden — da kamen wir auf die Schroffheit zu sprechen, mit welcher manche zwischen der leichten, der Unterhaltungslitteratur und — jener anderen unterscheiden, die sie im Gegensatz dazu als die große, die gelehrte, erleuchtete, ernste hinstellen.

Wir äußerten den Verdacht, daß jene hocherhabene, jene gehaltvolle Litteratur in den meisten Fällen nur groß in ihrer Anmaßung sei, und ich ging so weit, zu behaupten, daß sie zuweilen einfach possierlich ist, worin du mir recht gabst. Wir bekräftigten die Behauptung durch Beispiele, welche uns so zum Lachen reizten, daß die Grillen in den nahen Bäumen davor verstummten.

Wir musterten dann das ganze Gebiet der Kunst, bis wir allmählich zu der unserigen gelangten. Und hier verweilten wir, um übereinstimmend die Beschränktheit einer gewissen, für gewöhnlich überaus strengen Kritik zu beklagen, die in Entzücken gerät, oder sich wenigstens so stellt, wenn sie in den Archiven eine nichtssagende Erzählung aufgefischt hat, in der weder Gedanken, noch Kunst, noch Stil zu finden sind; wir bedauerten mit ausgelassener Laune eine anmaßungsvolle Berühmtheit, jenen Kritiker, welcher bei einer Gelegenheit der Prosa jeden Wert absprach, um ihn ausschließlich der gebundenen Rede beizulegen, und ein anderes Mal gegen den Roman und die Romandichter herzog, wobei der Mann uns alle in einen Topf warf, und der schließlich, wenn er es noch nicht gethan hat, erklären wird, daß die Kunst nichts anderes ist — als er allein.

Aber wie kann man nur, sagten wir, eine solche Geringschätzung irgend einer litterarischen Form im Ernst aussprechen? Daß der Roman eine gefällige und populäre Form ist, könnte ja dem „vor Gelehrsamkeit närrischen Völkchen“ (wie du es nanntest), das nur die trockenste Nahrung sucht, als ein Unheil erscheinen; aber wer noch einen Zollbreit Gehirn unter seinem Cylinder birgt, muß doch zugestehen, daß, wenn alle litterarischen Formen irgend welche Wahrheiten auszusprechen vermögen, der Roman deren mehr als die anderen sagen kann, schon allein darum, weil er mehr Zuhörer findet.

Hingegen ist es nur zu wahr, daß diese

Beliebtheit der erzählenden Form Italien mit Erzeugnissen überschwemmt hat, in welchen man, abgesehen von dem prickelnden Titel und der unwahrscheinlichen (und eben deshalb für wahr ausgegebenen) Fabel, schlimmer als je die schwere Krankheit wahrnimmt, an der die italienische Litteratur, wenn man aufrichtig sein will, seit mehreren Jahrhunderten leidet: die Gedankenarmut.

Und nicht genug an der Menge elender Romane, welche es in Italien selbst regnet; wir haben obendrein das Übel der Überflutung, denn die Alpen sind kein genügend mächtiger Damm, um den Strom schlechter Romane abzuwehren.

Gering gesagt, nähren sich zwei Millionen kaum geläufig Lesender täglich von der „stofflichen Mannigfaltigkeit" des hochberühmten französischen Romandichters, welchen hundert Zeitungen im Feuilleton auftischen, aus Furcht, daß an einem mageren Tage die Chronik der von den Gerichtssitzungen und Polizeiberichten gelieferten fetten und gepfefferten Bissen zu dürftig ausfallen möchte. Immerhin! sagten wir. Weit entfernt, zu verlangen, daß die Zeitungsredacteure sich's thörichterweise einfallen ließen, den Geschmack des Publikums zu bessern, gaben wir sogar zu, daß der feinsinnige Leser sich vielleicht allmählich heranbildet, da es ja möglich ist, daß unter hundert schwammartigen Aufsaugern von Feuilletons sich ein Gehirn entwickelt, welches zu verstehen und zu genießen fähig ist.

Wir bedauerten bloß, daß einige wuchtige (ach so sehr wuchtige!) Kritiker sich herausnahmen, über den Roman als Dichtungsform abzuurteilen, und dabei nur irgend ein Zeitungsfeuilleton in Betracht zogen, welches ihnen gerade vor die Augen gekommen war, während es sich uns klar herausstellte, daß diese Art von Kritikern (wenn sie einen Ruf haben, um so schlimmer!) sich noch nie herabließen, ein vollständiges Werk der „leichten" Litteratur zu lesen und sich einen ernsthaften Gedanken darüber zu bilden.

Damals schloß unser Geplauder mit der Ansicht, daß, wenn jemand den Versuch anstellte, seine Novelle oder Erzählung nur für solche Leser zu schreiben, welche zuweilen auch denken, er Gefahr liefe, überhaupt keine Leser zu finden, da sie nun einmal durchaus nicht denken wollen.

Als ich dieses Buch schrieb, meinte ich, es müsse mir etwas von unseren damals geäußerten Ideen an den Gehirnwänden haften geblieben sein; und ich würde mich nicht wundern, wenn ein einfacher Leser dich etwa fragte: „Warum ‚Bilder'? Warum ‚fast nach dem Leben gezeichnet'?" Dann antworte du an meiner Statt ebenso einfach: „Weil dieses Buch weder eine Novelle, noch eine Erzählung, noch ein Roman ist. Es begnügt sich, weniger als das zu sein, aber es macht den Anspruch, eine Spanne höher zu stehen. Es ist nicht einmal eine ‚Geschichte', denn der Verfasser, welcher bisher Romane dichtete, wird wohl die Angewohnheit, zu fabulieren, nicht abgelegt haben; aber aufrichtig bedacht ist er darauf gewesen, die Spuren mancher wenig augenfälligen Falten des menschlichen Herzens aufzudecken. Ich sage: ‚wenig augenfälligen', denn der sociale Mensch ist allezeit erfinderisch darin gewesen, sich selbst zu täuschen."

Mailand, 1887. S. Farina.

I.

Die Vorsehung hatte ihr möglichstes gethan, um Mattia glücklich zu machen oder ihn wenigstens zufrieden zu stellen; da es ihr in siebzig Jahren nicht gelungen war, verlor sie den Mut und ließ es geschehen, daß das Unglück über ihn kam. War doch Mattia bis zu seinem achtundsiebzigsten Jahre gesund wie ein Fisch, besaß eine Lebensgefährtin, welche mit seinem Wesen innig vertraut war und ihn unendlich lieb hatte, einen gescheiten und guten Sohn, der bei der Kunstakademie Ehre einlegte; seine Malerei hatte ihn wohlhabend gemacht, er genoß die Achtung der ihm Nahestehenden, die Bewunderung der Entfernteren. Ein anderer hätte daran übergenug gehabt, Mattia nicht, denn seine Seele war von heißer Liebe zum Ruhm erfüllt.

Wenn er einen ganzen Monat von Morgen bis Abend mit der Palette in der Hand vor der Staffelei gestanden, tausendmal zurückgetreten war, um sein Werk zu beurteilen, sich ihm ebenso oft genähert hatte, bis er es mit der Nase berührte; wenn er endlich Palette und Pinsel auf die Staffelei legte und sich die Hände rieb, weil er nun abgeschlossen hatte — glaubt ihr, daß Mattia dann zufrieden war?

Mit seinem Gemälde allerdings, denn

in der Nähe und aus der Ferne gesehen, hatte es das leuchtende Kolorit der Venetianer, die Idealität der guten Florentiner Zeit, die sichere Zeichnung der alten Maler, frei von den Nachlässigkeiten, welche die jüngeren in die Mode gebracht haben; ja, mit seinem Gemälde war er in der That zufrieden, nicht aber — mit der Kritik.

Nein, er war nicht zufrieden mit der albernen, der rohen Kritik, mit der Kritik, welche nichts vermag, als die Kunst auf die Marterbank zu legen. Er war nicht mit „Sincerus" zufrieden, der in der alten Zeitung im Namen einer aufs Geratewohl aus Büchern zusammengerafften und wie ein Dogma bis zum Himmel erhöhten Theorie predigte; er war mit „Novus" nicht zufrieden, der in einer anderen Zeitung am ersten Donnerstag jeden Monats frischweg dummes Zeug schwatzte, den ungeduldigen jungen Künstlern die Berühmtheit zuerkannte, die alten verhöhnte.

Er wußte sehr wohl, daß Sincerus sich nie eines Gemäldes schuldig gemacht hatte und, um den Ruf eines gewichtigen Kritikers zu erlangen, sich nur aus dem Trog (Mattia sagte wirklich „Trog") zu tränken brauchte, in welchem die Kunst zu allen Zeiten ihre Pinsel ausgewaschen hat; er wußte, daß Novus anfangs als Künstler aufgetreten war, und dann, weil er nichts erreichte, als das Gelächter seiner Mitschüler zu erregen, kühn den Beruf erkor, in den Journalen der Schrecken der ausübenden Künstler zu werden. Aber diese Betrachtungen trösteten ihn nicht. Er hätte gewünscht, daß alle Künstler, alle die es wahrhaft sind, alle welche die Liebe zum Schönen erfüllt, sich stolz diesem unfruchtbaren Gewerbe — Kritik genannt — gegenüber erheben und es im Chor verlachen möchten.

Hingegen geschah es damals, und dasselbe ist vielleicht noch heute der Fall, daß geniale Maler sich von dem zum Kritiker gewordenen elenden Mitschüler loben ließen. Jener Novus z. B. lobte nicht nur die neuere Kunst, sondern schmeichelte ihr schlau dadurch, daß er die alte auf alle Weise herabsetzte. So lachten denn die milchbärtigen Künstler nur noch im geheimen über ihn, ließen den Kritiker gelten und schmeichelten ihm ihrerseits, indem sie mit frecher Stirn sein Urteil, sein Lob und — dem Himmel sei es geklagt — auch seinen Rat erbaten.

Also Mattia war nun einmal nicht mit der Kritik zufrieden, ganz im Gegenteil. Er hatte sogar eine Anzahl von thörichten Auslassungen über die Kunst, von Widersprüchen, welche die Feuilletons brachten, gesammelt, und wenn sich ihm irgend Gelegenheit dazu bot, citierte er einige davon, damit unbefangene Leute sichtlich und handgreiflich des Übels inne würden, an welchem die schönen Künste krankten.

Ein Glück, daß dieses Übel für ihn erträglich war, dank seiner Tomasina, die seit dreißig Jahren die Mission hatte, die Malerei und die Eigenliebe ihres Gatten zu hegen und zu pflegen, ihn zu ermutigen, wenn die Kritik größeren Unsinn als je gebracht hatte, und seine gläubige Zuversicht zu stützen, damit sie ihm auf dem Weg zum Ruhme nicht verloren ginge. Und als es Mattia endlich gelungen war, trotz Sincerus und trotz Novus seiner Kunst und seinem Namen im Auslande Eingang zu verschaffen, da war es wieder die alte Tomasina, welche ihm das Lächeln ihrer Jugendzeit entgegenbrachte, ein Lächeln, dem viele Zähne fehlten, das aber voll der alten Liebe war.

Dann war Tomasina in eine andere Welt hinübergegangen, herzlich betrübt, daß sie der großen Stimme folgen mußte, bevor sie ihrem armen Alten die Augen geschlossen, der so ruhmreich war — und so schwach, daß er die Unsterblichkeit begehrte und sich mit dem alltäglichen Lob begnügte. Denn Tomasina hatte richtig gesehen und verwechselte nicht den Ruhm, den Mattia zuweilen von fern erschaute, mit der Anerkennung, welche er täglich auf seinem Wege fand.

„Täglich" ist nur so gesagt; in Wahrheit begegnete er ihr nicht immer; denn Sincerus zwickte ihn im Feuilleton einmal in jedem Monat, denn Novus ...

„Und was kümmert dich Sincerus und was Novus?“ fiel Tomasina ein. „Wenn du doch so viel Ruhm erntest, dein Ruf täglich zunimmt, wenn die Fremden, welche nach Mailand kommen, dein Atelier besuchen, dir die Hand drücken wollen und dich versichern, daß deine Bilder auch in ihrer Heimat bewundert werden.“

„Es ist wahr, es ist wahr,“ gab Mattia resigniert zu. „Und sie bezahlen mich auch, und bezahlen mich gut. Aber man ist nun einmal von Fleisch und Blut, man lebt und freut sich mit dem Fleisch und Blut, das uns nahe ist. Übrigens hast du vielleicht recht, die boshafte Kritik kann mir nicht weher thun als ein Mückenstich. Und die Wahrheit zu sagen, im Leben des Künstlers sind die Mücken nicht nutzlos; die Widersacher können ihm mehr leisten als die Freunde. Die großen Künstler hatten immer einen unschätzbaren Feind, welchem sie ihre Größe verdanken.“

Nachdem er diese von philosophischem Geist erfüllten Sätze aufgestellt hatte, wagte er sich noch philosophischer und resignierter auszusprechen, wozu aber Tomasina den Kopf schüttelte.

„Diese beiden Mücken mögen mich stechen so viel sie wollen, ich werde sie durch meine Kunst tot machen.“

Später, als Mattia sich thränenvoll über das Bett der Freundin, der Gefährtin beugte, um ihr zu sagen, daß sie noch verweilen, ihn nicht allein lassen möchte, da drückte sie seinen ruhmgekrönten Kopf an ihren abgezehrten Busen und sprach zum letztenmal das Wort, welches ihr dreißig Jahre lang gedient hatte: „Mut.“

Als Tomasina auf den Kirchhof getragen war, hatte Mattia standhaft sein wollen, und dem Sohn, welcher ihm aus Arnheim Briefe voller Zärtlichkeit schrieb und den Kopf des „Oberst Los“ von Franz Hals unkopiert lassen wollte, um zum Vater zu eilen und an dessen Seite zu weinen, antwortete Mattia mit Zuversicht, mit Kühnheit: „Ich bin stark, und ich habe die Kunst, meine Trösterin; ich werde standhalten. Du, der du jung bist, studiere nur weiter die Technik der großen niederländischen Malerei; du wirst ja leider nach Mailand kommen und wirst Jünglinge finden, welche nichts mehr zu bewundern vermögen und durch das ausschließliche Studium des Wahren reine Kopisten geworden sind, und kaum noch das . . .“

Erst als er in seinem Atelier sein letztes großartiges Gemälde aufgestellt hatte, fühlte er sich von Entmutigung erfaßt und rief den Sohn herbei, damit er ihm zur Genesung und zu neuer Kraft verhelfe.

Dies Gemälde hatte in der That etwas von einem Akademiestück, aber es besaß die Gediegenheit der Farbe, die Sicherheit der Zeichnung, welche selbst die Neiderfülltesten Mattia nicht absprachen. Von einem lichten Hintergrund, auf dem man Skizzen berühmter Bilder erriet, hob sich eine schöne ganz nackte Gestalt ab, strahlend in ihrem zarten, unberührten Fleisch; ein Fuß ruhte auf dem Erdboden, aber das Haupt erhob sie hoch, und die forschenden Augen suchten ferne Welten. Es schien, als wolle das schöne Wesen sich eigentlich zum Himmel aufschwingen, werde aber zurückgehalten. Wodurch nur? Vielleicht durch einen Epheuzweig, der ihren zarten Fuß umrankt hatte. Rings umher gewahrte man zahlreiche junge Künstler, die einen Marmor bearbeiteten oder an der Staffelei standen, ohne auch nur mit einem Blick sich der herrlichen nackten Gestalt zuzuwenden; einzig aus einem Winkel winkte ein silberhaariger, aber noch enthusiastischer Künstler dem holden Mädchen, daß es nicht scheiden möge!

Nun denn, das Gemälde Mattias hatte das schlimmste Mißgeschick, welches einen Künstler treffen kann: es wurde nicht verstanden.

Aber es war Schuld des Künstlers, wenn seine Idee nicht vollständig Eingang in das Gehirn des Publikums fand. Warum auch die paar Worte eines Titels sparen? Warum nicht z. B. sagen: Die Kunst, welche das Fleisch vernachlässigt?

Es wäre eine ungeheure Lüge gewesen, aber wenigstens hätten sehr viele daran geglaubt. Was thun die allermodernsten Künstler, wenn sie uns versichern wollen, daß sie eine Idee gehabt haben? Sie taufen den Rahmen, nichts weiter.

Setzt einen Kohlstrunk oder sonst etwas auf einen dunklen Hintergrund, verkündigt am Rahmen, daß ihr einen philosophischen Gedanken gehabt habt, und die Bewunderer werden nicht fehlen.

Jawohl, denn das Publikum hat immer große Neigung für die Philosophie gehabt — ja gewiß, denn das Publikum ...

Das Publikum hatte sich bei dieser Veranlassung so gezeigt, wie es immer ist (ich sage nicht, wie es ist, Mattia nannte es „philosophisch"), aber was soll man von der Kritik des Sincerus sagen, der in diesem prächtigen nackten Wesen nichts anderes gesehen hatte als „das ewige Modell", das heißt „die Kunst, die sowohl das Fleisch wie die Seele sein kann"? Und was von der Kritik des Novus?

Durch eine schon von Apelles angewendete List hinter dem Gemälde versteckt, hatte Mattia auch ihn mit seinem Schwanz unbärtiger Maler kommen sehen, aufmerksam hinschauen, dicht herantreten, zurücktreten, sich abermals nähern; er hatte den Mund nicht aufgethan.

„Gehe heim, Stumpfsinniger!" dies sind die authentischen Worte, welche Mattia hinter der Leinwand dachte, „grüble gehörig darüber nach, und du wirst erst rechten Blödsinn aushecken; am Donnerstag wird dein thörichtes Gewäsch gedruckt erscheinen."

Aber der erste Donnerstag war gekommen, es war ein zweiter und ein dritter gekommen und Novus hatte sich nicht zu einem Wort herabgelassen.

Das war die Kritik, welche den ruhmreichen Mann aus den Fugen brachte.

Wie man wohl glauben kann, lag ihm nicht so viel daran, was Novus schreiben würde; und hätte er drucken lassen, Mattia habe den Triumph des Fleisches gemalt, in Gottes Namen, aber wenigstens hätte sich sein eigenes Fleisch dabei beruhigt; hingegen, da Novus schweigend verharrte, siegte das Fleisch über Mattia.

Da war es, daß er seinem Sohn Tito schrieb, er möge den „Oberst Los" im Stich lassen und nach Haus zurückkehren. Und als er ihn an seine von so viel unterdrücktem zärtlichen Gefühl, von einem neu geweckten Schmerz bestürmte Brust geschlossen, als er ihm in die guten Augen geblickt und ihn unverändert wiedergefunden hatte, da führte er ihn ins Atelier vor sein Gemälde. Er sprach kein Wort, um die ersten Eindrücke unbeeinflußt zu lassen.

Der blasse ernste Jüngling prüfte lange wie ein alter Künstler und fiel endlich dem Vater um den Hals, der atemlos wie ein Neuling dastand.

„Ach! Also es gefällt dir? Und sage mir, du verstehst, was ich ausdrücken wollte?"

Titus mußte das Bild nochmals anschauen, dann sprach er gelassen: „Der Triumph der Idee!"

Und das war in der That der Titel des Gemäldes, welchen Mattia nicht auf ein unten am Rahmen befestigtes Kärtchen geschrieben hatte.

Er küßte den Sohn auf die Stirn, dann sprach er, indem er sich auf den Malerschemel niederließ, voll Würde: „Ja, es ist die alle Kunst beherrschende Idee; es ist die Idee, ohne welche man nichts weiter als ein Kopist ist; die Idee in völliger Nacktheit, um anzudeuten, daß sie die Wahrheit ist. Das Nackte ist hier nicht klassisch, mir scheint es nicht einmal akademisch, aber es ist schön, denn die Wahrheit muß auch schön sein, wenn sie den Künstler gewinnen soll. Betrachte die Nacktheit dieser Mädchengestalt wohl, sie ist keusch. Ihr Blick schweift über die Welt hinaus, ein Epheuzweig hält sie an einem Fuße fest, sie ist menschlich. Rings um sie her sind viele geschäftig, die, das Ideal verleugnend, sich dennoch für Künstler halten; ein einziger darunter hält den Blick auf sie gerichtet, und sein Haar ist weiß."

„Ja, es ist schön, wunderschön,“ antwortete Tito leise, „mir gefällt das schimmernde Kolorit des Fleisches: viel Bleiweiß, grünliche Tinten, wenig Mennig, wenig Zinnober und über das Ganze eine leicht verhüllende Färbung gebreitet; ist's nicht so? Der lichte Himmel dahinter: Bleiweiß, Indigo und Mennig; dort, wo der Sternenhaufen leuchtet, wenige Pinselstriche Kobalt. Ja, es gefällt mir sehr!“

Auch diese grammatikalische Art, den „Triumph der Idee“ zu loben, hatte dem ruhmvollen Künstler nicht mißbehagt, welchem es große Freude machte, dem Sohn, welcher ihn erraten hatte, die Geheimnisse seiner Palette offenbaren zu können.

* *
*

Es waren heitere Tage, welche Vater und Sohn zusammen an der Staffelei verlebten, beide malend, jeder dann und wann herantretend, um zu prüfen, was der andere auf die Leinwand gebracht hatte. Tito begnügte sich, schweigend zu bewundern; Mattia, durch seine Autorität berechtigt, gab zuweilen einen Rat, meist sagte er „gut“, oder „sehr gut“, und wenn er „sehr gut“ sagte, dann fühlte er das Bedürfnis, den jungen Künstler zu umarmen, trotz des Hindernisses der beiden Paletten und Malstöcke.

Denn dieser Jüngling von zweiundzwanzig Jahren war bereits ein Künstler. Er wußte noch nicht viel von Philosophie in seine Gemälde zu legen; er gestand offenherzig, daß ihm das Leben noch nichts anderes als die Bilder der Dinge zu geben habe, aber er bemühte sich, deren geheimen Sinn zu durchdringen, „die Seele“, wie er sagte. „Für jetzt verstehe ich nichts anderes zu machen,“ bekannte er demütig.

In der Folge brachte er auch noch besseres zu stande, und als er das Jahr darauf in der Brera seine „Lombardische Gegend“ ausgestellt hatte, bewunderten und verwunderten sich alle Mailänder, daß einem genialen Maler ein paar Schritte vor das Thor hinaus genügt hatten, um ein Bild voll Leben und Empfindung zu finden. Tito Bondi hatte die Poesie aus einem sumpfigen Graben geschöpft, an dessen Oberfläche sicherlich im Dämmerschein die Frösche hervorkamen, um im Chor den Rosenkranz zu beten.

Mattia war froh, daß sein Sohn da begann, wohin er erst um den Preis so vieler Anstrengung gelangt war, nämlich die eingeschlummerten Leute wach zu rütteln, sie zu nötigen, daß sie das Abbild einer gleichgültigen, sogar häßlichen Natur „schön“ nannten. Er war so erfreut, daß er dem Novus auch diesen unendlich oberflächlichen Ausspruch verzieh: „Ihr seht also, die Wahrheit rettet die Kunst; Tito Bondi brauchte nur bei einem Sumpf stehen zu bleiben, um eine prächtige Landschaft daraus zu machen; sein Verdienst besteht darin, daß er mit voller Treue wiedergab, was er sah.“

„Merke wohl, mein Sohn,“ sagte Mattia; „du kannst das Lob des Novus annehmen, wenn du magst; ich nehme es auch an — für das, was es wert ist. Aber du weißt besser als ich, daß gerade das Gegenteil stattfindet: nicht die Wahrheit ist es, welche die Kunst verklärt, die von niemandem verklärt zu werden braucht, sondern es ist die ewige Kunst, welche die Wahrheit verklärt. Und eben darin liegt das große Verdienst des Künstlers, nämlich eine liebliche Färbung über die gleichgültigen Dinge zu breiten und sie schön zu machen. Du hast einen Sumpf idealisiert, und das ist dein Ruhm. Ich weiß nicht, wie es mit den Schriftstellern ist; aber niemand soll mir ausreden, daß die Landschaftsbilder, welche sie mit der Feder darstellen, immer von ein wenig Idealität umwoben sind, auch wenn sie für ganz wahr gelten können. Deshalb *geben* sie uns ein Bild, geben es uns wenigstens so, wie der Autor es gesehen hat; und du weißt, daß von zehn anschauenden Personen neun etwas sehen, das jeder auf eigene Hand in den betrachteten Gegenstand gelegt hat.“

„Und der zehnte?“ fragte lächelnd Tito, um ihm das Vergnügen zu gewähren, eine Witzrakete loszulassen.

„Der zehnte ist der Kopist, ist der Schreiber, welcher ein Inventar aufnimmt und sich für wahrer als alle hält, weil er gewissenhaft nichts sagt; so ist er denn allerdings nicht ideal, sondern einfach unwahr. Gedenke stets an das, was ich dir sage: die Wahrheit ohne das Ideal ist weniger als nichts.“

Tito hatte wie früher über diese und andere Dinge nachgedacht, welche der Vater ihm von Zeit zu Zeit sagte; er hatte schweigend darüber gegrübelt, und Mattia konnte sich einbilden, daß er ihn überzeugt habe, als er bald darauf ein angefangenes Bild erblickte, auf dem aus einem Nebelhimmel ein Mädchenkopf herausschaute, ein Köpfchen ganz Leben, ganz holdeste Verheißung. Er legte sich aufs Erraten und sagte:

„Du hast meine ‚Idee‘ auf deine Weise ausdrücken wollen; du verbirgst mir den Körper des göttlichen Mädchens, damit das Auge um so mehr von dem Kopf gefesselt werde. Du hast vielleicht recht gethan. Übrigens ist dieser Kopf wundervoll, so viel sage ich dir; aber er verspricht zu viel, und ich weiß nicht, ob er seine Versprechungen halten wird; ich fürchte, daß ‚die Kunst‘, auch wenn es uns gelungen ist, sie zu erfassen und uns ihr Antlitz zuzuwenden, strenger und herber zurückweisend ist. Mir wenigstens hat sie es sehr schwer gemacht.“

Der junge Mann errötete bei diesen Worten und wagte nicht dem Vater zu gestehen, daß dieses verheißungsreiche Köpfchen nicht die Kunst, nicht das Ideal war, nicht einmal eine Idee wie irgend eine andere, sondern nur ein Mädchen, das ihm lebensvoller als alle bis dahin gesehenen Mädchen erschien und ihn die Qualen des Fegefeuers erdulden ließ, während sie ihm das Paradies zu versprechen schien.

Mattia hatte sehr wohl begriffen, daß die gesunde Malerei nichts mit dem Erröten seines Sohnes zu thun hatte, und als er wissen wollte, woran dessen Kunst krankte, trat ihm die schöne Gestalt eines achtzehnjährigen Mädchens entgegen.

Sie hieß Cesira, war eben erst im Reich der Künstler aufgetaucht und hatte bereits viele auf die Folter gespannt, denen sie, die Stunde für zwei Lire, als Modell diente. Es hieß, sie sitze nur für den Kopf und habe sich gewaltig bitten lassen, um etwa einen Arm oder eine Schulter zu entblößen; und um das wenige ihm Vergönnte anschauen zu dürfen, war der Maler zu einem förmlichen Vertrage mit ihr genötigt worden.

Vor allem hatte er reifen Alters sein und sich zu einem noch reiferen bekennen müssen. Während sie Modell stand, durfte keine lebende Seele in das Atelier dringen. Endlich hatte der Künstler bei seinem eigenen kahlen Haupte geschworen, anderen weniger kahlen kein Wort davon zu sagen. Aber diesem Künstler war sein Haupt nicht heilig genug, und so kam es, daß die ganze Familie der Künstler die Sache erfuhr.

Später hörte man, daß die verschämte Cesira einen Liebhaber besessen habe, und zwar keinen platonischen; in der Familie der Künstler bildete sich die Meinung, das Mädchen suche mittels der Kunst zu einer Heirat zu gelangen. Aber Tito Bondi versicherte, Cesira habe etwas anderes im Sinne, denn hätte sie einen Gatten begehrt, so würden sich zehn für einen gemeldet haben. Er hätte auch hinzusetzen können, daß er selbst, der Schöpfer der „Lombardischen Gegend“, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, wohlhabend, so gut wie unabhängig — denn der alte Mattia würde nichts Bedenkliches dabei gefunden haben, wenn der Sohn eine so ideale Gestalt heimführte —, sich ein Wörtchen von Heirat habe entschlüpfen lassen und daß die schöne Cesira schnöde darauf geantwortet hatte.

Nachdem sie vielen den Kopf verdreht, verließ Cesira eines Tages die Familie der Künstler, um sich dem Schauspiel und der Tragödie zu widmen. Oft hatte Cesira auf diese Absicht hingedeutet, indem sie

den für sie und für das Wahre schwärmenden Künstlern sagte, sie diene auch der Wahrheit und stehe deshalb Modell; aber früher oder später werde eine andere und mächtigere Wahrheit sie mit lauter Stimme rufen und dann werde sie die Malerei im Stich lassen. Und damit meinte Cesira eine Stimme von der Bühne her.

Und in der That nahm ein berühmter Schauspieldirektor das schöne Modell an, mit dem Versprechen, sie in kurzer Zeit zur „Liebhaberin" der Truppe und zu noch etwas Höherem auszubilden, wenn sie seinen Ratschlägen folge. Cesira wiederholte begeistert diese Worte, welche ihr die Eingangspforte zum Ruhm öffneten, und Tito Bondi hörte sie schweigend an. Dann stammelte er mit zitternder Stimme:

„Cesira, überlegen Sie es nochmals; ich habe Sie sehr lieb, und wir könnten so glücklich sein. Ich besitze meine Kunst, und es würde die Ihrige sein, die Ihrige noch mehr als meine, denn von Ihnen würden mir die Eingebungen kommen."

Aber Cesira schüttelte das reizende Köpfchen.

„Ich verstehe das alles, ich bin Ihnen dankbar dafür; aber jeder ist der Träger seines eigenen Geschickes."

Tito hatte sie trockenen Auges abreisen sehen, als sie nach Rom ging; und nach Hause zurückgekehrt, gab er dem alten Mattia viel zu denken, indem er mehrere Tage lang fast weder Speise noch Pinsel anrührte.

Dann hatte die Kunst, die ewige Liebe, wieder Eingang in den Sinn des Jünglings gefunden, und die Familie der Künstler konnte glauben, daß jene Liebe hinfällig gewesen sei wie alle Verliebtheiten der Maler.

Sein Vater allein hatte sich nicht täuschen lassen; an der schweigsamen Stimmung des Sohnes, an den Bildern, welche er anfing und nicht vollendete, sah er, daß Tito noch an jenes verhängnisvolle Weib dachte; nur irrte auch er sich wie die Familie der Künstler, indem er das Beharrliche der Liebeskrankheit einem unbefriedigten Verlangen zuschrieb. Tito hätte ihm sagen können, daß Cesira, gerührt durch seine aufrichtige und starke Liebe, wie sie eine ähnliche nie auf der Bühne hoffen durfte, sein Verlangen erhört habe; daß er noch immer die theatralischen Worte nachklingen hörte, mit denen das schöne Weib sich ihm hingegeben; daß er noch den gleichgültigen, aber tragischen Ausdruck sah, womit sie das Opfer brachte; und daß er jedesmal von neuem den höllischen Aufruhr dieser Paradiesesstunde empfand.

„Ich will dich zufriedenstellen; ich thue es, damit du nicht mehr an mich denkst; ich will, daß du mich vergessen lernst."

Das waren die Worte, welche Tito sich tausendmal wiederholte, um ihren Klang von neuem sich zurückzurufen.

Monate waren vergangen, und Cesira hatte nichts von sich hören lassen. Eines Tages kam endlich aus Buenos Ayres ein Brief der Schauspielerin; er verkündete, daß sie erste Liebhaberin geworden, daß sie jeden Abend von Beifall begrüßt werde, daß sie endlich ihr Ziel erreicht habe und glücklich sei. „Ziel erreicht" und „glücklich" waren unterstrichen. Und sie schloß so:

„Nichts fehlt mir, in der That nichts mehr, denn ich bin Mutter eines lieblichen Töchterchens, und Sie sind's, der es mir geschenkt. Ich wollte es Ihnen nicht sagen, wissen Sie? weil ich Sie kenne und weil ich fürchtete, daß diese Nachricht Ihren Frieden stören möchte, während meine Zufriedenheit dadurch so erhöht wird. Jetzt habe ich mich eines Besseren besonnen und sage Ihnen, daß Sie mein Geschick zu einem strahlend schönen gemacht haben, indem Sie mir das einzige noch fehlende Glück gaben. Beunruhigen Sie sich um nichts und seien auch Sie glücklich. Ich werde meine Kleine innig lieben und habe sie Ihren Namen schon aussprechen gelehrt."

Der arme junge Mann las zweimal, wie ein Gedankenloser; er wußte nicht recht, wonach er in dieser heiteren Mitteilung forschte, welche all seinen alten Schmerz wieder aufrührte; aber endlich fand er in einem Eckchen der vier gedräng-

ten Briefseiten die von der ersten Liebhaberin im Feuer des Schreibens vergessenen und später — wahrscheinlich nachdem sie das Geschriebene laut deklamiert hatte — hinzugefügten Worte: „Meine Kleine heißt Bianca.“

Tito Bondis erster Gedanke war, so wie er da im Atelier stand, ohne Hut, in Hemdärmeln, geradeswegs nach Buenos Ayres zu eilen, um sein Kind abzuküssen und auch um die so schöne Mutter ans Herz zu drücken, sie zu bitten, zu beschwören, und wäre es nötig, zu zwingen, daß sie den Namen, das Heim, die Zukunft und die ganze große Liebe annehme, die er ihr bereits angeboten. Aber da die Reise ziemlich einen Monat erforderte und die Postdampfer nicht alle Tage nach La Plata abgehen, so hatte er Muße zum Überlegen und setzte ein knappes, aber klares Telegramm auf, das ihm die größte Wirkung zu versprechen schien:

„Hocherfreut erneuert Tito Antrag, beschwört eilig zurückzukehren; erwartet dich mit erstem Postdampfer. Brief folgt.“

Beim Durchlesen fand er es nötig, die Worte: „erneuert Antrag“ zu streichen, weil sie den Gedanken an einen Zweifel aufkommen lassen könnten. Noch einmal lesend, strich er die Worte: „Brief folgt.“ Aber als er diese Änderungen gemacht und die Depesche abgeschickt hatte und sich doch der Einwilligung Cesiras nicht recht sicher fühlte, schrieb er.

Er demonstrierte mit vielen Worten dies einzige Axiom: „Das Glück, welches du mir nicht bewilligt hast und das ich nicht mehr von dir fordern würde, ist eine Notwendigkeit, eine Pflicht für uns beide geworden. Du darfst den Mann nicht zurückweisen, welcher der Vater seines Kindes sein will.“

Nachdem er diesen über die Zukunft entscheidenden Brief abgesandt hatte, mußte er sich sammeln und stellte in der Einsamkeit allerhand nutzlose Betrachtungen an. Aus ihnen ging hervor, er habe aus vielen Gründen sehr wohl gethan, daß er so geschrieben, daß er ohne sich zu besinnen geschrieben, daß er sofort geschrieben.

Wohlgemerkt, er war von diesen Gründen ehrlich überzeugt: weil die Pflicht allem vorgeht; weil es keine höhere Pflicht giebt als die, welche einen Vater an sein Kind bindet; weil der eigenste Instinkt der Liebe aufopfernde Hingebung ist; weil der Trieb des Blutes ...

Das „weil“ des Blutes wollte nicht einmal unserem Tito recht in den Kopf, der, wenn er sich ein Bild von der Kleinen zu machen suchte, welcher er das Dasein gegeben, niemals andere Züge fand als die so schönen der Mutter.

Den ganzen Tag über war er wie im Fieber; er sagte sich hundertmal: „Um diese Zeit hat Cesira das Telegramm erhalten, sie überdenkt ihre Angelegenheiten, spricht mit dem Schauspieldirektor, entscheidet sich, telegraphiert ihre Abreise ...“

Wenn seine Gedanken diesen Weg nahmen, fühlte sich Tito ganz glücklich, und nur deshalb warf er sich nicht seinem Vater in die Arme und vertraute ihm seine große Hoffnung an, weil der Gedanke sogleich in eine Sackgasse geriet, wo der Wunsch zunächst auf eine hohe starke Mauer stieß: die Gleichgültigkeit der Frau, dann auf eine noch höhere und stärkere: die Eitelkeit der Schauspielerin.

Und dennoch, nachdem er ohne viel Hoffnung zwei Tage lang auf ein Telegramm gewartet hatte, war ihm klar geworden, daß seiner Depesche etwas Wesentliches fehle, und er verbesserte sie durch eine andere:

„Brauchst du Reisegeld, so telegraphiere.“

Cesira telegraphierte nicht, kam weder mit dem ersten noch mit dem zweiten Postdampfer und schrieb auch nicht einmal. Jede Nacht träumte Tito von Cesira; er träumte sie schön und gefügig, wie sie einst gewesen war; er träumte sie liebend. Beim Erwachen begegnete er seinem rastlosen Verlangen, sie für immer zu der Seinigen zu machen. In diesen Visionen des Schlafes und des Wachens hätte er gern auch die Kleine in rosiger Färbung erscheinen sehen, sonst wäre er des Vaternamens nicht würdig gewesen; aber sie

zeigte sich nur flüchtig, fast als bitte sie den gütigen Mann um Vergebung, der ihr die Barmherzigkeit anthat, sie Tochter zu nennen.

Tito wußte, daß wöchentlich ein Postdampfer nach La Plata abgeht, und da er sich nicht ergeben wollte, hatte er jedesmal einen Brief von vier gedrängten Seiten geschrieben, wobei er immer noch den Ausdruck steigerte und, in gutem Glauben übertreibend, die Qual schilderte, daß er seiner Bianca liebliches Gesichtchen sich nicht einmal vorstellen könne. Nach mehreren Monaten des Schweigens hatte er verzweifelnd angekündigt, wenn Cesira auch dies letzte Mal nicht antworte, so werde er nicht mehr schreiben, sondern selbst kommen.

Auf diese Drohung antwortete Cesira mit einem Brief, vor welchem ihm die Arme niedersanken:

„Ich könnte die Ihrige nicht sein, weil ich einem anderen angehöre, weil ich frei sein will und was ich bisher gethan, wahrscheinlich auch ferner thun würde. Glauben Sie mir das. Ich habe nie jemand geliebt, ich vermag nicht zu lieben; einzig meine Kleine habe ich lieb und bin Ihnen dankbar, der sie mir geschenkt hat. Sie sind jung, sind Künstler: fassen Sie Neigung zu einem guten Mädchen, wie es deren so viele giebt, und seien Sie glücklich."

Tito Bondi hatte sich vorgenommen, seinem Vater nichts zu sagen, bis alles abgemacht sei. Er sprach zu sich selbst: „Ich will dies teure Träumerhaupt nicht aufregen, bis die Zeit gekommen ist." Als er aber seine ganze Hoffnung zusammenstürzen sah, da erfaßte ihn ein solches Mitleid mit sich selbst, daß ihn nach einem Wort von dieser nie versagenden Liebe verlangte.

Mattia schüttelte den greisen Kopf und fand instinktmäßig den Weg zum Herzen des Kranken.

„Deine Krankheit kenne ich; ich weiß, wieviel Schmerzen sie bringt."

Das war alles, aber mit diesen Worten sicherte er sich das Vertrauen. Und in der That, nun der junge Mann wußte, daß ein gleiches Leid, längst erloschen, aber noch verständlich, einst des Vaters Seele durchwühlt hatte, beeilte er sich, sein ganzes Fühlen vor ihm auszusprechen.

Als sie miteinander jenen Brief gelesen hatten, welcher keine Hoffnung übrig ließ, sagte Tito bitter: „Es ist eine Komödie," und Mattia antwortete: „Ja, sie ist eine Komödiantin, aber sie ist aufrichtig."

Und er erklärte, was er damit meinte:

„Alle schlauen Schauspieler machen es so: sie legen immer ein Teilchen Wahrheit in ihre Täuschungen. Die tüchtigsten im Komödienspiel sind diejenigen, welche zuweilen sich selbst täuschen. Zu meiner Zeit habe ich so viele Schauspielerinnen weinen sehen; du wirst es auch sehen. Was Cesira schreibt, ist die Wahrheit, und du kannst dich glücklich nennen, wenn in der Komödie, welche sie in diesem Augenblicke zu Buenos Ayres mit Gott weiß wem aufführt, die aufrichtigen Worte an dich gerichtet worden sind. Mache es wie ich: denke nicht mehr daran; aber wenn du daran denkst, sollst du zu deinem alten Freunde davon sprechen. So werden wir schneller genesen, und haben wir das Glück, daß du dich in ein gutes Mädchen verliebst ..."

Tito hatte schweigend, nur mit einer verneinenden Bewegung des Kopfes, dagegen protestiert; zuletzt hatte er den Vater unterbrochen, um in vollster Überzeugung zu versichern:

„Sei gewiß, lieber Papa, Cesira oder eine andere wäre mir jetzt gleichgültig; aber der Gedanke, daß diese Unglückliche Mutter ist und meine Liebe verantwortlich dafür, diesem armen Kinde das Leben gegeben zu haben ..."

Mattia wurde derb und ließ ihn nicht ausreden.

„Und woher weißt du, daß dieses Kind aus deiner Schuld entsprungen ist? Schreibt dir doch die Mutter, daß sie sich nicht als gebunden betrachten würde, wenn du die Thorheit begingest, sie zu heiraten?"

„Gerade ihre Aufrichtigkeit," stammelte

Tito entmutigt, „ihre Selbstverleugnung — ihre Selbstlosigkeit ...“

Und nun zeigte sich Mattia nachsichtig; er faßte seines Sohnes Hand und sprach einfach, gelassen zu ihm, mit dem Anschein, ihn nicht einmal überreden zu wollen: „Laß uns miteinander darüber nachdenken; laß uns sehen, was die Aufrichtigkeit einer Schauspielerin wert, ob sie nicht schlimmer als eine Täuschung, sogar die kühnste Täuschung ist. Wir wollen sehen, ob mit der sogenannten Selbstverleugnung die Eitelkeit nichts zu thun hat — denn mischte sie sich nur im geringsten hinein, so würden wir nicht mehr an die Selbstverleugnung glauben. Und an die Selbstlosigkeit glaube ich nun ganz und gar nicht. Wer weiß, wie vielen anderen sie diese Mutterschaft aufgebunden hat, auf die sie so stolz sein will.“

„Jetzt bist du ungerecht, Papa; sie fordert nichts ...“

„Weil sie nichts bedarf; denn vielleicht erhält sie, ohne zu begehren. Wie bist du sicher, daß sie es nicht später thut, wenn sie etwas bedarf und nicht gewiß ist, es zu erhalten? Aber dann wirst du geheilt sein und kannst auch ein Almosen geben, wenn du sonst willst.“

„Ich versichere dir, daß ich geheilt bin.“

„Und blickst du deinem Gewissen auf den Grund,“ sagte Mattia, „so wirst du sehen, daß der Gewissensvorwurf des Vaters keinen Einfluß auf deinen heftigen Wunsch hat.“

Er sprach es nicht aus — und es wäre auch nutzlos gewesen —, daß in Titos aufgeregter Seele immer noch das Verlangen nach dieser reizenden Mutter lebte. So lebendig war es, daß er an eben dem Tage abermals einen Brief abgeschickt hatte, worin er Cesira sagte (was sagte er nicht alles in diesem Brief von acht Seiten?), wollte sie jetzt oder jemals zurückkehren, so würden sie und ihr Kind mit offenen Armen aufgenommen werden.

Er hatte geschrieben, ohne mit jemand darüber zu sprechen; aber das wurde ihm leid, und er mochte kein Geheimnis vor seinem Vater haben, der ihm nur die paar Worte sagte: „Warten wir ab.“

Sie warteten in der That noch acht Wochen miteinander, in der Meinung, daß Cesira sich's besser überlegen werde; dann wartete Mattia nicht mehr, Tito freilich noch viele Monate.

— — — — — — — — — — —

Mattia der Ruhmreiche war bei seiner schwarzen Stunde angelangt. Die Vorsehung, indem sie sich von ihm abzuwenden schien, legte ihn dem Sohn in die Arme, dem es seinerseits not that, sich von der Liebesleidenschaft loszureißen, um einer Pflicht ins Auge zu sehen. Um es kurz zu sagen: Mattia wurde von einer Lähmung befallen, zu welcher sich der schwarze Star gesellte. Mit der Zeit wurde man der Lähmung Herr, aber der Star blieb; Mattia war verurteilt, nie mehr die eigenen Meisterwerke zu sehen, nie mehr die Feuilletons der Zeitungen zu lesen, welche alle übereinstimmend drucken ließen, daß der berühmte, der ehrwürdige Mattia, der Maler, welchem die Kunst so viele hochgeschätzte Bilder verdanke, nichts mehr malen würde.

In diesen Chor mischten sich auch Sincerus und Novus mit dem besten Willen und mit beinah den gleichen Worten. Nur daß Sincerus sich begnügte, den armen Blinden „hochberühmt“ zu nennen, Novus dagegen von Beiwörtern überströmte und ihn bald „berühmt“, bald „ehrwürdig“ hieß, und einmal „berühmt“ und „hochehrwürdig“ zugleich, um die Sache abgethan zu haben.

* * *

Die Blindheit war ein furchtbarer Schicksalsschlag für den ruhmreichen Greis. Zwei Jahre lang zog er die namhaftesten Augenärzte zu Rate, die ihm nie mit einer Hoffnung schmeichelten, was er selbst noch immer that; er bildete sich ein und sprach es aus: eines wunderschönen Tages, während er die schwarze Wand anstarrte, welche immer vor ihm stand, werde sie ihm zu glänzen und zu leuchten beginnen,

so daß er die Augen schließen müsse, bis das Lichtmeer sich gesondert habe.

„Du wirst sehen,“ sprach er zu seinem Sohn, „mein Übel ist urplötzlich gekommen, und so wird es auch vergehen.“

Er dankte den Kritikern, die, als sie ihn abgethan glaubten, inne wurden, daß man ihn wohl „hochberühmt“ und „ehrwürdig“ nennen dürfe, war aber überzeugt, daß sie eines Tags ihre verschwendeten Lobpreisungen wieder einstecken würden wie eine Münze, welche zum letztenmal gegolten hat, um dann für immer außer Cours zu kommen.

„Ich will's erleben, wie sie wieder geizig werden, wenn sie mit Augen gesehen haben, daß ich noch da und noch Künstler bin.“

Tito sagte immer ja und legte sogar einigen Nachdruck in die Lüge, damit der Greis sie nach dem Klang der Stimme für Wahrheit halten könne.

Aber zwei Jahre des Harrens und Glaubens ermüden auch die kräftigsten Selbsttäuschungen. In der Nacht, welche ihn umgab, war die Vorstellung von der Zeit wie vom Raum allmählich geschwunden, und wenn Mattia jetzt in eine Zukunft blickte, so sah er nur seine ruhmvolle Vergangenheit, wie sie in der Gegenwart fortlebte. Und deshalb war er ergeben geworden.

In diesem Winter hatte er sich einen geräumigen Lehnstuhl ins Atelier stellen und so vor dessen großes Fenster rücken lassen, daß zu einer bestimmten Stunde die Sonne ihm auf die Beine schien. Dort saß er ganze Stunden schweigend; dann lächelte er plötzlich einem freundlichen Bilde zu, welches ihm im Dunkel erschien.

„Was machst du jetzt?“ fragte er eines Tages seinen Sohn.

„Ich lege eben etwas Schwarz auf den Hintergrund, um die Gestalt mehr hervortreten zu lassen; ich bin beinah fertig; noch ein Augenblickchen, und ich werde dir sagen, ob ich zufrieden bin.“

Als Mattia hörte, daß das Schwarz des Hintergrundes dem Bilde gut thue, daß die Gestalt an Eindruck gewonnen habe, stellte er irgend eine unnütze Frage, auf welche Tito, nachdem er sich vorgebeugt hatte, um den Gesichtsausdruck des Blinden besser zu sehen, einfach erwiderte:

„Papa, du denkst an etwas anderes.“

„Das ist nicht wahr,“ sagte Mattia, aber sein Lächeln strafte die Verneinung Lügen.

„Du hast mir etwas zu sagen,“ fuhr Tito fort; „sage es mir doch gleich.“

Zuerst lachte Mattia laut zu dieser entgegenkommenden Aufforderung, dann wurde er ernst und schwieg lange, während sein Sohn an der Staffelei zu arbeiten fortfuhr. Plötzlich, als setze er ein Gespräch fort, sagte der Blinde:

„Ich habe alles gemerkt; dein Papa kann immer noch sehen.“

„Was hast du gemerkt?“ brachte Tito verlegen heraus und bückte sich instinktmäßig, um seinem Vater in die Augen zu blicken; „hast du den Gegenstand meines neuen Bildes erraten? Ich wollte schweigen, weil ich meiner Schwäche mich schämte; ja, Papa, du hast recht: jene Frau hat sich in meine Phantasie eingeprägt, und ich werde keine Ruhe finden, bis ich sie da herausgemalt habe. Du weißt, welche Qual es macht, ein Bild wiederzugeben, das sich uns innerlich zeigt und wieder verbirgt. Doch kann ich dir sagen, daß ich jetzt nur noch als Künstler verliebt bin, aber als Mensch ist es eine abgethane Sache, durchaus abgethan.“

Mattia antwortete nicht, sondern fuhr fort, geheimnisvoll zu lächeln.

„Und du glaubst es zur rechten Zeit fertig zu bringen?“

„Zu welcher Zeit?“

„Du kennst ja meinen Grundsatz: jede im Lauf des Jahres begonnene Arbeit muß am Sylvestertage beendet sein.“

„Ich hoffe,“ sagte Tito; aber diese Worte und das leichte Lächeln, welches noch auf dem heiteren Gesicht des Blinden fortdauerte, brachten ihn auf einen Gedanken. Und auf einmal nahm er schweigend eine fertig zubereitete Leinwand vom Nagel und entwarf auf der Stelle mit wenigen Kohlestrichen die ersten

Linien eines gedankenvollen Kopfes, von der hohen Lehne eines altertümlichen Sessels umrahmt.

Der Blinde lauschte ein Weilchen.

„Jetzt verstehe ich's nicht mehr; ich höre das Streifen der Kohle auf frischer Leinwand; du arbeitest an einer neu eingerahmten."

„Ja," antwortete Tito lächelnd; „es ist ein sehr schwieriger Kopf, und wenn die Köpfe schwierig sind, so ist häufig das beste System, sie ganz fortzuwischen; aber ich verwerfe diesen nicht, denn in dem, was ich gemacht habe, ist manches Gute."

Und es schmeichelte Mattia, zu hören, daß sein Kopf ein schwieriger sei.

„Aber wenn du besser siehst als ich," setzte der junge Künstler nach langer Pause hinzu, „dann ist es unnütz, daß wir Komödie spielen. Sage mir die Wahrheit: Hast du keine Ahnung von dem Bilde, welches ich male?"

„Wer weiß? Vielleicht ja," sagte der Blinde. „In der Ecke des Bildes ein altertümlicher Lehnstuhl wie dieser hier, im Lehnstuhl ein Greis mit schwierigem Kopf, dichtem weißem Bart und reichlichem weißem Haar; die Augen offen, aber sie blicken auf die irdischen Dinge nicht mehr, weil sie so viele himmlische geschaut haben. Ist's richtig so?"

„Ganz vollkommen. Zum Sylvester wird dein Porträt fertig sein."

„Darf ich mich jetzt bewegen?"

„Jawohl; ich höre auf."

Tito bedauerte in seinem Herzen, daß der so natürliche Gedanke, den schönen Kopf seines blinden Vaters zu malen, ihm nicht früher als dem Greis gekommen war, der vermutlich seit vielen Tagen zum eigenen Porträt zu sitzen meinte. Und um sich zu strafen, kehrte er die bis dahin gemalte Cesira gegen die Wand, mit dem Vorbehalt, sie später wieder umzuwenden.

Es fehlten noch zehn Tage bis zum Sylvester, und bis dahin sollte das Porträt fertig sein, nicht gerade weil Tito den gerühmten Grundsatz des Vaters zu dem seinigen gemacht hätte, sondern weil am letzten Dezember Mattia sein vierundsiebzigstes Jahr vollendete. Nachdem er zwei ganze Tage mit Eifer gearbeitet hatte, konnte der junge Künstler sich am Weihnachtsabend von seinem Werke befriedigt erklären, und Mattia konnte frei aufatmen.

„Denn sieh, mein Sohn, du arbeitest fast zwei Monate daran."

„Nein, Papa — das glaube ich doch nicht."

„Ja gewiß, genau zwei Monate; rechne nur; du hast am 20. Oktober angefangen, an dem Tage, wo es so heftig regnete, und du sagtest — mir ist's, als hörte ich es noch —: ‚Es strömt vom Himmel; mit unserem Spaziergang ist es nichts; setze dich ans Fenster und höre, wie der Regen an die Scheiben schlägt; unterdessen werde ich — eine neue Leinwand vornehmen.' Und als ich wissen wollte, was du gemacht hattest, sagtest du, es wäre dir nichts Rechtes gelungen. Seit jenem Tage hast du immerfort an der mir zugedachten Überraschung gearbeitet; sprich, es sei nicht wahr, wenn du kannst — siehst du? Die Vorsehung, mein Sohn, kommt uns allesamt zu Hilfe, sie giebt den Unglücklichen die Kraft, ihr Unglück zu tragen, sie giebt den Blinden das doppelte Gesicht."

Und da Tito, der sich verpflichtet glaubte, irgend etwas zu erwidern, auf die Heilung hindeutete, an welche auch er nicht mehr glaubte, schüttelte Mattia den Kopf und lächelte ohne Bitterkeit.

„Du sprichst so, aber du glaubst es selbst nicht. Doch höre: Ihr, die ihr sehet, die ihr unbehindert umhergeht, die ihr von den Schwingen eurer Jugend getragen werdet, könnt nicht ohne Entsetzen an das Unglück eines Menschen denken, der nichts mehr sieht, der einen Stelzfuß hat, der sich vor Schwäche kaum noch fortschleppt. Aber euer Mitleid ist ein Irrtum. Die Blinden, die Krüppel, die Kranken genießen auch ihr Stück Himmel. Wenn sie sich eingewöhnt haben, so können sie leichter glücklich sein als Leute mit zwei guten Beinen und zwei

weitblickenden Augen. Die Ergebung scheint eine sehr schwere Tugend; so schien sie mir ein ganzes Jahr lang. Aber nun ich jede Hoffnung verloren habe ..."

„Sage das nicht, Papa."

„Warum sollte ich es nicht sagen, da diese Hoffnung, nachdem sie mir ein Jahr hindurch wohlgethan, bei ihrem Schwinden eine neue Kraft hinterläßt, die nicht mehr von mir weichen wird?"

Als er diesen Weg eingeschlagen hatte, sah der Blinde plötzlich, daß er bis zu seinem geheimen Wunsch vordringen könne, und ging eilig darauf zu.

„Präge es dir recht ein, daß mir nichts mehr fehlen kann; ich zehre von einer Vergangenheit, die mir niemand zu nehmen vermag; ich finde in der Erinnerung alle Quellen meines Genusses. Aber du wirst nicht glauben, daß man ohne wenigstens einen Wunsch leben kann — ich habe einen."

„Nenne ihn mir."

„Ja? Soll ich ihn dir sagen? Soll ich ihn dir wirklich sagen?"

Er that es nicht. Der Wunsch war, daß Tito eine Gefährtin wähle — nicht für sich allein, sondern auch für diesen Egoisten Mattia; ein Weibchen, holdselig anzusehen, das dem Sohne hülfe, weiter zu hoffen, das die resignierte Blindheit des Vaters mit Zärtlichkeit umgäbe.

Der Blinde wartete auf ein Anzeichen, welches ihm fortzufahren gestatte; und als Tito sich einen Seufzer entschlüpfen ließ, lächelte er vor sich hin und sagte nichts weiter.

Aber als hätte es so kommen sollen, hatte an jenem Tage Barbara den frechen Mut, zwei Koteletten aufzutragen, welche vom Rost in die Aschenglut geraten waren; und Tomaso ließ sich einmal wieder von seiner alten Liebe zu dem alten Wein seines alten Herrn hinreißen.

Und nun gab der Blinde seinem geheimen Wunsch Worte.

Tito hörte den väterlichen Wunsch ruhig an und antwortete nicht, küßte aber das weiße Haupt. Später begann er: „Schade, daß du nicht Klavier spielen kannst; schade, daß auch ich es nicht kann; wie gern würden wir um diese Stunde ein wenig miteinander musizieren! Aber sag einmal, wenn allabendlich ein Musiker zu uns käme, der sich eine oder ein paar Stunden an den Flügel setzte — wäre das nicht schön?"

Der Blinde zollte Beifall.

„Einer, der all die alte Musik von Cimarosa, von Rossini spielte — gewiß, das wäre schön. Wollte er auch irgend eine Novelle oder ein paar Gedichte lesen, so wäre es noch besser; aber einem Musiker oder Vorleser würde es bald langweilig werden; ich hätte mehr Vertrauen in eine Vorleserin."

Auch Tito mußte zugeben, daß die Männer weniger geduldig als die Frauen sind, und daß eine altertümliche Lehrerin, eine alte Jungfer, eine Witwe ohne Kinder ...

„Aber warum alt, warum altertümlich?" unterbrach ihn der Blinde; „wenn die Leserin jung wäre und ihre Stimme silberhell? wenn die Klavierspielerin munter und hübsch wäre, was fändest du dabei Schlimmes? Du denkst wohl, daß man, wenn man alt und blind ist, gleichgültig gegen Jugend und Schönheit sei? Aber man ist nicht umsonst fünfzig Jahre hindurch Künstler gewesen."

Tito gab bereitwillig auch dies zu.

„Nun, so suche mir denn ein gescheites junges Mädchen, das sich dazu hergeben will, ein paar Stunden bei einem alten Blinden zuzubringen; es muß deren so viele geben, die auf nichts Besseres warten. Wenn du sie mir nicht schaffst, weißt du, was ich thue? Ich stelle mich ans Fenster und rufe: ‚Ein hübsches Mädchen, das Klavier spielen kann und eine klare angenehme Stimme zum Vorlesen hat, findet gute Beschäftigung.‘ Ich wette, es würden viele stehen bleiben und ich hätte bald, was ich suche."

„Fände sich dann unter den Bewerberinnen eine so gute, daß sie dir die fehlende Tochter ersetzen könnte ..."

„Nun wohl, dann ..."

„Dann könntest du sie bitten, immer

im Hause zu bleiben, bis sie einen Gatten bekäme."

Der Blinde seufzte im geheimen und sagte einfach: „Also wollen wir sie denn sofort suchen."

An demselben Abend noch sprach Tito im Verein der Künstler die Bitte aus, daß man ihm helfen möchte, einer Verheiratung zu entgehen, indem man dem blinden Vater eine Klavierspielerin verschaffte; und ein alter Künstler, auch eine Berühmtheit dadurch, daß er viele Gemälde angefangen, ohne je eins fertig zu machen, nahm ihn beiseite.

„Ich habe zwei Töchter," sagte er ihm; sie sind Schülerinnen des Konservatoriums. Ich sehe, Sie wissen nicht, daß ich der Salvi bin; alle werden Ihnen sagen, wer der alte Salvi ist; Ihr Vater kennt mich vielleicht. Meine Töchter sollen zu Ihnen kommen, damit der alte Bondi wählen möge. Ich aber kann Ihnen sagen, daß sie beide vortrefflich spielen, daß Giuditta sehr schön ist und Sofia so gut ..."

„Schicken Sie Sofia," bat Tito schnell.

„Warum Sofia und nicht Giuditta?" fragte der alte Salvi.

„Weil die schönen Mädchen immer weniger Geduld besitzen als die anderen," antwortete der junge Mann lächelnd.

„Das Geschick hat sie beide geduldig haben wollen. Lassen Sie mich nur machen; ich schicke sie Ihnen morgen mittag."

Sie kamen denn auch zur angegebenen Stunde; Giuditta zeigte sich zuerst in der Thür des Salons, verweilte einen Augenblick darin, um sich zu verbeugen, machte dann langsam Sofia Platz, die so unscheinbar von Person und so zurückhaltend war, wie die Schwester hochgewachsen, selbstgewiß und schön erschien.

Als Mattia, der sie im alten Lehnstuhl erwartete, merkte, daß die Mädchen eingetreten waren, sprach er langsam:

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht zu empfangen vermag, wie ich möchte; mein Sohn, der sehen kann, wird gleich kommen; aber wenn Sie die Güte haben wollen, sich zu setzen, da sind Stühle."

Giuditta nahm sogleich Platz, Sofia blieb stehen, obgleich die Schwester winkte, ihrem Beispiel zu folgen. Beide dankten.

Jetzt trat Tito ein.

„Da bin ich, Papa; guten Tag, meine Damen."

Aber sein Gruß streifte die eine nur, vom ersten Augenblick an fesselte ihn die Schönheit der anderen; diese hatte sich einen Augenblick erhoben und sich wieder niedergelassen, durch die bloße Bewegung des Kopfes und den Glanz der schwarzen Augen einen Zauber um sich verbreitend.

„Sie, Signorina, sind Giuditta?" stammelte der Ärmste, indem er sich den Fesseln dieser erbarmungslosen Schönheit zu entwinden suchte.

„Ja, mein Herr; und dies ist meine Schwester Sofia. Der Papa schickt uns, damit Sie uns sehen; wir spielen beide, und jede von uns kann vorlesen; meine Schwester versteht mehr als ich, weil sie älter ist; ich dagegen bin munterer. Aber sage doch auch du etwas, Sofia."

„Was soll ich sagen? Wir haben tags über viel freie Zeit ..."

„Und können über so viel Zeit verfügen, wie erforderlich ist. Aber wo ist denn das Pianoforte?"

„Es wird morgen hier sein," sprach der Blinde. „Aber zuerst sagen Sie mir: welche von Ihnen besitzt die meiste Geduld?"

„Sofia!"

„Die, welche sprach, ist ..."

„Giuditta."

Tito schmeichelte sich, daß diese Antwort die Frage zu gunsten Sofias lösen werde, aber der Blinde dachte noch darüber nach und antwortete:

„Recht so, Giuditta. Und Sie, Sofia, was sagen Sie? Sind Sie derselben Meinung?"

„Meine Schwester rühmt mich immer, und sie läßt mir niemals Zeit, Gutes von ihr zu rühmen."

„Das Gute, was von mir zu erwähnen ist, kann ich selbst sagen," versicherte Giuditta. „Ich bin lustig — das ist alles."

Aber die kleine Unterbrechung mitten

im Satz verstand Tito so: Ich bin sehr schön und kann großmütig gegen meine Schwester sein, die im Vergleich mit mir ziemlich häßlich ist.

Während seine Augen diesen Zauberbann flohen, wußte Tito nicht, wie er seinem Vater kund thun solle, daß Giuditta zu schön und zu kühn und er zu jung und zu sehr Künstler sei, um ihr auf die Dauer zu widerstehen. Aber glücklicherweise fühlte auch der Blinde nicht den Mut zu einer sofortigen Entscheidung, und da er sich mit dem Sohn nicht beraten konnte, ersann er eine Auskunft.

„Hören Sie, meine Damen; der alte Salvi hat Sie geschickt, damit ich eine Wahl treffe; aber ich als schlauer Blinder, der ich bin, wähle Sie alle beide. Ist es Ihnen recht? Wenn Sofia nicht kommen kann, wird Giuditta es thun; und wenn einmal eine von Ihnen anders beschäftigt oder es ihr zu langweilig ist, dem invaliden Künstler vorzulesen oder vorzuspielen — dann mag sie stets ihre Schwester schicken. Wollen Sie das?"

„O gewiß!" sagte Giuditta.

„Es ist mir so lieb! und thun Sie mir den Gefallen, dem Papa zu sagen, daß der alte Bondi den Salvi kennt und sehr schätzt."

„Dank!" antwortete Sofia mit einem leichten Zittern der Stimme aus innerer Befriedigung, was dem Blinden nicht entging.

Giuditta suchte im Spiegel gegenüber zu erspähen, ob der junge Mann wirklich so gleichgültig sei, wie er scheinen wollte.

Als die Schwestern sich entfernt hatten, blieb in Tito der Eindruck des kalten Grußes zurück, mit welchem Giuditta sich im Vorzimmer verabschiedet hatte, ihn achtlos kaum eines Blickes würdigend. Sofia hingegen hatte ein gutmütiges Lächeln für ihn gehabt, wobei sie gleiche und weiße Zähnchen zeigte, sie hatte ihn mit Augen angeblickt, nicht so feurig wie die Giudittas, aber groß, klug und sinnig.

Eigentlich hatte er auf Sofia wenig geachtet, aber dennoch erinnerte er sich dieser Augen und dieses Lächelns, als der Blinde ihn fragte:

„Nun? was dünkt dich? Sie sind schön, nicht wahr?"

Und da die Antwort nicht sogleich erfolgte, trat ein Lächeln schelmischer Befriedigung auf Mattias Lippen.

„Willst du wissen, was ich über diese Mädchen denke?"

„Ja; laß hören, welche Vorstellung du dir von ihnen gebildet hast; ich, die Wahrheit zu sagen, habe noch nicht Zeit dazu gehabt. Beginnen wir mit Giuditta."

„Giuditta ist schön oder glaubt es wenigstens zu sein."

„Es ist wahr. Sie ist sehr hübsch, aber sie hält sich für wunderschön."

„Sie ist mager — ziemlich groß, nicht? — sie muß kleine Augen haben, die sie den Leuten ins Gesicht bohrt; und vielleicht ist sie nicht einmal lustig, wie sie sich rühmt."

„Du hast nicht ganz unrecht," stimmte Tito bei; aber in diesem Porträt von sehr subjektiver Auffassung forderten die wundervollen Augen Gerechtigkeit, und der junge Künstler hielt sich für gewissenhaft, indem er berichtigte: „Nur daß Giudittas Augen nicht klein sind."

„Sie sind jedoch nicht so schön wie die Sofias ... Ist das wahr?"

„Vielleicht; aber sie strahlen von Licht."

„Sofia," fuhr der vom Erfolg ermutigte Blinde fort, „ist kleiner, bescheidener, ernsteren Sinnes, achtsamer. Sie muß eins von den guten Kindern sein, die, während sie sich stets verbergen, jeden Tag eine neue Tugend enthüllen. Scheint dir's nicht so?"

Tito dachte darüber nach.

„Es kann wohl sein; aber ich habe sie nicht recht beobachtet."

„Ein Zeichen, daß sie häßlich ist," sagte Mattia; „und das thut mir leid."

Nun bereute Tito seine Aufrichtigkeit und versicherte dem Vater, Sofia sei vielmehr ebenso schön wie Giuditta, aber ihre Schönheit sei nicht von der Art, welche augenblicklichen Eindruck macht.

* *
*

Am folgenden Tag nach dem Mittagessen kam Sofia und spielte dem alten Herrn zwei Stunden lang Cimarosa vor. Diese heitere Musik goß Wogen von Licht in den trüben Sinn des Blinden, der bei dem Schluß jedes Stückes „Bravo!“ rief und in die Hände klatschte.

„Bravissimo!“ sprach er endlich; „und sagen Sie mir, Signorina, klingt Ihnen nicht durch die Heiterkeit Cimarosas ein klagender Ton?“

„Alle Musik klagt,“ antwortete das junge Mädchen einfach.

„Wohl möglich,“ fuhr Mattia fort, nachdem er einen Augenblick über diese Worte nachgesonnen hatte; „wenn das Herz zur Schwermut vorbereitet ist, hat die Musik etwas Thränenvolles; aber ich möchte gern hören, daß meine kleine Freundin nicht zur Traurigkeit neigt.“

„Ich bin nicht sehr fröhlich, aber auch durchaus nicht traurig,“ versicherte Sofia schüchtern; „ich sprach nicht von mir; ich meinte, daß die Musik nur denen heiter scheinen kann, die leichten Sinnes sind; allerdings sagt uns eine gewisse Art Musik gar nichts, aber das ist keine Musik, nur Geräusch.“

Sie sprach fließend und mit harmonischer Stimme, aber sie errötete dabei, als könne der Blinde in den ihr entschlüpften Äußerungen vielleicht eine Affektation finden, welche sie nicht hineingelegt hatte.

Der Blinde dachte im Gegenteil: Dies schöne junge Wesen ist voll Empfindung; schade, daß Tito nicht hier geblieben ist.

Tito war nicht geblieben, weil ihm gewiß schien, daß Giuditta kommen würde und er gar nicht ungern die Eitelkeit der Kokette demütigen, aber auch zugleich sich ihrem Zauber entziehen wollte. Denn ach! — als Tito in seinem Gehirn nachforschte, hatte er erkannt, daß eine und dieselbe Zelle eine gleich mächtige Liebe für die Kunst und für die Schönheit nähre. Als ihm nun der Blinde Sofias Kommen mitteilte und von der Schönheit, der Anmut und Güte der jungen Dame sprach, sagte sich Tito: Ich konnte mir's denken; Giuditta wird morgen erscheinen, aber Holofernes wird seinen Kopf wahren, indem er sich nicht zu Haus finden läßt.

Er sagte das halb als Scherz, halb als Wahrheit; denn zuweilen geneigt, sich selbst zu verspotten, übertrieb er die erotische Schwäche seines Temperaments.

Aber tags darauf kam wieder Sofia, und nun wußte der junge Mann nicht mehr, was er denken solle. Er beschloß, unwandelbar daheim zu bleiben.

Die Schöne stellte sich auch anderen Tags nicht ein, und als Tito Sofia, zaghaft grüßend, in der Thür zögern sah, empfand er instinktmäßig einen kleinen Groll, über den er sich später klar zu machen gedachte. Er war höflich gegen die unscheinbare junge Person, die sich zu entschuldigen schien, daß sie nicht, wie Giuditta, schön sei.

„Ich bin es immer wieder,“ sprach sie lächelnd; „meine Schwester konnte nicht kommen.“

Der Blinde verhehlte seine Befriedigung nicht und erwiderte:

„Sie sind stets willkommen, Signorina; zwischen uns besteht schon Freundschaft; später werde ich sie auch mit Ihrer Schwester schließen; aber es ist mir lieb, daß sie heut verhindert ist. So wird mein Sohn hören, wie Sie unsere alte Musik spielen.“

Damit wendete er den Kopf gegen Tito, als wolle er leise hinzufügen: Sieh dir dies Mädchen recht an; ist sie nicht wirklich schön? Beachte ihren Blick, ihr Lächeln; mit welcher sanften Stimme und mit welcher angenehmen Art sie spricht. Wenn ich fertig bin, so thu mir den Gefallen und sage auch du ihr ein freundliches Wort.

Tito verstand das alles und zögerte nicht im geringsten, dieses unschöne junge Wesen zufrieden zu stellen, das ihn um nachsichtiges Mitleid bat aus ein Paar ausdrucksvollen guten Augen, mit einem blassen Gesichtchen und einem zu großen Mund.

Er that noch mehr. Da er wußte, daß er keine Gefahr lief, blieb er ihr zur Seite, während sie die Finger über die Tasten gleiten ließ, wie um das Instrument

zu wecken. Und als sie nach einigen staunenswerten Läufen, Arpeggien und Oktaven die Ouverture zum „Barbier“ ankündigte, setzte sich Tito furchtlos so, daß er sie ansehen konnte. Gefahr war in der That keine. Trotz seines leicht entzündbaren Temperaments dürfte er sein Leben lang diesem Mädchen gegenüber sitzen, ohne sich die Phantasie zu erregen. Der erste Gedanke, welcher ihm kam, war, sich zu fragen, wie es doch zugeht, daß eine verfehlte Linie in einem weiblichen Gesicht die ganze Empfindungsreihe ändern kann, welche es einzuflößen vermag. Indem er Sofia recht betrachtete, während sie mit gesenktem Kopf spielte, bemerkte Tito, daß das bleiche Gesichtchen ein feines Oval hatte, daß ihre Stirn rein war, als hätten nie andere Gedanken denn die von Rossini erweckten darin Eingang gefunden; er beachtete die treuherzigen, von langen Wimpern verschleierten Augen, welche zuweilen zu den Noten aufblickten; er ward gewahr, daß sich im rundlichen Kinn ein Grübchen gebildet hatte. Und schließlich gab er zu, daß dies Köpfchen wohl noch den Kopf eines Jünglings entzünden könnte, welcher niemals wie er am lebendigen Feuer geglüht, wenn ein geschickter Pinsel die Nasenspitze feiner zu zeichnen, ein wenig von dem Mund zu verdecken im stande wäre.

Noch klangen die lauten Schlußtakte der „Barbier“-Ouverture, als der unversehrt gebliebene Tito das Geräusch durch Beifallsklatschen vermehrte.

„Bravo! Bravo!“ rief der Blinde, und zu seinem Sohn gewendet, setzte er hinzu: „Wie gefällt dir das?“

Tito, der mit voller Sicherheit in diese stillen Augen blicken durfte, that es so lange, daß es das junge Mädchen befangen machte.

„Sie lieben vorzugsweise solche Musik wie der ‚Barbier‘, den sie uns so reizend gespielt haben?“

Sofia war aufrichtig; auf die Gefahr, das Ideal des Blinden zu verletzen, sagte sie, daß sie mehr Geschmack an der neueren und empfindungsvolleren habe.

„Bellini also,“ meinte Mattia sogleich, „oder auch Donizetti.“

„Ja, aber Bellini und Donizetti haben die menschliche Stimme singen lassen, sie bringen nicht das Klavier zum Sprechen, wie Beethoven, Chopin ...“

Und ohne sich bitten zu lassen, begann sie die Sonata appassionata, mit der sie den jungen Künstler entzückte und den alten Mann befriedigte. Als darauf das junge Mädchen, von ihrer eigenen Stimmung hingerissen, den Totenmarsch von Chopin spielte, fand Mattia eine Thräne in seinen blinden Augen.

„Vergeben Sie,“ sprach Sofia, da sie den alten Herrn so tief ergriffen sah, „vergeben Sie mir, ich glaubte nicht, Ihnen wehe zu thun.“

„Sie haben es auch nicht gethan, es freut mich sogar; die Augen dienen mir doch noch zu etwas, da ich weinen konnte.“

In diesen zwei Stunden hatte Sofia den Blinden ganz gewonnen, der sie auf die Stirn küßte.

„Das Wetter ist kalt, hüllen Sie sich gut ein, Signorina, stecken Sie die Hände in den Muff, denn bekämen Sie Frostbeulen, so könnten Sie nicht mehr spielen wie heute. Und sagen Sie — wo wohnen Sie? wer begleitet Sie nach Haus?“

„Ich wohne wenige Schritt von hier und fürchte mich nicht vor den Leuten.“

„Wenn Sie sich auch nicht fürchten; es ist heut Sonntag, da sind immer Betrunkene auf den Straßen; wenn Sie mir's erlauben, so werde ich Sie begleiten,“ sagte Tito.

„Vielen Dank, es ist nicht nötig, ich habe schon jemand, der mit mir geht.“

Sie errötete bei dem Gedanken, daß diese Worte mißverstanden werden könnten, und setzte eilig hinzu: „Mein Cousin ist da.“ Auch das war nicht genug. Sie brachte das eine Wort: „Tonio“ heraus. „Gute Nacht!“ sprach sie dann und gab es auf, sich weiter zu rechtfertigen.

„Gute Nacht!“ wiederholten Vater und Sohn.

Der alte Mann wartete, bis das Mädchen hinaus war, um zu sagen: „Sie hat

einen Liebhaber! Aber das konnte man sich auch denken! Sie ist so schön!"

Tito äußerte kein Wort, und Mattia setzte für sich hinzu: „Schade!"

* *
*

Tonio wartete wenigstens seit einer Stunde auf der Straße, die Hände in den Taschen, und schaute fragend dann und wann zum Himmel auf, der einen schönen dichten Schneefall versprach; auf der Schwelle des Bondischen Hauses stehend, stampfte er mit den Füßen, damit sie nicht erstarrten, oder er ging quer über die Straße, um sie in anderer Weise zu bewegen, verlor aber nie das Portal des Hauses aus den Augen.

Endlich erschien die Erwartete.

„Tonio! Da bin ich."

„O, bist du es?" sprach der junge Mensch.

„Ja, ich bin's abermals."

Sie hüllte sich in den Shawl, und Arm in Arm machten sie sich auf.

Ein Weilchen schwiegen beide. Sofia hielt den Muff vor den Mund, Tonio sann nach, wie er das Schweigen brechen könne.

„Giuditta konnte auch heut nicht kommen," sagte das Mädchen. „Es thut mir leid."

„Nein, es schadet nichts," antwortete Tonio traurig. „Ja eigentlich, weißt du, ist's fast besser so; du bist so gut, zu dir kann ich reden, sie dagegen hört mich nicht an."

„Was hast du mir Neues zu sagen?" fragte Sofia hinter dem Muff.

„Immer dasselbe; ich habe den ganzen Tag Unterricht gegeben, aber nicht einen Augenblick habe ich sie mir aus dem Sinn bringen können, immer hab ich sie da in meinem armen Kopf gehabt, gleichgültig und schön — so schön und so gleichgültig!"

„Armer Tonio! Aber wer weiß, ob Giuditta so gleichgültig ist, wie du es dir denkst. Ein wenig lieb hat sie dich gewiß."

„Das wohl!" versicherte der Lehrer, der sich gern diesem Glauben hingab. „Noch vorgestern sagte sie mir: ‚Wenn du mir eine Lage bieten könntest, wie ich sie verlange, dann wäre mir nichts willkommener, als dir zu gehören, Tonio. Merke dir das,' gerade so hat sie gesagt, ‚dann wäre mir nichts willkommener.'" Aber sogleich in die alte Vertrauenslosigkeit zurückfallend, setzte er hinzu: „Gewiß, wenn ich ihr die gewünschte Lage bereiten könnte!"

Er sprach das tief traurig, aber ohne einen Schatten von Bitterkeit, als wäre es eine vom Himmel oder von der Hölle ausgemachte Sache.

„Weißt du, Sofia, was für eine Lage es ist, die deine Schwester befriedigen würde? Ich habe es sie so oft gefragt, und sie hat mir nie darauf geantwortet. Und doch, wenn sie mich nur ein bißchen liebte, wie glücklich könnten wir miteinander sein! Mit dem Zeichenunterricht den ganzen Tag über bringe ich mich durch, und wenn es die Notwendigkeit erforderte, würde ich eine Abendschule übernehmen und mich gern doppelt für sie abmühen. Und dann, hat sie nicht ihre Musik? Auch sie könnte Unterricht geben. Mir käme es so leicht vor, zu zweien glücklich zu sein. Meinst du nicht auch, Sofia?"

Die Frage war eine von denen, welche keine Antwort erwarten. Sie gingen stumm eine Strecke Wegs, dann begann Tonio wieder:

„Ich werde mich doch entschließen müssen, nicht mehr daran zu denken, ihr zu sagen, daß sie ihr Glück anderswo suchen möge. Tonio wird sie nicht länger belästigen, ich versichere es dir. Giebt es doch auf der Welt so viele schöne Mädchen — und ein Mann ist so viel wert wie ein anderer."

Sofia gestattete sich ein flüchtiges Lächeln, dann sprach sie ernsthaft: „Man muß das Glück nur zu erwarten verstehen, zuletzt kommt es immer; niemand ist dessen würdiger als du, armer Tonio!"

„Nein, bedauere mich nicht, ich will nicht der arme Tonio sein; unglücklich

werde ich sein, aber stark. Du sollst es sehen; du kennst mich noch nicht, auch Giuditta weiß nicht, wie dies Herz beschaffen ist, das um sie gebettelt hat. Der Tag wird kommen, wo ich ihr entgegentreten und unerschüttert das Auge auf ihrer Schönheit ruhen lassen kann. Du wirst sehen."

Er schwieg, damit diese Vorstellung Zeit gewinne, sich ganz in ihm auszubilden. So oft hatte er sich daran umsonst versucht, aber jetzt, wo er ihr Worte gegeben, erschien sie ihm als etwas leicht Ausführbares. Er sah sich ebenso gleichgültig wie er leidenschaftlich gewesen, ebenso sicher der eigenen Kraft wie früher schwach in seiner Demütigung; er hörte schon den schwermütigen Ton der Worte, welche er sprechen würde; es waren ernste und männliche Worte, über die das schöne Geschöpf erstaunen sollte. Ohne jede Absicht, sich zu rächen, würde er vielleicht doch gerächt sein.

„Du sollst es sehen!" wiederholte er jetzt.

Die Vision dauerte fort. Nun sah Tonio Giuditta von Liebe zu ihm erfaßt und trauernd; sie sprach: „Tonio, ist es denn möglich, daß du mir nicht mehr gut bist?" und Tonio antwortete: „Mein Herz ist tot, was willst du mit einem Manne, der kein Herz mehr hat? Du bist jung und schön, gewinne einen anderen lieb und du wirst glücklich sein."

Sie waren jetzt dem von Papa Salvi bewohnten Haus gegenüber; an einem runden Fenster des fünften Stocks, über der Dachrinne, schimmerte ein Licht. Die Vision verschwand.

„Hinter ihrem Fenster ist Licht!" murmelte der junge Mann, „woran sie wohl denkt?"

„Leb wohl, Tonio," sprach Sofia, indem sie den Muff vom Mund entfernte, „fasse Mut!"

„O ja, ja, aber sage du ihr ..."

„Was soll ich ihr sagen?" fragte Sofia, nachdem sie vergebens gewartet hatte.

„Nein, sag ihr nichts, es wird besser sein."

Der Ausdruck strafte die Worte Lügen.

Sofia bückte sich, um durch das enge, niedrige Pförtchen zu gehen, welches sich in der geschlossenen Hausthür öffnete; sie wendete sich im Dunklen um und drückte dem Cousin die Hand.

„Mut!" wiederholte sie seufzend.

„Du wirst es sehen — du wirst sehen."

Mehr sagte er nicht; das junge Mädchen verschwand.

Tonio ging über die Straße und blickte ein Weilchen hinauf nach dem unbeweglichen Licht, das trübselig aus dem fünften Stockwerk niederschien; dann entfernte sich das Licht, und der Ärmste dachte: „Nun ist Sofia da, nun spricht sie ihr von mir."

Ein Schatten näherte sich dem Rundfenster, ein an die Scheibe gelegtes Gesicht schaute ins Finstere hinaus, es schien zu fragen: „Bist du dort, armer Tonio? Höre, wie dein Herz schlägt."

Dann bewegten sich das Licht und der Schatten am Fenster abermals, sie verschwanden; das Herz des Liebenden unten in der Straße hämmerte immer noch.

„Kinder," sprach der alte Salvi, als er sie aus ihrer Kammer eintreten sah, „das Abendessen ist bereit, und ihr sollt mir sagen, was ihr zu diesem Kohlgerichte meint."

Giuditta beeilte sich, einen Blick in das dampfende Gefäß zu werfen, und da sie nichts als Dampf sah, fragte sie: „Was ist denn darin?"

„Kohl ist darin," antwortete er lachend, „aber wirklich! Es sind auch viele Speckscheiben dabei und das bißchen vom Mittagessen übrig gebliebene Rindfleisch. Ich bin neugierig, wie es euch schmeckt."

Sofia legte eilig vor, und Giuditta konnte den Papa mit dem Ausruf zufriedenstellen: „Schön! wunderschön, aber siedend heiß!"

„Und du, Sofia, was sagst du?"

Sofia hatte dem Papa seine große Portion aufgefüllt und nahm sich jetzt die ihrige.

„Sehr gut!" sprach sie und bezeigte ihren Beifall durch Kopfnicken und Lächeln.

„Nun denn, guten Appetit!“ wünschte der Alte, stolz auf seine Rolle als Koch.

Um nicht stumm zu speisen, schob der alte Salvi, der an diesem Tage guter Laune war, ab und zu Ausrufungen ein, die seinen Abkömmlingen, sich selbst und den Unsichtbaren die von jedem Löffelvoll hervorgebrachte gute Wirkung kund thun sollten.

„Dieser nahm den Weg gerade hinunter, weil er wußte, wohin er zu gehen hatte — dieser hat ein leeres Winkelchen ausgefüllt — dieser brachte einen hungerigen Nerv zum Schweigen, der sich zu laut meldete — dieser ...“

Die Mädchen lachten, um den Papa zu ermutigen, der nun eine Rätselfrage aufgab.

„Sagt mal: worin gleichen wir drei den Taschenspielern?“

Die Mädchen sahen sich mit erheuchelter Ratlosigkeit an.

„Nur in diesem Augenblick, oder immer?“ fragte Sofia.

„In diesem Augenblick,“ antwortete mit vollem Mund der Papa.

Sie sannen nach.

Giuditta sagte: „Das ist zu leicht: weil wir den Kohl verschwinden lassen.“

Papa Salvi lächelte schalkhaft.

„Du hast es beinah getroffen.“

Und Sofia setzte hinzu: „Ihn verschwinden lassen, indem wir wie die Taschenspieler zuvor darüber hinblasen — weil er so heiß ist.“

„Und das Kunststück ist fertig. Bravo, Sofia.“

Der Alte lachte laut und lächelte dann immer noch still vor sich hin.

Als die Töchter den Papa so guter Laune sahen, waren sie gewiß, daß er heute mit seiner Malerei zufrieden gewesen. Aber noch nie hatte sich's ereignet, daß, nachdem man die Suppe, den Kohl oder den Risotto hinweggezaubert, irgend eine andere Leckerei zum Vorschein gekommen wäre. Auf dieses Taschenspielerstückchen verstand sich Papa Salvi bisher noch nicht. Heute hingegen knöpfte er das Jackett auf und zog mit vieler Schelmerei aus der inneren Tasche ein rotes Päckchen, welches er auf den Tisch legte. Die Mädchen bückten sich mehr als nötig nieder, um das Phänomen zu betrachten, und Sofia, als könne sie der Neugier nicht länger widerstehen, streckte einen Finger aus, um es zu berühren; von ihrem Beispiel ermutigt, that Giuditta das gleiche. Sie hatten gerochen, daß es sich um Gorgonzolakäse handelte, warteten aber standhaft ab, daß der Papa die Sache in dem angeschlagenen Ton lustigen Humors zu Ende führe.

Papa Salvis Scherz bestand darin, daß er das rote Papier langsam abwickelte, worauf ein anderes blaues zum Vorschein kam, dann wieder ein rotes und abermals ein blaues, bis nach vielem Gelächter Sofia und Giuditta einstimmig erklärten, sie hätten es durchschaut, und in all diesen Hüllen stecke gar nichts! Nun entkleidete der Vater den Käse schnell seiner beiden letzten Gewänder und ganz nackt und ganz grün erschien dieser auf dem Tisch.

„Wie ist dir's nur heute eingefallen, den Gorgonzolakäse mitzubringen?“ forschte Giuditta.

Papa Salvi antwortete nicht, schwang aber mit geheimnisvoller Miene das Messer und zerlegte den Käse in vier Stücke, jeder Tochter reichte er eins dar, eins behielt er für sich und das letzte ließ er als gläubiger Spiritist auf dem Tisch liegen, für die Unsichtbaren. Dieser letzte Anteil war der kleinste, denn nach der Doktrin des Malers Salvi sind die Unsichtbaren zwar lüstern und wollen von allem genießen, begnügen sich aber mit wenigem.

Endlich sprach er: „Ihr sollt euch nicht den Kopf zerbrechen, Nero hat mir drei Nummern angegeben, ich habe darauf gesetzt und habe gewonnen.“

„Wieviel?“ fragten beide Mädchen zugleich.

„Wenig — dreißig Lire, aber sie kommen mir gelegen.“

„Die Unsichtbaren könnten freigebiger sein,“ bemerkte Giuditta; „dafür daß er

römischer Kaiser gewesen, ist Nero nicht großartig."

„Wir müssen zufrieden sein, Giuditta; Nero thut das wenige, was ihm im Jenseits zugestanden wird, wo es weder Kaiser noch Unterthanen giebt, sondern nur obere und untere Geister, die nichts Böses zufügen können."

„Zum Glück!" fiel Giuditta ein, „sonst wäre Nero im stande, sich der Bravourstücke zu erinnern, die er auf Erden vollführte, z. B. als er ..."

„Still doch!" mahnte Sofia.

In dem Augenblick vernahm man einen plötzlichen Schlag auf dem Büffett; die drei Tischgenossen sahen sich schweigend an. Dann fuhr Papa Salvi mit tiefer Stimme fort, die Augen auf den Punkt gerichtet, wo der Zorn der Unsichtbaren sich geoffenbart hatte:

„Nero, wenn anders unser Freund diesen verhaßten Namen nicht etwa angenommen hat, um sich zu demütigen, Nero ist umgewandelt. Wird es ihm vergönnt, noch einmal wieder in Körpergestalt zu erscheinen, so giebt er gewiß allen Beweise seiner Reue; inzwischen hat er sich Papa Salvi und euch beiden stets gütig gezeigt und wir sind ihm von ganzem Herzen dankbar."

Der alte Künstler sprach mit honigsüßer Stimme nach dem Büffett hin, um Neros Geist wieder zu versöhnen, und als er geendet, wartete er noch einen Augenblick, um gewiß zu sein, daß er ihn beschwichtigt habe; dann sprach er in veränderter Weise und ärgerlichem Ton zu Giuditta:

„Von dir kann man nun einmal kein nachsichtiges Wort erlangen, die Signorina ist immer bereit zu verdammen; bitte den Himmel, daß du nie nötig haben mögest, bemitleidet und freigesprochen zu werden."

Giuditta ließ sich nicht aus der Fassung bringen, streckte aber den einen Arm nach ihrem Vater aus; sie hatte eine zarte Hand, neben welcher die zweifelhafte Weiße des Tischtuchs einen wenig vorteilhaften Eindruck machte, und ohne im geringsten mit dem Körper näher zu rücken, bewegte sie die Finger auf dem Tisch, damit der Alte sich von ihnen streicheln lasse.

Der Papa widerstand noch ein Weilchen; diese Strenge im Beurteilen der Menschen, meinte er, müsse denn doch von irgend einer anderen Tugend (er sagte nicht von welcher), von irgend etwas anderem (er nannte es nicht einmal mehr Tugend), kurz, von — etwas — begleitet sein.

„Du Lieber!" sprach Giuditta. „Siehst du, ich wurde ungeduldig! Also hätten wir es wirklich jenem Geist zu danken, daß uns eine Ambe zugefallen ist?"

„Und wem anders wolltest du Dank sagen?" fragte der Alte.

„Ich weiß nicht recht; mich dünkt, ich würde dem gleichgültigen Zufall danken."

„Wenn du noch sagtest: der Vorsehung," unterbrach Sofia sie.

„Für dich ist alles Vorsehung. Erkrankt ein Familienvater, so ist die Krankheit ein Werk der Vorsehung, damit die Kinder den Hunger kennen lernen. Und wenn der Vater stirbt, läßt dann wenigstens die Vorsehung ihn begraben, oder thut es die Gesellschaft?"

„Die Gesellschaft gehorcht der Vorsehung," sagte Sofia.

„Und um ihr zu gehorchen, läßt sie die Waisen nach Brot schreien, nicht wahr?"

„Die Absichten der Unsichtbaren sind unerforschlich," versicherte der alte Maler mit feierlicher Stimme.

Aber Giuditta schenkte ihm kein Gehör; das hübsche Mündchen hatte noch ein paar Worte zu sagen und sagte sie: „Nun ja, mit dem Geheimnis bringt ihr alles in Richtigkeit; alles Thörichte und Brutale hat der blinde und taube Zufall gethan, nicht wahr? Und wenn er es euch einmal zu Dank macht, dann meint ihr, daß er sieht und hört, und er wird zur Vorsehung."

Papa Salvi suchte nach einer neuen Phrase, welche dies ganze arge Raisonnement über den Haufen werfen könnte, und da er sie nicht fand, wiederholte er

eine, deren er sich schon oft vergebens bedient hatte: „Die Pläne der Unsichtbaren sind unerforschlich.“ Dabei heftete er den Blick auf das Büffett von Fichtenholz, als fordere er Nero auf, sich ins Mittel zu legen.

Giuditta, welche des Vaters Absicht erraten hatte, hörte schweigend zu, winkte sogar der Schwester, still zu sein, und als es schien, daß das Büffett dem Alten nicht willfahren wollte, sprach sie lachend: „Nero hat anderwärts zu thun.“

Aber in dem Augenblicke knackte das Büffett laut; Papa Salvi und Sofia sahen sich mit einem flüchtigen Blick an, Giuditta schüttelte den Kopf und fuhr fort zu lachen.

Als sie wieder ernsthaft geworden, begann das hübsche Mädchen: „Laßt uns einmal sehen, wie wir diese dreißig Lire verwenden können.“

„Wir wollen sehen,“ sprach Papa Salvi.

„Legen wir sie beiseite,“ schlug Sofia vor, „es wird nicht an Gelegenheiten fehlen, sie zu brauchen.“

„O allerdings. Die Gelegenheiten werden nie fehlen, es wird sogar immer mehrere geben, die sich darbieten, ohne daß wir ihnen Beachtung schenken. Im vorigen Monat z. B. ging die Herbstmode zu Ende, ging auch unser Strohhut zu Ende, der durch ein Wunder bis zum Schluß des Sommers das Leben gefristet hatte, weil er schwarz war. Hätte das Hütchen sprechen können, so würde es damals gesagt haben, einen besseren Zeitpunkt, um ihn für den Winter in den Kleiderschrank zu verbannen, könne es nicht geben. Mir sagte er es schweigend, so oft ich ihn aufsetze, aber wer hört auf ihn?“

„Auch mir,“ sprach Sofia, „flüstert er dergleichen zu; aber hier heißt es mit Recht: wer möchte auf ihn hören? Ich gewiß nicht und auch du nicht, Giuditta, denn wir bedenken, daß der Papa so manches braucht.“

„Ich brauche gar nichts,“ brummte der Alte.

„Ja, du brauchst einen weniger fettigen Hut, und in kurzem werden dir ein Paar gute Schuhe nötig sein, denn die, welche du trägst, lassen nächstens die Sohlen auf dem Pflaster. Hingegen unser Hut, mit einer neuen Feder und einem Stückchen Sammt besteckt, wird keinem sagen, daß er von Stroh ist; er kann noch warten — nicht wahr, Giuditta?“

„Ja, es ist wahr, er kann uns noch ein Weilchen länger ärgern,“ seufzte das Mädchen.

Papa Salvi hatte den Kopf auf die Brust gesenkt, um ein schelmisches Lächeln zu verbergen, aber die Töchter bemerkten es und Giuditta rief plötzlich händeklatschend aus:

„Sage die Wahrheit, Papa, du hast eine Terne gewonnen!“

„Jesus Maria! was kommt dir in den Sinn?“ sprach schnell der Alte. „Ums Himmels willen, glaube das nicht einen Augenblick. Eine Terne! Aber wenn ich eine Terne gewonnen hätte, wißt ihr, was ich dann thäte? — Ihr könnt es euch nicht einmal denken. — Ich würde — so vieles thun. Aber wenn es das nicht ist, so ist's vielleicht etwas noch besseres: ich habe ein Bild verkauft!“

„Ein Bild!“ sagten beide Töchter zugleich.

„Das heißt eine Malerei — die erst eingerahmt werden soll. Ich habe die neapolitanische Landschaft verkauft — die mit dem Vesuv.“

„Du hast sie fertig gemacht?“ fragte Giuditta.

„Es giebt keine fertigen Gemälde für einen Künstler,“ erwiderte der Alte sententiös. „Ein französischer Herr hat von meinen Klecksereien gehört und wollte mein Atelier sehen. Ich habe kein Atelier, sagte ich. Eine Staffelei in meiner Schlafstube, viele angefangene Gemälde, kein einziges vollendetes. ‚Wenn auch, ich möchte das alles sehen,‘ sagte er. Heute vormittag kam er und sah die ‚Neapolitanische Campagna‘; sie gefiel ihm, und er hat sie genommen, wie sie da war, er wollte nicht einmal, daß ich die Tauben hineinmalte, die auffliegen müßten vor

dem Jungen, welcher sie von dem Kornhaufen scheucht."

„Welcher Junge?" fragte Sofia. „Ich erinnere mich seiner nicht."

„Du erinnerst dich des halbnackten Buben nicht, der mir so viel Mühe gemacht hat?"

„Ach ja, den du erst auf einen Esel gesetzt hattest und dann in einen Pinienwipfel und endlich in die Tenne. Ja, jetzt besinne ich mich, er gefiel mir auf dem Esel so gut."

„Auch mir gefiel er, aber mir kam in den Sinn, daß er sich noch besser nackt, wie ein kleiner Wilder von Erz, unter der neapolitanischen Sonne ausnehmen würde — und in der That macht er sich besser so, aber es hätte noch einiger Pinselstriche bedurft, um ihn verständlicher zu machen. Schade, daß der Franzose nichts davon wissen wollte."

Papa Salvi hatte in seinem Künstlerleben vergeblich so viele Erfahrungen gemacht und hatte die sichere Zuversicht, er würde diesmal erreichen, was ihm noch nie gelungen war, nämlich ein angefangenes Bild von neuem auf die Staffelei zu setzen, ohne etwas ganz anderes daraus zu machen, das später einmal vollendet werden sollte.

„Ich will es euch zeigen," sprach er, von seiner krankhaften Regung erfaßt.

Der Schreck blitzte in den Augen beider Töchter auf, und kaum war der Papa in sein Zimmer gegangen, so sagte Giuditta zur Schwester:

„Man muß ihn hindern, sein Gemälde wieder zu verderben, das ist deine Aufgabe."

Sofia wußte nichts zu entgegnen; als der alte Salvi mit dem Bild in der Hand zurückkam, waren beide in Verzweiflung.

„Es hilft nichts, je mehr ich es anblicke, desto klarer sehe ich die Notwendigkeit, ein wenig Licht auf das Getreide fallen zu lassen, auch würden einige Schattenstriche die Gestalt besser hervorheben — drei oder vier weiße Tüpfel genügten, um Tauben vor dem Jungen auffliegen zu lassen. Meinst du nicht auch, Sofia?"

Diese unmittelbare Herausforderung erweckte den Instinkt der Schlauheit in dem armen Mädchen, und nachdem sie das Gemälde schweigend betrachtet hatte, sprach sie wie zu sich selbst: „Ja, mir scheint es so. Dieser Arm des Knaben würde durch vertieften Schatten mehr heraustreten, durch ein paar gelbe und weiße Striche würde das Korn goldig glänzen. Aber das alles ist unausführbar, nun die Sache einmal abgemacht ist," setzte sie mit Festigkeit hinzu.

„Weshalb unausführbar? Wenn ich mein Werk verbessern kann, wenn ich deswegen noch ein wenig länger daran arbeiten muß, was schadet das?"

„Du weißt nicht, ob es dem Käufer recht ist. Es giebt wunderliche Leute, welche die Kunst nur in den Mängeln bewundern. Das weißt du! Wenn du nun verbessertest, was dir mangelhaft scheint, und dabei vielleicht entferntest, was dem französischen Käufer als ein Vorzug gilt ..."

„Du hast recht," erwiderte lachend der Alte. Er dachte noch ein Weilchen schweigend darüber nach und setzte dann hinzu: „Und dann habe ich auch versprochen, es ihm heute abend im Hotel Manin zuzustellen; ich werde es selbst hintragen. Helft mir die Versuchung aus den Augen zu bringen."

Ah, endlich konnten sie aufatmen!

Im Nu hatten die beiden Mädchen die Leinwand in einem mächtigen Papierumschlag verborgen und diesen durch eine umgeschlungene Schnur gesichert, worauf Giuditta fragte: „Wieviel?"

„Nicht sehr viel, aber es giebt ein Hütchen für dich und eins für deine Schwester, für mich ein Paar neue Schuh und einen neuen Hut, wenn es euch denn wirklich nötig scheint."

„Mehr als nötig!"

„Und dann noch etwas anderes; aber da man sparsam sein muß ..."

„Wieviel?" wiederholte Giuditta.

„Willst du es durchaus wissen: hundert Lire!"

Es schien ein nettes Sümmchen, wirklich sehr nett, aber keines der Mädchen sagte das, weil es jetzt Papa Salvis Sache war, eine resignierte Zufriedenheit zu äußern.

„Freilich, hundert Lire sind nicht viel," sprach er, „wenn wir bedenken, aus welchen Goldflüssen die moderne Malerei schöpft; übrigens ist es auch meine Schuld; könnte ich mir selbst nur Genüge thun, das Publikum wäre mit weniger als nichts zufrieden gestellt. Aber ich treibe Kunst und nicht ein Handwerk. Dies angefangene Bild ist wenigstens tausend Lire wert, ich könnte es in ein paar Stunden vollenden und könnte noch einen höheren Preis dafür fordern — wie es gewisse Leute thun, die ich kenne; aber dann würde es vielleicht nicht einmal mehr hundert Lire gelten, und ich käme mir vor, als veruntreute ich im eigenen Hause." Hier bekam Papa Salvi einen rhetorischen Anfall, und indem er sich stolz vor seinen beiden Töchtern aufrichtete, als ständen sie absichtlich da, um die Marionettenwelt, die gefoppte und foppende Welt zu repräsentieren, während die armen Kinder ganz andere Dinge im Kopf hatten, setzte er mit erhabenem Ton hinzu: „Ich werde nie zu den von der Kunst Unterhaltenen gehören, lieber mag ich ihrer Göttlichkeit meinen Obolus darbringen, auf meinen Knien, anbetend und duldend."

Gewöhnlich, wenn er eine jener Phrasen von Stapel gelassen hatte, mit denen er seine Armut versüßte, wiederholte sie sich der im Grunde naive alte Künstler leise, um sie erst noch zu bewundern, und zuweilen war er dann der erste, welcher darüber in seinen grau gesprenkelten Bart hineinlächelte.

An jenem Abend, in so guter Laune, belachte er sich sofort laut und forderte die Mädchen auf, es ihm nachzuthun.

„Der göttlichen Kunst auf meinen Knien den Obolus darbringen — gefällt dir das, Sofia, und auch dir, Giuditta?"

Gewiß hatten beide die Phrase sehr schön gefunden, aber sowohl Sofia wie Giuditta drückten ihre Befriedigung nur durch ein Lächeln aus.

Jedoch kaum hatte Papa Salvi sich mit dem Gemälde entfernt, um es im Hotel Manin abzuliefern, so sprach Giuditta mit Bitterkeit:

„Ich muß wirklich über ihn lachen; ach, wie reizte es mich, ihm meine Meinung zu sagen. Ich wette, daß dir dasselbe eingefallen ist."

„Mir ist gar nichts eingefallen."

„Ich dagegen mußte an die Fabel vom Fuchs und den Weintrauben denken. ‚Die von der Kunst Unterhaltenen!' Als ob das Geheimnis, in der Welt durchzukommen, nicht darin bestände, von irgend jemand unterhalten zu werden!"

„O Giuditta!"

„Denke nichts Übles von mir. Ich will nur sagen, wenn ein Mann oder ein Frauenzimmer irgend ein Kapital besitzt, Genie wie der Papa, oder Schönheit wie — wir, so ist es ihre Schuld, wenn sie nicht zu Reichtum gelangen. Neulich sprach uns der Professor von der Mechanik des Universums, er sagte, es sei etwas sehr Erhabenes, das wenige auffaßten. Ich habe es in meiner Weise aufgefaßt. Die himmlische Mechanik hat mehr als das Nötige gethan, um uns Frauen vorwärts zu bringen, wenn sie uns eine treibende Kraft mitgegeben hat, nämlich ein wenig Schönheit."

„O Giuditta!" wiederholte Sofia.

„Du begreifst auch gar nichts!" sprach die Schöne ärgerlich. „Nun wohl, ja, ich habe gesagt ‚unterhalten', ist dies das Wort, woran du Anstoß nimmst? Aber beruhige dich, ich will mich von einem reichen Mann unterhalten lassen, der mir nie mehr entschlüpfen kann — von meinem Gatten. Sei unbesorgt, ich bin sehr schlau, ich werde höchst tugendhaft sein."

Sofia schüttelte den Kopf. „Ich meinte, die Schönheit sei dir verliehen, damit du geliebt werdest."

„Gewiß! eben dazu ..."

„Ja, aber nicht dazu allein, auch um zu lieben."

Giuditta schüttelte den Kopf.

Sofia fuhr fort: „Wozu nutzt es dir, geliebt zu sein, wenn dein Herz nicht dadurch befriedigt wird?"

„Mein Herz begnügt sich mit wenigem, und wenn ich will, so wird es sich mit nichts begnügen. Du hingegen, habe acht, was du thust, wenn du dich verpflichtet hältst, jeden zu lieben, der dir schöne Schmeichelworte sagt."

„Mir sagt niemand Schmeichelworte, denn ich bin nicht schön."

„O doch, du bist auch ganz hübsch," versicherte Giuditta nachsichtig, „du müßtest nur nicht die Augen mehr als nötig zu Boden schlagen und nicht immer so aussehen, als wolltest du zu den jungen Leuten sagen: Blickt mich nicht an, es ist nicht der Mühe wert."

In dem guten Gesicht des jungen Mädchens blitzte die befriedigte Eitelkeit auf, aber sie erlosch gleich wieder.

„Du fragst mich nicht nach Tonio!" sagte sie, um das Gefühl abzulenken, welches Eingang bei ihr suchte.

„Richtig! geht es Tonio gut? Armer Tonio, er will sich nicht überzeugen, daß es verlorene Zeit für ihn ist, für mich zu schwärmen."

„Aber du, was hast du gethan, um seiner Leidenschaft die Nahrung zu entziehen? Hast du ihm gesagt, daß er dir nicht gefällt, daß du nie die Seinige sein wirst?"

„Das wäre nicht die Wahrheit gewesen und hätte ihn nicht erfreut. Tonio ist ein hübscher junger Mensch — ich habe ihm gesagt, daß, wenn er eine Stellung hätte, die meine Neigungen befriedigt, ich nichts dagegen einwendete, seine Frau zu werden. Und da er diese Stellung schwerlich jemals haben wird ..."

„Du müßtest ihm aber klarer machen, wie du das meinst, sonst glaubt der Ärmste, daß es hinreicht, wenn er sich zu Tode arbeitet, sich die Augen zu Grunde richtet in der abendlichen Zeichenschule, um dich endlich zu erlangen."

„Es ist wahr. Ich werde es ihm morgen sagen. Ich werde morgen deinem Blinden Musik machen, vermutlich erwartet er mich — hat er dich nicht gefragt, warum ich noch nicht gekommen bin?"

„Nein," antwortete Sofia, „wenn nur irgend jemand spielt, so ist er zufrieden."

„Und der junge Mann?"

Diese Frage war schon ein ganzes Weilchen vorbereitet, und Sofia hatte sie mehr als einmal sich der Schwester auf die Lippen drängen sehen.

„Mit dem, scheint mir, ist nichts zu machen," sprach sie lächelnd.

„Wer weiß? Hat er sich gar nicht neugierig gezeigt, zu erfahren, warum ich nicht gekommen bin? Hat er nichts gesagt?"

„Nichts, ganz und gar nichts."

Als Giuditta zu Bette ging, dachte sie: Die arme Sofia ist in Tonio verliebt, es ist besser, daß ich ihn ihr überlasse. Wenn sie sich nur nicht auch für Tito zu erwärmen anfängt! Sie wäre es im stande. Die Liebe scheint wie dazu bestimmt, von den häßlichen Mädchen denen entgegengebracht zu werden, welche nichts davon wissen wollen.

* * *

Am folgenden Morgen wurde Papa Salvi von seinen Kindern gezwungen, mit ihnen in den Laden des Hutmachers gegenüber zu gehen, wo er die Wahl unter fünfzig äußerst engen Cylindern hatte, und da er schon hoffte, er werde keinen nach dem Maß seines beträchtlichen Kopfes finden, so ließ er die alte Bedeckung nicht aus den Augen, und einmal setzte er diese wieder auf, um sich im Spiegel zu sehen, wo er den Hut an den Rändern enthaart, an mehreren Stellen eingedrückt fand; er gab zu, daß sein Kopf vielleicht eine ungünstige Form habe — darin war er nicht aufrichtig — aber aufrichtig verzweifelte er daran, eine neue Kopfbekleidung zu finden.

„Es ist vergebens," sagte er, als der Hutmacher mit zwei anderen Hüten herankam. „Sie werden sehen, daß sie ebenso eng wie die übrigen sind."

In der That war der eine noch eng.

Aber der Hutmacher lächelte wie ein Hutmacher, der gesunden Glauben besitzt, er zweifelte nicht im geringsten, daß sein Lager auch den umfangreichen Kopf des alten Künstlers werde bekleiden können; nur, damit Papa Salvi nicht die Geduld verliere, versicherte er ihm, daß wenige einen Kopf wie den seinen hätten.

„Die Menschen begnügen sich meist mit sehr wenig Kopf," sagte er scherzend, „versuchen Sie diesen."

Dieser endlich war so weit, daß er ihm bis auf die Nase fiel. Sofia und Giuditta, die dem schwierigen Unternehmen beiwohnten, lachten zusammen mit dem Papa und dem Hutmacher, und nach diesem Gelächter kehrte allen vieren das Vertrauen zurück; nur hätte Papa Salvi, als er seinen neuen „Deckel" hatte (er wollte ihm durchaus diesen Namen geben, der ihm drollig schien), gern nochmals den versucht, welcher ihm bis auf die Nase gefallen war, sagte es aber nicht.

Giuditta war die erste, welche dem Papa vorschlug, an dem Abend mit ihr zusammen zu den Bondi zu gehen.

„Wir sind ihnen doch einen Besuch schuldig, sie erwarten uns. Willst du?"

„Ja."

Nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, Mattia Bondi, dem berühmten Mattia Bondi, Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten, es sei denn, um ihm zu sagen, was er von dessen geleckter, von dessen philosophischer Malerei dachte und ganz besonders von seinem Glück; da er es nie gethan hatte, als der gefeierte Künstler gesund gewesen, fühlte er jetzt, wo er blind war, ein Widerstreben, das er sich nicht recht erklären konnte. Wer weiß, der reiche und gefeierte alte Herr könnte ausrufen: „Auch Sie sind gekommen!" und als eine Huldigung für den Künstler ansehen, was schließlich nur eine gebotene Höflichkeit oder, um viel zu sagen, eine dem Unglück gezollte Ehrerbietung war. Allerdings hatte Papa Salvi seinen Stolz abgelegt, als er seine Töchter zur Unterhaltung für den Blinden vorschlug, aber damals hatte sich der unbemittelte Vater gedemütigt, nicht der Künstler; es dünkte ihn sogar, daß er durch diese Demütigung seiner selbst und seiner Töchter dem glücklichen Nebenbuhler mit Stolz sagte: „Siehst du, wohin die Liebe zur Kunst führt?" Und zuweilen schien es ihm, als ob in diesen Worten sein Fall so klar dargelegt sei, daß gar keine Mißdeutung Raum finden könne und daß Mattia, wenn er sein eigenes Bewußtsein befragte, den Abstand sehen müsse, welcher ihn noch von dem wahren Ruhm trennte.

Diese Gedanken, diese Gespenster des Argwohns hatten sich in Papa Salvis mächtigem Kopf jedesmal heftig bekämpft, wenn seine Töchter ihn zu bewegen suchten, zu dem blinden Herrn zu gehen.

Diesmal war Giuditta glücklicher, und der Papa sagte „ja", bevor er es recht erwog. Auch bereute er es bei späterem Nachdenken nicht, sondern wunderte sich nur, daß er sofort zugesagt hatte. Die Töchter wunderten sich gleichfalls über diese Nachgiebigkeit, da sie sich nicht vorstellen konnten, daß eine neue Kopfbedeckung so viel Gewalt über einen harten alten Schädel habe.

Kurz, noch selbigen Tages stattete Papa Salvi dem alten Mattia einen Besuch ab. Er ging allein, denn er wollte nicht, daß eine seiner Töchter ihn begleite, so stark fühlte er sich in seinem neuen Hut (er sagte „in seiner Armut"). Salvi ging gemessenen Schrittes, und in das Atelier geführt, wo Tito, an dem Porträt seines Vaters malend, ihm den Rücken zukehrte, blieb er auf der Schwelle stehen.

Tito hatte kein Geräusch gehört und arbeitete an der Staffelei weiter, aber als der Blinde seinen schönen lichten Kopf Salvi zuwendete, war es, als ob er ihn fest ansähe.

„Störe ich?" fragte dieser möglichst unbefangen und hielt den neuen Hut wie einen Schild vor.

„Ganz und gar nicht," antwortete Tito freudig und ging ihm entgegen, noch mit Palette, Malstock und Pinsel in der Hand. „Wie kommen wir zu der angenehmen Überraschung? Weißt du, wer da ist, Papa?"

„Es ist Primo Salvi."

„Ja, ich bin's wirklich," entgegnete Primo Salvi und drückte Tito die Hand, der, um es zu erwidern, seinen Pinsel mit den Zähnen erfaßt hatte. „Wirklich ich; verzeihen Sie mir, daß ich erst jetzt zu Ihnen komme, es wäre meine Pflicht gewesen, das früher zu thun."

Während Mattia dem vom Geschick so zurückgesetzten Kollegen beide Hände darbot, sagte er: „Ja, ich habe Sie erwartet, aber sprechen Sie mir nicht von Pflicht, ich habe Sie erwartet, um Ihnen zu danken, um Ihnen zu sagen, daß ich mit meinen weißen Haaren mich verliebt habe. Und Ihr kleiner Schelm von Tochter ist's, die mir den Streich gespielt hat. Ich erriet gleich, daß Sie es sind, eben weil ich Sie erwartete, und auch weil seit einiger Zeit niemand mehr den blinden Künstler aufzusuchen kommt; niemand von denen, die sonst immer kamen, hingegen andere, die sich sonst nie einfanden, besuchen mich zuweilen, denn das Unglück hat wenigstens dies Gute, daß es auf der einen Seite giebt, was es auf der anderen nimmt."

Die Jahre und die Blindheit hatten Mattia mehr als nötig wortreich gemacht; denn weil er die Wirkung seiner Worte nicht auf dem Gesicht des Angeredeten las, begnügte er sich nicht, seine Ideen nur halb auszudrücken.

Ohne vieles Besinnen erwiderte Primo Salvi: „Es ist wahr, ich bin nie gekommen, eben weil so viele kamen."

Aber kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so entdeckte er darin mit Erstaunen eine ganz andere Bedeutung, als er sich immer vorgestellt hatte; er wußte selbst nicht, ob er jetzt den blinden Künstler aus Großherzigkeit aufsuchte, oder weil all der kleinliche Neid, der kleine Groll, die ihm früher als erhabener Stolz erschienen, durch ein großes Unglück beschwichtigt waren. Das war eine Frage, welche er daheim, später, lösen wollte, wenn es ihn gelüstete; aber einstweilen konnte er gewiß sein, daß nach Mattias Absicht dessen Worte einen harmlosen Sinn hatten und daß, wenn ein wenig Bitterkeit darin lag, sie sicherlich nicht für ihn bestimmt war.

„Vielleicht war ein wenig Stolz dabei," bekannte Papa Salvi demütig. „Ich habe es immer gefürchtet, mit den Schmeichlern verwechselt zu werden. Ich würde aufrichtig gewesen sein, hätte gesagt, was ich dachte."

Mattia lauschte ergeben, darauf vorbereitet, daß er eine kleine Impertinenz zu hören bekomme.

„Ich würde nicht immer mit den anderen übereingestimmt haben, denn jeder hat seine eigenen — Schwächen; — aber wenn ich Ihnen gesagt hätte, daß im wesentlichen — keiner Ihre Gemälde so sehr wie ich bewundert — dann würden Sie mich vielleicht mit all den anderen zusammengeworfen haben."

Von der Wendung geschmeichelt, welche diese Äußerung in Papa Salvis Munde genommen hatte, ließ der Blinde ein Lächeln über seine Lippen schweifen, das sein glorreiches Haupt noch strahlender machte. Er antwortete langsam: „Das Lob im Munde eines Schmeichlers klang mir immer wie falsche Münze, mir gefiel die Aufrichtigkeit, wie mir auch jetzt Ihre Offenherzigkeit gefällt."

Indem er so sprach, meinte er der Wahrheit treu zu sein, denn in der That war ihm dieser Freimut Salvis ganz recht. Auch Primo Salvi war damit zufrieden; er dachte, wenn man „Offenherzigkeit" sagt, so meint man noch nicht gerade „Ungezogenheit", und was die Bewunderung betrifft ...

Er kam nicht dazu, seinen Gedanken auszudenken, denn der Blinde fuhr fort: „Aber Sie wissen nicht, wie oft ich mich mit Ihnen beschäftigt habe, seit Sie — erinnern Sie sich wohl? in der Brera die Skizze einer ‚Madonna, Schützerin gegen die Pest' ausstellten. Wissen Sie noch?"

„Ob! ob!"

„Haben Sie die Madonna später ausgeführt?"

„Ich habe die Skizze vernichtet."

„Schade! Ich erinnere mich, daß mir

einige tiefgesenkte Wolken auffielen, die auf die Erde niederhingen wie die Geißel Gottes; seit der Zeit verlor ich Ihren Namen nicht aus dem Gesicht, und oft, sehr oft fühlte ich mich vor Ihren Gemälden festgehalten, die nie recht fertig waren, wenn ich nicht irre. Meinen Sie nicht auch?"

„Gewiß! freilich!"

Papa Salvi mochte dies Lob, das ihm so glatt einging, nicht ablenken; aber bei einer anderen Gelegenheit gedachte er kühn heraus zu sagen, daß für ihn jene Gemälde fertig waren, daß die wahren Künstler die Bilder anders sehen müssen als das große Publikum. Aber hätte er das gesagt, so wären sie wahrscheinlich in eine Erörterung geraten, und dann hätte der blinde Künstler keinen Balsam mehr in Papa Salvis so schmerzende Wunden gießen können. Er ließ ihn sein Werk der Barmherzigkeit vollenden, ohne ihn zu unterbrechen.

„Ja, Signor Salvi, ich wünschte immer, Sie kennen zu lernen, um Sie zu ermutigen; mir wäre das erlaubt gewesen, weil ich weit älter als Sie bin; ich hätte Ihnen gesagt, daß aus Ihren Entwürfen stets schon das Gemälde spricht. Und sagen Sie, ist es wahr, daß Sie niemals eins vollenden wollen?"

„Ja, es ist wahr," gestand Papa Salvi; „vielleicht liebe ich die Kunst zu sehr, liebe sie so unendlich, daß ich mir nie Genüge thun kann; in meinem Gehirn habe ich so viele Bilder geschaffen, die mir schön scheinen, aber sobald ich sie voll Begeisterung auf die Leinwand gebracht habe, stehe ich ihnen unwillig gegenüber; dann vernichte ich sie, zuweilen mit dem Pinsel, zuweilen mit dem Bimsstein."

Es war das erste Mal, daß Papa Salvi seinem Unrecht ins Gesicht sah, ohne sich gedemütigt, ja ohne sich reuig zu fühlen, denn während seiner Beichte hatte der mit so viel Ruhm bedeckte Blinde immer leise wiederholt: „Schade!"

„Schade!" sagte er nochmals.

Und Papa Salvi vollendete sein Bekenntnis: „So habe ich mein ganzes Leben verdorben."

„Sprechen Sie nicht so ..."

„Verzeih, Papa," sagte Tito von der Staffelei her, „wende den Kopf ein wenig — nach links — so. — Verzeihen auch Sie, Signor Salvi, daß ich weiter arbeite; die Zeit schwindet, und dieser Kopf muß zum Sylvestertag fertig sein."

„Lassen Sie sich nicht hindern — des Papas Porträt, nicht wahr?"

„Ja; es ist ein äußerst schwieriger Kopf."

Primo Salvi betrachtete den Blinden aufmerksam, und gab Tito nach einiger Zeit recht, daß der Kopf Mattias schwierig sei.

„Was kann ich dafür?" sprach der Blinde.

„Ja, Ihr Kopf bietet große Schwierigkeiten," bestätigte Papa Salvi; und einmal im Zug, sich selbst zu verspotten, setzte er hinzu: „Mich dünkt, ich würde ihn, wer weiß wie oft, weggewischt haben."

Man lachte diskret.

„Wollen Sie mich Ihre Arbeit sehen lassen?" fragte Salvi, und als er die Erlaubnis erhalten, stellte er sich vor die Staffelei, betrachtete Porträt und Original eine Weile und sprach: „Vortrefflich!" Nachdem er seinen Platz wieder eingenommen, setzte er hinzu: „Voller Licht! — Was sagte ich doch vorhin?"

Mattia wußte es nicht mehr.

„Wann?"

„Ich sagte, daß ich mit meinem Unbefriedigtsein, mit meiner übergroßen Liebe zur Kunst, mein Leben verdorben habe — und mich dünkt, Sie wollten etwas erwidern."

„Ach, sprechen Sie nicht so; Ihre Bilder werden von den Verständnisvollen bewundert; jeder Künstler weiß, daß ein Entwurf ein fertiges Gemälde aufwiegen kann; er weiß, daß häufig genug das fertige Gemälde der schlimmste Feind der Skizze ist — nur muß die Liebe zur Kunst mit ein wenig Demut zusammengehen; die Gemälde zu vollenden ist eine Pflicht. Das Publikum will seinen Teil

daran; und wie viel Schlimmes man ihm auch nachsagen mag, wenn die Kunst eine Mission ist, dann soll sie das Publikum nicht vergessen, das uns das — Brot, den Beifall, den Mut spendet — und sogar den Ruhm."

Papa Salvi antwortete nicht. Er suchte in diesen ernsten, mit feierlicher Langsamkeit ausgesprochenen Worten einen ihm etwa entgangenen Sinn; und da er denselben nicht fand, schüttelte er den Kopf.

„Der Ruhm! Mit zwanzig Jahren habe auch ich ihm ins Auge gesehen; er schien mir zuzulächeln; aber jetzt habe ich gelernt, daß der Ruhm für die Malerkunst erst anfängt, wenn der Maler tot und begraben ist."

Das Gesicht des Blinden verdüsterte sich; aber Primo Salvi suchte ihm wieder wohl zu thun: „Ich kenne jemand, der des wahren Ruhmes wert ist, aber er lebt noch und wird ihn vielleicht erst ernten, wenn er tot ist — der Himmel erhalte ihn! Vor Zeiten hatte dieser Mann seine Kämpfe zu bestehen; jetzt haben sie ihm Waffenstillstand gewährt, weil ihn Krankheit befallen hat. Hoffen wir, daß er genese und daß der Himmel seine Widersacher zu Schanden mache."

Ohne zu sprechen, reichte Mattia dem alten Salvi seine Hand, damit er sie drücke. Er hätte die Dinge in ihr wahres Licht zu stellen, wenigstens das Kriterium zu berichtigen vermocht, welches der Künstler sich irrtümlich vom Ruhm gebildet hatte, indem er Salvi mit Händen greifen ließe, daß ein Mensch unsterblich sein könne und dennoch sich's gefallen lasse, am Leben zu bleiben; aber er zog ein demütiges Schweigen vor.

Als Papa Salvi ankündigte, daß er lange genug Mattias Zeit in Anspruch genommen, bat dieser ihn, nicht so zu sprechen, er habe vielmehr ein Werk der Barmherzigkeit gethan, er möge es oft wiederholen.

„Und vergessen Sie nicht, mir nachmittag Fräulein Sofia zu schicken."

Als Papa Salvi gemächlich nach Haus ging, sah er den Hutmacher in der Ladenthür stehen und konnte sich einbilden, daß in dem neuen Hut ein noch bedeutenderer, erneuerter Kopf stecke. Unterwegs dachte er ein wenig, aber nur ganz wenig, über alles nach, was er zum Trost des Blinden gesagt, über die frommen Lügen, welche ihm in den Mund gekommen waren, über die verdienstlichen Schmeicheleien, welche er dem verblendeten, aber aufrichtigen armen Greis gespendet hatte. Und um auch jeden Schatten von Reue zu verscheuchen, versicherte er seinen Töchtern gegenüber laut, daß es ihm sehr lieb sei, den berühmten Blinden besucht zu haben, der so gediegen, scharf und kritisch sei — in der Beurteilung der Gemälde anderer.

„Was haben sie dir gesagt?" fragte Giuditta.

„O so vieles."

Er berichtete alles, so ungeordnet wie es ihm vor die Seele trat. Aber Giuditta war noch nicht befriedigt: sie wollte eins wissen, und da der Papa es nicht erwähnte, forschte sie:

„Haben sie dich nicht gefragt, warum ich noch nie anstatt Sofia gekommen bin?"

„Nein, das haben sie nicht gefragt. — Aber schließlich, was die anderen auch sagen mögen, für mich ist Mattia Bondi ein großer Künstler."

Als er später diesen Ausspruch wiederholte, verringerte er das Größenmaß Mattias, aber nicht so sehr, daß der Blinde nicht damit zufrieden sein konnte; er sagte, Bondi sei ein Künstler von hohem Wert — ein Künstler, der seine Sache verstände. Und diesen ganzen Tag nahm er nichts weiter davon zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Das Palais Michael.

St. Petersburg.

Von

Eugen Zabel.

II.

Die Gemäldegalerie der Eremitage ist der direkte Gegensatz zu der im Berliner Museum befindlichen. Während diese an epochemachenden Kunstwerken verhältnismäßig arm ist, aber alle Zeitabschnitte umfaßt, so daß man kaum irgendwo besser als hier Kunstgeschichte studieren kann, ist jene an einzelnen Meisterwerken reich, die den Neid jeder anderen Galerie erregen müssen, dagegen für gewisse Epochen und Länder wie für das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert und die deutsche Kunst fast ganz arm. Aber das Vorhandene ist von so auserlesener Güte, daß man beim Anblick desselben immer wieder Staunen und Bewunderung empfindet. Schon Peter der Große hat mit Ausnahme seiner ersten rein politischen Reise keinen Schritt ins Ausland gethan, ohne durch den Ankauf von Kunstwerken den Geschmack seines Volkes zu bilden und zu veredeln, und unter seinen Nachfolgern hat niemand seine Absichten so gut verstanden und weiter ausgeführt als Katharina II. In England, Frankreich und Deutschland ließ sie Gemäldegalerien aufkaufen, wo solche nur irgend zu haben waren. So erwarb sie von dem preußischen Patrioten Gotzkowski und dem Engländer Sir Robert Walpole eine Reihe der herrlichsten Niederländer, ließ sich von Baron Grimm, Diderot und anderen namhafte Pariser Maler empfehlen, denen sie ihre Aufträge zuwendete. Alexander I. und Nikolaus waren ebenfalls unermüdlich in der Erweiterung der Sammlung, die infolge dieser vereinten Anstrengungen zu einer reichen Quelle des Genusses für Liebhaber und Kenner geworden ist.

Sie steht für spanische und französische Kunst nur dem Museum in Madrid und dem Louvre in Paris nach und nimmt für die holländische Schule ohne Frage einen ersten Rang ein. Speciell Rembrandt kann man nirgends in einer solchen Fülle von Schöpfungen kennen lernen als hier. Nicht weniger als fünf Kabinette sind mit Werken des Amsterdamer Meisters angefüllt, und wenn auch unter den einundvierzig, die seinen Namen tragen, ein paar zweifelhafte sein sollten, bleiben doch wenigstens sechsunddreißig als unbestreitbar echt übrig, welche die verschiedensten Süjets behandeln und die künstlerische Entwickelung des Mannes in allen Perioden wiederspiegeln. Desgleichen zählt man mindestens fünfzig als echt beglaubigte Rubens, vierunddreißig van Dycks. Das Genre ist durch eine Reihe von Kabinettstücken von Terborch, Metsu, Steen, Ostade und anderen vertreten, während Wouwermann mit seinem Katzenritt und der Dünenlandschaft, von zahlreichen anderen Bildern gar nicht zu reden, und die ausgezeichneten Tierstücke von Paul Potter diesen erlesenen Kreis abschließen. Aus der italienischen Schule besitzt die Eremitage mehrere Werke von Lionardo, Correggio, Raphael, von dem letzteren drei oder vier anerkannte, Sebastian del Piombo und Tizian, aus der spanischen solche von außerordentlichem Wert, die von Velasquez und Murillo herrühren.

In zwei Sälen, mit welchen die Galerie abschließt, sind die Hauptwerke der älteren und neueren russischen Malerei aufgestellt. Während die Gemäldegalerie nebst der Münzsammlung, den geschnittenen Steinen, Gemmen und den modernen Skulpturen sich im ersten Stockwerk befinden, enthält das Erdgeschoß griechische und römische, ägyptische und assyrische Altertümer. Zu hohem Ansehen bei den Kunstgelehrten sind vor allem die Kunstwerke des Kimmerischen Bosporus gelangt, die in dem Saal von Kertsch Aufstellung gefunden haben und in ihrer Art sich mit nichts anderem vergleichen lassen. Seit den dreißiger Jahren fanden nämlich in der Krim nicht weit von Kertsch sowie auf der asiatischen Küste, die ihr gegenüberliegt, bei Taman und an anderen Orten Ausgrabungen statt, welche eine Fülle der kostbarsten Arbeiten von griechischer Kleinkunst zu Tage gefördert haben. Es sind Terracottafiguren, Gold- und Silbersachen, und die Spielzeuge, Schalen, Trink-

Die Isaakskirche

Digitized by Google

hörner, Hals- und Armbänder, Kränze, Vasen, Figuren, die in den Vitrinen aufgestellt sind, werden mit Recht als Denkmäler einer hochinteressanten Kunstepoche ängstlich be-

Die Kasansche Kathedrale.

hütet. In der Art, wie sie sich den Bedürfnissen des alltäglichen Lebens anschmiegt, wie sie zur Verschönerung der Frauentoilette sorgt, nicht nur dem Verdienste goldene Lorbeerkränze spendet, sondern in köstlichen Karikaturen auch den Thorheiten zu Leibe geht, ist sie nach unserem Empfinden bereits ganz von modernem Geiste durchdrungen.

Der Teil des Newaquais, der von der Schloßbrücke bis zur Troitzkybrücke führt, heißt das Palaisufer, nicht nur weil hier das Winterpalais und die Eremitage stehen, sondern weil auch die vornehmsten Glieder der kaiserlichen Familie hier ihre Schlösser haben. Der Großfürst Wladimir, der Bruder des jetzt regierenden Kaisers, bewohnt einen Palast im florentinischen Stil, der Großfürst Michael, der Onkel des Zaren, einen solchen, der durch seine verschwenderische Ornamentik auffällt, während der Großfürst Konstantin, ein anderer Bruder des verstorbenen Kaisers, einen burgähnlichen Bau, das sogenannte Marmorpalais, inne hat, welches ursprünglich von Katharina II. für den Fürsten Orlow gebaut war und nur aus Granit, Marmor, Eisen und Bronze besteht. Ganz nahe diesem Palast, in der Mitte des Suworowplatzes, erhebt sich das Denkmal des volkstümlichen Helden, der diesem Orte den Namen gegeben hat. Die von Koslowski modellierte Bronzestatue ist aber ein unbedeutendes Werk; sie stellt den Feldherrn in römischer Tracht dar, das Schwert mit der Rechten schwingend, in der Linken den Schild über die Kronen des Papstes, Sardiniens und Neapels haltend.

Kann man nicht verlangen, daß die große Masse des Volkes für diese affektierte Art, einen verdienten Heerführer darzustellen, Verständnis zeige, so hat es dies um so mehr für das daneben befindliche weite Marsfeld, früher Zarizyn Lug (Wiese der Kaiserin) genannt, welche bis zur Regierung des Kaisers Paul ein schöner Garten war, sich dann aber in den Schauplatz für zwei der volkstümlichsten Feste verwandelte, die der Petersburger kennt. Das eine ist die große Frühjahrsparade im Mai, bei welcher die gesamten Truppen der Residenz vor dem Kaiser Revue passieren; das andere sind die Volksbelustigungen während der dem Osterfasten vorausgehenden Butter-

woche, der Maslanisza, in der jeder es für seine Pflicht hält, sich für die darauffolgende Zeit der Entbehrungen durch Speise, Trank und fröhliche Ausgelassenheit nach Möglichkeit zu stärken. Früher war der Platz an der Admiralität für die Vergnügungslustigen bestimmt, aber die schönen Gartenanlagen, die man an dieser Stelle hat entstehen lassen, haben sie von hier vertrieben, und nun werden die Buden, in denen Panoramen, Riesen und wilde Tiere zu sehen sind, die Schaukeln und Karussells auf dem Marsfelde aufgeschlagen. Wenn es je ein Volksfest gegeben hat, so ist es die Butterwoche. Die Harmlosigkeit und Lustigkeit, die in der russischen Nation stecken und nur für gewöhnlich durch die Sorgen des Tages niedergehalten werden, kommen in solchen Momenten zum Ausdruck. Welche unglaubliche Beredsamkeit muß der Starik, das ist der als alter Mann auftretende Volkskomiker, anwenden, um den Leuten ihre Kopeken aus der Tasche zu locken und die heftige Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen! Die Rutschbahn, von der bereits früher die Rede war, tritt dann in ihr unveräußerliches Recht ein, und selbstverständlich fehlt es auch nicht an Mitteln, um durch innerlich erwärmende Sachen die Leute in gute Stimmung zu bringen. Unter den Speisen genießt in dieser Zeit keine eine so allgemeine Beliebtheit wie die aus Sahne, Butter und Mehl gebackenen Pfannkuchen, welche Bliny genannt werden und ebensogut bei dem feinsten Diner wie bei dem bescheidenen Mahl des Bauern auf den Tisch kommen. Ebenso fehlt es bei solchen Gelegenheiten nicht an Thee und Wodka, und am Abend pflegt auf dem Marsfelde eine solche Gemütlichkeit zu herrschen, daß sich alles zu umarmen, zu tanzen und zu küssen anfängt. Zu den guten Charaktereigenschaften des Russen gehört es jedenfalls, daß er im Rausch thätigkeiten und

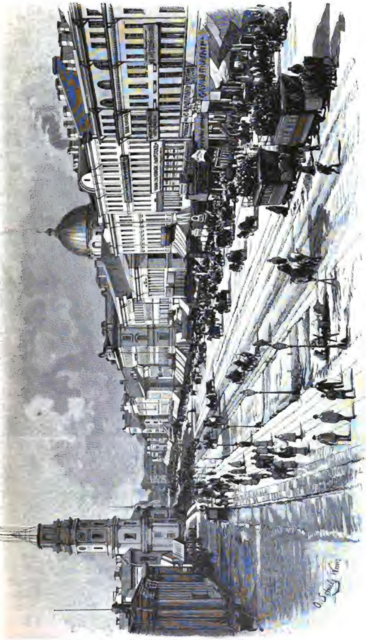
Der Generalstabsbogen.

dern eine Zärtlichkeit an den Tag legt, die das Schillersche Wort: „Seid umschlungen Millionen!“ zur Wahrheit machen will und sich nicht eher beruhigt, als bis der letzte Tropfen getrunken oder das letzte Lallen vor dem Einschlafen auf den Lippen erstorben ist.

An das Marsfeld stößt östlich der älteste und wohl auch der schönste Garten innerhalb der Stadt, der Sommergarten, der von Peter dem Großen im Jahre 1711 im französisch-holländischen Geschmack als langgezogenes Rechteck angelegt wurde. Die schönen alten Bäume, meist Linden und Eichen, die Blumenbeete, die vielen marmornen Statuen geben ihm ein heiteres vornehmes Ansehen, und das Eisengitter, das ihn nach der Newa zu abschließt, ist eine so geschmackvolle und solide Arbeit, daß man von einem Engländer erzählte, er hätte die Reise von London nach Petersburg gemacht, sich einen Entwurf dieses Gitters angefertigt und sei dann sofort wieder, von dem Aufenthalte in der Residenz des Zaren vollauf befriedigt, nach Hause zurückgekehrt. Am Haupteingange befindet sich zum Andenken an die glückliche Errettung des Kaisers Alexander II. aus dem Attentat, das man am 4. bis 16. April 1866 gegen ihn versuchte, eine aus Marmor und Gold gebildete Kapelle. Aber auch sonst ist der Sommergarten reich an historischen Erinnerungen und hübschen Monumenten. Zu jenen gehört vor allem das links vom Eingange an der Fontanka gelegene kleine Palais Peters des Großen, welches dem Zaren als Sommerpalais diente, ein niedriges zweistöckiges Häuschen von weißer Grundfarbe und gelb angestrichenen Reliefs und Fensterrahmen. Im Inneren werden noch einige Möbel gezeigt, die sein ehemaliger Bewohner teilweise benutzt, teilweise sogar, wie einen Schrank aus Nußbaumholz und zwei Rahmen, selbst angefertigt hat. Unter den aufragenden Linden des Gartens hat sich das Häuschen auf seine historische Würde fast bis zur Unsichtbarkeit zurückgezogen, als sei es durch das weit großartigere moderne Leben, das jetzt diesen Stadtteil erfüllt, unangenehm berührt. Unter den Monumenten verdient das Standbild des Fabeldichters Krylow, der für die Russen ebensoviel bedeutet wie für die Franzosen Lafontaine und für uns Deutsche Gellert, wegen seiner gelungenen Ausführung durch Clodt (1851) vor allen anderen Erwähnung. Der Dichter ist sitzend, in einem Buche lesend, dargestellt worden, während die Reliefs am Sockel Darstellungen aus seinen beliebtesten Fabeln enthalten.

Der Sommergarten ist immer der Lieblingsaufenthalt der Petersburger Jugend gewesen, und am zweiten Pfingstfeiertage fand ehedem eine berühmte Brautschau statt. Die jungen Kaufmannssöhne, von ihren Vätern, und die Kaufmannstöchter, von ihren Müttern begleitet und auf das kostbarste ausstaffiert, pflegten sich dann an den schönen Blumenbeeten zu versammeln und zu prüfen, ob sich das Herz zum Herzen finde. Die Heiratsvermittlerin, die Swacha, eine echt russische Figur, war gleich bei der Hand, um über die Vermögensverhältnisse der Auserkorenen nähere Erkundigungen einzuziehen und dafür zu sorgen, daß der Jüngling und die Jungfrau am nächsten Sonntag einander vorgestellt wurden. Die Sitte hat sich indessen in dieser Weise nicht mehr erhalten, und besonders seit dem Tode des Kaisers Alexander II., der den Sommergarten mit Vorliebe zu Spaziergängen benutzte, hat sich hier eine weniger reinliche Gesellschaft mit Formen und Absichten, die von zunehmender Verwilderung in sittlicher Beziehung zeugen, das Terrain erobert.

Dem Sommergarten gegenüber befindet sich der große Michailowsche Garten, der während der Sommermonate dem Publikum offen steht. Der Großfürst Michael, von dem der Garten sowie das neue dazugehörige Palais den Namen trägt, war der jüngste Bruder des Kaisers Nikolaus, der Mann jener schwäbischen Prinzessin Helene Pawlowna, die durch ihre deutschen Sympathien, liberalen Anschauungen und ihre



Der Newski-Prospekt.

Digitized by Google

eifrige Pflege und Unterstützung von Kunst und Wissenschaft sich ein unauslöschliches dankbares Erinnern in den human gebildeten Petersburger Kreisen gesichert hat. Das Palais ist eins der schönsten und elegantesten Häuser der Residenz, ein Werk des Italieners Rossi, der in der Gliederung der einzelnen Teile, in dem Verhältnis der Höhe zur Länge wie in dem des ganzen Gebäudes zu dem davor befindlichen, mit Strauchwerk und Blumen bekleideten Michaelsplatz einen freien und glücklichen Geschmack bekundet hat. Die zwölf Säulen am Haupteingange, die ein mit Bildwerken geschmücktes Frontispiz tragen, die korinthischen Säulen am ersten Stock, die Balustrade am Dach, die prächtige Auffahrt mit dem kunstvollen Eisengitter und den beiden Thoren, alles vereinigt sich zu der erfreulichsten Gesamtwirkung, während das Innere in der Einrichtung der Zimmer denselben Sinn für gediegenes künstlerisches Arrangement bekundet. Das Schloß ist jetzt Eigentum der Tochter des Großfürsten Michael, der Großfürstin Katharina Michailowna, verwitweten Herzogin von Mecklenburg-Strelitz.

An dem Katharinenkanal, der an dem Palais vorbeifließt, befindet sich auch die Stelle, wo gegen Kaiser Alexander II. das bereits erwähnte Attentat vom März 1881 verübt wurde. Bis vor kurzem stand hier eine kleine Kapelle, ein schmuckloser Holzbau, der aber durch die massenhaften Kränze von Gold, Silber und frischen Blumen, durch die Tag und Nacht einkehrenden Andächtigen, die sich mit brennenden Wachskerzen vor dem Altar auf die Erde werfen und Gebete murmeln, den Charakter tiefer Weihe empfing. Vor dem Schilderhäuschen stand als Wache ein Soldat der sogenannten goldenen Garde, an der riesenhaften Erscheinung und der mächtigen Bärenmütze erkenntlich. An die Wände waren Holzschnitte angeschlagen, die den verstorbenen Kaiser auf dem Totenbette darstellen; alles geschah hier lautlos, man flüsterte sich das Notwendige ins Ohr, und selbst die plumpsten Bauern gingen, wenn sie die Mützen abgezogen hatten, mit kaum hörbaren Schritten an der Kapelle vorbei. Jetzt wird an dieser Stelle eine Kirche errichtet, deren Aufbau vermutlich eine Reihe von Jahren für sich in Anspruch nehmen dürfte.

Viel unfreundlicher als das neue ist das alte Michailowsche Palais, welches Kaiser Paul I. bald nach seiner Thronbesteigung zu bauen anfing und in dem er, da er sich weigerte, eine Abdankungsurkunde zu unterschreiben, im Jahre 1801 zuerst zu Boden geschlagen und dann mit der Leibbinde eines Offiziers erdrosselt wurde. Es ist seit 1819 als Ingenieurschule eingerichtet worden. Dem Erzengel Michael sind übrigens nicht nur die beiden Paläste gewidmet, auch die Bereiterschule und eine Manege von so ungeheurer Ausdehnung, daß darin ein ganzes Infanterieregiment bequem exerzieren kann — ebenfalls aus der Zeit des Kaisers Paul — tragen diesen Namen. Dasselbe gilt von dem vorhin erwähnten Platz und einem daran stoßenden Theater, so daß eigentlich dieser ganze Stadtteil unter dem Zeichen des schwerttragenden Engels steht. Das Michaeltheater wird abwechselnd den deutschen und den französischen Schauspielern der Hofbühne eingeräumt und gehört zu den vier kaiserlichen Theatern, welche einen namhaften Zuschuß aus Staatsmitteln beziehen. Das große Theater mit seinem dreitausend Menschen fassenden Zuschauerraum ist augenblicklich geschlossen. Die inneren Einrichtungen haben sich als veraltet und baufällig erwiesen, so daß man die Umfassungsmauern stehen lassen, alles andere aber neu ausführen will. Seitdem ist die russische Oper von ihrem ursprünglichen Schauplatz nach dem gegenüberliegenden prächtigen Marientheater übergesiedelt und hat daraus die italienische Oper nicht nur verdrängt, sondern infolge des Mangels an einer anderen passenden Lokalität für Petersburg vorläufig überhaupt unmöglich gemacht, während das Alexandratheater für russische, an gewissen Tagen

aber auch für deutsche Vorstellungen bestimmt ist.

Wenn wir vom Michaelsplatz durch die Michailowskaja gehen, kommen wir mitten in das brausende Leben der schönsten und längsten Petersburger Straße, des Newski-Prospekt, hinein, und nach den ruhigeren Bildern, die bisher an uns vorübergezogen sind, werden die nervöse Hast, der schnelle Wechsel des bunten Durcheinander um so lebhafter auf unser Auge wirken. Wie im menschlichen Körper die Hauptader, die Aorta, alles zur Ernährung dienende Blut in sich aufnimmt, um es an die Gewebe zu verteilen, so bildet auch diese Straße die natürliche Vereinigung des gesamten Verkehrs. Ihre Größe zieht die Bevölkerung aller Stadtteile zu sich heran und trägt bis in die entferntesten Bezirke einen festen Maßstab für den Glanz des russischen Lebens hinein. Der Newski-Prospekt zeigt alle Vorzüge und Fehler, alle Tugenden und Laster dieser Residenz, der Ernst der Arbeit wie die ausgelassenste Lustigkeit sehen in ihm ihren Schauplatz. Ein solches Durcheinander aller Berufszweige findet man nur in Rußland. Die Straßenverkäufer, die mit lauter Stimme ihre Waren anpreisen, die Bettler, die den Vorübergehenden um eine Gabe anflehen, die Kutscher und Arbeiter gehören ebenso zur Physiognomie dieses Stadtteils wie der General, der in glänzender Uniform an uns vorbeistolziert, oder die vornehme Dame, die ihren Kutscher vor einem Modemagazin halten läßt, weil sie die eben eingetroffenen Neuigkeiten aus Paris besichtigen will. Über die Vorzüge der Metropolen läßt sich bekanntlich nicht streiten, da jeder die Stadt, in welcher er lebt und wirkt, sein gutes Auskommen hat und in der Gesellschaft eine geachtete Stellung einnimmt, für die schönste hält. Deshalb erblickt auch der Pariser in den Boulevards, der Berliner in den Linden, der Wiener in der Ringstraße den für einen civilisierten Menschen am wenigsten zu entbehrenden Teil der Erde. Der Petersburger hat aber keineswegs unrecht, wenn er behauptet, daß der Newski-Prospekt die Konkurrenz mit ihnen allen aushalten kann.

Mit zwei anderen Straßen von großer Ausdehnung, dem Wosnessenski-Prospekt und der Gorochowaja (Erbsenstraße), nimmt auch der Newski-Prospekt seinen Anfang an der Admiralität, von dessen Turm man eine prächtige Aussicht auf die ganze Stadt hat. Am Abend und während der Nacht verlieren sich die Formen dieses Turmes, der mit seiner Spitze in die Wolken stößt, vollständig, und es bleibt nur ein hell erleuchtetes Fenster mit der Uhr übrig, deren Zeiger mit unerbittlicher Genauigkeit den Nachtschwärmern ihre Sünden vorhält. Dieses Auge, das aus dem Himmel unermüdlich auf die Stadt blickt, könnte für einen abergläubischen Russen der Geist Peters des Großen sein, der auch nach seinem Tode nicht ruhen kann, sondern sich überzeugen will, wie die von ihm begonnene Arbeit, dem in die Erde gestreuten Samenkorn vergleichbar, im Laufe der Jahrzehnte tausendfältige Frucht getragen hat.

Unter dem dichten Kranz von öffentlichen Gebäuden, die sich, nur durch den Alexandergarten getrennt, um die Admiralität legen, dürfte neben den bisher genannten keines die Aufmerksamkeit des Beschauers so unmittelbar und nachhaltig auf sich lenken wie die Isaakskirche. Sie ist die Königin unter den Petersburger Gotteshäusern, und ihre Geschichte umfaßt nicht viel weniger Zeit als die Geschichte der Residenz selbst. Die hölzerne Kirche, die Peter der Große an diesem Platze begründet hatte, wurde vom Blitze getroffen und brannte ab. Katharina II., welche 1748 einen Neubau aus Marmor begann, erlebte dessen Vollendung nicht, und letztere wurde unter Kaiser Paul nach einem verpfuschten Plane mehr gewaltsam erzwungen als künstlerisch erreicht. Durch drei Regierungen, fast vierzig Jahre hindurch, wurde der Bau der Kathedrale, so wie sie jetzt steht, nach den Plänen des französischen Baumeisters Montferrand fortgesetzt. Alexander I.

legte 1819 den Grundstein, aber erst Alexander II. sah das Werk im Jahre 1858 vollendet. Es war eine schwierige Aufgabe, das sumpfige Erdreich so zu bearbeiten, daß es im stande war, diese ungeheuren Lasten von Granit und Marmor, aus denen die Kirche aufgebaut ist, zu tragen. Immer neue Reihen von Masten mußten in die weiche Erde hineingetrieben werden, und noch später drohte die Gefahr einer Senkung, der nur durch langwierige Unterbauungen vorgebeugt werden konnte. Die mächtigen breiten Treppen, auf denen man zur Kirche emporsteigt, bestehen aus finnischem Granit und führen an den vier Seiten zu Peristylen, die aus Monolithen von siebzehn Meter Höhe und über zwei Meter Dicke bestehen. Auch diese steinernen Riesen sind in den Sümpfen Finnlands aufgefunden worden, und der rötliche Schimmer des Granits läßt die Schönheit der Säulen, von denen an der Nord- und Südseite sechzehn, an der Ost- und Westseite acht stehen, ganz besonders wirkungsvoll hervortreten. Über den Peristylen, die dem Portikus des Pantheon in Rom nachgebildet sind, wölbt sich die von vierundzwanzig Granitsäulen getragene stark vergoldete Hauptkuppel, und aus ihrer Mitte erhebt sich dann noch eine kleine Rotunde, welche die Formen der Kuppel wiederholt und auf ihrer Spitze das strahlende goldene Kreuz zeigt. Reich und mächtig wie das Äußere wirkt auch die innere Ausstattung der Kathedrale auf die Phantasie der Andächtigen. Die Decke der Kuppel und die Wände sind mit Gemälden übersät, die verschiedensten Marmorarten zeigen sich in kunstvollem Arrangement, wohin der Fuß tritt und der Blick fällt. Zur Verherrlichung des Ikonostas, jener hohen Bilderwand, die im Allerheiligsten hinter dem Altar in den griechischen Kirchen aufgerichtet

Pferdebändiger auf der Anitschowbrücke.

ist, scheinen sich indessen alle Künste vereinigt zu haben. Säulen von Lapislazuli und Malachit, eine verschwenderische Fülle von Gold, Silber und Marmor, die Phantasie der Maler, die in drei übereinander laufenden Reihen dreiunddreißig große Heiligenbilder ausgeführt haben, die kostbarsten Arbeiten von bronzenen Thüren und Kronleuchtern, ein in Gold und Silber prangendes Grab Christi, ein ebenfalls in Gold gefaßtes Evangelarium und unzähliges andere müßten das Interesse des gelehrten Forschers vor allem hervortreten lassen, wenn das Halbdunkel, das in diesem Raume herrscht, der Weihrauchdampf und der Glanz der Lichter, die ihn erfüllen, uns nicht darüber belehrten, daß alle irdische Pracht nur das Gefäß sein soll, deren sich die Seele der Andächtigen bedient, um darin die heiligsten Gedanken, Empfindungen und Wünsche hineinzupflanzen und in geistiger Wiedergeburt vor dem Allwissenden zu erscheinen.

Pferdebändiger auf der Anitschowbrücke.

Wie die Isaakskirche der Schauplatz der höchsten Kirchenfeste ist, so gleicht der Newski-Prospekt einer Bühne, auf der sich in tausend wechselnden Gestalten das weltliche Leben Petersburgs abspielt. Es

giebt wenige Straßen der Welt, welche die Aufmerksamkeit des Schaulustigen so andauernd beschäftigen wie diese. Schon der erste Anblick macht sich trotz allem, was man darüber gelesen und davon gehört hat, überraschend, aber jeder weitere Besuch ergänzt das fesselnde Bild um eine wichtige, bisher unbemerkt gebliebene Anschauung, und es zieht den Spaziergänger immer wieder dorthin zurück. Das Phantastische erklärt sich zum Teil durch das Massige und Breite der Häuserkolosse, die dem Fremden anfänglich wie Labyrinthe vorkommen, im wesentlichen liegt es aber in der Eigenart des russischen Lebens selbst, das die wunderlichsten Gegensätze ruhig nebeneinander bestehen läßt. Wenn hier die Andächtigen vor einem Heiligenbilde in die Knie sinken und mit der Stirn die Erde berühren, wird kaum zehn Schritte davon um fünf Kopeken mit einer Heftigkeit gefeilscht, als handle es sich dabei um ein Vermögen. Niemand findet etwas Auffälliges darin, wenn in der Straßenfront eine deutsche Buchhandlung, ein chinesischer Theeladen, ein russisches Restaurant, eine Kirche, ein Bäckerladen, ein Palast, ein Modemagazin, eine Apotheke gemütlich nebeneinander stehen. Anfänglich wird der Fremde durch diese Häusermassen und die ganz verschiedenen Zwecke, denen sie dienen, gründlich verwirrt. Der Prospekt läuft zunächst in gerader Linie von der Admiralität bis zum Moskauer Bahnhof, macht dann einen stumpfen Winkel und führt in einer kürzeren Strecke bis zum Newskikloster. Im ganzen beträgt seine Länge fast fünf Kilometer. Die Hauptpromenade der Petersburger bildet der Teil vor der Polizeibrücke bis zur Anitschowbrücke, und man muß schon ein ganz hoffnungsloser Philister sein, wenn es einen zwischen zwölf und vier Uhr bei schönem Wetter nicht hinaustreiben wollte, um mit der lustwandelnden Menge an dem interessantesten Schauspiel, das man sich denken kann, teilzunehmen. In Petersburg, wo sich alles gerade so nach Licht und Sonne sehnt, wie man in Italien den Schatten aufsucht, ist die Nordseite der Straße die bevorzugte, und wo die meisten Menschen verkehren, drängt sich natürlich auch das Geschäftsleben am engsten zusammen. Aber die aus den verschiedensten Elementen gemischte Menge bewegt sich leicht und elegant vorwärts, einerseits wegen der Achtung, die der Geringere in jedem Fall vor dem Höhergestellten empfindet und die selbst dem Betrunkenen noch ein Lallen der Entschuldigung auf die Zunge legt, sobald er jemanden angestoßen hat, andererseits wegen der der slavischen Rasse angeborenen Behendigkeit.

Der Anblick der Spaziergänger bekommt durch die vielen Uniformen, denen man begegnet, etwas Flottes, Männliches und Gehobenes. Die Soldaten und Beamten, die Studenten und Schüler, alles trägt den Rock des Kaisers, und noch vielen anderen steht das Tragen der Galauniform bei festlichen Gelegenheiten frei. Die malerische Tracht der russischen Offiziere steigert sich bei gewissen Regimentern, wie den Kaukasiern und Tscherkessen, bis zum Wild-Phantastischen, aber auch die Haltung der bürgerlich gekleideten Männer ist meist eine stattliche, während die russischen Frauen, die an natürlicher Schönheit den deutschen meist nachstehen, wenigstens durch Geschmack und Reichtum der Toilette einen wohlgefälligen Eindruck hinterlassen. In unmittelbarster Nähe hat man so viel zu sehen, daß man dem Leben auf dem Fahrwege im ersten Anblick vielleicht gar nicht die verdiente Beachtung zollt. Und doch ist das Fahren eine Kunst, die in Petersburg auf ganz eigene Weise gepflegt wird. Der Wiener Fiaker zeichnet sich durch seine Eleganz und schneidige Geschicklichkeit aus, der englische Hansom sitzt auf seinem Bock wie der König auf seinem Throne, auch der Berliner Droschkenkutscher verdient wegen seiner Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit alles Lob. Der russische Iswoschtschik zeichnet sich vor ihnen allen durch sein williges bescheidenes Wesen aus. Sein Gefährt ist zwar noch bescheidener als er selbst, denn es ist nicht breiter als eine

Schaukel, so daß, wenn zwei Menschen darauf sitzen wollen, sie sich umarmen müssen, um bei einem Stoß oder einer scharfen Biegung nicht herauszufallen. Es wäre verwegen, an dieses Vehikel noch einen anderen Anspruch zu erheben als den, daß es den Fahrgast möglichst schnell und billig vorwärts bringe, und in dieser Beziehung wird man eine Enttäuschung nicht so leicht erleben. Wer sich daran gewöhnt hat, daß man nach keinem Tarif fährt, sondern den Preis für die einzelne Tour vorher durch eifriges Herunterbieten feststellt, wird finden, daß er für manche Strecke weniger bezahlt, als er beim Gehen an Schuhwerk abnutzen würde. Der Iswoschtschik ist wie in ganz Rußland, so auch in Petersburg eine der volkstümlichsten Figuren. Der drollige Eifer, mit dem er seinem Geschäft nachgeht und seine Konkurrenten schlecht macht, sein spaßiges, witziges Wesen, das sich in vielen Fällen nur an Kartoffeln und Brot begeistert, machen ihn zu einer höchst interessanten Figur. Man kann aber auch einen viel eleganteren viersitzigen Wagen, Kareta oder Popowka genannt, haben, falls man es nicht vorzieht, das nationale Dreigespann, die Troika, kennen zu lernen, bei der das in der Gabel befindliche Pferd aus dem schärfsten Trabe nicht herauskommen darf, während die Außenläufer rechts und links frei galoppieren. Im schnellsten Tempo fahren die Kutscher nebeneinander her, kreuzen sich, suchen sich einen Vorsprung abzugewinnen und entwickeln dabei eine Verwegenheit, die dem Fremden, wenn er ängstlich ist, anfänglich wohl Herzklopfen verursachen kann. Aber Unglücksfälle kommen verhältnismäßig sehr selten vor; es ist, als ob die Iswoschtschiks wie die Kinder ihre eigene Vorsehung haben.

Nimmt man zu den dreißigtausend öffentlichen Fuhrwerken noch die Omnibusse und Pferdebahnen, die ununterbrochen hin und her fahren, so wird man sich vorstellen können, daß der Newski-Prospekt an buntem verwirrendem Treiben durch keine andere Straße der Welt in den Schatten gestellt wird. Ja, man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß das Auge des Promenierenden einen unendlichen Gesichtskreis vor sich hat, dessen Endpunkte einerseits im Inneren Asiens, dort, wo sich nach der Versicherung unserer Gelehrten die Menschheit zuerst aus dem Zustande tierischer Roheit zu geistigem Dasein emporgearbeitet hat, andererseits in dem verfeinerten Kulturleben der Metropolen des westlichen Europas liegen. Deutsche Kaufleute findet man hier gerade so wie in Berlin, französische Traiteurs wie in Paris, dazwischen schwirren aber auch die fremden Völkerschaften, die Perser, Tataren, Kaukasier, Chinesen, wie in einem Bienenkorb bunt durcheinander, während die Straßenverkäufer wieder eine ganz andere Schicht der Bevölkerung auf den Plan treten lassen. Da sind vor allem die Hausierer, die ihre Waren mit lauter Stimme anpreisen, die Verkäufer von Thee und jenem warmen, aus Met, Ingwer und spanischem Pfeffer zubereiteten Getränk, das man Sbiten nennt. Mit ihren Pirogen, den mit Fleisch, Fruchtsaft und Kohl gefüllten Pasteten, stärken sie gleichzeitig diejenigen, deren Magen sie durch die heiße Mischung aufgetaut haben. Im Sommer wissen sie ihre Kunden ebenfalls anzulocken, und zwar durch den kühlen Kwaß, der die von Staub und Hitze ausgetrocknete Kehle mit dem alkoholischen, aus Welkmalz gebrauten und gegorenen Naß wieder auffrischt. Von den übrigen Händlern ganz abgesehen, die mit Kohl und Rüben, Fisch und Fleisch, mit Stiefeln und Schlafröcken, mit Milch und Süßigkeiten ein Geschäft machen, genügen jene Erscheinungen schon, um ein breites Bild des Volkslebens inmitten aller Überlegenheit der modernen Civilisation zu entfalten.

In einer Novelle von Nikolaus Gogol, dem unglücklichen Verfasser der „Toten Seelen", wird das Treiben auf dem Newski-Prospekt mit den schärfsten realistischen Mitteln geschildert, die Bilder der Menschen und Magazine, der Wagen und Reiter ziehen an uns je nach den einzelnen

Stunden anschaulich vorüber. An dieser Straße liegen nicht weniger als fünf Kirchen, die holländische, die evangelische Petrikirche, die katholische Katharinenkirche, die armenische Kirche und, sie alle an Pracht und Reichtum überragend, die Kasansche Kathedrale.

Denkmal der Kaiserin Katharina II.

Mohammedaner, Juden und Christen machen sich in ihren Glaubensbedürfnissen nacheinander am Freitag, Sonnabend und Sonntag bemerkbar, und unter den Christen unterscheiden sich wieder die Lutheraner von den Katholiken und diese von den Anhängern der griechischen Kirche, welche die Ihrigen mit unaufhörlichem Geläute zur Andacht ruft. Die Kasansche Kathedrale lehnt sich in ähnlicher Weise an die Peterskirche in Rom als Vorbild an, wie es die Isaakskirche mit dem Pantheon thut. Es ist zwar die unnachahmliche Größe der Originale in beiden Fällen bei weitem nicht erreicht worden, aber die halbkreisförmige Kolonnade mit den hundertzweiunddreißig korinthischen Säulen, die bronzene Kuppel mit dem Kreuz, endlich das mit Gold

Digitized by Google

und Edelsteinen gezierte wunderthätige Muttergottesbild, welches mitten in der Kirche schwebt, und die an den Wänden hängenden eroberten feindlichen Fahnen stempeln das Haus der Kasanschen Mutter Gottes doch zu einem der charakteristischsten in Petersburg. Vor demselben befinden sich die Denkmäler der Feldmarschälle Kutusow und Barclay de Tolly. — Selbstverständlich liegt eine ganze Reihe der vornehmsten Monumentalbauten am Newski-Prospekt. Von ihm nur durch eine kurze Strecke der großen Morskaja getrennt, befindet sich das Generalstabsgebäude, durch dessen von einem ehernen Sechsgespann mit der Figur des Kriegsgottes gekröntes Hauptthor man einen Blick auf den Palastplatz und das Winterpalais hat. Das Gebäude des Mars, in dessen Innerem sich ausgezeichnete Sammlungen

Denkmal des Kaisers Nikolaus.

Digitized by Google

von Karten und Büchern, typographische und kartographische Anstalten und selbstverständlich Archive mannigfachster Art mit sorgfältig verschlossenen Berichten, Zeichnungen und Aktenstücken befinden, wurde unter Kaiser Nikolaus errichtet, dessen lebensgroßes Bild unser Fr. Krüger für den in Form einer Säulenrotunde ausgeführten Lesesaal der Bibliothek gemalt hat. Das Gebäude selbst ist in den kolossalsten Dimensionen ausgeführt worden. Wenn man, den Rücken zum Winterpalais gewendet, seine Front verfolgt, zählt man nicht weniger als siebenhundertachtundsechzig Fenster, die sich auf drei Stockwerke verteilen. Bei solcher Raumverschwendung konnte man unter demselben Dache auch noch für zwei Ministerien, das der Finanzen und des Auswärtigen, sowie für mehrere ministerielle Bureaus mit Bequemlichkeit Raum gewinnen. Die panslavistischen Hetzer, die im Schüren des nationalen Haders so eifrig und geschickt sind und die Weltherrschaft Rußlands schon in der Tasche zu haben glauben, müssen von dem Anblick dieses Generalstabsgebäudes wahrhaft gerührt sein und von den Plänen, die in demselben geschmiedet werden, die Verwirklichung ihrer wüsten Träume erwarten. Aber zum Glück sind es nicht die Schreier, von denen die entscheidenden Umwälzungen im politischen und socialen Leben der Gegenwart abhängen. Der Zar muß das Hauptthor dieses mächtigen Bauwerks passieren, wenn er vom Winterpalais nach dem Anitschowpalais fährt, wo er für gewöhnlich während seines Aufenthalts in Petersburg zu wohnen pflegt. Dasselbe stammt noch aus der Zeit der Kaiserin Elisabeth, die es für den Grafen Rasumowski erbauen ließ. Später kam es in den Besitz von Potjemkin, wurde von der Krone zurückgekauft, von Alexander I. umgebaut und seit 1817 für den jeweiligen Thronfolger als Wohnsitz bestimmt. Alexander III. ist der erste russische Kaiser, der auch nach seiner Thronbesteigung das Palais beibehalten hat. Allerdings ist es in neuerer Zeit noch bedeutend ausgebaut und erweitert worden, so daß es an Pracht und Komfort selbst die Ansprüche eines Weltgebieters vollauf befriedigen kann. Auf der Anitschowbrücke, welche über die Fontanka führt, befinden sich die vier berühmten Gruppen von Pferdebändigern, welche der russische Bildhauer v. Clodt modelliert hat und von denen die Nachbildung zweier Figuren auf der Terrasse vor dem Königlichen Schlosse in Berlin bekannter geworden sind als die Originale. Clodt, von dem auch die Nikolausstatue zu Pferde, sowie das wild daherstürmende Sechsgespann auf dem Narwaschen Triumphbogen herrühren, hatte sich aus dem Studium des Pferdes eine Specialität gebildet und besonders, wenn er dasselbe darstellte, wie es sich aufbäumt und in heftige Bewegung gerät, eine mit Recht anerkannte Beobachtungs- und Gestaltungsgabe an den Tag gelegt.

Unmittelbar an das Anitschowpalais stoßen das Alexandratheater, die Bibliothek, der Kaufhof und das Stadthaus, so daß man also nacheinander auf diesem kurzen Wege die Petersburger bei ihrem Vergnügen, beim Studium, beim Kaufen und Verkaufen, endlich auch bei ihren städtischen Verhandlungen beobachten kann. Vor dem Alexandratheater, das nach der Gemahlin seines Erbauers, des Kaisers Nikolaus, seinen Namen trägt, erhebt sich das Denkmal Katharinas II., welches Alexander II. im Jahre 1873 seiner genialen und weitblickenden, selbst in der Zügellosigkeit ihres Herrscherberufs eingedenken Ahnherrin errichten ließ. Die merkwürdige Frau, welche das Werk Peters des Großen mit so vielem Verständnis und unbeugsamem Willen fortsetzte, erscheint in diesem Monument mit dem Hermelinmantel und dem Reichsscepter angethan, während um den Hals die Kette des Andreasordens geschlungen ist und die Linke einen Kranz hält. Am Sockel erblickt man eine Anzahl jener Männer, die wie Potjemkin, Rumjanzow, Suworow, Orlow und Tschitschagow durch kriegerische Heldenthaten zu Land und zu Wasser oder wie Derschawin und die

Fürstin Daschkow auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft oder wie endlich Besborodko und Betzki auf dem der Volkserziehung das Zeitalter Katharinas verherrlicht haben. Mit den Symbolen der Majestät angethan, blickt die Kaiserin an einer Stelle, wo das großstädtische Leben besonders lebhaft rauscht, zwischen dem Anitschowpalais und der Bibliothek, um sich, und wenn es ihr vergönnt wäre, auch noch in nächster Umgebung Umschau zu halten, würde sie sich überzeugen können, daß sie sich in ihren Russen nicht getäuscht hat, wenn sie ihnen das geistige Leben des Abendlandes empfahl und dadurch dem spröden Boden ihres Landes schon bei Lebzeiten manche Blüte idealen Strebens entlockte.

Eine der erfreulichsten und segensreichsten war die Begründung der Bibliothek, zu der sie durch den Ankauf mehrerer Büchersammlungen den ersten Anstoß gab. Sie bestimmte auch den Platz, auf dem das Gebäude errichtet werden sollte, freilich ohne auch nur den Anfang des Baues, der 1794 begonnen und erst 1830 durch Rossi vollendet wurde, erlebt zu haben. Die Bibliothek zählt gegenwärtig weit über eine Million Bände und darf daher eine der reichsten genannt werden, die es auf unserem Kontinente giebt. Ihr Hauptwert liegt jedoch in den vielen kostbaren Manuskripten und seltenen Buchausgaben, welche sie besitzt. Daß diese Schätze nicht tot liegen bleiben, sondern von fleißigen Jüngern der Wissenschaft gehoben werden, beweisen die gegen hundertzwanzigtausend Leser, welche im Laufe eines Jahres den großen Lesesaal im ersten Stockwerk zu besuchen pflegen. Eine Wanderung durch die Säle, wie sie an zwei Tagen der Woche unter der Führung eines Beamten für das Publikum veranstaltet wird, ist

Das Findelhaus.

auch für den Nichtgelehrten von allerhöchstem Interesse, weil sie ihn Einrichtungen kennen lehrt, die an praktischer Bequemlichkeit und Eleganz ihresgleichen suchen. Überall ist für Licht und Raum gesorgt worden, und einzelne Säle, wie die Rotunde, in welcher sich die Statue Voltaires von Houdon, umgeben von seiner Bibliothek, befindet, die ihm Katharina II. abkaufte, werden das höchste Interesse jedes Gebildeten erregen.

Auch der vorhin erwähnte Kaufhof, russisch Gostinny-Dwor, rührt in seiner jetzigen Gestalt noch von Katharina II. her. Dergleichen Hallen, in denen sich ein Laden an den anderen reiht und wo man eigentlich alles zu kaufen bekommt, sind jeder nennenswerten Stadt in Rußland eigen. Der Eindruck, den der Fremde empfängt, wenn er auf einen solchen Centralpunkt des Handels stößt und bemerkt, wie sich die Kaufleute je nach der Be-

schaffenheit des von ihnen vertriebenen Artikels in besondere Gruppen verteilen, läßt sich nur mit einem fortwährenden Jahrmarkt vergleichen. In Petersburg nimmt der Gostinny-Dwor einen sehr beträchtlichen Teil der Stadt ein, denn dieses Riesengebäude, welches aus zwei Stockwerken besteht und von Säulengängen umgeben ist, während sich im Inneren noch mehrere große Höfe befinden, erstreckt sich von dem Newski-Prospekt längs der Großen Gartenstraße in Gestalt eines großen Trapezoids bis zur Tschernischewstraße, wo es aber nur dem Namen nach aufhört. Denn in Wirklichkeit bilden die daranstoßenden Marien- und Apraxinmärkte organische Fortsetzungen desselben und unterscheiden sich von jenem nur dadurch, daß dort die besseren, hier die minderwertigen Waren verkauft werden. Geht man die Große Gartenstraße noch weiter herunter, so gelangt man auf den Viktualienmarkt der Petersburger, den Heumarkt, der vor ganz kurzer Zeit zwei mächtige eiserne Hallen zur Aufbewahrung aller jener Dinge erhalten hat, die des Leibes Nahrung und Notdurft dienen. Wer das Volk kennen lernen will, kann nichts Besseres thun, als in diesem Stadtviertel fleißig zu promenieren, sich von den Händlern mit nie ermüdender Zungenfertigkeit ihre Waren anpreisen zu lassen, die Höflichkeit des einen, die betrügerischen Manieren des anderen kennen zu lernen und dabei des Goetheschen Wortes eingedenk zu bleiben:

> Der Jahrmarkt ist ein Leben, Gewühl und bunter Schein,
> Verschleudre nicht dein Geld und kauf was Rechtes ein.

Eine nur einigermaßen erschöpfende Schilderung dieses Treibens würde eine selbständige Abhandlung erfordern, denn die Beschaffenheit der Waren ist für westeuropäische Anschauungen fast ebenso erstaunlich wie ihre Aufstellung und die Art und Weise, wie sie zum Verkauf gelangen. Da blitzen in einer Reihe vor unseren Augen die herrlichsten Silberarbeiten auf, wie man sie eben nur in Rußland findet, Etuis für Cigarren und Cigaretten, Teller und Schüsseln, Samowars, Kannen und für den, der es verdient, sogar Lorbeerkränze aus Silber. Gleich daneben taucht eine Anzahl Modemagazine auf, allerdings nicht so fein, wie man sie auf dem Newski findet. In der nächsten Reihe haben Pelzhändler Waren ausgestellt. Ihnen folgen die Spielwarenverkäufer, die Papierhändler, die Konditoren, und in dieser Mannigfaltigkeit, bei der das Zusammengehörige fast immer zusammen bleibt, geht es weiter. Wenn im Gostinny-Dwor neue Sachen feilgehalten werden, ist der Apraxin-Dwor der Sammelplatz für alte Sachen, die eines Absatzes sicher sind, auch wenn sie in den Augen der Laien als wertloser Kram und Trödel erscheinen mögen. Zu hohen Haufen geschichtet, liegen sie da, die abgenutzten Wirtschaftsgeräte, die abgetragenen Kleider und Stiefel, zerbrochene Waren aus Eisen und Messing, alte Heiligenbilder, von denen der Russe eine zahllose Menge für seine Wohnungen braucht, und Ähnliches. Das Schreien und Drängen der Händler, wenn sich ein fremdes Gesicht hier sehen läßt, müßte für einen modernen Sittenschilderer einen dankbaren Stoff abgeben.

Neben dem Gostinny-Dwor befindet sich das Stadthaus, die Duma, in einem Gebäude, das äußerlich, wenn wir von dem Turm absehen, nicht viel Einnehmendes hat. Man kann aber auch nicht sagen, daß die Verhandlungen der Väter der Stadt sich beim Publikum und der Presse großer Beliebtheit zu erfreuen haben, obwohl sich darunter eine Anzahl der würdigsten und verdienstvollsten Männer Petersburgs aus den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung befindet. Die Duma ist und bleibt eine Sache, über die man Witze macht und der man alles Üble oder Mißratene im Leben der Stadt mit schlecht unterdrückter Schadenfreude in die Schuhe schiebt.

Bei unserer Wanderung durch die Residenz des Zaren mußte es uns weniger darauf ankommen, dem Leser eine vollständige Aufzählung aller Paläste, öffent-

lichen Institute, Kirchen und Kapellen zu bieten, als ihm vielmehr den Gesamtcharakter der Stadt an einzelnen tonangebenden Beispielen zu schildern. Für vieles mußte sich daher der Rahmen dieser Mitteilungen als zu eng erweisen, wenn sie mehr als ein trockener,

Der Narwasche Triumphbogen.

nur Namen und Datum enthaltender Bericht sein wollten. Einer für Petersburg sehr charakteristischen Anstalt muß jedoch an dieser Stelle noch gedacht werden. Es ist das Findelhaus, in seiner Art eine Musteranstalt, welche mit den dazu gehörigen Nebenhäusern einen ganzen Stadtteil, nämlich die kolossale Fläche von der Erbsenstraße, dem Newski-Prospekt, der Moika und dem Katharinenkanal, bedeckt. Der Gedanke, jene Kinder, denen die Gefahr, ausgesetzt, verlassen, wenn nicht gar getötet zu werden, droht, für die menschliche Gesellschaft zu retten und zu erziehen, nahm zuerst unter der Regierung von Katharina II. in Moskau praktische Gestalt an, und bald erfolgte auch in Petersburg in der Nähe des Smolnaklosters die Begründung einer ähnlichen Anstalt. Nach der Stelle, wo sie sich jetzt befindet, wurde sie jedoch erst unter Paul I.

auf das Anraten der Kaiserin Maria Feodorowna, einer unvergeßlichen Wohlthäterin bei allen humanitären Bestrebungen, verpflanzt. Die Aufnahme der Kinder ist an keinerlei Bedingungen geknüpft, man fragt nur, ob das wimmernde Wesen, das dem Leben erhalten bleiben soll, schon die Taufe erhalten hat, und holt, wenn diese Frage verneint wird, das Versäumte nach. Wenn die Kleinen nach sechswöchentlicher Pflege den Transport vertragen können, werden sie aufs Land zu Bauern und Bürgern gebracht, welche sie bis zum sechsten Jahre, nämlich bis zu ihrer Rückkehr in Petersburger Erziehungsanstalten, bei sich behalten. Das Findelhaus wird zum Teil aus dem Gewinn der Spielkartenfabrikation unterhalten, die in Rußland Monopol ist und in Petersburg nicht weniger als jährlich fünf Millionen Spiele liefert. Die Bekanntschaft mit ihnen kann man schon während der Eisenbahnfahrt machen, wo sich nicht selten Glücksritter einfinden, um die Fremden zu plündern, falls diese nicht vorsichtig jeder solchen Versuchung aus dem Wege gehen. Gewiß denken die wenigsten, die beim russischen „Wint“ die Karten verteilen, daran, daß auch sie damit einen Beitrag zur Erhaltung eines großartigen, von der Menschenfreundlichkeit unseres Zeitalters zeugenden Unternehmens leisten.

Trotzdem Petersburg unter den Hauptstädten Europas die jüngste ist, finden wir doch auch hier schon Bauwerke, die eine glänzende Vergangenheit hinter sich haben, während sie jetzt kahl, öde und verlassen sind. Das gilt vor allem von dem taurischen Palast, den Katharina II. 1783 für ihren Günstling Potemkin, den „Taurier“, erbauen und mit beispielloser Pracht ausstatten ließ. Er liegt im Nordosten der Stadt, nicht weit von der großen Biegung, welche die Newa, bald nachdem sie die Stadt betreten hat, macht. Die üppigen Feste, die hier einstmals gefeiert wurden, sind verrauscht, und nüchtern starren uns jetzt die Wände des riesenhaften Ballsaals entgegen, zu dessen Beleuchtung nicht weniger als zwanzigtausend Wachskerzen erforderlich waren. Nach dem Tode Potemkins fiel das Palais wieder an die Krone zurück und wurde zur Aufnahme fürstlicher Gäste bestimmt. Auch Friedrich Wilhelm III. hat im Jahre 1817 hier gewohnt. Die Kunstschätze, die das Gebäude früher besessen hat, sind teils nach dem Winterpalais gebracht, teils den Sammlungen der Eremitage einverleibt worden.

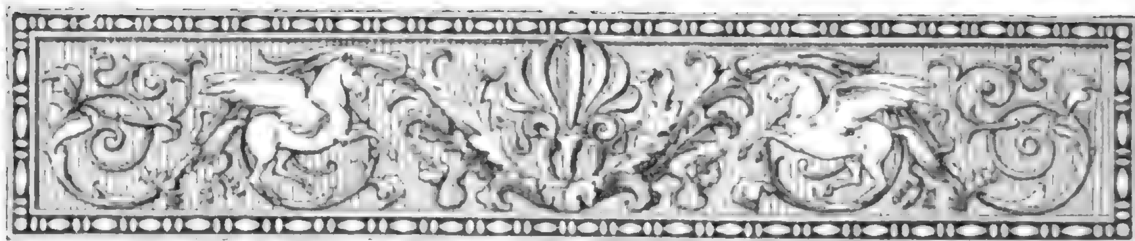
Auch der Monumente müssen wir noch flüchtig gedenken, welche der Verherrlichung russischer Siege dienen. Dem Vorbild von Paris und Rom ist durch das Errichten zweier Triumphbogen nachgeeifert worden. Sie liegen ganz im Süden der Stadt, dort wo die Eisenbahn ins Innere des Reiches und ins Ausland führt. An der Stelle, wo sich ehedem ein zum Einzug Alexanders I. im Jahre 1815 errichteter hölzerner Triumphbogen erhob, an der nach Riga führenden Straße, wurde 1834 nach den Plänen von Stassow der Narwasche Triumphbogen, die „Triumphalnaja worota“ oder, wie sie das Volk nennt, die „triugolnaja worota“ (dreiwinklige Pforte) erbaut. Sie besteht aus Granit, ist an der Außenseite mit den Statuen altrussischer Krieger, die Kränze halten, auf der Plattform mit einer lorbeerbekränzten Viktoria auf einem Sechsgespann und an jeder Seite der Attika mit vier Genien geschmückt. Die andere, die Moskauer Triumphpforte, wurde ebenfalls nach Stassows Plänen 1833 bis 1839 ausgeführt zur Erinnerung an die in Persien, der Türkei und Polen geführten Feldzüge, worauf sich auch die in lateinischer und russischer Sprache angebrachte Inschrift bezieht. Sie besteht aus zwölf dorischen Säulen, die ein Gesims mit zwölf Engeln in Basrelief tragen. Nicht weit davon, am Ismailowschen Prospekt, über den man fährt, wenn man aus der Stadt kommt und nach dem Warschauer Bahnhof gelangen will, ist seit vorigem Jahre das Siegesdenkmal errichtet worden, welches den letzten russisch-türkischen Krieg verherrlichen soll. Es steht gerade vor der Troïtzkirche, die an ihren fünf

hellblau schimmernden Kuppeln schon von weitem zu erkennen ist, und erinnert in der ganzen Anlage an die Berliner Siegessäule auf dem Königsplatz. Die Säule setzt sich ebenfalls aus Kanonenläufen zusammen und trägt eine den Kranz haltende Viktoria auf ihrer Spitze, während der Platz durch eine Anzahl im Halbkreis aufgestellter Geschütze nach der Kirche zu abgegrenzt wird.

Die Troïtzky-Kirche mit Ruhmesdenkmal.

Wir beendigen unseren Rundgang durch die Stadt, indem wir am Ende des Newski-Prospektes den Komplex von Gebäuden, Kirchen und Kapellen aufsuchen, welcher das Alexander-Newskikloster bildet und nächst den in Moskau und Kiew befindlichen als höchstes Heiligtum der griechischen Kirche betrachtet wird. Noch haben wir den Lärm der Straße mit den tausendfältigen Regungen des Ehrgeizes und der Genußsucht in den Ohren, und schon umfängt uns hier auf Schritt und Tritt ein Friede, der die Frage nahe legt, ob die vornehmen Herren und Damen, welche in ihren Schlitten an uns vorbeisausen, oder die stillen Klosterleute, die vergnügt und selbstzufrieden um sich blicken, die beneidenswertere glücklichere Existenz führen. Wir betreten den Kirchhof des Klosters, wo die vornehmsten Geschlechter Rußlands, Feldmarschälle, Gouverneure, Erzbischöfe, Senatoren und andere die ewige Ruhestätte gefunden haben. Auch Dostojewski, der unsterbliche Dichter des „Raskolnikow", hat hier ein kostbares Grabmal, während Iwan Turgenjew, den wir Deutschen unter den russischen Schriftstellern vor allen anderen lieben und bewundern, unter den Alltagsgräbern des Wolkowkirchhofes, einer Totenstätte von ungeheurer Ausdehnung für Russen und Ausländer im Südosten der Stadt, ein in seiner vornehmen Einfachheit tief ergreifendes, von einer ausgezeichneten Bronzebüste überragtes Monument erhalten hat.

Eine Wanderung durch Petersburg mit dem Besuch des Newskiklosters und dieses Kirchhofs zu beschließen, hat einen tiefen Sinn und eine innere Berechtigung, denn so wild in dieser stolzen und berauschenden Stadt die Weltkinder von Genuß zu Genuß durchs Leben jagen, so ruhig und ernst geht es unter den Bäumen des Kirchhofes, in den Hallen dieses Klosters zu, und in diesen beiden Gegensätzen ist Weltlust und Entsagung, Leben und Tod, mithin die Summe all der Rätselworte enthalten, die den Menschen bei der Reise von der Geburt zum Tode fortwährend begleiten.



Ferdinand Fabre.

Eine Studie

von

Ferdinand Groß.

Der Schriftsteller, welchem diese Zeilen gelten, darf als eine der unpopulärsten Berühmtheiten bezeichnet werden, welche das moderne Frankreich besitzt. Bald sind es drei Jahrzehnte her, daß Sainte-Beuve, der Großmeister der litterarischen Kritik, ihn als den „Balzac des Klerus“ begrüßte und von dem Buche, das zu solchem Lobe den Anlaß bot — „Les Courbezon“ — mit Überzeugung verkündete, es sei „einer der besten zeitgenössischen Romane“. Seither wird Fabre immer berühmter in einem engen Kreise und immer unbekannter dem großen Publikum, welches denn doch einen unumgänglich notwendigen Faktor bildet für den Bestand eines Autorenruhmes. Suchen wir nach der Ursache dieser seltsamen Erscheinung, so wird sie sich unserem Auge sehr bald offenbaren: sie liegt in der Stoffwahl, sie erklärt sich daraus, daß Fabre andere Wege geht als die Mehrzahl der Fabulisten. Durch die citierte Benennung eines „Balzac des Klerus“ ist sein Gebiet verraten. Er schildert Geistliche, er vertieft sich in das Leben des Klerus, und seine Bedeutung — welche ihn in der That würdig macht, neben Balzac, dem gewaltigen Zergliederer der menschlichen Seele, angeführt zu werden — geht daraus hervor, daß er erschütternde und rührende Bilder aus einer Welt holt, in der scheinbar nichts anderes sich abspielt als die Erfüllung eines stillen, allen irdischen Strebungen entrückten, in sich selbst abgeschlossenen, mit den sonst landläufigen Wünschen nicht zusammenhängenden Berufes. Einem Kreise, in welchem nicht die Gattin, nicht die Geliebte, nicht Sohn und nicht Tochter Platz haben, entnimmt er packende Dramen, und nicht etwa künstlich gemachte, sondern gesehene, gehörte, gelebte, der Wirklichkeit abgelauschte. Wir erfahren mit ebensoviel Schrecken wie Staunen, daß die nach außen so friedsam erscheinende Existenz der Geistlichkeit im Inneren Kämpfe und Stürme voll heißer Glut, voll Ingrimms, voll Neides und auch voll Bitterkeit birgt, und weil hier an die Stelle vielfacher anderer Triebe als wichtigster Motor aller Handlungen der Ehrgeiz tritt, gewinnt dieser einen Umfang und eine tyrannisierende Gewalt, von welcher wir Laien nichts ahnen. Einzelne von Fabres Romanen erregen die höchste Spannung; aber das Publikum kommt nun einmal Büchern, in denen fast ausschließlich vom katholischen Klerus die Rede ist, mit Zurückhaltung entgegen, es hat vor ihnen eine Art von Scheu, und ein Teil der Leser, selbst wenn er sich einem dieser Bücher schon zugewendet hat, kann nicht umhin, zu beklagen, daß die reizendste Romanfigur fehle: das Weib. „Ça manque des femmes“ klagen die Franzosen. Das Thatsächliche dieses Vorwurfes läßt sich nicht wegleugnen. Fabre

hat mit den Frauen nichts gemein; er führt sie nur vor, wo ihre Mitwirkung nicht zu umgehen ist, und dann sind sie alt oder weltflüchtig oder verstehen die Liebe nicht, wie sie sonst im weiblichen Herzen nistet. Eine Neigung von Mann und Weib als natürliche Blüte des Menschentums — das ist für Fabre ein fremdes Element, er kann sich die Liebe nur entweder als christliche Aufopferung oder als unchristliche Verirrung denken, in solchem Maße hat er sich hineingelebt in das Wesen derer, die er zum Gegenstande seiner Studien macht: der Priester. Fragen wir Fabre, ob er nie erfahren, daß der Geistliche in einen Konflikt zwischen seines Berufes Pflichten und einer ganz weltlichen Liebe geraten könne, so giebt er uns zwischen den Zeilen zu verstehen, daß solche krankhafte Ausnahmen ihn nicht bekümmern. Von einem tragischen Zwiespalte, wie er in Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld" waltet, weiß er nichts. Wir dürfen mit Nachdruck sagen: er weiß wirklich nichts davon, denn jede Verlogenheit ist ihm fremd, er beweist eine Ehrlichkeit, die vor nichts zurückschreckt. Wollte er beschönigen und bemänteln, wollte er den Klerus als eine Körperschaft ohne Makel und ohne Tadel verherrlichen, er hätte dann nicht „L'abbé Tigrane" geschrieben, eine geradezu fulminante Enthüllung der Minen und Gegenminen, von welchen die geistliche Welt untergraben ist — untergraben durch geistliche Hände. Fabre ist einer der aufrichtigsten Schriftsteller; damit soll nicht gesagt sein, daß das, was er nicht schildert, nicht existiert, aber wir dürfen überzeugt sein, daß das, was er nicht schildert, für ihn nicht existiert. Er liebt die Religion, aber er steht ihren Dienern unparteiisch gegenüber, und jene Liebe dient dieser Unparteilichkeit zur Folie, wenn er einem seiner Helden die Worte in den Mund legt: „O heilige katholische Kirche! Es muß etwas Göttliches in dir wohnen, wenn deine Priester nicht im stande waren, dich zu Grunde zu richten!" Während andere Autoren die Geistlichen nur von ferne beobachten konnten, war Fabre von früher Kindheit an in der Lage, sie in der Intimität kennen zu lernen. Geboren im Jahre 1830 in Bédarieux, wurde er von seinem Vater, der sich der Erziehung des Knaben nicht gewachsen fühlte, sehr früh einem Oheim anvertraut, dem Pfarrer Fulcran Fabre in Camplong. Zwei Jahre blieb er unter der Obhut des Pfarrers, kam dann in das Seminar von Saint-Pons und hierauf in jenes von Montpellier. Je näher er die tausend unerträglichen Kleinigkeiten betrachtet, welche das Leben eines Priesters beschweren, desto energischer bäumt sein Naturell sich gegen solchen Zwang. Er giebt die Idee auf, Geistlicher zu werden, findet einen Posten bei einem Advokaten in Paris, wirft sich aber bald auf die Litteratur, veröffentlicht einen Band Verse: „Epheublätter", und geht, nachdem diese ihm einigen Erfolg gebracht, in die Heimat zurück, um dort seinen ersten Roman „Les Courbezon" zu schreiben. Mit diesem schuf er sich seinen Platz, und seither hat er von Paris — wo er als Konservator der Bibliothèque Mazarine lebt — eine Reihe von erzählenden Werken und auch einige Schriften anderer Art ausgehen lassen. Außer „Les Courbezon", welches Werk von der französischen Akademie mit einem Preise gekrönt wurde (diese Körperschaft wird ihm einst den „Fauteuil de la modestie" kaum vorenthalten können), hat er veröffentlicht: „Julien Savignac", „Mademoiselle de Malavieille", „Le chevrier", „L'abbé Tigrane", „Le marquis de Pierrerue", „Barnabé", „Petite mère" (aus den vier Abteilungen bestehend: „La paroisse du jugement dernier", „Le Calvaire de la baronne Fuster", „Le combat de la fabrique Bergonnier" und „L'hospice des enfants assistés"), „Le roman d'un peintre", „L'hospitalière", „Mon oncle Célestin", „Le roi Ramire, „Lucifer", „Monsieur Jean" und „Madame Fuster". In seinen Dichtungen legt er an den Tag, daß er die Eindrücke seiner Kindheit bewahrt hat. Er kennt die Geistlichen, und er kennt die Cevennen, in welche

er die Handlung seiner Bücher verlegt. In den letzteren ist das Lokalkolorit getreulich eingehalten, wir finden echte und rechte Cevennolen, genau nach der Natur gemalt. Sitten und Gebräuche, Küche und Dialekt muten uns mit höchster Wahrhaftigkeit an. Fabre giebt sich nach dieser Richtung als einen Realisten, wie er auch realistisch vorgeht, wenn es sich darum handelt, einen Gottesdienst oder das Treiben in einem Pfarrhofe mit photographischer Treue darzustellen.

Aus der ziemlich großen Anzahl von Fabres Werken müssen hier namentlich drei hervorgehoben werden: „Les Courbezon“, „L'abbé Tigrane, candidat de la papauté“ und „Mademoiselle de Malavieille“. Das erste ist die glänzendste Probe von Fabres Gabe, die einfache, tief ergreifende Poesie des Priestertums auszudrücken. Das zweite beweist, daß der Verfasser die Fähigkeit und den Mut besitzt, auch die tragischen Schrecken, die entsetzlichen Ausgeburten der geistlichen Sphäre in eine litterarische Form zu kleiden. Das dritte interessiert uns, weil es darthut, was Fabre nicht kann und wo die Grenzen seiner Begabung liegen. Haben wir uns mit diesen drei Büchern befaßt, so genügt es, wenn wir den übrigen nur einen flüchtigen Blick schenken. In „Les Courbezon“ stellt er in den Mittelpunkt den Abbé Courbezon, eine apostolische Gestalt, einen von unstillbarem Drange nach Wohlthun erfüllten Landpfarrer, der unbedacht und selbstlos sein Hab und Gut, seine Ruhe, sein Ansehen, seinen Ruf opfert im Dienste hilfreicher, menschenfreundlicher, oft aber verkannter und arg mißdeuteter Ideen. Durch keinen Schaden, den er erleidet, nicht einmal durch den seiner Großmut entgegengesetzten Geiz der Bauern, wird er gewitzigt, und wo er klug rechnen sollte, täuscht ihn die Stimme seines thörichten Kindergemütes immer wieder über seinen Mangel an materiellen Mitteln. Fabre nennt ihn ein „großes, nach Hingebung dürstendes Herz“, eine „für das Gute zu heiß glühende Seele“, einen „Charakter, ganz und gar würdig den ersten Zeiten der Kirche“. Schärfer aber als alle solche Epitheta kennzeichnen den Abbé seine Handlungen und sein aus ihnen sich ergebendes Geschick. Zu Beginn der Geschichte, 1817, finden wir Courbezon als desservant (Pfarrverweser) in Saint-Xist. Wie er in diese unansehnliche Stellung geraten, nachdem er früher bereits eine höhere eingenommen, das ist ein Stück tragischer Biographie. Im Jahre 1802 fungierte er als curé-doyen in Saint-Chivian. Die Revolution hatte die dortige Kirche zerstört, noch war diese nicht wieder aufgerichtet worden, und so beschloß er, aus eigenen Mitteln ein Gotteshaus herzustellen. Er selbst hat kein Vermögen, aber seine Mutter lebt auf ihrem Besitztum Castanet-le-Haut; er reist zu ihr, um sie zum Verkauf eines Teiles von Castanet-le-Haut zu bewegen. Die Mutter, die Courbezonne, erschrickt vor dieser Zumutung, aber sie hat nicht den Mut, dem Sohne zu widersprechen, denn dieser ist nicht nur ihr Sohn, er ist auch Geistlicher. „Wenn sie das große Kind, das sie gesäugt und oft geschlagen hatte, im schwarzen Priestergewande sah, wagte sie nicht mehr, es so heftig zu küssen, ihm die Hände so zärtlich zu drücken wie früher.“ Sie fügt sich still dem Willen des Sohnes. Dieser verwendet einen Teil des von der Mutter erhaltenen Geldes zum Kirchenbau, aber da das Rechnen seine Sache nicht ist, kommt er in Verlegenheiten; er sucht Rat und Hilfe bei seinem Oberen, dem Bischof von Montpellier, der Bischof weiß ihm keinen Dank für sein eigenmächtiges Vorgehen. Habe er sich in Verlegenheiten gestürzt, so möge er zusehen, wie er wieder herauskomme. Nun macht er ein prächtiges Meßgewand und einen Becher, welche ihm gehörten, zu Geld, und endlich bleibt nichts anderes übrig, als daß die Mutter ihre Kastanienpflanzungen verkauft. Auch die hierfür erhaltene Summe von dreizehntausend Francs wird aufgebraucht, und da Courbezon, statt von seinen humanitären Plänen geheilt zu sein, daran geht, ein Spital für Arme zu bauen, muß die Courbezonne aus dem Rest

ihres Besitztumes noch achttausend Francs herauszuschlagen. Die Mutter und Marthe, die Schwester, beide obdachlos, übersiedeln nun zu ihm nach Saint-Chivian — sie machen ihm keine Vorwürfe, und er selbst macht sich auch keine, denn er begreift nicht, daß der Verlust von Vermögen ein harter Schlag sei. Für die Vollendung von Spital und Kirche hatte er auf die Versprechungen von Bauern gezählt; diese lassen ihn im Stich, und der Bischof, der es satt hat, von Courbezons mißglückten finanziellen Operationen zu hören, enthebt ihn seiner Stellung und versetzt ihn als Desservant nach Villecelle-Mourcairol, einem Orte mit dreihundert Einwohnern. Marthe tritt in den Orden der barmherzigen Schwestern ein, ihr Bruder ist auf ein Jahreseinkommen von fünfhundert Francs angewiesen. Anstatt das Traurige seiner Lage einzusehen, hält der unverbesserliche Optimist und Schwärmer sich wieder einmal für reich und faßt den Plan, seiner neuen Gemeinde eine Schule zu schenken. Er sammelt für diesen Zweck auf verschiedenen Seiten Gelder, überläßt sie aber nach und nach Armen, die bei ihm Hilfe suchen, und fällt eines Tages aus allen Himmeln, weil man ihn der Veruntreuung beschuldigt und sein Bischof ihn des Amtes enthebt. Zehn Jahre verbringt er von da an in tiefster Armut, erwerbslos, und erst nach dieser Frist erhält er den Posten in Saint-Xist. Vier kleine Gemeinden haben miteinander um die Vergünstigung gerungen, eine neue Kirche zu erhalten. Saint-Xist trug den Sieg davon. Daß gerade dieser Ort die Erlaubnis zum Bau und vom Generalrate eine Subvention von dreitausend Francs erhält, ist zum großen Teile ein Werk des in Sanègre, einem der vier Orte, wohnhaften Antoine Fumat, welcher den Spitznamen „der Advokat“ trägt. Fumat will mit seiner Agitation einer reichen verwaisten Erbin, Cécile Sévérac — genannt „Sévéraguette“ —, die von tiefster Frömmigkeit ist, eine Freude bereiten und dadurch ihre Hand und mit der Hand ihr Vermögen erlangen. Auf Cécile spekuliert auch ihr Vetter Justin Pancol, dessen Mutter sich eine gewisse Herrschaft über das Mädchen erworben hat. Diese Intrigue um eine Frau scheint unserer Behauptung zu widersprechen, daß Fabre das weibliche Element auffallend vernachlässige. Aber bei genauerer Betrachtung erkennen wir, daß er dieses Element um so viel anders auffaßt als andere Erzähler, daß es uns wie etwas durchaus Fremdartiges erscheint. Cécile hegt vor der Ehe eine angeborene Scheu, sie ist schweren Herzens nur deshalb bereit, Justin einmal zu heiraten, weil ihre Mutter es auf dem Sterbebette gewünscht hat. Fumat will nichts als ihr Geld. In Justin glüht allerdings die Liebe, wie wir sie in der Regel verstehen, aber er wird dadurch zum Mörder. Er tötet Fumat, um den unbequemen Nebenbuhler zu beseitigen, und da seine Mutter ihn glauben macht, der Pfarrer sei daran schuld, daß Cécile zögere, ihn zu heiraten, will er auch Abbé Courbezon umbringen; er lauert ihm auf, aber in dem Ringen, das sich zwischen den beiden entwickelt, stürzt Courbezon ihn von einem Felsen herab. Die Liste der „Streiche“, welche Courbezon begeht, ist nicht erschöpft. Er, der selbst nicht genug hat, um mit seiner Mutter zu leben, nimmt eine arme Witwe, die Cassarotte, mit drei Kindern zu sich. Abbé Montrose, ein Neffe des Bischofs, ein junger, seiner Laufbahn sicherer Streber, beargwohnt ihn deshalb in der niedrigsten Weise. Courbezon möchte darüber verzweifeln, aber Vorsicht und Bedachtsamkeit bleiben ihm auch fernerhin unerreichbar. Er hat für die Kirche ein Taufbecken bestellt, und wenn Cécile es nicht zahlte, so würde er gerichtlich belangt werden. Cécile sorgt insgeheim für ihn; sie legt in die Schieblade, aus welcher er Almosen austeilt, immer wieder Geld, und der gute Courbezon staunt nicht, daß die Schieblade unerschöpflich ist wie das Ölkrüglein der Witwe. Da er nicht über die Mittel verfügt, sich gut zu ernähren, schickt sie ihm Hühner; er giebt sie den Armen —

jeder Versuch, ihn zu ein klein wenig Egoismus anzuspornen, bleibt vergeblich. Nach und nach opfert Cécile ihm, ohne daß er es ahnt, ihr Barvermögen und dann auch den größten Teil ihres Grundbesitzes, denn er braucht Geld, viel Geld, um eine Schule zu bauen, an welcher Ordensschwestern als Lehrerinnen wirken sollen. Courbezon sieht kein Übel darin, daß Cécile fast alles hingiebt. Einmal kanzelt seine Mutter ihn wegen seiner finanziellen Mißwirtschaft tüchtig ab. Er beruft sich darauf, daß Cécile noch über zwölftausend Francs verfüge. „Mein Kind,“ sagt sie zu dem alten Geistlichen, „du kannst nichts ausgeben, weil du nichts besitzest.“ — „Cécile,“ stammelte der Pfarrer, „Cécile ...“ — „Du darfst das junge Mädchen nicht ruinieren, du hast kein Recht dazu. Gieb mir die große Rolle Papier und geh nach Hause.“ Abbé Courbezon, eingeschüchtert durch den gebieterischen Ton seiner Mutter, lieferte ihr ohne Zögern den Plan zu der Schule aus, und still, gesenkten Hauptes wie ein schmollender Knabe, folgte er ihr unsicheren Schrittes zum Presbyterium. Zu seinen Amtsgenossen kommt er nie in ein richtiges Verhältnis. In der wöchentlichen Konferenz beim curé-doyen lassen die Kollegen ihn fühlen, daß sie in ihm einen lästigen Sonderling sehen. Nur Abbé Ferrand, der allgemein geachtete Pfarrer von Camplong, würdigt seine trefflichen Herzenseigenschaften und behandelt ihn mit Auszeichnung, unterläßt es aber allerdings nicht, ihn dringend zu bitten, seine „Instinkte“ zu zügeln. Auf dem Totenbette empfiehlt Ferrand den übrigen Geistlichen, über Courbezon zu wachen wie über ein Kind. Mit Ferrands Ableben verliert Courbezon seine letzte Stütze. Der Tod der Courbezonne und die schreckliche Episode mit Justin geben ihm den entscheidenden Stoß — er stirbt, ohne irgend eines seiner Ideale erreicht zu haben, er geht aus einem Leben, das ihm nichts als eine Kette von Enttäuschungen brachte. Courbezon ist ein Geistlicher nach Fabres Sinn. An ihn denkt Fabre wohl, wenn er die Meinung ausspricht: „Man kann in der Welt nach Belieben einen Beruf wählen, aber Gott selbst beruft diejenigen, welche er dazu ausersehen hat, sein Werk hienieden zu vollenden. Man **wird** nicht Priester, wie man Arzt, Diplomat oder Landmann wird, man ist es durch eine Gnade von oben.“ Fabre verhehlt sich und den Lesern nicht, wie selten solche Auserwählte seien, er kennt alle Schwächen der Geistlichkeit, aber, wo er Anlaß dazu findet, erklärt er sie mit duldungsvollem Verständnis. Er tritt für den niederen, schlecht bezahlten, social gedrückten Klerus ein wider die hohe Geistlichkeit, die es sich in ihren reichen Pfründen gütlich geschehen läßt — es geht selbst durch die beschaulichen Bücher Fabres, die nicht wie „L'abbé Tigrane“ von loderndem Streit erzählen, ein unverkennbarer revolutionärer Zug, wenn die Parteinahme für die Darbenden wider die Schwelgenden Revolution bedeutet.

Konnten wir in einer kurzen Analyse von „Les Courbezon“ weibliche Figuren als mit der Handlung verwoben hervorheben, so entbehrt „L'abbé Tigrane“ solcher Figuren ganz und gar. Ein einziges Mal ist von einer Frau die Rede: wenn Abbé Lavernède, der von Lormières weg versetzt werden soll, mit Besorgnis fragt, wie seine greise Mutter diese Veränderung ertragen werde. Aber selbst diese Mutter tritt nicht persönlich auf, und so führt Fabre das merkwürdige Kunststück durch, einen spannenden Roman ohne jenen Faktor zu schaffen, der gemeiniglich als unentbehrliche Hilfskraft des Fabulisten gilt. Er mag sich dabei ganz behaglich gefühlt haben, denn Fabre weiß mit seinen Heldinnen, insofern er überhaupt welche hat, nicht viel anzufangen. Im Notfall greift er zu dem Auskunftsmittel, sie in ein Kloster zu schicken, und für dieses sind sie auch gemacht. Es ist fraglich, ob man seine besten Bücher als „Romane“ einreihen darf, eine so geringe Rolle spielt die irdische Liebe in ihnen! Man würde sich aber irren mit der An-

nahme, als enthalte „L'abbé Tigrane“ auch nur eine langweilige Seite. Da ist alles bewegtes Leben und lebhafte Bewegung. Liefert Fabre in „Les Courbezon“ eine schmerzlich ausklingende Priesteridylle, so entrollt er in „L'abbé Tigrane“ ein effektvolles Bild von Krieg und Wehr, und er zeichnet die gegnerischen Parteien mit unerbittlichem Griffel, mit sicherer, durch keine Voreingenommenheit beirrter Hand. Er ist ein Freund der Kirche. Nicht ihr ergrimmtester Feind könnte schonungsloser den von selbstischen Interessen aufgestachelten Priestern die Larve vom Gesicht reißen. „Tigrane“ ist der Spitzname des Abbé Rufin Capdefont; schon in früher Jugend mußte Capdefont sich wegen des Tigerhaften seiner Natur so rufen lassen. Capdefont dünkt sich für die höchsten Würden geschaffen, er will alles daran setzen, sie zu erreichen; er schreckt vor keinem Mittel zurück, das ihn ans Ziel bringen kann. Er hatte gehofft, bis auf weiteres Bischof von Lormières zu werden. Monseigneur de Roquebrun erhielt den Bischofsstuhl. Deshalb betrachtet Capdefont ihn als Usurpator, der ihn verdrängt habe, und nach dem Tode des von ihm glühend Gehaßten gelangt er in der That zu der ersehnten Würde. Zwischen den keimenden Wünschen und ihrer endlichen Erfüllung liegen Episoden, wie ergreifender, packender wenige moderne Werke sie enthalten. Seinen geradezu grandiosen Höhepunkt erreicht das Buch in der Scene, wie Capdefont am offenen Sarge Roquebruns seine Hand wie eine Geierklaue nach dem Hirtenringe des Verblichenen ausstreckt. Tigrane selbst wird mit der höchsten psychologischen Feinheit vor unseren Augen entwickelt. Systematisch, Schritt für Schritt, bahnt er sich seinen Weg. Er fängt damit an, als Erzieher im Hause des klerikal gesinnten Barons Thévenot die ganze Familie für sich zu gewinnen und sich für immer den Schutz des einflußreichen Edelmannes zu sichern. Die erste Stufe zu seiner Größe ist die Direktorschaft des Seminars von Lormières; dort macht er seine geistige Überlegenheit über alle anderen Geistlichen geltend, und niemand bestreitet ihm, daß er Roquebrun als Bischof nachfolgen müsse. Roquebrun ist leidend, und er betrachtet es als seine letzte Lebensaufgabe, dafür zu sorgen, daß nach ihm ein Würdiger das Bistum regiere. Er möchte seinen Geheimsekretär Abbé Ternisien auf dem bedeutsamen Posten wissen, aber Ternisien, eine zarte, sensitive Natur, sehnt sich nach dem Kloster von Tivoli zurück, wo er ehedem gelebt. Er offenbart sich als ein Charaktergegensatz zu Capdefont mit dem Geständnis: „Mein Traum — wenn ich mir in dem Glücke, mit dem Sie mich umgeben, einen bilden darf — besteht nicht darin, zum Bischof aufzusteigen, sondern an dem Tage, an welchem Gott mich meines Beschützers berauben würde, in meine alte Einsamkeit zurückzukehren. Der Glanz irdischer Herrschaft, der gewisse Priester bis zum vollen Wahnsinn treibt, läßt mich kalt. Ich bin nicht für ihn geboren.“ Wie anders Abbé Tigrane! Es entsteht ein Duell auf Leben und Tod zwischen ihm und Roquebrun. Äußerlich siegt die stramme Disciplin, aber insgeheim verstreicht kein Tag, ohne daß der Konflikt neue Blasen treibt. Capdefont fördert eine Art von Aufruhr. Dem Bischof sollen Vorstellungen dagegen gemacht werden, daß er das Bistum mit Mönchen überschwemme, statt Weltpriester zu verwenden. Wie die Geistlichen Mut haben, solange Roquebrun nicht anwesend ist, wie aber angesichts des Bischofes niemand seine Haut zu Markte tragen will — der Erzpriester Clamouse, der immer den Mantel nach dem Winde dreht — das Sinken oder Steigen von Capdefonts Aussichten auf die Bischofswürde und damit das Sinken und Steigen des Respekts, den man ihm bezeigt — solche Momente sind mit entzückender Meisterschaft dargestellt. Fabre erzählt, nachdem er uns in das eng verwobene Netz von Machinationen hat einblicken lassen, von einer Reise Roquebruns nach Paris. Dort will Roquebrun bei der Regierung und bei

dem päpstlichen Nuntius eine etwaige Kandidatur Capdefonts für den Bischofssitz hintertreiben. Aber in Paris erliegt er einem Schlaganfall, die Nachricht von seinem Tode kommt nach Lormières, Capdefont, zum Kapitular-Generalvikar erwählt, verwaltet provisorisch das Bistum, gehabt sich aber, als sei er bereits Bischof. Die vordem ihm zu trotzen gewagt, beugen sich nun vor ihm. Erfüllt dieses kriechende und heuchelnde Gebaren uns mit Abscheu, so meint der Autor: „Es ist sehr bequem, gegen die Erniedrigung des Priesters zu eifern, wenn man nicht weiß, welcher Willkür er preisgegeben ist. Die grenzenlose Macht der Bischöfe mußte den Servilismus des gesamten Klerus hervorbringen.“ Nachdem Roquebruns Leichnam von Paris nach Lormières transportiert worden ist, will Capdefont ihn nicht, wie dies sonst mit allen Bischöfen von Lormières geschehen, in der Kirchengruft begraben lassen. Er hält eine Rede gegen ihn, vergleicht ihn mit Papst Formosus und denkt dabei offenbar an das Strafgericht, das über dessen Leiche abgehalten worden, und es spielt sich nun die schreckliche Scene ab, die wir vorhin erwähnten. Den von Haß und Leidenschaft Übermannten führt sein getreuer Mical hinweg, und da Abbé Lavernède trotz des von Capdefont ergangenen Verbotes eine entsprechende Trauerfeier für den verstorbenen Bischof vorbereitet, glaubt man, Capdefont werde diese seinem Willen widersprechende Veranstaltung als einen Akt der Auflehnung gegen seine Autorität betrachten. Aber Capdefont gewinnt nach der kurzen Verirrung, zu welcher ihn sein ausnahmsweise nicht von starker Vernunft gezügeltes Temperament hinriß, wieder die volle Selbstbeherrschung, und gegen das Ende der Trauerfeier erscheint er, um reuig sein Unrecht einzugestehen. Jeder meint, daß Capdefont seine Aussichten als verloren betrachte; Tigrane überrascht die Versammelten mit der Mitteilung, daß er soeben telegraphisch seine Ernennung zum Bischof von Lormières empfangen habe. Während er mit bußfertiger Miene diese Neuigkeit bekannt giebt, murmelt Lavernède, der dem Verstorbenen ehrlich zugethan war: „Kain, was hast du deinem Bruder gethan!“ Und er kann sich nicht enthalten, den Ruf auszustoßen: „Welch ein Komödiant!“ wenn Capdefont, gestützt auf Micals Arm, fortwankt, angeblich unwohl, in Wirklichkeit beeilt, sich zu entfernen, weil die Maske, die er vornehmen muß, ihm lästig wird. Zum Schlusse sehen wir Capdefont als Erzbischof, Mical als Großvikar. Capdefont hegt die Hoffnung, Papst zu werden, und seinem Vertrauten gegenüber bekennt er sie unumwunden. Mical tituliert ihn manchmal wie unabsichtlich schon „Eure Heiligkeit!“ und möchte sich von ihm die Mitra versprechen lassen. Auf diesen letzteren Punkt geht Capdefont nicht ein. Wenn von seinem Papsttume die Rede ist, erhebt er die Arme gegen den Himmel und sagt: „Wer weiß! Wer weiß!“ Eines der grellsten Streiflichter fällt auf das ganze kirchliche Regiment durch die Äußerungen, welche Abbé Ternisien in Rom zu hören bekommt. Ternisien trug sich mit der Erwartung, Capdefonts Ernennung werde von Rom nicht bestätigt werden. Lavernède berichtigt diese Voraussetzung, ja er weiß ihm zu enthüllen, daß gegen sie beide in Rom wegen ihrer Anhänglichkeit an Roquebrun Klage geführt werde. Ternisien begiebt sich nach Rom zu dem ihm wohlgesinnten Kardinal Maffei. Diesem trägt er den Fall mit allen Details vor; der Kardinal behält die Organisation der Kirche im Auge, und so tadelt er es, daß Lavernède sich dem Kapitular-Generalvikar nicht blindlings gefügt habe. „Die Achtung vor der Hierarchie,“ bemerkt er, „ist eine der Säulen der Kirche.“ Obwohl Kardinal Maffei die Fehler Capdefonts einsieht und mißbilligt, rühmt er von ihm: „Capdefont ist etwas, was vieles aufwiegt; er ist mutig, er ist ein Charakter. Wollte Gott, der Krummstab geriete immer in so ergebene und kräftige Hände.“ Speciell in diesem Buche findet Fabre reichlich Gelegenheit, die Machtfülle des hohen Klerus zu verkünden.

„Die Laien,“ sagt er unter anderem, „sind nicht genugsam darüber unterrichtet, was das Episkopat für einen Priester bedeutet. Gestern bist du ein einfacher Soldat in einer Armee von achtzigtausend Mann gewesen — es giebt etwa achtzigtausend Geistliche in Frankreich — und heute avancierst du plötzlich zum General. Der Übergang geschieht so plötzlich. Der Pfarrverweser, der curé-doyen, der Kanonikus, der Großvikar besitzen dieselben eingeschränkten kanonischen Rechte; der Bischof allein besitzt die Priesterschaft in ihrem vollen Umfange.“ Man nenne den also Emporgekommenen „Monseigneur“, der Papst rede ihn mit „Ehrwürdiger Bruder“ an, die Tiara könne sich ihm noch auf das Haupt senken. Papst Urban IV. war der Sohn eines Schuhflickers aus Troyes — man habe also Beispiele, wie demjenigen, der einmal Bischof geworden, nichts mehr unerreichbar sei innerhalb der Grenzen der Kirche. Aus dieser Bedeutung der Bischofswürde konstruiert Fabre den ganzen Abbé Tigrane und macht ihn denen verständlich, welche kaum zu glauben vermögen, daß im Priestertum Raum sei für so viel wilden Streit, für so viel heißes Fieber, für so viel Rivalität, Grimm und Unversöhnlichkeit. Und aus den thatsächlichen Verhältnissen holt Fabre sich auch die Motivierung dafür, daß er gewisse Charakterschwächen der Geistlichen entschuldigt: „Wer unter Priestern gelebt hat, weiß, wie diese Leute, zumeist eingeschüchtert, den Katastrophen, die ihre materielle Existenz bedrohen, wenig Widerspruch entgegenzusetzen haben. Viele sind im stande, für ihren Gott zu sterben, wenige aber, nicht außer sich zu geraten gegenüber der gewöhnlichsten Verwickelung des Lebens.“

Wir wenden uns von den zwei Meisterwerken Fabres seinem Roman „Mademoiselle de Malavieille“ zu und erkennen den Autor kaum wieder. Er nahm sich vor, einmal recht romanhaft zu kommen, aber der Versuch mißlang ihm so gründlich, wie er einem jener Dutzend-Romanciers, die allerdings nichts verderben, aber auch nichts Schöpferisches hervorbringen, nie und nimmer mißlungen wäre. Fabre macht uns mit einem nomadisierenden Schafscherer bekannt, der diesen schlichten Beruf als Maske vornimmt, um seinen wirklichen Rang, den eines durch die Christinos vertriebenen spanischen Herzogs von Barrameda, nicht zu enthüllen. Eine reiche Erbin, Cyprienne Cabrol, faßt eine glühende Neigung zu „José Gerrueros“, der zu ihrem Vater kommt, um ihm die Schafe zu scheren. Es scheint, daß ihr Herz hinter ihm den karlistischen Herzog errät. Fabre geht in seinen Konzessionen an den Geschmack so weit, sogar etwas Ehebruch mitspielen zu lassen, und zwar zwischen dem Notar Anatole Forestier und Madame Odélie Rouilhac, welche ihren Mann und ihren Sohn retten will, indem sie in Forestier den hartherzigen Gläubiger des ersteren zu beschwichtigen sucht. Odélie und Cyprienne werden mit all ihren weiblichen Reizen geschildert, aber Fabre thut das ganz akademisch, wie um einer Form zu genügen; sein Herz ist nicht dabei wie in „Les Courbezon“ oder „L'abbé Tigrane“. In „Mademoiselle de Malavieille“ häufen sich Effekte, die an die banalsten italienischen Operntexte gemahnen. José rettet Cyprienne, die während eines Rittes in Gefahr gerät. Der Vater will ihm ein Geschenk machen. „Ich verkaufe meine Arbeit, aber nicht meine Hingebung,“ sagt stolz der Hidalgo. Cyprienne durchdringt scharfsinnig sein Geheimnis und geht auf sein Inkognito ein, indem sie ihn mit scheinbarer Kälte als Schafscherer behandelt, sich aber auf die Länge nicht beherrschen kann und ihm ihre Liebe entdeckt. Nun begiebt er sich zu dem mit ihm verwandten Erzbischof von Vitoria, damit dieser offiziell für ihn um Cypriennes Hand anhalte. Cyprienne hat Bedenken, ob ein so hoher Herr — José ist Grand erster Klasse, und seine Frau hat, falls Don Carlos auf den Thron gelangt, Anrecht auf ein Taburett bei Hofe — sie, ein einfaches reiches Bürgermädchen, heiraten dürfe. José beruhigt sie darüber, hat bald nachher eine feindliche Begeg-

nung mit einem Cevennolen, der ein Attentat auf ihn versucht, den er aber mit der Schafschere tötet, und es kommt der Tag, an welchem Cyprienne die Gattin ihres Granden erster Klasse wird. Der Herzog fällt später in der Schlacht bei Arande-del-Duero und hinterläßt einen Sohn, der in Paris von Herzogin Cyprienne erzogen wird. Selbst die unbedingten Verehrer Fabres gestehen, daß dieses absurde Buch keinen anderen Vorzug besitze, als ein- für allemal festgestellt zu haben, welches Gebiet der Verfasser nicht betreten dürfe, wenn er seinen Ruf und seinen Ruhm nicht schädigen wolle. Was aber Fabre sonst geschrieben hat, verträgt ganz jede kritische Prüfung. „Mon oncle Célestin“ z. B. ist ein würdiges Seitenstück zu „Les Courbezon“. Hier steht wieder in der ersten Reihe ein Pfarrer, der mit den Vorurteilen der Welt nicht zu rechnen weiß, sich aus einer Verlegenheit in die andere stürzt, es ertragen muß, verleumdet zu werden, und niemandes Dank erntet. Der Neffe des Pfarrers erzählt die Vorgänge; indem Fabre den harmlosen Knaben zum Berichterstatter macht, ermöglicht er es, Situationen, deren Wiedergabe seiner verschämten, keuschen Feder widerstrebt, in den Schleier der Naivetät zu hüllen. Der Knabe begreift vieles, was er sieht und hört, noch nicht und giebt uns mit dem, was er mitteilt, nur den Schlüssel zu den Ereignissen. Indem der Autor sich hinter das Kind steckt, erspart er sich so manches Wort, welches er nur mit Abscheu zu Papier bringen könnte. Er glaubt daran und will deshalb, auch wir sollen daran glauben: daß die neunzehnjährige Marie Galtier, die durch einen Verbrecher entehrt wird, nicht nur nicht ahnt, was ihr widerfahren ist, sondern sich von einer wohlmeinenden Freundin überzeugen läßt, sie sei von einem Magenleiden befallen worden. Célestin, ohne die Folgen zu erwägen, hat in seinem maßlosen Wohlthätigkeitsdrange die arme Marie zu sich genommen, und nun zischt die Verleumdung um sein reines Haupt. Sobald Marie erfährt, in welchem Zustande sie sich wirklich befindet, entflieht sie; lange weiß man nicht, wo sie sich aufhält, bis sie in einer Schloßruine entdeckt wird, wo sie sich verborgen hält und sich von Kastanien nährt. Sobald man sie gefunden hat, läßt Célestin sie in sein Haus, die Priorei, befördern; dort genest sie eines Knaben, Célestin fungiert als sein Taufpate und giebt ihm seinen Namen; ja, nach Mariens Tode behält er das Kind bei sich und dingt eine Amme für dasselbe. Nun haben seine Feinde Handhabe genug, ihn zu verderben. Er wird vom Bischof von Montpellier in den Bann gethan und nimmt sich die Maßregel dermaßen zu Herzen, daß er stirbt. In „L'abbé Tigrane“ handelt es sich um große Ehren, um bedeutende Stellungen; hier entbrennen Nebenbuhlerschaften und stille Wühlereien um der kleinlichsten Fragen willen, um das, was Fabre „les misères du clergé“ nennt. Entstehen doch Feindseligkeiten darum, welcher Geistliche am Festtage des heiligen Fulcran in Lovède gerade am Fulcran-Altar und an keinem anderen die Messe lesen solle! Eine durch und durch eigenartige Figur in diesem Buche ist Adon Laborie, ein Angehöriger der „freien Bruderschaft des heiligen Franziskus“. Es sind dies Bauern in der Kutte, Eremiten, denen niemand einen geistlichen Charakter verliehen hat und die principiell kein Bischof abberuft, weil keiner sie ernannt. Wenn es not thut, helfen sie bei der Feldarbeit mit, hantieren rüstig mit Sichel oder Sense und kehren dann wieder in ihre Einsiedelei zurück, wo sie von milden Gaben ihr Leben fristen. Man kann ihre Spur bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückverfolgen. Während der französischen Revolution waren sie verschwunden. Um das Jahr 1819 tauchten sie wieder auf, und in der neuesten Zeit nimmt ihre Zahl derart ab, daß man sie als im Aussterben befindlich betrachtet. An den Tagen des Heiligen, den sie sich auserkoren, halten sie Gottesdienst. Sie sind ledig oder Witwer, obzwar niemand sie hindern würde, zu heiraten, wie andererseits niemand sie

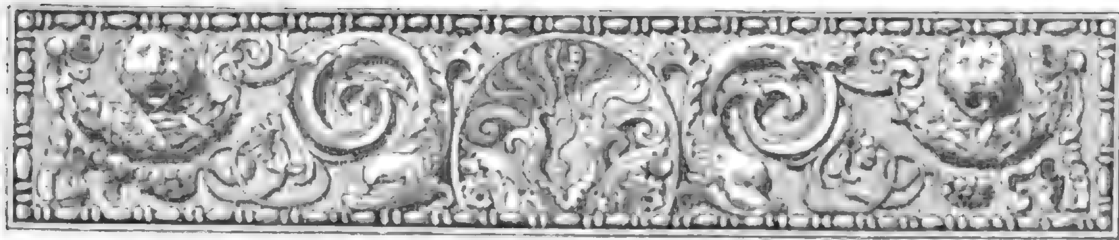
autorisiert hat, Messe zu lesen. Ohne Mönche zu sein, leben sie als Bettelmönche — Fabre findet für sie die Bezeichnung: „Bauernlümmel, verkleidet als Geistliche“. In „Barnabé“ befaßt unser Autor sich eingehend mit diesen Leuten. In „Mon oncle Célestin“ verwendet er Adon Laborie nur episodisch, aber auch schon dadurch gewinnt das Werk einen sind über unsere Köpfe hinweggegangen, und wir haben genug gesunden Verstand behalten, um die Mörder zu verwünschen, aber auch genug heiteren Sinn, um über die Proselytenmacher zu lachen. Keine Gegend trägt deutlichere Spuren der um die Gewissensfreiheit gelieferten Schlachten als die Cevennen; nirgends wurden Feuer und Eisen mit mehr Wut verwen-

Ferdinand Fabre.

hohen ethnographischen Reiz. Fabre verstreut in „Mon oncle Célestin“ wie in den meisten seiner Schriften feine, treffende Bemerkungen über Kirche und Klerus. Ein Kulturbild rollt sich vor uns auf, wenn er sich vernehmen läßt: „Für die südliche Bevölkerung, besonders für jene unserer Berge, ist die Religion ein Schauspiel, und zwar ein frohes. Mag nach den Worten eines Chronisten die Geschichte — das Kruzifix in der Hand — Menschenleben, Schlösser und Güter verheert haben, all diese Abenteuer und Angriffe det, um die menschliche Kreatur für Gott zu erobern, aber nirgends hat man damit weniger Erfolg erzielt. Es ist die Sühne für sträfliche Unternehmungen, daß sie das Gegenteil des vorgesetzten Zweckes erreichen. Unsere Cevennolen sind geblieben, wie die Römer sie gekannt haben: energisch, nüchtern, schalkhaft. Gewiß, wir veranstalten fortwährend Bittgänge, und das Land ist überreich an frommen Kongregationen. Aber es muß bemerkt werden, wie diese Vereinigungen der Sammlung und der Haltung entbehren, die ihnen

einen religiösen Charakter verleihen würden. Man betet vielleicht, aber man unterhält sich gewiß."

Am meisten fesselt Fabre uns, wenn er eine seiner Lieblingspersonen in allen Details ausmalt. Da wird er nicht müde, immer wieder neue kleine Züge herbeizutragen, so daß schließlich als Mosaik das Bild des ganzen Menschen vor uns steht. In „Monsieur Jean" führt er seinen Oheim, Fulcran mit Namen, vor. Fulcran hat, wie Tourbezon und wie Céléstin, das „Laster der Wohlthätigkeit". Wenn er sich gegen die Sparsamkeit seiner Haushälterin Prudence wehrt, so gesteht er dabei: „Das ist stärker als ich; die Armen gehören mir, und man entreißt mir etwas, wenn man mir sie wegnimmt." Übrigens strebt er, vor Prudence seine Würde zu wahren. Er hält sich an das Gebot Papst Pauls IV., daß kein Geistlicher in Gegenwart einer Frau essen solle. Nie nimmt er, wenn Prudence zugegen ist, seine Mahlzeit ein. Trotzdem beherrscht sie ihn, und er wird schwach, wenn sie ihm seine Lieblingsspeise — die süßen „nœuds" — bereitet. Wie greift er zu und wie schämt er sich gleich darauf seiner Genäschigkeit, die er an sich selber als sträflich tadelt! Fabre ist in der Charakteristik solcher Menschen ein Meister. Wer eine so intime Feder führt wie er, vermag in der Regel nicht, den Ansprüchen der Bühne gerecht zu werden. Fulcran, Céléstin, Tourbezon, sie würden auf dem Theater verschwimmen, sich auflösen. Dort braucht man nicht Aquarelle, sondern grob gepinselte Dekorationen. Fabre entging trotzdem nicht der Versuchung, sich als Dramatiker zu bethätigen. Sein Drama „L'hospitalière" erschien in Frankreich als Buch; aufgeführt wurde es nur in Deutschland, und zwar in Kassel, wo der Hoftheater-Intendant Herr v. Gilsa es bearbeitete und zur Darstellung bringen ließ. Fabre fand sich genötigt, dem Theater zuliebe sein Talent zu forcieren, und so entstand eine Effektkomödie. In den Cevennen versteht man unter einer „hospitalière" ein Findelkind. Félice ist ein solches. Sie schenkt sich aus reiner Liebe einem Manne, wird von ihm Mutter und büßt ihren Fehltritt mit Wahnsinn und Tod. Das Stück als Ganzes macht keinen harmonischen Eindruck. Fabre sucht in einer Vorrede alle Seltsamkeiten seiner Personen aus dem „milieu" zu erklären. „Auch der Mensch," schreibt er, „ist ein Produkt des Bodens, und ebensowenig wie einem Baum kann man ihm einen Vorwurf daraus machen, in seinem Charakter und in seiner Haltung die Feinheiten und die Heftigkeiten der Natur wiederzugeben, der er entsprungen ist." Zweimal hat Fabre das Feld des Romans verlassen: mit dem besagten Drama und mit einer Lebensgeschichte des Malers Laurens, die im „Salon" 1872 mit seinen Historienbildern „Papst Formosus" und „Der Tod des Herzogs von Enghien" zuerst Aufsehen erregte. Die Freundschaft leitete Fabres Feder, als er die Biographie des Bauernsohnes verfaßte, den er den größten Meistern beizählt. Laurens ist trotz seines unleugbar starken Könnens nicht in Mode gekommen, so wenig wie Fabre. Letzterem muß der Triumph einer in die Massen dringenden Popularität versagt bleiben. Aber eine empfängliche Gemeinde wird immer mit Dankbarkeit genießen, was dieser vornehme Geist zu Tage gefördert. In seinen Romanen, von „Mademoiselle de Malavieille" abgesehen, zeigt er sich, wie ich schon eingangs betonte, als Realist im guten Sinne des Wortes. Er verleugnet nie die Wirklichkeit, doch hebt er sie zu sich empor, um sie als Material für ein Kunstwerk meistern zu können. Seine Werke sind schön, weil sie wahr sind. Und seine Wahrheitsliebe tritt am hellsten hervor, wenn er, trotz seiner Neigung für die Kirche, alle Schwächen und Fehler der Priester bloßlegt, wenn er die Geißel schwingt über den „Flitterkram der priesterlichen Eitelkeit", die „colifichets de la vanité sacerdotale".



Aus den Savoyer Bergen.

Von

Karl Vogt.

„Wir haben diesen Winter sehr viele Ausgaben gehabt," sagte Mistreß Tingray, indem sie die Brille auf die Stirn, die schwarze Witwenhaube auf die Seite und einige Papiere in die Schreibmappe zurückschob, „wir haben sehr viele Ausgaben gehabt, und wenn wir noch obenein das gloriose Jubilée mitmachen sollen, so weiß ich nicht, wie wir auskommen könnten. Wir werden eine Reise auf den Kontinent machen, glaube ich. Wir müssen sparen, denke ich. Meinst du nicht, Maud?"

„Ich denke so, Mama," antwortete die Angeredete, ein an der Grenze reiferer Jugend angelangtes Wesen, das emsig an einem Shawl häkelte. „Aber ich weiß nicht, ob wir es auch mit der Stellung vereinigen können, die wir in der Gesellschaft behaupten, wenn wir in einem solchen Augenblicke ..."

„Unsere Loyalität steht gewiß außer Frage," sagte die Mama, „aber ich denke, daß deiner Schwester, Mistreß Mac-Ballagh, die seit dem Tode ihres Mannes an Asthma leidet, ein Aufenthalt in der frischen Alpenluft der Schweiz sehr gut thun würde. Denkst du nicht auch so?"

„Ich denke so, Mama," erwiderte die Tochter, indem sie sich vom Stuhle erhob und nach der Thür hinkte. „Meinem leidenden Fuße würden kurze Spaziergänge in den Bergen sehr wohlthun, und unser Freund, der Reverend Mac-Gills, würde entzückt sein, wenn ich ihm für seine Sammlung, für die er so viel Geld ausgiebt, einige Schmetterlinge aus den Alpen mitbringen könnte. Ich will ihm gleich schreiben, um Anleitung zu haben."

„Der Reverend ist so zartfühlend," sagte die Alte, „daß er dir wohl die nötigen Apparate schicken wird. Ich denke, du wirst wohlthun, ihm zu schreiben. Ist deine Schwester noch nicht herabgekommen?"

„Sie ist noch oben und hat sich, glaube ich, den Thee ins Bett bringen lassen."

„Wir müssen doch die Sache mit Flo beraten, denke ich. Sie wird vielleicht das Bedürfnis fühlen, ihren Sohn auf der Durchreise in seiner Pension zu begrüßen. Meinst du nicht, Maud, daß sie dieses Bedürfnis fühlen wird?"

„Ich weiß nicht, Mama, aber ich denke ja!"

„Wenn Flo mitkommen will, so wird sich auch Miß Moncappery uns anschließen, glaube ich," sagte die Alte nachdenklich. „Das wäre sehr zweckmäßig, denke ich. Miß Jimmy ist zwar sehr haushälterisch, aber sie würde doch, meine ich, einen guten Teil der Kosten tragen und sie ist sehr angenehm."

„Meinst du, Mama?" sagte die Tochter, indem sie ihren Tituskopf etwas emporwarf.

„Nun ja! Sie nimmt mit allem vorlieb und geniert nicht, denn sie läuft den ganzen Tag allein spazieren."

„Wenn du es so nimmst, Mama, so

glaube ich, mein Einverständnis erklären zu können.“

„Flo kann mit ihr machen, was sie will. Sie folgt ihr wie ein Hündchen. Ich denke, die Sache wird sich machen. Ich werde heute, wenn wir zu deiner Cousine zum Thee gehen, im Vorbeigehen beim Antiquar einen Bädeker kaufen. Die neuen Ausgaben sind sündlich teuer, und ich sehe nicht ein, welche Veränderungen an den Bergen sich ereignen könnten.“

* * *

Die vier Damen sitzen in einer einsamen Bergwirtschaft Savoyens, abgesondert von den übrigen Gästen, an einem runden Tische in der Ecke des Speisezimmers. Im Hintergrunde thront die Mama mit äußerster Würde. Eine weiße, vielfach gefältelte und schon etwas vergilbte Haube deckt das gelbweiße, einfach gescheitelte Seidenhaar. Die Haube soll andeuten, daß ihre Trägerin das Recht hat, in dem Cercle Ihrer Majestät vorgestellt zu werden. Sie hat sich freilich noch nicht vorstellen lassen, vielleicht aus Gründen der Sparsamkeit; aber sie hat das Recht dazu und stülpt zu jeder Mahlzeit die weiße Haube auf, während sie sonst, als Witwe, eine schwarze trägt. Sie begrüßt die hereintretenden Gäste mit einem herablassenden Kopfnicken, schiebt die Brille auf die Stirn, um die frischen Ankömmlinge kritisch von Kopf zu Füßen zu mustern, und beginnt sofort, wenn diese sich als Gentlemen oder Ladies zu präsentieren scheinen, eine Unterredung, in der sie einfließen läßt, daß die Wirtschaft selbst zwar nicht ihren Wünschen entspreche, daß sie aber, einmal hierher verschlagen, über alle Inkonveniènzen hinweggehe, der schönen Aussicht und der guten Luft wegen. Nach dieser Einleitung wird zu einem Schwall von Fragen übergegangen, welche stets nur auf Pensionen und die an anderen Orten geforderten Preise sich beziehen. Mistreß Tingray notiert das alles auf einem Schiefertäfelchen, dessen Schrift sich von einem Tage zum anderen verwischt, so daß man ihn jeden Morgen dasselbe wiederholen muß und kontrolliert die Angaben mit Hilfe ihres Bädeker, der die Jahrzahl 1869 trägt. Anderwärts würde sie freilich jeden mit äußerster Reserve behandeln, der ihr nicht vorgestellt wäre; aber wie könnte sie die ihr nötigen „Informations“ einholen, wenn sie auf diesem Punkte bestehen wollte? Zumal an einem solchen Orte!

Neben ihr auf der linken Seite sitzt ihre Tochter, Mistreß Mac-Ballagh, eine hohe, schlanke Gestalt, in einen erbsgelben Schlafrock mit langem Rückenmäntelchen gehüllt, womit sie Treppen und Gänge fegt. Sie ist noch jung und schön und sieht ganz so aus, als möchte sie sich gern aufs neue verheiraten. Aber leider ist ihr Gatte, der, nach einigen verhüllten Andeutungen zu schließen, ein arger Wüstling und Taugenichts war, in Australien auf irgend eine Weise zu Grunde gegangen, und das von ihm hinterlassene, noch immerhin sehr bedeutende Vermögen (es war gut, daß er starb, denn sonst hätte er diesen Rest auch noch durchgebracht) ist auf den Sohn übergegangen, dessen Vormünder ziemlich knickeriger Natur zu sein scheinen. Der in einer Pension untergebrachte Junge scheint, obgleich er erst acht Jahre alt ist, in Beziehung auf Geldausgeben schon dem Vater nachzuschlagen, so daß der jungen Witwe nur ein bescheidenes Einkommen übrigbleibt, das großenteils durch ziemlich excentrische Toiletten aufgezehrt wird.

Glücklicherweise hilft hier das Talent und der Fleiß der älteren, etwas lahmen Schwester aus, welche in seltsamem Kontrast zu der Witwe steht. Diese ist hoch und schlank gewachsen, die Lahme kurz und korpulent; die Witwe trägt langes, braunes Haar in moderner Frisur, die Lahme einen Krauskopf von unbestimmbarer heller Nuance; die Witwe zeigt eine schön geformte, fast griechische Nase in einem ovalen Gesicht, die Lahme erinnert durch breite Backenknochen, platte, etwas aufgestülpte Nase und aufgeworfene

Lippe an ferne, asiatische Völkerschaften. Die Witwe thut gar nichts, die Lahme ist immer beschäftigt. Wenn sie nicht für die Schwester stickt, häkelt, strickt und näht, malt sie kleine Bildchen, die allen Gesetzen der Licht- und Schattenverteilung Hohn sprechen, aber hellgrüne Wiesen, blaue Berge und braune Steine zeigen, oder bearbeitet ihre Schmetterlinge, deren sie eine ziemliche Anzahl zusammengebracht hat. Sie ist offenbar die Kapacität und zugleich das Aschenbrödel der Familie, während die Witwe nur zwei Specialitäten betreibt. Einerseits sucht sie beständig ihre Kämme, Haarbürsten und Schwämme zusammen, welche sie regelmäßig auf das Geländer des Balkons vor ihrem Zimmer zum Trocknen auslegt und die der Wind ebenso regelmäßig herunterwirft, und andererseits hilft sie der Mutter in der Besorgung der Korrespondenz, welche diese nach allen Winkeln der näheren und ferneren Umgebung hin angesponnen hat. Keine noch so entlegene Hütte in der ganzen französischen Schweiz und Savoyen, kein Bädchen, wie es deren so viele giebt, die großenteils nur von protestantischen Choralsängern mit Frauen und Kindern oder von katholischen Pfarrern mit ihren Wirtschafterinnen besucht werden, wohin nicht Korrespondenzkarten und Briefe fliegen, die dringend Antwort erheischen. Seit vier Wochen stehen die Damen beständig im Begriffe, abzureisen, um ein neues, noch wohlfeileres Eldorado aufzusuchen. Sobald aber der Wirt um genauere Bestimmung des Tages ersucht, wo sie sich von ihm trennen wollen, damit er dann über die von ihnen eingenommenen Zimmer disponieren könne zu gunsten neu Ankommender, finden sie doch, daß es zweckmäßiger sei, zu bleiben.

Miß Jimmy Moncappery nimmt an diesen Diskussionen nur insofern Anteil, als sie beständig versichert, sie glaube, ja, sie sei sogar fest überzeugt, daß sie sich langweile. Um diese Langeweile zu bekämpfen, hat sie zwei Mittel: ihr fuchsrotes straffes Haar kunstreich in einige über die Stirn herabhängende Locken zu leimen, die nur sehr kurze Zeit halten und besonders bei feuchtem Wetter stets aufs neue geleimt werden müssen, und mit einem schwarzen Portefeuille unter dem Arme, auf welchem eine Glockenblume (the Scotch blue bell) gestickt ist, spazieren zu gehen. Man hat noch nie gesehen, daß sie das Portefeuille geöffnet hätte, etwa um zu zeichnen, zu schreiben oder zu lesen; das Portefeuille gehört nur zu ihrer äußeren Ausstattung, wie etwa eine Brosche oder ein Ohrgehänge. Sie hat, der Versicherung der Alten zufolge, ein außerordentliches Talent für Hauswirtschaft (housekeeping), das sie aber leider hier in der Pension nur dadurch bethätigen kann, daß sie morgens für den Kaffee, nachmittags für den Thee zahlreiche Butterschnitten zubereitet, welche mit fabelhafter Geschwindigkeit vertilgt werden. Außerdem braut sie abends vor Schlafengehen einen höchst vollendeten steifen Grog, zu welchem eine Cigarette geraucht wird. Dies aber nur in den Zimmern; die Damen würden es höchst unanständig und shoking finden, ihren Grog und ihre Cigaretten den Blicken der übrigen Gäste bloßzustellen.

Sie haben sich vortrefflich einzurichten gewußt.

Sie gehörten zu den ersten Ankömmlingen im Juni, wo es oft noch verzweifelt kalt in der Höhe war und kaum noch jemand an einen Aufenthalt in den Bergen dachte. Der Anblick des Hauses und der Wirtschaft im Inneren hatte sie nicht zurückgeschreckt. Halbverfallene Ruinen von außen, unerquicklicher Schmutz im Inneren! Alles verrottet, nur das Notwendigste notdürftig zusammengeflickt!

Das Haus hatte bessere Tage gesehen. Es war als Sennhütte im höheren Stile von dem ersten Besitzer aufgeführt worden. Im Erdgeschosse ein geräumiges Speisezimmer für etwa fünfundzwanzig Personen, weite Küche, Vorzimmer und auf der anderen Seite des Einganges ein großer Raum, der den Pensionären in der Woche als Salon und am Sonntage der Umgegend als Tanzsaal diente, wo die Paare sich beim Klange einer Zieh-

harmonika um eine in der Mitte angebrachte Säule drehten. Eine steile Schiffstreppe führt unmittelbar von dem Eingange in den ersten und einzigen Stock, der auf drei Seiten von einer breiten Holzgalerie umgeben war, auf welche aber nur aus zwei Zimmern und dem Hausgange Thüren führen. Dieser letztere Teil der Galerie ist verschwunden. Die Thür, deren Glasscheiben zur Hälfte zerbrochen sind, führt unmittelbar auf einen kleinen, frei hervorstehenden Vorsprung, und es ist ein wahres Wunder, daß dort noch niemand hinabgestürzt ist. Von den Fenstern und der Galerie auf der Längsseite des Hauses hat man eine entzückende Aussicht auf die gesamte Kette des Mont-Blanc und deren Vorberge zwischen den Seen von Annecy und Genf, und dort finden sich auch einige jetzt noch bewohnbare Zimmer. Freilich schließt keine Thür, kein Fenster, die äußeren Läden klappern im Winde und lassen sich nur mühsam befestigen; überall finden sich gespaltene oder zerbrochene Fensterscheiben, notdürftig mit Papier verklebt. Einige Betten sind gut — die anderen wenig anziehend. Das Mobiliar so dürftig als möglich; wenn alle Zimmer besetzt sind, müssen Stühle aus den Schlafzimmern in den Eßsaal hinab- und nach eingenommenem Nachtmahle wieder hinaufgeschleppt werden. Dann sind aber auch Mansarden unter dem hohen Schindeldache besetzt, unnahbar wie die Götter Homers, hartnäckig verteidigt von Myriaden von Flöhen. Der Viehstall ist unmittelbar der einen Seite des Hauses angeheftet und sendet bei Westwind mancherlei Düfte in die dort gelegenen Zimmer. Er schließt so auf der Hinterseite einen offenen Raum vor der Küche ab, wo geschlachtet, gemolken, Holz gehackt und aller Kehricht aus der Küche zusammengehäuft wird. Bei Regenwetter sinkt man auf diesem Raume bis an die Knöchel in den Kot. Ein laufender Brunnen, dessen Röhre unmittelbar in die Felswand, der Küche gegenüber, eingetrieben ist, liefert treffliches Wasser, und die ganze Küchenbevölkerung patscht beständig durch diesen Morast hin und her, ohne daß man daran dächte, aus der angeschnittenen Felswand, die Sandsteinplatten in jeder Größe liefern könnte, einige Fliesen auszubrechen und damit einen trockenen Weg zu pflastern.

Der Nordseite des Hauses gegenüber führt eine aus groben Quadern aufgebaute Freitreppe auf eine etwa zehn Fuß hohe Terrasse, längs welcher eine Kegelbahn hergestellt ist und die einen langen, schmalen, zweistöckigen Nebenbau trägt, der in jedem Stocke fünf einbettige Zimmer haben sollte und auch wirklich im Anbeginn gehabt hat. Vor dreißig Jahren, als der Nebenbau eben hergestellt war, wohnte ich dort mit Frau und kleinen Kindern. Um den Oberstock lief ringsum eine Galerie; jedes Zimmer hatte eine Glasthür, die auf die vordere Galerie führte, von welcher aus man eine entzückende Aussicht genoß.

Der Erbauer machte bankerott; Haus und Gut verfielen einem entfernten Gläubiger, der das Haus schloß und im Winter unbewohnt und unbeaufsichtigt ließ. Das Gesindel der Umgegend fiel über das Anwesen her — alles wurde gestohlen und weggeschleppt, bis auf die Schiefer auf dem Dache, die Galerie, die Holzschwellen der Treppen, die in die unteren Zimmer von der Terrasse aus führten, die Schlösser der Thüren und die Thüren selbst. Heute wird in den öden Räumen des Oberstockes Heu aufgespeichert, und in den unteren trocknen die Häute der geschlachteten Schafe und Kaninchen um so leichter, als der Wind ungehindert durch die einander entgegenstehenden Thürluken streicht. Mit einer geringen Summe könnten die zehn Zimmer wieder wohnlich eingerichtet werden; aber der jetzige Besitzer will das Geld nicht daran wenden, und der Wirt, dem er das Gut für eine geringe Summe verpachtet hat, borgt bei den ihm bekannten Gästen das Pensionsgeld, um die Vorräte zu kaufen, deren er zu ihrer Beköstigung benötigt.

Kiki, wie der Wirt so allgemein genannt wird, daß man seinen Familiennamen kaum kennt, könnte jeden Augenblick als Figurant in „Fra Diavolo“ dienen. Hoher, breitrandiger Strohhut mit flatterndem Bande, martialischer Schnurrbart, graue, gelb und rot gefleckte Hemdsärmel, braune Weste und Hosen, die mit einem Riemen um den Leib festgeschnallt sind und in hohen Stiefeln stecken. Eine gellende Signalpfeife hängt ihm um den Hals. Am liebsten zeigt er sich mit einer Doppelflinte in der Hand, denn er ist zugleich Wald- und Jagdhüter des ziemlich ansehnlichen Gutes. Kiki schlachtet Schafe, Kaninchen, Hühner, Enten mit anerkennenswerter Virtuosität und schleudert mit großartiger Gebärde die Eingeweide seinen beiden Jagdhunden zu, welche etwa mit derselben Aufgabe betraut sind, wie die Geier in den heißen Ländern, und die außerdem die Gäste am Tage durch ihr Bellen gegen Vorübergehende und bei Nacht durch ihr Heulen gegen den Mond erheitern. Letzteres doch nur in Ausnahmefällen, wenn Kiki, durch des Tages Last und Mühe ermüdet, ein Glas zuviel zur Stärkung genommen und vergessen hat, die Hunde loszuketten und im Hause einzusperren.

Kiki ist ein halbes Jahr lang bei einem Zuckerbäcker in der Lehre gewesen, natürlich in Paris, und hat dort die Kunst der Rede und die Anfertigung von „Biscuit de Savoie“ gründlich erlernt. Das Geschäft war so bedeutend, daß für jede Art von Gebäck eigene Specialisten angestellt waren. Kiki wurde sofort für sein nationales Gebäck verwendet. Er wurde einseitiger Biskuitvirtuos. Da das Gelingen des Biskuit hauptsächlich von dem energischen Durcharbeiten des Teiges abhängt und Kiki sich einer bedeutenden Muskelkraft erfreut, so werden seine Kuchen untadelhaft. Was aber die Kunst der Rede betrifft ...

Eine Engländerin kommt in Seidenrobe und Spitzenmantille. „Ich möchte die Zimmer besehen für eine Freundin, die einige Wochen hier verweilen will.“

Kiki, mit einladender Handbewegung und weit ausgeholter Hutschwenkung: „Haben Sie die Güte, näher zu treten, Madame. Ich selbst werde Ihnen die Zimmer zeigen.“

Kiki bietet der Engländerin, die nicht recht weiß, wie sie die steile Treppe hinaufkommen soll, galant den Arm und führt sie in das Zimmer, welches einen Ausgang auf die Galerie hat.

Die Engländerin: „O! Kein Fußteppich!“

Kiki führt sie auf die Galerie und zeigt auf das Land zu ihren Füßen. „Madame! Der Schöpfer selbst hat diesen wunderbaren Teppich gewebt, der sich vor Ihren Augen ausbreitet!“

Die Engländerin: „O! Wunderbar! Aber diese nackten Wände, an welchen nur noch einige Fetzen von Tapeten herabhängen.“

Kiki, auf den Tannenwald hinweisend: „Madame! Können Sie Ihre werte Person in einem reizenderen Rahmen denken? Tapeten würden ihn nur verunzieren!“

Die Engländerin: „O! Sehr wunderbar! Der Gips fällt ja von der Decke!“

Kiki: „Madame! Dieser tiefblaue Himmel, an dessen Horizont in dem Mont-Blanc das Profil des Kaisers Napoleon sich abzeichnet ...“

Die Engländerin: „O! Höchst wunderbar! Aber ich glaube nicht, daß ich meiner Freundin empfehlen werde, hier Wohnung zu nehmen!“

Kiki, mit heroischer Hutschwenkung: „Madame! Grüßen Sie Ihre Freundin von mir!“

* * *

Savoyen steht in direktem Gegensatze zu Kurhessen, von welchem man, in meiner Jugend wenigstens, zu singen pflegte:

In dem edlen Land Kurhessen
Giebt's große Schüsseln, doch wenig zu essen!

Man ißt in Savoyen viel, oft und gut. Die meisten Wirtschafterinnen sind Köchinnen bei Pfarrern gewesen, und da die geistlichen Herren meist viel auf gute Schüsseln

und feine Weine zu halten pflegen, so sind ihre Köchinnen gewöhnlich in guter Schule gewesen. Die Wirtin, Madame Kiki, ist die beste Seele der Welt, dick, rund und drall, stets heiteren Humors. In Kleider von unsäglicher Farbe und unglaublichem Schnitte gehüllt, trippelt sie in durchgetretenen Pantoffeln emsig zwischen Küche, Keller und Brunnen umher und blinzelt aus rot entzündeten Augen in Töpfe und Pfannen, die beständig am offenen Feuer brodeln. Glücklicherweise verhüllt qualmender Rauch dem Eindringling die Geheimnisse des Raumes, in welchem „la bourgeoise“ schaltet und waltet. Die Küche giebt ihr so viel zu thun, daß sie nur Sonntags sich kämmen und etwas Staat auftragen kann, um abends an dem Tanze teilzunehmen. Bei schlechtem Wetter sitzen die übrigen Glieder der Familie Kiki, drei oder vier Dienstboten und ein halbes Dutzend Heuer dicht gedrängt um das Herdfeuer herum, besänftigen das von dem Rauche erzeugte Kratzen in ihren Kehlen durch sauren Landwein zweiter oder dritter Kelterung und erzählen sich Geschichten, während Madame Kiki über ihre Köpfe weg die Saucen in den Pfannen zusammenrührt. Die zahlreichen Hühner flüchten sich bei Regenwetter ebenfalls in diesen Raum, den die Enten nur bei trockenem Wetter vorziehen, da sie in dem feuchten Boden immerhin ein bißchen gründeln können.

Madame Kiki ist, wie gesagt, eine vortreffliche Köchin, die sich mit großem Talente, ich möchte fast sagen, in genialer Weise durch die ihr von den Verhältnissen aufgedrungenen Perioden durchzuschlagen versteht. Ein Schaf ist geschlachtet worden — es muß verzehrt werden, und je nach der Zahl der Gäste und der für die Heuernte gemieteten Tagelöhner dauert die Periode der Schafgerichte mehr oder weniger Tage. Mögen diese nun noch so mannigfaltig variiert, an und für sich noch so trefflich sein (die Bergschafe Savoyens stehen an feinem, würzigem Geschmack vielleicht noch über den berühmten Schafen von den Salzwiesen der Normandie, und der Ziemer eines Milchlammes ist wert, die Tafel eines Kardinals zu schmücken) — mögen also diese Schafgerichte noch so trefflich sein, so geht es damit doch wie mit den Rebhühnern des Kardinals: toujours perdrix! So folgt auf die Schafperiode eine Hühner-, Enten- oder Kaninchenperiode, und nach Kikis Versicherung kommen sogar, freilich im Herbst und Winter, wo leider keine Gäste vorhanden sind, Krammetsvogel-, Hasen- und Birkhahnperioden. Nur die Jagd auf Birkhühner, die hier Fasanen genannt werden, macht einige Schwierigkeiten, da sie nie den dichten Wald verlassen. Krammetsvögel schießt Kiki vom Fenster aus auf den Vogelbeerbäumen, die vor dem Chalet eigens zu diesem Zwecke gepflanzt sind, und Hasen fängt er in dem verfallenen Nebenbau, worin sie bei Kälte und tiefem Schnee ein warmes Lager finden.

* * *

Das Haus füllt sich mit Pensionären und Passanten. Zuerst kommen zwei Gouvernanten, die vier Buben aus Peru und Chili in den besten Flegeljahren beaufsichtigen sollen, diese aber gewähren lassen. Während sich die Schülerinnen Fröbels in die Lektüre von Zola, Richepin und anderen „décadents“ vertiefen, richten die „petits pays chauds“, wie Kiki die Jungen nennt, allen möglichen Schabernack an; aber Madame Kiki meint, da sie aus so heißen Ländern kämen, müßten sie auch sehr heißes Blut haben! Sie atmet aber doch bei dem Wegzuge der Bande erleichtert auf, und der eine Knecht, der in Tonkin als Soldat gedient hat, versichert sehr ernsthaft, daß man dort Buben solcher Art und Abstammung wie Tiger in Bambuskäfige sperre und ihnen ihr Essen mit einer langen Stange reiche — anders könne man ihrer nicht Meister werden.

Die vier Engländerinnen sind entsetzt über diese „devil-boys“, haben sich vor ihnen an einen besonderen Tisch zurückgezogen und beklagen einen Landsmann,

einen Reverend, der neben den Jungen sitzt und sich hier zu einer Badekur in Leuk vorbereitet, die er dringend nötig zu haben scheint, da er sich unaufhörlich mit seiner Haut zu schaffen macht. Selbst beim Lesen von Traktätchen, von welchen er einige Centner hier heraufgeschleppt hat, um womöglich einige Seelen zu retten, findet der Reverend keine Ruhe. Er hatte sogar die Absicht, das Chalet mit dem dazu gehörigen Gute zu kaufen und es zu einer Missionsanstalt umzuwandeln — aber er hat die schmerzliche Erfahrung machen müssen, daß der ausgestreute Samen auf diesem Boden nicht keimen werde. Indessen verduftet der geplagte Diener der Kirche bald, um in Leuks warmen Quellen Linderung zu suchen und von dort aus Traktätlein zu schicken und Briefe zu schreiben, welche bei Mistreß Tingray den Wunsch rege machen, ihm nachzufolgen. Hochwürden hat dort eine Pension entdeckt, wo man einen Sixpence weniger fordert als auf dem Berge und außerdem noch den Vorteil hat, am sonntäglichen Gottesdienste nach englischem Ritus teilnehmen zu können. Mistreß Tingray findet dies sehr anlockend, aber die Töchter machen der Mama bemerklich, daß man dort einen weit größeren Aufwand in Handschuhen machen müsse, da man ihnen doch unmöglich zumuten könne, dem Reverend die bloße Hand zu reichen.

In den Besorgnissen vor einer Ansteckung werden sie freilich nicht durch einen amerikanischen Doktor bestärkt, der sich hier sein überangestrengtes Gehirn durch Laufen, Heuwenden und Holzhacken wieder einzurenken sucht, nachdem es durch allzu emsige, Tag und Nacht fort betriebene Studien in Paris unter Charcot und Pasteur einigermaßen aus den Fugen gewichen ist. Der Doktor ist Stammgast; er hat schon im vorigen Jahre die Gegend unsicher und sich selber fast verdächtig gemacht, da er in allen Thalwinkeln umherrannte und sich Notizen machte, wie es nur irgend ein Spion thun könnte. Indessen hat man sich von seiner Harmlosigkeit überzeugt und, nachdem er einigen Kranken Hilfe geleistet, ihn willkommen geheißen. Mistreß Tingray hätte gern von ihm Informationen über einsame Dorfwirtschaften eingezogen, wo man etwa für zwei Franken täglich vier bis fünf Mahlzeiten hätte bekommen können, aber der Doktor hat sich äußerst reserviert gezeigt und den Hut kaum zum Gruße gelüftet. Erstaunt über dieses nicht ganz zu rechtfertigende Betragen, hat Mistreß Tingray das Fremdenbuch zu Rate gezogen und gefunden, daß der Doktor einen irischen Namen trägt, also vielleicht doch, obgleich er sich als in Philadelphia geboren eingetragen hat, ein flüchtiger Rebell aus Irland ist. Er muß also einen doppelten Haß gegen loyale Unterthanen der Königin Viktoria hegen. In der That hat er sich bei Gelegenheit eines Gespräches mit Bekannten aus der Umgegend einige sehr hämische, ja sogar indelikate Bemerkungen über das „glorious Jubilee“ erlaubt, die sie im tiefsten Herzen verwundeten. Nichtsdestoweniger hat Mistreß Tingray, die um jeden Preis Informationen haben will, versucht, den Doktor in der Weise zu ködern, daß sie ihn über eine kleine Geschwulst konsultierte, die sie sich infolge eines Falles auf der Hand zugezogen hat. Der Doktor hat ihr mit der ernsthaftesten Miene von der Welt versichert, es existiere nur ein Mensch auf der ganzen Erde, ein berühmter Chirurg in Paris, der solche Geschwülste zu behandeln und zu heilen verstehe. „Wie lange die Behandlung wohl dauern werde?“ — „O! höchstens vierzehn Tage!“ — „Wie viel Honorar der Chirurg etwa verlangen werde?“ — „O, wenigstens hundert Pfund Sterling!“ Mistreß Tingray hat bei dieser leicht hingeworfenen Bemerkung fast eine Anwandlung von Ohnmacht verspürt und abends einen doppelten Grog zur Stärkung nehmen müssen. Sie hat sich endlich überzeugen müssen, daß der amerikanisierte Irländer ihr solches nur aus Bosheit gesagt habe. Glücklicherweise hatte der Reverend ihr gerade ein Traktätlein geschickt, das ihren Glauben an die Menschheit wieder aufrichtete!

Dieser Mensch nun mischte sich unaufgefordert in das Gespräch und behauptete, die Krankheit des Reverend sei nicht ansteckend, nicht von wandernden Mikroben bedingt, so daß man sich, ohne Gefahr zu laufen, neben ihn setzen und ihm sogar in Freundschaft die Hand tüchtig schütteln könne. Dahinter muß eine neue Bosheit stecken! Der teuflische Irländer sagt dies nur, um sie loszuwerden! Nun bleiben sie erst recht und verschmähen großartig die Ersparnis von sechs Pence per Tag und per Kopf! Und wenn sie auch anderwärts eine noch wohlfeilere Pension finden könnten, sie gingen doch nicht, nur um dem Doktor nicht die Freude ihrer Abreise zu machen. Der Entschluß wird auf eine harte Probe gestellt. Eines Nachmittags erscheinen vier junge Leute, zwei Männlein und zwei Fräulein, die ein Unterkommen für die Nacht suchen. Sie sind äußerst heiter und vertraut miteinander. Mistreß Tingray hat sofort entdeckt, daß die jungen Leute, besonders die Herren, ein ganz vorzügliches Englisch sprechen, mit einem Accent, wie man ihn nur in der höheren Aristokratie besitzt. Andere Gäste, deren Blick durch Reisen in aller Herren Länder geschärft ist, behaupten im Gegenteil, es seien Bediente und Kammerjungfern, die sich einige heitere Tage machen wollen. „O nein," sagt Mistreß Tingray, „wir kennen das. Wir kennen und studieren unsere Aristokratie! Unser Ohr läßt sich nicht täuschen. Es sind etwas excentrische Studenten von Oxford oder Cambridge, die mit ihren Schwestern oder Cousinen eine Fußtour in den Bergen machen."

Das Haus ist voll von Gästen. Mistreß Tingray, die sich gern den Anschein giebt, als wenn sie von oben herab die ganze Wirtschaft dirigiere, fragt besorgt, wo die neuen Ankömmlinge übernachten sollen? „Auf dem Heu," antwortet Kiki, indem er auf den etwas tiefer gelegenen Heuschober deutet. — „Unmöglich!" — „Ich kann Sie versichern, Madame, es schläft sich vortrefflich auf dem Heu! Freilich, wenn es frisch und man nicht daran gewöhnt ist, trägt man leicht etwas Kopfweh von dem sonst so angenehmen Dufte davon. Das verschwindet aber bald in der frischen Morgenluft, und da unsere Heuer auch dort unten schlafen und bei Sonnenaufgang zur Arbeit geweckt werden, so werden die jungen Leute nichts mehr davon spüren, wenn sie zum Kaffee kommen." — „Undenkbar!" ruft Mistreß Tingray, „zwei junge Lords und zwei junge Damen aus der höchsten Gesellschaft auf dem Heu!"

Unterdessen hat Frau Kiki das Doppelpaar in eine Dachkammer geführt, in welcher zwei elende Betten stehen, die bisher den Dienstboten als Schlafstätte dienten. Besseres hätten sie nicht, beteuert sie. Wenn die Herrschaften sich da einrichten wollten? ... Die Herrschaften sind ganz einverstanden.

Mistreß Tingray ist außer sich. Der Doktor fließt über von höhnischen Bemerkungen über die jungen Engländer aus höheren Ständen, die auf den Kontinent kämen, um sich auszutoben und, nach Hause zurückgekehrt, mit den andächtigsten Mienen, das Gebetbuch unter dem Arme, Sonntags zur Kirche gingen.

Die Diskussion droht eine unfreundliche Wendung zu nehmen. Mistreß Tingray verteidigt mit großer Lebhaftigkeit die Moralität Alt-Englands; der Doktor versichert, daß er dieselbe in London und Paris studiert habe und besser wisse, was davon zu halten sei, als Mistreß Tingray mit ihren Töchtern, die als höchst respektable Damen nicht in Dinge eintreten könnten, welche er schon im Interesse seiner Wissenschaft nicht ignorieren dürfe. Mistreß Tingray bietet in höchster Erregung den beiden „Cousinen" das Zimmer ihrer Tochter an. Die „Cousinen" wollen in ihrer Unschuld gar nicht verstehen, um was es sich handelt, und lehnen dieses ihnen unbegreifliche Opfer mit äußerster Höflichkeit, aber nicht minder entschieden ab. Nach Lösung einer unendlichen Kette von Mißverständnissen wird die unantastbare Moralität Alt-Englands in der Weise gerettet, daß die Cousinen unter dem

Dache, die Cousins aber ebener Erde in dem Speisesaale übernachteten.

Mistreß Tingray feiert ihren Sieg durch einen energischen Grog, der die ganze englische Kolonie in nachhaltige Heiterkeit versetzt. Kiki reibt sich die Hände. Er habe, sagt er, zu Beginn der Saison zwei Dutzend Flaschen Cognac in den Keller gethan, feinste Sorte, wenigstens zehnjährig, die er nur infolge eines glücklichen Zufalls zu zwei Frank fünfzig Centimes die Flasche abgeben könne; jetzt müsse er weitere Aufträge geben, der Vorrat gehe bedenklich auf die Neige und das sei einzig den Damen zu danken, denn der Doktor trinke nur Wasser, um das im Inneren seiner Brust lodernde Feuer des Ingrimms gegen die englischen Unterdrücker des braven irischen Volkes zu dämpfen, und die übrigen Gäste hielten sich nur an Wein und Bier.

In der äußersten Ecke des Saales sitzt an einem besonderen Tische ein anonymes Paar, dem der Arzt ein ganz besonderes Regime verordnet hat. Er hatte geschrieben, daß er eine junge, sehr nervöse Dame begleiten müsse, und er kam mit einer quittengelben, an der Grenze reiferer Jugend angelangten Person, die eine Unzahl von Koffern mitschleppte, aus welchen fabelhafte Toiletten in den schreiendsten Farbenzusammenstellungen hervorgezogen wurden. Vier Liter Milch und vier Hammelskoteletten täglich hatte der Schweninger dieses Paares jedem von ihnen verordnet und auch glücklich sein Ziel erreicht, denn das nervöse Dämchen hätte Sarah Bernhardt Konkurrenz machen können. Aber leider war hier oben der Ort nicht günstig für die Entfaltung der hellblauen, orangegelben, papageigrünen und rosenroten Roben und Mantillen — wer hätte sie bewundern sollen? Das nervöse Paar ärgert die übrigen Gäste wegen der Pünktlichkeit, mit welcher es auf seinen acht Hammelskoteletten und seinen acht Litern Milch täglich besteht. Die Hammelperiode für den Tisch der übrigen Pensionäre droht sich in das Unendliche auszudehnen, und wegen des ansehnlichen Verbrauchs frisch gemolkener Milch wird die Sahne, die man zum Thee, zu Erdbeeren, Himbeeren und Heidelbeeren zu verzehren pflegt, täglich dünner.

Der Berg ist an diesen Beerenfrüchten überreich. Täglich durchziehen Gruppen von Kindern und jungen Leuten aus den Sennhütten, den Weilern und Dörfern in den Thälern die Halden und Wälder mit eintönigem Gesang, um die Beeren zu sammeln. Die Erdbeeren, die bis in die Mitte August andauern, werden nur von Kindern gesucht; zum Einheimsen der Heidelbeeren aber gehen auch Erwachsene, die mit einer Art Rechen die blauen Früchte von den niedrigen Stauden abstreifen. Hunderte von Centnern werden von hier auf den Markt nach Genf und von dort weiter nach Frankreich versendet — zur Weinfabrikation. Ob die schöne rote Farbe der südfranzösischen und Burgunder Weine von Trauben oder zum Teil von Heidelbeeren herrührt, ist ja vom hygieinischen Standpunkte aus vollkommen gleichgültig, nicht aber vom kommerziellen, denn die Farbe bildet, besonders bei den südfranzösischen Weinen, ein wesentliches Element der Schätzung des Preises. Dort, im Hérault, wird bei dem Weinkauf zuerst der Gehalt an Alkohol abgewogen und dann der Inhalt eines Glases an eine von der Sonne beschienene weißgetünchte Wand geschleudert, um die Farbe beurteilen zu können; erst in dritter Linie wird der Wein gekostet.

Das nervöse Paar entgeht nur mit Mühe einigen Schwierigkeiten mit der Polizei, welche durch zwei Gendarmen vertreten ist, die in dem Gebirge die Runde machen. Seit dem Ausbruche des Spionenfiebers, das sich wie eine ansteckende Krankheit über ganz Frankreich verbreitet hat, müssen die Wirte jedem übernachtenden Gaste ein Formular vorlegen, das dieser auszufüllen hat und dessen Rubriken ebenso vollständig oder noch vollständiger sind wie die Formulare zu einer Volkszählung. Name, Vorname, Stand, Alter, Geburtsort, Wohnort, eine Menge sonstiger Einzelheiten sollen wahr-

heitsgetreu eingetragen werden. Geschieht dies nicht, so wird nicht der Reisende, sondern der Wirt in Strafe genommen, der außerdem den Inhalt des Formulars in ein eigens dazu eingerichtetes Buch übertragen muß. Der Wirt kann natürlich die Wahrhaftigkeit der Ausfüllungen nicht kontrollieren, der Gendarm ebensowenig, und wer ein Interesse hat, seine bürgerlichen Existenzbedingungen nicht jedermann kundzugeben, läßt seiner Phantasie freien Lauf. Das nervöse Paar will sich anfangs nicht einschreiben; nach eindringlichen Vorstellungen findet es in einem Romane zwei passende Namen, von welchen der Gendarm in möglichst harmloser Weise Kenntnis nimmt.

Mistreß Tingray ist in großer Aufregung. Eine Dame, sehr comme il faut, ist in einem eleganten zweispännigen Landauer vorgefahren. Ein riesiger Koffer zeigt schon auf den ersten Blick an, daß die Dame einer höheren Klasse angehört. Diese erkundigt sich eifrig, ob sie ein Unterkommen finden könne. Seit zwölf Stunden kutschiere sie durch Berg und Thal; sie falle um vor Müdigkeit, man müsse ihr Platz schaffen! Mistreß Tingray inspiziert den Koffer, den Nachtsack, einige Hutschachteln, ein Täschchen, das die Dame mit einer feinen silbernen Kette am Handgelenk befestigt trägt. Überall eine Grafenkrone! Mistreß Tingray, von ihrer Begeisterung für die Aristokratie hingerissen, präsentiert sich mit würdevollem, aber ehrerbietigem Gruße und geleitet die Dame in das Haus. Diese findet endlich unter dem Dache ein geräumiges Giebelzimmer mit Balkon, zu dem man freilich über einen riesigen Querbalken hinüberturnen muß. Einige zerbrochene Fensterscheiben sind mit Papier verklebt. Mistreß Tingray findet, daß das Zimmer der Besucherin nicht würdig sei und geht in ihrer Zuvorkommenheit so weit, dieser das Zimmer ihrer Tochter anzubieten. „Allzu gütig,“ ruft die Dame. „Ich bleibe hier. Die Aussicht ist prächtig. Der Arzt, der mich hierher schickt — Gott verzeihe es ihm auf dem Sterbebette —, hat mir so viel Bewegung als möglich im Freien angeraten. Ich werde zu dick! Bin ich nicht abscheulich fett? Ich werde also nur zum Schlafen in meinem Zimmer sein. Welche göttliche Luft! Die Ausstattung des Zimmers ist freilich sehr dürftig! Kein Spiegel! Aber ich habe einen dreiseitigen Toilettenspiegel mitgebracht. Ah! Man riecht die Tannen bis in das Zimmer hinein! Das Haus ist also gefüllt? Da Sie, Madame, mit Ihren Töchtern hier sind, werde ich mich nicht einen Augenblick langweilen! Wissen Sie, ich bin an Gesellschaft, sogar an die beste Gesellschaft gewöhnt. Mein seliger Vater, der General Blanchot, sah immer viel Gesellschaft um sich. Sind noch andere Leute da? Aber ich bin froh, hier oben in der Einsamkeit meinen Gedanken ein wenig nachhängen zu können. Mein Gemahl wollte nicht mitkommen. Seit er sich aus dem Staatsdienste zurückgezogen hat, pflanzt er mit Leidenschaft seinen Kohl auf unserem Landgute. Ich muß doch sehen, ob man mir alles richtig heraufgebracht hat. Acht Stück — es ist alles in Ordnung. Der Kutscher scheint ausnahmsweise ein ehrlicher Kerl. Man hat mir gesagt, es werde in dieser Gegend sehr viel gestohlen. Ich bin sehr froh, diese Verleumdung widerlegen zu können. Aber bezahlen lassen sie sich für ihre Ehrlichkeit. Können Sie glauben, daß ich zwei Napoleons für den Wagen bezahlen mußte? Indessen — verdient hat er es schon — die armen Pferde! Schreckliche Wege! Ah! Ich bin wie gerädert! Wer ist denn noch hier?“

Mistreß Tingray, die ohnedem einige Mühe hat, einem französischen Gespräche zu folgen, ist ganz betäubt von diesem Redeschwalle. Sie nennt einige Namen. Die Dame schreit auf. „Ich habe den Herrn mit seiner Familie im Seebade kennen gelernt, vor einigen Jahren! Ich bin entzückt, die lieben Leute wiederzusehen! Nur fünf Minuten, um mir die Hände zu waschen und mich etwas zu arrangieren und ich stürze mich von meinem Taubenschlage hinab zu ihnen. Wissen Sie, Ma-

dame, daß ich mir hier oben etwa vorkomme wie Madame Marlbrouck, von der es im Liede heißt:

Madame à sa tour monte,
Si haut qu'elle peut monter!

Adieu, Liebste, auf baldiges Wiedersehen! Kein Kleiderschrank! Wollten Sie die Güte haben, dem Wirte zu sagen, er möge mir einige Nägel an den Wänden einschlagen, damit ich meine Kleider unterbringen könne?"

Nach kurzer Zeit klappert Gräfin Chamblain, sich die Stirn reibend, die sie an den Dachsparren angestoßen hat, über die steile Holztreppe herunter. „Ah," ruft sie ihrem Bekannten zu, „welch seltsames Zusammentreffen, lieber M.! Wie lange ist es her, daß wir uns in der Bretagne sahen? Nein, sagen wir es lieber nicht, es würde uns zu alt machen. Nicht wahr, ich bin sehr dick geworden? Ja, ja, ich habe mich sehr geändert! Ich bin nicht mehr kokett — ich versichere Sie, gar nicht mehr! Sie lachen? Sehen Sie nur meine Schuhe! Wahre Ungeheuer von Fußbekleidungen! Ohne Absätze! Ich habe sie eigens anfertigen lassen, um fabelhafte Spaziergänge zu machen, auf den Felsen und dem Eise umherzuklettern."

„Sie müßten wohl zur Ausführung so heroischer Vorsätze einen anderen Aufenthalt wählen," sagt der Angeredete. „Wir haben hier weder Felsen noch Eis, wohl aber gar angenehme Wege durch Wiesen und Wälder, welche die Natur selbst mit feinem Sande bestreut hat, so daß sie auch nach dem heftigsten Regen sofort trocken werden. Ich werde also trotz der mangelnden Absätze den Spuren Ihres kleinen Fußes leicht folgen können, die ich mich anheischig mache, auf den ersten Blick zu erkennen."

„Sie sind immer noch der alte Spötter. Aber nicht wahr, diese Engländerinnen haben entsetzlich große Füße? Nun, wie leben Sie denn hier? Wenn Ihre Frau zufrieden ist, kann ich es auch sein, denn ich weiß, daß Ihre Gattin auf Sauberkeit und gut gekochtes Essen hält. Ist eine Wage da? In dem Bade wog ich mich alle zwei Tage. Der Arzt behauptete, ich hätte während der Kur um vier Kilo abgenommen, aber meine Kleider sagen mir, daß er mich beschwindelt hat. Sie sitzen noch gerade so fest wie bei meiner Abreise von Paris. Sitzen sie nicht?" fügte sie hinzu, sich herumdrehend.

„Vortrefflich! Aber sagten Sie nicht, Sie lebten jetzt auf dem Lande?"

„Mein Mann, Verehrtester. Ich habe mein Absteigequartier in Paris und besuche nur meinen Mann von Zeit zu Zeit. Man kann mir doch nicht zumuten, Kohl zu pflanzen und Rüben zu hacken. Aber ich glaube, mein Mann wird vielleicht herkommen, wenn ich ihm schreibe, welch angenehme Gesellschaft und welch herrliche Luft hier oben sei. Die Hitze ist fürchterlich um Paris. Mein Mann schreibt mir, daß die Pfirsiche, die Calvilles und die Duchesses trocken von den Bäumen fallen."

„Daß Duchessen austrocknen, ist ja eine ganz gewöhnliche Erscheinung, so gewöhnlich, daß Pailleron sie sogar auf die Bühne gebracht hat."

„Sehr gut! Ach ja! Eine vortreffliche Komödie. Aber Freund Caro hat sich fast die Gelbsucht darob an den Hals geärgert."

„Ein so großer Philosoph!"

„Ein charmanter Mann, sage ich Ihnen. Was geht mich seine Philosophie an? Aber man konnte keinen angenehmeren, liebenswürdigeren Tischnachbar haben. Seine Vorlesungen waren vielleicht langweilig, aber seine Unterhaltung war äußerst geistreich und pikant. Und nun kommt Pailleron und macht in seinem Lustspiele nicht nur die Welt lächerlich, in der Caro seine größten Triumphe feierte, sondern bringt ihn sogar selbst auf die Bühne, und der Schauspieler, der die Rolle schuf, sah dem armen Caro so ähnlich wie ein Zwillingsbruder dem anderen! Da hatte er freilich nicht Philosophie genug, sich nicht zu ärgern. Aber lassen wir das! Wird bald zu Abend gegessen? Ich habe einen riesigen Hunger. Giebt es hier oben einen Arzt, den man konsultieren könnte?"

„Weder hier oben, noch unten im Thale. Dort hatte sich ein Arzt niedergelassen, ist aber gerade im Begriffe wegzuziehen. Der amerikanische Arzt, der zufällig bei uns ist, will sein durch Studien überangestrengtes Gehirn wieder einrichten und weist jede Konsultation von der Hand.“

„Ah! Ich kenne das! Das sagen sie alle. Wenn man sie aber ein bißchen kirre macht, geben sie doch nach und kramen ihre Weisheit aus. Gehen wir essen und stellen Sie mir bei der Gelegenheit Ihren Sonderling von Doktor vor.“

Nach dem Essen brachte der Doktor schon seiner Tischnachbarin einige Bücher zum Lesen vor dem Einschlafen, was die Engländerinnen um so mehr erboste, als er diesen nie ein solches Anerbieten gemacht hatte. Freilich hatte er in seiner Reisebibliothek fast nur Bücher, welche England und seine Bewohner nicht in dem günstigsten Lichte darstellen, wie z. B. „John Bull dans son île“ und „Les filles de John Bull“ von O'Reill!

In der Frühe des nächsten Morgens hört Kikis feines Ohr entfernte Hilferufe. Er stürzt nach dem Orte hin und findet Frau von Chamblain etwa auf der Mitte eines mit Gras bewachsenen Abhanges von zwei Männern gestützt. Die Dame war einem horizontalen Wege gefolgt, der sie langweilte, und wollte über den ziemlich abschüssigen Abhang auf die Höhe des Kammes steigen. Aber das vom Tau benetzte Gras, noch obenein mit Tannennadeln überstreut, war ungemein schlüpfrig. Sie konnte nicht weiter und rief einige Heuer zur Hilfe herbei, die denn auch mit Unterstützung Kikis das Rettungswerk glücklich zu stande bringen. Sie belohnt die Leute reichlich für ihre kühne That und kann nur nicht begreifen, warum sich dieselben lebhaften Äußerungen ungemessener Heiterkeit überließen, als sie ihre mißliche Lage bemerkten. Der Abhang hätte ja doch ebensogut zu einem Abgrunde wie auf einen Weg führen können!

Frau von Chamblain ist glücklich, ein so gefährliches Abenteuer bestanden zu haben. Der alte Admiral Candenac, bei dem sie jede Woche einmal und zwar Freitags zu Mittag speist — sie hat gerade den Freitag gewählt, weil dann der Admiral, als guter Katholik, nur Fastenspeisen auftischen läßt und nicht leicht Gäste findet; beiläufig gesagt, sehr mit Unrecht, denn des Admirals Koch leistet Vorzügliches gerade in Fastenspeisen — der Admiral wird, wenn sie ihm die Geschichte erzählt, bei der Jungfrau und allen Heiligen schwören, daß er sich nie, selbst bei dem Bombardement von Sebastopol nicht, wo ihm eine Kugel ein Bein abriß, in so schrecklicher Lage befunden habe. Als praktische Französin läßt sie sofort die wunderbaren Bergschuhe mit dicken Nägeln beschlagen. Wenn sie das erste Mal wieder bei dem Admiral speist, wird sie diese Schuhe anlegen und Aufsehen damit erregen.

Seitdem Frau von Chamblain nicht mehr kokett ist, hat sie sich auf die „Revue bleue“, ja sogar auf die „Revue rose“ abonniert. Erstere, die litterarische und nationalökonomische Artikel bringt, studiert sie eifrig; die wissenschaftlichen Abhandlungen der „Revue rose“ kann sie leider nicht immer verstehen. Das ist eine Lücke in der Erziehung, die sie in dem sonst so vortrefflichen Kloster „au sacré cœur“ genossen hat. Aber sie beschäftigt sich nichtsdestoweniger eifrig mit Wissenschaft unter der Leitung von Allan Kardec, der sie in den Spiritismus eingeführt hat. Sie ist Mitglied zweier spiritistischen Gesellschaften, kennt alle Somnambulen von Paris und bedauert nur, daß sie das zu einem Medium nötige Fluidum nicht besitze. Sie gerät in lebhafte Diskussionen mit dem Doktor, der alle Geistererscheinungen für Humbug erklärt und die Experimente, denen sie beigewohnt hat, eitel Täuschung und Betrug nennt. Der Doktor wird aber bald durch den Sturz der Republik eines Besseren belehrt werden, denn alle Medien haben diesen als demnächst bevorstehend proklamiert. Diesem Ende sieht sie mit Zuversicht entgegen und hofft, daß dabei alle Republikaner zu

Grunde gehen werden, mit Ausnahme des Generals Boulanger, der ein äußerst liebenswürdiger und zuvorkommender Mann ist. Er hat unter ihrem Vater gedient, und als er hörte, daß sie dessen Tochter sei, hat er ihr sofort alle Bitten bewilligt, die sie ihm vorlegte, sie zum Diner eingeladen und ihr gesagt: „Sie haben bis jetzt nur einige kleine Vergünstigungen für andere verlangt, die ich Ihnen leicht bewilligen konnte. Wann werden Sie etwas für sich verlangen, um mir das Vergnügen zu bereiten, der Tochter meines alten Generals eine kleine Dankesschuld abzustatten?"

Frau von Chamblain ist im Elsaß geboren und erzogen und verfolgt mit ingrimmigem Haß die Unterdrücker ihres engeren Vaterlandes. In diesen Gefühlen stimmt sie mit Kiki und den übrigen im Hause bediensteten Savoyarden überein, welchen die Deutschen ein Dorn im Auge sind. Unter Deutschen verstehen diese aber nicht nur die Angehörigen des Deutschen Reiches, sondern auch die Deutsch-Schweizer. Kiki setzt der gnädigen Frau auseinander, daß die Deutschen in Genf herrschen. Einer der Gäste sucht diesen Satz zu widerlegen, aber Kiki läßt sich nicht beirren. „Die Deutsch-Schweizer herrschen in Genf; Bismarck kommandiert in der deutschen Schweiz ebensogut wie in Deutschland, Bismarck ist also schuld an allem Übel, welches die eidgenössischen Zölle und die Quengeleien an der Grenze verursachen. Das gehört alles in einen Topf. Wir wissen sehr wohl," sagt Kiki, „daß die Deutschen ein Auge auf dieses schöne und reiche Land geworfen haben und daß sie gern wieder hineinkommen möchten, wie sie vor mehr als dreihundert Jahren hereingekommen sind, um alles mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Aber wir werden sie ebenso umbringen, wie unsere Vorfahren sie umgebracht und ohne Schonung abgeschlachtet haben."

So knüpft sich hier in Nordsavoyen ein wirklich intensiver und allgemein verbreiteter Deutschenhaß an eine dunkle, historische Erinnerung, an den Zug der Berner unter Hans Nägeli im Jahre 1536, wo diese Chablais und Faucigny verheerten und eroberten, um es nach kaum zwanzig Jahren wieder zu verlieren. Das Volk wurde von den Bernern mit Gewalt protestantisch gemacht und später mit denselben Mitteln in den Schoß der katholischen Kirche zurückgeführt. Wie alle Bergvölker, sind die Savoyarden strenggläubig und ihrer Kirche ergeben, aber auch nur in geistlichen Dingen. Überall erheben sich Kirchen, Kapellen und Wallfahrtsorte, und die kirchlichen Feste werden um so lieber gefeiert, als nach den Ceremonien die weltliche Freude mit Spiel und Tanz ebenfalls ihren Platz findet. Weiter aber scheint der Einfluß der Geistlichkeit sich nicht zu erstrecken. Vielleicht haben sie das, wie so manches andere, von den Italienern gelernt. Die große Mehrzahl der Bewohner Nordsavoyens ist republikanisch gesinnt, und die Abgeordneten, die von hier aus in die Kammer geschickt werden, gehören ohne Ausnahme der Linken an.

Einige hochadelige Familien kultivieren vielleicht noch die Erinnerung an die piemontesische Herrschaft. Die große Mehrzahl aber will davon nichts wissen, und wenn man die jetzigen Zustände mit den früheren vergleicht, begreift man auch leicht die Gründe dieses Vergessens. Ich kann hier einiges Zeugnis ablegen, denn ich bin vor der Annexion zum Zwecke geologischer Untersuchungen in fast allen Thälern des Chablais und Faucigny herumgepilgert mit dem Hammer in der Hand. Die ganze Verwaltung war im höchsten Grade vernachlässigt; die Beamten, welche von Turin aus geschickt wurden, glaubten sich wie im Exil, und ihr ganzes Sinnen und Trachten ging nur darauf hin, wieder nach Piemont zurückversetzt zu werden. Die Franzosen haben hier seit der Annexion ihren Eifer für öffentliche Bauten in glänzender Weise bethätigt, überall Fahrstraßen angelegt, die Kommunikationen erleichtert, Gebäude für Schulen und Administrationszwecke aufgeführt, die Ausnutzung der Wälder und die Aufforstung

geregelt, den Bettel fast ausgerottet, den Savoyarden durch die Aufnahme in den Staatsverband neue Hilfsquellen eröffnet und durch die bei der Annexion geschehene Bewilligung einer zollfreien Zone (man votierte damals: Oui et zone, was soviel heißen wollte als Annexion unter der Bedingung einer zollfreien Zone) dem Verkehr neue Bahnen geschaffen. Wenn auch das Land in manchen Dingen noch weit zurück ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß es seit der Vereinigung mit Frankreich wesentliche Fortschritte gemacht hat.

Während der schönen Tage, die ohne Unterbrechung in diesem Sommer so lange angedauert haben, bleibt kaum die Zeit, mit den Bewohnern des Landes in nähere Berührung zu treten. Man schweift herum an den Gehängen und auf den Kämmen des Gebirges, findet sich nur bei den Mahlzeiten und würde vielleicht gern den ganzen Tag im Grünen sitzen, wenn nicht Ameisen im Walde und Heuschrecken im Grase sich manchmal in unangenehmer Weise bemerklich machten. Der Kundige sieht auf den ersten Blick, daß weder in dem umgebenden Lande, noch in den benachbarten Städten Singvögel in Käfigen gehalten werden. Der Savoyarde ist nicht gemütlich genug, den Nachtigallen die Augen auszustechen und sich von Kanarienvögeln die Ohren vollschmettern zu lassen; das Suchen von Ameiseneiern ist demnach noch keine lohnende Beschäftigung geworden. Man sieht überall unzerstörte, häufig riesige Ameisenhügel, und wenn die Tiere gar zu sehr überhand nehmen, zündet man die Haufen an und wärmt bei Picknicks den Kaffee an den qualmenden Kunstbauten.

Erfahrene Touristen behaupten, daß man auf fünf Tage in der Schweiz zwei Regentage, in Norwegen drei, in Schottland vier und im westlichen Irland fünf Nebel- und Regentage zählen müsse. Auch auf den nordschottischen Inseln scheint das letztere die Norm zu sein. Einer meiner Freunde, ein Landschaftsmaler, hat sich in den Kopf gesetzt, eine Studie auf der Insel Skye zu malen, einen schauerlichen See mit noch schauerlicheren Felsufern. Seit sechs Jahren reist er beharrlich jedes Jahr nach Skye, bleibt dort drei Wochen, bald im Frühling, bald im Sommer oder Herbst, aber er hat seine Studie noch nicht zu Ende bringen können.

Im heurigen Sommer kam nur ein Regentag auf die Woche, und außerdem hatten sich die Gegensätze in Serien zusammengezogen. Dann aber wird es ungemütlich. Der Regen gießt in Strömen, der Nebel füllt die Thäler, Wolken verhüllen die Hochspitzen und ein eisiger Wind heult um das Haus und streicht durch Fenster und Thüren. Es giebt im Hause nur drei heizbare Räume: die Küche, wo das Herdfeuer nie erlischt, das Speisezimmer, in welchem ein eiserner Ofen steht, und ein Fremdenzimmer, in welchem ein Kamin angebracht ist, das aber nicht benutzt werden kann, weil im vorigen Jahre bei einem heftigen Sturme ein Stein der Verkleidung herabgestürzt ist und das Abzugsrohr verstopft hat. Kiki schwört bei allen Heiligen, daß er demnächst den Stein herausholen werde; aber er wartet schon seit einem Jahre auf die dazu nötigen Werkzeuge, welche aus dem Thale heraufgeschafft werden sollen.

Um das Herdfeuer sammelt sich alles, was in dem Berner Oberlande „Lüt“ (Leute) genannt wird; um den Ofen die „Herrschaft“. Um den Herd geht es gemütlich zu. Die Leute schwatzen, rauchen und trinken; sie erzählen sich gern Geschichten, meist in sehr ruhigem Tone. Laute Fröhlichkeit läßt sich selbst an Sonn- und Festtagen nicht hören, wo sie in dem Raume nebenan tanzen oder vor dem Hause Kegel, nicht schieben, sondern werfen.

Die Tänze gleichen durchaus den Tänzen der deutschen Bauern, wie sie in meiner Jugendzeit üblich waren. Der Mann faßt das Mädchen, welches ihm beide Hände auf die Schultern legt, um die Taille, und nun dreht sich das Paar in engsten Kreisen um sich selbst herum, so daß sie kaum vom Platze kommen. Das Kegelspiel aber ist durchaus verschieden von dem in Deutschland üblichen. Die

Kegel sind einfache, unten ein wenig dickere Pflöcke, welche in den Boden etwas eingedrückt werden, und die dicke Kugel hat Löcher für den Daumen und die übrigen Finger, da sie zu groß ist, um mit der Hand umfaßt zu werden. Sie wird aus ziemlicher Entfernung mit bedeutender Kraftanstrengung geworfen und prallt ein- oder zweimal von dem Boden im Sprunge auf, bevor sie zwischen die Kegel rollt, die sehr weit auseinander stehen, so daß ein Wurf von drei oder vier Kegeln schon ziemlich selten ist. Mögen auch noch so viele Mitspieler sein, man hat doch nur eine Kugel, die nach jedem Wurfe zurückgeschleudert wird. Jeder Spieler hat drei Würfe; sobald er dieselben gethan, geht er zu den Kegeln und löst seinen Vordermann im Aufstellen derselben und Rückwerfen der Kugel ab. Ich habe nie Streit oder auch nur heftige Worte gehört; Kritiken und leichte Spottreden werden mit gutem Humor aufgenommen und zurückgegeben.

Der Savoyarde ist ein tüchtiger Arbeiter, aber, möchte man fast sagen, nur außerhalb seines Landes. Während er draußen eifrig sich bemüht und findig im Aufsuchen von Erwerbsquellen ist, läßt er sich zu Hause und namentlich im Hochgebirge die Arbeit nicht über den Kopf wachsen, geht lieber auf die Jagd als auf den Acker und zieht das gefrevelte Holz allem anderen, rechtmäßig erworbenen vor. Unbewachtes Gut scheint ihm herrenloses Gut; kleine Nebenindustrien, die in so manchen Gebirgsgegenden schwunghaft betrieben werden, sind hier gänzlich unbekannt. Italienisches Wesen hat vielfach Platz gegriffen. Von sorglicher Erhaltung des Bestehenden ist keine Rede. Überall verfallene Häuser, schadhafte Dächer, rissige Mauern. Man behilft sich, solange es nur irgend geht, und bessert nur aus, wenn der Einsturz droht. Man sieht nicht, daß die Fensterscheiben blind werden, und verklebt die Risse mit Papier, solange es halten will. Man sieht „das Ding am unrechten Orte“, wie Lord Palmerston den Schmutz definierte, ebensowenig als der neapolitanische Nobile, der sich durch stinkende Höfe, von Schmutz starrende Gänge und Treppen der unteren Geschosse durchwindet, bevor er in das obere von ihm bewohnte Stockwerk gelangt, wo es häufig nicht besser aussieht. Von der wohlthuenden Sauberkeit und Reinlichkeit, die meist in den Bergdörfern der deutschen Schweiz zu finden ist, hat man keine Ahnung, noch weniger von dem Bedürfnis, die Häuser mit Sinnsprüchen, Fenster und Lauben mit Blumen zu schmücken. Die Sennhütten hier sind durchaus nicht malerisch; es sind plumpe, aus Steinen aufgemauerte Kasten von unfreundlichem Aussehen.

An Kirchen, Kapellen und Wallfahrtsorten ist kein Mangel, so wenig wie an Priestern und Nonnen. Aber auch in dieser Hinsicht läßt sich italienische Auffassungsweise bemerken. Man geht gewissenhaft zu Messe und Beichte und feiert eine Menge von Heiligen durch besondere Festtage. Aber darauf beschränkt sich auch, wie mir scheinen will, die große Mehrzahl, die sich in weltlichen, besonders aber in politischen Dingen nicht von der Geistlichkeit führen läßt.

Die Schulen waren bis in die Neuzeit, namentlich aber unter der sardinischen Herrschaft, jämmerlich bestellt. Die aus jenen Zeiten stammenden Generationen von Dienstboten und Landarbeitern (es wimmelt davon im Kanton Genf) sind fast durchweg des Lesens und Schreibens unkundig. Die französische Herrschaft, besonders aber die Republik, hat Schulhäuser gebaut, den Schulzwang eingeführt und, vielleicht hier und da nicht ohne Härte und zum Bedauern mancher Ortschaften, den Klosterschulen, welchen der Unterricht der Mädchen fast ausschließlich anvertraut war, ein Ende gemacht. Zu dieser Hebung des Volksunterrichtes trug auch namentlich der Umstand bei, daß den jungen Savoyarden jetzt das ganze Frankreich geöffnet ist, während sie unter der piemontesischen Herrschaft einzig auf ihre Provinz angewiesen waren. „Früher,“ sagte mir ein Bauer, „lief unsere Jugend

mit Murmeltieren, Drehorgeln und Kaminbesen in aller Herren Ländern umher; jetzt gehen sie in die Schule und finden lohnende Beschäftigung jeglicher Art in Frankreich. Wir sind Franzosen und wollen Franzosen bleiben."

* *
*

Die letzte Woche des Augustmonates oder die ersten Tage des Septembers bringen in den westlichen Alpen fast regelmäßig schlechtes Wetter. Erfahrene Touristen wissen, daß nach dieser üblen Periode oft herrliches Wetter wiederkehrt, daß das Kolorit der Berge, die Klarheit der Fernsichten an solchen Tagen weit die Schönheiten der Sommertage überstrahlen. Aber nur wenige halten aus auf den Höhen — es wird gar zu ungemütlich. Nebel, Sturm, Regen, Schneegestöber lassen sich einige Tage hindurch, wenn auch mit Mühe ertragen; man drängt sich um den Ofen oder das Kamin, sucht den langen Tag und die stets länger werdenden Abende in irgend einer Weise zu verbringen, die nach und nach verstimmt, weil man die Absicht nur zu wohl merkt, und glaubt anfangs noch dem Wirte, der im Interesse seines Geschäftes stets versichert, heute tobe sich das Wetter aus und morgen werde es ganz gewiß schön werden. Wenn aber am dritten Morgen die Nebel den Berg dicht umhüllen, die Thäler füllen und um die Kämme, vom Winde gepeischt, herumjagen, dann rüsten die meisten zur Abreise.

Mistreß Tingray mit ihren Töchtern und der sich nun aufs höchste langweilenden Freundin, deren Lebenszweck jetzt gänzlich verfehlt ist, da sie weder umherlaufen noch in der Haushaltung sich beschäftigen kann, kommen um so leichter zu dem Entschlusse, sich in die Tiefe zu stürzen, als ihre britischen Gepflogenheiten mit denen der übrigen Gesellschaft in Konflikt geraten sind. Das Speisezimmer, das einzige, welches geheizt werden kann, besitzt nur einen eisernen Ofen, dessen Thür sorgfältig geschlossen gehalten werden muß, wenn das Zimmer sich nicht mit Rauch und Verbrennungsgasen füllen soll. Die Engländerinnen wollen aber das Feuer sehen und in Ermangelung eines poker mit einem Bergstock darin stochern. Die Flamme schlägt aus der geöffneten Ofenthür, ein erstickender Qualm füllt das Zimmer. Die Engländerinnen sperren Thür und Fenster auf und stochern nur um so eifriger in dem brennenden Holze. Hustend und mit thränenden Augen betrachten sie das Feuer, während sie den Rücken mit Shawls, Plaids und Tüchern gegen den eisigkalten Zugwind decken, der den Rauch hinausfegt. Die übrigen Gäste protestieren. Vergebens sucht der Doktor, von einigen anderen Mitgliedern der Gesellschaft unterstützt, den Töchtern John Bulls den Unterschied zwischen einem geschlossenen Ofen und einem offenen Kamin klar zu machen. Sie bestehen darauf, daß man in England das Feuer zu sehen gewohnt sei, daß darin einzig das Wohlgefallen an der Heizung gesucht werden müsse und niemand das Recht habe, die Ofenthür zu schließen, wenn vier Damen aus den besseren Ständen sie zu öffnen wünschten. Endlich reißt einem Gaste die Geduld — er schließt den Ofen und die Fenster und erklärt entschieden, er wolle, nebst der übrigen nicht englischen Gesellschaft, der Feueransicht zuliebe weder ersticken, noch sich einen Schnupfen holen. Mistreß Tingray sieht den Unverschämten mit einem durchbohrenden Blicke an, die Witwe verläßt das Zimmer, um ihrer Entrüstung draußen freien Lauf zu lassen, Miß Moncappery erhebt sich, um der Gesellschaft den Rücken zu drehen und an den Fensterscheiben zu trommeln.

So können sie es nicht länger aushalten.

Der Wirt hat einen alten Schimmel, der einen ganzen Tag braucht, um auf einem brüchigen Leiterwägelein Lebensmittel und Gepäck aus dem Dorfe im Thale heraufzuholen, aus dem man in anderthalb Stunden auf die Höhe gelangt. Der Wagen hängt nicht in Federn;

man schnallt eine sehr primitive Bank für einen oder zwei Passagiere auf, wenn schönes Wetter ist und die Leute danach aussehen, daß sie steile Stellen zu Fuß bewältigen werden. Nach langen Verhandlungen entschließt sich Kiki, sein Fuhrwerk zur Beförderung der Insulanerinnen in stand zu setzen. Der Knecht weigert sich — die Last sei für den auf den Vorderfüßen schwachen Schimmel zu schwer. Endlich giebt er nach unter der Bedingung, daß zwei Stunden vor der sonst gebräuchlichen Zeit aufgebrochen werde.

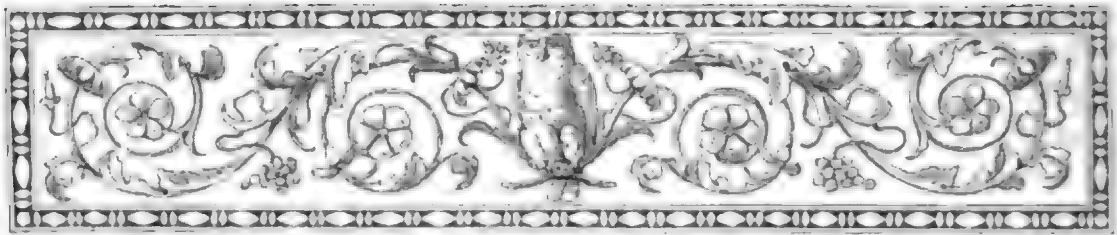
Der bepackte Wagen sieht der Arche Noah nicht unähnlich. Vier ungeheuere Koffer, ebenso viele Handkoffer, Hutschachteln — ein Gebirge auf vier Rädern. Mistreß Tingray und die lahme Tochter sitzen auf der Bank, die beiden anderen Damen, mit langen Bergstöcken bewaffnet, geben dem Knechte das Geleite, der das Pferd am Zügel führt. Der Himmel sieht trostlos dunkelgrau aus; die schweren Wolken haften an den Bergen, als ob sie dem Sturmwinde, der sie wegblasen möchte, Widerstand zu leisten suchten. Die Wege sind kotig und tief aufgeweicht.

Man nimmt Abschied. Der Doktor erschöpft sich in Liebenswürdigkeiten. Man hat ihn noch nie so zuvorkommend gesehen. Er bietet Sträußchen von Heidekraut, dem einzigen noch blühenden Gewächse, zum Andenken an und begleitet den Wagen, durch den Kot watend, bis zur nächsten Ecke mit unaufhörlichen Grüßen und Verbeugungen. Wollte er sich vielleicht nur überzeugen, daß die Damen wirklich abreisten?

Ach ja! Sie waren wirklich abgereist und auf halbem Wege von einem heftigen Platzregen ereilt worden, der keinen trockenen Faden an ihnen gelassen hatte. Mit knapper Not waren sie zum Abgange des Zuges an der Station angelangt und hatten auch später keine Zeit gehabt, sich zu trocknen. So waren sie in Ouchy angelangt, klappernd vor Frost, aber erwärmt durch die Überzeugung, daß sie die Reise in möglichst sparsamer Weise zurückgelegt hätten.

Eine Woche schlechten Wetters genügte, um fast sämtliche Gäste von den Höhen in die Thäler zu treiben. Es kamen wieder sonnige, warme Tage mit den herrlichsten Lichteffekten, den wunderbarsten Beleuchtungen, den warmen Tönen der Vordergründe, welche das absterbende Laub mit sich bringt — aber diejenigen, welche in der Höhe Sommers und Winters hausen, haben für Schauspiele dieser Art keinen Sinn. Sie interessieren sich für das Abendglühen des Montblanc nur insoweit, als sie aus demselben Vorzeichen für das Wetter des folgenden Tages herleiten können. Knechte und Mägde ziehen ab; sie haben hier oben nichts mehr zu thun. Das ganze Leben der Sennhütte drängt sich in der Küche und dem Stalle zusammen. Kiki sitzt am Herdfeuer mit über die Ohren gezogener Zipfelmütze und setzt sein Schießgerät und seine Schneeschuhe in stand. Zuweilen kommen Freunde zur Jagd herauf, um einen Birkhahn zu schießen, wenn das Glück ihnen günstig sein sollte. Aber Kiki hat den Nachsommer dazu benutzt, dem Federwilde nachzugehen; er weiß, wo die Hähne gebalzt und die Hennen genistet haben, und er kennt seine Leute! Nicht jeder schießt einen Fasan.

Monate hindurch scheint die Sennhütte nur mit dem Dache aus dem Schnee hervor. Nur zuweilen wird die Thätigkeit ihrer Bewohner durch die Holzhauer stärker in Anspruch genommen. Noch seltener wird die Eintönigkeit des täglichen Lebens durch Abenteuer mit Waldfrevlern unterbrochen, welche Kiki stets siegreich besteht. Man ißt, trinkt, wärmt sich am Herdfeuer, raucht, schläft und träumt nicht. Wovon sollte man auch träumen? Es geht ja alles seinen gewohnten Gang!



Litterarische Festgeschenke.

Von künstlerisch ausgestatteten Prachtwerken, welche zu Geschenkwerken besonders geeignet sind, ist das von Dr. Adolf Rosenberg herausgegebene, mit ausgezeichneten Porträts, Kupferlichtdrucken und trefflichen Radierungen geschmückte Buch **Die Münchener Malerschule** sehr empfehlenswert. Es sind zwei Ausgaben von dem Werke veranstaltet; bei der besseren wurden die Kupfer auf chinesischem Papier gedruckt. Unter den neueren Kunstschriftstellern hat sich Adolf Rosenberg einen sehr geachteten Namen erworben; auch in dem vorliegenden Werke tritt nicht nur sein fleißiges Studium, sondern auch die geschmackvolle und anregende Behandlung günstig hervor. Die Illustrationen sind sämtlich vortrefflich ausgeführt, und die ganze Ausstattung entspricht dem längst bewährten Rufe der Verlagshandlung von E. A. Seemann in Leipzig. — Ein ebenso wertvolles Werk vom Standpunkt der künstlerischen Ausführung wie der gesamten Grundidee ist die in einem stilvollen Umschlag vereinigte Sammlung von Bildern aus dem Leben des Heilandes, welche unter dem Titel **Kommet zu mir** im Verlage von C. T. Wiskott in Breslau erschienen ist. Die Bilder sind von Heinrich Hofmann gezeichnet und bilden einen Cyklus von der Verkündigung bis zur Himmelfahrt Christi. Es liegt eine wahrhaft weihevolle Stimmung in diesen Blättern, die dabei recht charakteristisch ausgeführt sind. — In jeder Beziehung von anderem Geiste durchhaucht ist die äußerlich in Mappe und Format ziemlich ähnliche Sammlung von Frauenbildern unter dem Titel **Boudoir** von Frn. Zmurko aus dem Verlage von Rud. Giegler in Leipzig. Die zwölf weiblichen Erscheinungen sind gewiß flott und mit vielem Talent gezeichnet, sie tragen aber zum großen Teil den Charakter oberflächlicher Gefallsucht, und es ist leider kaum ein Bild darunter, dem man seine, durchgeistigte Züge nachrühmen könnte. — Sehr empfehlenswert ist das in C. F. Amelangs Verlag in Leipzig erschienene Werk **Mythologische Landschaften**, Lichtdrucke nach Gemälden von Professor Edmund Kanoldt, zu welchen A. Leschivo begleitende Dichtungen verfaßt hat. Diese Landschaften knüpfen überall an mythische Gestalten an: Iphigenie, Sappho, Dido, Kassandra, Hero u. s. w. geben gewissermaßen die beseelenden Motive zu den entsprechenden Gegenden. — Auf ein eben erst in der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (vormals Friedrich Bruckmann) in München erscheinendes Kunstwerk, welches in Idee und Ausführung von erstem Range ist, wollen wir vorläufig hinweisen. Es handelt sich um **Franz Lenbachs Zeitgenössische Bildnisse**, die in vierzig Heliogravüren von Dr. E. Albert wiedergegeben werden. Das Werk erscheint in Groß-Quartformat und in zwei Ausgaben, eine vor der Schrift, die nur in fünfundzwanzig Exemplaren hergestellt wird, und dann die Ausgabe mit der Schrift. Daß es sich bei dieser Publikation in jeder Hinsicht um ein Werk von hervorragend künstlerischer Bedeutung und vollendeter technischer Ausführung handelt, unterliegt keinem Zweifel. — Auch noch ein neues **Bibelwerk** mit Illustrationen im Charakter der Handschriftenmalerei des Mittelalters wird unter Mitwirkung hervorragender Künstler und Kunstgelehrten herausgegeben von den Pastoren Emil Frommel und Heinrich Steinhausen und dem Maler Karl Lindemann-Frommel in Rom. Dieses Bibelwerk erscheint im Verlage von Max Pasch in Berlin. Die erste Lieferung liegt vor, und wir werden später Gelegenheit haben, auf die Ausführung, bei der auch Dr. Springer eine Art redaktioneller Thätigkeit übernommen hat, zurückzukommen.

* *
*

Von wertvollen Festgeschenken für die Jugend verdient noch die von Dr. M. W. G. Müller besorgte und von Herm. Vogel in Plauen illustrierte, sehr schön ausgestattete Sammlung von **Musäus' Volksmärchen**

der **Deutschen**, welche in K. Thienemanns Verlag in Stuttgart erschienen ist, die wärmste Empfehlung. — In demselben Verlage ist auch der diesjährige Band des Jahrbuches **Das Buch der Jugend**, zur Belehrung und Unterhaltung für Knaben, herausgegeben worden. Eine reiche Auswahl von Erzählungen und belehrenden Abhandlungen kleinerer und größerer Art von bewährten Verfassern bilden darin ein sehr empfehlenswertes Ganzes.

Litterarische Notizen.

Philosophische Studien. Herausgegeben von Wilhelm Wundt. III. Band. (Leipzig, Wilhelm Engelmann.) — Daß auch der vorliegende Band die Reihe wertvoller Einzeluntersuchungen auf philosophischem Gebiete wiederum vermehrt, bedarf bei einem Unternehmen, welchem Wilhelm Wundt seine besten Kräfte widmet, kaum der Erwähnung. Neben den reichhaltigen Arbeiten, welche diesem oder jenem Punkt der physiologischen Psychologie gewidmet sind, finden wir auch diesmal einzelne Abhandlungen aus anderen Teilen der Philosophie und zwar derjenigen Philosophie, welche thatsächlich Wissenschaft ist. So behandelt Wundt selbst zunächst den „Begriff des Gesetzes" in einem Aufsatze, welcher dann auf Anregung von Rudolf Hildebrand zu einer weiteren Erörterung führt, die der Frage nach dem „Gesetzgeber der Naturgesetze" gewidmet ist. So stellt ferner Ljubomir Nedich die „Lehre von der Quantifikation des Prädikates in der neueren englischen Logik" dar, so untersucht David Selver den „Entwickelungsgang der Leibnitzschen Monadenlehre bis 1695", so zeichnet uns Ludwig Lange die „Geschichtliche Entwickelung des Bewegungsbegriffes und ihr voraussichtliches Endergebnis".

Um für das Gebiet der physiologischen Psychologie die „Art zu arbeiten" wenigstens flüchtig anzudeuten, greifen wir die Versuche von James McKeen Cattell heraus, durch welche mit Hilfe physikalischer Methoden die Dauer geistiger Vorgänge festgestellt wird. Man bestimmt die Zeit zwischen der Erzeugung eines äußeren Reizes, welcher Gehirnprozesse auslöst, und der Ausführung einer Bewegung, die auf diese Prozesse folgt. Ein Apparat, welcher diese Zeit bestimmen soll, muß drei Bestandteile haben: 1) ein Instrument, um den äußeren Reiz, welcher Gehirnprozesse veranlassen soll, hervorzubringen und um den Moment des Hervorbringens zu registrieren; 2) ein solches, um den Zeitpunkt einer Bewegung zu registrieren, welche ausgeführt wird, nachdem die Gehirnprozesse vorüber sind; 3) ein weiteres, um die Zeit zu messen, welche zwischen diesen beiden Vorgängen verflossen ist. Die beiden ersten Instrumente sind verschieden, je nach dem Reize, welcher hervorgebracht, und je nach der Bewegung, welche registriert werden soll. Zur Zeitmessung verwendet man am besten ein äußerst feines Chronoskop, welches, von Hipp in Neuchâtel konstruiert, tausendstel Sekunden anzeigt; die Registrierung geschieht stets durch elektrische Ströme.

Für derartige Messungen bildete ursprünglich die Thatsache den Ausgangspunkt, daß verschiedene Astronomen dasselbe Ereignis, z. B. einen Sterndurchgang, nicht genau zu derselben Zeit verzeichneten, weil in ihnen die hierzu nötigen Vorgänge je nach ihrer psychophysischen Organisation mehr oder minder rasch abliefen. Man ahmt nun diese Verhältnisse nach, indem man den Sterndurchgang ꝛc. durch ein Licht- oder Tonsignal ersetzt und die Zeit, welche zwischen dem Eintreten dieses Ereignisses und der Aufzeichnung desselben liegt, durch verschiedene Versuchsreihen bestimmt. Erwähnen wollen wir noch, daß auch der greise Theodor Fechner, welchem wir die Begründung der physiologischen Psychologie hauptsächlich verdanken, in dem vorliegenden Bande eine Polemik mit Estel und Lorenz „In Sachen des Zeitsinnes" abmacht, während Alfred Köhler dem Weber-Fechnerschen Grundsatze eine Abhandlung widmet, in welcher die verschiedenen mathematischen Formulierungen jenes Gesetzes durchgegangen werden.

Die im Eingang erwähnten Arbeiten Wundts, welche durch die brennende Frage nach der „Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze" angeregt worden sind, kommen zu dem kulturgeschichtlich bemerkenswerten Ergebnisse: „Im siebzehnten Jahrhundert giebt Gott die Naturgesetze, im achtzehnten thut es die Natur selbst, und im neunzehnten besorgen es die einzelnen Naturforscher." In diesem Satze liegt in der That ein Stück „Entwickelung", obwohl die Festsetzung für das neunzehnte Jahrhundert nur in negativem Sinne richtig erscheint, insofern man während der Untersuchungen weder auf Gott als Gesetzgeber zurückgreift, noch die Natur selbst personifiziert. Der einzelne Forscher gilt aber wohl auch heute noch lediglich als Entdecker und nicht als Geber der Gesetze,

vielleicht als ein Entdecker, der die Wahrheit nur zum Teil sieht, nicht aber als ein Gesetzgeber, der die Erscheinungen nur zum Teil zu meistern versteht. Wo man den Grund der Gesetze suchen will, das bleibt jedem überlassen — für die Wissenschaft ist es eine offene Frage.

Die Geschichte der ersten socialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland. Von Dr. Georg Adler. (Breslau, Eduard Trewendt.) — Dies mit bewunderungswürdigem Fleiße zusammengestellte Werk liefert in der That einen höchst wertvollen „Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der socialen Frage". Keine Mühe scheuend, hat sich der Verfasser alles nur erdenkliche Material zu verschaffen gewußt, das zu den socialpolitischen Umtrieben der vierziger und fünfziger Jahre in Beziehung steht, und ist so in den Stand gesetzt, uns ein anschauliches Bild der Anfänge einer folgenschweren Bewegung zu entwerfen. Da ist kein Verein, dessen Tendenzen der Verfasser nicht genau erforscht, keine Zeitschrift kommunistischer oder anarchistischer Färbung aus der damaligen Zeit, die er nicht auf ihren Inhalt geprüft hätte. Um so mehr muß es daher anerkannt werden, daß in der Fülle der Kleinigkeiten niemals der sichere Überblick über das Ganze verloren geht. Wir haben es hier nicht mit einer Anhäufung von Thatsachen, sondern mit der folgerichtig gegliederten Darstellung einer socialen Erscheinung in ihrem ganzen Umfange zu thun; wir sehen, wie sich der erste Anstoß zur Bewegung fortpflanzt und seine Kraft erst langsam, dann mit rasender Geschwindigkeit wächst, wie sich der Schwerpunkt bald nach dieser, bald nach jener Seite senkt, je nach dem Charakter und der Auffassung der leitenden Persönlichkeit. Die Theorien Weitlings, Heß' und anderer, vor allem aber die Marx' erfahren nähere Berücksichtigung, die jeweilige Stellungnahme der kommunistischen und socialistischen Elemente zu der revolutionären Bourgeoisie und Demokratie wird beleuchtet, und schließlich erfahren wir im Schlußwort des Verfassers eigene Ansicht. Wie jeder, der sich mit der Geschichte des vierten Standes beschäftigt, billigt er die Bestrebungen desselben, solange sie als Ferment zu zweckmäßigen Reformen wie zur Hebung der durchschnittlichen Bildungsstufe des Proletariats dienen. Er verwirft jedoch entschieden alle utopistischen Weltverbesserungspläne und zeigt in kurzer Widerlegung, wie haltlos die Theorien der obengenannten Socialisten sind. Ein Buch wie dieses sollte von jedem gelesen werden, der sich mit den heutigen socialistischen Strömungen beschäftigt, denn er wird dieselben erst nach der Bekanntschaft mit ihren Vorläufern und ersten Anfängen völlig verstehen können. Zum Schluß sei noch die liebenswürdige klare Form der Darstellung erwähnt, welche die übrigen Vorzüge dieses Werkes erst recht zur Geltung bringt.

Über Aufgabe und Methode der politischen Ökonomie. Von Dr. Eugen v. Philippovich. (Freiburg i. B., Akad. Verlagsbuchhdlg. J. C. B. Mohr.) — Die Aufgabe, die sich der Verfasser in seiner jetzt in dieser Form erschienenen Antrittsrede an der Universität Freiburg stellt, besteht im wesentlichen in einer Rechtfertigung der theoretischen Methode der Wirtschaftslehre gegenüber den längst bewährten Methoden historischer und praktischer Forschung auf diesem Gebiete. Zwar soll diese Theorie nicht losgelöst vom Boden der Erfahrung auftreten, sie soll vielmehr nur die Gesetze rein wirtschaftlichen Handelns getrennt von allen unwirtschaftlichen Elementen (Irrtum, Täuschung, Wohlthätigkeit 2c.) aufzufinden suchen und analysieren. Inwieweit diese Methode erfolgreich sein dürfte, ist vorläufig noch abzuwarten; immerhin sollte eine Anregung dazu dankbar aufgenommen werden; hält dieselbe sich wirklich, wie es der Verfasser fordert, in den Grenzen der Erfahrung, kann letztere nur dadurch bereichert werden.

Der Gottesbegriff in der Gegenwart und Zukunft. Ein Versuch zur Verständigung von Maurice Reinhold v. Stern. (Zürich, Verlags-Magazin.) — Wer vom Verfasser der Proletarierlieder, durch den Titel des vorliegenden Buches getäuscht, hier vielleicht eine geschichtliche Behandlung der Gottesidee erwartet, ist in einem großen Irrtum befangen. Wenn die Moral des einzelnen durchweg mit den Rechtsverhältnissen der Gesellschaft im Einklang wäre, und wenn ferner alle gegenseitigen Beziehungen der Individuen ohne Ausnahme von der durch eine bestimmte Gottesidee vollständig bestimmten Religion getragen würden, so hätte unser Verfasser ein gewisses Recht, seinen Betrachtungen den gewählten Titel vorzusetzen, insofern er dann die gesellschaftlichen Zustände lediglich als Wirkungen religiöser Anschauungen oder umgekehrt hinzustellen oder wenigstens eine genaue Korrespondenz beider Gebiete nachzuweisen vermöchte. Da eine solche Korrespondenz, wie der Verfasser selbst des öfteren angiebt, thatsächlich nicht besteht, mag dieselbe auch dem Ideale der Menschheitsentwickelung entsprechen, so müssen wir den Titel des Buches als durchaus irreleitend bezeichnen, wenn uns auch der Verfasser am Schlusse belehrt, daß ihm der Socialismus die Gottesidee der Gegenwart und Zukunft ist, insofern als friedliche Kultur auf der Basis der ökonomischen Freiheit und Gleichheit die wahre Religion und insofern als der Fortschritt der menschlichen Sociabilität die einzige Gottheit sei, vor der man das

Knie zu beugen habe. Was nun den Inhalt der Schrift anbetrifft, über deren Titel wir so viel gesagt, so ist derselbe jedenfalls nicht lediglich aus dem eben citierten Schlusse zu beurteilen. Es findet sich für den kritischen Leser in diesem „Versuche zur Verständigung“ eine Fülle von Anregungen, die ihn vielleicht veranlassen, an seine Brust zu schlagen und sich gewissenhaft wiederum und wiederum zu fragen, wo überall die Ursachen unserer socialen Übelstände zu suchen sind. Daß aber eine entwickelungsgeschichtliche Auffassung der Ethik auch zu Positionen führen kann, dürfte man unter anderem aus einem jüngst erschienenen Aufsatze (Kosmos, 1886, S. 372 u. f.) von Dr. Alex. Wernicke ersehen, in welchem derselbe, im Hinblick auf Rée, einzelne positivere Grundgedanken seiner „Religion des Gewissens“ (Berlin, 1880) schärfer hervorhebt. Jedenfalls ist v. Sterns Schriftchen einer eingehenden Beachtung wert.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Paläontologie. (Breslau, Eduard Trewendt.) — Wiederum liegt ein Teil des großartig angelegten Werkes, in drei Bänden, vollendet vor uns. Prof. Dr. A. Kenngott hatte seiner Zeit unter Mitwirkung von Prof. Dr. A. v. Lasaulx und Dr. F. Rolle die Anlage für eine Bearbeitung des mineralogisch-geologischen Gebietes verabredet, und gemäß dieser Verabredung war das Werk nach und nach fast seiner Vollendung entgegengereift, als ein plötzlicher Tod v. Lasaulx seinem Wirken entriß. Für den Verblichenen trat Prof. Dr. Hörnes ein, indem er einen unfertigen Artikel (Vulkane) vollendete und diesem noch zwei andere Artikel (Wasser und Zeitrechnung), welche programmmäßig in Aussicht standen, hinzufügte. Die Schlußlieferung, welche diese Artikel von Prof. Dr. Hörnes bringt, fügt ein genaues Register der drei Bände hinzu, mit dessen Hilfe dem Ganzen nachträglich der Charakter eines Lexikons verliehen wird. Die eigentümlichen Schwierigkeiten, welche ein aus drei oder mehreren bisher getrennten Wissenschaften erwachsendes Gebiet der Bearbeitung darbieten mußte, wurden von den Verfassern dadurch umgangen, daß sie den Stoff in einer relativ geringen Anzahl von in sich geschlossenen Artikeln darstellten und außerdem einzelne Abhandlungen für eine allgemeinere Übersicht des ganzen Gebietes beifügten. Die kleinen Nachteile, welche diese an sich glückliche Lösung mit sich brachte, werden nun durch das erwähnte Register ausgeglichen, so daß sich auch für diesen Teil die Bezeichnung „Handwörterbuch“ schließlich rechtfertigt. — Wir können den drei Bänden, welche das mineralogisch-geologische Gebiet darstellen, keine bessere Empfehlung mitgeben, als wenn wir bekennen, daß die Verfasser ihre Aufgabe richtig erfaßt und sich derselben bei der Ausführung durchaus gewachsen gezeigt haben. In ihrem Vorworte charakterisieren die Verfasser selbst als diese Aufgabe: „das ganze Gebiet, den bis jetzt gemachten Erfahrungen entsprechend, möglichst umfassend zur Darstellung zu bringen und dabei an dem Grundsatze festzuhalten, daß die ‚Encyklopädie der Naturwissenschaften‘ für jeden allgemein gebildeten Leser zur Belehrung dienen soll, um so die Resultate der Forschung in den einzelnen Disciplinen auch in weiteren Kreisen zu verbreiten“.

Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen. Von Prof. Dr. Wilhelm Förster. Zweite Folge. (Berlin, Georg Reimer.) — Der Inhalt dieser reichhaltigen Sammlung, welche die Teilnahme der Leserwelt in höchstem Maße verdient, ist folgender: I. Geistesfreiheit und Gesittung. II. Gemeinsames Maß und Gewicht und der Pariser Vertrag vom 20. Mai 1875. III. Ein Wort über das deutsche Eichungswesen. IV. Abendbesuch auf einer Sternwarte. V. Himmelsforschung und Erdkunde. VI. Zur Geschichte einer astronomischen Episode aus Wilhelm Meisters Wanderjahren. VII. Zur Entwickelungsgeschichte des Fernrohrs. VIII. Zur Geschichte der Astronomie. IX. Zur Würdigung der neueren Fortschritte und Aufgaben der Astronomie. X. Rede, gehalten zur Nachfeier der Enthüllung der Humboldt-Denkmäler am 28. Mai 1883. XI. Rede, gehalten bei dem Feste des elektrotechnischen Vereins zur Feier der Internationalen Telegraphenkonferenz am 4. September 1885. XII. Über Genauigkeit. Man wird in diesen Abhandlungen und Vorträgen, welche wahre Perlen unserer Litteratur sind, vielfach Belehrung finden, und zwar stets in einer Form, welche weitverzweigten Interessen durchaus gerecht wird. Von dem Punkte aus, welchen die jedesmalige Stellung des Themas dem Verfasser anweist, werden immer überraschende Streiflichter auf die verschiedensten Gebiete des menschlichen Wissens geworfen. Man wandert hier unter der Leitung eines Mannes, den man bei der Wanderung vor allem lieb gewinnt, denn er wirkt nicht durch trockene Belehrung, sondern durch seine ganze mit reichem Wissen ausgestattete Persönlichkeit und zwar stets in edler Einfachheit und stiller Größe.

* *
*

Arme Mädchen. Roman von Paul Lindau. (Berlin u. Stuttgart, W. Spemann.) — Die Cyklusromane sind neuerdings sehr in Aufnahme gekommen: den historischen und kulturhistorischen folgen die socialen, und wenn auch nicht immer das Nacheinander als roter Faden hindurchgeht und die Vererbung das

Grundmotiv bildet, ist doch die Absicht irgend einer Zusammengehörigkeit von vornherein ins Auge gefaßt. Seinem ersten Romane aus dem Cyklus „Berlin“, der den besonderen Titel „Der Zug nach dem Westen“ führte, hat Paul Lindau nun den zweiten folgen lassen, den er „Arme Mädchen“ benannt hat. Ohne Zweifel liegen dieser Schilderung gewissenhafte Studien und Beobachtungen zu Grunde, Paul Lindau hat alles, was er uns da vorführt, selbst gesehen und sorglich gesammelt, aber er hat es doch nicht in dem Grade miterlebt, er ist nicht so mit seiner eigenen Empfindung dabei gewesen wie in seinem ersten Romane. Die geringen Beziehungen zwischen den beiden Werken selbst sind rein äußerlicher, ganz überflüssiger Art. Ein armes Mädchen aus dem Volke und ein anderes aus vornehmen Kreisen sind die Hauptheldinnen des Buches, und es ist mit grausamer Absichtlichkeit durchgeführt, wie dem tüchtig angelegten Kinde des Proletariats seine Herkunft in Gestalt der nächsten Verwandten überall in den Weg tritt, bis es zuletzt zu Verzweiflung und Selbstmord getrieben wird, während das weniger sittlich veranlagte Mädchen von besserer Herkunft vom Glück begünstigt wird. Das Buch zeigt die Vorzüge des Lindauschen Erzählertalentes und seiner seltenen Gestaltungskraft, aber daneben doch auch manche oberflächliche Behandlung wichtiger Momente. Es steht dem Dichter frei, mit göttlicher Willkür das Schicksal seiner Personen zu gestalten, aber die innere Wahrscheinlichkeit darf er nicht außer acht lassen. Ein Mädchen wie Regina würde von Angst vor den Folgen fast zu Tode gepeinigt, wenn sie sich wirklich einmal so weit vergessen könnte, wie es hier geschieht; aber von solcher Qual ist kaum die Rede. Ebenso begreift man nicht recht, wie die tüchtige und eigentlich etwas nüchterne Grete zum Entschlusse des Selbstmords gelangen kann; aber freilich, Paul Lindau versteht es, durch brillante Behandlung den Leser derart für seine Entscheidung zu gewinnen, daß man erst nachträglich auf Bedenken stößt, während beim Lesen die unmittelbare Wirkung seiner Kunst über alle Bedenken forthilft.

Jorinde. Roman von Ernst Eckstein. (Leipzig, Carl Reißner.) — Es ist nichts Seltenes, daß man als Entgegnung auf tadelnde Bemerkungen über Romanstoffe die Versicherung empfängt, es liege ein Faktum zu Grunde und die Geschichte sei wirklich passiert. Dies ist auch bei der vorliegenden, mit allen Vorzügen seines glänzenden Formtalentes ausgestatteten Erzählung von Ernst Eckstein der Fall. Aber mag der Geschichte eine wahre Begebenheit zu Grunde liegen oder nicht, die Wahl des Stoffes spricht immer mit bei der Beurteilung eines Werkes, und daß Eckstein diesmal eine sehr verfehlte und geschmacklose Wahl getroffen hat, darüber werden die meisten Leser einstimmig sein. Die Geschichte fängt außerordentlich anziehend und in meisterhaft durchgeführtem Erzählertone an; es wäre viel besser gewesen, der Verfasser hätte auf die widerwärtige, der Wirklichkeit entnommene Entwickelung verzichtet, denn wahrscheinlich würde er selbst etwas Besseres zu ersinnen vermocht haben. Es handelt sich nämlich um die Rache eines betrogenen Ehemannes, der sein schuldiges Weib in raffinierter Weise durch fortwährende Aufregungen, Schrecken, Angst und andere Seelenleiden in den Tod hetzt. Als Arzt konstatiert er dabei kunstgerecht den Fortschritt der Krankheit. In der That, wir wiederholen es, durch die Wahl des Stoffes bewährt sich der poetische Takt, und die Ausführung allein thut's denn doch nicht.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mk. vierteljährlich (**6 Mk. für die 2 letzten Monate, 3 Mk. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 Mk. (Mk. 5,60 für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 Mk.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze rc. rc. in Nr. 303 bis 309.

Ein französisch-russisches Bündniß. (IV. Schlußartikel.) — Zur inneren Krisis in Oesterreich. — Die Ministerkrisis und die Finanzen in Aegypten. (I./II.) — Reichsländische Zustände. — Rußland in Centralasien. — Die Zollfrage in Dänemark. — „Verlorene Liebesmüh'."

Neuere Forschungsreisen in Marokko. Von B. Domann. — Deutsche Justizstatistik. (I.) — Aus Eger und dem Egerland. Von Dr. A. Pecz. — Denkwürdigkeiten des bayerischen Staatsministers Maximilian Grafen von Montgelas. (II.) — Johann Karl August Musäus. Von Adolf Stern. (II.) — Aus Kaiser-Wilhelms-Land — Henrik Ibsen. Von R. Woerner. (I./II.) — Cornelius und Steinle. — Wiener Briefe. (CCXIX.) — Zur Entwicklung des Naturgefühls. — Die Geschichte des deutschen Theaters in Prag. Von J. Gundling. (I.) — Neuere Studien zur deutschen Landeskunde. — Der deutsche Kaufhof in Venedig. Von W. Heyd. — „Die Kunst für Alle."

Die Stellung der Revisoren bei Actiengesellschaften. — Deutsche Waaren in Argentinien. — Die Jahresberichte der Fabrikinspectoren und die Enquête über die Sonntagsarbeit. (I.)

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze rc. rc. in Nr. 310 bis 316.

Ministerwechsel in Japan. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Zum Exposé des Grafen Kálnoky. — Zur Lage in Spanien. — Die deutschgesinnten Elsässer. — Bismarck und Rußland. — Neutralitätsbriefe aus Oesterreich. (I.) — Die internationalen Schiedsgerichte in Chile. (I.)

Eine neue Religionsphilosophie. Von M. Carriere. (I.) — Johann Karl August Musäus. Von Adolf Stern. (III.) — Die Geschichte des deutschen Theaters in Prag. Von J. Gundling. (II.) — Henrik Ibsen. Von R. Woerner. (III. Schlußartikel.) — Neuer römischer Fund aus Mainz. Von Dr. J. Keller — Ein mecklenburgischer Schulmann. — Pierre de Luxembourg, Bischof von Metz. Von H. Semmig. (I./II.) — Eine Schüler-Ausstellung im k. k. Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie zu Wien. Von H. E. v. Berlepsch. — Aus meinem Leben und aus meiner Zeit von Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. (I./II.) — Wilhelm Jensen: „Aus schwerer Vergangenheit." Von H. Blum. — Die Kataloge der Vaticanischen Bibliothek. Von J. v. Pflugk-Harttung. — „Akropolis." Von Dr. W. Dörpfeld.

Ein französisches Urtheil über den deutschen Levante-Handel. — Die Jahresberichte der Fabrikinspectoren und die Enquête über die Sonntagsarbeit. (II.)

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze rc. rc. in Nr. 317 bis 323.

Ein neues russisches Programm rücksichtlich der Balkan-Halbinsel. (I./III.) — Oesterreichs Bismarck. (I.) — Grundzüge zur Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter. — Zur Lage des spanischen Cabinets. — Die internationalen Schiedsgerichte in Chile. (II. Schlußartikel.) — Denkschrift zur Alters- und Invalidenversicherung.

Die Demokratie. Von M. Seydel. — Pierre de Luxembourg, Bischof von Metz. Von H. Semmig. (III. Schlußartikel.) — Aus meinem Leben und aus meiner Zeit von Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. (III./IV.) — Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike. Von Fr. Muncker — Johann Karl August Musäus. Von Adolf Stern. (IV.) — Der Richter von Zalamea von Lope de Vega. Von A. Fr. Graf v. Schack. — Eine neue Religionsphilosophie. Von M. Carriere. (II./III.) — Aus den Gallerien Hollands. Von W. Lübke. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Von A. Schlossar. — Ein Kampf um den Glauben. Von J. v. Pflugk-Harttung — Schweizer Glasmalerei. Von W. Lübke. — Franz Trautmann. (Nekrolog.) Von J. Grosse. — Ein Rückblick auf die bayerische protestantische Generalsynode vom Jahre 1885.

Der Panama-Canal.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze rc. rc. in Nr. 324 bis 330.

Officielle Kundgebung über die künftige Politik Japans — Denkschrift zur Alters- und Invalidenversicherung. (Schluß.) — Oesterreichs Bismarck. (II./III.) — Die Krisis in Schweden. — Die Thronrede zur Eröffnung des Deutschen Reichstags. — Die Krisis in Frankreich — Die deutsche Thronrede und das Programm der neuen Reichstagssession. — Zur Lage in Spanien. — Das belgische Gesetz gegen die Trunksucht.

Der Weltschöpfer von Cornelius und Steinle. Von V. Valentin. — Zur Frage des deutschen Buchhandels. Von L. v. Stein. — Bergfahrten und Rastttatten. (III.) — Die Geschichte des deutschen Theaters in Prag. Von J. Gundling. (III. Schlußartikel.) — Deutsche Justizstatistik. (II.) — Aus der Staedel'schen Gallerie. Von W. Lübke. — Karl Greith. (Nekrolog.) — Gustav Robert Kirchhoff. (Nekrolog.) Von Professor A. Heller. — Carl Schurz über Henry Clay. Von E. P. Evans. — Max Nordau's Roman „Die Krankheit des Jahrhunderts." — Weihnachtsbücherschau. Von Fr. Pecht. — Neue Schriften über Molière. Von L. Geiger. (I.) — Das Rathhaus zu Lindau. Von F. Reber. — Die neueste Phase in der Entwicklung der österreichischen Communalstatistik. — Johann Karl August Musäus. Von Adolf Stern. (V.) — Afrikanische Reisebilder.

Die Berichte der Fabrikinspectoren und die Enquête über die Sonntagsarbeit. (III.)

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

In **dritter Auflage** erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Theodor Storm's Gesammelte Schriften.

Mit dem photographischen Porträt des Dichters.

Vierzehn Bände. — Elegant gebunden in 7 Bänden Mk. 38,50.

Als einzelne Serien können hiervon bezogen werden:

Bd. 1—6 geb. in 3 Bdn. Mk. 16,50. — Bd. 7—10 geb. in 2 Bdn. 11 Mk.

Bd. 11—14 geb. in 2 Bdn. 11 Mk.

Einzelne Bände werden nicht abgegeben.

Versand-Geschäft Mey & Edlich

Alle Aufträge von 20 Mk. an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten
Leipzig-Plagwitz.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Cigarren aus importirten Tabaken.

Name	Façon	Charakter	Kiste von 25 St.	Kiste von 100 St.	Bei Abnahme von 1 Mille
			Mk.	Mk.	Mk.
Punch . . .	gross	mittelkräft.	1.—	3.75	36.50
El Floron . .	mittelgross	„	1.15	4.—	39.—
El Salida . .	„	kräftig	1.20	4.30	42.—
Loreley . .	gross	mittelkräft.	1.25	4.50	44.—
El Damiento .	Trabucos	mittelleicht	1.30	4.60	45.—
La Dadiva .	gross	mittelkräft.	1.30	4.60	45.—
Mi Pasion . .	„	leicht mtlk.	1.40	5.—	49.—
Felicitas . .	klein	„	1.40	5.—	49.—
La Claridad .	mittelgross	mild	1.40	5.—	49.—
La Partura .	gross	mittelkräft	1.50	5.25	51.50
Titania . . .	„	leicht, mild	1.50	5.50	54.—
La Corona .	lang	„	1.60	5.50	54.—
El Brillante .	mittelgross	mittelkräft.	1.75	6.—	59.—
Regatta . .	klein	pikant	1.75	6.—	59.—
Las Elfas . .	„	leicht, pik.	1.80	6.—	59.—
La Patria . .	dick	leicht	1.80	6.—	59.—
				Kiste v. 50 St.	
La Heroina .	kurz dick	mittelkräft.	2.50	4.75	90.—
La Historia .	„	„	2.50	4.75	92.—
El Besito . .	gross Façon	„	2.60	5.—	92.—
Intimo . . .	gr. Regalia	„	3.—	5.75	112.—
Humboldt .	Reinas Victoria	leicht, aber voll u. pik.	3.25	6.—	114.—

Name	Façon	Charakter	Kiste von 25 St.	Kiste von 100 St.	Bei Abnahme von 1 Mille
			Mk.	Mk.	Mk.
Campanilla .	mittelgross	kräftig	1.80	6.—	[illegible]
Conchas . .	gross		—	6.—	[illegible]
Laura . . .	„	mild, mtlkr.	1.85	6.25	[illegible]
Graciosidad .	mittelgross	fein, mild	2.—	7.—	[illegible]
La Resulta .	„	mittelkr.	2.—	7.—	[illegible]
Romeo . . .	„	krftg., pik.	2.15	7.50	[illegible]
Casa de Campo	gross	voll, krftg.	2.25	8.—	[illegible]
El Rico . .	mittelgross	fein, mtlkr.	2.25	8.—	[illegible]
La Driada .	klein	fein, pikant	2.40	8.50	[illegible]
Experimento	„	mittelkr.	2.50	9.—	[illegible]
Esquisitos .	„	„	—	9.—	[illegible]
Patriotas . .	gross	—	—	9.—	[illegible]
Passada . .	mittelgross	mittelkr.	2.70	9.75	[illegible]
El Verano .	„	sehr pikant	2.80	10.50	[illegible]
Ines	„	mittelkr.	3.25	12.—	[illegible]
El Regalo .	gross	kräftig	4.—	15.—	[illegible]
				Kiste v. 50 St.	
Armida . .	kl. Mtlfaç.	mild	3.75	7.—	[illegible]
Crema de Cuba	Conchasfaç.	„	4.25	8.—	[illegible]
La Nobleza .	„ dick	mittelkr.	4.50	8.50	[illegible]
La Corona d'España	Regalia	mittelkr. zieml. voll	5.25	10.—	[illegible]

Der Millepreis tritt ein, wenn mindestens 1000 Stück Cigarren, sei es auch in verschiedenen Preislagen, auf einmal entnommen werden.

Auf $^1/_{10}$ Packung (25 Stück) kann absolut keine Preisermässigung eintreten.

Auf Wunsch des Bestellers liefern wir vorstehende Sorten auch mit anderen Namen, als den hier genannten. Auf diese Einrichtung machen wir besonders die Besteller aufmerksam, welche unsere Cigarren zu Geschenken beziehen und nicht wünschen, dass die Empfänger der letzteren den Preis der Cigarren kennen sollen. Wird eine derartige neutrale Etiquette gewünscht, so beliebe man Phantasie-Etiquette vorzuschreiben.

Ein Sortiment

sehr **leichter** und **feiner** Cigarren in altbewährter Handarbeit.

Preciosos.
Leicht und pikant. Mittelfaçon.
Die Kiste von 100 Stück Mk. 6.—. Das Mille Mk. 59.—.

Reinas finas.
Leicht und fein. Kleines, mittelstarkes Façon.
Die Kiste von 100 Stück Mk. 6.25. Das Mille Mk. 60.—.

Reina Victoria.
Sehr mild. Mittelgrosses Façon.
Die Kiste von 100 Stück Mk. 7.50. Das Mille Mk. 72.—.

Londres corriente.
Mild und fein. Grosses, schlankes Façon.
Die Kiste von 100 Stück Mk. 9.—. Das Mille Mk. 87.—.

Sport.
Sehr leicht und fein. Mittelgrosses Façon.
Die Kiste von 100 Stück Mk. 10.—. Das Mille Mk. 95.—.

Sortimentskiste No. 9 enthält von vorstehenden 5 Sorten je 20 Stück = 100 Stück. Preis per Kiste Mk. 8.—.

Ein Sortiment

sehr **milder** und **feiner** Cigarren aus **Havanna- und Vuelta-Havanna-Tabaken.**

Reinitas.
Mittelkräftig. Handarbeit. Kleines, schwaches Façon.
Die Kiste von 100 Stück Mk. 8.—. Das Mille Mk. [illegible]

Londrecitos.
Mittelkräftig. Handarbeit. Grosses Mittelfaçon.
Die Kiste von 100 Stück Mk. 9.—. Das Mille Mk. [illegible]

Conchas especiales.
Mild. Rein Vuelta-Havanna. Grosses Façon.
Die Kiste von 50 Stück Mk. 6.—. Das Mille Mk. [illegible]

Regalia Reina.
Mild und fein. Rein Vuelta-Havanna. Volles Mittelfaçon.
Die Kiste von 50 Stück Mk. 7.50. Das Mille Mk. [illegible]

Britanica.
Leicht und sehr fein. Rein Vuelta-Havanna. Grosses Façon.
Die Kiste von 50 Stück Mk. 9.—. Das Mille Mk. [illegible]

Sortimentskiste No. 10 enthält von vorstehenden 5 Sorten je 20 Stück = 100 Stück. Preis per Kiste Mk. 12.50.

Unsern Special-Catalog über Cigarren
versenden wir unberechnet und portofrei.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, Leipzig-Plagwitz.

32. Jahrg. Februar 1888. Heft 377.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann

Inhalt.

Seite

Salvatore Farina: Um den Glanz des Ruhmes. Bilder, fast nach dem Leben gezeichnet. II. (Forts.) 545

Paul Lindenberg: Das Hohenzollern-Museum in Berlin . . . 575
Mit sechzehn Abbildungen: Eingang zum Park Monbijou. — Portal zum Hohenzollern-Museum. — Rückfront des Hohenzollern-Museums. — Tisch und Kronleuchter im ersten Kaiserzimmer. — Thronbaldachin im zweiten Kaiserzimmer. — Wiege des Kaisers Wilhelm. — Wagen und Spielsachen des Kaisers Wilhelm. — Tisch und Sofa aus Friedrich Wilhelms IV. Besitz. — Schreibsekretär der Königin Luise. — Friedrich Wilhelm III. als Knabe. — Bettschirm und Krankenstuhl Friedrich Wilhelms III. — Degen, Uhr und Pfeife des Prinzen Louis Ferdinand. — Prachtschrank mit Marmorfiguren König Friedrich Wilhelms II. — Die Porzellangalerie. — Feldbett, Paradebett und Wiege Friedrichs des Großen. — Der Kurfürstensaal.

Friedrich Bodenstedt: Ein Grab an der Wolga 600

Hedwig Dohm: Verfehltes Leben. Novelle. I. 605

Siegmund Feldmann: Kiel und der Nord-Ostsee-Kanal . . . 632
Mit einer Karte und vierzehn Abbildungen: Der Kriegshafen. — Die Hafeneinfahrt bei Friedrichsort. — In den Strandbatterien bei Friedrichsort. — Der Handelshafen. — Die Knoover Schleuse. — Am kleinen Kiel. — Neumühlen an der Schwentine. — Die Kaiserliche Werft. — Kriegsgeschwader im Kieler Hafen. — Die Ausfall-Korvette „Bayern". — Im Schloßgarten. — Düsternbrook und Seebadeanstalt. — Die Sternwarte. — Strandpartie bei Bellevue.

Helene Böhlau: Harmlose Skizzen aus Konstantinopel. III. Wie die bösen Türken sind 652

Albert Schultheiß: Pietro Aretino. Eine litterar-historische Studie . 660
Mit einem Porträt Pietro Aretinos.

Theodor Harten: Ein Abenteuer in Edfu. Aus dem Reise-Tagebuch einer Dame 672

Litterarische Notizen 677
Das Leben, seine Grundlagen und die Mittel zu seiner Erhaltung. Von Jul. Hensel. — Die Diphtheritis-Heilmethode. Von Dr. Georg Friedrich Wachsmuth. — Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis. Von Dr. W. Kobelt. — Im Bismarck-Archipel. Von R. Parkinson. — Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Von Justinus Kerner. — Philosophische Studien. Von Wilhelm Wundt. — Logik und Poetik. Von Dr. Georg Hagemann. — Fünf populäre wissenschaftliche Vorträge. Von Dr. Heinrich Weber. — Statistische Zusammenstellungen als Material für die Reform der Verzehrungssteuer in geschlossenen Orten und auf dem Lande. Von Dr. Max Menger. — Aus den Memoiren eines Wickelkindes. Von Julian Weiß.

Litterarische Neuigkeiten III

Anzeigen VI

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Monatshefte wird strafgerichtlich verfolgt.
Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.

Der freundlichen Beachtung unserer Leser empfehlen wir folgende Extrabeilage:
Von Herrn **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig, betreffend „Christliche Welt".

Um den Glanz des Ruhmes.

Bilder, fast nach dem Leben gezeichnet

von

Salvatore Farina.

II.

Nach dem Mittagessen sprach Giuditta zur Schwester:

„Heute abend werde ich dem Blinden vorspielen. Es ist dir doch nicht unangenehm? Glaubst du, daß sie mit dem Tausche nicht unzufrieden sein werden?"

„Warum unzufrieden?" erwiderte Sofia unbefangen. „Es ist deine Pflicht, auch zuweilen hinzugehen. Waren wir nicht so übereingekommen?"

Giuditta ging. Da sie im Salon warten mußte, während der Diener seinen Herren meldete, daß „die andere" gekommen sei, benutzte sie die Zeit, um sich im Spiegel gegenüber zu betrachten. Der Blinde könne sie doch nicht allein empfangen, dachte sie. In der That kamen beide, Vater und Sohn; aber bald merkte die Schöne, daß sie alle beide blind waren, denn der Sehende blickte ihr nicht wie das erste Mal ins Gesicht.

Sie waren jedoch höflich, wünschten erst ein klein wenig zu plaudern, dann die Musik; gar zu viel Musik, welche das bildhübsche Mädchen vorspielen und dabei ihren Mitmenschen den Rücken zukehren mußte, ohne sich auch nur durch einen Blick in den Spiegel entschädigen zu können, welcher zu hoch hing und zu wenig nach vorn geneigt war, um den Saal für die am Pianoforte Sitzende zurückzuwerfen. Dennoch spielte sie nach besten Kräften, spielte ausgezeichnet; sie entfaltete die ganze Bravour einer Schülerin des Konservatoriums, welche mittels Arpeggien und besonders mittels geschickt benutzter Tonleitern eine bedeutende Höhe erklimmen will.

Als man sie darum befragte, enthüllte sie ihr Ideal; es bestand darin, eine Klavier-Konzertistin zu werden und als solche die Reise um die Welt zu machen.

„Und jedem männlichen Bewohner beider Erdhälften den Kopf zu verdrehen," setzte Tito innerlich hinzu, der neben dem Vater auf dem Sofa verweilt hatte.

„Bis dahin," setzte gleichfalls innerlich das bildhübsche Mädchen hinzu, „bis da-

hin, daß ein gediegener Mann, wie ich ihn verstehe, mir Halt gebietet, weil er all das Glück genießen will, das meine Schönheit ihm gewähren kann." — Und um dies ohne Worte auszudrücken, hatte sie sich durch eine Schraubendrehung des Klavierstuhls plötzlich umgewendet.

Tito war auf seiner Hut geblieben; er kannte sich zu gut — oder er kannte sich vielleicht zu schlecht —, um zu glauben, daß ein gewaltiger Sturm ihn hinreichend gerüttelt habe. Er fürchtete die weibliche Schönheit, weil er einmal durch sie Schiffbruch gelitten hatte; aber er wußte nicht, daß gewisse schwache Seelen sich durch die Selbstbeobachtung stählen und daß dann die Schwäche zur Stärke ihres ganzen Lebens werden kann. Die Absicht Giudittas bei ihrem Manöver mit dem Klavierstuhl verstand Tito vollkommen und belächelte sie; aber dennoch sah er die Pianistin nicht an, während sie dem alten Mattia ihre Idee auseinandersetzte.

Der Blinde billigte dieselbe kopfnickend und sprach schließlich: „Mich freut das; ich werde Ihnen mit nichten sagen: hüten Sie sich, Sie gehen vielen Schmerzen entgegen, die vielleicht durch wenige Befriedigungen bezahlt werden. Wer zu dulden weiß, überwindet alles, und Sie, wie mir scheint, haben Ihr Herz an den Ruhm gehängt."

„Ich mein Herz an den Ruhm gehängt! Aber ganz und gar nicht! Wozu nutzt der Ruhm? Was ist er eigentlich? Wer hat ihn je in der Nähe gesehen? Die, welche ihn jetzt genießen würden, sind schon lange tot, und denen, welche ihn einst ernten werden, bleibt er vorenthalten, weil sie noch am Leben sind."

Giuditta drückte diese Anschauungen lachend und scherzhaft aus und bekannte schließlich, daß sie dieselben sich nicht selbst gebildet hatte; sie habe zu dergleichen Gedanken keine Zeit und wiederhole nur, was sie den Papa bei Tische immer reden höre.

„Ich weiß sehr wohl, wie Ihr Papa darüber denkt; er glaubt einzig nur die Kunst zu lieben und auf den Ruhm keinen Wert zu legen; aber auch er liebt ihn glühend. Sagen Sie ihm das nicht, denn er würde sich erzürnen; aber Sie können einem Blinden glauben, der seit lange in die menschliche Seele blickt und dort Dinge wahrnimmt, die wenig ans Licht treten."

Während Giuditta dem alten Herrn aufmerksam ins Gesicht schaute, bemerkte sie doch, daß Tito zweimal flüchtig die Augen auf sie gerichtet hatte und daß er sie beim drittenmal nicht wieder abwendete.

„Das mag wohl sein," sprach Giuditta, um doch etwas zu sagen, als der Blinde ausgeredet hatte, und da sie nicht wußte, wohin sie den Blick wenden sollte, ließ sie ihn hier und dort umherschweifen, schlug ihn darauf einen Moment nieder, um ihn blitzend wieder zu erheben und auf den jungen Mann zu heften.

Aber der Angriff prallte an Tito ab; denn weil er an Cesira und andere schöne Frauen, an Sofia und andere gute Mädchen dachte, war er nicht da für Giuditta, welche ihm gegenüber saß. In der That fühlte er sich den übrigen Abend hindurch so gesichert, daß er sich anbot, sie nach Hause zu begleiten, wie das erste Mal Sofia. Die Schöne dankte niedergeschlagen, denn Titos jetzige Unbefangenheit zeigte ihr, daß ihre ganze Kriegslist vergeblich gewesen. Aber sie verzweifelte noch nicht.

Sie hatte kaum mehr an Tonio gedacht, der um diese Stunde Wache stand, und als sie ihn auf der anderen Seite der Straße zu erkennen glaubte, wollte sie ihn übersehen. Der Ärmste, welcher ihr schon einen Schritt entgegengethan hatte, fühlte sich durch ihre Achtlosigkeit wie an den Boden genagelt. Nach einer Weile folgte er ihr von fern, wie durch seinen Unglücksstern angezogen.

Er beobachtete die beiden und dachte ohne Bitterkeit: „Er ist ein hübscher junger Mann, er ist reich — das ist's ja, was sie sucht. Er spricht laut mit ihr, ohne ihr den Kopf zuzuwenden. Jetzt schweigt er; beide schweigen. Wäre es möglich, daß er nicht in sie verliebt ist?"

Aber bei jeder Kopfbewegung Giudittas, bei jedem leisen Wort, welches die Luft jenen entführte, um den Busen des Unglücklichen damit zu stacheln, fühlte er sein Elend wachsen. Jedoch waren sie häufig still; als sie an der Hausthür anlangten, hatten sie noch nichts Sonderliches gesprochen. Nun blieb Giuditta stehen, Tonio gleichfalls.

„Da wären wir!“ sagte Giuditta.

Und der hübsche junge Mann seufzte nicht „Schade!“ wie nach Tonios Meinung die schönen Jünglinge stets zu den schönen jungen Dämchen sagten; hingegen sprach er, wie Tonio ganz gut verstand: „Ich bitte Sie, den Papa und die Signorina Sofia zu grüßen.“ Dann verbeugte er sich tief und ging seines Weges, ohne sich auch nur zurückzuwenden.

Nun fühlte Tonio sich wie von einer geheimen Feder geschnellt und war in zwei Sätzen an der Hausthür.

Giuditta hatte auf ihn gewartet.

„Ein schönes Benehmen!“ sagte sie, sobald er es hören konnte, „dich nicht sogleich zu zeigen und mir von fern zu folgen, um wohl gar den Verdacht hervorzurufen, daß ich dir ein Stelldichein auf der Straße gegeben und daß du …“

„O Giuditta!“

„Nun, es ist wahr; hättest du dich gleich gezeigt, so wäre nichts Schlimmes dabei gewesen; ich hätte dann dem Signor Tito gesagt, daß du mein Cousin bist. So wußte ich nicht, was ich thun sollte; sicherlich hat er bemerkt, daß du mich begleitetest — so gut, wie ich es sah.“

„O Giuditta, das brauchst du nicht zu denken; er hat sich nicht einmal umgewendet.“

„Ich hätte dich herangerufen, um dich zu bestrafen. Aber ich dachte: wer weiß? er ist im stande, eine Dummheit zu sagen, mir eine Unannehmlichkeit zu bereiten.“

„O Giuditta!“

„Aber du hättest eine Strafe verdient.“

„Ich fürchtete lästig zu fallen,“ seufzte Tonio, „deshalb habe ich mich nicht gemeldet. Der Signor Tito ist ein schöner junger Mann.“

„Was geht das dich an? und was geht es mich an?“

„Ist es wahr, daß dir nichts an ihm liegt?“

„Weder an ihm, noch an dir, noch an sonst jemand; das solltest du doch schon wissen. Ich werde nie jemandes Frau werden, der nicht reich ist. Ich dächte, das wäre deutlich gesprochen. Lebe wohl, Tonio, vergiß mich recht schnell; um deines Glückes willen gebe ich dir den Rat.“

Tonio blieb an der Thür stehen mit einem Ausdruck, als habe das Glück ihn aus dem Hause gejagt.

Daheim fand Giuditta ihre Schwester am Tisch, mit einem Taschenschreibzeug und einem Papierheft; aber sie war nicht begierig, zu wissen, was sie geschrieben habe. Sie ging im Stübchen umher, legte den Shawl ab, band am Fenster stehend die Hutbänder auf, legte dann den Hut aufs Bett zu dem Shawl. Sie hatte beim Eintreten Sofia flüchtig guten Abend gewünscht, jetzt sprach sie nichts weiter. Als sie sah, daß Sofia, welche sitzen geblieben war, mit dem Kopf und den Augen all ihren Bewegungen folgte, beklagte sie sich endlich:

„Du sagst heute abend gar nichts zu mir?“

„Ich schwieg, weil du mir etwas mitzuteilen haben mußt. Ich weiß sehr wohl, was.“

„Ja, ich muß dir sagen, daß ich zu blinden Leuten nicht mehr gehe.“

„Haben sie dir etwas Unangenehmes gesagt?“

„Nicht ein Wort, weder Unangenehmes noch anderes; aber ich habe mich gelangweilt und falle nicht wieder darauf hinein. Der Blinde mag ja noch hingehen, aber der andere, dein Signor — wie heißt er doch? — Tito …“

„Warum meiner?“ fragte Sofia einfach.

„Weil ich ihn dir lasse, weil ich nichts mit ihm anzufangen weiß.“

Sofia war errötet und schwieg, weil sie fürchtete, der Schwester vielleicht ein strenges Wort zu sagen, die auf dem besten Wege war, mit ihr zu schmollen.

Nach einer Weile bereute Giuditta ihre eigenen Worte und sagte liebreich:

„Ich bin nicht etwa böse, weißt du? Ich will dir sogar den letzten Auftrag dieses deines — dieses Tito sagen; willst du ihn wissen? Er hat gesagt: ‚Ich bitte Sie, Fräulein Sofia zu grüßen.‘ — Wie du siehst, habe ich mich dieses Auftrags entledigt. Ich glaube, du könntest etwas mit ihm machen, wenn du einsichtig wärest.“

„Warum thust du selbst es nicht?“ fragte Sofia gelassen.

„Wenn ich dir doch sage, daß für mich da nichts zu machen ist; erstens, weil er mir nicht gefällt, und dann, weil er schon verliebt sein muß.“ — Da bemerkte sie, daß die Schwester mit Schreiben beschäftigt war, und fragte: „An wen schreibst du?“

„An niemand,“ gab Sofia schnell zur Antwort.

Und es war so. Sie schrieb an sich selbst, schrieb an ihr erregtes, aber starkes Herz, an ihr unfügsames Verlangen, ihre beschwingten Gedanken. Sie schrieb so: Geduld noch ein Weilchen; du wirst die Kraft finden, die uns allein das Leben möglich macht.

Es stand nicht geschrieben, worin diese Kraft bestehe.

* *
*

Tito hatte Wort gehalten, zum Sylvester war des Papas Porträt fertig. Seit vielen Jahren erschien dieser Tag nicht, ohne eine immer zunehmende Menge von Visitenkarten, Briefchen, Glückwünschen, Blumensträußchen zu bringen wie für eine schöne junge Dame, und sogar kolossale Blumensträuße wie für eine Primadonna. In jedem Jahre war es Mattias große Verwunderung gewesen, wie die Welt dazu komme, sich mit seinen Angelegenheiten zu beschäftigen, zu wissen, an welchem Tage welchen Jahres er gekommen sei, um sein Teilchen Ruhm in Empfang zu nehmen und still einzustecken. Die selige Tomasina hingegen verwunderte sich ganz und gar nicht und sagte scherzend, meinte es aber im Ernst: Wenn Mattia solchen Lärm in der Welt mache, so komme das von seiner Anmaßung her, welche das Stück Ruhm so groß gewollt und sich noch nicht davon befriedigt fühle, da er es immer nur ein Stückchen nenne.

Durch diese Worte erfreut, hatte der glorreiche Künstler sich endlich bescheiden darein gefunden, daß die Welt alles sieht, alles weiß und daß man sie vergebens hinter das Licht zu führen sucht. Das war die gute Zeit. Aber als später der „Impressionismus“ losbrach und an allen Ecken jeden in der Anbetung der Idee ergrauten Künstler bissig anfiel, als jeder Hansnarr von Impressionist sich rühmte, die Kunst sei eine leichte Eroberung für den ersten besten, da argwöhnte Mattia zum erstenmal eine große Wahrheit. Diese Wahrheit, in trivialster Sprache ausgedrückt, lautete: Die Welt ist dazu geschaffen, daß die Schelme sie bequem zum besten haben.

Aber trotz der neuen Krankheit der Malerei, trotz der chronischen Krankheit der Journalkritik, auch unter der Herrschaft des Impressionismus, hatte es am Sylvestertage immer noch Visitenkarten, Blumensträuße, Glückwünsche geregnet, und am letzten Tage des Jahres konnte Mattia sich entschädigt erklären für die im Laufe desselben mit nicht allzu viel Resignation ertragenen Kränkungen. Dann war die Erblindung gekommen, es war eine Lawine von Beileidsbezeigungen auf Mattias Haus niedergestürzt, und der Blinde glaubte ehrlich, er könne von dem Glanze seines vergangenen Ruhmes leben und sich nötigenfalls auf die volle Ergebung vorbereiten.

Schon am Vorabend des großen Tages war diesmal der Glückwunsch eines alten Russen und der eines Kroaten eingelaufen; beide nannten sich Bewunderer, und man durfte es ihnen glauben, weil beide auch Käufer gewesen waren. Der Kroat stattete seinen Glückwunsch in schlechtem Italienisch ab; der Russe verwendete die lateinische Sprache dazu, das Entzücken auszudrücken, welches er nach so vielen Jahren beim

Anblick des „Griechischen Idylls“ in seinem Speisesaale noch immer empfand. Es hatte ein heiteres halbes Stündchen gegeben, als Tito und Mattia, nachdem sie die närrische Grammatik des Kroaten berichtigt, sich über das Latein des Russen hermachten, ohne Hoffnung, dessen ganz Herr zu werden.

Aber der Blinde, welchem der aus Petersburg, man kann sagen aus einer anderen Welt gekommene, in toter Sprache geschriebene Brief schmeichelte, ließ ihn sich gern mehrmals von seinen Besuchern verdolmetschen, selbst wenn diese nicht viel Latein verstanden. Denn obgleich er das ganze Jahr hindurch deren wenige empfing — ausgenommen irgend einen bedürftigen Künstler, welchen er unterstützte — am Sylvestertage war es anders; wenigstens Titos zahlreiche Freunde, die da wußten, daß es ihren Kunstgenossen erfreute, brachten dem alten Herrn sicherlich einen Glückwunsch.

Das ganze lange Jahr hindurch war Mattia auf das Beschauen des ihm zu teil gewordenen Ruhmes angewiesen — es war eine trübselige Schau. Aber nachgerade hatte er die Kunst sich zu langweilen gelernt, und man kann fast sagen, er langweilte sich nicht mehr. Und am Sylvestertage, wo er in seiner Abgeschiedenheit glaubte, es regne Visitenkarten, welche ihm die ferne Zeit zurückrufen, ihm einen Tag, eine Stunde ähnlich wie in der Vergangenheit bereiten sollten, da war es ihm fast, als biete sein alter Ruhm ihm wieder gesprächig den Arm, während er sonst das ganze Jahr hindurch an seiner Seite ging, ohne laut zu ihm zu reden.

Jedes Jahr hatte er zu allen Poststunden dieses großen Tages stumm gelächelt in der Erwartung, daß Tito ihm eine Handvoll Karten in den Schoß schütten werde.

„Es sind wenige,“ hatte er einmal, sie befühlend, geäußert, und nachdem er sie still zwischen den Fingern gezählt, den Sohn gebeten, daß er sie ihm nacheinander vorlese.

Aber jedesmal hatte ihre Zahl abgenommen, teils weil einige der Bewunderer tot waren, teils weil die emphatischen — z. B. die, welche ihrem Namen einen Schwanz von Superlativen anhingen — des Bewunderns müde geworden. Tito fürchtete, sein Vater, welcher für so vieles in der menschlichen Seele Verständnis hatte, möchte auch dies verstehen: daß die Bewunderung sehr anstrengend ist und daß der Emphase leicht der Atem ausgeht. Und deshalb hatte Tito, wenn die Ernte kärglich ausgefallen war, ein wenig von der alten Sammlung hinzugefügt, damit sein Vater sagen möchte: Es sind aber viele!

Obwohl Tito im Grunde des Herzens diese Hinterlist beklagte — wie sollte er sich wirkliche Bedenken über eine Täuschung machen, welche keinem schadete und dem armen Blinden Jubel bereitete?

Dies Jahr war der Glückwunschregen schwach: die erste Morgenpost hatte deren fünf gebracht, die um elf Uhr nicht mehr als drei, nach Tische hatte der Postbote nur einen Brief eines alten Schulgefährten und die Zeitung abgeliefert, welche Mattia sich abends vorlesen ließ.

„Hier ist ein Brief, der dir Vergnügen machen wird,“ sprach Tito zum Vater. „Rate, wer dir schreibt.“

„Der amerikanische Gesandte — der Legationssekretär aus ...“

„Nichts da von Gesandtschaften oder Legationen; es ist ein alter Freund, ein Schulgenoß.“

„Gerolamo — wirklich der? — Gieb her.“ — Er wollte den Brief anfühlen, bevor er sagte: „Lies ihn mir.“

Es war ein großes Stück Vergangenheit, welches Gerolamo ihm ins Gedächtnis rief; man merkte, daß der Schreibende alt war, denn in seinen Glückwünschen sprach er nicht von der Zukunft. „Weißt du noch?“ hieß es alle Augenblicke, und er schloß mit wenigen Worten wehmütiger Zärtlichkeit.

Mattia, der eine Weile in stilles Sinnen versunken war, erwachte daraus und sagte: „Ich denke mir, die gewohnten Visitenkarten müssen doch gekommen sein.“

„O jawohl!“

„Viele?“

„Genug, dächte ich — willst du sie haben?“

„Nein; du kannst sie mir später lesen; oder vielmehr, ich werde sie mir von Sofia vorlesen lassen; sie kommt, um mit uns zu speisen, weißt du? — Es ist dir doch nicht unlieb?“

„Im Gegenteil.“

„Ich habe auch den armen Teufel, ihren Vater, und die Signora Giuditta bitten lassen — bist du damit zufrieden?“

„Du hast recht gethan.“

Aber zur Zeit des Diners kamen nur Sofia und ihr Vater, der, kaum in den Salon getreten, die Abwesenheit der anderen Tochter durch Migräne rechtfertigte.

Und als Mattia mit einem flüchtigen „O!“ sein Bedauern geäußert, erinnerte Primo Salvi sich der lebhaften Bitte seiner zurückgebliebenen Tochter bei seinem Fortgehen: „Sage ihm ja, daß ich mich all seinen Freunden zugeselle, um ihm Glück zu wünschen …“

Hier unterbrach ihn Mattia der Ruhmgekrönte mit einem bescheidenen „Vielen Dank“, er fragte, ob das junge Mädchen sehr von der Migräne zu leiden habe, und bedauerte ihr Unwohlsein auch noch besonders deshalb, weil die beiden Schwestern ihm gewiß recht viel vierhändige Musik vorgespielt hätten.

Aber nach dem Diner, welches munterer war, als Papa Salvi erwartete, empfand Mattia gar kein Verlangen nach Musik. Sein Gast ebensowenig. Er fühlte sich noch immer ganz behaglich am Tische; einem köstlichen Wein von Valpolicello, man kann sagen, ohne Zeugen, gegenüber — denn der Blinde konnte nicht sehen, wie gut er ihm schmeckte, und die jungen Leute unterhielten sich eifrig — war es ihm nicht schwer geworden, das Gespräch auf die ewig junge Kunst zu lenken. Durch diesen Prachtwein innerlich gehoben, wurde er nachsichtig gegen andere und besonders gegen Mattia, blieb grausam nur gegen sich selbst; aber der ruhmreiche Künstler träufelte ihm Balsam in jede Wunde, welche er sich selber schlug. Und sie meinten beide, ein Werk der Barmherzigkeit zu thun.

Da kam plötzlich der Blinde mit seiner geheimen Absicht hervor, nämlich sich die Namen derer vorlesen zu lassen, welche ihren Glückwunsch überschickt hatten.

„Verzeihen Sie einen Augenblick,“ sprach er; „gewöhnlich hat mein Sohn an diesem Tage gar zu viel im Kopf; nur nach dem Essen haben wir ein wenig Ruhe.“

Primo Salvi füllte sein Weinglas, und versicherte, es werde ihm ganz angenehm sein; er bot sich sogar selbst als Vorleser an. Salvi sah dabei aus, als wolle er sagen: Seht, was ich für ein Mensch bin; seelensgut bin ich; die Welt, die mich jahraus jahrein mißhandelt, kann mit mir machen, was sie will, wenn sie mich auf die rechte Art nimmt.

„Wo sind die Visitenkarten?“ fragte er Tito. „Der Papa wünscht die Karten, ich werde sie ihm selbst vorlesen.“

Tito erhob sich errötend vom Tisch; er wendete wie gedankenlos den Kopf da und dort hin, bevor er an eine Etagere im Hintergrund des Zimmers trat.

Primo Salvi folgte ihm mit den Augen, ungeduldig, die Lektüre zu beginnen; er fühlte einen großen Stolz in sich, welchem er nicht einmal eine Erklärung gab, schon erfreut darüber, daß er ihn fühlte. Dabei versäumte er jedoch seine Beobachtungen nicht, und es entging ihm keineswegs, daß Tito die Schale mit den Karten etwas verlegen auf den Tisch stellte. „Geben Sie her,“ sagte er, „Ihr Papa erlaubt, daß ich lese; nicht wahr?“

Der Blinde stimmte zu, mit einem freudigen Lächeln für das Geschick, welches ihm doch noch gute Momente schenkte.

Und Tito konnte nicht umhin, dem über den Tisch gestreckten Arm die Schale zu übergeben. Bevor Papa Salvi anfing, wollte er den Blinden seinen Ruhm recht auskosten lassen, wenn man das Ruhm nennen könne, worüber er seine Zweifel hatte.

„Stecken Sie die Hand da hinein; wie viele! nicht wahr?"

Das erste Billet, welches zum Vorschein kam, hatte einen sehr langen Namen. „Ariodante Ramirez Spinosa dei marchesi di Roccamala wünscht dem großen Künstler noch hundert Lebensjahre."

„Hundert Jahre sind zu viel," sagte Mattia bescheiden.

„Durchaus nicht zu viel," behauptete Primo Salvi mit Sicherheit. „Chevalier M. N. O. Blowitz, Attaché der österreichischen Gesandschaft."

„O, der Chevalier Blowitz! — Höre, Tito, war denn der Chevalier Blowitz nicht gestorben?"

Primo Salvi liebäugelte mit einer schwierigeren Visitenkarte, voll Ungeduld, sie vorzulesen, zu sehen, ob er's zu stande brächte; er bemerkte nicht, daß der arme junge Mann rot geworden war.

„Ich dächte auch; aber wenn er die Karte abgeschickt hat, so muß er doch leben."

Der Blinde saß in Gedanken.

„Aber nein, nein, er lebt nicht mehr — sicher, der Chevalier Blowitz ist tot und begraben; die Karte ist ein Eindringling."

„Es ist wohl möglich, daß der Diener sich geirrt — vielleicht die Karte auf dem Fußboden gefunden und zu den anderen gelegt hat."

„Es ist möglich," sprach der Blinde mißtrauisch.

Papa Salvi nahm alle seine Geisteskräfte zusammen und versuchte jenen schwierigen Namen auszusprechen: „Kasimir Trr— Trr— Trz— Trzcinski Granischki, ein prächtiger Name; der verdient die fünfzackige Krone, welche über ihm schwebt — Trzinski Graniski."

„Ein Pole; ich lernte ihn auf einer Reise kennen."

Aber der gemessene Ton, in welchem er diese Erläuterung gab, konnte Salvi besorgt machen, daß er diesen Namen unehrerbietig behandelt habe, und noch schlimmer war es, als Tito vorschlug, er wolle fortfahren, und zu ihm hinter den Stuhl trat.

„Nein, lesen Sie nur, Signor Salvi."

Eine Weile ging die Lektüre gut von statten; aber jetzt nahm Tito ihm eine Karte aus der Hand, welche er eben vorzulesen im Begriff war.

„Ist der auch tot?" fragte Primo Salvi.

„Noch ein Toter?" sprach der Blinde.

„Ja, ich weiß nicht, wie das gekommen ist; jemand muß die Karten untereinander geworfen haben — aber die bis jetzt gelesenen sind alle heute vormittag eingelaufen."

Papa Salvi wußte nicht, was er von diesen Verstorbenen, von dem Erröten des jungen Mannes, der Niedergeschlagenheit des alten denken solle. Er wollte noch einen Namen lesen, aber der Blinde sagte:

„Lassen Sie nur; es ist da wohl ein Irrtum vorgekommen. Wenn die Signorina Sofia uns etwas Heiteres spielen will, ist's gewiß besser."

Sofia war bereit und nahm den Arm des Blinden. Schweigend brachen sie auf.

Rossinis köstliche Heiterkeit machte an diesem Abend kein rechtes Glück; und mitten darin wünschte der Blinde, nochmals Beethovens Sonata appassionata zu hören.

Während das junge Mädchen spielte, bemerkte Papa Salvi an Tito wieder den eigentümlichen Ausdruck von jemand, welcher einen dummen Streich begangen hat und ihn nicht gutzumachen weiß.

Und als er aufgeräumt nach Haus ging, sagte er zu seiner Tochter:

„Von diesem Tito weiß ich nicht recht, was an ihm ist; aber sein Vater ist wahrhaftig ein guter Mensch; der Ärmste! er ist ein Viertelstündchen lang Leuchtkäfer gewesen und glaubte ein Fixstern zu sein; er ist sehr zu bedauern, nun da er blind ist. Aber er hat richtige Anschauungen und weiß die Menschen nach ihrem Wert zu schätzen."

„Warum sagst du, du wissest nicht recht, was an dem Signor Tito sei?"

„Weil er mir den Eindruck eines Strebers macht; ich kann mich irren, aber ich

halte ihn sogar für eifersüchtig auf den Ruhm seines Vaters. So sind sie nun einmal alle, diese Jungen der modernen Schule. Ich kann mich irren —"

„Schweig, Papa, denn du irrst dich sicherlich."

Papa Salvi sprach kein Wort mehr, bis sie am Hause waren.

Nahe der Hausthür fanden sie Tonio Schildwache stehend.

„Ich bin's!" sagte er, die Straße überschreitend.

„Ach, Tonio! Hast du hier die frische Luft genossen?" fragte Papa Salvi.

„Nach der Schule sagte ich mir: ich will ein bißchen zum Onkel Salvi und zu den Cousinen gehen und ihnen meine Neujahrsgrüße bringen."

„Wenn du mit heraufkommen willst — Giuditta ist noch nicht zu Bett gegangen; ich sehe, sie hat noch Licht in der Kammer."

Tonio wollte der Versuchung heroisch widerstehen, aber jenes vom Fenster herabscheinende Licht, jenes Licht, welches ihn schon eine Stunde lang dort gefesselt hatte, war stärker als er. Gesenkten Hauptes folgte er dem Onkel Salvi und sagte beim Hinaufsteigen der langen Treppen zu Sofia:

„Ich möchte euch nicht beschwerlich fallen; ich gehe bald wieder."

Aber der arme Zeichenlehrer hatte wirklich Unglück; Giuditta war schon zu Bett gegangen, und Sofia kam zurück, um zu sagen, daß die Schwester einen schönen Roman lese, daß sie dem Cousin für seine Glückwünsche danke und sie erwidere.

„Besten Dank!" murmelte Tonio.

Bis spät abends verweilte er, ein einsilbiger Gesellschafter, und als der Onkel Salvi, in der Meinung, der gute Junge habe seiner Cousine etwas im geheimen zu sagen, ihn aufforderte, noch ein Weilchen zu bleiben, wenn er wolle, er aber sei schläfrig — da erst ermunterte Tonio sich wieder und sagte:

„Ich gehe, es ist elf Uhr; in einer Stunde beginnt das neue Jahr; möge es Ihnen ein glückliches sein, Onkel Salvi, auch dir, Sofia — und für Giuditta!"

„Möge es uns alle beglücken!" erwiderte Papa Salvi.

Sofia fügte leise hinzu: „Mut, Tonio."

Und Tonio ging und wiederholte sich selbst mit kühnem Ton: „Mut, Tonio; die Welt ist voll von schönen Mädchen; fasse Mut und gewinne eine lieb, die es erwidert; sei mutig, eine zu vergessen, die nichts von dir wissen will."

Unten in der Straße blickte er nach dem erhellten Fenster hinauf. Giuditta las noch lange in ihrem schönen Roman, ehe sie das Licht auslöschte. Dann ging Tonio nach Haus.

Zum erstenmal war das Vorlesen der Visitenkarten übel abgelaufen; und da Tito nicht recht wußte, ob der Blinde sich mit dem Riegel, welchen er so im Augenblick vorgeschoben, zufrieden gegeben habe, erwartete er, aufs neue befragt zu werden, bevor der Papa sich niederlegte. Mattia sagte nichts, er blieb nur etwas länger als gewöhnlich am Tische sitzen; einmal konnte es Tito scheinen, daß der Schlaf ihn erfaßt habe, und er entfernte sich auf den Fußspitzen.

„Ich schlafe noch nicht," sagte der Blinde; „aber bliebe ich noch ein Weilchen sitzen, so würde ich einnicken. Rufe; ich will zu Bett gehen."

Seine Stimme war frisch, fast heiter.

Tito, welcher der Sache noch nicht recht traute, bewegte sich um ihn her, nachdem er auf den Knopf der Glocke gedrückt hatte. Tomaso erschien und meldete, daß das Bett warm sei.

„Höre, Tomaso," sagte Tito, „hast du vielleicht die Visitenkarten untereinander gebracht?"

Tomaso beteuerte, was ihn betreffe, da könnten sie sicher sein, er habe nichts in Unordnung gebracht und die Visitenkarten nicht angerührt.

„Laß gut sein," sprach der Blinde; „du machst dir Gedanken um nichts; morgen wollen wir die heraussuchen, die heute gekommen sind, und du liest sie mir selbst vor. Gute Nacht, mein Sohn."

Und kaum war er mit dem Diener allein, so sagte er zu ihm:

„Tito wünscht, daß alles hübsch in Ordnung bleibe; sei darauf bedacht, ihn zufrieden zu stellen. Die Visitenkarten, die du verwirrt hast —“

Tomaso unterbrach ihn und erklärte sich bereit, auf das Evangelium zu schwören, daß er nichts verwirrt habe.

„Nun, wenn du es nicht gewesen bist, so wird es Barbara gewesen sein.“

Aber nein, nein; auch die konnte es nicht gethan haben; Gerechtigkeit vor allem; er hatte immer die Briefe vom Portier in Empfang genommen — und dann war da auch wenig zu verwechseln. Der Portier hatte ihm dreimal die Briefe gebracht; das erste Mal fünf Billets, das zweite Mal —

Mattia sprach kein Wort.

„Das zweite Mal drei; das dritte Mal eins und die Zeitung“ — und jedesmal war Tomaso sofort gegangen und hatte alles dem Signor Tito übergeben; alles und jedes, „nämlich das erste Mal fünf Billets, die ja immerhin Visitenkarten sein mochten, das zweite Mal drei, die vielleicht auch Karten waren, das dritte Mal eine —“

Mattia sagte nichts; er ließ sich auskleiden, und erst als er im Bette war, fragte er: „Bist du ganz gewiß, daß es neun Briefe waren?“

„Ob ich gewiß bin! Mir ist's, als sähe ich sie vor mir; das erste Mal fünf, das zweite Mal drei, das dritte Mal einen — und weiter nichts.“

„Nichts weiter?“

„Wirklich nichts.“

„Gute Nacht, Tomaso.“

Und Tomaso ging mit dem Licht hinaus.

Nach einer schlaflosen Nacht hatte Mattia gegen Morgen die Augen geschlossen; um zehn Uhr schlief er noch, und Tito, der in die Thür des Schlafzimmers getreten war, wollte sich eben auf den Zehen davonschleichen, als der Blinde erwachte.

„Tito!“

„Papa! Du hast länger als gewöhnlich geschlafen.“

„Ja — das heißt, nein; ich habe wach gelegen; es ist eine lange durchkämpfte Nacht gewesen, mein Sohn.“

Der Blinde sprach in traurigem, aber ruhigem Tone, und da er nicht in Titos Augen lesen konnte, reichte er ihm die Hand hin und suchte seine. Als er sie mit der frischen Kraft gedrückt, welche er in dem Kampf errungen hatte, setzte er hinzu:

„Still — sage mir nichts; ich habe alles verstanden.“

„Was hast du verstanden?“

„Den von deiner kindlichen Liebe begangenen Betrug — mein armer Junge; schweig — suche mich nicht von neuem zu täuschen — es ist umsonst. Ich bin stark — nur noch schläfrig; laß mich bis zur Frühstücksstunde schlafen. Du sollst sehen, daß es mir dann nicht an Appetit fehlen wird. — Still — gieb mir einen Kuß.“

„Du mußt mir nachher erklären — denn ich begreife nicht —“

„Ja, ja, ich werde es dir erklären,“ sprach Mattia und wendete sich auf die andere Seite.

Tito entfernte sich trostlos.

Wie er den bei Tische gemachten Schnitzer hätte vermeiden müssen, das sah er jetzt; er sah es ganz klar, nun der dumme Streich begangen war. Um ihn, wenn möglich, wieder gutzumachen, blieb ihm kein anderer Ausweg, als mit frechem Angesicht zu lügen; Tito bereitete sich mit ruhigem Gewissen darauf vor, indem er den aufrichtigen Ton der Lüge so einstudierte, wie es nur — eine tüchtige Komödiantin gekonnt hätte.

„Ich versichere dir, Papa, daß ein Versehen vorgekommen ist, daß —“

Er fühlte, daß er bei diesen Worten erröten würde, aber Mattia sähe das ja nicht. Er mußte nur vor dem Frühstück die Karten durchsehen, damit nicht wieder ein großes Unheil begegne.

Bei Tisch war Mattia so heiter wie gewöhnlich, sogar ein wenig redseliger;

aber die versprochenen Erklärungen gab er nicht. Tito, als seiner nicht allzu sicherer Komödiant, war einerseits ungeduldig, seine Rolle herzusagen, und fürchtete andererseits, die gute Laune seines Vaters zu verderben.

Aber er faßte sich einen Löwenmut und sagte unbefangen:

„Ach richtig, soll ich dir jetzt die Visitenkarten lesen?“

Mattia antwortete nicht.

„Denn sei unbesorgt, ich habe sie jetzt wohl in Ordnung gebracht.“

Des Blinden Gesicht umwölkte sich, aber endlich lächelte er in seinen dichten weißen Bart hinein und sprach heiter:

„Ja, es wird großen Spaß machen — es sind ihrer viele, nicht?“

„Es ist eine wahre Lawine. Soll ich anfangen?“

„Ja, fange nur an.“

Und Tito las eine lange Litanei von Namen und Titeln, die seinen Vater eine Weile zu belustigen schien. Dann ließ Mattia den Kopf auf die Brust sinken und sagte: „So ist's genug.“

Und Tito erwiderte arglos: „Es sind noch mehr da.“

„Ich weiß, aber nun ist's genug.“

Er ließ den trüben Gedanken vorüberziehen, welcher über ihn gekommen war, stand auf und küßte seinen Sohn auf die Stirn.

Und er sprach nichts.

* *
*

Der Winter dieses Jahres war streng. Den ganzen Januar hindurch wartete Mattia vergebens auf den Sonnenstrahl, welcher in das Atelier zu dringen und sich auf die Knie des Blinden zu legen pflegte.

Anstatt der Sonne kam viel Regen, bald über das Pflaster plätschernd, bald gegen die Scheiben trommelnd, aber zumeist langsam, langsam niederfallend, so daß, nach dem Tröpfeln einer benachbarten Dachrinne gemessen, die Stunden dem blinden Mattia endlos erschienen wären, hätte er nicht so viel damit zu thun gehabt, sich Ergebung zu erringen.

„Woran denkst du, Papa?“ fragte Tito ihn zuweilen, wenn er zu lange schwieg. Und Mattia antwortete, indem er sich den Trübsinn abschüttelte, daß er an nichts denke, daß er so heiter sei, wie man es bei solcher Sündflut sein könne; wenn aber nun der Sohn in ihn drang, er möge ein wenig plaudern, dann kam er auf die Kunst zu sprechen, die eine treulose Geliebte ist, auf die Kunst, welche uns Wonnen schenkt, solange sie uns zulächelt, welche uns aus tausend Wunden bluten läßt, wenn sie uns aufgiebt. Er sagte die Kunst, aber meinte den Ruhm, und sprach es in scherzendem Ton, weil er noch nicht vollkommen entsagt hatte.

Eines Tages hörte er zu seinem großen Erstaunen seinen Sohn einen Gedanken ausdrücken, den einst mit großer Anmaßung Primo Salvi geäußert hatte und den er selbst bisher nicht fähig war, zu dem seinigen zu machen.

„Was thut's?“ sagte Tito. „Was liegt daran, wenn die Kunst uns einst verläßt? Solange sie uns lächelt und in ihrer Schönheit erscheint, müssen wir sie lieben. Übrigens du selbst, der du grausam von ihr verlassen zu sein glaubst, du liebst sie noch immer um der Freuden willen, die sie dir gespendet hat, und — auch um deren willen, die sie dir noch bereiten wird.“

„Die sie mir noch bereiten wird,“ wiederholte Mattia für sich, ohne jede Bitterkeit gegen das Geschick, noch gegen seinen Sohn, der dabei beharrte, ein unwiederbringlich zerstörtes Blendwerk seinen blinden Augen vorzuführen.

Das neue Unglück, welches auf die Seele des Blinden niedergeschmettert war, hatte noch zwei Triebfedern unzerbrochen gelassen: die väterliche Zärtlichkeit und einigen Glauben an ein anderes Leben, jenen Glauben, welcher nach Mattias Versicherung ein naher Verwandter des Ideals ist. Mit diesen beiden kräftigen Spannfedern ist die Ergebung dennoch nicht weniger schwer.

Aber zu Ende dieser Winterzeit, als Tito in den letzten Februartagen seinem Vater die ersten in ihrem Gärtchen gepflückten Veilchen brachte, da konnte diese Seele, welche sich so abgemüdet hatte, einem Schatten nachzujagen, endlich sagen, daß sie zum Frieden gelangt sei.

„Ich habe das Bewußtsein, meine Mission mit allen mir verliehenen Kräften erfüllt zu haben; erfüllt bis zuletzt, und wenn der Himmel mir die Augen wieder aufschlösse, auf einen Tag oder auf eine Stunde, so weiß ich, daß ich noch einmal das thun würde, was ich immer gethan habe."

Er sagte das aus Furcht, daß sein Sohn gleichfalls sein Herz an Schatten hängen und später nicht die Kraft haben möchte, ihnen zu entsagen.

Und als er bemerken konnte, daß Tito keine solche Gefahr lief, wenigstens nicht, bevor er seine Liebe nochmals einem lebenden Wesen zugewendet hatte, wollte er wissen, ob er noch an Cesira dächte, und ob Sofia ...

Tito war aufrichtig. Er gestand, daß Cesira ihm genug Leiden bereitet hatte und daß er sie elendiglich aus dem Herzen verloren habe.

„Nun dann ..." meinte lächelnd der Blinde.

„Es ist unendlich traurig, die eigene Jämmerlichkeit zu erkennen; ich glaubte, daß ich dies Weib ewig lieben würde um des Schmerzes willen, den ich ihretwegen erduldet, und trotzdem ..."

„Nun denn," drang Mattia weiter in ihn, „so verliebe dich in eine andere; blicke um dich, mich dünkt, es sollte mir nicht schwer werden, eine zu finden."

Tito wollte aufrichtig gegen seinen Vater sein.

„Sofia, nicht wahr? Sie ist ein liebes gutes Kind, voll Glauben und Mut; sie wird die Freude des Mannes sein, der sie zur Seinigen machen möchte. Aber der werde ich nicht sein."

Der Blinde sagte kein Wort.

„Vor allem, weil sie einen anderen liebt."

„Woher weißt du das?"

„Sie hat es mir fast gesagt, als ich ihr von jener verhängnisvollen Frau sprach — ohne sie jedoch zu nennen — und von dem Kinde, das vielleicht ..."

Entmutigt sagte Mattia: „Und von diesen Dingen hast du ihr erzählt?"

„Ja gewiß! Sofia und ich, wir haben ein Bündnis geschlossen, wir sind zwei Freunde, und die Freundschaft zwischen einem jungen Mann und einem Mädchen kann ohne vollkommenes Vertrauen nicht Bestand haben."

„Freundschaft — Vertrauen —" murrte der Blinde.

„Wir haben uns gegenseitig versprochen, niemals etwas anderes als Freunde zu sein; Sofia wird das sehr leicht werden, weil sie schon jemand liebt, und mir nicht schwer, weil ..."

„Weil?"

„Weil — soll ich es dir sagen? Weil Sofias äußere Erscheinung mir nicht zusagt."

„O, gewiß mit Unrecht."

„Freilich, mit Unrecht. Unter vier Augen mit diesem Mädchen fühle ich mich so wohl! Aber nie kommt mir der Gedanke, daß ich etwas mehr aus ihr machen könnte — oder weniger — als eine vertraute Freundin."

„Du hast unrecht," beharrte der Blinde und ließ den Kopf sinken; dann wollte er hören, in wen das gute Kind verliebt sei.

Aber da Tito den Vater zu befriedigen zögerte, nahm dieser auch sogleich sein Begehren zurück.

„Sage mir's nicht, ich will es nicht wissen; ich werde es übrigens erraten."

In der That ward er bald inne, daß das liebe Mädchen eine geheime Neigung hatte, vor der sie sich gedemütigt fühlte und die sie aus allen Kräften bekämpfte. Die geheime und bekämpfte Neigung hegte sie für Tonio, für den in ihre Schwester verliebten Cousin, und zwar brauchte sie sich derselben nicht zu schämen, denn sie war aus einem großen Mitleid entsprungen.

Als der März gekommen war und mit

prächtig sonnigen Tagen verkündet hatte, daß der Winter wirklich aus sei, wollte Mattia täglich in den Garten hinab und ein paarmal darin umhergehen, während sein Sohn an der Staffelei arbeitete. Titos Arm brauchte er nicht. Indem er mit dem Stock längs der Mauern tastete und sich am Treppengeländer hielt, war er sicher, nicht falsch zu gehen, so sagte er; aber auf Titos Mahnung ließ Tomaso ihn nicht aus den Augen.

Er spazierte lange in der Allee auf und ab, bis er müde wurde, dann setzte er sich auf eine Steinbank und lauschte ganze Stunden auf das Geschwätz der Sperlinge; zuweilen erwachte in der alten Platane die Stimme einer Amsel, sie hielt lange Reden voller Schwermut, und Mattia hörte ihr mit zärtlicher Teilnahme zu.

Später kam Tito ihm nach, und Arm in Arm setzten sie vor dem Mittagsessen die Spaziergänge fort.

Jetzt geschah es nie mehr, daß sie von der Vergangenheit sprachen. Wozu auch an eine begrabene Liebe, einen geschwundenen Schatten denken? Tito sagte aus voller Überzeugung, wer die Kunst aufrichtig liebe, sei vor jeder anderen Neigung sicher; Mattia war nicht überzeugt, widersprach aber nicht. Er wartete. Und wenn am Abend Sofia sich pünktlich einstellte, reichte ihr der Blinde, der in ihr noch immer — er wußte nur nicht mehr was — liebte, beide Hände hin, damit sie herbeieile und sie drücke.

Eines Abends waren sie allein. Tito war zu einer Versammlung des Vereins der Künstler gegangen, der Blinde hatte seine junge Freundin auf schlaue Weise zu vertraulichen Mitteilungen angeregt, und Sofia hatte sich bestimmen lassen, fast alles zu sagen; sie dachte einen Augenblick nach, bevor sie ihre Gefühle enthüllte, und that es dann, weil sie, wenn irgend jemandem, nur sich selbst schaden konnte.

So hatte Mattia vieles erfahren, z. B. daß jener Tonio ein vortrefflicher Sohn, ein Mann von Herz und von bestem Willen sei; Giuditta ein kluges Mädchen, das gewiß alles erlangen würde, was sie sich wünschte (was sie wünschte? — Sofia wollte es nicht sagen); daß Papa Salvi die so vielen unbekannte Tugend besitze, auf sein Geschick stolz zu sein — zum Teil, weil das Leben ihm die Kunst oder wenigstens die Liebe zur Kunst verliehen hatte, und weil der Tod ihm ...

„Den Frieden verhieß,“ meinte der Blinde.

„O bewahre! Mit dem würde der Papa sich nicht begnügen, er zöge vielmehr den Kampf vor — sondern einfach, weil der Tod ihm ein anderes Leben verhieß, war der Papa zufrieden.“

Mattia hatte noch mehr wissen wollen, und da der Glaube, welcher Papa Salvi und auch ihr zuweilen wohlthat, dem Blinden nichts Übles anhaben konnte, so ließ sich Sofia über Geister und über Spiritismus aus.

„Sie glauben daran?“

„Nein, an Nero allerdings nicht!“

Sofia war nicht einmal sicher, an irgend eine der Offenbarungen zu glauben, welche die Eingeweihten aus der anderen Welt erhalten wollen. Und warum sie nicht daran glaubte? O, nur weil sie selbst nichts wahrgenommen hatte; aber sie war von der Ehrlichkeit derer überzeugt, welche gehört und gesehen zu haben meinten; sie glaubte an eine höhere Welt, die im Anschauen und in der Erwartung lebt.

Der Blinde hörte aufmerksam zu. Des Mädchens durchdachte Worte gaben auch ihm zu denken. Er gestand demütig, wenn er zuweilen aufwärts geblickt habe, so sei es gewesen, um das Ideal nicht aus den Augen zu verlieren, als er sich noch einbildete, die Kunst könne sein ganzes Leben ausfüllen.

An demselben Abend sagte nach langem Schweigen Mattia zu seiner kleinen Freundin: „Es ist möglich, daß auch ich, ohne es zu wissen, eine Religion habe, und es würde mir nicht unlieb sein, wenn es die Ihrige wäre.“

Sofia versicherte, er habe eine. Hatte er denn nicht immer dem Ideal einen Kultus gewidmet? Nun wohl, das Ideal gehört eben dem Himmel an.

„Das Ideal gehört dem Himmel an," wiederholte mehrmals, nicht ganz überzeugt, der Blinde.

Es beschäftigte ihn noch, als Tito, vom Künstlerverein heimkehrend, mitteilte, daß Tonio unten auf der Straße Sofia erwarte, um sie nach Haus zu begleiten.

„Ich hätte ihn gern gebeten, zu uns heraufzukommen, anstatt zu warten, aber er sah mich und wich mir aus; sagen Sie ihm das, Signorina."

„Gewiß!" antwortete Sofia. „Der arme Tonio!"

Der Blinde hatte schweigend gelauscht, um zu beobachten, ob in den Worten seines Sohnes und der schönen Sofia ein ganz klein wenig Verdruß von der einen, Verwirrung von der anderen Seite zu bemerken sei; da er nichts fand, kehrte er zu seinem früheren Gedanken zurück: „Das Ideal gehört dem Himmel an!"

Tonio war pünktlich. Jeden Abend um neun Uhr machte er sich trübselig auf den Weg, damit er Zeit habe, ein halbes Stündchen auf die Cousine zu warten. Das gute Mädchen hatte ein paarmal dies Opfer beklagt: das Haus des Blinden sei wenige Schritte von dem ihrigen, um jene Stunde sei die Straße noch belebt und viele Läden offen, und endlich, wenn Sofia es für nötig hielte, würde sie Papa Salvi bitten, sie abzuholen, aber es sei wirklich keine Veranlassung dazu da.

Jedoch Tonio, der sich nicht mit dem Opfer brüsten wollte, hatte ihr offenherzig versichert, er könne dies Stündchen nicht besser verwenden als zur Begleitung der Cousine.

Er sagte das in voller Aufrichtigkeit. Nicht einmal verschwieg er, daß er dabei, fast ohne es zu wollen, durch — Papa Salvis Straße ging und zuweilen stehen blieb und hinaufblickte, ob das runde Fenster noch hell sei. So ließ sich Sofia denn ohne ferneres Bedauern nach Haus begleiten.

Zuweilen ging der Ärmste schweigend neben ihr her, und nun war es Sofias Aufgabe, den stummen Schmerz zu wecken, damit er sich ausklage.

„Ach, wie würde ich sie geliebt haben!" sagte dann Tonio. „Sie wird es nie erfahren, sie soll es nie erfahren, welche Liebe sie zurückgewiesen hat."

Sofia antwortete nicht, und Tonio fuhr fort, sich auszusprechen, bis seine Gefährtin, indem sie den Schritt hemmte, um ihm Zeit zum Abbrechen seiner Klagen zu geben, ihn wahrnehmen ließ, daß man an der wohlbekannten Thür angelangt sei, daß hinter dem runden Fenster ein Kerzenlicht schimmerte. Dann verstummte Tonio aufs neue, Sofia tröstete ihn mit dem einzigen kräftigen Wort, welches sie noch für ihn hatte. Und sie wußte kaum, war es Mitleid mit ihm, oder mit sich selbst, oder mit der armen Menschheit, wenn sie bewegt sprach: „Mut!"

„O ja, ja, ich werde ihn finden," versicherte der junge Zeichenlehrer.

Das war in der ersten Zeit, nachdem Giuditta ihre Gefühle kund gethan hatte, ohne die geringste Hoffnung zu lassen, daß sie sich ändern könnten.

Aber während dieses harten Winters machte Tonio allmählich den Fortschritt, daß er seinem Elend ohne Jammern ins Auge sah, und hatte er eine Weile die Cousine glücklich nach Haus begleitet, weil es ihm Gelegenheit gab, von der schönen und geliebten Giuditta zu reden — jetzt schien er diese Liebe so weit besiegt zu haben, daß er nicht mehr von Giuditta sprach, dann von ihr sprach, ohne sie zu nennen, und endlich ihrer nur noch mit stiller Traurigkeit erwähnte. Sofia glaubte, an diesem Punkt der Genesung angelangt, sei Tonio außer Gefahr zu erklären, und wenn er dennoch fortgefahren hatte, seine Cousine zu begleiten, so habe er es aus Dankbarkeitsrücksichten, aus übergroßer Güte oder aus Verlegenheit gethan.

An jenem Februarabend war Tonio unterwegs ziemlich schweigsam, und Sofia fürchtete, ohne daß er es merke, möchte ihm der Ritterdienst ein wenig lästig werden, allabendlich ein unschönes Mädchen — und obendrein immer dasselbe unschöne Mädchen — schützend zu geleiten,

das sich in der That dieses Schutzes gar nicht bedürftig fühlte.

„Höre, Tonio," sagte Sofia, „jetzt bist du eigentlich geheilt, nicht wahr? Nun, das ist schön. Der Winter ist zu Ende, es kommen die längeren Märztage; warte nicht mehr auf mich, du kannst deine Zeit besser verwenden."

„Wozu soll ich sie verwenden?" fragte der Zeichenlehrer. „Sage es mir."

„Was weiß ich? Die Freunde aufzusuchen, spazieren zu gehen, zu plaudern."

„Wenn du es wirklich nicht willst — wenn ich dir unbequem bin."

„O Tonio, wie kannst du das nur denken!"

„Nun wohl, wenn ich dich nicht langweile, so laß mich nur immer kommen; es thut mir so gut, mit dir zu sein, du findest immer ein freundliches Wort, um mich zu ermuntern. Weißt du, ich merke recht wohl, daß ich langweilig bin, daß ich, anstatt zu unterhalten, oft den ganzen Weg über stumm bleibe; aber mit dir darf ich auch schweigen, nicht wahr?"

Sofia antwortete: ja, mit ihr dürfe er auch still sein.

In der That schwiegen beide, bis sie die Hausthür erreichten.

„Leb wohl, Tonio."

„Also morgen komme ich wieder? Ist dir's recht?"

„Komm, wann du willst."

* *
*

In dieser ruhig heiteren Weise vergingen zwei Monate.

Tonio hatte jeden Abend Sofia nach Haus begleitet, sehr schweigsam, die langen Pausen plötzlich unterbrechend; er schien sich gar nicht mehr mit Giuditta zu beschäftigen, denn selbst in der Nähe der Salvischen Hausthür blickte er nicht auf. Nur einmal heftete er die Augen lange auf das erleuchtete Fenster, aber dies herniederscheinende Licht traf seine Phantasie nicht mehr verlangenerregend, sondern weckte nur seine Neugier, welche er so ausdrückte:

„Ob sie wohl schon ihren Traum gefunden hat?"

Sofia antwortete nicht, und Tonio drang nicht in sie. Hätte er es gethan, so hätte Sofia, um aufrichtig zu sein, „ja" sagen müssen. Dieser Traum war ein Wechselagent, der sich von den Anstrengungen der Börse im ehelichen Leben auszuruhen wünschte. Die Sache war noch nicht sicher, aber die Hauptsache war gemacht, denn der Agent war bis über die Ohren verliebt.

Während dieser zwei ruhigen Monate hatte Papa Salvi den ruhmreichen Kollegen häufig besucht und ihm auf Befragen die spiritistische Doktrin weitläufig auseinandergesetzt.

„Versuchen wir es doch einmal," hatte der Blinde gesagt.

Und eines Tages stellten sie den Versuch an. Sie waren in einer abgesonderten Stube allein und an den beiden Enden eines Tisches einander gegenüber; Papa Salvi forderte seinen guten Freund Nero in angemessener Weise auf, sich zu offenbaren, und Nero that es durch ein mäßiges einmaliges Klopfen, wollte aber nicht dreimal klopfen, obgleich mehrmals darum angegangen. „Wir besitzen kein genügendes Fluidum," versicherte Papa Salvi. Aber diese spiritistische Wahrheit wollte nicht in den Kopf des Blinden, um dessen Mund ein boshaftes Lächeln zuckte. Das war zum Totärgern für einen überzeugten Spiritisten wie Papa Salvi, der, um einen so gut vorbereiteten Neophyten nicht zu verlieren, seinem Gewissen Gewalt anthat und selbst das dreimalige Klopfen hervorbrachte, welches Nero verweigerte; dann suchte er aufs neue „seinen guten Freund" zu einer Kundgebung zu bewegen, indem er ihm viele, viele schöne Dinge sagte, und als er sah, daß nichts dergleichen geschah, wiederholte er, es fehle ihnen an dem gehörigen Fluidum.

„Aber sagen Sie," drang der Blinde in ihn, „sind die drei Schläge wirklich von dem Tisch ausgegangen? das heißt, von dem Geist?"

„Natürlich!"

„Es ist niemand im Zimmer, nicht wahr? Sie werden mich doch gewiß nicht anführen wollen, und Sie sind es nicht, der geklopft hat?“

„Wie können Sie so etwas denken?“

Nach diesen Versicherungen blieb in Mattia die Meinung zurück, die spiritistische Religion sei etwas, das man auf sich beruhen lassen müsse.

„Wir wollen noch eine Probe machen.“

„Nein, wiederholen wir sie nicht; was ich auch etwa hörte, ich würde immer zweifeln, das ist das Schicksal der Blinden.“

Wenn dieser trübe Gedanke ihm in den Sinn kam, hielt Mattia sich für den unglücklichsten der Menschen; dann zählte er die Einzelheiten seines Unglücks auf und legte allem, dem er in der letzten Zeit hatte entsagen müssen, ein großes Gewicht bei, um seinem Sohn diese inhaltschweren Worte zurufen zu können: „Wozu bin ich noch auf der Welt?“

Aber dem war nicht also, daß er sich nicht ganz wohl in dem ihm gebliebenen Winkelchen gefühlt hätte, an der Seite seines Sohnes, im trauten Verkehr mit dem guten Mädchen, welches ihm vorlas und ihm die schöne, klassische Musik vorspielte. Wenn er in günstiger Stimmung war, gestand er es selbst ein. Nur, setzte er hinzu, um sein Glück vollständig zu machen, fehle ihm eines und immer dasselbe.

Zuweilen des Abends, wenn er Tito und Sofia in der Nähe wußte, war er darauf bedacht, deren Schweigen nicht durch ein Wort zu unterbrechen; er erwartete den Kaffee, oder hatte ihn eben getrunken und saß nachdenkend still, um die jungen Leute glauben zu machen, er sei eingenickt, aber in Wahrheit lauschte er und wartete auf irgend ein geflüstertes Wort, welches immer ausblieb.

„Was haben Sie heute an?“ fragte er das junge Mädchen oft.

Ach, hätte er diesem prächtigen Geschöpf einen Rat geben dürfen, das immer in grauer Wolle und ungünstig frisiert ging! „Signorina,“ würde er gesagt haben, wenn er nicht fürchtete, die Bescheidene noch mehr einzuschüchtern, „Signorina, Grau kleidet junge Damen von der Art Ihrer Schönheit nicht. Sie sind brünett, sind blaß — da wäre Orange am Ort, oder aber Schwarz; die Haare möchte ich aufwärts gekämmt, so daß man die Stirn sieht; legen Sie die Flechten seitwärts und lassen Sie dieselben wie einen Rahmen auf die Schultern fallen. Wenn Sie das alle Tage thun, so wird ein gewisser jemand nicht lange widerstehen.“

Jedoch ein wenig Hoffnung blieb ihm noch; er bemerkte, daß Tito seit einiger Zeit nicht gern die Familie der Künstler aufsuchte, sondern lieber mit dem alten Papa und der neuen Freundin daheim blieb.

So war man zu den schönen Maitagen gelangt. Aber die ruhige Stimmung ward durch einen unerwarteten Brief unterbrochen, durch einen unvergessenen Namen: Cesira!

Sie waren noch bei Tische, als der Diener diesen mit der Achtuhr-Post gekommenen Brief brachte.

Tito hatte kaum einen Blick auf die Adresse geworfen, als er erbleichte; er sah Sofia an, die ihn ansah.

Mattia, mitten in der spottenden Darlegung einer Kunsttheorie unterbrochen, lächelte noch, im Begriffe fortzufahren; aber da das Schweigen sich ungewöhnlich verlängerte, fragte er leise:

„Was giebt's? Was steht in dem Briefe?“

„Noch habe ich ihn nicht gelesen,“ antwortete Tito erregt. „Aber kannst du dir nicht denken, wer da schreibt?“

„Cesira!“ stammelte der Blinde. „Was kann sie dir schreiben?“

„Wir werden es gleich hören,“ sprach der junge Mann.

Aber immer noch blickte er auf das versiegelte Couvert.

„Signor Tito,“ sagte das junge Mädchen, „lesen Sie noch nicht sogleich, warten Sie wenigstens eine Weile; warten Sie, bis Sie allein sind.“

Da riß Tito das Couvert auf und las, nicht ohne einiges Beben der Stimme.

Die Schauspielerin schrieb:

Mein Freund!

Du sagtest mir einst: „Zu jeder Zeit, was auch geschehen möge, erinnere dich, daß du nebst deiner Tochter immer willkommen bist.“

Nun wohl, ich bin hier wenige Schritte von dir, und bin so unglücklich, wie es ein menschliches Geschöpf nur sein kann. Ich habe alles verloren, was einst deine Liebe erregte und deine Leiden schuf. Auch Bianca ist nicht gesund, sie hustet; man hat Veränderung des Klimas geraten, und ich dachte, daß nur ihr Vater sie herzustellen vermöchte. Die Mama könnte nur mit ihr sterben. Tito, mein lieber Freund, fasse dir ein Herz und suche aus Mitleid für dies unschuldige Kind deinen Unwillen zu besiegen. Sie klopft an deine Thür und bittet um das Almosen deiner väterlichen Liebkosung. Sie allein. Ihre Mutter begehrt nichts; sie wird dich ewig segnen und bittet dich nur um eins, daß du auch nicht einmal sie zu sehen suchest. Antworte postlagernd der unglücklichen Cesira.

Ein langes Schweigen folgte auf das Vorlesen des Briefes.

Tito saß gesenkten Hauptes da, und Sofia starrte ins Leere, ihre Bewegung gewaltsam bemeisternd. Nur um die Lippen des Blinden spielte ein bitteres Lächeln, und er zuerst durchbrach diesen peinvollen Zustand.

„Lies noch einmal; ich hoffe, es wird dir nicht zu wehe, sondern vielmehr wohl thun.“

Tito versuchte es, war aber zu bewegt, und Mattia wendete sich an Sofia.

„Signorina, wollen Sie lesen?“

Sofia befragte Tito mit einem Blick, und der junge Mann reichte ihr den Brief.

Und nun las Sofia, langsam; sie las einfach, ohne Kommentar durch Betonung und Innehalten, aber auch ihre Stimme war durch ein unterdrücktes Weinen verschleiert.

Als sie das seltsame Schreiben zurückgab, entquollen ihr die vergebens zurückgehaltenen Thränen.

Tito sah alles, und indem er dem Mädchen ins Gesicht blickte, flüsterte er: „Ich danke Ihnen.“

„Mir scheint die Sache klar,“ sprach der Blinde, „und euch?“

Er erhielt keine Antwort und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: „Also die erste Darstellerin betritt wieder die Bühne, um ihre große thränenvolle Partie aufzuführen. Aber wir werden uns nicht fangen lassen!“

Noch immer keine Antwort. Der Blinde fuhr fort, gleichsam als spräche er zu sich selbst: „Wäre es wahr, daß sie nichts für sich begehrt, daß sie zufrieden ist, ihre Kleine unter dem Schutz eines redlichen Mannes zu sehen ...“

„Eines Vaters!“ unterbrach ihn Tito voll Bitterkeit.

„Nun denn, eines Vaters — aber nicht du wirst es sein, sondern ich,“ erklärte ruhig der Blinde. „Um dich gegen deine Vergangenheit, gegen dich selbst zu schützen, sage ich dir, daß dieses kleine Wesen nicht dir, daß es mir gehört.“

Tito schwieg noch immer und Sofia ebenfalls; sie blickten einander in die Augen und hörten beide die leisen Worte des Blinden an.

„Ach, wäre es so! Wir wollen es hoffen, denn alles ist bei einer Schauspielerin möglich — auch die Wahrheit. Sollte hingegen dieser Brief ein schlauer Anschlag sein, dann sei wohl auf deiner Hut, Tito.“

„Dessen kannst du gewiß sein, Papa. Aber wir wollen es über Nacht noch bedenken, morgen früh sprechen wir weiter davon. Habe ich recht, Signorina?“

Sofia nickte bejahend, aber sie fühlte sich in einer peinlichen Lage, weil sie keine Worte fand, um die ungewohnte Aufregung zu verhehlen, in welche sie der tiefdringende Blick Titos, das gedämpfte Sprechen des Blinden, der kla-

gende Ton jenes Briefes versetzten. Sie empfand eine gewisse Beängstigung und wußte doch selbst nicht wodurch, ob durch die anderen oder sich selbst, und bat endlich, man möchte sie nach Haus gehen lassen.

„Ich gehe mit Ihnen bis zur Hausthür," sagte Tito. Und als sie die Treppe hinunter waren, setzte er hinzu: „Signorina, ich begleite Sie nach Haus, erlauben Sie es mir?"

Das junge Mädchen antwortete nicht.

„Ich hätte Ihnen etwas zu sagen," beharrte Tito.

„Mir?" stammelte Sofia. Und um sich ihrer Aufregung zu erwehren, rief sie leise hinaus: „Tonio!" Aber sogleich bereute sie es und fand so viel unbefangene Haltung, um hinzuzusetzen: „Tonio begleitet mich jeden Abend, aber heute komme ich früher, und er ist vielleicht noch nicht da; wir wollen sehen."

Sie eilte die letzten Stufen hinab und zog den Riegel zurück, damit die kühle Nachtluft ihr das Gesicht streife.

Tito war auch an die stille Straße getreten.

„Es ist niemand da," sagte er, „also begleite ich Sie."

Aber es fiel dem jungen Mädchen ein, daß Tonio, wenn er noch käme, vielleicht Gott weiß wie lange warten würde.

„Wir sollten ihn erwarten, wollen Sie?"

Sie blieben eine Weile in der Thür stehen. Im Dunklen fand Titos Hand die Sofias; übrigens aber sagte er das nicht, was er für sie auf dem Herzen hatte. Dann ließen sich schnelle Schritte durch die Stille der Straße hören.

„Tonio!" wiederholte Sofia und löste ihre Hand aus der, welche sie festhielt. Nun, angesichts des nahen Lebewohls, beendete Tito sein Geständnis, das er dem jungen Mädchen ins Ohr flüsterte.

„Höre, Sofia, was ich dir zu sagen hatte, ist nur dies: daß ich dich lieb habe, so sehr lieb habe, daß ich jetzt gewiß weiß, ich habe dich immer geliebt."

Tonio war nur noch zwei Schritte entfernt.

„Gute Nacht!" stammelte das Mädchen und ging eilig Tonio entgegen.

„Schon hier!" sagte der junge Mann, als er Sofia sich ihm eifrig nähern sah.

„Ja, mich verlangte, früh schlafen zu gehen. Signor Tito wollte mich begleiten; als ich an der Hausthür war, sah ich dich kommen."

„Was hast du? Ist dir nicht wohl?"

„O ja."

Sofia schritt eilig zu; ihr Gefährte, welcher kaum mit ihr Schritt halten konnte, wußte nicht, was er denken sollte.

„Sofia," sagte er nach einer stummen Pause, „versichere mich, daß dir nichts Schlimmes begegnet ist."

„Durchaus nichts, ich bin nur erregt; ich fürchte, daß ich heute nacht ein wenig Fieber haben werde; fühle einmal ..."

Tonio blieb auf der Straße stehen und befragte den Puls seiner Cousine; schließlich gestand er, daß er nichts davon verstehe, aber daß es ihm in der That scheine ...

Das Mädchen ging weiter, und Tonio folgte.

Als sie an der Hausthür waren, sagte Sofia: „Höre, Tonio, warte nicht mehr abends auf mich, ich hatte nie gemeint, daß du meinetwegen Wache stehen solltest."

„Was liegt daran?"

„Sehr viel. Und dann, wie gesagt, es ist gar nicht nötig, daß mich jemand begleitet; auch weiß ich kaum, ob ich regelmäßig zu Bondis gehen werde, und wenn ich nicht ginge, würdest du mich vergebens erwarten. Ich danke dir für das, was du für mich gethan hast und ferner thun möchtest, aber ich will es nicht mehr."

„Du willst nicht?" stotterte Tonio bestürzt.

„Nein, ich will es in der That nicht."

Der junge Mann blickte bald hier, bald dorthin, als suche er die spröden Worte zusammen. Endlich fand er diese und sagte sie mit gepreßter Stimme:

„Ich komme morgen, um zu sehen, ob du auch kein Fieber hast.“

„Es wird nichts sein, jetzt scheint mir's schon wieder ganz vorüber. Fühle nur.“

Tonio untersuchte den Puls abermals. Er war nicht sicher, daß die Nacht nicht dennoch ein leichtes Fieber bringen könne.

„Auf alle Fälle werde ich morgen kommen.“

„Komm nur. Gute Nacht!“

* *
*

Sofia wußte, daß sie niemand zu Haus finden werde. Papa Salvi und Giuditta waren in das Konservatorium gegangen, um eine berühmte Pianistin zu hören. Es war ein rechtes Glück für sie, allein sein zu können, Zeit zu haben, um die neuen Gedanken an sich vorüberziehen zu lassen, und einen festzuhalten, welcher heilsam nicht nur für sie, sondern weit mehr noch für — ihn wäre. Sie eilte im Fluge die Treppen hinauf und mußte stehen bleiben, um den Schlüssel zur Wohnung herauszusuchen, weil ihr das Herz heftig schlug. Als sie in ihrem Stübchen war, fand sie es auch nicht nötig, Licht anzuzünden; im Dunklen, meinte sie, würden die noch so nebelhaften Gefühle leichter feste Formen annehmen.

Sie setzte sich an ihren Tisch und heftete den Blick lange auf die finstere Wand, wo das Bild der verstorbenen Mutter im vergoldeten Rahmen schimmerte. Im ungewissen Schein des runden Fensters sah sie die verlängerten Schatten der Betten.

„Nun also?“ sprach sie ab und zu mit erhobener Stimme.

Und sie lauschte, ob aus der unsichtbaren Welt ein Wort zu ihr dringe. Aber die Stille wurde von keinem der Geräusche unterbrochen, womit die abgeschiedenen Seelen sich den Seelen der Leidenden kund thun.

Litt sie denn wirklich?

Ja. Sofia empfand qualvoll eine Beängstigung, welche sie sich noch nicht klar machen konnte. Doch ja, sie litt die Pein eines beunruhigten Gewissens.

Der Schattenzug der Gedanken dauerte fort.

Dort ging die unbekannte, aber so wunderschöne Schauspielerin vorüber, das kranke Kind, der freundliche Blinde mit dem herrlichen Greisenhaupt, der junge Künstler, welcher ihr noch bis vor einer Stunde ein Freund und nichts anderes gewesen war. Und es zog auch Tonio vorüber, der einst im stillen geliebte; zuerst für Giuditta schwärmend, dann gleichgültig gegen alles.

Das unruhige Gewissen wollte Sofia der Treulosigkeit anklagen, weil der, welcher ihr noch vor kurzem Freund und sonst nichts gewesen, jetzt für sie die einzige, die wahre, die große Liebe zu werden schien. Und als das Gewissen so weit versöhnt war, daß Sofia sich bereit fühlte, die Treulosigkeit auf sich zu nehmen, blieb doch in diesem einfachen ehrlichen Herzen die Demütigung zurück, von der Höhe herabgestürzt zu sein, auf welcher ihre Empfindungen sich bisher gehalten hatten.

Da wollte sie nun einen klaren Blick in die Vergangenheit und in die eigene Seele thun; sie zündete das Licht an und las in den Seiten ihres Gedenkbuches nach.

Dies Büchlein nannte keinen Namen, aber es spielte auf einen Traum an, der aus dem Mitleid entsprungen war; er gehörte zu den schönen Dingen, welche man vergessen muß. Wo es nicht umhin ging, war der Gegenstand dieses Traumes durch einen Anfangsbuchstaben bezeichnet. Wie Sofia nun allein dort in ihrem Kämmerchen saß und die Blätter überflog, welchen sie ihre nach Festigkeit ringenden Gedanken vertraut hatte, da dünkte es sie wundersamerweise, als sei, wo Tonio angedeutet war, Tito zu lesen, jetzt und immer und einzig Tito, denn er war es, der das erste Liebeswort zu ihr gesprochen hatte. Aber noch wunderbarer — auch so war sie mit ihrem Gewissen noch nicht in Frieden. Und das wollte Sofia den abgeschiedenen Seelen sagen, die gewiß in diesem Augenblick sie umringten und sich niederbeugten, um zu

sehen, was sie auf das weiße Blatt geschrieben.

Sie schrieb ein Datum darauf: „Der erste Mai!“ Dann dachte sie lange nach — und fügte nichts weiter hinzu.

Papa Salvi und die Schwester kamen gegen elf Uhr nach Haus. Giuditta war in bester Laune.

„Schade, daß du nicht mitkamst, du hättest etwas erlebt.“

„Ist diese Pianistin in der That so vorzüglich, wie es heißt?“

„O ja, ausgezeichnet, aber es handelt sich um anderes als die Pianistin; es handelt sich um den Wechselagenten, um meinen Alten, er hat sich neben mich gesetzt und wünschte dem Papa vorgestellt zu werden. Verstehe wohl, er wünschte es, und ich habe ihn vorgestellt. Der Papa, das muß ich sagen, benahm sich sehr nett, es war, als habe er seine Lektion gelernt, und doch schwöre ich dir, daß er noch von nichts wußte.“

„Und jetzt weiß er es?“

„Ja, beim Nachhausegehen habe ich zu ihm gesagt: hast du den Herrn beachtet, der sich vorstellen ließ; wie scheint er dir? ‚Er ist alt,‘ erwiderte der Papa, ‚sieht aber noch gut aus.‘ Nun wohl, dieser gut konservierte Herr, sagte ich, hat viel Geld, hat keine Frau und ist in mich verliebt.“

„Und was antwortete der Papa?“ brachte Sofia heraus.

„Ich sollte mir das aus dem Sinn schlagen, wir hätten nie Erfolg gehabt, und solch ein Glück könne uns gar nicht zu teil werden.“

„So hat er wirklich gesprochen?“

„Ja, und da sagte ich ihm, wenn ich nur erst die Frau des Wechselagenten sein würde — höre, wie das klingt: die Frau des Wechselagenten! — dann sollte das jämmerliche Leben für mich, für ihn, für alle anders werden.“

„Nun, und was erwiderte er?“

„‚Der Himmel erhöre dich,‘ sprach er. Aber während wir heraufstiegen, versicherte er mich, daß er wirklich nie etwas brauchen, daß er ebenso wie bisher weiter leben werde, aber es solle ihn für uns andere freuen. Ein Schwall von Worten. Ich hoffe, du wirst aufrichtiger sein.“

Sofia antwortete nicht. Die Worte Giudittas und des Papas hatten ihre beunruhigte Seele getroffen. Und um wenigstens aufrichtig zu sein, demütigte sie sich noch tiefer und erwiderte: „Wenn es dir mit der Heirat gelingt, so ist das ein glänzender Treffer, und ich weiß ja, daß du meiner nicht vergessen wirst.“

„Wenigstens weißt du, daß ich ein gutes Herz habe, daß ich nicht geizig, daß ich keine Egoistin bin.“

„Das ist wahr, du bist keine Egoistin! Wohl dir, daß du dies Bewußtsein hast.“

Nach einer unruhigen Nacht schlief Sofia am Morgen noch, als Giuditta, die schon seit einer Weile aufgestanden war, viel Geräusch in der Stube machte, damit ihre Schwester erwache. Und kaum hatte sie es erreicht, so fragte sie: „Was hast du gestern abend gehabt, daß zwei sich nach dir erkundigt haben?“

„Zwei? Wer denn?“

„Tonio und der Diener Mattias ‚des Ruhmreichen!‘ Tonio kam auf dem Weg zur Schule mit herauf; der alte Bondi hat fragen lassen, ob du dich wohl befändest, und bittet dich, ihn noch heute vormittag zu besuchen. Papa hat beide empfangen, ich ließ mich nicht sehen.“

Sofia kleidete sich schweigend an.

In den wenigen Stunden des Schlafes hatte sich das Gewirr ihrer Gedanken beschwichtigt; lebhaft und beunruhigend war ihr nur das Bewußtsein des drohenden Geschickes geblieben, das über jenen zwei guten Seelen schwebte, beide arglos und in verschiedenem Sinne blind.

Giuditta erwartete eine Weile stumm, daß ihre Schwester etwas äußere; da es nicht geschah, drang sie in Sofia: „Ich dächte, du könntest deiner Schwester wohl antworten.“

„Verzeih, was fragtest du?“

„Ich fragte, was du gestern abend gehabt hast?“

„Aber nichts! Tonio und Signor Mattia sind ganz unnütz besorgt gewesen;

ich hatte ein wenig Kopfweh und ging früher als gewöhnlich nach Haus."

Giuditta merkte noch nichts, sagte aber: „Ach so — jetzt begreife ich; und als wir aus dem Konzert kamen, es war volle elf Uhr, da warst du noch auf! — ich verstehe."

„Darf man hereinkommen, Kinder?" fragte Papa Salvi und öffnete die Thür.

„Komm nur!" antwortete Sofia und brachte ihm einen Kuß entgegen. Ungefragt wiederholte sie, daß sie am Abend Kopfweh gehabt, daß die Nacht aber alles gut gemacht habe und sie jetzt ganz wohl sei.

„Du hast keine Ahnung, was der alte Mattia von dir will, daß er dich schon am Morgen rufen läßt?"

„Möglicherweise wegen eines Briefes, der gestern abend ankam und den ich lesen mußte." Da sie sah, daß auch ihr Vater eine vertrauliche Mitteilung erwartete, beeilte sie sich, gelassen hinzuzusetzen: „Ich habe selbst nicht recht verstanden, um was es sich handelt, und dann ist es auch nicht m e i n Geheimnis."

Darauf verglich sie mit einem Blick die beiden Hüte, den alten und den neuen von Papa Salvi geschenkten, und setzte den alten auf.

Als sie sich entfernt hatte, um zu dem „ruhmreichen" Künstler zu gehen, sprach Giuditta, als sei sie ihrer Sache gewiß: „Die kleine Bescheidenheit muß schon ein gut Stück vorwärts gekommen sein."

„Was willst du damit sagen? Ich verstehe dich nicht."

„Du wirst bald verstehen," und mit einem forschenden Blick auf den Künstler, welcher nicht zu den von der Kunst Unterhaltenen gehören wollte, sagte sie ruhig: „Du hast mich sogar schon verstanden."

Papa Salvi versicherte das Gegenteil, war bereit, es zu beschwören; da er aber niemals neugierig gewesen, gab er sich zufrieden, als Giuditta nichts weiter verriet.

* *
*

Sofia war sich wohl bewußt, daß sie einer zwingenden Pflicht gehorchte, indem sie sich jetzt zu dem Blinden begab, aber zuweilen schien es ihr doch, als sei es die Glückseligkeit, was sie dorthin rufe; und dann ging sie langsamer, denn es war eine so große Glückseligkeit, daß ihrer kindlichen Seele fast davor bangte. O, wie klopfte ihr Herz, als sie in den Hausflur trat, wo ihr gestern das erste verheißungsvolle Wort zugeflüstert worden!

Noch hatte sie niemanden gesehen, nicht einmal der Portier war an sein Fensterchen getreten. Langsam ging sie die Treppe hinauf und blieb auf dem Vorflur zögernd stehen, aber eine Thür öffnete sich, und er selbst erschien — Tito.

Er sah abgespannt aus, vielleicht von der Gemütsunruhe, vielleicht nur von einer durchwachten Nacht; denn gleich bei den ersten Worten, welche seinen Händedruck begleiteten, erschien er zwar traurig, aber seiner selbst gewiß.

„Dank," sprach er, „herzlichen Dank. Sie sind immer so gut, daß Sie mir die Kühnheit von gestern abend vergeben werden."

Und da Sofia nicht sogleich antwortete, wiederholte er dringender: „Sagen Sie ja, Sie haben mir verziehen."

„Ich habe alles verziehen. Wo ist er?"

Sie mochte nicht sagen „der Papa", wie sie so oft gethan.

„Im Salon."

Das junge Mädchen wandte sich entschlossen dorthin. Tito blickte ihr nach, bis sie angeklopft hatte und eingetreten war.

„Ich wußte wohl, daß Sie sogleich kommen würden," sprach der blinde alte Herr und blieb mitten im Zimmer stehen; er hatte ein Stöckchen in der Hand, mittels dessen er die Richtung finden und die Gegenstände erkennen konnte, wenn er durch die Gemächer gehen wollte.

Er hielt die offene Hand hin, in welche das junge Mädchen die ihre legte.

„Setzen wir uns. Sie werden sich kaum vorstellen, wie unbescheiden ein alter Blinder sein kann, der in eine schöne Seele wie die Ihrige geblickt, ja recht eigentlich geblickt hat. Aber es handelt

sich darum, ein gutes Werk zu thun, und mir ist, als könne niemand anderes als Sie mir dabei helfen."

Diese Einleitung gab Sofias beunruhigtem Herzen einige Fassung, und ohne noch zu wissen, wovon die Rede sei, erwiderte sie: „Ich danke Ihnen."

„Sie haben gestern den Brief der Komödiantin gelesen. Ich habe lange mit Tito gesprochen und ihn ohne Mühe überzeugt, daß er nicht das Opfer einer trügerischen Pflicht werden darf. Mein Sohn ist seiner Zukunft noch viel schuldig und darf sie nicht eines Gewissensskrupels wegen verschleudern; ich will, daß er seiner Zeit Gatte und Vater, will, daß er glücklich werde."

Sofia antwortete nicht, und der Blinde fuhr langsam fort:

„Aber was mein Sohn nicht thun kann, das werde ich selbst thun; ich werde der Vater dieses schuldlosen Geschöpfes sein."

„Sie?"

„Ich, ich selbst. Vielleicht, wenn diese Frau ihre Komödie scheitern sieht, entsagt sie dem Gedanken, ihr Kind fortzugeben; aber ist sie wirklich entschlossen, es mir zu überlassen, so nehme ich es, so wahr ich zu Ihnen spreche."

Sofia gab ein leises Zeichen ihrer Bewunderung.

„Loben Sie mich nicht zu sehr; glauben Sie nicht einmal, daß ich besonders großmütig handele — ganz im Gegenteil vielleicht — wenn Sie meine Großmut recht betrachten, werden Sie ein wenig Selbstsucht darin finden. Ihnen kann ich alles sagen. Ich fürchte, daß diese Frau den gemachten Vorschlag bereut und den meinigen nicht annehmen will — dann Lebewohl ‚meiner Zukunft'. Denn wenn die Mutter sich für das Fortgeben ihres Kindes entscheidet, so habe auch ich eine Zukunft."

Sofia drückte schweigend die Hand des Blinden.

Mattia fuhr fort: „Sie werden mir sagen: was kann ich dabei thun? Ich will es Ihnen klar machen: kommen Sie zu meiner Kleinen, vertreten Sie Mutterstelle bei ihr. Wollen Sie? Antworten Sie mir nicht sogleich; überlegen Sie es."

Aber Sofia überlegte nicht einmal; sie wußte, daß alles Nachdenken nicht ein Wort an der Antwort ändern könne, welche das Mitleid ihr schon ins Herz gegraben hatte.

„Ich bin bereit dazu," sprach sie gelassen.

Als sie dies Versprechen gegeben hatte, wollte sie alle Folgen desselben für sich und für die Ihrigen überdenken; aber der Blinde, wie um ihr keine Zeit zum Bereuen zu lassen, wiederholte dreimal „Dank!"

„O wie danke ich dem Himmel! Das Licht meiner Augen habe ich wiedergefunden! Nun hören Sie also, wie ich es zu machen denke. Vor allem muß Tito verreisen und sich ein wenig Bewegung im Freien machen, auf den Alpen oder am Meeresstrand, wo er es vorzieht, so daß ihn nicht die Versuchung überkommt, sie zu sehen — ich meine jenes unselige Weib, das ihm schon einmal den Kopf verdreht hat. Allerdings fühlt er sich sicher, daß sie ihm nichts mehr anhaben könne — aber man weiß nie ... Sobald Tito fort ist, schreibe ich dieser Komödiantin einen Brief, den ich mir schon ausgesonnen habe. Wollen Sie ihn hören?"

„Bitte, sagen Sie mir den Inhalt."

„Oder vielmehr, ich diktiere und Sie schreiben. Thun Sie mir den Gefallen; der Hand meines Sohnes dürfte ich mich nicht bedienen, weil diese Frau seine Schriftzüge kennt. Wollen wir uns daran machen?"

Das junge Mädchen nahm die Hand des Blinden und führte ihn zum Schreibtisch.

„Ich darf also diktieren?"

„Haben Sie die Güte."

Signora!

Den Brief, welchen Sie an Tito geschrieben, hat er seinem blinden Vater übergeben, und der Vater ist es, welcher

Ihnen antwortet. Ich weiß, daß mein Sohn einst die von Ihnen erwähnten Worte schrieb; weiß auch, daß er Sie anflehte, ihm ein Recht zu gewähren, das ihn damals vollkommen glücklich gemacht hätte. Sie antworteten zuerst nicht und lehnten schließlich ab. Jetzt, wo die Wunde meines Tito völlig geheilt ist, darf ich ihm entschieden sagen: ich will nicht, daß du eine unwahre Pflicht übernimmst; du hast Anspruch an deinen Anteil Sonnenschein im Leben, und die Zukunft lächelt dir noch; du wirst ausschließlich Vater sein für die Kinder derjenigen Frau, welche dich durch ihre Liebe beglücken wird.

Aber wenn Sie wirklich so unglücklich sind, wie Sie sagen, wenn Sie in der That alles verloren haben, wenn Sie keine andere Rettung sehen, als Ihr Kindchen einem Mann von Herz anzuvertrauen, so werde ich es aufnehmen.

Die Kleine wird in mir einen Erzieher finden, und wenn sie, wie ich mir gern einbilden möchte, einigermaßen gut geartet und anhänglich ist, auch einen Freund, der zuweilen besser ist als ein Vater.

Bringen Sie mir das Kind gegen Mittag; ich erwarte Sie.

„Seien Sie so gut und lesen Sie das Geschriebene durch, Sofia."

Sofia las es laut, damit der Blinde sähe, ob noch etwas hinzuzufügen wäre.

„Mich dünkt, das wäre alles. Was meinen Sie?"

„Wenn diese Frau die Wahrheit gesagt hat, so wird sie nicht kommen, sondern abermals schreiben."

„Weshalb?"

„Weil in ihrem Brief steht: ‚Besonders suchen Sie nicht, mich zu sehen — ich habe alles verloren, was mir deine Liebe gewann.'"

Ach, hätte Mattia das Erröten gesehen, welches das Antlitz des guten Kindes überzog!

„Daran habe ich auch schon gedacht; es wäre ja möglich, daß sie entstellt ist und sich dessen schämt — es wäre möglich. Aber es kann auch ein Bühnenkniff sein. Und schriebe ich, daß mein Sohn sich entfernt, um nicht mit ihr zusammen zu treffen, so würde es mir scheinen, als nährte ich ihre Eitelkeit, anstatt sie nur zu beruhigen. Und dann ..."

„Und dann?"

„Und wenn hingegen die Primadonna eine Komödienscene aufführen will, so wird sie nicht mehr kommen, sobald sie weiß, daß sie den Inhaber der Hauptrolle nicht findet. Sie hat gewiß einen Akt, mehrere, viele Akte im Vorrat für uns; nun liegt es aber uns allen am Herzen, die Katastrophe zu beschleunigen und ein Ende zu machen."

„Gewiß, gewiß!" sprach Sofia leise.

Aber in dem Ausdruck, mit welchem sie es sagte, fand der Blinde noch einen Rest von Unsicherheit.

„Sie sind nicht überzeugt? Sie glauben wirklich, daß die Signora Cesira häßlich wie die Nacht geworden ist?"

„Aber — ich weiß nicht."

Ja, sie glaubte es wirklich; sie vermochte nicht zu sagen, weshalb, aber es dünkte sie doch, daß die unglückliche Frau ...

„Es mag eine Wirkung meiner Blindheit sein, aber ich beharre bei meiner ersten Anschauung von den Dingen. Es mag jedoch sein, wie Sie sagen. Sollen wir also hinzusetzen, daß Tito abwesend ist?"

Sofia antwortete nicht; sie dachte noch darüber nach, aber bevor sie etwas erwidert hatte, sagte Mattia:

„Schreiben Sie noch dies: ‚Ich bin blind, mein Sohn ist in Geschäften abwesend, Sie können also ohne Bedenken kommen, es wird Sie niemand sehen.' Ist es so gut?"

„O gewiß!" antwortete Sofia.

„Nun sehen Sie einmal zu, wie ich noch schreiben kann," sagte der Blinde, indem er die Hand auf das Blatt stützte. „Ich verwische doch nichts? Nein. Nun sehen Sie her."

„Mattia Bondi!" las Sofia. „Ganz vortrefflich!"

„Es ist deutlich geschrieben? Gut zu lesen? Ein bißchen schief vielleicht?“

„Aber nein, nein; kaum ein ganz klein wenig.“

Und der alte Künstler freute sich kindlich, daß er seinen Namen zwar ein wenig schief, aber leserlich geschrieben hatte.

Als Sofia wieder durch das Vorzimmer kam, um nach Haus zu gehen, trat ihr Tito, der sie erwartet hatte, entgegen.

„Dank,“ sprach auch er, „innigen Dank. Ich weiß, welche Antwort Sie meinem Vater gegeben haben.“

Das junge Mädchen fragte mit trübem Lächeln: „Woher wissen Sie das?“

„Ich weiß es, weil ich Sie ansehe. Ich weiß es, weil ich seit lange gelernt habe, in Ihrer Seele zu lesen. Also Sie werden kommen?“

Sofia antwortete nicht sogleich, sie ließ ihren Gefühlen Zeit, sich zu sammeln, und sprach dann einfach: „Ich gehe nach Haus, um es meinem Vater zu sagen, dann komme ich.“

„Glauben Sie, daß Papa Salvi keine Einwendungen machen wird?“

„Ich hoffe es.“

Das Mädchen ging die Treppe hinab und durch den Hausflur, ohne nach dem jungen Mann oben zurückzublicken.

* *
*

Sofia war auf ihrem Posten. Man konnte sagen, es sei alles vorbereitet, um die leidende Kleine aufzunehmen; sie sollte gegen Mittag kommen, und um diese Zeit würde Tito die ernsten Formen der Berge um den Lago di Lecco, die Grigna, den Barro, den San Martino begrüßen.

Geschäftig hin und her gehend, nahm Sofia Besitz von ihrem neuen, hellen, freundlichen Heim, während der Alte im Dunkel umherwanderte und alle Augenblicke vor der Pendeluhr stehen blieb, um die Sekundenschläge zu zählen.

Sofia hatte ihn schon mehrmals in dieser Stellung gefunden, als sie ihm sagte: „Es wird sogleich zwölf Uhr schlagen, hören Sie.“

Mattia wartete nicht einmal die zwölf Schläge ab, sondern sprach schon beim Ausheben entmutigt: „Ich wußte, daß sie nicht kommen würde.“

Aber in dem Moment brachte Tomaso einen Brief.

„Setzen wir uns, um ihn zu lesen,“ bat Mattia, der nichts Gutes mehr hoffte.

Und Sofia, ihm gegenüber, las:

Großmütiger Mann! Verzeihen Sie einer Unglücklichen, daß sie zu der angegebenen Stunde sich nicht einstellt; sie wird die Kleine am Abend zu Ihnen begleiten. Wenn die zur Straße führende Gartenthür offen ist, so wird Bianca durch diese eintreten. O, könnte die arme Mutter die Hand küssen, welche ihr Kind beschützen will! Aber sie würde sterben vor Beschämung. Dank, Dank, Dank.

Cesira.

„Nun wohl, warten wir denn abermals,“ sprach Mattia, und nach einer Pause: „Und Sie, Sofia, was sagen Sie?“

So befragt, erwiderte das junge Mädchen, daß sie dies erwartet habe.

„Erwartet, was?“

„Daß diese Frau nicht am hellen Tage kommen wolle. Da wäre sie gesehen worden, und die Blindheit des großmütigen Mannes sicherte sie nicht vor anderen Augen.“

„Es kann wohl sein,“ wiederholte Mattia.

Die Musik, das Diner, die Lektüre halfen über die Stunden dieses Maitages hinweg. Lange bevor es dämmerte, ging der Blinde, von Sofia geleitet, in den Garten. Sie wanderten eine Weile schweigend umher; wiederholt fragte Mattia, ob die Sonne noch über dem Horizont sei, und wurde ungeduldig über das Geschwätz der Sperlinge in dem alten Kastanienbaum. Endlich ward das Gezwitscher der munteren Stimmchen schwächer und verstummte, als die Amsel ihre erste schwermütig gedehnte Frage in den Abendwind hineinrief.

Nun nahm Mattia Sofias Hand, und

sie gingen bis zu der Pforte, welche in das einsame Gärtchen führte. Das junge Mädchen konnte den Riegel nicht zurückziehen, und der Blinde sagte mit einem leisen Zittern der Erregung: „Ich bin noch immer stärker als Sie.“

Als die Thür geöffnet war, sah Sofia in die Straße hinaus.

„Es ist niemand da,“ sprach sie.

Beide ließen sich auf eine nahe Bank nieder. Die Sonne war nun wirklich untergegangen. Die Umrisse der Häuser wurden undeutlich, und immer noch hörte man den fragenden Ton der Amsel durch die tiefe Stille.

Da trat ein kleines Mädchen in die schmale Öffnung der angelehnten Thür, blickte umher, that einige unsichere Schritte vorwärts, als gehorche sie einem Zureden von der Straße her, dann blieb sie stehen und drehte sich um.

Der Blinde fühlte Sofias Hand in der seinigen zittern, erriet das übrige, und indem er schnell aufstand und sich der Thür zuwendete, sprach er liebevoll: „Bianca!“

Als die Kleine sich beim Namen rufen hörte, kam sie zurück, und nun rief Mattia mit lauter Stimme: „Cesira!“

Die unglückliche Mutter zeigte sich. Sie hatte den Kopf auf die Brust geneigt, und ein dichter Schleier verbarg ihr Gesicht; ihre Hände ruhten auf den Schultern der Kleinen, die unbefangen zu ihr aufsah.

„Cesira!“ wiederholte Mattia.

„Ich bin hier.“

„Geben Sie mir die Hand,“ fuhr der Blinde fort, „dann wird mir sein, als ob ich Sie sehe.“

Cesira zuckte bei diesen Worten zusammen, und als sie in einiger Entfernung Sofia erblickte, machte sie eine Bewegung, als wolle sie fliehen; dann aber begnügte sie sich, den schwarzen Schleier dichter vorzuziehen, und reichte die eine Hand dar, während sie mit der anderen ihre Tochter festhielt, wie um diese oder sich zu verteidigen. Sofia bemerkte, daß alles dies mit theatralischen Gebärden geschah, und auch, daß die Kleine fortwährend neugierig umherblickte.

Der Blinde war tief bewegt, als er die Hand dieser Frau drückte, welche eine große Glückseligkeit hätte bereiten können und es nicht gewollt hatte. Er sprach voller Wohlwollen zu ihr: „Sie schrieben mir von einem Unglück, sagten aber nicht, worin es besteht. Wenn Sie es mir mitteilen möchten und sich vielleicht eine Abhilfe fände ...“

Der Blinde wartete auf ein Wort, das nicht kam.

„Möchten Sie es mir nicht sagen?“

Er wartete wieder; dann ließ er die Hand der Mutter los und suchte das Gesicht des Kindes, dessen Atem er fühlte.

„Also, wir sind einig,“ sprach er mit verändertem Ton, „ich nehme das Kind.“

Bei diesen Worten zog er das Köpfchen sanft zu sich heran, bis er es an seine Knie gelehnt fühlte; die Mutter hauchte einen langen Seufzer; das kleine Mädchen betrachtete immer noch neugierig bald den Mann mit dem weißen Bart, bald die vom schwarzen Schleier verhüllte Mama.

„Ach, wie unglücklich bin ich!“ murmelte Cesira.

„O ja, sehr!“ bestätigte Mattia. „Es ist das Schwerste, was Sie treffen konnte — dem eigenen Kinde entsagen zu wollen.“

„Entsagen nicht,“ unterbrach ihn Cesira mit dramatischem Ausdruck, „meine Tochter, mein eigenes Blut, gehört mir auch ferner; ich hoffe, Sie werden mir zugestehen, sie einst wiederzusehen, sie immer zu lieben, und werden dem unschuldigen Geschöpfchen sagen, es solle die Mama nicht vergessen, ihr stets gut bleiben, sie erwarten, weil sie bald, bald kommen wird.“

Diese letzten Worte wurden nur gemurmelt; schließlich, von ihrer Bewegung überwältigt, weinte die Komödiantin. Sie weinte wirklich.

Das kleine Ding, welches diese Scene sehr amüsierte, lachte.

Mattia schwieg, nicht weil er dieser theatralischen Mutterzärtlichkeit Glauben

schenkte, sondern weil das Komödienspiel, wenn es das war, auch auf ihn Eindruck machte und ihm die Worte raubte.

„Seien Sie dessen eingedenk, daß Ihre Tochter in den Händen eines Mannes von Herz ist,“ sprach er dann eindringlich, „und wenn ich etwas zu Ihrer Erleichterung thun kann — so wenden Sie sich sofort an mich.“

Cesira küßte die Hand des Blinden, darauf schloß sie das Kind mit wilder Verzweiflung in die Arme.

„Du wirst an deine Mama denken, nicht wahr? sage, wirst du an sie denken? Mamachen kommt bald wieder, siehst du, bald, bald! Und ich werde diesem lieben Herrn schreiben, und auch an dich.“

„Einen Brief, der ganz vollgeschrieben ist und zugeklebt, und mit einer Postmarke darauf,“ begehrte das kleine Mädchen zu wissen.

„Ja, ja, ja.“

Nach diesen Worten blickte sie schweigend umher, als wolle sie den Ort und diese Stunde sich recht einprägen. Ihr Blick fiel auf Sofia, die sich während der Zeit entfernt gehalten hatte.

„Ich lege sie auch Ihnen ans Herz.“

Und sie eilte nach dem Pförtchen, wo sie einen Augenblick verweilte, ohne sich umzuwenden.

„Ist sie fort?“ fragte Mattia, der mit zitternder Hand Biancas Köpfchen streichelte.

„Lebewohl!“ rief zum letztenmal Cesira und warf dem Kinde noch einen Kuß zu.

„Sie ist fortgegangen,“ sagte Sofia.

Jetzt befühlte der Blinde das Gesicht der Kleinen, um sich zu versichern, daß sie nicht weine, und sprach zu ihr: „Mein Töchterchen, die Mama hat nur gescherzt — aber sie kommt wieder — das weißt du doch?“

„Jawohl, das weiß ich.“

„Und nun mußt du nicht mehr weinen.“

Das Mädchen erhob ihr schönes lachendes Gesichtchen zu ihm. „O jetzt weine ich nicht mehr; auf dem Theater that ich's oft, wenn der schwarze Mann mein Mamachen schalt. Mamachen lag noch auf den Knien und sagte zu mir: ‚Geh und weine auch recht schön‘; es war wunderhübsch, die Leute klatschten, und ich machte eine Verbeugung.“

Der Blinde lauschte den arglosen Worten, es war ihm, als sei dies Stimmchen schon früher in ihm erklungen, gleich der alten Musik Cimarosas und Rossinis. Es war eine sanfte, biegsame Stimme, von langen Atemzügen unterbrochen. Er konnte sich aber nicht zurückrufen, wo und wann er diesen Tonfall und diesen Klang gehört. Die eine Hand um das Köpfchen des Kindes gelegt, rief der Blinde leise: „Sofia?“

„Hier bin ich.“

„Gehen wir ins Haus zurück, wollen Sie?“

„Und bleibt die Gartenthür offen?“

„Es ist wahr; thun Sie mir den Gefallen, sie zu schließen.“

Das kleine Mädchen sah den Riegel vorschieben und wollte wissen, wie nun Mamachen wiederkommen könne.

„Sie wird durch eine andere Thür gehen,“ antwortete Sofia.

Auf dem kurzen Weg durch die Allee beobachtete Bianca, daß der Alte die Stämme der Akazienreihe mit dem Stock berührte.

„Warum thust du das?“

„Weil er nicht sehen kann,“ antwortete Sofia und liebkoste ihr Gesichtchen.

„Weil ich blind bin,“ sagte der Greis.

Bianca erhob das kluge Köpfchen zu ihrem neuen Freunde, und eine mitleidsvolle Neugier leuchtete in ihren Augen auf.

Aber seinerseits hatte auch Mattia, der die Kleine nicht von der Hand ließ, Biancas unsicheren und ein wenig hinkenden Schritt bemerkt.

Als sie im Salon waren und der alte Herr auf dem Sofa saß, sprach er: „Nun laß dich betrachten, komm hierher, zwischen meine Knie. So.“

Nachdem er die Hände, die Arme und die schmal gebaute Brust der neuen Tochter betastet hatte, wiederholte Mattia, nun werde er sie sich gründlich ansehen.

„Hier wollen wir anfangen," verkündete er scherzend, und die Kleine lachte laut, als sie ihre Nase erfaßt fühlte.

Es war wie eine langdauernde Liebkosung; die leichte Hand des großen Künstlers glitt über Biancas Augen, Stirn, Ohren und Wangen und berührte nochmals, was ihm nicht deutlich geworden war. Dann drang sie geschickt in die blonde Lockenfülle und drückte schließlich den noch immer lachenden Kopf an seine Brust.

Sofia sah wehmütig zu.

„Nun ich dich recht angeschaut habe, sollst du auch wissen, wer ich bin. Ich bin der Papa."

„Der Papa?" fragte ungläubig die Kleine.

„Ja, der Papa. Ist dir nie vom Papa erzählt worden?"

„Mamachen hat mir gesagt, es sei ein schöner Mann."

„Und da findest du, ich sei nicht schön?"

„O doch, du bist es auch, aber du bist alt."

„Meinst du? Und warum komme ich dir so alt vor? Sieh nur, wie viel Haar ich noch habe, ebensoviel wie du."

„Ja, aber deines ist weiß, und dann, sieh, du bist hier nicht so glatt wie die, welche nicht alt sind."

Mattia schien darüber nachzudenken, aber endlich ergab er sich, und Bianca, vergnügt, daß sie ihn überzeugt hatte, rief triumphierend: „Nun, da siehst du's!"

„Ja, ja, ich gebe es zu, ich bin ein alter Papa, bin nicht mehr glatt von Gesicht; aber du mußt doch den alten Papa lieb haben. Nicht wahr?"

Zerstreut antwortete das Kind: „Ei gewiß!" Sie hatte die Augen auf Sofia gerichtet, die sie voll Güte ansah.

„Du, wie heißt du?"

Das junge Mädchen küßte ihr Mund, Augen und Stirn mit einer innigen Zärtlichkeit, von der sie nicht wußte, woher sie ihr gekommen, dann antwortete sie: „Ich heiße Sofia und bin dir sehr gut."

Bianca entgegnete gelassen, daß auch sie ihr recht gut sei.

Mattia fuhr in dem begonnenen Examen fort: „Nun sprich, sage mir etwas."

„Was soll ich dir sagen?"

„Erzähle mir von dem Ort, wo du gewesen bist, erzähle, was du auf dem Theater gemacht hast."

Bianca gehorchte. Sie sprach von der hübschen Mama, von der Bühne, wo sie so viele Rollen gespielt hatte, als sie noch gesund war. Das war so schön! Aber dann war ihr Bein krank geworden, und sie konnte nicht mehr spielen, weil sie ein wenig hinkte. Hatte Mattia es nicht bemerkt? Aber gewiß, er konnte es nur nicht sehen! Doch Sofia, die hatte es wohl bemerkt; sie trug auch unter dem einen Stiefelchen einen höheren Absatz, aber etwas hinkte sie dennoch. Also, als sie gesund war, gab sie viele Rollen, und die Leute riefen „Bravo!" und einmal bekam sie sogar Zuckerwerk und eine große, große Puppe geschenkt.

„Was willst du sonst noch wissen? Ich habe dir alles gesagt. Ach so, von meiner Mama."

Und ohne Zögern sprach Bianca von der schönen Mama; sie zanke ihre Bianca nie, habe aber so viel zu thun, die Rollen auswendig zu lernen, und dann die Proben mitzumachen und dann zu spielen — seit einiger Zeit sei sie verstimmt, vielleicht, weil sie den Husten hatte.

„Bist du es denn nicht, die Husten hat?"

„Früher war ich es, aber jetzt nicht mehr."

Mattia wollte seine Fragen nicht fortsetzen, um ihre Unschuld nicht zu mißbrauchen. Er ließ sie noch eine Weile weiterplaudern, bis sie mehrmals durch Gähnen unterbrochen wurde.

Nun fragte Sofia die Kleine: „Bist du müde?"

„Ja, ein wenig."

„Soll ich dich zu Bett bringen?"

„Nein, ich warte auf Mama, sie hat versprochen, bald wiederzukommen."

„Mama ist nach dem Theater gegangen, sie kommt erst spät zurück; zu Hause legte Mamachen dich gewiß immer um

diese Zeit schlafen, wenn sie zur Aufführung ging."

„Wohl! Aber erst, seit Bianca krank gewesen, früher nicht, denn da spielte auch sie."

So schwatzte sie noch eine Zeit lang abgebrochen, bis der Schlaf sie zwischen den Knien des Blinden völlig übermannte.

„Armer kleiner Engel!" sprach Mattia leise, als er die ruhigen Atemzüge der Kleinen hörte. „Sie, Sofia, was sagen Sie?"

„Armes Engelchen!" bestätigte das junge Mädchen.

Eine Weile schwiegen sie; dann wollte der alte Herr wissen, ob das Kind — schön sei.

„Und wie! In der That ein süßes Geschöpfchen."

„Lockig, nicht wahr?"

Sofia bejahte es.

„Sie ist blond?"

Das junge Mädchen bejahte auch das.

„Sie hat ein Stumpfnäschen, eine freie Stirn, zwei Grübchen in den Backen, kleine Ohren — ich weiß es genau. Aber ich möchte wissen ..."

„Ob sie ihm gleicht?" unterbrach Sofia ihn mit zärtlicher Teilnahme. „Sie ist sein ganzes Abbild."

Mattia sagte nichts, aber ihm zitterte die Hand, als er Haar und Stirn des kleinen unschuldigen Wesens streichelte. Es war die erste großväterliche Liebkosung, und Sofia sah schweigend zu, bis der Blinde sprach:

„Tito sollte hier sein, und ich habe ihn fortgeschickt."

Sofia schwieg noch immer, um ihren Gedanken nicht zu äußern, welcher besser aus dem Munde des Alten kam, nachdem er vergebens auf Antwort gewartet.

„Er hätte mir nicht gehorchen sollen; seine Stelle war zu dieser Stunde hier, und nicht am Lago di Lecco."

„Sie erwacht," sagte Sofia, „ich will sie lieber schlafen legen."

Sie nahm Bianca auf den Arm, und sprach ihr zu: „Wir bringen das Kindchen zu Bett."

„Mamachen," murmelte Bianca, „wo ist Mama?"

„Mama kommt, wenn das Theater aus ist."

Während sie durch die Zimmer gingen, Sofia mit ihrer kleinen Last, der Blinde tastend hinterher, schlief Bianca weiter; aber sie ermunterte sich völlig, als sie in dem Stübchen waren, welches hinfort das Nestchen der beiden sein sollte. Nun sprach sie zu Sofia:

„Hier ist es schön! Schläfst du neben mir? Aber du, warum gehst du nicht?"

„Sie schickt mich fort," sagte der alte Herr, „sie möchte sich nicht in meiner Gegenwart auskleiden lassen, nicht wahr? Aber ich bin blind."

„Kannst du auch wirklich nichts sehen?" fragte das Kind.

„Gar nichts!"

Es fiel Bianca ein, daß sie ihr Gebet noch nicht gesprochen hatte, und neben dem Bett niederkniend, sprach sie laut: „Herr, der du im Himmel bist, leite mich auf guten Wegen, damit ich zu dir komme; segne die Mama, den Papa und alle unsere Freunde."

Darauf ließ sie sich von Sofia weiter auskleiden und streckte sich in ihr Bettchen.

„Gieb mir einen Kuß," bat sie Sofia.

„Und willst du von mir einen Kuß?" fragte der Großvater.

„Auch von dir. Wenn Mamachen nach Haus kommt, so vergiß nicht, ihr zu sagen, daß ich artig gewesen bin."

Wenige Minuten später lag das Kind in sanftem Schlummer.

Mattia sprach vor sich hin: „Ich habe unrecht gethan, ihn fortzuschicken. Hier war seine Stelle, eben hier." Nach einer Pause sagte er zu Sofia: „Morgen thun Sie mir den Gefallen, ihm zu schreiben, daß sein Vater ihn zurück erwartet — daß seine Tochter ihn erwartet. Wollen Sie so gütig sein?"

Noch ehe Sofia antworten konnte, setzte der Blinde mit gedämpfter Stimme hinzu: „Schade um das kleine Bein! Konnten Sie sehen, worin das Übel besteht? Glauben Sie nicht, daß es heilbar ist?"

Sofia setzte auseinander, das rechte Bein sei zwar wohlgebildet, scheine aber, im Vergleich zu dem anderen, etwas geschwächt zu sein, und deshalb sei der Gang des Kindes ein wenig unsicher.

Diese Erklärung befriedigte den Blinden nicht recht.

„Ach, könnte ich es nur selbst sehen!“ seufzte er. „Aber wer weiß, ob nicht durch gymnastische Übungen — morgen werde ich den Arzt kommen lassen, der meine Lähmung geheilt hat.“

So verweilten sie am Bett des kleinen Mädchens bis in die Nacht hinein. Mattia zuerst sagte: „Ich gehe schlafen, auch Sie werden der Ruhe bedürfen. Gute Nacht.“

„Ich begleite Sie,“ sprach Sofia und legte ihre Hand in die des Blinden.

„Gehen Sie nicht fort, Bianca könnte erwachen. Nur möchte ich einen Kuß haben — geben Sie ihn mir.“

Sofia erhob sich auf den Fußspitzen, um den alten Herrn auf die Wange zu küssen, und befriedigt ging Mattia geradeswegs auf die Thür zu, welche er geräuschlos öffnete.

„Gute Nacht,“ sprach er noch einmal.

Das junge Mädchen wollte ihm in der Zerstreuung hinausleuchten, aber kaum war sie in den langen Flur getreten, so erblickte sie in einer Ecke sitzend — wen? Tito selbst. Er winkte ihr, still zu sein; inzwischen fand Mattia mit Hilfe seines Stockes ohne Anstoß seinen Weg. Als der Blinde in sein Zimmer getreten war, erhob sich Tito und eilte auf Sofia zu.

„Lassen Sie mich Bianca sehen,“ sprach er.

* *
*

„Wo ist mein schönes Mamachen?“ hatte Bianca beim Erwachen gefragt, und mehrere Tage hindurch mischte sich diese Frage ab und zu wieder in ihr Geplauder, aber weder angstvoll noch aus einem Gefühl der Verlassenheit.

Und jedesmal hatte Sofia eine Antwort bereit, aus Furcht, dem kleinen Schlaukopf könne Mattias und Titos zu beharrliches Schweigen auffallen. Sie erwiderte: „Mamachen kommt bald; sie hat sagen lassen, daß es ihr gut geht, daß sie sich amüsiert und zufrieden ist, und sie will wissen, ob auch du vergnügt bist.“

„Und was hast du ihr geantwortet? Daß ich gesund bin, mein Husten nicht wiedergekommen ist, und wie gern ich hier bei euch bin, mit dir als Tante, und diesem als Papa, und dem da als Großpapa — daß ich ein artiges Kind bin.“

„Das alles.“

Und die Tante, darauf der Papa und zuletzt der Großpapa, herzten das verständige Köpfchen. Wie die Kleine sagte, hatten sich alle schnell mit ihrer Rolle vertraut gemacht. Sofia gestand sich, wie glücklich sie sich in der Beschäftigung mit ihren neuen Pflichten fühlte, die den Andrang der Gedanken von ihrem Gemüt abhielten; Mattia, obgleich blind und durch sein Alter und sein Mißgeschick beeinträchtigt, that es in seiner Großvaterrolle den Jüngeren und Gesünderen zuvor. Nur aus seinem Munde kamen die wunderbaren Erdichtungen, bei denen das Kind die Augen so weit aufthat; und Aufgabe des Papas war es dann, das in der Phantasie erregte Staunen durch eine natürliche und wahrheitsgemäße Erklärung aufzuheben, welche die Urteilskraft heranbildete.

Was das Herzchen anbetraf, da hätte die Tante allein genügt. Hielt sie es nicht für ihre Aufgabe auf Erden, den Leidenden und vom Schmerz Bedrohten ihre Liebe entgegenzubringen?

Diese Frage hatte Tito eines Tages mit leiser Stimme aufgestellt, während der Großpapa die schlafende Kleine auf dem Schoß hatte.

Sie blickten stumm in die Zukunft, bis Mattia sprach:

„Jedoch wir dürfen sie nicht zu lieb gewinnen, das rät uns die Klugheit.“

Die kluge Vorsicht riet auch, leise zu sprechen und die Haare der Kleinen so leicht zu streicheln, daß sie nicht erwache.

Sofia und Tito warfen sich einen flüchtigen Blick zu.

„Weshalb?" fragte das junge Mädchen.

„Weil ich Furcht vor der Mutter habe, weil wir nicht wissen, was diese Frau bezweckt, weil sie möglicherweise in Mailand geblieben ist, um die Entwickelung ihrer Komödie abzuwarten, weil Gefahr da ist, daß sie uns früher oder später wieder gegenübertritt, um ihre Tochter zurückzufordern. Deshalb dürfen wir sie nicht zu lieb haben."

Dieser Gedanke war schon in allen aufgeblitzt.

Sofia blickte sinnend Tito an, der einzig und allein nach ihrer Meinung die Drohung abschwächen konnte, welche aus dem Munde des Blinden sprach. Aber der junge Mann widersprach nicht offen und sofort. Erst als er sich von dem forschenden Blick des Mädchens durchdrungen fühlte, begann er nach kurzem Schweigen zu dem Alten:

„Ich habe dir nicht alles gesagt, Papa. Als du mich damals am Ufer des Lecco glaubtest und ich hingegen in eurer Nähe geblieben war, that ich das nicht allein, um die Kleine, sondern auch, um die Mutter zu sehen."

„Cesira!" murmelte kopfschüttelnd der Greis.

„Ja. Ich wollte sie sehen, ohne gesehen zu werden, um dir mit Nachdruck erklären zu können, daß Cesira für mich nicht mehr da ist, daß meine Leidenschaft am Schmerz gestorben ist. Und ich hoffte, sie würde wunderschön sein, schöner noch als einst, damit ich dir sagen könnte, daß ihre Schönheit mich gleichgültig gelassen hat."

Er sprach langsam und mit dumpfer Stimme, ohne sich einmal Sofia zuzuwenden.

„Und hast du sie gesehen?" fragte Mattia.

„Ich sah eine verschleierte Frau kommen, mit ihrer Kleinen, die etwas hinkte; sie näherten sich der Gartenpforte, die Kleine trat ein, die Mutter blieb draußen, dann ging auch sie hinein; ich hielt mich hinter einem der Bäume auf dem Wall verborgen. Nach einiger Zeit kam Cesira allein zurück. Aber ich konnte ihr Gesicht nicht sehen. Sagt mir, daß sie noch schön ist."

Sofia war die einzige, welche darauf hätte antworten können, aber sie fürchtete, ihre Stimme möchte ihren innersten Gedanken verraten. Statt ihrer antwortete der Blinde.

„Auch Sofia hat ihr Gesicht nicht gesehen; ich wollte die Wahrheit durch diesen kleinen Engel erfahren und fragte, ob die Mama schön sei, ob sie nicht eine schwere Krankheit gehabt habe — und Bianca erwiderte stets, ja, die Mama sei wunderschön."

„Auch mir hat sie das gesagt, aber eine Mutter ist in den Augen so einer kleinen Unschuld immer schön."

Diese dem jungen Mädchen entschlüpften Worte machten es verlegen, und den übrigen Teil des Abends sprach Sofia nicht mehr.

Nur als sie die Kleine zu Bett gebracht, der Blinde sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte und Sofia sich einen Augenblick mit dem jungen Mann allein sah, sagte sie zu ihm ohne jede Befangenheit: „Hören Sie, Signor Tito, Sie erdulden eine Strafe, die Sie eigentlich nicht verdient haben; nehmen Sie sich nicht vor, Ihr Herz dem unschuldigen Kinde zu verschließen, das nach Ihrer zärtlichen Zuneigung verlangt. Glauben Sie nicht, daß Ihr Vater recht habe, wenn er spricht . . ."

Unter Titos fest auf sie gerichtetem Blick versagte ihr das Wort.

„Was sagt mein Vater?"

„Wenn er spricht, die Klugheit rate, das arme Kind nicht zu lieb zu gewinnen, dann täuscht der alte Herr sich selbst. Er versuche es, Bianca nur mit Maß zu lieben, ob es ihm gelingen wird!"

Tito, der fort und fort in Sofias Gesichtchen blickte, bemerkte, daß unter seinem Blick ihre Wangen sich höher färbten.

„Reden Sie."

„Mich dünkt, ich würde mich vor dem Schmerz nicht fürchten, wenn ich die Kleine so lieb hätte. Ich bin ihr schon innig gut, und Sie sind es auch, und der

Großpapa auch — so wollen wir sie denn mutig weiter lieben."

Tito ergriff ihre Hand, und demütig, leise, als fürchte er, ein gewisses sprödes Empfinden zu wecken, das etwa in der Seele des guten Mädchens schlummere, sprach er: „Nun dann helfen Sie mir, Bianca zu lieben; seien Sie meine Gefährtin, meine Gattin, mein ganzes Glück."

Es war, als ob diese gedämpft, fast angstvoll gesprochenen Worte nur eine Fortsetzung des an jenem Abend in der Hausthür begonnenen Geständnisses seien.

Das spröde Gefühl, welches der junge Mann erraten hatte, war allerdings erwacht, aber es kam in Sofias Seele nicht zum Wort. Sie lauschte lange dieser süßen Musik, dieser gesprochenen Liebkosung.

Endlich löste sie ihre Hand sanft aus der, welche sie umschlossen hielt, und murmelte: „Dank!"

Der junge Mann drang in sie: „Ein Wort noch, sagen Sie einfach: ja."

„Dank, Signor Tito," wiederholte das Mädchen, zu Boden blickend. „Aber ich bin so bewegt, lassen Sie mich nachdenken. Glauben Sie mir, ich wäre glücklich, wenn ich sogleich antworten könnte, wie Sie es wünschen; denken Sie nichts Übles von mir, wenn ich es nicht thue. Ich bin wahrhaft stolz auf die Worte, welche Sie zu mir gesprochen haben; sie werden mir immer im Herzen klingen."

„Also! — also!" stammelte Tito niedergeschlagen, „Sie sind also nicht sicher, mich einst noch lieben zu können — wenn Sie erst lange darüber nachdenken müssen."

Nun blickte Sofia zu ihm auf. In ihren Augen leuchtete eine große Zärtlichkeit und tiefes Mitleid für andere, aber nicht für sich selbst.

„Lassen Sie mich überlegen," sagte sie nochmals, „seien Sie mir nicht böse, wenn ich mit der Antwort zögern sollte."

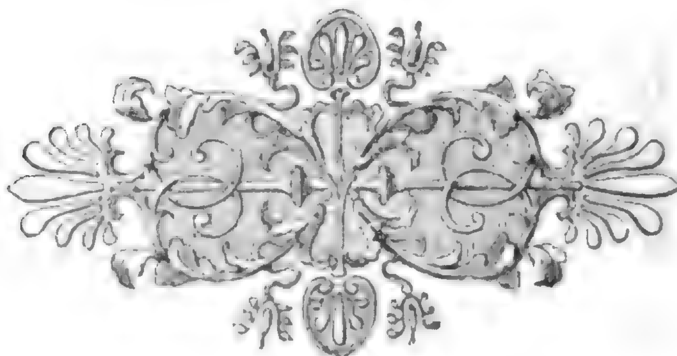
Diese ernsten Worte sagten, daß die Überlegung schon begonnen hatte.

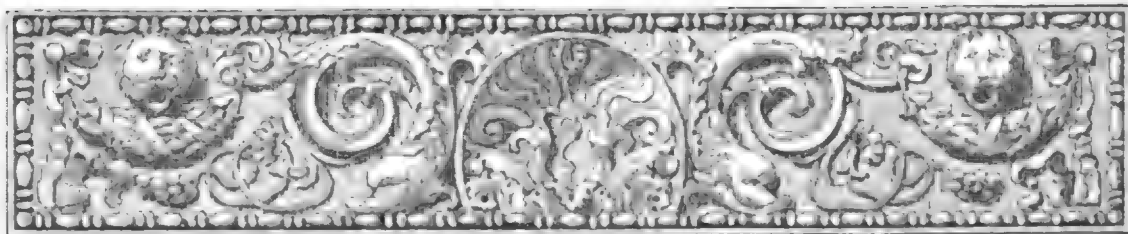
„Ich werde warten, solange Sie wollen, aber lassen Sie mich wenigstens glauben, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin."

„Gleichgültig!" sagte Sofia, und im Ausdruck dieses Wortes lag die ganze kurze Geschichte einer Liebe, welche eine andere Liebe besiegt hatte.

Der junge Mann begehrte nichts weiter zu wissen; er ließ Sofia sich in ihr Zimmer zurückziehen, dann eilte er an das Lager des blinden Vaters, um in diesem den alten Wunsch aufs neue zu erwecken.

(Schluß folgt.)





Das Hohenzollern-Museum in Berlin.

Von

Paul Lindenberg.

Drei Jahre bald sind es her, eine Mainacht war es, da flog durch Berlin das Gerücht, daß Schloß Monbijou und mit ihm das Hohenzollern-Museum in Flammen stünde, und trotz der nächtlichen Zeit eilten viele Tausende von Menschen dem Schauplatz des Brandes zu und beteiligten sich aufopferungswillig an den schwierigen Löscharbeiten wie an der Bergung der zahllosen Schätze. Und am kommenden Tage, als die Kunde durch ganz Berlin gedrungen war, da strömten immer neue Scharen herzu, um sich persönlich von dem Schaden zu überzeugen, und nicht bloße Neugierde war es, welche sie zum Schauplatz des Brandes lenkte, ein jeder fühlte sich mehr oder minder indirekt durch den Verlust berührt, einem jeden war es, als ob die Flammen auch sein Eigentum ergriffen hätten, als ob ein Teil seiner erinnerungsreichen Andenken zerstört wäre, und in dieser allgemeinen warmen und aufrichtigen Teilnahme zeigte sich am deutlichsten, wie hoch die Berliner Einwohnerschaft das Hohenzollern-Museum schätzt, wie sehr sie es im edelsten Sinne als Nationaleigentum betrachtet und welch innigen Anteil sie an seinen Geschicken nimmt!

Das Heim der glücklicherweise durch das wütende Element nur wenig betroffenen Sammlungen, Schloß Monbijou, berührt uns inmitten des lärmenden Berliner Centrums wie ein stiller Gruß aus jenen Tagen, in denen Berlin noch nichts vom Fluge eines Kaiseraars geahnt. Es ist kein stolzes Palais mit prunkvollem äußerem Pomp, mit hochragenden Säulen und mächtigen Hallen, dieses Schloß mit dem anmutigen Namen, es ist eher ein kokettes, von den rauschenden Bäumen eines lauschigen Parkes umgebenes Landhaus, bestimmt zur Erholung und Ruhe in schönen Sommermonden, zur friedlichen Einsamkeit vom lauten Getriebe der Welt. Dies war denn auch einst seine eigentliche Aufgabe, und bereits die Gemahlin des Kurfürsten Joachim Friedrich, besonders aber die beiden Gemahlinnen des Großen Kurfürsten hatten hier eine kleine landwirtschaftliche Besitzung. Mit Ausnahme weniger Jahre, in denen die Gräfin Wartensleben hier ihren eigenen Günstlingshof hielt (1706 bis 1710), verblieb die idyllische Herrschaft im Besitz des königlichen Hauses.

Die Königin Sophie Dorothea weilte viel in Monbijou und empfing auch hier 1732 die wegen ihrer Religion aus ihrem Vaterlande vertriebenen Salzburger. Zehn Jahre später ließ Friedrich der Große, nachdem er zur Regierung gelangt war, durch seinen genialen Freund und Baumeister v. Knobelsdorff den Mittelbau verändern und vornehmlich darin die Porzellangalerie einrichten, wie sie noch heute erhalten ist. In dem Garten soll sich auch die Scene einer langen Tragödie abgespielt haben,

denn hier soll Friedrich v. d. Trenck, der vielen Weiberherzen so gefährlich gewesene schöne Gardeoffizier, der reiz- und 1757 gestorben war, blieb Schloß Monbijou unbewohnt, bis Friedrich Wilhelm II. 1786 den Thron bestieg und

Eingang zum Park Monbijou.

geistvollen Schwester des Königs, Prinzessin Amalie, zu Füßen gesunken sein und ihr, von Spähern belauscht, seine Liebe gestanden haben.

Als die Mutter Friedrichs des Großen die Besitzung seiner Gattin, der Königin Friederike, zum Wohnsitz überwies. Da die Gebäude für eine vollständige Hofhaltung nicht ausreichten, ließ sie der König durch den Baumeister Unger nicht

Digitized by Google

unwesentlich vergrößern, wobei der Garten das stattliche Eingangsportal erhielt. — Nach dem 1805 erfolgten Tode der Königin Friederike weilten vorübergehend längere oder kürzere Zeit verschiedene Fürstlichkeiten in Monbijou, ein Teil des Schlosses wurde sodann zum Aufbewahren mannigfacher wertvoller Sammlungen benutzt; beispielsweise beherbergte es lange Jahre hindurch den Grundstock des heutigen Ägyptischen Museums, und oft genug erschien damals in den kleinen, nach dem Garten zu hinausliegenden Zimmern die greise, ehrfurchtgebietende Gestalt Alexander v. Humboldts.

1868 war es, als in einigen Räumen des Monbijouschlosses eine Ausstellung veranstaltet wurde, welche zahlreiche Gegenstände persönlicher Erinnerung an die einzelnen brandenburgisch-preußischen Herrscher enthielt. Die weitesten Kreise des Publikums bezeigten dieser Ausstellung ihr lebhaftestes Interesse, und so tauchte der Plan auf, ein eigenes Museum für diese Gegenstände, welche häufig wichtige Beiträge zu der gesamten Zeit- und Regierungsperiode der verschiedenen Monarchen bildeten, zu errichten. Die Idee fand beim König wie beim Kronprinzen wärmste Unterstützung, beide gaben aus ihrem Privatbesitze reiche Schätze her, für die Vervollständigung derselben sorgte die ehemalige „Königliche Kunstkammer", die Inventare der Schlösser wurden durchforscht, und teils durch Ankäufe, teils durch Geschenke wurde das Museum, welches in Geheimrat R. Dohme einen verständnisvollen, umsichtigen Direktor erhielt, von Jahr zu Jahr bereichert, so daß man es heute mit vollem Recht als die lebendigste und fesselndste Chronik des brandenburgisch-preußischen Staates, verkörpert durch seine Regenten, bezeichnen kann.

Wie mit der ehrwürdigen Person und dem Namen Kaiser Wilhelms der Beginn einer neuen, tief einschneidenden Ära unserer Geschichte verbunden ist, so konnte auch das Hohenzollern-Museum keinen schöneren Anfang erhalten als mit den Erinnerungen aus dem thatenreichen Leben des Monarchen. Drei Säle sind ihnen gewidmet, und zwar sind ihre Wandbedeckungen, ihre Gardinen und sonstigen Ausschmückungen verschiedenen Zimmern entnommen, in denen der Kaiser gewohnt hat; so entstammen die rotdamastene Tapete, der Teppich und die zarten weißen, in der Mitte das königliche Wappen enthaltenden Vorhänge des ersten Raumes

Portal zum Hohenzollern-Museum.

Digitized by Google

einem Zimmer des Berliner königlichen Palais. Der mächtige Krystall-Kronleuchter jedoch und der darunterstehende große runde, mit Bronzeeinlagen versehene Polisanderholztisch hatten früher eine andere Bestimmung, als im Hohenzollern-Museum die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich zu ziehen, und doch stehen sie, so auseinanderliegend auch ihr Ursprung ist, in gewissem Zusammenhange: unter dem Kronleuchter las am 15. Juli 1870 in dem Wartesalon des Potsdamer Bahnhofes in Berlin der Kronprinz seinem aus Ems zurückkehrenden königlichen Vater die Kriegserklärung Frankreichs gegen Preußen vor, und auf dem kostbaren Bouletische, welcher aus dem Brande des Schlosses von St. Cloud gerettet wurde, hatte Napoleon III. im Juli 1870 jene Kriegserklärung unterzeichnet. Von dem weiteren Ausschmucke dieses ersten Raumes müssen wir noch verschiedene Gemälde und Aquarelle erwähnen; unter den ersteren fesselt uns besonders dasjenige, welches den Kaiser im Interimsrock an dem bekannten historischen Eckfenster stehend darstellt, wie er freundlich lächelnd zu der jubelnden, um das erzene Denkmal des großen Friedrich gescharten Volksmenge hinabgrüßt.

Drei große Glasschränke, aus Nußbaumholz mit vergoldeten Schnitzereien nach einem Schlüterschen Modell gefertigt, beherbergen all jene zahllosen Gegenstände, welche dem Kaiser gelegentlich seiner Geburtstage und anderer erinnerungsvoller Festlichkeiten von nah und fern zugegangen sind; die reichste Phantasie kann sich kaum ausmalen, in welcher Form oft diese Gaben der Liebe und Verehrung dargebracht wurden, und bei ihrem Anblick vermag man sich häufig eines Gefühls inniger Rührung nicht zu erwehren. Da ist ein gesticktes Kissen mit dem eisernen Kreuz im Mittelfelde, welches 1871 von den Verwundeten im Militärlazarett zu Karlsruhe angefertigt wurde; diejenigen, welche zu schwer verletzt waren, um sticken helfen zu können, hatten Seide zur Füllung des Kissens zerzupft; eine Sammetdecke mit Edelweiß wurde von den Einwohnern des bayerischen Marktfleckens Obersdorf, des südlichst- und höchstgelegenen Ortes des Deutschen Reiches, geschickt; an einer gewaltig großen schwarzen Haube ist ein Zettel befestigt: „Geschenk einer elsässischen Bäuerin“; aus Bethlehem stammt eine Perlmuttermuschel, in welche das gravierte Porträt des Kaisers äußerst kunstvoll eingelassen worden ist; ein sinniges Geschenk ist ein Briefbeschwerer, geschnitzt aus dem Holze des sagenhaften Birnbaums auf dem Walser-Felde am Untersberge, der Blüten und Früchte trug, wenn das Deutsche Reich kräftig und mächtig war, der aber verkümmerte, wenn es sich in Drangsal befand, und der gänzlich abzusterben schien, als Kaiser Franz II. 1806 die deutsche Kaiserkrone niederlegte, dann aber plötzlich wieder neu ergrünte und erblühte, als 1871 das Deutsche Reich in alter Herrlichkeit erstand. — Viele Seiten müßten wir hier füllen, wollten wir auch nur einen Bruchteil der Geschenke anführen, die selbst aus den entlegensten Kolonien Australiens und Afrikas dem Kaiser zugegangen sind.

Auch im zweiten Kaisersaale finden wir noch sehr viele dieser Gaben, vor allem aber, auf Tischen ausgebreitet, die kunstvollsten der aus Anlaß der verschiedensten Gelegenheiten dem Monarchen gewidmeten Adressen, in Malerei wie in der Ausführung der Einbände oft bewundernswert schön. In einem mächtigen Rokokoschranke sind die beiden Krönungsmäntel aufbewahrt, welche von dem König und der Königin bei der 1861 in Königsberg stattgefundenen Krönung getragen wurden; von schwerem, purpurrotem Sammet, mit Hermelin gefüttert, reich gestickt mit erhabener Königskrone und dem preußischen Adler, sind sie wohl dreimal so lang wie die Gestalten ihrer Träger. Unmittelbar neben dem Schrank steht einer der bei der Krönung benutzten beiden hohen Thronbaldachine, gleichfalls aus rotem Sammet gefertigt. Einige an den Wänden befindliche Porträts des Kaisers aus früheren Jahrzehnten leiten zu dem dritten Kaiser-

Rückfront des Hohenzollern-Museums.

zimmer über, das ausschließlich für die Erinnerungen aus dem persönlichen Besitz des Kaisers bestimmt ist. Da steht, einer Miniatur-Postkutsche nicht unähnlich, der gelb lackierte Wagen, in welchem der Herrscher als zartes Kind umhergefahren wurde, behütet von den treuen Mutteraugen; da finden wir die Spielzeuge des kleinen Prinzen, komische aus Holz und Gips geformte Katzen und Hunde mit großen beweglichen Köpfen, aber, ebenso wie die übrigen Sächelchen, von einfachster Arbeit. Einfach im höchsten Grade war ja überhaupt die ganze Erziehung der königlichen Prinzen.

An jene Jugendzeit des Kaisers erinnert uns auch noch sein erstes Lesebuch, von kleinem Format, in einfachen Pappdeckel gebunden, mit dem Titel: „Kleine Plaudereien für Kinder, welche sich im Lesen üben wollen. Zweites und letztes Bändchen von J. A. F. Löhr. Verlag von Phil. Heinr. Guilhauman. 1802." Auf dem Blatt vor dem Titel steht mit etwas schwerfälligen Schriftzügen: „Seite 43 bis 45 ‚Frau Mildheim' las Prinz Wilhelm 10. October 1803 zum ersten Male ohne vorherige Anleitung recht gut." („Frau Mildheim" ist die betreffende kurze Erzählung betitelt.) Auf der gegenüberliegenden Seite lesen wir: „Dieses Lesebuch, das von meinem älteren Bruder Wilhelm auf mich überging, habe ich dem Kaiser Wilhelm als Andenken seiner Kinderzeit am 22. März 1878, Seinem 82jährigen Geburtstage, wieder zurückerstattet. Carl." — Ein anderes Buch erinnert an schwere Tage, es ist ein dickbäuchiges „Litthauisch-deutsches und deutsch-litthauisches Wörterbuch von Kantor Mielcke in Pillkallen" und trägt auf dem vorderen Blatt die von den beiden Prinzen niedergeschriebenen Worte: „Zum 3. August 1807. Fritz, Wilhelm. Memel."

Wie der Kaiser in seiner Jugend aussah, vergegenwärtigt uns eine Sammlung älterer Kreidezeichnungen und Aquarelle, welche uns den kleinen Prinzen Wilhelm schildern, wie er, einen Säbel in der rechten, ein Fähnchen in der linken Hand, auf einem Sofa zwischen seinen Eltern steht; dann, wie ihm ein Feldwebel vom Regiment Möllendorf die ersten militärischen Exercitien beibringt;

auf einem dritten Blatt führt Friedrich Wilhelm III. am Weihnachtsabend 1803 „seine drei jüngsten Rekruten“ der Königin vor u. s. w. Auf einigen dieser Zeichnungen fällt uns die Ähnlichkeit des Prinzen Wilhelm mit seinem Vater auf.

Aus den späteren Lebensjahren des Kaisers finden sich in diesem Saale des Hohenzollern-Museums noch andere Abbildungen von ihm vor, darunter eine interessante Silhouette, neben welcher wir ein lithographisches Porträt der Kaiserin Augusta in ihrem Brautschmuck — 11. Juni 1829 — erblicken. — Von den weiteren persönlichen Erinnerungsgegenständen erwähnen wir noch die Mundtasse des Kaisers, welche er vierundvierzig dem Herrscher als Unterlage beim Schreiben seines Briefes an Kaiser Napoleon nach der Kapitulation von Sedan diente, und schließlich den aus Leder gefertigten massigen Campagnestuhl, den der Kaiser während der letzten drei Feldzüge benutzte.

An diese Kaisersäle stößt der dem Andenken König Friedrich Wilhelms IV. geweihte Raum, der uns in seinen vielseitigen Gegenständen das ganze Leben des hochsinnigen, häufig verkannten Regenten veranschaulicht. Auch hier ist die ganze Ausstattung des Gemaches sowie das Meublement, jenes rote Damastsofa, der davorstehende Tisch und der Smyrnaer Teppich, den von dem König bewohnt gewesenen Zimmern entnommen;

Tisch und Kronleuchter im ersten Kaiserzimmer.

Jahre — vom Hochzeitstage an bis 1873 in täglichem Gebrauch hatte; ferner eine Husarenoffizier-Säbeltasche, welche wenn sie reden könnten, diese Stücke, von wie vielen gemütreichen und anregenden Stunden würden sie berichten! In die

erste Jugendzeit des Königs führen uns viele Gegenstände zurück, und ein ganzer Teil von ihnen zeigt uns, wie früh im „Prinzen Fritz“ das Zeichen-Talent entwickelt war. Da ist beispielsweise ein runder Tisch, dessen kieferne Platte über und über mit den verschiedenartigsten, oft ungemein phantastischen Entwürfen bedeckt ist, teils mit Bleistift, teils mit Tinte ausgeführt, die der junge Prinz während einzelner Unterrichtsstunden hingekritzelt haben mag; da ist ferner ein schmales Arbeitsheftchen, es enthält die jedenfalls nach dem Diktat des Lehrers niedergeschriebenen ersten lateinischen Vokabeln mit ihren deutschen Übersetzungen; daneben hat der Prinz stets kleine Bildchen hingemalt, welche die betreffenden Vokabeln erläutern, z. B.: crepare — knallen, nebenan eine explodierende Bombe; damnum — Schaden, Verlust, nebenan wie ein Wolkenbruch auf die Fluren niederfährt; autem — aber, nebenan ein Mann, der nachdenklich den Finger an die Nase legt ꝛc. ꝛc. Mit jedem Jahre werden die Zeichnungen besser; das sehen wir an der Bleistiftzeichnung eines Bauern in schlichtem Holzrahmen mit der Unterschrift: „Zum 10. März 1803, Fritz“ — eine Geburtstagsgabe an seine Mutter, die Königin Luise. Eine andere Zeichnung, zum 10. März 1806 bestimmt, trägt die Begleitzeilen: „Was emsig thätige Hand mit sinnendem Fleiße gebildet, bringt frommer, kindlicher Sinn als Opfer der Ehrfurcht Dir dar.“ Hier wollen wir auch noch erwähnen, was wenig bekannt sein dürfte, daß auch Kaiser Wilhelm in seiner Jugend ein nicht unbedeutendes Zeichentalent hatte, wie verschiedene in der Lietzmannschen Sammlung des Hohenzollern-Museums aufbewahrte Blätter beweisen; sie bilden gleichfalls Geschenke zum Geburtstage der Mutter, das erste von ihnen stammt aus dem Jahre 1804, zwei Männer, von denen einer eine Krone trägt, darstellend.

Thronbaldachin im zweiten Kaiserzimmer.

Neben den obigen Zeichnungen erblicken wir noch die dünnen, aus grobem Papier zusammengehefteten „Einnahme-“ und

„Ausgabe-Bücher“ des Prinzen Fritz; sie rühren aus den Jahren 1806 und 1807 her, und ihre Posten sind nur sehr, sehr kleiner Natur. Aus derselben Zeit mögen

Wiege des Kaisers Wilhelm.

die ersten Uniformstücke des Prinzen stammen, sein kleiner Pallasch und Degen, sein Küraß und Helm. Viele andere Uniformen erinnern an spätere Jahre, auch das kostbare Kostüm zu dem berühmten Fest der weißen Rose, das gelegentlich der Anwesenheit der Kaiserin Alexandra Feodorowna von Rußland im Neuen Palais bei Potsdam 1829 gefeiert wurde.

Von den arbeitreichen Stunden des Königs berichtet uns der einfache Mahagonischreibtisch mit der vielbenutzten grünen Schreibunterlage und den wenigen Büchern, darunter die Rangliste, das Landrecht und die Bibel. Den Freundeskreis des Herrschers zeigen uns die in Öl ausgeführten Porträts an den Wänden; da sehen wir den Leibarzt Dr. Schönlein, den Minister v. Savigny, den Astronomen Bessel, den Geographen Ritter, ferner Schadow, Jakob Grimm, Felix Mendelssohn, Meyerbeer, Schinkel, Cornelius, Alexander v. Humboldt, Schelling, Rauch, Böckh, Ludwig Tieck u. s. w. u. s. w. Der König liebte es sehr, abends, wenn die Regierungsgeschäfte erledigt waren, einige der Vorbezeichneten um sich zu sehen. Oftmals hielt einer der eingeladenen Gelehrten einen Vortrag; der König, aufmerksam lauschend, hatte einen Bogen Papier vor sich und entwarf auf demselben mit gewandter Hand seine Zeichnungen, von denen ein großer Teil in ausgezeichneten Reproduktionen unter Glas und Rahmen hier im Hohenzollern-Museum aufbewahrt wird; es sind zumeist südliche Landschaften, fast immer mit dem Blick auf das weite Meer, im Vordergrunde stolze architektonische Gebäude, Säulenhallen und Terrassen, welche zu schönen Parkanlagen führen.

Rechter Hand von diesem Raume liegt das Gemach der Königin Elisabeth, Gemahlin König Friedrich Wilhelms IV. In einem Schrank wird neben einem kostbaren Mantel, dessen Fütterung aus einer Unzahl kleiner indischer Vogelhäute besteht, das Brautkleid der Königin von Silberbrokat, besetzt mit Silberstickerei und Silberverzierung, aufbewahrt; die — übrigens sehr schlanke und schöne — Taille war an jenem Tage, an welchem das Kostüm benutzt wurde, reich mit Kronjuwelen besetzt, ebenso die Ärmel, während sich um den Hals der lieblichen Braut das berühmte Collier schlang. Ein sehr anmutiges Bild der Königin als Kronprinzessin, im Jahre 1823 von Stieler gemalt, hängt über dem Schrank; es will uns freilich nicht so gut gefallen wie das in der Ahnengalerie des Museums be-

Digitized by Google

findliche Bülowsche Bild der hohen Frau in späteren Jahren. Von der allgemeinen Verehrung, welche die Fürstin genoß, legen die vielen in den Schränken des Elisabeth-Zimmers aufbewahrten liebevollen Gaben Zeugnis ab; das schönste Denkmal hat sich ja die Königin selbst errichtet durch die Stiftung des Elisabeth-Krankenhauses und des Central-Diakonissenhauses Bethanien in Berlin.

Dem Elisabeth-Zimmer benachbart ist das der Königin Luise, über dem eine stille Weihe ausgebreitet zu liegen scheint, denn das laute Plaudern sinkt hier zum leisen Flüstern herab, und die Neugierde der Besucher nimmt den Charakter des innigen Mitfühlens an. Das Gemach mit einem Oberlichtfenster in Gestalt des eisernen Kreuzes hat eine mit gemalten Blumenranken — Rosen, Kornblumen und Hortensien — verzierte, lichtblau gehaltene Decke und Wände mit gelblich gestrichener Papiertapete, begrenzt von brauner, weißgemusterter Borde. Ebenso einfach sind die Fenstergardinen von gelbem Damast und der aus Bayreuther Marmor gefertigte Kamin mit einem hohen, von einfachen Goldleisten eingefaßten Spiegel darüber; diese Sachen stammen aus einem von der Königin im Potsdamer Stadtschlosse bewohnten Zimmer. Die anderen Gebrauchs-Gegenstände rühren zumeist aus dem vom Königspaar bewohnten (jetzigen kronprinzlichen) Palais in Berlin her und wurden von der Königin fast täglich benutzt.

Da ist zunächst der aus Mahagoniholz gefertigte Schreibtisch mit ihrem Tintenfaß und ihren Federn sowie zwei Lichtschirmen, von denen der eine, von zartem Porzellan gefertigt, die Abbildungen der jugendlichen königlichen Kinder zeigt, und zwar in ihren Spielen, wahrscheinlich in Sanssouci oder auf der Pfaueninsel; die kleine Lampe neben dem Schreibzeuge ist nach einem antiken Muster gefertigt. An dem Schreibtisch lehnen eine Harfe und zwei Mandolinen, während in der Mitte des Zimmers ein kleines, schmales Huhnsches Klavier steht, dessen Tasten einen dünnen, zagenden Ton von sich geben; auf dem Instrument liegt in einem einfachen pappenen Einbande das Notenheft der Königin. An dem Fenster sehen wir einen größeren Stickrahmen mit einer in denselben eingespannten, nur zum Teil vollendeten Stickerei der Königin, neben dem Stickrahmen aber eine kleine, hübsch geformte, mit grüner Seide überspannte Wiege aus Mahagoniholz, welche für die königlichen Kinder bestimmt war und in welcher auch einst Kaiser Wilhelm geruht hat.

Wagen und Spielsachen des Kaisers Wilhelm

Die verschiedenen in dem Zimmer befindlichen Glasschränke sind angefüllt mit hunderterlei Erinnerungen an die edle Fürstin. Zunächst finden wir viele Sachen aus ihrer Jugendzeit, ihre ersten Ohr-

ringe — unscheinbare goldene Dingerchen —, ihre Spielsachen und ersten Schreibhefte, ihr Tuschkasten, niedliche Zeichnungen und ein aus ihrem dreizehnten Jahre stammendes Heft: „Religionsfragen und Antworten, angefangen 7. April 1789"; da ist ferner ihr Gebetbuch, und mit inniger Rührung liest man den Vers des 15. Juni, an welchem Tage die Prinzessin konfirmiert wurde:

Die Zukunft, wird sie schrecklich seyn?
Mein Alter, wird es mich erfreun?
Wie? werd ich in den künftigen Tagen
Vielleicht des Lebens Last ertragen?
Doch, meine Seele, sorge nicht,
Der Herr sey deine Zuversicht!

Und um diesen Vers hat die jugendliche Konfirmandin geschrieben: „C'est aujourd'hui le jour le plus etanciele de ma Vie, le jour de ma confirmation. Dieu veuille me donner la force de remplie toutes les promesses" etc. Auch mehrere Tagebuchblätter und Briefe der

Tisch und Sofa aus Friedrich Wilhelms IV. Besitz.

Königin sind hier aufbewahrt, und es ist uns gestattet, zwei der letzteren hier mitzuteilen; der eine ist gerichtet „A monsieur le prince de Hohenzollern, Capitain au Bataillon de Stutterheim à Kœnigsberg" und lautet: „Memel, 19. März 1807. Ich danke Ihnen lieber Printz für das Anerbieten, welches Sie mir bey einem so erfreulichen Ereigniß bewiesen. Ich nehme gewiß mit der größten Freude und Dankbarkeit die Pathen Stelle Ihres neu gebohrnen Kindleins an und wünsche, daß es für Ihnen eine neue Quelle der Freude und Glücks werden möge. Ich bedaure hertzlich, daß Sie blesirt und leident sind, und hoffe Ihre baldige Besserung zu hören. Verzeihen Sie, daß ich späth antworte, allein ich bin öfters noch hinfällig und schwach, aber im ganzen doch wieder hergestellt und wohl. Empfangen Sie die Versicherung meiner innigsten Hochachtung, mit der ich bin Ihre affectionirte Freundin Luise." — Der andere Brief beleuchtet hell das gute, mitleidende Herz der Königin; er hat folgenden Wortlaut: „Ich wünsche Herr Priemeken, daß Sie so gleich der Gräfin Calenberg nach Schlesien schreiben möchten, daß Sie von mir beauftragt sind, ihr 100 Friedrichsd'or zu schicken. Ende October soll sie wieder 100 Friedrichsd'or bekommen, und wenn es möglich ist, im Dezember wieder ebenso viel. Durch den 1 Courier, aber ganz sichere Gelegenheit, schicke ich Ihnen die ersten 100 Friedrichsd'or. Können Sie bis dahin mir 100 Friedrichsd'or vorschießen, so wäre es gut, weil die Gräffin Calenberg in großer Verlegenheit zu seyn scheint. Sie können dieses Billet abschreiben oder ganz hinschicken. Meine Schwäche hemmt mich der Gräffin für heute zu antworten. Sprechen Sie nicht von dem

Digitized by Google

Empfang dieser Zeilen. Königsberg, den 29. July 1809. Luise, Königin von Preußen."

Von den übrigen Gegenständen aus dem Besitz der Königin heben wir noch ihr einfaches, kleines Medaillon in Herzform von Malachit, welches sie stets am Halse trug, hervor; eine kleine goldene Uhr, welche sie nahe dem Schlachtfelde bei Jena dem Feldjäger Moneke mit den Worten schenkte: „Sie haben Ihre Uhr verloren, behalten Sie diese zur Erinnerung an diese qualvollen Stunden!" da dieser, als ihn die um den Ausgang der Schlacht bangende Königin um die Tageszeit frug, bemerkte, daß er auf einer soeben unternommenen Rekognoszierung seine Uhr verloren hätte. An ruhige Zeiten erinnern die kunstfertigen Stickereien der Königin; an die Tage tiefen Jammers dagegen mahnt eine unscheinbare, verbogene zinnerne Schüssel, welche die eingekratzten Worte trägt: „All unser Silbergeschirr ist verloren." Diese Schüssel stammt aus dem Besitze einer Frau, welche, als die königliche Familie in Memel weilte, die Küche führte und, da es an Küchengeräten fehlte, diese ihr gehörige zinnerne Schüssel oft für die königliche Tafel benutzte. — In einem besonderen Glasschranke sind die verschiedensten Toilettengegenstände vereinigt, ein Kleid von weißem gestickten Musselin, mehrere Hüte, darunter sogenannte Schuten von feinem Stroh und ein mächtiger Reithut von schwarzem Filz, welcher die Königin speciell gut gekleidet haben soll, weißseidene Schuhe, Taschentücher, Shawls, Schleifen 2c.

Verschiedene Abbildungen, größtenteils mit erklärenden handschriftlichen Bemerkungen des Kaisers versehen, veranschaulichen uns die Wohnungen des königlichen Paares; unter anderem ist da das mehr wie bescheidene Häuschen in Luisenwahl

Schreibsekretär der Königin Luise.

bei Königsberg, dann Schloß Hohenzieritz und auch das Sterbezimmer der Königin in demselben.

Die Porträts, welche die Wände dieses Luisen-Zimmers schmücken und meist in Pastell oder Öl ausgeführt sind, zeigen uns die Königin in ihren einzelnen Lebensaltern. Rührend schön sieht die damalige Kronprinzessin Luise in einem Nonnenkostüm, in welchem sie die Redoute am 28. Januar 1794 in Berlin besuchte, aus. Die Bilder stammen fast sämtlich aus dem Besitze König Friedrich Wilhelms III., der lange Zeit nach dem Tode seiner Gemahlin es vor innerer Erregung nicht vermochte, Abbildungen von ihr anzuschauen. Mehrere Jahre darauf hatte er den Maler Ternite, von dem ein Hüftbild der Königin im Luisen-Zimmer hängt, aufgefordert, die Königin auf dem Toten-

Digitized by Google

bette zu zeichnen. Ternite hatte dies gethan, dem Könige aber das Bild nicht gezeigt, bis dieser endlich zu ihm sagte: „Ich kann mir wohl denken, warum Sie mir das Bild nicht zeigen wollen; bin aber darauf vorbereitet, ich habe heute die Maske von Strelitz bekommen, ich will es jetzt sehen." Hierauf holte Ternite das Bild; kaum jedoch hatte der König einen Blick darauf geworfen, als er in lautes Weinen ausbrach. „Schrecklich wahr! Nie wiedersehen!" rief er tief erschüttert aus und verließ das Zimmer.

Dieselbe Schlichtheit, welche uns so freundlich im Zimmer der Königin Luise angemutet, finden wir auch in dem Gemach ihres Gatten, des Königs Friedrich Wilhelm III. Wie einfach ist der in der Mitte des Zimmers befindliche Schreibtisch mit seiner vollen Ausstattung, wie ihn der König zuletzt benutzt, auch noch mit jener Gänsekielfeder, mit welcher er am 6. Mai 1840 zum letztenmal in Potsdam geschrieben; auch ein zweiter, ebenso einfacher Schreibtisch ist vorhanden, auf ihm liegen einige Bilder aus der Jugend des Königs, eine ihn als Kind darstellende Bleistiftzeichnung von Chodowiecki und eine sorgsame Tuschzeichnung, ihn in der Uniform eines Sekondelieutenants des ersten Bataillons Leibgarde zeigend, in der rechten Hand den gewaltigen Kommandostab haltend. An die Kinderzeit des Prinzen erinnern uns zwei Gewehre von verhältnismäßig schwerem Kaliber, an denen er die ersten Griffe lernte, seine ersten Uniformen und ein kleiner einfacher Degen, ein Geschenk seines großen Ohms, Friedrichs II., an ihn. Vor dem Kamin in diesem Zimmer befindet sich das von Papst Pius VII. dem Herrscher geschenkte herrliche Canovasche Basrelief aus rotem Marmor; wenn man es aufmerksamer betrachtet, fallen die Ähnlichkeiten der Gesichtszüge des Mars mit dem König, der lieblichen Frauengestalt mit Königin Luise und des jugendschönen Amor mit dem Kronprinzen auf.

Eine Fülle von Gegenständen erinnert an die Feldzüge des Jahres 1806, an die folgende Zeit der Knechtung des preußischen Staates und schließlich an die Befreiungskriege. Aus der Belagerung Kolbergs stammend, zwei an Stelle des Geldes damals ausgegebene Papierstückchen: „Colberg, 1807. Zwei Groschen unter königlicher Garantie." In demselben Schrank aber, wo diese Geldmarken liegen, sehen wir die am 18. Oktober 1815 bei Genappe von preußischer Infanterie erbeuteten Sachen aus dem Reisewagen Napoleons I. — sein silbernes Besteck, seine goldene Repetieruhr, silberne Schüsseln und Teller, einige Bücher und seine Orden.

An den Wänden des Zimmers finden wir auch wieder neben seinem eigenen, sehr guten Porträt die großen Zeitgenossen des Königs, vor allem seine Heerführer: Blücher, York, Tauenzien, Gneisenau, Bülow, Kleist, Scharnhorst, dann Hardenberg, Nettelbeck, Theodor Körner und endlich das Bildnis eines schwärmerischen, idealen Jünglings — des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Von diesem erzählen uns in diesem Zimmer auch noch andere Sachen: zunächst eine auf ihn geprägte Medaille mit seinem Brustbild und der Umschrift: „Österreichs Krieger dankt ihm das Leben" — mit Bezugnahme darauf, daß der Prinz am 14. Juli 1793 bei einem Gefecht österreichischer Truppen vor Mainz einen verwundeten Soldaten trotz des heftigsten feindlichen Kugelregens auf seinen Schultern in Sicherheit brachte. Ein von dem Prinzen selbst gezeichnetes Porträt zeigt ihn uns, in düstere Gedanken versunken, den Kopf auf die Hand gestützt; es scheint aus den Jahren um die Wende des Jahrhunderts zu stammen, wo er sich ingrimmig als „Opfer unwürdiger Verleumdungen, des Neides, Hasses und Übelwollens" betrachtete und aus Magdeburg, seinem damaligen Aufenthalte, schrieb: „Ich habe das Unrecht, Geist, Charakter, gemäßigte Anschauungen und einige Vorzüge zu besitzen, über die Vorurteile und die herrschenden Formen erhaben zu sein, und das ist es, was Dummheit und Neid nicht verzeihen können."

War uns in den bisher durchwanderten Räumlichkeiten des Hohenzollern-Museums ihre einfache Ausstattung, welche teilweise auf die Kriegszeiten zu Beginn dieses Jahrhunderts zurückzuführen ist, aufgefallen, so bemerken wir beim Betreten des lichem Stoff; sie stammen, wie die übrige Ausschmückung, aus einem Zimmer des Berliner königlichen Schlosses, welches einst von Friedrich Wilhelm II. bewohnt gewesen. Wie das Bild dieses zwischen Friedrich dem Großen und Friedrich Wil-

Friedrich Wilhelm III. als Knabe.

Zimmers König Friedrich Wilhelms II., daß sich hier die strengere Nachbildung der Antike mit dem luftigen Rokokostil zu einem schwer vereinbaren Ganzen verschmilzt. Die Wände des Gemaches sind durchgängig boisiert mit Arabeskenmalereien, einzelne Felder sind mit blauem Damast und bunten Blumenbouquets bespannt, auch die Gardinen sind aus ähn-

helm III. stehenden Regenten im Volke ziemlich verwischt ist, sind hier auch nur wenige Erinnerungen an ihn aufgehoben, und teilnahmlos dürfte die Mehrzahl der Besucher an ihnen vorüberschreiten und nur dem kostbaren, mit farbigen Hölzern ausgelegten Neuwieder Schranke sowie den benachbarten graziösen Marmorgruppen — Venus in einer von Amo-

retten und Tauben umgebenen Muschel, und Venus, dem Bade entstiegen — einige Beachtung schenken. Ferner erblicken wir noch den Schreibtisch des Königs mit einigen seiner Gebrauchssachen, seinen Offiziersstock und Degen, seinen mächtigen Federhut vom ersten Bataillon Leibgarde, seine Schärpe und schließlich seinen grünsamtenen behangenen Sterbestuhl.

Freud- und lichtlos, wie zum großen Teil ihr Leben war, ist auch das anstoßende Gemach der Königin Friederike Luise, der zweiten Gemahlin König Friedrich Wilhelms II., mit dem von der Fürstin benutzten Bett und den Garderobenschränken, der Toilette und dem Cylinder-Schreibbureau.

Bettschirm und Krankenstuhl Friedrich Wilhelms III.

Erfrischend und belebend jedoch leuchtet uns aus dem Nebenraume die Kolossalbüste Friedrichs des Großen, geformt von Rauchs Meisterhand, entgegen, und hinter den Fenstern dieses Gemaches breitet sich in frischem Grün längs der Spree der Garten des Monbijou-Schlößchens aus.

Wir sind nun in die Porzellan-Galerie gelangt, luftig und freundlich, von glitzernden Sonnenstrahlen beleuchtet, mit hellgrünen, goldverzierten Wänden, von denen sich wirkungsvoll auf zierlich geschnitzten Konsolen die zahllosen Porzellanschätze abheben, diese Vasen und Krüge, Platten, Schüsseln, Kannen und Figuren aus altem chinesischen, japanischen und Meißener Porzellan, das Entzücken und die immer erneute Bewunderung jeglichen Kenners. Diese selten-schöne, den höchsten Wert repräsentierende Kollektion stammt zumeist aus Holland und dürfte auf die Erbschaft zurückzuführen sein, welche König Friedrich I. von seiner oranischen Mutter gemacht hat.

In der Mitte dieser Galerie ist der Eingang zu den Zimmern Friedrichs des Großen, und zwar treten wir zunächst in das sogenannte Cedernzimmer ein, dessen Wände mit Cedernholz boisiert und durch goldene Rokoko-Ornamente in einzelne Felder geteilt sind. Während diese Ausstattung uns an Sanssouci erinnert, stammen die Möbel — Sofa und Fauteuils in Silberstoff mit erhabenen roten Chenilleüberzügen (aus gleichem Stoff sind auch die Gardinen) — aus dem Neuen Palais bei Potsdam. Ein einfacher, abgenutzter Lederstuhl hat freilich einen anderen Ursprung, er rührt aus Küstrin her, wo auf ihm der dort in Haft befindliche Kronprinz manche leidvolle Stunde zugebracht haben mag. Der in der Mitte des Zimmers stehende hohe Glasschrank enthält eine Anzahl der teuersten Reliquien, welche man nicht ohne tiefe Bewegung anschauen kann. Da ist

zunächst Friedrichs buntgemustertes weißes Kinderkleidchen, dann sein Kinderkamisol aus grünem Atlas, beide Gewänder sehr verbraucht, denn Friedrich Wilhelm I. war ein sparsamer Hausvater; da ist ferner das verblichene Band des Schwarzen Adlerordens, welches dem kleinen Prinzen sein Großvater, König Friedrich I., in die Wiege gelegt; da sind die derb gearbeiteten, noch sehr gut erhaltenen Kinderschuhe und Kinderstiefel, das Feuersteingewehr des früh gedrillten Prinzen, sein Küraß und seine Trommel. Diese Trommel war es, welche der kleine Prinz einmal so heftig bearbeitet hatte, daß seine Schwester Wilhelmine, betäubt durch das Geräusch, ihn bat, einzuhalten, sie wollten lieber mit Blumen spielen. „Trommeln ist mir lieber als Blumenspielen," soll der Prinz da geäußert haben, und sein gestrenger Vater, dem man diese Äußerung hinterbracht, wurde dadurch so erfreut, daß er Pesne aufforderte, die Scene im Bilde festzuhalten; in Charlottenburg sehen wir denn noch heute das liebenswürdige Bild, auf dem der trommelnde Fritz nicht der Bitten seiner eine reiche Blumenfülle im aufgeschürzten Kleide haltenden Schwester achtet. Jenen Jahren mögen auch die neben der Trommel liegenden ersten Schreib- und Zeichenübungen sowie die Diktate entstammen; letztere weisen eine sehr schöne, gleichmäßige Schrift auf und tragen denn auch meistenteils die Censur „très bien". — Aus späteren Lebensjahren Friedrichs rühren die übrigen Gegenstände in dem erwähnten Glasschranke her; der in den ersten Regierungstagen vom König als Chef des Bataillons der Leibgarde getragene Uniformrock aus schwerem grünem Sammet mit reichster Silberstickerei will uns gar nicht zu der legendären Figur des „Alten Fritz" passen. Weit besser ist dies der Fall mit dem blauen, abgetragenen, durch Schnupftabak befleckten Rock mit roten Aufschlägen und dem vergilbten silbergestickten Ordensstern auf der linken Brustseite, sowie mit dem dreieckigen, weichen Filzhute, welchen der König noch wenige Stunden vor seinem Hinscheiden benutzt; an jenem Todestage hatte er auch die im Schranke aufbewahrten Stulpstiefel an, während mit dem daneben liegenden batistenen Taschentuche seine im Sterben erkaltende Stirn abgewischt wurde. Von den übrigen Sachen erwähnen wir noch des Königs Lieblingsflöte, sein Band des Schwarzen Adlerordens sowie einen goldenen Krückstock, welchen er im Siebenjährigen Kriege dem verwundeten Garde du Corps Christian Krantz geschenkt hatte, damit dieser sich, auf ihn gestützt, forthelfe, und einen zweiten Krückstock mit Griff von blauer Emaille, welchen Napoleon I. nach der Schlacht von Jena aus Sanssouci mit fortgenommen und später dem Marschall Ney geschenkt hatte, aus dessen Besitz er nach mancherlei Wandlungen in das Hohenzollern-Museum gelangte.

Degen, Uhr und Pfeife des Prinzen Louis Ferdinand.

Die verschiedenen an den Wänden stehenden Glaskästen enthalten eine überreiche Fülle wertvoller Erinnerungen an den König. Da sehen wir sein Kinderbesteck und seinen Bayardorden, den er als Kronprinz in Rheinsberg gestiftet und stets auf der bloßen Brust getragen hat; da ist seine diamantbesetzte Uhr, sein Perspektiv und seine Mundtasse, seine Brieftasche und eine zerschlagene, buntbemalte Porzellantasse, zu der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der unermüdliche, liebevolle Förderer der Sammlungen des Hohenzollern-Museums, welches ihm die wertvollsten Schätze verdankt, auf einem Blatt Papier die Erläuterung giebt: „Diese Tasse ward von König Friedrich dem Großen gebraucht und wenige Tage vor seinem Tode zerschlagen, weil der Inhalt derselben ihm zu heiß war." Eine andere Bemerkung fügte der Kronprinz einer Schreibfeder hinzu: „Diese Feder hat König Friedrich II., der Große, bis kurz vor seinem Tode benutzt." Eine nebenan liegende Tabaksdose von Elfenbein und Schildpatt wurde dem sterbenden König von dem Chirurgus Krüger aus der Hand genommen.

Aus den Kriegszeiten des großen Königs stammen seine während des ganzen Siebenjährigen Krieges getragene Schärpe, sein Kompaß und Fernrohr, sein defekter einfach-lederner Geldbeutel, der sehr detaillierte Miniaturplan von Schlesien, sein Taschenschreibzeug, der aus Horn zum Zusammenlegen gefertigte Campagnelöffel und das silberne Feldbesteck. In einer goldenen Dose liegt eine plattgedrückte Kugel; dieser Dose verdankte Friedrich in der Schlacht von Kunersdorf seine Rettung, da die Kugel von derselben abprallte. An einen ähnlichen Vorfall mahnt eine auf schwarzem Holzsockel liegende Flintenkugel, die Friedrich in der Schlacht von Torgau traf, aber gleichfalls an einem in der Brusttasche befindlichen Etui ihre Kraft verlor. — In einer alten Holzschachtel mit gepreßtem Lederbezug liegt ein in Leinwand genähtes Schächtelchen mit einer Schnur zum Umhängen und einem Zettelchen mit dem Worte „Gift". Nach dem Tode Friedrichs fand 1786 Friedrich Wilhelm II. dieses Schächtelchen in des Verewigten Schreibtisch verschlossen. Friedrich hat ununterbrochen während des Siebenjährigen Krieges diese Kapsel mit Gift bei sich geführt, und er machte seiner vertrauten Schwester Wilhelmine von Bayreuth durchaus kein Hehl, daß er sich im entscheidenden Momente dieses letzten Mittels bedienen würde.

Erinnerungen an Freunde und Verwandte Friedrichs fehlen in diesem ersten Zimmer nicht; neben den Zeichenbüchern des genialen Bruders des Königs, des Prinzen Heinrich, liegen die Skizzenbücher des Freundes und Architekten Friedrichs, v. Knobelsdorff, ferner finden wir eine ganze Kollektion Denkmünzen und Tabaksdosen, letztere teilweise mit Reliefabbildungen einzelner Soldaten, dann Sterbethaler und Ringe mit den Bildnissen des Königs und ein Fächer aus der Zeit seines Todes mit der Inschrift:

> Hier ruht der Preußen Friederich
> Zur Grabschrift ist genug der Zweite,
> Darunter ein Gedankenstrich —
> Denn was der große Friedrich war,
> Das weiß noch über tausend Jahr
> Die Welt so gut wie heute.

Auch zwei Zinnbecher sind vorhanden, bedeckt mit den feinsten Radierungen und diese erklärenden Versen; Freiherr von der Trenck, der sie in den furchtbaren Kasematten Magdeburgs gefertigt, sandte sie mit der flehentlichen Bitte um Befreiung an die Gemahlin Friedrichs, Königin Elisabeth Christine, und bald darauf sah der unglückliche Gefangene das so lange entbehrte Sonnenlicht wieder.

Links von diesem Gemach liegt das Thronzimmer mit Kamin und Spiegel in lustigem Rokokostil; unter einem Thronhimmel von rotem Sammet mit Goldornamenten, dessen Rückwand in erhabener Goldstickerei des Königs Wappen trägt, befindet sich die von Wachs gebildete Figur Friedrichs des Großen mit seinen Kleidern, welche er in der letzten Zeit getragen hat.

In eine fröhlichere Zeit, in die seines Rheinsberger Aufenthaltes, führen uns

verschiedene andere Gegenstände in diesem Zimmer, zunächst einige Zeichnungen, von der Hand des Kronprinzen ausgeführt, teilweise Rheinsberger Motive enthaltend, dann ein interessantes Tischchen, wahrscheinlich Rheinsberg entstammend, auf seiner oberen Platte den Kronprinzen beim Flötenspiel zeigend, umgeben von seinem Hofe und Freundeskreise. „Die Abende hierselbst," so schrieb im Oktober 1739 der Freiherr v. Bielfeld aus Rheinsberg an eine Hamburger Freundin, „sind der Musik gewidmet. Der Prinz hält in seinem Salon Konzert, wozu man eingeladen sein muß. Eine solche Einladung ist immer eine besondere Gnadenbezeigung. Der Prinz spielt gewöhnlich die Flöte. Er behandelt das Instrument mit höchster Vollkommenheit; sein Ansatz sowie seine Fingergeläufigkeit und sein Vortrag sind einzig. Er hat mehrere Sonaten selbst gesetzt. Ich habe öfters die Ehre gehabt, wann er die Flöte blies, hinter ihm zu stehen, und wurde besonders von seinem Adagio bezaubert. Seine Kompositionen sind eine unerschöpfliche Folge neuer Gedanken."

An diese musikalische Beschäftigung des Kronprinzen erinnern in diesem Gemach noch sein kleiner Flügel, eine Flöte und ein großer Teil seiner Kompositionen für Flöte, und zwar nicht weniger als vier Konzerte und hundertzweiundzwanzig Sonaten, fast jede mit seinem Namenszeichen: „di Frederico".

Ein hoher Glasschrank birgt zahllose Gegenstände, welche auf sein Leben und seine Thaten, auf seine Feldherren und Freunde Bezug nehmen: Zeitungen mit Siegesnachrichten, sogenannte „Vivatsbänder" — buntfarbige seidene Bänder mit Freudenversen auf eine gewonnene Schlacht —, Medaillen, Münzen, Porträts des Königs auf Dosen und Pfeifenköpfen, Abbildungen seiner Generale, Büsten Voltaires, zeitgenössische Kupferstiche, Kabinettsordres des Königs ꝛc. ꝛc.

In einem kleinen anstoßenden Kabinett, welches dem Arbeitszimmer des Königs im Neuen Palais nachgebildet ist, besteht der Wandschmuck fast nur aus wunderbaren Porzellantellern und -Schüsseln, sämtlich mit dem großen königlich preußischen Wappen geschmückt. Dies Service von eminentem Werte hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt: Die Handelscompagnie in Friesland ließ aus Dankbarkeit gegen den großen König ein kostbares Service in China anfertigen, um es Friedrich, der bekanntlich für schönes Porzellan sehr viel Verständnis besaß, zu schenken. Das Schiff, welches die Ladung erhielt, strandete jedoch an der ostfriesischen Küste, und nur eine geringe Anzahl der Porzellanstücke konnte den Fluten entrissen werden; diese wurden aber als Strandgut von den Uferbewohnern in Besitz genommen. Mehr wie hundert Jahre blieben merkwürdigerweise diese Sachen verborgen, bis endlich ein Stück nach dem anderen auftauchte; durch einige Agenten ließen die Mitglieder der königlichen Familie die einzelnen Teile des Services aufkaufen und überreichten sie vor wenigen Jahren dem Kaiser als Geburtstagsgabe, der dies jetzt aus hundertfünfundvierzig Teilen bestehende seltene Geschenk dem Hohenzollern-Museum überwiesen hat.

Das dritte Gemach Friedrichs betitelt sich das „Blaue Zimmer"; es ist getreu dem Schlafgemache des Königs im Potsdamer Stadtschlosse nachgebildet, vor allem der Alkoven mit einer Balustrade davor. — Die hintere Wand dieses Gemaches wird vollständig ausgefüllt durch das ausgestopfte Lieblingspferd des Königs, den Schimmel „Condé", dessen Zaum ein in Wachs lebensgroß geformter Grenadier des Regiments von Kleist in Originalmontur und Ausrüstung jener Zeit hält. Der König benutzte von 1777 an nur noch dieses Pferd, welches ihm beim ersten Besteigen so gut gefallen hatte, daß er ihm sogleich den Namen „Condé" gab. Auf seinem getreuen Condé durchritt er denn auch am 21. Mai 1785 zum letztenmal Berlin; er kehrte von einer Revue zurück und stattete nach derselben seiner Schwester Amalie, deren Palais

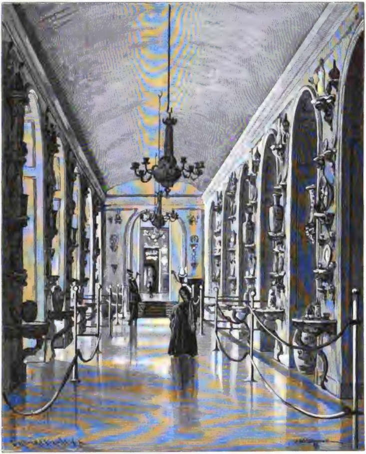
sich in der Wilhelmstraße befand, einen Besuch ab.

In dem Alkoven finden wir — welche Kontraste! — die kleine hölzerne Wiege Friedrichs und seinen Sterbestuhl. In diesem schloß er in den ersten Stunden des 17. August 1786 die einst so feurigen Augen zum letzten Schlummer, nachdem er kurz vorher nach einem neuen heftigen Hustenanfall zu dem ihn stützenden Kammerhusar hoffnungsvoll gesagt hatte: „Wir sind über den Berg, es wird besser gehen." — Kronprinz Friedrich Wilhelm, der spätere König Friedrich Wilhelm III., hat in seinem Tagebuche hinterlassen, wie er den großen Toten im Konzertsaale zu Sanssouci vorgefunden: „Er hatte einen kleinen Hut auf dem Kopfe, ferner einen alten, blauen, seidenen Mantel um, unter welchem er noch ein Pelzhemde anhatte. Seine Füße und Beine waren mit großen Gichtstiefeln bekleidet. Zwei Läufer und Lakaien standen dabei, um mit einem grünen Zweige die Fliegen vom Gesichte abzuhalten." Und an einer anderen Stelle schreibt er: „Viele derer Offiziers, so den hochseligen König sahen, kamen mit Thränen in den Augen

Prachtschrank mit Marmorfiguren König Friedrich Wilhelms II.

heraus, besonders die alten, so sich seiner großen Thaten erinnerten und der Schlachten, so sie unter seinem Befehl hatten gewinnen helfen."

Potsdamer Stadtschlosses; an dem Tische sitzend, mag er oft genug seine schönen, an die Lieblingsschwester gerichteten Worte bethätigt haben: „Du hast recht, wenn



Die Porzellangalerie.

In der Mitte dieses letzten Friedrich-Zimmers stehen des Königs Schreibstuhl und Schreibtisch; auf letzterem liegen der von Friedrich gezeichnete erste Plan des Schlosses von Sanssouci sowie eine saubere Bleistiftskizze der Fassade des

du sagst, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben, denn nichts hat mit dem Tode mehr Ähnlichkeit als der Müßiggang."

Von den Friedrich-Zimmern aus gelangen wir wieder in die Porzellangalerie

und von dieser in die in gleicher Richtung fortlaufende Büstengalerie, welche mehrere Hundert Büsten von Mitgliedern des preußischen Herrscherhauses, der verwandten und befreundeten fürstlichen Familien, der übrigen europäischen Dynastien, der verdienten preußischen Feldherren, Gelehrten und Dichter enthält. Die Skulpturen sind meist in Gips, verschiedene aber auch in Bronze und Marmor ausgeführt, und namentlich letztere — unter anderem Canovas klassische Büste Napoleons I. — haben bedeutenden künstlerischen Wert.

Rechts von dieser Galerie liegt zunächst das Zimmer der Königin Sophie Dorothea, Gattin Friedrich Wilhelms I. Hier brauchte nichts geändert zu werden, alles in diesem Gemach — die mit weißlicher, bunt geblümter Cretonne bekleideten Wände, die Gardinen und Vorhänge aus demselben Stoff, der Plafond mit seiner Arabeskenmalerei, der Kaminaufsatz mit hohen Spiegeln — ist so geblieben, wie es die Königin, welche diesen Raum als Wohnzimmer benutzte, verlassen hat. — Auf dem mächtigen buntgeblümten Sofa, vor welchem ein nach Schlüterschen Motiven gearbeiteter Tisch in Renaissancestil steht, hat oft genug die verwitwete Herrscherin gesessen, und die Hofdamen, die abends den geselligen Kreis um sie bildeten, holten aus den Schubkästen des gewaltigen Möbels ihre Stickereien hervor. In diese stille Einsamkeit drangen die Nachrichten von Friedrichs Siegen, von hier aus erhielt Friedrich aber auch die Mitteilung vom Hinscheiden seiner Mutter, welche ihn ganz fassungslos machte.

Rechter Hand von der Büstengalerie liegt die ungemein stimmungsvolle Gedächtnishalle für König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise mit den auf einer mit violettem Sammet überzogenen Estrade stehenden Rauchschen Vorbildern für die Sarkophage des Mausoleums in Charlottenburg, sowie das Gemach der Königin Elisabeth Christine, Gemahlin Friedrichs II., mit blausamtener, golddurchwirkter chinesischer Tapete und hellgrauem Atlasmeublement, welches die Königin in Schönhausen benutzt hat.

Das die Büstengalerie abschließende Gemach birgt eine reiche Gläser- und Tafelgerät-Sammlung aus dem Besitz des preußischen Königshauses. Was zunächst die Tafelgeräte anbelangt, so ist der Hofhalt Friedrich Wilhelms I. durch Damasttafeltücher von 1729 und 1736, durch ein silbernes Besteck und durch Zinnteller und -Schüsseln vertreten; reicher ist dies bei Friedrichs des Großen Sachen der Fall, die aus herrlichen Porzellangefäßen, Blumenschalen, Armleuchtern rc. bestehen, größtenteils Meißener Fabrikat. — Von großem sachlichem wie historischem Interesse ist die in der Mitte des Zimmers aufgestellte Kollektion von Gläsern. Da sind köstlich geschliffene venetianische Gläser und Gläschen aus der brandenburgischen Kurfürstenzeit, darunter eins, aus welchem Kurfürst Friedrich III. mit Zar Peter dem Großen 1697 in Königsberg Brüderschaft getrunken, dann Weingläser, welche König Friedrich I. und seine Gemahlin am Krönungstage, 18. Januar 1701, benutzt, auch ein Glas, welches beim feierlichen Einzuge dieses Königs in Berlin vom Marienturm herabgeworfen wurde, ohne zu zerbrechen. Ein Prachtstück ist ein Deckelglas von Bergkrystall mit goldenen emaillierten Beschlägen; König Ludwig XIV. schenkte es, mit Münzen gefüllt, bei seinem Einzuge in Straßburg dem Bürgermeister der Stadt; von großer Seltenheit sind sodann einige Pokale, aus dem berühmten Rubinglas Thurneissers gefertigt. An die Genossen des Tabakskollegiums erinnern zwei originelle Gläser; auf das eine sind zwei sich beißende Hasen, welche Gundling und Dankelmann darstellen, eingeschliffen, darunter stehen die Verse:

Diß edle Brüder paar
schont weder Haut noch Haar;

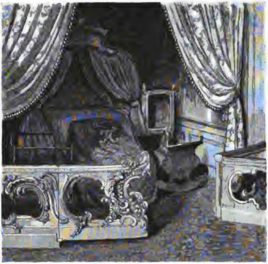
ein zweites Glas ist in Form eines Igels gestaltet, und Friedrich Wilhelm I. verehrte es seinem weinseligen Kammerherrn, Hofrat und Narren Gundling.

Auf Friedrich den Großen und seine

Thaten nimmt eine ganze Anzahl Gläser Bezug, teils mit Schlachtenabbildungen, teils mit gereimten Inschriften. Eine der letzteren beispielsweise lautet:

> Friedrich wird doch Friedrich bleiben,
> obgleich selben aufzureiben,
> sich die halbe Welt anstrebt,
> Trinket Freunde, zittert Feinde,
> Friedrich lebt!

Der anstoßende Saal ist ganz im Geschmack desjenigen gehalten, dem er gewidmet ist, des Königs Friedrich Wilhelm I. An den grün gestrichenen Wänden hängen große Ölbilder, den Soldatenkönig und seine Familie darstellend; ein Ölbild stammt von der Hand Friedrich Wilhelms I., es ist wieder der karikierte Gundling, zu dessen Füßen Hasen spielen; der König muß das „Kunstwerk“ in guter Laune gemalt haben, denn in der Ecke fehlen die bezeichnenden Worte „in tormentis pinxit“, die er sonst, wenn ihn die Gicht plagte, auf seine Bilder setzte.



Feldbett, Paradebett und Wiege Friedrichs des Großen.

An den Besuch des Zaren Peter des Großen in Berlin mahnt die kolossale Drechselbank mit vollständigem Zubehör, welche er seinem Gastgeber schenkte. Ach, sie ist dem sparsamen König teuer genug zu stehen gekommen; der Zar nahm aus der im Berliner königlichen Schloß befindlichen Kunstkammer die seltensten Gegenstände mit, darunter die von König Friedrich I. für unermeßliche Summen erworbene Bernsteinbekleidung eines ganzen Zimmers, welches die Ecke des Weißen Saales gebildet und zwar an den beiden nach dem Lustgarten zu gehenden Fenstern.

Wie mag da Friedrich Wilhelm I. im Inneren gezürnt haben, er, der Sparsame, von dem in diesem Saal noch aufbewahrt wird das aus Folioblättern des schlechtesten Papiers bestehende „Einnahme- und Ausgabe-Buch meines Sohnes, des Kronprinzen Friederich“ von 1719, mit einem Jahresabschluß von: „372 ℱ 15 Gr. Der Einnahme ist gemäß 480 ℱ und bleiben also noch zum Bestande für das 1720te Jahr 107 ℱ. Durchgesehen von Finckenstein“, und eigenhändig vom König unterzeichnet.

Ein Tisch von grobem Eichenholz erweckt düstere Erinnerungen, auf ihm schrieb im Schlosse Cossenblatt der König das Todesurteil des Lieutenants Katt, des Fluchtgenossen seines Sohnes, nieder, und zwar daß Katt „in Consiteration seiner Familie statt mit glühenden Zangen gerissen und aufgehenket zu werden, mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden solle“. — Aus Katts Besitz rührt ein Buch in braunem Ledereinband her, auf dem Vorblatte nimmt der Verurteilte

in bewegenden Worten von seinem Freunde Eickstädt Abschied — am 6. November 1730 fand in Küstrin die Hinrichtung statt.

Das Tabakskollegium ist uns sehr lebhaft verkörpert; da steht der lange schwere Eichentisch und darum die niedrigen Sessel; auf dem Tische erblicken wir die Thonpfeifen und die hohen, buntbemalten Bierkrüge, aus denen manch kräftiger Trunk genommen sein mag.

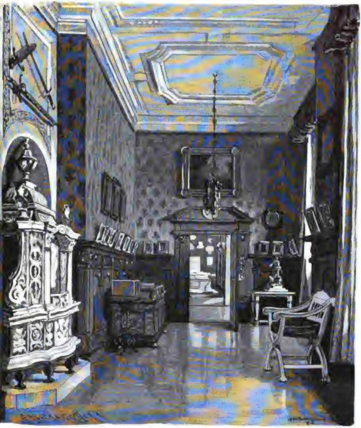
Die Soldatenleidenschaft des um den preußischen Staat so hochverdienten Monarchen zeigt sich in einer größeren Zahl von teils aus Gips, teils aus Pappe hergestellten Soldatenfiguren; es sind Porträtstatuetten von Commandeuren damaliger Regimenter, alle überragend derjenige des Potsdamer Riesen-Garde-Bataillons.

Aus Jagdschloß Wusterhausen rührt eine ungefüge eichene Kanzel her, aus dem Schlosse Cossenblatt ein aus Sandstein gehauenes „Waschbecken" des Königs — o civilisierter Name dieses Troges! Neben der Schärpe und dem Ringkragen des Monarchen liegen sein Degen mit der Aufschrift „pro deo et patria" und das Messer sowie die Gabel eines Jägers in zerrissenem Lederfutteral; bei der Rettung des Königs von einem angeschossenen Keiler schlug das Tier mit einem seiner Gewehre in dieses Futteral. — Der lange starke Stock Friedrich Wilhelms I. mag auf manchem Rücken herumgetanzt sein, besonders wenn die Einwohner Berlins den Herrscher in den Straßen von fern kommen sahen und vor ihm ausrissen, er sie aber einholte und mit den Worten durchprügelte: „Ihr sollt mich nicht fürchten, ihr sollt mich lieben!" — In einem schwerfälligen, mit verblaßtem roten Sammet überzogenen Sessel hauchte der König, nachdem er zärtlichen Abschied von seiner Familie genommen, am 31. Mai 1740 in den Armen des Kronprinzen seinen Geist aus. Kurz vorher hatte er noch dem Fürsten von Dessau und dem Hauptmann v. Haake je eins seiner Reitpferde geschenkt und sich schwer geärgert, daß er die Stallknechte nicht durchprügeln konnte, weil sie den Pferden auf dem Potsdamer Schloßhofe falsche Sättel und Schabracken aufgelegt hatten.

Von diesem Saale des Hohenzollern-Museums aus gelangen wir in mehrere kleinere Gemächer, welche den Namen der „Kurfürsten-Zimmer" tragen und die Erinnerungen an die brandenburgischen Kurfürsten vereinigen. Da sind zunächst die Gegenstände aus dem Besitz des Kurfürsten Friedrich III., späteren Königs Friedrich I. Überall bemerken wir die Prachtliebe dieses Fürsten, sei es an seinem goldciselierten Degen, an den von seiner Krönung herrührenden Heroldsstäben, sei es an seinen Spazierstöcken und Taschenuhren und besonders an einigen äußerst kunstvollen, reich verzierten Kassetten. Auch die in Wachs gebildete Figur des Herrschers ist vorhanden, angethan mit rotsamtenem, silbergesticktem Gewande, mit Kniebeinkleidern aus demselben Stoffe, mit Stern, Kette und Band des Schwarzen Adlerordens und dem Kniebande des Hosenbandordens.

Deutet in dem Gemach Friedrichs I. nichts auf „Krieg und Kriegsgeschrei" hin, so ist dies in dem Zimmer des Großen Kurfürsten anders, wo überhaupt eine frischere Luft zu herrschen scheint. Zunächst fällt uns auch hier die in Wachs geformte Figur dieses großen Regenten auf, mit einem hellgrauen Sammetrock, mit Beinkleid und Weste aus demselben Stoff bekleidet, die Stiefel von rotem Maroquinleder, der Degen mit kräftigem eisernen Gefäß, ihn hatte der Fürst in der Schlacht von Fehrbellin geführt. — In derselben Schlacht hat der Kurfürst den hier noch vorhandenen Filzhut mit darunter befindlicher Eisenkappe sowie die gewichtigen Reiterstiefel getragen; eine eiserne, über zwanzig Pfund schwere Sturmhaube trug er in den Laufgräben.

Von dem tiefen religiösen Gefühl des Großen Kurfürsten zeugt ein von ihm selbst verfaßtes und niedergeschriebenes Gebet, welches wir hier in seinem vollen Wortlaute folgen lassen können: „O Allmechtiger Herr Herr, Alle Deine Straffen undt Zügtigungen so ich von Deiner vat-



Der Kurfürstensaal.

terlichen Handt empfange, seindt nur alle Zeichen Deiner gnade, gegen mich, den ein Vatter so sein Kindt liebet, züchtiget selbiges, verlei mir die gnadt, da ich Sie auch also erkenne undt aufnehme, das Du dadurch recht Dein vatterliches Hertze gegen mich erweißet, undt mich prüffest, auf das ich mich ahn Dich desto fester in inbrünstige liebe Vertrauen undt Hofnung zu Volführung Deines heilligen Willens halte, undt gewiß des Ewigen lebens undt Seligkeitt versichert sein, undt in Ewigkeitt genießen möge. Amen."

Der anschließende schmale Saal ist der letzte des Hohenzollern-Museums und umfaßt noch eine Anzahl Erinnerungen aus den verschiedenen kurfürstlich brandenburgischen Regierungsperioden. Das äußere Gewand dieses Saales ist ein ungemein gediegenes und alten Originalen nachgebildet: die Wände sind bis zu Mannshöhe von dunkel gehaltenen Eichenpaneelen bekleidet, deren einzelne Felder durch kannelierte Säulen mit Löwenköpfen darüber abgeteilt werden. Die beiden den Saal schließenden gewaltigen Thüren

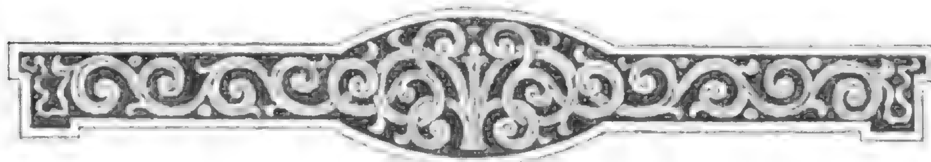
mit verzinnten Beschlägen und kolossalen Schlössern sind Originale; zwei altertümliche Laternen mit Butzenscheiben hängen von der Decke herab, der dunkelgrüne Ofen mit einer Reliefdarstellung der Einkehr der drei Engel bei Abraham stammt aus der Kurfürstenzeit. Von den oberhalb der Paneele mit gelbem Stoff bezogenen Wänden heben sich die in Öl ausgeführten Porträts der brandenburgischen Kurfürsten und ihrer Gemahlinnen ab, die jedoch größtenteils modernen Ursprungs sind; sie reichen von Friedrich I. bis zum Großen Kurfürsten. Andere Gemälde stellen Scenen aus dem Leben dieser Fürsten dar, so die Belehnung des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg (späteren Kurfürsten Friedrich I.) mit der Mark Brandenburg durch den Kaiser Sigismund auf dem Marktplatze zu Konstanz am 18. April 1417, dann Kurfürst Albrecht Achilles mit seinen Großwürdenträgern 2c. — Als Reliquie muß man das hölzerne dreiteilige Altarbild aus dem Jahre 1417 mit den in Betstühlen knienden Figuren des ersten Kurfürsten (Friedrich I.) und seiner Gattin, der „schönen Else", betrachten; das Bild befand sich früher in der Kirche des alten Stammsitzes der Hohenzollern, in Kadolzburg, und der unermüdliche Altertumsforscher Graf Stillfried entdeckte es 1853 an dem Giebel einer Scheune angenagelt, konnte aber nicht den seltenen Fund erwerben, der erst 1873 dem Kronprinzen gelegentlich einer Inspektionsreise von der Kadolzburger Kirchenverwaltung als Geschenk dargebracht wurde.

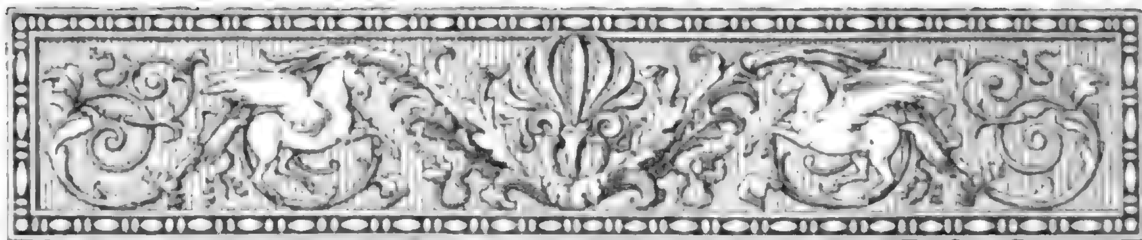
Aus dem ferneren Inhalt des Kurfürstensaales erwähnen wir eine kostbare Elfenbeingarnitur, bestehend aus zehn Stücken, Sofa, Lehnstühle, Spiegel 2c., dann alte, mit geschnitzten Jagdscenen versehene Truhen, eine große Zahl Medaillen und Münzen, verschiedentliche wertvolle Jagdgeräte, kurbrandenburgische Kammerherrnschlüssel mit schwerster Vergoldung und von respektabler Größe, eine mit Schildpatt- und Elfenbeineinlagen geschmückte Laute aus dem Besitz der Kurfürstin Elisabeth, Gattin Joachims I., der aus Silber getriebene Schild des Kurfürsten Johann Sigismund mit der Inschrift: „Krieg zerstört Landschaft und Stadt, bundniß Eid und das Gebeth, drumb wünschen wir den Fried zur Frist, der Fried ein Gabe Gottes ist." Neben dem Kurschwerte des Kurfürsten Georg Wilhelm, auf dessen Klinge flotte Reitergestalten aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges mit kernhaften Wahlsprüchen eingraviert sind, finden wir zwei breite, fast Mannshöhe erreichende Richtschwerter, die beide schon Menschenblut gekostet; mit dem einen wurde Herzog Nikolaus II. von Oppeln am 27. Juni 1497 auf dem Markte zu Neiße enthauptet, mit dem anderen der früher in brandenburgischen Diensten stehende Graf Ferdinand Hardeckh am 16. Juni 1595 in Wien wegen Übergabe der Festung Raab an die Türken. — An fröhlichere Stunden gemahnt eine von Kurfürst Georg Wilhelm 1627 gestiftete silberne Muskete mit vergoldetem, schön ciseliertem Lauf; dieselbe, innen hohl, wurde als Trinkgefäß benutzt und zwar auf Schloß Neuhaus, wo jeglicher Gast mit ihr Willkomm trinken mußte. Es war ein tüchtiger „Schluck" darin, denn die Muskete ist fast anderthalb Meter lang, und wer damit nicht genug hatte, der konnte noch die Pulverflasche leeren; in ein neben der Muskete liegendes Buch aber, welches 1639 begonnen wurde, mußte jeder der Zecher einen Reim oder Trinkspruch einschreiben!

Von dem Kurfürstensaale aus gelangen wir in die neu eröffnete Ahnengalerie, den letzten und schönsten Raum des Museums, mit größter Sorgfalt restauriert und nun wieder genau so hergestellt, wie er in den Glanzzeiten des Schlößchens sich befand. Sechzehn hohe dorische Säulen in Stuck-Marmor stützen in der Mitte den dreiteiligen Saal, dessen Decke von künstlerischen Reliefverzierungen eingerahmt wird; durch die auf der einen Längsseite befindlichen hohen Fenster blickt man hinaus auf den Park mit seinen schattigen Eichenpartien, mit seinen sonnbeleuchteten

grünen Rasenflächen. Früher beherbergte der Saal in etwas buntem Chaos verschiedentliche Wagen und Schlitten von Mitgliedern des Königshauses, jetzt enthält er vorübergehend die kostbaren Adressen und Geschenke, welche dem Kaiser zu seinem neunzigsten Geburtstage zugegangen sind; die Bezeichnung einer Ahnengalerie hat er durch die teils in Originalen, teils in Kopien hier hängenden Porträts aller Regenten des brandenburgisch-preußischen Staates vom ersten Friedrich an bis auf unseren Kaiser erhalten; die Kolossalbüsten des Großen Kurfürsten, Friedrichs II. und Kaiser Wilhelms bezeichnen außerdem, in diesen Regenten verkörpert, die drei Hauptabschnitte der brandenburgisch-preußischen Geschichte. Den kostbarsten Schmuck hat der Saal in mehreren die Wände der rechten Längsseite bespannenden Gobelins gefunden, welche die Thaten des Großen Kurfürsten verherrlichen und zwar in Scenen aus der Schlacht von Fehrbellin (1675), der Beschießung von Wolgast (1675), der Belagerung von Stettin (1677), der Landung auf Rügen (1678), der Belagerung von Stralsund (1678) und dem Übergange über das Eis des Kurischen Haffs (1679). Diese selten schönen Gobelins dürften auf Anordnung Friedrichs I., des Sohnes des Großen Kurfürsten, hergestellt worden sein; die Zeichnungen dazu stammen von den Gebrüdern Casteels, die deshalb 1688 von Brabant nach Berlin kamen; hergestellt wurden die Gobelins 1693 in Merciers Manufaktur in Berlin und erhielten sodann ihren Platz im königlichen Schloß und zwar in den rechts neben dem Schweizersaal sich befindlichen Kammern, wo sie über einer weißen Boiserie angebracht waren. Jetzt, fast zweihundert Jahre nach ihrer Entstehung, legen sie im Hohenzollern-Museum Zeugnis ab von der hohen Kunstfertigkeit der französischen Refugiés, und es ist ein hübsches, sinnbildliches Zeichen, daß jene Emigranten bald nach ihrer Aufnahme in den brandenburgischen Staat die Thaten desjenigen verherrlichten, welcher ihnen so bereitwillig ein neues Heim gewährt.

Unsere Wanderung durch das Museum ist nun zu Ende, und wir treten wieder hinaus in den das Schlößchen umgebenden Park; noch einmal ziehen die Bilder der Fürsten des Hohenzollernhauses vor unserem geistigen Auge vorbei; von der Spree tönt der leise Wellenschlag an das Ufer, und der Wind rauscht durch die Eichen und Kastanien; er trägt unsere Segenswünsche hinüber, hinüber zu dem einfachen Palais, wo der wohnt, dem das Vaterland so viel verdankt und dessen schönsten Ruhmeskranz die heißen Wünsche eines ganzen Volkes bilden, die heißen Wünsche, daß sein teures Leben uns noch lange erhalten bleiben möge!





Ein Grab an der Wolga.

Von

Friedrich Bodenstedt.

Im stillen Landhaus, fern vom Stadtgewühle,
Ans Fenster tritt der alte General,
Die Brust bewegt von festlichem Gefühle.

Des Kirchdorfs Glockenläuten schallt vom Thal
Herauf zu ihm: es ist Karfreitag heute.
Ein schweres Leiden hielt ihn lange fern

Vom Gotteshaus; doch wunderbar erneute
Sich Kraft und Lebenslust des alten Herrn,
Seit kürzlich eine Botschaft ihn erfreute

Von seinem Sohn, dem letzten Hoffnungsstern
Am vielumwölkten Abend seines Lebens.
Schon früh fand er den Ruhm auf Kriegesbahnen,

Den mancher Kampfgenoß gesucht vergebens —
Ihm aber kam im Schlachtgewühl ein Mahnen
An höhre Ziele menschenwürdigen Strebens,

Als der Gewaltherrschaft Erobrungsfahnen
Von Land zu Land zu folgen über Leichen,
In steter Jagd nach wilden Abenteuern —

Ein Störenfried zu sein in fremden Reichen,
Statt seines eignen Volkes Not zu steuern,
Das ganz verkommt in Elend ohnegleichen ...

So dacht er oft, wenn er bei Lagerfeuern
Mit Freunden saß, und sprach's vertraulich aus.
Nur wenige gab es, die ihn ganz verstanden.

Die meisten lebten gern in Saus und Braus,
Der Abenteuer froh in fremden Landen
Und ohne Sehnsucht nach dem Vaterhaus.

Doch als dem Krieg ein Ende wurde, fanden
Sich unter seinen Freunden auch Verräter,
Aus Neid und Mißgunst gegen ihn verschworen.

Er ward behandelt wie ein Missethäter;
Verdrehte Worte fanden gläubige Ohren;
Er kam nicht heim zum Hause seiner Väter.

Und so geschah's, daß ihn ganz für verloren
Sein Vater hielt, der alte General,
Bis ihm die Botschaft ward: Zum Osterfeste

Bin ich bei dir! — Warm wie ein Sonnenstrahl
Fiel's in des Vaters Herz, der nun aufs beste
Ließ zum Empfange schmücken Flur und Saal.

So festlich sah's im alten Edelneste
Bald aus, als ob zu einer Hochzeitsfeier
Die Hausbewohner ihrer Gäste harrten.

Die Pforte selbst trug einen grünen Schleier,
Die ersten Frühlingsblumen bot der Garten ...
Die Luft ward heller und der Ausblick freier.

Der heiß Ersehnte ließ nicht lange warten:
Dort, wo der Horizont vom dunklen Tann
Begrenzt wird, und der Weg in weitem Bogen

Sich hinzieht hügelab und hügelan,
Sieht man erst graue Staubeswolken wogen,
Daraus sich deutlich bald ein Dreigespann

Enthüllt; in raschem Trabe kommt's geflogen.
Der Greis am Fenster ruft: Das ist mein Sohn!
Und schwankt zum Hof, dem Kommenden entgegen.

Die Leute kamen aus der Kirche schon,
Doch blieben alle stehn auf ihren Wegen:
Bei des vertrauten Troika-Glöckchens Ton

Fühlt jeder drangvoll sich's im Herzen regen,
Den lieben jungen Gutsherrn zu begrüßen
Bei seiner Heimkehr in das Vaterhaus.

Sie wußten, daß er lange mußte büßen
Für Gott weiß welche Schuld. Nun war es aus
Und alles abgethan. Auf freien Füßen

Kam er zurück ... Mit jubelndem Gebraus
Ward er schon bei der Fahrt durchs Dorf empfangen,
Eh er zum hochgelegnen Hause kam,

Wo seines Vaters Arme ihn umschlangen.
Das Glück des Wiedersehns doch wundersam
Blieb wie von einem dunklen Flor umhangen.

Verbergen ließ sich nicht, daß bittrer Gram
Sich auf des Sohnes Stirn tief eingeschrieben,
Das dunkle Lockenhaar grau überstrichen,

Der Wangen einstige Frische ganz vertrieben;
Doch auch des greisen Vaters Züge glichen
Dem Bild nicht mehr, das seinem Sohn geblieben

Im Innern, als das Unheil ihn beschlichen,
Das ihm zum Fluch des Lebens werden sollte. —
Noch wußte nichts der Greis von diesem Fluche:

Er wußte nur, daß man dem Sohne grollte,
Neid und Verleumdung ihm zu schaden suche.
Doch als er selbst dem Vater nun entrollte

Das dunkle Blatt aus seinem Lebensbuche,
Erzählend, wie vor heimlichem Gerichte
Man ihn entkleidet auf die Folter spannte,

Weil er, was die verleumderischen Wichte
Ihm nachgesagt, als Wahrheit nicht bekannte ...
Da sprang der Greis mit wirrem Angesichte

Vom Stuhl empor; sein dunkles Auge brannte
Unheimlich, und die hagern Fäuste ballten
Sich krampfhaft, gegen Herz und Stirn geschwungen,

Derweil die Lippen grimme Worte lallten,
Qualvoll unsäglich wildem Weh entsprungen.
Er konnte sich nicht lange aufrecht halten —

Ihn stützend, hielt der Sohn ihn sanft umschlungen;
Bald saß der Greis in seinem Lehnstuhl wieder
Und sprach: Nun, Boris, laß mich alles hören!

Vom ersten Aufruhr bebten Herz und Glieder,
Doch fahre fort; ich will dich nicht mehr stören! —
Still horchend, schloß er halb die Augenlider.

Mocht es auch schaudernd sein Gemüt empören,
Was er vernahm von all den grausen Dingen,
Die man mit seinem Boris vorgenommen,

Ihn zum Geständnis einer Schuld zu bringen,
Daran ihm kein Gedanke je gekommen —
Der Greis blieb still; nur zitternd Händeringen

Verriet, wie sein Gemüt von Schmerz beklommen.
Erst als des Sohns Erzählung war zu Ende,
Rief er: Wie aber bist du frei geworden?

Vom Kaiser kam die neue Schicksalswende:
Statt nach Sibirien mit Verbrecherhorden,
Befahl er, daß man frei zu dir mich sende,

Im Vaterhause, an der Wolga Borden,
Mein Leben als Verbannter zu beschließen,
Wo es begonnen. So siehst du mich wieder,

Den feile Richter Hochverräter hießen,
Geschornen Haupts, durch Folterqual die Glieder
Gebrochen, schmachvoll aus der Haft entließen.

Vom „heiligen Rußland“ singen viele Lieder,
Doch tiefer Wehmut voll sind ihre Weisen,
Wie Klagen aus des Volkes Herzensgrunde;

Nur Märtyrer hört man im Liede preisen
Und Wahrheit tönt hier nur aus Liedesmunde.
So viel unschuldige Opfer aufzuweisen

Wie Rußland, hat kein Volk im Erdenrunde.
Zu solchem Opfer bin auch ich erkoren,
Wo Wahrheit vor Gericht gilt als Verbrechen ...

So fuhr er, sinnend in sich selbst verloren,
Den Blick zu Boden senkend, fort zu sprechen;
Da scholl ein schrill Gekrach ihm in die Ohren,

Es war, als wollte man die Thür erbrechen,
Die er aus Vorsicht abgeschlossen innen;
Sie wieder aufzuschließen, Boris sprang

Alsbald empor aus seinem trüben Sinnen,
Und einer altbekannten Stimme Klang
Ließ bald ihn wieder sein Vertraun gewinnen.

Es war der Hausarzt, der ins Zimmer drang;
Er kam, um nach dem General zu sehen,
Im Festtagsfrack, mit Ordensputz bebändert;

Nun sah er staunend Boris vor sich stehen,
Den jungen Oberst — doch, ach, wie verändert!
Das Antlitz ganz entstellt von Gram und Wehen,

Die Wangen hohl, die Augen grau umrändert,
Wie Kohlen in der Asche halb verglommen ...
Der Anblick weckt' ihm traurige Gedanken.

Doch barg er weislich, was er wahrgenommen:
Wie geht's heut — frug er — unserm teuren Kranken?
Wie schön, daß Sie zum Osterfest gekommen! —

Verwirrt schien Boris immer noch zu schwanken,
Was zu erwidern, als jetzt näher tretend
Der Arzt rief: Er ist richtig eingeschlafen!

Die Hände hält er vor sich hin wie betend.
Nein, er ist tot! Die Schicksalsmächte trafen
Den alten Herrn zu grausam sich verspätend ...

Nicht die er tötet, will der Himmel strafen,
Nur die er leben läßt in ihrer Qual!
Rief Boris, seines Vaters Stirn und Wange

Inbrünstig küssend; seines Auges Strahl
Auf das verklärte Angesicht noch lange
Gerichtet, drauf der Tod kein Schmerzensmal

Zurückließ von dem schweren Lebensgange ...
Der Arzt erfuhr nun ganz die Schreckenskunde
Des Sohnes, die das Vaterherz gebrochen.

Der Priester ward der dritte bald im Bunde
Des Erben letzter Wille ward besprochen;
Er sprach: Nah fühl ich meine letzte Stunde,

Doch eh dies kranke Herz aufhört zu pochen,
Will ich in meines Vaters Angedenken
Den Leidenden und Armen meine Güter

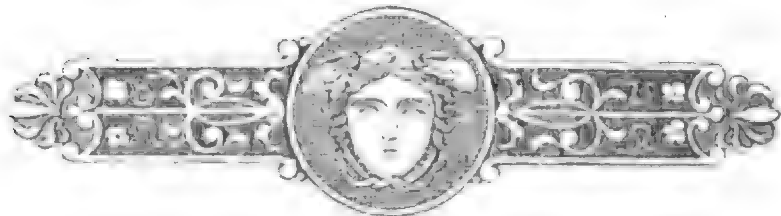
Zur Mildrung aller Not im Dorfe schenken.
Seid meines letzten Willens treue Hüter
Und helft mir, ihn zu rechtem Ziel zu lenken,

Zum Troste hilfsbedürftiger Gemüter! —
Ein Mann des Rechts ward aus der Stadt beschieden
Und alles aufgesetzt nach Boris' Willen.

Nun bleibt, sprach er, mir nur ein Wunsch hienieden:
Gott lasse Segen aus dem Erbe quillen
Und schenke mir bald meinen Grabesfrieden! —

Er starb am nächsten Tage ... Ganz im stillen
Begrub man ihn; doch manche Frühlingsblume
Ward auf sein Grab gepflanzt, und Lieder schallen

In seinem Heimatsdorf zu seinem Ruhme.
Sein Fluchgeschick ward den Bewohnern allen
Zum Heil, die wie zu einem Heiligtume
Noch oft zu des Verklärten Grabe wallen.



Verfehltes Leben.

Novelle
von
Hedwig Dohm.

I.

Der Glanz eines schönen Sommernachmittags ruhte auf einer lieblichen Landschaft Mitteldeutschlands.

Die würzreiche Luft wehte auch über die Felder und Wiesen des Ritterguts Arensee, sie wehte über Park und Schloß und drang durch die geöffneten Fenster in einen Salon von steifer Pracht, in dem sich zwei junge Damen befanden. Die eine ältere — sie mochte achtundzwanzig Jahr alt sein — schwarzhaarig, mit hellen graugrünen Augen unter starken dunklen Brauen, saß am Fenster mit einer Handarbeit. Die Arbeit ruhte lässig in ihrem Schoß, ihr Blick war dem Park zugewendet, haftete aber an keinem Gegenstand, sondern hatte den starren Ausdruck eines Menschen, der in sich hineingrübelt. Ihr einfaches Kleid von schwarzer Wolle, die Art, wie sie ihr Haar in einem Netze barg, das alles zeigte, vielleicht mit zu viel Absicht, ihre Geringschätzung gegen irgend welche Wirkung ihrer Person. Sie hatte schöne, energische, etwas strenge Züge. Das einzig Jugendliche in dem jungen Gesicht waren die vollen roten Lippen, die einen eigentümlichen Kontrast zu den abwärtsgezogenen Mundwinkeln bildeten und der Physiognomie ein zugleich stolzes und leidenschaftliches Gepräge gaben, ein allzu stolzes für eine — Gesellschafterin. Die andere Dame, Sibilla von Heeren, die Gattin des Gutsbesitzers, saß vor ihrem Schreibtisch. Wie sie sich über den Tisch beugte, sah man nur das feine Profil und die zarte Hand, mit der sie das volle aschblonde Haar, das ein Windzug ihr ab und zu über das Gesicht wehte, zurückstrich.

Sie schrieb eifrig. Ohne von dem Papier aufzusehen, fragte sie nach einer Weile: „Bist du noch da, Elisabeth?"

Die Gefragte lachte statt der Antwort. Es war ein kurz abgebrochenes, trockenes Lachen, das ihr eigentümlich war.

Frau von Heeren schrieb weiter. Nach

einer längeren Pause fragte sie wieder: „Weißt du nicht, ob mein Mann noch auf den Feldern ist?“

„Ich habe ihn vor einer Viertelstunde ins Schloß gehen sehen.“

Sibilla legte die Feder aus der Hand und wendete sich nach Elisabeth um. Sie zeigte ein liebliches Gesicht, nicht von regelmäßiger Schönheit; nur die Augen hatten einen märchenhaften Reiz: große Sterne von reinstem Blau, sie schwammen in dem bläulichen Augapfel, ohne die Augenlider zu berühren. Lange bräunliche Wimpern gaben dem Gesicht den Ausdruck holder Kindlichkeit. Mit niedergeschlagenen Augen glich sie einer Madonna. In den offenen Augen aber, den irrenden, suchenden Sternen, schien eine zärtliche Frage zu liegen. Unwillkürlich fiel einem ein, daß diese Augen in der Leidenschaft bacchantisch blicken könnten.

Jetzt aber, indem Sibilla die Bücher auf dem Schreibtisch zurückschob, blickten sie melancholisch, und sie sagte mißmutig: „Da muß ich meine Arbeiten verschließen, gerade als thäte ich etwas Unerlaubtes.“

„Du thust auch etwas Unerlaubtes. Alles, was die Welt mißbilligt, ist unerlaubt. Und nun gar Herr von Heeren! Du kennst seine Abneigung gegen schriftstellernde Frauen. Träumst du etwa von Lorbeeren? Frauenlorbeer — Brennnesseln. Wem erweisest du einen Dienst mit deinen Schreibereien?“

„Wem? Mir, Elisabeth. Ich muß etwas thun, sonst — ich hänge so leicht trüben Gedanken nach.“

„Natürlich,“ sagte Elisabeth trocken.

„Jetzt aber,“ fuhr Sibilla fort, „wittere ich Morgenluft. Seit meiner Verheiratung habe ich immer wie ein Vogel im Käfig gelebt. Mit meiner Feder habe ich mir den Käfig geöffnet, und der Vogel — ich weiß es selbst am besten, es ist nur ein ganz gewöhnlicher kleiner Hänfling, aber er kann doch fliegen, hoch in die Luft, und all das Herrliche, wovon er in seinem Käfig geträumt, das sieht er nun ...“

„Aus der Vogelperspektive,“ unterbrach sie Elisabeth. „Wenn nur deine Heldinnen nicht immer so schauderhaft melancholisch wären.“

„Lasse ich sie am Schluß nicht immer glücklich werden? Ich habe nun doch Wesen, an deren Glück ich mich freue.“

„Und die Krankenpflege unter den Dorfleuten, der du dich seit kurzem so aufopfernd unterziehst?“ Es lag etwas Lauerndes in dem Blick, mit dem Elisabeth Sibilla fixierte. Eine helle Röte flog über das Gesicht der jungen Frau.

„Du hast recht, das ist noch eine viel, viel größere Befriedigung, ein wirkliches Glück, das ich schaffe — für andere. Das Schreiben bleibt doch nur ein erdichtetes — für mich.“

Elisabeth fragte sie, ob es wahr wäre, was die Leute erzählten, daß sie die kranken Kinder in ihren Armen umhertrüge?

„Nur das kleine Gretchen Feldmann,“ antwortete Sibilla, als ob sie sich entschuldigen müsse, „du weißt, die Holzschlägers-Tochter. Ich habe das Kind lieb, vielleicht nur, weil es an einem Tage geboren wurde mit meinem armen Knaben, und wenn ich es an meinem Herzen halte, ist mir immer, als erwiese ich damit dem Gestorbenen etwas Liebes. Um seinetwillen auch beschäftige ich mich mit ärztlichen Dingen, damit ich helfen kann, wenn der Arzt einmal nicht zur Stelle ist. — Weißt du, Elisabeth,“ fuhr sie lebhaft, mit aufleuchtendem Blick fort, „ich kann schon eine Wunde regelrecht verbinden, ich weiß viele Mittel gegen das Fieber, ich verstehe die Temperatur zu messen, ich werde noch viel mehr lernen, und ...“ Sie errötete wieder, hielt inne, und ihre Stimme hatte den früheren trüben Klang, als sie fortfuhr: „Aber der Tag ist so lang. Ich darf meinen Kranken nur einen kleinen Teil meiner Zeit widmen. Ich habe eine Bitte an dich, Elisabeth.“

Sie stand auf und kam auf Elisabeth zu. Ihre Bewegungen waren elfenhaft geräuschlos. Sie war kaum mittelgroß. Da sie eine Abneigung gegen alles Dunkle

hatte, kleidete sie sich immer nur in die lichtesten Farben. Schmuck trug sie selten, stets aber frische Blumen, die sie je nach ihrer Laune und ihrer Gemütsstimmung wechselte. Die starken mattblonden Flechten pflegte sie kranzartig um den Kopf zu legen. Als sie jetzt mit kindlicher Herzlichkeit sich an Elisabeth schmiegte und schmeichelnd ihre Wange an die der Freundin legte, bildete ihre Lichtgestalt einen reizenden Kontrast zu der ernsten Erscheinung der anderen. Elisabeth erschrak fast vor der Schönheit dieser Augen, die bittend zu ihr aufblickten.

„Was willst du von mir, Sibilla?"

„Du bist so klug, Elisabeth, viel, viel klüger als ich. Sprich du mit ihm. Wenn du ihn überreden könntest . . ."

Sie konnte den Satz nicht beenden. Herr von Heeren trat ein: eine stattliche Erscheinung, voll Kraft und Würde. Sibilla schrak zusammen. Herr von Heeren hielt einen Brief in der Hand und reichte ihn Sibilla. „Von deinem Bruder. Er meldet uns seinen Besuch an."

Ein Ausruf der Freude kam von Sibillas Lippen. Sie hatte den Bruder seit drei Jahren nicht gesehen. Sie trat mit dem Brief ans Fenster, um besser lesen zu können. Elisabeth fragte mit ihrem trockenen Lachen die Schloßherrin, ob sie auch Champagner genug im Keller habe, sie kenne ja die Leidenschaft ihres Bruders.

Sibilla antwortete mit sanftem Vorwurf: „Wir haben alle unsere Fehler, Elisabeth."

Herr von Heeren war an den Schreibtisch getreten und blätterte mechanisch in den Büchern, die darauf lagen. „Bei deinem Bruder," sagte er, „ist der ganze Mensch moussierend. Ist der Schaum verflogen, was bleibt? Bodensatz."

„Das ist ungerecht," verteidigte ihn Sibilla gekränkt. „Felix ist ein ausgezeichneter Advokat. Und daß er so lustig ist — Lustigkeit ist doch kein Fehler."

„Wenn etwa Champagner lustig macht, so sollten die Damen mehr davon trinken. Sie sind beide ernsthaft wie alte Philosophen."

„Erfahrungen machen alt," sagte Elisabeth scharf, „ich bin steinalt."

Herr von Heeren schien von Elisabeths Worten unangenehm berührt. Er sah aufmerksam in das Heft auf dem Schreibtisch und fragte, was das für ein Manuskript sei?

Sibilla hatte inzwischen den Brief zu Ende gelesen und trat jetzt schnell an den Schreibtisch heran.

„O, es ist nichts, ich übersetze eine englische Novelle. Wir treiben Englisch zusammen, ich und Elisabeth."

„So — so." Er war beim Blättern an die letzte Seite des Manuskripts gekommen und las jetzt laut: Ihr Leben war gewesen wie der Gesang eines Vogels, wie das Verrieseln der Welle im Meer, es hatte keine Spur hinterlassen. Solange sie lebte, sproßten nur Dornen für sie; ihre Asche ruht unter Blumen. „Die Ärmste," spottete Herr von Heeren, „kläglich, recht kläglich! Und der Verfasser oder die Verfasserin dieser Novelle?"

Sibilla wurde blaß und rot. Die Lüge war ihrer Natur von Grund aus zuwider.

„Es ist nicht wahr, was ich dir gesagt habe. Ich selbst habe die kleine Novelle geschrieben. Ich weiß, du möchtest nicht, daß ich schreibe, es macht mir aber so viel Freude, und ich thue niemand damit etwas zuleide."

„Die Novelle ist sehr moralisch," warf Elisabeth dazwischen. „Die Bösewichter werden alle entlarvt, und die Tugend erhält zum Lohn einen glitzernden Heiligenschein: Utopien in Blüte."

„Und ich habe so viel Zeit, so sehr viel."

„Die du nicht schlechter anwenden kannst als mit dieser geschmacklosen Form der Handarbeit. Nächstens wirst du durchs Land reisen und Vorträge über Frauenrechte halten. Eine Frau, die mit einem Bändchen ‚Alpenrosen' oder ‚Harfenklängen' niederkommt, ist lächerlich. Eine Frau, die ihren Namen — nein, nicht ihren Namen, den Namen ihres Gatten — der Verunglimpfung jedes beliebigen

Skribenten preisgiebt, ist unwürdig. Ich verbiete dir die Unwürdigkeit und die Geschmacklosigkeit. In meinem Hause ist kein Raum für eine Corinna.“ Er drückte die Blätter in seiner Hand zusammen. „Ich erlaube mir, diese Keime deiner zukünftigen Lorbeeren in meinem Papierkorbe zu ersticken.“

Eine dunkle Röte flog über Sibillas zartes Antlitz. „Gieb her, gieb mir die Blätter.“

Er gab sie ihr. Sie trat ans Fenster, zerriß sie, ließ sie langsam und stückweis hinausflattern und sah ihnen nach, bis sie zu Boden fielen. Ein Blatt flatterte ins Zimmer zurück.

„Hier!“ Er reichte es ihr.

Sie zerriß es ein wenig heftiger als die anderen und fragte dann mit zitternden Lippen: „Bist du zufrieden?“

„Du hast gethan, was selbstverständlich war. Ob wir unsere Pflicht gern oder ungern thun, sie muß gethan werden.“

Sibilla lächelte mit trüber Resignation und sagte: „Also frühstens am Sonnabend kommt Felix? Und heute ist erst Montag.“

„Es wird dir bis dahin an Gesellschaft nicht fehlen. Deine neue Freundin, die Baronin Heiden, hat sich für heute nachmittag anmelden lassen.“

„Sie ist nicht meine Freundin.“

„Das ist mir lieb zu hören. Eine geflissentlich geistreiche Frau wirkt auf mich so komisch wie ein Mann, der sich schminkt.“

„So bin ich wenigstens nicht komisch.“

„Du — nein.“

Herr von Heeren ging hinaus.

Sibilla stand am offenen Fenster, schlang die Hände um das Fensterkreuz und lehnte die Stirn auf die Hände. Mit geschlossenen Augen sog sie die Sommerluft ein und versuchte sich zu beruhigen. Allmählich gelang es ihr. War denn dieser kleine Zwist der Mühe wert, sich so aufzuregen? Nein, gewiß nicht. Ob diese Novelle geschrieben wurde oder nicht, was lag daran! Sie hielt sich nicht für ein besonderes Schriftstellertalent. Es war nicht das — etwas anderes — ihr ganzes freudenloses, leeres Leben auf dem einsamen Landsitz. Im Winter hielt sich ihr Gatte monatelang als Reichstagsmitglied in Berlin auf. Sie blieb immer daheim. Ihr Leben lief wie ein Uhrwerk ab. Sie stand auf, kleidete sich an, nahm ihre regelmäßigen Mahlzeiten ein und ging spazieren. Sie las auch viel, Romane, gute und schlechte, wie der Buchhändler sie lieferte. Der Salon hatte Möbel von schwarzem Ebenholz und himmelblaue Polster, nirgends fesselte ein Farbenreiz Auge und Phantasie. Das einzige Kunstwerk in dem großen Raume war eine Büste des Brutus, die auf einer Säule in einer Nische stand.

Wenn Sibilla nicht las, dann träumte sie in der Hängematte im Park oder auf dem Lehnstuhl am Fenster. Abends verfolgte sie ungeduldig die Zeiger der Uhr, bis sie auf zehn wiesen. Dann war wieder ein Tag vorüber, sie durfte schlafen.

Schlafen und träumen, das schien ihr das einzig Genußreiche in dieser Welt. Wie sie so über ihr Leben hinträumte, trugen ihre Gedanken und Erinnerungen sie in ihre Heimat zurück, nach München in das Haus ihrer Mutter. Sie war die Tochter eines reichen Fabrikherrn, Arnold Wilt, der früh gestorben war. Die Witwe lebte mit ihren beiden Kindern Sibilla und Felix in einer Vorstadt Münchens, in einem schönen Hause mit großem Garten.

Sibillas Kindheit war dahingeflossen wie ein klarer Bach zwischen blumigen Wiesen, etwas seicht, aber reich an Sonnenlicht und Duft, ohne ein Wölkchen am Horizont; sie war von der Mutter, dem Bruder, von jedermann, der in ihre Nähe kam, geliebt und verzogen worden. So war sie ein sanftes, träumerisches Kind, eine sanfte, träumerische Jungfrau gewesen; zärtlich von Gemüt, mit lebhafter Phantasie, haltlos von Charakter, eine jener Erscheinungen voll schwebender Lieblichkeit, die wie Musik auf uns wirken.

Sibilla sah wohl, daß die Mutter — eine Frau, die nur mit dem Herzen und nur für ihre Familie lebte — leidenschaftlicher an dem Bruder hing als an ihr

selbst. Sie fand das natürlich. Felix war so glänzend begabt, sie selbst war dem tollen, übermütigen Knaben innig zugethan. Sie war noch ein kleines Mädchen, als Elisabeth ins Haus kam, die Tochter eines Werkmeisters ihres Vaters, der, wie man ihr sagte, bei der Aufstellung einer neuen Maschine verunglückt war. Seine Frau war einige Jahre später aus Kummer gestorben, und Frau Wilt fühlte sich verpflichtet, die Waise in ihrem Hause erziehen zu lassen. Elisabeth war in Unglück und Jammer aufgewachsen, und ihre trotzige Verschlossenheit erschien deshalb natürlich. Sie schloß sich niemandem an; selbst dem liebkosenden Wesen Sibillas gegenüber, die es nicht ertrug, daß jemand ihr gleichgültig begegnete, verhielt sie sich wenigstens passiv, und das zärtliche Kind konnte die Vorstellung nicht los werden, als hätte sie der Gefährtin etwas zuleide gethan, und sie wußte doch nicht, was. Kaum war Elisabeths Erziehung vollendet, so nahm sie in Norddeutschland, auf dem Lande, eine Stelle als Erzieherin an, und erst nach der Verheiratung Sibillas kehrte sie in das Haus ihrer Beschützerin als Gesellschafterin zurück.

Sibilla war fast schon erwachsen, als zum erstenmal ein Schatten über ihre sonnige Heimat zog — ein Schatten, der ihre Mutter tief, sie nur leicht berührte.

Felix war leichtsinnig geworden. Er brauchte Geld, immer Geld. Wieder und wieder mußten große Summen für ihn abgeschickt werden, Einschränkungen im Haushalt wurden eingeführt, unter denen Sibilla keineswegs litt. Sie wußte nicht, daß sie etwas entbehrte, während die Mutter sich abhärmte. Dann trat eine längere Pause ein, in welcher Felix nur Gutes von sich hören ließ. Seine Examina bestand er glänzend. Eines Tages aber kam ein Brief, der die Mutter aufs Krankenlager warf. Felix wollte Advokat werden. Sein Scharfsinn, seine Beredsamkeit eröffneten ihm die glänzendsten Aussichten. Aber er hatte Schulden in Höhe von sechzigtausend Mark, die bezahlt werden mußten. Von Wechselklagen bedroht, war ihm seine Laufbahn verschlossen; es handelte sich für ihn um Sein oder Nichtsein. Felix war stolz, genußsüchtig, nicht geschaffen, Widerwärtigkeiten zu ertragen. Das Wort Selbstmord sprach er nicht aus, aber es war in seinem Brief zwischen den Zeilen zu lesen. Die Summe war zu groß. Frau Wilt konnte nicht helfen. Alles, was von ihrem Vermögen veräußerlich war, hatte sie bereits früher für ihn hingegeben. Die Grundstücke, die sie besaß, waren laut Testament des verstorbenen Gatten unveräußerlich. Es blieb nur Sibillas Mitgift, welche die Summe von des Bruders Schulden überstieg. Umsonst wünschte die Schwester leidenschaftlich, ihm zu helfen. Sie erfuhr, daß sie vor ihrem einundzwanzigsten Jahre kein Verfügungsrecht über ihr Vermögen besaß und daß selbst im Fall ihrer Verheiratung ihre Mitgift dem Gatten gehöre.

In wenigen Monaten ergraute das Haar der Mutter, ihre Gestalt beugte sich, sie kränkelte.

Wie war es nur gekommen, daß eines Tages Herr von Heeren im Hause von Sibillas Mutter erschien? Es mußte ein geheimnisvoller Grund gewesen sein. Was wollte er? So oft Sibilla später danach fragte, die Mutter blieb ihr immer die Antwort darauf schuldig.

Gleich am ersten Tage hatte Herr von Heeren eine lange und geheime Unterredung mit Frau Wilt gehabt. Er kam dann öfter, zuletzt täglich. Er warb um die Tochter, und Sibilla las in den Augen der Mutter, wie sehr sie diese Verbindung wünschte. Das strenge reservierte Wesen Heerens mißfiel dem Mädchen nicht, nur schüchterte er sie ein, sie war in seiner Gegenwart stiller und ernster, als es in ihrer Natur lag, und oft ruhten ihre Augen ängstlich forschend auf seinem Gesicht. Wenn sie ihn heiratete: ob er zu gunsten des Bruders auf ihre Mitgift verzichten würde?

„Was fehlt Ihrer Mutter?“ fragte er eines Tages Sibilla, als Frau Wilt eine

schmerzliche Erregung vor ihm nicht hatte verbergen können.

„Sie grämt sich zu Tode," antwortete Sibilla, und sie sagte ihm alles, auch ihren Kummer darüber, daß sie dem Bruder mit ihrem Vermögen nicht helfen dürfe.

Als Antwort darauf fragte er sie mit einfacher Würde, ob sie sein Weib werden wolle, ihre Mitgift stände alsdann Felix zur Verfügung.

Freudig, voll herzlicher Dankbarkeit, willigte Sibilla ein. Unendliches Glück strahlte aus den Augen der Mutter. Das Gefühl, ein Opfer gebracht zu haben, kam Sibilla kaum zum Bewußtsein. Ein Mädchen müsse sich ja doch einmal verheiraten, so sagte alle Welt. Und Georg von Heeren war ein Mann, auf dessen Charakter man Häuser bauen könne, das sagte ebenfalls alle Welt, auch die Mutter. Freilich wurde ihr Dankbarkeitsgefühl gegen Herrn von Heeren etwas herabgestimmt, als sie hörte, daß er das Geld dem Bruder nur als Darlehn gegeben. Er hatte sich einen Schuldschein darüber ausstellen lassen, weil er, wie er sich Frau Wilt gegenüber aussprach, kein Recht habe, seine etwaigen Kinder ihres rechtmäßigen Erbes zu berauben.

Sechs Jahre waren seitdem verflossen. Felix hatte erfüllt, was er versprochen. Er war einer der ersten Advokaten Berlins geworden. Sein Beruf hatte ihn mit gewissen frivolen und ausgelassenen Kreisen der Aristokratie zusammengeführt, in denen er als geistreicher Causeur eine hervorragende Rolle spielte, eine Rolle, die ihn zur Fortsetzung seiner verschwenderischen Lebensweise gewissermaßen zwang. Darin lag der Grund, daß er trotz seiner enormen Einnahmen und trotz der Erbschaft, die ihm nach dem Tode der Mutter zufiel, bis jetzt nicht im stande gewesen war, seine Schuld an Herrn von Heeren zurückzuzahlen.

Frau Wilt, deren Lebenskräfte der Kummer um Felix gebrochen, hatte nur noch drei Jahre gelebt. Alljährlich war Sibilla einmal nach München gekommen, um sie zu besuchen. Wehmütig bemerkte die Mutter die Veränderung im Wesen der Tochter. Aus dem blühend heiteren Mädchen war eine stille, ernste Frau geworden. Doch sah die Mutter darin keinen Grund zu wirklicher Beunruhigung.

Im ersten Jahr hatte sich Sibilla in München leidend gefühlt, weil sie guter Hoffnung war. Als sie ein Jahr später zum Besuche der Mutter wiederkam, war das Kindchen schon gestorben, und die junge Frau hatte lange und tief um die begrabene Hoffnung getrauert.

Es wird ein Ersatz für das gestorbene kommen, dachte die Mutter, und Sibilla wird wieder aufblühen. Mit dieser Hoffnung im Herzen starb sie. Der Gedanke, daß Sibilla in der Ehe unglücklich sein könne, war ihr nie gekommen. War sich doch Sibilla selbst dessen kaum bewußt!

Die junge Frau war mit dem herzlichen Willen, Georg zu lieben, in die Ehe getreten. Ihre ersten schüchternen Versuche, sich ihm zärtlich anzuschmiegen, hatte er entweder ignoriert oder nicht verstanden. Er hielt sie in Entfernung wie eine Untergebene, der man keine Vertraulichkeit gestattet, weil sie sich sonst zu viel herausnehmen könnte. Selbst in Stunden der Zärtlichkeit behandelte er sie wie ein Pascha, der seiner Favoritin das Taschentuch zugeworfen hat. Ihre zarte feinfühlige Natur lehnte sich innerlich gegen diese Art der Liebe auf. Sie suchte sich ihm so viel als möglich zu entziehen, ohne daß sie gewagt hätte, das Joch ganz abzuschütteln.

Georg von Heeren war hart und energisch von Natur, er wollte ehern sein. Ein Ereignis seiner Jünglingsjahre hatte die Härte seines Wesens noch gesteigert. Kaum zwanzigjährig war er in die Netze einer Circe geraten und in diesem Verhältnis fast zu Grunde gegangen. Schon war die Pistole geladen, die ihm und der treulosen Geliebten den Tod bringen sollte, als ihn die Dazwischenkunft eines Freundes rettete. Mit der Rückkehr des Bewußtseins dessen, was er gewollt, war die Reue gekommen, und seine Scham war grenzenlos. Verachtung des weiblichen Geschlechtes war

die Folge dieses tragischen Abenteuers. Jahrelang wich er den Frauen aus. Er hatte sein Temperament gezügelt, und als endlich der natürliche Hang des Mannes ihn wieder mit Frauen zusammenführte, hatte er in diesen Verhältnissen gleichgültige Geringschätzung zur Schau getragen.

Die Ehe hielt er für notwendig, ja für eine Verpflichtung der Gesellschaft gegenüber. So verging einige Zeit, bis ein für Sibilla rätselhafter Anlaß ihn in das Haus der Frau Wilt führte. Dann lernte er Sibilla kennen. In ihr glaubte er die schöne, gefügige und unbedeutende Frau gefunden zu haben, deren er bedurfte, um eine Familie zu gründen; er sah in ihr eine anmutige Repräsentantin für sein Haus, eine pflichtgetreue Mutter seiner Kinder, und für sich selbst — das Weib schlechthin. Seit einer Reihe von Jahren war er der Vertreter seines Kreises im Reichstag. Streng konservativ, kämpfte er, unbeirrt von den Tagesströmungen, mit Mut und Ausdauer für seine Überzeugung. Bald galt er für einen der einflußreichsten Parlamentarier. Er sprach selten im Reichstag, that er es aber, so war seine Rede markig, voll konzentrierter Sarkasmen, ohne einen Schimmer von Gemütsbewegung. Seine Partei sah in ihm den künftigen Minister. Es zu werden, war das Ziel seines Ehrgeizes.

Einen Teil seines parlamentarischen Wesens übertrug er auf sein Haus. Niemals waren zwischen ihm und Sibilla heftige Worte gewechselt worden, obwohl er Anfällen von Jähzorn unterworfen war. Sich in einen Streit mit der zarten kleinen Frau einzulassen, hätte er für lächerlich und unmännlich gehalten. Er that seinen Willen kund, ihr Gehorsam war selbstverständlich; daß sich ihre natürliche Schüchternheit bis zur furchtsamen Unterwürfigkeit ihm gegenüber gesteigert hatte, bestärkte ihn in dem Glauben an ihre absolute Inferiorität.

Seit einiger Zeit jedoch hatte Sibilla Stunden der Auflehnung gegen Georg, gegen ihr Schicksal, gegen sich selbst, gegen ihre Träumereien in der Hängematte, gegen das unablässige Lesen, welches sie erschlaffte. Bis vor kurzem waren es immer nur Phantasiegestalten gewesen, an denen ihr zärtliches Gemüt in ihren wachen Träumen sich aufrankte. Es erschreckte sie, daß jetzt ab und zu Menschen, die sie kannte, an die Stelle der Phantasiegebilde traten. Oft sah sie sich mitten aus ihren Visionen heraus erschreckt um, als hätte jemand ihre Träume hinter ihrer weißen Stirne belauschen können.

Um diesen Lockungen der Phantasie zu entfliehen, hatte sie angefangen zu schreiben und sich der Krankenpflege der armen Dörfler zu unterziehen begonnen.

Bei der langen Wanderung ihrer Gedanken durch vergangene Tage schweiften nun Sibillas Blicke von ungefähr über den Park; plötzlich verschwand der träumerische Ausdruck aus ihrem Gesicht, und ihre Aufmerksamkeit richtete sich auf eine Gruppe im Park, auf einen jungen Mann, der einer alten Frau — offenbar einer Arbeiterin, die im Park beschäftigt war — Ratschläge zu erteilen oder sie zu trösten schien.

Elisabeth, die Sibilla unablässig beobachtet hatte, entging der Wechsel in ihren Zügen nicht. Sie trat zu ihr ans Fenster und folgte ihren Blicken.

„Ah, unser Doktor! wahrscheinlich auf dem Wege zu uns; die Alte hält ihn auf.“

„Er wollte mir Nachricht von Gretchen bringen. Glücklicherweise tritt das Nervenfieber bei ihr nur leicht auf,“ versetzte Sibilla.

„Nicht wahr, ein interessanter junger Mann, unser Deutschrusse?“ fragte Elisabeth.

„Der Typus eines echten Jünglings,“ meinte Sibilla.

„Mit einem edlen, aber äußerst mageren Profil,“ spöttelte Elisabeth. Im übrigen fand sie, daß bartlose Männer immer etwas von Schauspielern hätten, und der junge Arzt speciell sähe wie ein Schauspieler für Mortimerrollen aus, mit seiner Byronlocke über der Stirn und seinen melodramatischen Augen, die so feurig auflodern und so wehmütig verglimmen kön-

ten. „Alles in allem genommen," schloß sie ihre Charakteristik, „halte ich diesen holden Wüterich für einen verkappten Nihilisten."

„Wie," fuhr Sibilla erschrocken auf, „du glaubst ..."

„Natürlich, ein Russe im Ausland ist immer Nihilist; ich werde Herrn von Heeren vor ihm warnen."

„Das wirst du nicht," sagte Sibilla, aus deren Gesicht alle Farbe entwichen war, „du wirst einen Unglücklichen nicht noch unglücklicher machen wollen."

Elisabeth horchte auf.

„Ein Unglücklicher? wieso?"

Sibilla schwankte einen Augenblick, was sie antworten sollte. Ihre Wahrheitsliebe, ihr weicher vertrauender Sinn siegte über die Rücksichten, die ihr vielleicht Verschwiegenheit geboten hätten.

„Ich habe so ungern ein Geheimnis vor dir, Elisabeth. Ich will dir alles sagen; du wärst ja die letzte, den Unglücklichen zu verraten. Ich weiß nicht, ob ich dir einmal erzählt habe, daß Felix und Oswald Normann Freunde wurden infolge einer Verteidigungsrede meines Bruders für einen Socialisten. Die Rede begeisterte Herrn Normann, der damals in Berlin studierte. Nach Beendigung seiner Studien war er nach Petersburg zurückgekehrt, er wurde in einen Nihilistenprozeß verwickelt, man verbannte ihn nach Sibirien. Drei Jahre hat er sein elendes Los getragen ..."

„Wie kam er davon?"

„Er floh. Nichts als das nackte Leben konnte er retten. Ohne alle Hilfsmittel kam er nach Berlin und suchte Felix auf. Damals — du erinnerst dich vielleicht — war unser guter alter Kreisarzt bettlägerig geworden. Mein Gatte war mehr als je politisch in Anspruch genommen und beauftragte Felix, ihm zur Stellvertretung für einige Wochen oder Monate einen tüchtigen jungen Arzt zu schicken. Felix, froh, dem Freund, durch den er sich in Berlin zu kompromittieren fürchtete, eine Zufluchtsstätte bieten zu können, schickte ihn hierher. Meinem Manne schrieb er, der junge Russe halte sich seiner Studien wegen einige Jahre in Deutschland auf und würde für die Gelegenheit, seine Kenntnisse praktisch zu erproben, sehr dankbar sein. Mir aber hat Felix die Wahrheit geschrieben."

„Natürlich, er kannte deinen schwärmerischen Sinn und wußte, daß du dich mehr für einen politischen Märtyrer als für einen regelrechten Medikus interessieren würdest."

„Das war es nicht. Er dachte wohl, daß ich vermitteln, ausgleichen könnte, falls sein Freund etwas Unbedachtes vorbrächte. Er war auch der Meinung, daß die Vertretung den jungen Russen hier nur ganz kurze Zeit festhalten werde. Wer konnte den Tod des Kreisarztes vorausahnen? Sechs Monate lebt Oswald Normann nun schon in dieser zweiten Verbannung hier, und ich wünsche aufrichtig um seinetwillen, daß sie bald vorüber sein möchte."

„Ich wünsche es auch, um so mehr, als Herr von Heeren eine instinktive Abneigung gegen ihn zu haben scheint. Die hochmütige Art des Russen, sein Aufflammen im Gespräch sind ihm zuwider. Wenn er auch keine Ahnung von der Rolle hat, die er in Rußland gespielt, glaube mir, er errät in ihm den Nihilisten."

Ein Diener meldete Herrn Doktor Normann.

Ein junger Mann von schmächtiger Gestalt, stolz und sicher in seiner Haltung, trat ein. Er kam, um Frau von Heeren mitzuteilen, daß die kleine Typhuskranke außer Gefahr sei, und er dankte ihr für die werkthätige Liebe, die sie dem Kinde bewiesen.

Sibilla lehnte bescheiden ihren Anteil an der Genesung ab.

„Wie wenig konnte ich thun. Sie aber haben Nächte bei dem Kinde gewacht."

„Es war notwendig," sagte er einfach. Er habe der Kleinen jetzt erlaubt zu lesen. Sie verlange nach dem Märchenbuch, das die Fee von Arensee ihr versprochen.

Sibilla stand auf, das Buch zu holen. Als Elisabeth aber ein lebhaftes Ge-

spräch mit dem jungen Manne begann, blieb sie in der Thür stehen und hörte zu.

„Glauben Sie wirklich,“ sagte Elisabeth, „daß Sie dem schwachen Geschöpfchen damit, daß Sie es am Leben erhielten, einen Dienst erwiesen haben? Diejenigen, für die der Tisch des Lebens doch nicht gedeckt wird, thäten besser, jung zu sterben.“

„Noch immer Pessimistin, Fräulein Elisabeth?“ entgegnete der junge Arzt; „die Pessimisten sind wie die Kinder, die den Tisch schlagen, an dem sie sich gestoßen haben!“

„Das sagen Sie, der Sie in Sibirien drei Jahre Zeit gehabt haben, über die vollkommenste aller Welten nachzudenken?“

Oswald sah peinlich überrascht zu Sibilla hinüber.

Sibilla antwortete seinem Blicke: „Elisabeth ist im Vertrauen; ich bin nicht sicherer, als sie es ist.“

„Dann ist es eine Wohlthat für mich, einen Menschen mehr zu wissen, vor dem man die Larve abthun darf. — Ich habe darüber nachgedacht,“ wandte er sich zu Elisabeth, „und ich habe gefunden, der größte Vorzug der Welt ist, daß sie der höchsten Vervollkommnung fähig ist.“

„Und Sie sind in voller Arbeit, die Brachfelder unserer heutigen Kultur mit dem Samen Ihrer nihilistischen Ideen zu befruchten; oder wurden Sie etwa unschuldig nach Sibirien verbannt?“

„Ja, unschuldig. Noch war mir die That versagt. Ich habe nur ausgesprochen, was ich dachte.“

„Sie haben sich also um den Hals geredet! Schade! bei Ihrer Begabung! Sie hätten es zum Hofmedikus bringen können. Ist es denn so schwer, mit geschlossenen Lippen zu denken?“

„Unmöglich ist es. Die Glut im Schoß der Erde sprudelt mit Naturgewalt hervor als heißer Quell, so brach die lodernde Entrüstung unsere Lippen.“

„Und alles Eis Sibiriens scheint Sie nicht gekühlt zu haben?“

Sibilla in ihrer schüchternen Art hatte bisher nie gewagt, mit Oswald Normann über seine Vergangenheit zu sprechen. Es schimmerte feucht in ihren Augen, als sie ihn jetzt fragte, ob er viel auf seiner Flucht gelitten habe.

„Übermenschliches,“ antwortete er, „aber ich litt nicht allein. Wir waren unser dreißig. Ich hatte sie überredet, mit mir zu fliehen. Sie waren mir Brüder geworden — alle. Nur drei von uns kamen nach Deutschland. Die anderen — verscharrt auf der Steppe — wo? Die Raben wissen es. Ich, der Totengräber, habe ihnen die Augen zugedrückt, allen, allen. Und diese Augen, starr, gebrochen, diese Lippen, weit offen, sie sind überall, wo ich bin. Sie gehören zu mir, die Toten. Und eines Tages werden sie mit mir kämpfen wie die Geister jener mythischen Helden, und ich — ich werde unverwundbar sein.“

Während er sprach, war eine lodernde Flamme in seinen Augen; sie blickten an Sibilla vorbei, wie in weite Ferne hinaus. In dem abgemagerten bleichen Gesicht wirkten diese Augen um so mächtiger. Selbst Elisabeth fühlte sich einen Augenblick hingerissen.

„Ich verstehe Sie — den flammenden Haß, der Ihre Brust erfüllen muß,“ sagte sie.

„Ja, Haß, ein heiliger Haß, der ein Funke ist jenes göttlichen Zorns, der Sodom und Gomorrha zerstörte, ein Haß, der wie eine Sturmflut alle Dämme bricht ...“

Elisabeth, deren Spottlust wieder zur Geltung kam, unterbrach ihn: „Und diese Sturmflut hat Sie hierher verschlagen als — Dorfarzt. Eine merkwürdige Situation für einen zukünftigen Danton.“

Oswalds Blicke waren zu Sibilla zurückgekehrt mit einem stillen Glühen, und er sagte sanft: „Auch hier in meiner bescheidenen Stellung bin ich im Dienste leidender Mitgeschöpfe. Wer nur eine der Quellen verstopft, aus denen die Thränenströme ...“

Elisabeth unterbrach ihn abermals: „Vom Auge der Menschheit rinnen — ja,

der leistet so viel wie das Kind, das die Hand ins Meer streckt und die Tropfen durch seine Finger gleiten läßt; sie fallen immer wieder ins Meer, die Tropfen. Sie und Ihresgleichen, Sie spielen die Titanen."

„Wir wollen auch den Himmel stürmen und die herrschenden Götter stürzen."

„Und Sie glauben an einen Sieg?"

„Ich glaube daran; die mythischen Titanen unterlagen, weil sie gegen die wahren Götter kämpften. Wir bekämpfen einen falschen Gott, jenen Götzen mit dem Medusenhaupt, vor dessen Starrblick der natürliche Mensch zu einem Automaten eingeschrumpft ist; jenen Monopolgott, aus dessen Allmacht Kirche und Gesellschaft ihre Privilegien herleiten. Wir müssen siegen, die Naturgesetze sind für uns."

Unwillkürlich war Sibilla von der Thür her immer näher zu ihm herangekommen. Ihre Blicke hatten mit Begeisterung an seinen Lippen gehangen, und ihre sonst schwache, leicht verschleierte Stimme klang stark und voll, als sie sagte: „Ich glaube an Sie." Gleich darauf aber erschrak sie über sich selbst. Es entstand eine Pause. Sibilla blickte zu Boden und fühlte durch die gesenkten Augenlider die Intensität seines Blickes. Elisabeth machte durch eine Frage der peinlichen Pause ein Ende.

„Wie lange wird denn Ihr Interregnum hier dauern?"

„Ich fürchte, nicht lange mehr. Am liebsten ginge ich nach Sibirien zurück, wohin verbannte Freunde mich rufen, ihnen den Weg zur Freiheit zu zeigen."

Sibilla erbebte leise. „Unmöglich," sagte sie rasch, „Sie selbst sind ja krank infolge jener schrecklichen Entbehrungen."

„Darum verwehren es mir die Männer, die meine Wegweiser sind. Sie schicken mich in die Schweiz, meine Gesundheit wieder herzustellen. Ob ich ihnen gehorchen werde — ich weiß es noch nicht."

„Und doch wäre es die glücklichste Chance für Sie," meinte Elisabeth, „sich jenem gefährlichen Treiben zu entziehen."

„Auf Ihr Herz, Fräulein Elisabeth, ist nicht der Feuertropfen des Mitleids gefallen, jenes großen Mitleids für die Menschen, aus dem der heiligste aller Kriege entbrennt. Nur ein blindes Werkzeug, nur eine Waffe zu sein in diesem Heereszug ist ein großes Geschick; davor erblaßt Liebe und Leidenschaft zu einem einzelnen, wie eine Äolsharfe übertönt wird von einem tausendstimmigen Choral. — Und doch zuweilen wünsche ich," fuhr er leiser fort, und sein Kopf neigte sich, als wolle er Sibillas Blick vermeiden, „ich dürfte hier bleiben — immer, ein ganzes Leben. Über diesem kleinen Fleck Erde weht ein Hauch des Paradieses ..."

„Ich will jetzt das Buch holen," sagte Sibilla schnell und ging hinaus.

Als sie fort war, nahm Oswald ein Album zur Hand, das auf einem Seitentischchen lag, und blätterte darin. Nur halb hörte er auf das, was Elisabeth sprach.

„Sie haben es leicht, ein Idealist sein," sagte sie. „Wir Frauen ..."

„Haben Sie kein Herz für Ihre Mitmenschen?" unterbrach er sie; „zu helfen und zu trösten giebt es immer."

„Pflanzen, die man zertreten hat," entgegnete sie, „wachsen nicht wieder; Herzen, auf die man getreten, auch nicht."

„Ich habe kein Recht, in das Geheimnis Ihres Lebens zu dringen," sagte er; „aber Ihr Gemüt ist krank. Können Sie hier nicht gesunden, Fräulein Elisabeth, ich habe Ihnen schon oftmals von einer Kolonie gesprochen, die in Südamerika unter dem weichen Himmel Columbiens sich bildet. Wandern Sie hinaus auf jene jungfräuliche Erde, Sie werden dort neue Wurzeln schlagen. Und wer weiß — vielleicht eines Tages — folge ich Ihnen."

„Es klingt verlockend, aber ich habe noch hier in der Alten Welt eine Mission zu erfüllen."

Oswald sah sie verwundert an.

„Sehen Sie, da wundern Sie sich schon," fuhr sie fort, „daß ich nur ein etwas pathetisches Wort in den Mund nehme. Sie, als Mann, dürfen ein Feuerbrand sein, ein Apostel, Sie dürfen, wenn Sie Talent dazu haben, als Märtyrer sterben

mit dem Bewußtsein, daß Ihr Evangelium Jünger findet, die es in die Welt hinaustragen. Ich aber, oder vielmehr die Frauen, die auch in die Schicksalsräder greifen möchten, die sich auch von ihnen in den ausgefahrenen Geleisen nicht zermalmen lassen möchten, wir rufen, wir klagen, aber unsere Stimme verhallt echolos. Und hätten wir die Weisheit eines Sokrates, die Beredsamkeit eines Cicero, was brächte es uns ein? Spott! Man ist ja so witzig und so dankbar für eine Zielscheibe des Spottes, besonders wenn sie ungefährlich ist."

Oswald hörte ihr voll Teilnahme zu, er hätte sich gern für diese herbe und starke Natur interessiert. Er wollte ihr etwas entgegnen, beendete aber seinen Satz nicht. Er fühlte, daß er sie nicht mit einer landläufigen Phrase abfertigen dürfe, und eine ernsthafte Widerlegung fiel ihm nicht ein, obgleich er ihre Denkweise nicht für berechtigt hielt.

Sie schien auch keine Antwort zu erwarten.

„Ich sagte eine Mission," fuhr sie in ihren Gedankengang vertieft fort, „ich will ein noch pathetischeres Wort hinzufügen: eine Mission der Rache. Was wollen Sie mit Ihren politischen radikalen Bestrebungen? Rache — für alle, deren Existenzen man gebrochen. Der Unterschied zwischen uns ist gering. Sie wollen eine Rache en gros, ich als Frau bescheide mich mit einer Rache en detail an einem einzelnen. Unser Zweck ist mindestens wahlverwandt."

Sie erhob sich von dem Fauteuil, auf dem sie gesessen, und ging unruhig mit gekreuzten Armen durchs Zimmer.

Oswalds Blicke folgten ihr mit einer Art ernster Neugier. Er bewunderte die beinahe klassische Grazie, mit der sie den kleinen Kopf auf dem schlanken Halse trug. Unter den starken, dunklen Brauen hatten die seltsam hellen Augen ein sprühendes Licht, und jetzt in der Erregung nahmen sie einen zugleich wilden und scheuen Ausdruck an.

Sie steht nicht an ihrem Platz, dachte er, das Blut einer Heroine fließt durch die Adern einer — Gesellschafterin; ein Vogel, dem die Flügel gebunden sind, und der sich zermartert, die Bande zu zerreißen. Er fühlte sich unbehaglich ihr gegenüber, sie war für ihn wie ein Spiegel, in dem er die eigenen Bestrebungen in unschöner Verkürzung sah.

Elisabeth war im Auf- und Abschreiten ruhiger geworden und blieb jetzt vor ihm stehen; eine wehmütige Bitterkeit zuckte um ihre Lippen, als sie sagte:

„Wir sind wie Schiffe, die ohne Steuer und Segel auf dem Meere treiben. Sturm und Windstille bringen uns gleichermaßen Gefahr. Meine Gefahr ist der Sturm, die Sibillas die Windstille."

Bei dem Namen Sibillas nahmen Oswalds Züge einen gespannten Ausdruck an: „Welche Gefahr könnte Frau von Heeren drohen?"

„Sie ist krank."

„Wie?"

„Nicht ernstlich gerade. Früher litt sie unter einer trüben Resignation, unter einer träumerischen Indolenz; jetzt ist sie oft fieberhaft erregt. Seit einiger Zeit ist eine nervöse Unruhe über sie gekommen, sie irrt umher, als ob sie etwas erwartete, etwas ersehnte, vielleicht ersehnt sie nur, daß überhaupt irgend eine lebendige Bewegung in ihr Leben träte. Wenn ein Pferdehuf sich von fern hören läßt, lauscht sie, und sie wird mißmutig, wenn er auf der Landstraße verhallt. Mir scheint, die Einsamkeit zehrt an ihr."

Oswald bemerkte nicht den forschend listigen Blick Elisabeths, der auf ihm ruhte; seine Augen hafteten am Boden, und er sagte tonlos, nur um etwas zu sagen: „Warum verkehrt Frau von Heeren nicht mit den Gutsnachbarn?"

„Nachbarn, — ja, aber weiter sind sie nichts. Leute, die ein halb bäuerisches Leben führen und die alle zusammen in ihren Schränken nicht ein Dutzend Bücher aufzuweisen haben."

„Frau von Heiden macht eine Ausnahme."

„Gewiß. Sie ist eine vollendete Welt-

dame. Was will sie nur hier? Kein Mensch begreift, wie ihr auf einmal die Caprice gekommen ist, den Sommer auf ihrem Gut zuzubringen, wo sie sich seit ihrer Verheiratung nicht mehr hat sehen lassen. Um Buße zu thun? Höchst unwahrscheinlich, denn sie hat alle ihre Berliner Toiletten mitgebracht."

„Sie legt für Frau von Heeren eine ganz besondere Sympathie an den Tag."

„Ja, aber Sibilla erwidert sie fast mit Abneigung, trotzdem ihr Bruder Felix, der die Baronin von Berlin her kennt, mit einem fast kompromittierenden Enthusiasmus über sie geschrieben hat."

„Ich begreife Frau von Heerens Antipathie . . ."

Eben trat Sibilla mit dem Buche in der Hand wieder ein. Sie hatte nicht, wie sie vorgab, das Buch suchen müssen, sie hatte die Erregung, von der sie sich vorhin fortgerissen fühlte, erst bemeistern wollen.

Sie wollte nun wissen, wovon man so lebhaft gesprochen hätte.

„Über die Weisheit der Vorsehung," antwortete Elisabeth, „die uns jede nutzbringende Thätigkeit verschließt."

„Nicht jede." Und in der schwärmerischen Art, die ihr eigen war, schilderte Sibilla die innere Befriedigung, die sie der Krankenpflege verdanke. Dann wandte sie sich zu Oswald: „Wenn Sie uns verlassen werden, Herr Normann, und es wird ja in nicht allzu langer Zeit sein, dann werde ich in Ihrem Sinne fortwirken. Die ganze Landschaft soll Ihres Geistes einen Hauch verspüren. Ich bin Ihre Schülerin, eine dankbare und, nicht wahr, auch keine ganz ungeschickte?"

Sie reichte ihm die Hand, die er in tiefer Bewegung an seine Lippen zog.

Die Thür ging auf. Herr von Heeren, mit einer Zeitung in der Hand, trat ein. Ein dunkler Blick aus seinen Augen streifte die Gruppe. Er kam um des Arztes willen. Einer der Knechte hatte sich bei einem Fall scheinbar schwer verletzt. Oswald zeigte sich sofort bereit. Sibilla war ganz Mitleiden und bat den Arzt, ihr später über den Fall zu berichten. Sie wollte Leinwand und was sonst etwa gebraucht würde, herbeischaffen.

„Fräulein Elisabeth wird das Nötige besorgen," sagte Herr von Heeren.

Elisabeth und der Arzt verließen das Zimmer.

Herr von Heeren blieb, in der Zeitung lesend, mitten im Zimmer stehen. Sibillas schüchterne Frage nach der Art des Unglücksfalles, der den Arbeiter betroffen, schien er zu überhören. Nach einer Weile fragte er, immer noch mit den Augen in der Zeitung:

„Du triffst mit Herrn Normann häufig bei den Kranken zusammen?"

„Nicht sehr häufig. Warum fragst du danach?"

„Und er pflegt dich dann bis zum Eingang des Parkes zu begleiten?"

„Zuweilen. Er giebt mir Ratschläge über die Behandlung der Kranken. Seitdem er hier ist, hat sich der Gesundheitszustand im Dorfe verbessert. Er ist ein trefflicher Arzt. Ich habe übrigens Grund zu glauben, daß er sich für Elisabeth interessiert."

Herr von Heeren faltete das Zeitungsblatt langsam und sorgfältig zusammen, und sein kalter, strenger Blick traf Sibilla, als er fortfuhr: „Der Ruf einer Frau ist wie das Blatt einer Lilie, ein Hauch befleckt ihn."

„Wie? — Beziehungen wie die zwischen mir und Herrn Normann, die nur den reinen Zweck des Wohlthuns haben, wären einer Mißdeutung fähig?"

„Man hat sie bereits mißdeutet."

Herr von Heeren sagte die Unwahrheit. Niemand hatte einen Verdacht ausgesprochen. In der Regel pflegte er seine Willensäußerungen nicht zu motivieren. Daß er jetzt, halb unwillkürlich, auf dem Umweg einer Unwahrheit seinen Zweck erreichen wollte, verletzte ihn in seinem stolzen Selbstbewußtsein und gab seiner Sprache noch herbere Accente, als ihm sonst eigen waren.

„Ich gestehe," fuhr er fort, „ich denke etwas skeptisch über ideale Interessen

zwischen jungen Leuten verschiedenen Geschlechts, wenn der Altersunterschied weniger als zwanzig Jahre und die geographische Distanz nicht mehr als eine Stunde Wegs beträgt. Überdies, ich traue diesem Russen nicht. Ich fürchte, dein Bruder hat sich von ihm düpieren lassen und wir beherbergen einen Nihilisten."

Sibilla blickte zur Seite, und ihre plötzliche Blässe entging ihm.

„Bei diesen radikalen Heißspornen ist die Idealität gewöhnlich nichts als das Exsudat eines krankhaften Größenwahns. Man verkehrt nicht ungestraft mit Menschen, die stets bereit sind, ihr souveränes Ich über Sitten und Gesetze zu stellen."

„Wie kann die edle und reine Gesinnung Normanns etwas gemein haben mit verbrecherischen Zwecken?"

„Kehricht, wenn der Mond darauf scheint, kann auch poetisch wirken. Tönende Phrasen sind für Unverständige zuweilen eine Art Mondscheinbeleuchtung und glorifizieren selbst ein Verbrechen. — Übrigens," setzte er hinzu, „habe ich bereits für die Neubesetzung der Kreisarztstelle die nötigen Schritte gethan. Wir werden binnen kurzem von der mindestens verdächtigen Persönlichkeit dieses Deutschrussen befreit sein. Bis dahin wirst du nicht mehr in die Bauernhäuser gehen."

„Und meine armen Kranken?" stammelte Sibilla und ihre Lippen zitterten. Herr von Heeren machte eine ungeduldige Bewegung, und sie sagte verschüchtert: „Wenn du es nicht willst, gut — gut. Ich werde für meine Hilfsleistungen Normanns Vermittelung in Anspruch nehmen."

Sie war an das andere Ende des Zimmers gegangen, wo sie sich nervös mit den Büchern auf dem Tisch zu schaffen machte.

„Das wirst du nicht. Ich wünsche Herrn Normann nur dann bei uns zu sehen, wenn seine Anwesenheit als Arzt nötig ist. Mein Sekretär wird dein Almosenier sein. Ich werde dein Ausgabebudget für die Armen erhöhen. Sie sollen bei dem neuen Arrangement nicht zu kurz kommen. Merke es dir, ich dulde auf meiner Ehre auch nicht den leisesten Schatten ..."

Elisabeth trat wieder ein und setzte sich ans Fenster zu ihrem Stickrahmen.

„Wer, wie ich, eine maßgebende Stimme bei der Gesetzgebung des Landes hat," fuhr Herr von Heeren fort, „soll in seinem Hause ..."

Elisabeth unterbrach ihn: „Eine Musterwirtschaft etablieren, in der Ehe, in den Ställen, in der Brennerei u. s. w."

„Sie bemühen sich wieder, geistreich zu sein, mein Fräulein."

„Und begehe damit ein Plagiat an den Männern, nicht wahr?"

Herr von Heeren unterdrückte eine scharfe Antwort, die ihm auf den Lippen schwebte.

Sibilla hatte schon früher mit Erstaunen bemerkt, daß ihr Gatte selbst die herausforderndsten Spötteleien Elisabeths duldete, und allmählich war sie, auf Grund ihrer Beobachtungen, zu dem Schluß gelangt, daß er in Elisabeth eine Unglückliche und zugleich die Frau, welche in absoluter Abhängigkeit von ihm lebte, schonte. Die Gegenwart Elisabeths gab ihr immer einigen Mut dem Gatten gegenüber. So sagte sie auch jetzt in einem etwas gereizteren Ton als vorher:

„Du hast mir verboten zu schreiben, ich schreibe nicht mehr. Du verbietest mir, zu den Armen und Kranken zu gehen, ich werde zu Hause bleiben. Aber, mein Gott, was soll ich denn thun? was?"

„Was jede andere verständige Frau auch thut."

„Ja, was thun andere Frauen, ich weiß es nicht recht."

„Nichts," warf Elisabeth mit ihrem kurzen Lachen dazwischen.

„Aber es kann nicht ein jeder nichts thun."

„So sei doch artig," rief ihr die Gesellschafterin zu. „Iß deinen Braten, setze dich an den Kamin, lies die Romane von Ebers, trinke Thee, ziehe dich, wenn es kalt ist, warm an, damit du keinen Schnupfen kriegst, und störe deinen Mann

nicht bei der Arbeit; erfreue und erfrische ihn dagegen in seinen Mußestunden durch die Anbetung seines souveränen Männertums."

Herr von Heeren zuckte mitleidig die Achseln und war im Begriff, das Zimmer zu verlassen, hörte aber noch, wie Sibilla zu Elisabeth sagte: „Ich werde die Jungfer abschaffen und mir meine Kleider selber anfertigen. Ich werde auch einige Zimmer selbst aufräumen, das soll so gesund sein."

„Du wirst die Jungfer behalten und die Zimmer nicht aufräumen," sagte Herr von Heeren mit ruhiger Kälte. „Du wirst dich in keiner Weise beschäftigen, die deiner und meiner Stellung nicht ziemt. Musiziere, zeichne, ich habe nichts dagegen. Du bist ja jahrelang in diesen Künsten unterrichtet worden."

„Freilich," spöttelte Elisabeth, „wir haben den ganzen Olymp nach Gips zu Papier gebracht."

„Oder beschäftige dich mit altdeutscher Stickerei, das ist ja die neueste Mode. Übrigens, das sind eure Angelegenheiten, in die ich mich nicht mische."

Damit ging er.

Sibilla war heftig erregt. Elisabeth hatte sie niemals so gesehen. Die junge Frau ging zum Flügel und öffnete ihn.

„Hast du's gehört, Elisabeth," sagte sie mit so viel Ironie, als sie in ihre sanfte, ein wenig singende Stimme legen konnte, „ich darf Musik machen."

Sie spielte. Sie hatte keine musikalische Begabung. Sie spielte ohne Takt und ohne Rhythmus wilde Tänze; Elisabeth hielt sich die Ohren zu. Mit einer häßlichen Dissonanz brach Sibilla plötzlich ab.

„Merkwürdig," sagte sie, „daß wir immer das thun dürfen, wozu wir gar keine Lust und gar kein Talent haben."

„Zeichne lieber, das macht weniger Lärm." Elisabeth reichte ihr das eigene Skizzenbuch.

„Ja, zeichnen wir. Den Brutus will ich zeichnen."

Elisabeth mußte ihr helfen, die Säule, auf der die Büste stand, ins rechte Licht zu rücken.

„Ich zeichne sie im Profil, das ist die leichteste Ansicht."

Sie zeichnete eine halbe Stunde mit scheinbarem Eifer. Elisabeth suchte sie zu ermutigen.

„Du hattest immer im Zeichnen eine glänzende Censur."

„Weil ich den armen Lehrer nicht zum Narren hielt wie ihr. Ich habe auch vielleicht Talent. Wenn nur die Köpfe keine Nasen hätten! Die waren immer meine Achillesferse — ich konnte die Nasen nicht treffen — ich kann es auch jetzt nicht — und dieser Brutus — sieh nur — wie er meinem Gatten ähnlich ist." Sie sprang auf. „Nein, ich zeichne nicht, es ist eine Lästerung der Kunst. Was hat er denn noch erlaubt? Ich hab's vergessen, ja — richtig — altdeutsche Stickerei. Borge mir deine Stickerei, Elisabeth."

Als Elisabeth ihr schweigend den Rahmen gereicht hatte, fragte sie: „Ist die Stickerei auch altdeutsch? Altdeutsch hat er erlaubt. Ich will morgen ein Kissen anfangen und es ihm zu seinem Geburtstag schenken. Das ist doch ein Lebenszweck, es giebt so merkwürdige Lebenszwecke. Hast du noch rote Seide? Ich will alles in rot sticken, damit es recht lustig aussieht."

Elisabeth hatte keine rote Seide. Sibilla warf die Stickerei fort. „Da haben wir's." Sie sprang wieder auf, ging zum Fenster, atmete aus tiefer Brust die milde Luft und sagte schwermütig: „Wir hätten uns niemals heiraten sollen."

„Hat man dich etwa gezwungen?"

„Nein. Sie sagten ja alle, auch meine Mutter, das wäre ein Mensch, auf dessen Charakter man Häuser bauen könne."

„O gewiß," meinte Elisabeth, „er hat vortreffliche Eigenschaften — auswärts."

„Vielleicht," sagte Sibilla, „liegen auch in der tiefsten Tiefe seines Inneren Goldkörner; es ist aber eine solche Dornenhecke von Charakter darum gewachsen, es muß schon ein Schatzgräber oder eine Schatzgräberin kommen, um den Schatz zu heben.

Warum hat er mich nur geheiratet? Weißt du es, Elisabeth? Er kann mich nicht geliebt haben."

„Doch, er hat die stille Frauenseele in dir geliebt, die ihm seine Freiheit und sein Herrschertum garantierte. Und hast du nicht wirklich eine glänzende Partie gemacht? Was für eine Rolle spielt Herr von Heeren im Reichstag! Ist er nicht die Pflichttreue und die Gewissenhaftigkeit in Person? O, ein wahrer Brutus! Nur gut, daß sein Sohn ..."

„Erinnere mich nicht an das Kind!"

„Es war noch so klein, als es starb."

„Mein armes Kind! so klein, kaum sechs Monat alt, und mußte sterben — sterben." Sibilla schauderte in sich zusammen und sagte dumpf: „Weil er es gewollt hat."

Elisabeth hörte die Worte.

„Wie — er? Was sagst du?"

„Ich habe nie davon gesprochen. Ich wollte es vergessen. Ich kann nicht."

„Ich verstehe dich nicht. Er, sagst du ..."

Sibilla trat nahe an Elisabeth heran, sie sprach fieberhaft hastig in abgebrochenen Sätzen: „Ja, er hat es getötet. Es war plötzlich erkrankt. Er war zum Arzt gefahren. Unterwegs traf ihn ein Bote mit einer Depesche von der Regierung. Seine Pflicht gebot ihm, sofort zu antworten — das sagte er später. Die Existenz des Ministeriums hing von seiner Depesche ab, und er — er that seine Pflicht. Er fuhr zuerst zur Eisenbahnstation; es war ja nur eine kleine Stunde der Verzögerung — er sagte so — eine kleine Stunde. Nur leider, nach einer kleinen Stunde traf er den Arzt nicht mehr, und als er nach vielen Stunden kam, war mein Kind tot. Und seitdem habe ich viel gegrübelt über das Wort ‚Pflicht', und seitdem — seitdem ... es ist doch gut, daß wir keine Kinder haben, den Brutus habe ich schon in der Schule gehaßt."

„Wie deinen Gatten?"

„Hasse ich ihn? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, wenn er in meine Nähe kommt, ist's, als ginge eine Kälte von ihm aus, vor der alles in mir erstarrt."

„Vielleicht ist seine Kälte nur gefrorene Leidenschaft, wer weiß es?"

Elisabeth blickte voll Teilnahme auf Sibilla, die wieder am Fenster stand, mit großen, offenen Augen, als wenn sie in weite Fernen hinausspähte.

„Du warst ein so glückliches Kind, Sibilla, und nun ..."

„Ich gebe mir so viel Mühe, wieder zu sein wie damals — es geht nicht. Siehst du, Elisabeth, es giebt Menschen, die haben eine grenzenlose Sehnsucht nach fremden Ländern, und sie können doch nicht reisen, weil sie kein Geld haben, oder aus anderen Gründen. So sehne ich mich nach Empfindungen, tiefen, starken, die ich nicht kenne, und ich weiß doch, sie sind da. Warum sind sie nicht für mich? Oft schlinge ich im Park meine Arme um die Baumstämme und drücke mein klopfendes Herz an die harte Rinde, und ich warte, ich lausche, als müsse sich irgend etwas begeben, etwas Wunderbares, Süßes ..."

„Schöne Phantasien für eine verheiratete Frau!"

„Sieh nur in den Park hinunter, die geraden Alleen, alle so hübsch mit rötlichem Kies bestreut, und die Bäume, wie accurat sie verschnitten sind, alles so korrekt, nirgend ein phantastisches Gesträuch, eine dämmerige Laube — ganz wie er, kein Stückchen ursprünglicher Natur darf gegen seinen Willen aufkommen."

Sie trat vom Fenster zurück und legte sich auf die Chaiselongue am Kamin, faltete die Hände über den Kopf und sah trübe sinnend zur Decke empor.

„Ich will schlafen; ich wünschte, man könnte alles verschlafen. Alles wäre besser als dieses Einerlei, diese unabsehbaren Tage, von denen der eine wie der andere aussieht. Soll so mein ganzes Leben dahingehen, in diesem tödlichen Gleichmaß, einsam, unfruchtbar ..."

„Als ob du eine Ausnahme wärst!"

Sibilla schloß die Augen. Nach einer Weile fing sie wieder an, wie aus dem Schlafe heraus zu sprechen: „Oft ist mir, als träumte ich nur, daß ich verheiratet bin, und im Traum freue ich mich auf

das Erwachen. Und dann wieder ist mir, als hörte ich in der Ferne eine traumhafte Musik, wundersame Melodien, voll wilder Sehnsucht — ich horche, ich warte — sie soll näher kommen, sie kommt nicht! Ach, ich bin so einsam, Elisabeth — so einsam, wenn ich dich nicht hätte!"

Sie wendete ihr Gesicht dem Kamin zu. Elisabeth sah an der Bewegung ihrer Glieder, daß sie leise weinte.

Mit einem Herzen voll Haß gegen die vom Geschick begünstigte Sibilla war Elisabeth nach Arensee gekommen, aber an dem weichen Liebreiz dieses poetischen Geschöpfes war ihr Haß geschmolzen. Um so freier und eifriger verfolgte sie nun einen Plan, den ihr die Verhältnisse in Arensee fast aufgedrängt hatten.

Sibilla gab von diesem Tage an jede Thätigkeit auf. Sie las nicht einmal mehr. Sie lag wieder stundenlang in der Hängematte und wehrte ihren Träumen nicht, welche Gestalt sie auch annehmen mochten. Es war ein leidenschaftliches Träumen.

Oswald war einigemal gekommen und abgewiesen worden, ebenso Frau von Heiden. Als die letztere trotzdem wiederkam, mußte Sibilla sie empfangen.

Die Baronin war eine üppige Brünette von fünfunddreißig Jahren, voll heiterer Anmut, ein wenig geschminkt, sehr elegant, mit einem pikanten Gesicht, ohne besonders hübsch zu sein. Immer und überall bemerkt zu werden, selbst unter den Allerschönsten, gehörte zu ihren Lebenszwecken. In der richtigen Erkenntnis von der Unzulänglichkeit ihrer persönlichen Reize für diesen Zweck requirierte sie die Hilfstruppen der Garderobe, und nach vielen Studien und einigen mißglückten Versuchen hatte sie reüssiert. Sie wirkte, wo sie sich blicken ließ, sensationell. Heute trug sie ein lichtrosa Kostüm von elegantem Sommerstoff, dazu ein schwarzes Federbarett, lange schwarze Handschuhe, schwarze Schuhe und Strümpfe. Sie umarmte die junge Frau lebhaft und machte ihr Vorwürfe, daß sie sich Unwohlseins wegen vor ihr habe verleugnen lassen: Mein Gott, wozu habe man denn seine Freunde? Hauptsächlich doch als Heilmittel: die lustigen gegen Kopfschmerzen, die langweiligen gegen Schlaflosigkeit.

Sibilla lächelte mit matter Höflichkeit.

„Lächeln Sie doch nicht so seufzerhaft. Sie haben eine Gemütsart wie in Mondschein getaucht. Sie brauchen Sonne, inwendige Sonne, damit es in den Eispolregionen Ihres Herzens endlich einmal Sommer werde."

Mit einem schwachen Versuch, ihren kühlen Empfang wieder gut zu machen, erwiderte Sibilla, daß es ihr nicht an Sonne fehle, solange die Frau Baronin da sei.

Frau von Heiden schien erst jetzt Elisabeth zu bemerken.

„Ah, Fräulein Eleonore!" Sie sprach den Namen, der eine absichtliche Verwechselung war, mit einem drolligen Pathos, jeden Buchstaben betonend, aus. „Sie sind auch da? Guten Tag. Wie weit sind Sie denn mit Ihrer Stickerei? — Übrigens," wendete sie sich, ohne Elisabeths Antwort abzuwarten, wieder zu Sibilla, „ich bin halb verschmachtet, wenn Sie mir eine Erfrischung gönnen wollen."

Elisabeth stand auf.

„Aber keine Limonade, bitte, etwas Kräftiges — Selterswasser mit Cognak etwa."

Elisabeth ging hinaus.

„Ich habe uns das stelzenhafte Fräulein nur aus dem Wege räumen wollen," sagte die Baronin lachend. „Wie können Sie nur diese Gesellschafterin mit den Allüren einer entthronten Herzogin um sich dulden? Sie hat entschieden den bösen Blick, einen Blick wie eine Warnungstafel mit der Aufschrift: Vorsicht."

„Sie thun ihr unrecht," entgegnete Sibilla. „Sie ist wohl stolz und verschlossen, aber klug und auch gut. Nicht allein das Versprechen, sie nie zu verlassen, das ich meiner geliebten Mutter gegeben habe, bindet mich an sie. Sie ist mir wert, mag auch die Bitterkeit und Herbigkeit ihrer Lebensauffassung auf andere abstoßend wirken. Zuweilen denke ich, daß sie ein Geheimnis in sich verschließt."

Die Baronin fuhr lebhaft auf: „Was — jung, hübsch — Bitterkeit — ein Geheimnis! Wo ist der Mann?“

„Sie meinen ...“

„Natürlich, eine unglückliche Liebe! Hat ihr in München jemand den Hof gemacht?“

„Nein, ich wüßte nicht.“

„War sie, ehe sie München verließ, viel mit Felix, Ihrem Bruder, zusammen?“

„Ich erinnere mich nicht genau, ich war noch nicht erwachsen, es ist wohl möglich.“

„Ich bin orientiert.“

„Sie glauben ...“

„Es unterliegt gar keinem Zweifel. Felix, wenn er will, reüssiert, und er will — meistens. Wollen Sie mir freie Hand geben, dieser geharnischten alten Jungfer eine Stelle als Gesellschafterin zu verschaffen?“

„O bitte, nein, ich habe mich an sie gewöhnt, sie ist mir eine Vertraute geworden. Wenn sie fortginge, wäre eine große Lücke in meinem Leben.“

„Sie brauchen eine teilnehmende Seele, natürlich, Sie sind ja verheiratet.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich bin eine erfahrene Frau, leider um zehn Jahr erfahrener als Sie. Sie dürfen schon Vertrauen zu mir fassen. Liegt der Grund Ihrer Melancholie in der Vergangenheit?“

Sibilla machte unwillkürlich eine verneinende Bewegung.

„Also in der Gegenwart. Sie sind nicht glücklich?“

„Muß man denn glücklich sein?“ sagte Sibilla und sah mit trübem Lächeln vor sich hin.

„Freilich, liebes Kind. Wir sind doch nicht etwa auf die Welt gekommen, um uns peu à peu aus dem Leben herauszugrämen! Kluge Frauen pflegen im allgemeinen nicht in ihre Karten sehen zu lassen; zu meinen Gepflogenheiten gehört es gerade auch nicht. Mit Ihnen aber will ich aufrichtig sein. Ich habe es mir in den Kopf gesetzt, Sie von Ihrem Trübsinn zu heilen. Sie und Herr von Heeren passen nicht zusammen, das ist sonnenklar.“

Sibilla wollte etwas sagen.

„Bitte, stürzen Sie sich nicht in die Unkosten irgend welcher konventionellen Lüge. Ich würde Ihnen doch nicht glauben. Aber Ihre Verheiratung ist leider Thatsache, sie läßt sich nicht rückgängig machen.“

Sibillas Kopf neigte sich. Sie wußte es ja, es ließe sich nicht rückgängig machen.

„Also ...“ Die Baronin hielt inne, Sibilla sah sie fragend, fast neugierig an. „Passen Sie sich den Verhältnissen an.“

„Ich verstehe Sie nicht, Frau Baronin.“

„Hören Sie eine Episode aus meinem Leben.“ Sie hatte den einen ihrer Handschuhe ausgezogen, und während sie sprach, liebäugelte sie mit dem Farbenspiel ihrer Brillantringe. „Ich hatte aus Neigung geheiratet, machte aber bald nach meiner Hochzeit die Entdeckung, daß nach dieser Neigung keine Nachfrage war und daß ich für meinen teuren Fritz keinen anderen Wert hatte als den eines Schlüssels zu meinem Geldschrank. Ich erfuhr, daß sein Bedarf an Liebe gedeckt sei — im Cirkus. Eine solche Erfahrung wiegt schwer. Wir stürzen aus allen Himmeln auf die harte Erde. Der Fall zieht eine Verhärtung unseres Gewissens oder Gemüts, oder wie man es nennen will, nach sich. Mein guter Fritz hatte darauf gerechnet, daß ich in einem hübsch möblierten Salon still und tugendhaft vegetieren würde, zufrieden mit dem Glück, das Entrée zu seinen Vergnügungen bar zu bezahlen. Er hatte sich verrechnet. Ein glücklicher Zufall — der Zufall kommt einer klugen Frau immer zu Hilfe — setzte mich in Kenntnis von — von irgend etwas, an dessen Geheimhaltung ihm viel lag. Mit diesem ‚irgend etwas‘ bewies ich ihm, daß ich nicht eine Sache und am allerwenigsten seine Sache sei, sondern ein für den Lebensgenuß ganz besonders qualifiziertes Wesen, und daß nicht der geringste Grund vorläge, ihm meine ganze Existenz zu opfern. Ich gehöre nicht zu den armen Vögelchen, die sich in einem moralischen Netz fangen lassen, um darin hilflos zu verzappeln. Ich zerriß es, und ich lebe — im goldenen Licht der Frei-

heit. Mein Fritz war anfangs etwas erstaunt, sah aber schließlich ein, daß ich recht hatte. Seitdem leben wir in schönster Harmonie. Wir haben uns eben den Verhältnissen angepaßt."

„Sie meinen? Ich verstehe Sie noch immer nicht . . ."

Die Baronin bat sich eine Cigarette aus, zog ein Taburett an ihren Fauteuil und legte ihre kleinen Füße darauf.

„Ich will Ihnen volles Vertrauen schenken. Ihr Bruder ist mein bester Freund: zwei Seelen und ein Gedanke u. s. w. Im Winter in Berlin sehen wir uns täglich. Der Sommer bietet für solche intime — Freundschaften manche Schwierigkeit. Um seinetwillen bin ich hierher gekommen — verstehen Sie jetzt?"

„Ich wage es nicht — mein Gott — ich habe wohl in Romanen gelesen — daß aber in Wirklichkeit — Sie sind ja verheiratet — das ist ja unmöglich."

„Es fällt mir auch gar nicht ein, meine Ehe für eine Muster- oder Normalehe auszugeben; aber kann ich dafür, daß meine Eltern sich in der Wahl meines Gatten geirrt haben? Liebe ist doch nun einmal, wie alle Welt behauptet, unser Beruf; ich komme also nur einer Berufsverpflichtung nach, wenn ich unter allen Umständen liebe, selbst wenn diese Umstände wenig Chancen bieten für die Konservierung der Tugend."

„Sie betrachten also die Ehe als eine Assekuranz gegenseitigen . . ."

„Glücks," unterbrach die Baronin sie schnell, „ja wohl."

„Ein Glück auf Kosten Ihres Gewissens."

„Ich schlafe vortrefflich. Es ist wahr, alle Welt bewundert weibliche Tugend — pflichtschuldigst. Die Liebe aber, die wir in dem Herzen der Männer, und die Erfolge, die wir in der Gesellschaft erringen, stehen in einem intimeren Zusammenhang mit der Abnahme als mit der Zunahme unserer Tugenden. Ich gebe zu, in unserer moralischen Welt ist manches aus den Fugen. Ist es etwa meine Schuld? Soll ich etwa in den Riß springen? Ich habe nicht das geringste Talent zu einem Curtius."

Sie lachte, als sie die ängstliche Verwunderung in Sibillas Zügen las.

„Liebe Unschuld! Wenn Sie wüßten — ach, wenn Sie wüßten! — Das Leben ist so schön, warum wollen Sie es zu einem Gefängnis machen?"

Sibillas Augen hingen mit banger Spannung an dem Gesicht der Baronin, als sie schüchtern die Worte herausbrachte: „Sie denken an die Möglichkeit der Scheidung, die das Gefängnis der Ehe öffnet: würden Sie mir zu einer Scheidung raten?"

„Warum nicht gar! Man läßt sich nicht von einem Manne scheiden, der eine Stellung in der Welt einnimmt wie der Ihrige, es sei denn, daß Sie einen anderen in Sicht haben, durch den Sie eine Verbesserung Ihrer socialen Position erhoffen."

Der Cynismus dieser Anschauung berührte Sibilla wie ein Schlag. Unwillkürlich rückte sie so weit als möglich von der Baronin fort, in die äußerste Ecke des Diwans. „Warum haben Sie mir Ihr Vertrauen geschenkt? Es war nicht recht. Ich wünschte, Sie hätten es nicht gethan," sagte sie.

„Ich schenke Ihnen mein Vertrauen, weil Sie Felix' Schwester sind und weil Sie mir leid thun. Wenn ich einen Menschen sehe, der wie eine Flamme ist, die man zugedeckt hat, zuckt es mir immer in den Fingerspitzen, den Deckel aufzuheben. Ehen, sagt man, werden im Himmel geschlossen. Glauben Sie es nicht, nur vor ganz simplen Standesbeamten."

Sibilla ertrug das Gespräch nicht länger. Sie brach es kurz ab, indem sie sich nach einigen Gutsnachbarn erkundigte.

Endlich ging Frau von Heiden.

Schon auf der Schwelle, sagte sie noch: „Apropos, es ist hohe Zeit, daß Ihr teurer Bruder kommt. Mein Herz hat eine solche Triebkraft, daß es überall, selbst im dürrsten Boden, Nahrung sucht und findet. Meinen Sie nicht, der junge Arzt hier ist der pikanteste Gegensatz zu Felix.

und Kontraste sind die eigentliche Würze unserer Lebensfreuden."

Sibilla wandte sich ab, die Baronin sah aber doch den Rosenschein, der sich über ihr Gesicht ergoß. Sie lächelte, als sich die Thür hinter ihr schloß, und dachte: Übers Jahr, meine Kleine, werden wir unsere moralischen Ekstasen selbst belächeln, und Ihrem Bären von Gatten gönne ich's von Herzen.

Die frivolen Reden der Baronin hatten, wenn sie auch keinen tieferen Eindruck in ihrer Seele zurückließen, Sibillas Unruhe vermehrt. Der Schleier von einer Welt, die sie bis jetzt nicht kannte, war gelüftet worden. Sie wußte, die Baronin spielte in Berlin eine hervorragende Rolle. Es nahm also niemand Anstoß an ihrer Art zu leben. Wie war das möglich! Sie begriff es nicht. Den armen Felix hatte sie in ihre Netze gezogen und nun dachte sie an Oswald. Sie sollte es nur versuchen. Der war rein und stark. Seit Tagen quälte Sibilla etwas: Was mußte der edle junge Mann von ihr denken? Gewiß recht Ungünstiges. Sie hatte die Krankenpflege aufgegeben ohne ein Wort der Erklärung. Die armen Kranken! Thränen traten ihr in die Augen, wenn sie an Gretchen dachte, das vergebens die Ärmchen nach ihr ausstrecken würde. Sie empfand in der Erinnerung lebhafter als je vorher, daß der Trost und die Hilfe, die wir anderen bringen, zugleich der eigenen Seelennot abhilft.

Daß sie nicht krank war, mußte Oswald wissen, man hätte ihn sonst als Arzt rufen lassen. Ihr Schweigen kam ihr hart, unnatürlich vor, als ein unverzeihliches Unrecht gegen sich selbst und gegen den jungen Arzt. Ja, sie wollte sich rechtfertigen, sie wollte ihm sagen, ihr Gatte habe ihr die Krankenpflege verboten, weil er die Ansteckung für sie fürchte.

Sie wußte, Oswald Normann kam fast täglich ins Schloß, um nach dem verunglückten Arbeiter zu sehen, sie wußte auch, daß er meist den Weg durch den Park wählte, der die Strecke verkürzte. Unweit von ihrer Hängematte mußte er vorbei. An zwei Vormittagen wartete sie vergebens auf ihn. Auch am dritten Vormittag war er nicht gekommen. Nachmittags lag sie wieder mit einem Buch, ohne zu lesen, in der Hängematte. Sie blickte durch das Laubwerk empor, in ein Stück tiefblauen Himmels. Das gleichmäßige Summen und Surren der Insekten, das Flüstern des Laubes unter den gleitenden Sonnenstrahlen, der Schlag eines Finken in der Ferne, das Duften von Blumen und Gräsern, das alles schmolz zusammen zu einer weichen, friedseligen Harmonie — nicht für Sibilla, es stimmte sie traurig. Sie fühlte sich in der Natur, die sie umgab, auch nur wie ein Ton, ein Farbenschimmer.

Der schmachtende narkotische Zauber umspann sie und hielt sie in träumerischer Indolenz gefangen. Sie atmete Rosenduft, die Rosen aber sah sie nicht, sie blühten irgendwo hinter dem Gebüsch.

Die lauen Lüfte machten sie müde. Sie schloß die Augen; plötzlich war es ihr, als dränge ein quälender Sonnenstrahl durch ihre geschlossenen Lider. Sie öffnete mühsam die Augen. Oswald stand am Eingang des Gebüsches, und ihre Blicke trafen sich in einem aufleuchtenden Strahl.

Sie winkte ihm, er reichte ihr die Hand, und sie ließ sich aus der Hängematte nieder. Oswalds Haltung hatte Stolz und Sicherheit verloren. Er sah müde und krank aus, er hustete ab und zu und sprach hastig und nervös. Daß er in Ungnade gefallen sei — gut — warum er aber die Hilfsbedürftigen, die Kranken, in seinen Sturz gerissen, den Zusammenhang verstehe er nicht, da er doch unmöglich annehmen könne, die Krankenpflege sei für die gnädige Frau nur ein Zeitvertreib gewesen, dessen sie überdrüssig geworden wäre.

Sibilla antwortete nicht gleich. Er trat näher zu ihr heran und betrachtete sie aufmerksam.

„Mein Gott, wie sind Sie bleich!" sagte er.

„Ich habe eine heftige Gemütsbewegung gehabt. Nicht freiwillig habe ich meine Besuche im Dorf eingestellt. Ich darf unsere Kranken nicht mehr sehen.“

„Sie dürfen nicht? Wer verbietet es Ihnen?“

„Mein Gatte.“

„Warum?“

„Warum? Er fürchtet ...“ Sie wollte sagen: Er fürchtet die Ansteckung für mich, und unwillkürlich, gegen ihren Willen, sagte sie: „Er fürchtet Sie.“

„Wie? Verstehe ich recht?“

„Die alte Geschichte von den bösen Zungen. Wir dürfen uns nicht mehr sehen, nicht im Dorf und nicht im Schloß, nur wenn ich krank werde, das heißt, ernsthaft krank, dann darf ich Sie rufen lassen. Wenn ich gestorben bin, dürfen Sie mir auch den Totenschein ausstellen.“

Oswald sah sie starr an, als verstände er kaum, was sie sagte. Er fuhr mit der Hand über die Stirn. Kalte Schweißtropfen standen darauf. Er rang nach Atem, endlich stammelte er: „Sie nicht mehr sehen — unmöglich!“

Seine leidenschaftlichen Gebärden erschreckten Sibilla, und sie sagte beklommen, von ihm weggewandt: „Die armen Kranken, es thut mir leid, so sehr leid. Was hilft's! Leben Sie wohl, Herr Normann — auf lange“ — sie reichte ihm die Hand — „hoffentlich auf sehr lange, denn Sie möchten doch nicht, daß ich krank würde,“ setzte sie mit dem schwachen Versuch, zu scherzen, hinzu.

Er preßte ihre zarte Hand fest in seinen beiden Händen. „Sibilla! Sibilla!“ schrie er auf mit dem Ausdruck voller Leidenschaft.

Ein tödlicher Schreck durchschauerte sie. Was war das? Vergebens suchte sie ihre Hand aus der seinen zu befreien.

Er schöpfte tief Atem und sagte, seine Stimme und seine Leidenschaft dämpfend: „Ich liebe Sie, Sibilla! Es ist über mich gekommen wie eine Offenbarung, süß und vernichtend. Sie nicht mehr sehen und nicht mehr sein, ist eins für mich. Ich liebe Sie rettungslos, bis zum Wahnsinn!“

Er gab ihre Hand frei, kniete nieder und küßte inbrünstig den Saum ihres Gewandes.

Sie wich langsam von ihm zurück, weiter und weiter, die Blicke wie abwesend. Dann plötzlich schien ihr das volle Bewußtsein zu kommen von dem, was geschehen, und sie eilte davon, fliehend, atemlos, wie ein gehetztes Wild, ohne einen Laut.

Oswald machte einen Schritt, um ihr zu folgen, blieb aber dann stehen. Er sah ihr flammenden Blickes nach und flüsterte in sich hinein: „Und du gehörst mir doch!“

Sibilla lief fast mechanisch, ohne einen Gedanken, ohne ein Gefühl, sie lief durch den Park, die Treppe hinauf, sie kam in ihr Zimmer und schloß von allen Seiten die Thüren ab. Erst als die Kühle des geschlossenen Raumes sie umfing, kam sie allmählich zu sich. Sie setzte sich in dem hintersten Winkel des Zimmers auf einen Sessel, als wollte sie sich vor sich selbst und dem da draußen verbergen. Was war geschehen? Etwas Köstliches? Berauschendes? — Nein, etwas Schreckliches. Das hatte er gewagt! das! Ihre kleinen Hände ballten sich, einen Augenblick nur — ein Lächeln, ein vages, leises, verzücktes trat auf ihre Lippen. Geliebt! geliebt! das war die Melodie, die sie hörte, erst wie von fern, dann ganz nahe. Was soll sie thun? Ihr ist, als müsse sie um Hilfe rufen, aber wen? wen? Sie hält es auf dem Sessel nicht lange aus; sie springt auf und lehnt das brennende Gesicht an den kalten Ofen, es zu kühlen, und dann wieder geht sie hastig im Zimmer auf und ab und versucht zu dämpfen, was in ihr glüht. Sie will nachdenken, ruhig, kühl. „Ich liebe Sie rettungslos, bis zum Wahnsinn!“ Immer und immer tönt es in ihrem Herzen wieder. Sie hält sich die Ohren zu, als drängen die Worte von außen an sie heran. Sie beginnt die Wanderung durch das Zimmer von neuem. Was soll sie thun? Nach einer Weile bleibt sie mitten im Zimmer stehen. Sie hebt die Stirn, ihr Auge wird

klar. Mit einem schnellen Entschluß reißt sie die Thür nach dem Korridor auf und ruft hinüber: „Georg! Georg!“ Ja, an seiner Seite ist ihr Platz, an sein Herz will sie sich retten. Und wenn er keins hätte!? Sie kann es nicht glauben. Hat sie denn jemals von Herzen zu Herzen mit ihm gesprochen? — Nein. — Sie will ihm das ihrige ganz zu eigen geben, das seine wird antworten. Alles will sie vergessen, alles, auch das Kind. Warum sollte Georg sie nicht lieben, gar nicht lieben, da Oswald sie doch so sehr liebte — zu sehr ...

Da ist wieder das visionäre Lächeln auf ihren Lippen, und sie flüstert vor sich hin: „Rettungslos, bis zum Wahnsinn!“ Mußte sie denn Georg rufen? Sie bereute fast, daß sie es gethan. Kann sie sich nicht selber schützen? Vielleicht hat er den Ruf nicht gehört. Sie eilt an die Thür, um sie wieder zu schließen, Georg tritt ihr entgegen.

Er hat wie gewöhnlich die Zeitung und einen Bleistift in der Hand, und ohne von der Zeitung aufzusehen, fragt er, was geschehen wäre, warum sie so laut gerufen.

Sie ist verwirrt, sie findet die Worte nicht.

„Habe ich dich gerufen? wirklich?“

„Möglich, daß ich mich geirrt habe.“ Er wendet sich zum Gehen.

„Bleibe — ja, ich rief dich. Ich war eingeschlafen, mir träumte — etwas Schreckliches, ich war in Gefahr, da rief ich nach dir; nur eine Gefahr im Traume, und doch dachte ich gleich daran, daß nur du mir helfen könntest, nur du. Habe ich nicht recht?“

„Gewiß,“ sagt er ruhig, „es ist mir aber doch lieber, daß du meiner Hilfe gar nicht bedarfst.“

Als er sich anschickt, das Zimmer zu verlassen, legt Sibilla ihre Hand auf seinen Arm und sagt schmeichelnd und liebenswürdig: „Ich erlaube nicht, daß du gehst. Da du einmal hier bist, bleibe bei mir. Schenke mir nur eine Viertelstunde.“

Georg sieht nach der Uhr. „Eine Viertelstunde — es sei. Du weißt, ich bin jetzt gerade mit Arbeiten überbürdet, ich habe mich für die Herbstsession vorzubereiten.“

Er macht keine Miene, sich zu setzen.

„Du mußt dich aber setzen, nicht so ungeduldig sein wie sonst.“

Er will sich in einem Fauteuil am Fenster niederlassen.

„Nein, dorthin nicht.“

Sie rückt den Stuhl weiter ins Zimmer hinein, so daß er von da nicht in den Park hinaussehen kann. Sie schließt das Fenster und zieht den hellen seidenen Vorhang zu. Von neuem ist sie verwirrt und sucht nach Worten. Georg liest und spricht zwischendurch.

„Nun, was ist's denn? Eine Toilettenangelegenheit? ein Deficit? ein Konflikt mit den Dienstboten? Ich habe dir nun einmal Audienz gegeben, sprich doch!“

Sibilla klammert sich schüchtern und ängstlich an die Lehne seines Fauteuils.

„Nein, ich wollte dir etwas anderes sagen. Ich wollte dir sagen — aber bitte, werde nicht böse — sagen wollte ich dir, daß — daß ich nicht glücklich bin. — Gewiß, es ist nicht deine Schuld,“ fuhr sie noch sanfter, und wie beschwichtigend die Hand auf seine Schulter legend, fort, „wenigstens nicht ganz deine Schuld. Ich bin recht unglücklich, Georg.“

Herr von Heeren sieht über die Stuhllehne fort mit ernsthafter Verwunderung zu ihr auf.

„Unglücklich? Was fehlt dir? Bist du krank?“

Schmeichelnd beugt sich Sibilla zu ihm nieder.

„Du sollst mein Arzt sein, Georg — du. Willst du aber ein guter Arzt sein, so mußt du geduldig anhören, was die Kranke klagt.“

„Ich höre geduldig.“

Er macht einen Bleistiftstrich an den Rand der Zeitung.

„Zuerst — lege die Zeitung fort.“ Sie nimmt sie ihm leise aus der Hand und legt sie auf einen Nebentisch. „So. — Du mußt aber nicht böse werden.

Siehst du, Georg, ich möchte mehr Freiheit haben, nur ein klein wenig mehr Freiheit."

„Ich verstehe dich nicht. Hast du nicht jede Freiheit, deren eine Frau bedarf?"

„Welche Freiheit? Zu atmen, zu essen und zu trinken, spazieren zu gehen und Toilette zu machen?"

„Ah so — deine Novellen — ich verstehe." Er lächelte mit leichtem Spott. „Ich kann deinetwillen meine Grundsätze nicht ändern. Arme kleine Corinna!" Unwillkürlich griff er wieder nach der Zeitung.

„Es ist ja gut so, lieber Freund. Ich dachte nicht an die Novellen. Aber du hättest sie mir nicht verbieten sollen. Wenn wir nicht denken, nicht thun dürfen, was wir so gern möchten, dann träumen wir so viel. Du glaubst nicht, wie das die Seele verdirbt — das Träumen. Ich ängstige mich, ich könnte einmal etwas Unrechtes thun, etwas so Unrechtes, das nicht wieder gut zu machen ist."

„Phrasen! Der Lebenszweck des Weibes ist die Familie, der Gatte; ihr Beruf ist — Liebe. Darüber ist nichts; was sie sonst noch treiben mag, ist darunter. Sie kann es entbehren."

„Für dich soll ich leben! Aber du weißt ja kaum, daß ich da bin. Wenn ich heute stürbe, es würde für dich sein, als verhallte das Zwitschern eines Vogels im Gebüsch. Wenn ich morgens aufstehe, frage ich mich: Was thue ich heute? Und ich weiß es nicht. Wenn ich mich niederlege, frage ich mich: Was hast du gethan? Nichts — immer nichts; nichts für mich, nichts für andere. Und ich möchte so gern viel sein — viel für dich, Georg, für dich."

Sie hatte ihre Schüchternheit überwunden und blickte ihm voll, mit leuchtenden Augen ins Gesicht.

„Kleine Sirene," antwortete er mit wohlwollendem Lächeln, „das hilft dir alles nichts, ich bin ein vorsichtiger Odysseus und brauche mir nicht einmal die Ohren mit Baumwolle zu verstopfen. Du willst etwas, ich weiß nur noch nicht was. Heraus mit der Sprache!"

„Georg!"

Der Ausruf kam schmerzlich von Sibillas Lippen. Sie hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt. Er zog ihr freundlich die Hände fort.

„Ich meine es gut mit dir. Du bist meine liebe kleine lyrische Lerche. Also, du möchtest für mich etwas schaffen, etwas leisten. Soll ich mir etwas zum Geburtstag wünschen? etwas Gesticktes oder Gemaltes?"

Der liebenswürdige, wenn auch tändelnde Ton, in dem er sprach, gab ihr wieder Mut. Sie schob einen niedrigen Sessel zu ihm hin und setzte sich fast zu seinen Füßen.

„Sieh, lieber Freund, ich kenne dich so wenig. Du bist mir fremd wie am ersten Tage unserer Ehe. Ich kann kein Herz zu einem fremden Manne fassen. Alle sagen, du wärest so klug und sprächest so klug; sprich auch zu mir, sage mir, was du denkst, zeige mir, was du fühlst. Ich bin verheiratet, aber ich habe keinen Gatten. Lächle nicht, es thut mir weh. Ich weiß es ja, ich bin unwissend und nicht gerade klug. Ich will von dir lernen, ich will werden, wie du mich haben willst. Sage nur, wie willst du mich haben? Es giebt so viele glückliche Menschen; warum sollen wir nicht auch glücklich sein?"

Sie blickte zu ihm auf; unwillkürlich legte er die Hand über die sehnsüchtigen Augensterne, als ob ihr Blick ihm unbehaglich wäre.

„Ich bin glücklich. Ich habe eine sanfte kleine Frau, die mir sympathisch ist. Und du ..." Sie hatte seine Hand fortgezogen, und wieder verwirrte ihn die suchende Zärtlichkeit ihres Auges. „Du hast romantische Augen. Wäre ich ein Othello, du gäbst eine hübsche Desdemona ab."

„Nicht nur die Othellos behandeln ihre Frauen schlecht," entgegnete sie so leise, daß er es überhörte.

„Du liest zu viel, mein Kind; in deiner Phantasie gehen noch Heroen und Troubadoure um und allerlei üppiger

Unsinn. Es scheint, in jeder Frau bricht immer aufs neue die alte Eva-Neugierde durch; glücklicherweise findet sie nicht immer einen Adam."

Er strich ihr liebkosend mit der Hand über das weiche Haar und sah dabei nach der Uhr. „Also fort mit den Grillen aus dem hübschen Köpfchen! Übrigens, die Viertelstunde ist vorüber ..."

Er stand auf. Sibilla nahm ihm mit einiger Heftigkeit abermals die Zeitung aus der Hand und legte sie auf den Tisch.

„Bin ich hübsch? wirklich hübsch? Wozu bin ich hübsch? Du hast mich ja doch nicht lieb."

„Mit der treuen Neigung des Gatten. Genügt dir das nicht?"

„Nein."

Sie schmiegte sich in seine Arme. Ihr schwärmerisches Auge suchte das seine. Ihr Herz schlug rasch, feurig. Die Vorstellung der reinen, selbstlosen, pflichtgetreuen Liebe, mit der sie dem Gatten sich hingeben wollte, wirkte auf sie wie die Liebe selber.

„Nein," wiederholte sie. „Ich will, daß du mich sehr liebst, sehr, so sehr, wie ich dich liebe. Ja, Georg, ich liebe dich!"

Sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn. Ein Schauer durchrieselte ihn; etwas Inbrünstiges, Heißes packte ihn; er atmete den Duft ihres Haares, und unwillkürlich schlossen sich seine Arme fester um die bebende Gestalt. Im nächsten Augenblick aber fuhr er zurück. Das waren dieselben üppigen Schauer, die ihn damals jener Verworfenen zu eigen gegeben; gerade so berauschten ihn ihre Blicke, ihr Kuß, ja ihre Worte; es war dasselbe, dasselbe! Er löste ihre Arme von seinem Hals. Sie ahnte nicht, was in ihm vorging. Es war ein zärtliches Flehen in ihrer Stimme, als sie ihn bat: „Nicht wahr, Georg, du läßt mich nicht mehr abseits von dir stehen, du läßt mich nicht wieder allein den langen, langen Winter? Nimm mich mit nach Berlin, Georg! Nimm mich mit!"

Und wie ein Vögelchen, das Schutz sucht, barg sie ihr Köpfchen an seiner Brust. Ihre letzten Worte gaben ihm seine ganze Fassung wieder. Das also war es; darum spielte sie die Komödie, und er hätte sich fast wie ein Narr ins Garn locken lassen. Jetzt war er wieder er, Georg von Heeren, der Charakter von Granit.

Er trat von Sibilla zurück und sagte kalt: „Du spielst Komödie. Du willst nach Berlin. Die Saison mit ihren Bällen und Theatern lockt dich. Ich verstehe dich."

Eine furchtbare Veränderung ging in ihren Zügen vor. Sie antwortete keine Silbe; da er sich ihr aber wieder nähern wollte, streckte sie die Hand abwehrend gegen ihn aus. Das reizte ihn.

„Da ich dich durchschaue, läßt du die Maske der Zärtlichkeit fallen. Ich fürchte, kleine Sibilla, du bist auf dem besten Wege, die große Zahl der sogenannten femmes incomprises zu vermehren. Du willst mehr Freiheit? Wozu? Um sie zu mißbrauchen. Frauen, die denken, denken schlecht. Nur in der Stille des Hauses gedeihen weibliche Tugenden. Die Frau gleicht der Nachtigall, die am schönsten singt, wenn es still und dunkel ist."

„Und darum sticht man ihr auch die Augen aus, damit sie noch schöner singen soll," sagte sie dumpf.

„Spiele nicht die Romanheldin. Jeder Mensch muß in seiner eigenen Haut bleiben, auch wenn sie ihm nicht gefällt; so kann er auch aus der Gesellschaftsordnung nicht heraus, die in seinem Lande maßgebend ist. Komm, setz dich her zu mir. Ich will dir eine Fabel erzählen, die Nutzanwendung magst du selber machen."

Sie setzte sich nicht zu ihm, sondern blieb am anderen Ende des Zimmers am Kamin stehen.

Er erzählte: „Es war ein kleines Mädchen, ein verdrießliches und begehrliches Ding; dem war es nicht recht, daß es immer auf zwei Beinen gehen mußte und weder in den Lüften fliegen, noch unter dem Wasser schwimmen, noch mit Hirsch und Reh im Walde um die Wette laufen konnte. Das Mädchen leistete eines Tages

einem Wesen, das zaubern konnte, einen Dienst und durfte dafür drei Wünsche thun. ‚Ich möchte ein Adler sein!‘ rief sie, und flugs ward sie zum Adler. Nun durfte sie alle Herrlichkeiten des Himmels und der Erde schauen; die Tiefe des Meeres aber blieb ihr verschlossen. Das nagte an ihr und sie wünschte ein Fisch zu sein. Und sie ward ein Fisch. Einen ganzen Tag lang freute sie sich der Pracht auf dem Meeresgrund. Bald aber beneidete sie wieder, was da kreucht und fleucht auf Erden und unter dem Himmel, und sie sprach zu ihrer Fee: ‚Mache mich zu einem Geschöpf, das zugleich fliegen, schwimmen und laufen kann.‘ — ‚Dein Wunsch ist erfüllt,‘ sprach die Fee und verschwand für immer. Und das Mädchen konnte zugleich fliegen, schwimmen, laufen, aber — wie? Sie war zur Gans geworden.“

Ein einziger Laut, ein Seufzer oder ein Schrei, entrang sich Sibillas Brust.

„Siehst du ein, daß ich recht habe?“ fragte Herr von Heeren.

Ihr Aussehen und ihr Schweigen berührten ihn peinlich.

„Ja,“ sagte sie mit Anstrengung und zuckenden Lippen, „du hast recht. Ich bin — ja“ — sie brachte das Wort nicht heraus — „alles, was du willst. Geh jetzt, ich habe dich schon zu lange zurückgehalten.“ Und mit einer eigentümlichen Heftigkeit wiederholte sie: „Geh! geh!“

Herr von Heeren nahm seine Zeitungen zusammen.

„In Zukunft also, liebe Kleine, lies keine Romane mehr. — Übrigens,“ fügte er halb scherzend hinzu, „ich werde nicht vergessen, wie sehr du mich liebst.“ Er küßte sie flüchtig auf die Wange und ging.

Sibilla blieb wie betäubt zurück. Fast ohne zu wissen, was sie that, rieb sie heftig die Wange, die er geküßt, als wollte sie ein häßliches Mal tilgen. Sie hatte gelogen, ja! Ein Ekel gegen sich selbst krampfte ihr Herz zusammen. Von ungefähr fiel ihr Blick in den Spiegel. Sie sah totenblaß aus, sie schien um zehn Jahre gealtert. Sie erschrak vor sich selbst. Scheu um sich blickend, verließ sie das Zimmer und suchte draußen im Parke ihre Hängematte auf.

Herr von Heeren war in sein Zimmer gegangen. Er wollte die Zeitung zu Ende lesen. Nach einer Weile merkt er, daß er nicht mehr weiß, was er liest. Er ist erregt zu seiner eigenen höchsten Verwunderung. Mein Gott, warum? Sibillas wegen etwa? Sein Gedächtnis hat die Worte festgehalten, die sie gesprochen. Merkwürdig, sie ist nicht so beschränkt, wie er geglaubt hat. Aber sind nicht alle Frauen beschränkt? unfähig, die Tragweite wirklicher Lebensfragen zu fassen, z. B. seine politische Mission? Aber Sibilla ist zarter und hilfloser als andere. Die Fabel war in der That verletzend, er hätte sie besser für sich behalten. Eine Art Mitleid für sie kommt über ihn. Er hört wieder ihr liebliches Flehen, er sieht ihn wieder, den Blick, so leuchtend in weicher Zärtlichkeit. Ja, entschieden, er war zu hart. Es war ungroßmütig von ihm, dem starken Mann, daß er das zarte Wesen mit bitterer Ironie kränkte. Er vergiebt sich nichts, wenn er ihr einige begütigende Worte sagt. Lebhaft, fast hastig öffnete er die Thür zu ihrem Zimmer. Sie ist nicht mehr da. Langsam geht er zurück. Allmählich wird er wieder kalt. Es ist besser so; es thut nicht gut, den Frauen gegenüber ein Unrecht einzugestehen, sie bauen darauf weiter. Die ganze Sache ist auch nicht der Mühe wert. Wer wird Frauen au sérieux nehmen! Ein Sturm in einem Glase Wasser!

Er nimmt sich vor, in den nächsten Tagen Sibilla freundlicher zu begegnen, heut abend noch. Am Abend aber hat er keine Gelegenheit dazu, auch in der nächsten Zeit nicht. Sibilla fühlt sich krank, sie schläft in Elisabeths Zimmer. Was fällt ihr ein? Will sie ihn strafen? Er zuckt spöttisch die Achseln; er bedarf des Weibes nicht. Er vertieft sich in die Ausarbeitung einer Rede über den Kulturkampf. Sibilla ist vergessen.

In der That, es war ein Sturm in Sibilla, während sie in der Hängematte lag — ein Sturm, der all ihr Denken und

Empfinden durcheinander rüttelte, an die Oberfläche brachte, was verborgen auf dem Grunde geruht, und zerstörte, was bis dahin Lebensbedingung für sie war: die sanfte Unterwürfigkeit unter ihr Schicksal. Es war eine Revolution. Ein Fieber schüttelte sie, wenn sie an die tödliche Beleidigung dachte, die ihr Gatte ihr mit der Fabel zugefügt, und all ihre leidenschaftlichen Thränen kühlten nicht die brennende Scham im Herzen. Die Abneigung gegen ihn steigerte sich in dieser Stunde bis zu einem unaustilgbaren Widerwillen, fast bis zum Haß. Daß eine Zeit war, wo sie seine herzlose Liebe geduldet, vergab sie ihm am wenigsten. Sie sah plötzlich ihr ganzes Leben als das, was es gewesen war: im mütterlichen Hause ein heiteres, in der Ehe ein dumpfes Vegetieren. Man hatte sie darben lassen an Seele und Geist. Und nun kam ein Heißhunger nach Existenz über sie, ein verzehrender, leidenschaftlicher. Und sie brauchte nur die Hand auszustrecken — nein, niemals sollte das geschehen! Aber — was nun? was nun? — Sie rang die Hände. Ein Hoffnungsstrahl fiel in ihre Seele: Felix! Heute abend würde er kommen. Er hatte sie so lieb, er war Oswalds Freund, er war Advokat, ein scharfsinniger Advokat. Zum erstenmal trat mit völliger Klarheit der Wunsch und die Vorstellung einer Scheidung in ihre Seele. Es war nur eine schwache Hoffnung, aber sie klammerte sich daran mit allen Fasern ihres Wesens. Sie sprang aus der Hängematte und lief kreuz und quer, in wilder Aufregung durch den Park. Die regelrecht geschnittenen Taxushecken, der rote Kies auf allen Wegen, die symmetrisch abgezirkelten Blumenbeete mit den roten, blauen und gelben Blumen, in ihren harten Kontrasten dem Auge so mißfällig, das alles widerte sie an; wenn sie das nicht mehr zu sehen brauchte und ihren Gatten auch nicht, und wenn ... Sie blieb stehen und lehnte müde den Kopf an einen Baumstamm. Das visionäre zärtliche Lächeln war wieder auf ihren Lippen, in ihrem Herzen die traumselige Wonne und das Jünglingsantlitz mit dem brennenden Blick: „Ich liebe dich rettungslos, bis zum Wahnsinn!“ Und sie spann die goldenen Traumfäden weiter und weiter.

Eine Krähe flog mit heiserem Gekrächz aus dem Baum über sie weg. Sie schrak empor und fuhr mit der Hand über die Stirn. Sie wußte, Herr von Heeren würde niemals in die Scheidung willigen.

Sibilla war fest entschlossen, in Zukunft jede Begegnung mit Oswald zu vermeiden. Herr von Heeren selbst gab den Anlaß ihres Wiedersehens. An einem Nachmittag sah er vom Fenster seines Arbeitskabinetts in den Park hinaus. Ein schwarzer Schatten an einem Baumstamm erregte seine Aufmerksamkeit. Er nahm ein Perspektiv und erkannte Oswald Normann, dessen Augen an einem Fenster des Salons hafteten. Es war das Fenster, an dem Elisabeth zu sitzen pflegte. So hatte Sibilla doch wohl recht und des jungen Arztes Interesse galt der Gesellschafterin. Daß sich die beiden gleichartigen Menschen zusammengefunden — nichts war natürlicher und ihm war es besonders wünschenswert. Wenn der Russe in der nächsten Zeit Arensee verließ, so konnte sie ihm folgen.

Er kehrte zu seiner Arbeit zurück; so oft aber in der nächsten Stunde seine Blicke über den Park schweiften, immer begegneten sie dem Schatten, der unbeweglich an seinem Platze verharrte. Herr von Heeren konnte schließlich eine vage Unruhe nicht bemeistern. Er stand auf, und Zeitung und Bleistift wie immer in der Hand behaltend, lenkte er seine Schritte dem Salon zu. Leise öffnet er die Thür; Elisabeth ist nicht da. Sibilla sitzt auf dem Platz der Freundin mit einem Buch in der Hand. Sie schläft. Also doch Sibilla, die schlafende Sibilla, ist das Ziel jener zudringlichen Augen. Er versenkt sich in den Anblick der Schlafenden und vergißt darüber Oswald. Wie ist sie schön! Die bräunlich goldenen Wimpern werfen einen Schatten auf die zarte Wange. Eine rührende Lieblichkeit, ein Zug madonnenhafter Schmerzensseligkeit ist über das Antlitz ausgegossen. Der Mund ist ein wenig ge-

öffnet, die Lippen bewegen sich ab und zu wie in flüsternder Liebkosung.

Herr von Heeren atmet tief, und unwillkürlich beugt er sich zu ihr nieder; rechtzeitig aber fällt ihm ein, daß der da draußen jeder seiner Bewegungen folgen kann. Eine heiße Wut steigt in ihm auf. Er klingelt dem Diener, öffnet, ehe derselbe eintritt, die Thür und giebt ihm leise den Auftrag, Herrn Doktor Normann zu sich zu bescheiden. Er bezeichnet ihm die Stelle, wo er zu finden ist. Dann schüttelt er unsanft Sibillas Arm. Wie sie die Augen öffnet, trifft ihn ein Blick schwärmerischer Zärtlichkeit. Sie erkennt den Gatten, und ihre Züge verwandeln sich. Sie sieht ihn fragend und verwundert an.

Er will nicht, daß sie am offenen Fenster schlafe.

Um ihre Mundwinkel zuckt es geringschätzig, sie will das Zimmer verlassen.

„Bleib!“ herrscht er sie an.

Oswald tritt ein; er sieht Sibilla und verliert seine Fassung.

Herr von Heeren erwidert seinen Gruß mit einem kaum merklichen Kopfnicken.

„Ich habe Sie rufen lassen, Herr Doktor Normann, um Ihnen eine Mitteilung zu machen, die Sie gern hören werden. In spätestens vierzehn Tagen trifft der neue Kreisarzt hier ein. Wir haben Ihnen dann nur noch zu danken, daß Sie sich herabgelassen auf Ihrem hohen Flug, die kleinen Dorfmiseren hier zu streifen und zu mildern.“

Sibilla sah, wie schreckhaft bleich der junge Arzt wurde. Er hustete ein paarmal hohl auf, ehe er sprechen konnte. Die verletzende Form, in der Herr von Heeren ihm die Mitteilung machte, hatte er gar nicht bemerkt. Er hatte nur das eine gehört, daß er fort müsse. Er stotterte einen verwirrten Dank für die Gastfreundschaft, die man ihm, dem Ausländer, gewährt, und dafür, daß man ihm Gelegenheit geboten, einiges Gute zu thun. Er wußte offenbar kaum, was er that und sprach. Zum Abschied reichte er dem Gutsherrn die Hand. Georg von Heeren schien es nicht zu sehen, er rührte sich nicht. Eine Blutwelle schoß Oswald ins Gesicht, er mußte den vorgestreckten Arm fallen lassen, er rang nach Selbstbeherrschung.

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, trat Sibilla schnell zu dem jungen Mann heran und streckte ihm mit warmer Herzlichkeit ihre beiden Hände entgegen: „Wir werden Sie alle vermissen, Herr Normann, alle; Sie haben das Beste gethan, was ein Mensch thun kann. Ich danke Ihnen! ich danke Ihnen!“

Oswald richtete sich hoch auf; mit festem Druck behielt er einen Augenblick Sibillas Hand in der seinen. Als er zur Thür hinausging, war sein Ausdruck strahlend, und doch taumelte er fast.

Sibilla kam einem etwaigen Zornesausbruch ihres Gatten zuvor.

„Du hast Herrn Normann tödlich beleidigt, mit voller Absicht; warum, weiß ich nicht, ich will es auch nicht wissen. Ich habe versucht, deiner Härte die Spitze abzubrechen.“

Merkwürdigerweise fühlte Herr von Heeren keinen Zorn gegen Sibilla. Seinen Zweck — Oswalds Herabsetzung vor ihr — glaubte er erreicht zu haben.

„Ja,“ antwortete er, „ich verachte diese elenden Saisontitanen, die ihre frevelhaften Leidenschaften mit einem philosophischen Purpur bekleiden; reißt man ihnen aber den miserablen Flitterstaat vom Leibe, so kommt ihr nackter Egoismus zum Vorschein. Über Gesetz und Sitte stellt sich nur der Wahnsinn oder das Verbrechen.“ Nach einer Pause fuhr er ruhiger in einem versöhnlichen Tone fort: „Ich bin geneigt, dir deine seltsame Handlungsweise zu verzeihen. Bin ich mir doch selbst eines Unrechts dir gegenüber bewußt. Die Fabel neulich hat dich verletzt.“

„Es kann wohl sein. Ich habe es vergessen.“

Als sie gehen will, hält er sie abermals zurück: „Bleib!“

Sie sieht ihn kühl und ruhig an und geht doch. Die Zeit ist vorüber, wo sein Wille für sie Gesetz war. Er sieht ihr nach und lächelt überlegen. Was, die

kleine Grille meint wohl gar, daß ihr Gezirp ihn erschrecke? Sein Lächeln verschwindet aber gleich wieder, und die Spitze seines Bleistifts zerbricht unter der Hand, die sich ballt. Will sie sich etwa in einen Kampf mit ihm einlassen? Sibilla mit ihm! Er nimmt sich vor, die Besiegte mild zu behandeln; Blut wird nicht dabei fließen, am wenigsten sein Herzblut. Es bleibt aber eine gewisse Spannung in seinem Gemüt zurück, die ihn in seinen politischen Arbeiten stört.

Am Abend dieses Tages kam Felix an, von allen herzlich bewillkommnet. Er erwiderte aufs lebhafteste Sibillas Liebkosungen; dennoch fühlte sie sich enttäuscht. Zu gleichmäßig verteilte er seine Liebes- und Freundschaftsbezeigungen an alle. Auch Herrn von Heeren bewies er die entgegenkommendste Liebenswürdigkeit. Für Elisabeths eigenartige Schönheit zeigte er die offenste Bewunderung. Früher, in München, wenn er seine Mutter besuchte, waren seine Begegnungen mit ihr immer nur ganz flüchtige gewesen.

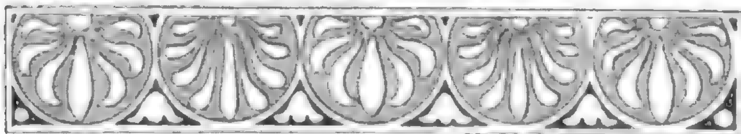
Sibilla fand, daß seinem Wesen die wahre Herzlichkeit fehle, er that und sprach alles nur so obenhin, nichts schien er ernsthaft zu nehmen, am wenigsten sich selbst. Sibilla hatte recht.

Felix, der ausschließlich in vornehmen Kreisen verkehrte, hatte längst mit jeder idealistischen Regung gebrochen. Er gehörte zu den lachenden Philosophen, bei denen Skepticismus und Optimismus zusammenfallen. Alle Mängel, die der Welt anhaften, hielt er für unabänderliche, ewige, und er bemühte sich, dieser unzulänglichen Welt die besten Seiten abzugewinnen, und er gewann sie ihr ab. Sein ganzes Wesen war in schillernde Heiterkeit getaucht. Etwaigen Schwierigkeiten oder unangenehmen Vorfällen begegnete er mit einer seiner Lieblingsmaximen: Es wird sich alles finden. Vorsichtig ging er allen Situationen aus dem Wege, die sein Herz engagieren oder sein Gewissen belasten konnten. Er war ein Gentleman und unfähig, andere absichtlich zu verletzen; nur durften diese anderen nicht verlangen, daß er sich ihretwegen eine Beschränkung auferlege.

Wer Felix Wilt kennen lernte, wußte von seiner äußeren Erscheinung kaum etwas zu sagen. Er war so voll sprühenden Lebens, voll geistreichen Humors, daß man gar nicht dazu kam, seine Züge zu definieren. In seinem äußeren Verhalten zu Frau von Heiden zeigte er sich durchaus korrekt. Ein feineres ästhetisches Gefühl bewahrte ihn vor der Verletzung irgend welcher Formen.

Georg von Heeren schien sich aufrichtig der Anwesenheit seines Schwagers zu freuen. Daß seine Gemütsruhe durch Sibilla beeinträchtigt war, gestand er sich zwar nicht zu; es war aber doch der Fall, und er erwartete nun durch Felix' Vermittelung eine freundliche und versöhnliche Wendung in seinen Beziehungen zu ihr.

(Schluß folgt.)



Der Kriegshafen.

Kiel und der Nord-Ostsee-Kanal.

Von

Siegmund Feldmann.

eerumschlungen! Ein Wort wie jedes andere und doch ein zauberkräftiger Weckruf jenen, die das Reich aus Not und Tod glanzvoll erstehen sahen. Die Deutschen, die heute in den „besten Jahren" sind, sie alle haben in ihren guten Jahren das Lied von Schleswig-Holsteins Sehnsucht gesungen, bis sein Rhythmus im Donner der Kanonen ein verstärktes Echo fand und die Hoffnung an der Erfüllung selig verstarb. Heute ruht dies Lied im Reliquienschrein der Nation; höchstens, daß es die Raben noch krächzen, die nichts mehr zu thun haben, seitdem ihr Flug um den Kyffhäuser beendet ist.

Aber wenn man nach Holstein fährt, schleppt man diese Erinnerung noch immer mit sich — ein Schatten der Vergangenheit, der jedoch vor der lachenden Gegenwart am Wege bald verfliegt. Die Natur hat mit diesem Stück Erde zärtlich gebuhlt und ihm ein herrliches Angebinde von Weide, Wald und Wasser beschert. Eine endlose Lenzespracht zieht über die Hügel hin, die in sanft auf- und niederwallenden Linien um die klaren Binnenseen den Reigen schlingen. Zumal wer von Berlin über Lübeck kommt und im Staubocean der Lüneburger Heide mehrere Ziegelsteine eingeatmet hat, fühlt sich durch die Anmut dieser Landschaft, den Segen ihres Bodens und die Würze ihrer Luft hoch beglückt. In Lübeck selbst erwacht dieses Glücksgefühl allerdings noch nicht; denn auch hier ist alles Vergangenheit, und die ehemals so stolze Königin der Hansa entläßt den Wanderer mit einem leisen Bodensatz von Melancholie, der für die erste Hälfte der Strecke nach Kiel gerade anbricht. Auf der zweiten Hälfte bedarf man dieser passenden Empfindung

nicht mehr. Nach einer öden Fahrstunde rafft sich die Natur wieder ehrgeizig auf, verrichtet anfänglich einige kleinere Ruhmesthaten, um dann in Eutin, zumal aber in Plön, das die Füße kokett in seinem köstlichen Waldsee netzt, unserem erstaunten Auge zu zeigen, was eine „Gegend“ ist.

Mit diesem Scenenwechsel zieht auch Fröhlichkeit ins Gemüt ein. Da ist alles so frisch und friedlich und blühend, und zudem wird der poetische Reisende zweiter Klasse auf dem Eutiner Bahnhof durch die Reminiscenz an Voß' „Luise“ sofort gebildet gestimmt. Fürwahr, die schönste Staffage für diese lispelnden Baumwipfel, saftigen Triften und grünenden Berghalden: eine Welt, die, soweit die Blicke kreisen, nichts ist als ein großes deutsches Pfarridyll. Dieser wohlige Eindruck hält an, bis man Kieler Pflaster unter den Füßen spürt. Das ist viel zu holperig

Der Mensch ist nun einmal ein politisches Tier, wie schon Aristoteles, mehr weise als höflich, gefunden hat. Und so kann es gar nicht befremden, daß er, kaum auf holsteinischem Boden, Vergleiche zu ziehen beginnt zwischen den beiden ehemals dänischen Herzogtümern und den Reichslanden jenseit des Rheins. Nur fünf Jahre früher als Elsaß-Lothringen wurde Schleswig-Holstein erworben, allein die Verhältnisse hüben und drüben haben sich so verschieden gestaltet, als läge ein Jahrhundert zwischen beiden Eroberungen. Selbst berufsmäßige Optimisten sind nicht scharfsichtig genug, in den Reichslanden heute schon eine lebhafte nationale Begeisterung zu entdecken; in den beiden augustenburgischen Herzogtümern aber trägt jedermann sein deutsches Herz stolz und frei zur Schau, und nur in dem schmalen nordschleswigschen Grenzstreifen sind noch

Die Hafeneinfahrt bei Friedrichsort.

für eine Idylle, und überdies drängen Seiner Majestät Blaujacken, die in kleinen Trupps durch die Straßen schlendern, alle idyllischen Gedanken gleich wieder in die politische Richtung.

geschäftliche und verwandtschaftliche Verwurzelungen vorhanden, welche die vollständige Assimilierung ein wenig verzögern. Und doch haben sich die Weisen von Rendsburg und Flensburg ursprünglich mit

Macht gegen die Angliederung an Preußen gesträubt; ja, es giebt vielleicht noch zu dieser Stunde einige wenige Leute, welche sich mit dem schwarz-weißen Banner nicht ganz befreunden mögen. Aber das schwarz-weiß-rote ist ihnen teuer; gute Deutsche sind und waren die Holsten immer, und das ist die Hauptsache.

Diese Hauptsache fehlt in Elsaß-Lothringen, und zu diesem Mangel gesellt sich der Umstand, daß die wirtschaftliche Schädigung, welche die Reichslande durch die politischen Veränderungen des Jahres 1871 erlitten, nur langsam und allmählich ausgeglichen werden kann. Sie wurden von einem großen Staate getrennt, der ihrer hochentwickelten Industrie ein natürliches Absatzgebiet bot, und in einen Staat aufgenommen, dessen Markt bereits von dem heimischen Gewerbefleiße beherrscht und diesem erst mühselig abzutrotzen war. Schleswig-Holstein jedoch, dieses üppige Ackerland, das viele Menschenalter lang in den engsten Bedingungen, wie ein Bauer zwischen seinen vier Pfählen, gelebt hatte, konnte durch den Anschluß an das industriereiche Deutschland nur gewinnen, und in der That haben die beiden Provinzen einen Aufschwung genommen, der unter dänischer Herrschaft ein unerfüllbarer Traum gewesen wäre. In den Dörfern wie in den Städten breitet sich Wohlstand und Fülle aus, und zumal Kiel ist zu einer Größe emporgediehen, wie so rasch kaum eine zweite Stadt gleichen Umfangs im Reiche.

Vor drei Jahrzehnten noch mußte sich Kiel mit 16000 Einwohnern behelfen; heute ist es den Sechzigtausend sehr nahe, und wie die Dinge liegen, wird es wohl noch geraume Zeit in seinen Siebenmeilenstiefeln fortschreiten. Die Statistik berichtet auch, wieviel Häuser Kiel besitzt. Eine schwere Menge, aber die uns nicht zu imponieren vermag. Wer vom Bahnhof durch die „Klinke“, die „Vorstadt“ und die folgenden winkeligen, alle hundert Schritte vorspringenden und zurückweichenden Straßen zum Königlichen Schloß, das gegenwärtig zur Wohnung für den Prinzen Heinrich umgebaut wird, emporsteigt, merkt rasch, daß er in einer alten Stadt ist, der es auf ein Haus mehr oder minder durchaus nicht ankommt. Und steht er endlich vor dem Schloß, so merkt er, daß er sich den Weg eigentlich hätte sparen können. Eine glatte, schmucklose Fassade, auf der rechten Seite überragt von einem etwas ungeschlachten Turme ohne alle Gliederung, eine mächtige Thoröffnung in ganz spärlichem Rahmen, durch welche man in einen kleinen Hof mit vermauerten Arkaden im oberen, mit häßlichen, seltsam geformten Säulen im Erdgeschoß tritt, ein kahler, wie mit Dornen gepflasterter Vorplatz, um den sich ringsum verwitterndes Gemäuer, zu alt zum Bewohnen, zu jung zur Ruine, zieht: das ist die Feste von Kiel, die beherrschend zur Bucht herniedersieht. Sie wurde von dem baulustigen Grafen Adolf IV. aus dem Geschlechte Schauenburg um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts errichtet und, wie es heißt, im Auftrage der Kaiserin Katharina durch Sonnin, den berühmten Architekten der Hamburger Michaeliskirche, wesentlich verschönert. Sehr wesentlich muß diese Verschönerung allem Anscheine nach doch nicht gewesen sein, es sei denn, der Brand vom 16. März 1838 habe schonungslos alle Spuren der ehemaligen Herrlichkeit verzehrt, von der die Lokalchronik Kunde giebt.

Immerhin darf man annehmen, daß die Chronisten mit recht genügsamen Augen auf das Schloß geschaut haben, welches sich wohl nie durch Glanz und Schönheit sonderlich hervorthat. Für diese Annahme spricht nicht nur dessen Anlage, sondern der ganze bauliche Charakter der alten Stadt, die an keiner Stelle über das Kleinbürgerliche, Knappe, Kärgliche hinauskommt. Kein einziges Haus zeigt jene patricische Behäbigkeit, der man in den ehrwürdigen Städten Frankens und Schwabens, in der Ostmark, in Holland und in den Emporien der Hansa noch häufig begegnet. Die Wohngebäude sind eng, klein, bescheiden und einfach bis zur

Dürftigkeit; die meisten aus Fachwerk hergestellt, viele noch im Überbaustil, welcher die oberen auf Konsolen ruhenden Stockwerke über das unterste hervorkragen läßt, und alle überzogen von der grauen Patina der Jahrhunderte. Die letztere verdeckt einigermaßen die künstlerische Entblößung dieser Mauern, und nur wenige Fassaden, wie die in der Kehdenstraße mit ihrem feinen steinernen Renaissanceportal und die mit phantastischem Schnitzwerk und plattdeutschen Sprüchen versehene in der Haßstraße, belehren den Beschauer, daß auch in Kiel die Freude an Schmuck und Zier des Hauses nicht ganz unbekannt war.

Mehr oder minder gleichen sich in diesem Punkte alle Orte, die sich das Gepräge der Humanistenzeit bewahrt haben, wenn auch zugegeben werden muß, daß der deutsche Süden dem Norden voraus und bei der Ausstattung der Wohnungen weitaus freigebiger war. Als Äneas Sylvius einmal den Luxus des Bürgerstandes, dessen Vorliebe für Gold und Malereien und dessen Verwendung von buntem Glas in den Fenstern — „als wäre ein Bürgerhaus ein Gotteshaus" — tadelte, nannte er Basel, Nürnberg und Wien als die vornehmsten Heimstätten dieser sündhaften Pracht; von den Hafenstädten des Nordens, die an Wohlstand damals hinter den anderen nicht zurückstanden, schweigt er, obwohl der Vielgereiste sicherlich auch diese gekannt haben wird. Allein so sehr sich diese Ubikationen in der künstlerischen Verkleidung von Wänden und Decken, Erkern und Giebeln, in Schönheit und geschmackvoller Bildung des Hausrats voneinander unterscheiden mögen, die Gedrücktheit und Enge der räumlichen Verhältnisse ist allen gemeinsam, ob sie im sandigen Grunde des Ostseestrandes oder auf dem festgewachsenen Stein des Alpenbodens stehen. Selbst die berühmten Patricierpaläste Nürnbergs und Augsburgs, die jeder Engländer gesehen haben muß, weil sie als Schatzkästlein ornamentaler Phantasie mit zwei Sternen durch alle Bädeker laufen, würden uns den Atem benehmen, wenn wir in ihren niedrigen, dämmerigen, ineinander geschachtelten, zusammengepreßten Gemächern und Gängen wohnen müßten. Das Bedürfnis nach leichter und freier Entfaltung des Raumes ist eine Errungenschaft unserer Tage; unsere Voreltern lebten wohlgemut in Stuben, die ihnen fast wie eine Rüstung auf dem Leibe lagen, und gaben in frommer Demut nur dem lieben Gott Luft und Licht und Helligkeit. Ein edler Wettstreit leitete sie alle bei Gründung ihrer Dome und Kathedralen, die sie immer höher gen Himmel aufführten, mit immer kühneren Bogen überspannten, immer großartiger und mächtiger gestalteten. Dieser Wettstreit ließ kein Gemeinwesen unberührt, und ihm verdanken wir die Hunderte erhabener Monumente, welche die deutsche Erde zieren und denen wir oft selbst an Plätzen begegnen, die der Nachwelt keine Kunstwunder schuldig waren, weil sie schon der Mitwelt wenig bedeuteten.

Doch in Kiel suchen wir auch vergebens nach Spuren der Bethätigung solch christlichen Eifers. Das älteste Gotteshaus, die Heiligegeist-Kirche, ein unscheinbares, verbröckelndes, frühgotisches Werk, ist derart, daß man ohne Verlust achtlos an ihr vorübergehen kann, und die derselben Zeit entstammende Nikolaikirche, ein dreischiffiger Hallenbau auf Pfeilern, bewegt sich zwar in stattlicheren, wohlgemessenen Verhältnissen, allein sie enthält ebensowenig etwas, das zum Verweilen einlüde. Höchstens daß die Archäologen sich mit dem metallenen Taufbecken am linken Chorpfeiler beschäftigen werden, das eine Arbeit des Johann von Sassenlaut aus dem Jahre 1344 ist. Wäre das Datum nicht verbrieft und besiegelt, dann müßten wir den Kessel etwas weiter zurücksetzen, in die Übergangszeit, deren Charakter die Reliefsfiguren desselben zeigen. Eine lange Prozession heiliger Männer windet sich um das Gefäß, die in Miene und Haltung den unbequemen Zweifel verraten, ob sie noch die körperliche Gedrungenheit des romanischen Stils beibehalten oder

sich schon für den schlanken Wuchs der Gotik entscheiden sollen. Diese stilistische Unentschiedenheit haftet übrigens an vielen lübischen und schleswigschen Skulpturen dieser und der späteren Zeit und rührt von der rein handwerklichen, an den überkommenen Formen und Typen zähe festhaltenden Kunstübung her, die neben der großen stilistischen Entwickelung anachronistisch fortwucherte. Am besten läßt sich dies in den Sammlungen des Kieler Thaulow-Museums beobachten. Der zierliche Renaissancebau mit den gefälligen Terrakotten des Dresdener Bildhauers Emmerich Andresen, eines holsteinischen Landeskindes, birgt in seinen Sälen die von Professor Thaulow mit Bienenfleiß zusammengetragenen heimischen Holzschnitzereien, einen kostbaren Schatz trefflicher alter Schränke, Truhen und bemalter Bildwerke, darunter vor allem die bekannten spätgotischen Altarblätter des Meisters Hans Brüggemann aus der Kirche von Bordesholm. Sehenswert durch ihren Inhalt, ist die Sammlung Thaulow insbesondere lehrreich durch ihre Geschlossenheit. Vom frühen fünfzehnten bis ins späte siebzehnte Jahrhundert setzt sie sich lückenlos fort: eine lange Reihe figuraler Gebilde, die sich ohne merkliche Abweichungen in die große niederdeutsche Schule einordnen lassen. Manche tüchtige Arbeit ist darunter, die dem Auge schmeichelt; die Mehrzahl jedoch ist, wie die meisten nordischen Erzeugnisse jener Epochen, besser gemeint als gemacht, alle aber geben Zeugnis von dem betriebsamen, bilderfreudigen Geist, der jederzeit in den meerumschlungenen Landen geherrscht hat.

Dem Rathause zu Kiel merkt man diesen Geist allerdings nicht an. Es ist ein ganz nüchterner Werkeltagsbau, dem der massive Zinnenkranz wie eine viel zu große Mütze auf dem Kopfe sitzt. Seit dem Eintritt des bürgerlichen Elementes in die Geschichte betrachteten es die deutschen Municipien als eine Herzensangelegenheit, ihr Rathaus, das Wahrzeichen ihrer Freiheiten und Gerechtsame, glanzvoll auszustatten; sie wendeten unverdrossen Kosten und Künste daran, und zumal die Hansastädte leuchteten in diesem Bestreben allen anderen vor. Nun war Kiel schon im Jahre 1284 in die Hansa aufgenommen worden, und wie wenig dessen Bürgerschaft an trutzigem Sinn den anderen Hanseaten nachgab, erweist der Umstand, daß die Stadt wegen wiederholter Streitigkeiten mit den ansässigen Edelleuten von Kaiser Siegmund bald nach dem Konstanzer Konzil in die Reichsacht gethan wurde. Dieser Bannspruch ist der einzige Faden, mit dem Kiel an die römisch-deutsche Kaisermacht verknotet erscheint. Hingegen leiten die Stadt manche Beziehungen nach dem russischen Kaiserhofe hin, dessen Dynasten bekanntlich dem Namen wie dem Blute nach Holsteiner sind. Die Beziehungen beginnen mit Zar Peter III., der am 15. Mai 1728 als Sohn des Herzogs Karl Friedrich von Gottorff und der Anna Petrowna, ältesten Tochter Peters des Großen, auf dem Schlosse zu Kiel zur Welt kam, und sie dauerten fort, bis die großfürstliche Linie dieser deutsch-dänisch-russischen Familienklitterung ihren Anteil im Jahre 1773 gegen Oldenburg austauschte. Es wäre eine schwierige Aufgabe, aus dem halben Säkulum russischer Oberhoheit einen einzigen bemerkenswerten Tag herauszufinden. Die Herren von der Newa gaben sich lediglich die Mühe, das Land zu besitzen, und haben weder ein fruchtbringendes Werk noch ein persönliches Gedenken hinterlassen.

Die einzige historische Persönlichkeit, der man überhaupt gern nachsinnen mag, reicht in die Anfänge des holsteinischen Staatswesens zurück. Es ist dies der Graf Adolf IV. von Schauenburg, dessen als Gründer des Schlosses bereits Erwähnung geschah. Auch die beiden genannten Kirchen danken seinem frommen Sinne den Ursprung. Als Besieger des Dänenkönigs Waldemar II. in der Schlacht bei Bornhöved (22. Juli 1227) tritt sein Bild sogar in die nationale Perspektive, um jedoch bald hinter Klostermauern zu verschwinden. Denn müde vom Ruhm wurde Adolf nach Sicherung seines Besitz-

In den Strandbatterien bei Friedrichsort.

tums Franziskanermönch und starb 1261 nach einem zweiundzwanzigjährigen beschaulichen Wandel.

Solche Schicksale pflegt der Volksmund in Reim und Rede weiterzuspinnen, wenn im Bewußtsein des Volkes das Verständnis fürstlicher Größe lebendig bleibt. Allein die Nachfolger Adolfs ließen dieses Verständnis einschlummern, und späterhin sinkt die Kieler Landschaft einfach zu einem Objekt feudaler Güterspekulation herab. Sie fällt bald als Vermächtnis einem glücklichen Erben, bald als Morgengabe einem unglücklichen Gatten zu, und dabei wandern die guten Kieler nach dem alten Rechte der Hörigkeit wie eine Herde Lämmlein ungekränkten Gemütes aus der Obhut des einen in die Obhut des anderen. Eine Haupt- und Staatsaktion steht in den Annalen Kiels nicht verzeichnet; nicht einmal eine der kleinen Episoden, die sonst als kulturhistorische Glanzlichter auf dem schattenhaften Dasein aller Duodez-Despotien zu sitzen pflegen. Kiel ist eine Stadt, welche keine Geschichte und keine Geschichten hat.

* * *

So streift ungeleitet von Bildern und Gestalten der Fremdling durch die Straßen Kiels. Aber was die Stadt im oberen Teile den Sinnen und der Seele schuldig bleibt, zahlt sie tausendfach heim, sobald man aus dem Dämmer der wackeligen Häuser zur Bucht herabgestiegen ist. Der Maler, der Kiel schildern will, muß es nicht als Vedute, sondern als Landschaft malen. Zwischen zwei Reihen bewaldeter Hügel hat sich die Ostsee hier ein Versteck gesucht: hier ruht das Meer von Sturm und Brandung aus und bietet den Schiffern die sicherste Zufluchtsstätte

der Welt. Kiel gilt mit Recht als der beste Kriegshafen des Kontinents. Sein Bett verengt sich immer mehr, je weiter es ins Festland schneidet, aber das Wasser bleibt fast gleichmäßig tief und gestattet selbst Kriegsdampfern mit großem Tiefgang die Annäherung bis hart an die Stadt. Somit ist die ganze Fläche, über welche nur manchmal eine steife Brise scherzend streicht, nutzbarer Raum: eine Wasserlinie von nahezu zwei Meilen Länge, auf welcher mehr als fünfhundert Linienschiffe bequem Platz finden, vor jeder Unbill geschützt durch die erhabenen Ufer. Im Osten aber, wo die Ufer flach werden und sich wieder derart verschmälern, daß sie eine förmliche Einlaßpforte zur Stadt und der inneren Bucht (von Wik) bilden, sind die gewaltigen Befestigungen errichtet, die jeder feindlichen Flotte den Eingang verwehren. Zur Linken die Forts Falkenstein, Brauneberg und Friedrichsort mit seinen imposanten Strandbatterien, zur Rechten die Forts Stosch, Unter-Jägerberg, Korrügen und Möltenort. Aus klafterdicken Mauern lugen hier Riesenkanonen hervor, deren Kernschüsse den ganzen Spiegel beherrschen und jedes eindringende Fahrzeug in einer Sekunde rettungslos vernichten können. Nicht die gesamte Flotte Europas könnte dem Verderben widerstehen, das aus den vielen hundert Feuerschlünden dieser Festungswerke auf sie herabgeschleudert würde.

Die Länge des Hafens ermißt man erst, wenn man den gar nicht guten Einfall hat, den Weg von den Forts zurück zu Fuß zu machen, anstatt den Dampfer zu benutzen. Man muß mehr als vier Stunden rechtschaffen ausschreiten, um wieder an das andere Ende der Bai, nach der alten Stadt zu kommen, die sich an dem äußersten Zipfel des Wassers zusammenschiebt. Dort ist die Flut nicht breiter als etwa die Mündung eines mäßigen Stromes, und mit gesunden Augen nimmt man wahr, was am jenseitigen, südlichen Ufer, in Gaarden, der Tochterstadt Kiels, vorgeht. Gaarden ist eine Arbeiterkolonie von großer Betriebsamkeit, die heute wohl schon zehntausend Einwohner zählt, während sie vor 1864 noch ein Dörfchen mit wenigen Feuerstellen war. Fortwährend setzen Dampf- und Ruderboote von Kiel hinüber, und wir möchten die Fahrt wohl jetzt mitmachen, wenn nicht gerade vom Deck des gepanzerten Wachtschiffs „Hansa“ ein Schuß erdröhnte. Kein renommistisches Flintengeknatter, ein solider Kanonenschuß, der träge über die Wogen rollt und sich lange nicht beruhigen will. Es ist das Mittagszeichen. Wenn die Gaardener Leute es hören, legen sie rasch ihr Werkzeug hin und eilen heim zur Mittagsrast. Dann verstummt das rasselnde Nest für eine Stunde, die man daher besser hüben auf dem Kieler Ufer zu einem Spaziergang am Hafenquai nützen kann.

Wer sich von dieser Promenade einen Eindruck ähnlich dem Antwerpens an der Schelde oder Hamburgs an der Elbe verspricht, wird eine grimmige Enttäuschung erleiden. Der Welthandel nimmt von Kiel noch keine Notiz. Die Schiffahrt beschränkt sich hier auf die Verbindung mit der dänischen Küste und den näher gelegenen deutschen Ostseehäfen und wird von einer mäßigen Anzahl Fahrzeuge geringen Gehalts, zumeist Seglern, unterhalten, welche Mehl und Bretter laden, Salz und Kohle löschen. Aber der Tag ist nicht fern, an dem Kiel mit einem Satze an die große Heerstraße des Meeres rücken, an dem die wehrhafte Seemacht des Reiches auch ein Knotenpunkt des internationalen Verkehrs werden wird, welcher vom baltischen Gestade nach Westen, nach dem offenen Ocean strebt und von Volk zu Volk die Botschaft des Friedens bringt.

Dieser Tag empfing seine vorausschauende Weihe, als an einem fröhlichen Junimorgen vorigen Jahres Kaiser Wilhelm drei Hammerschläge auf den Grundstein des **Nord-Ostsee-Kanals** niederfallen ließ.

Der Nord-Ostsee-Kanal ist nicht das Produkt eines raschen Impulses, der wie ein Pfeil nach dem Ziele schießt. Er ist die Verwirklichung eines Traumes, welchen der deutsche und skandinavische Nor-

den jahrhundertelang geträumt, wie seine Faust-Idee mit sich getragen, erwogen, ergründet, ergrübelt hat. Lange bevor Gutenbergs schwarze Kunst ihre Wunder und Werke that, lebte in dem seefahrenden Volke an beiden Meeren der Gedanke an eine Verbindung ihrer getrennten Küsten, an einen Seeweg zu Lande. Der erste Versuch einer Erfüllung wurde mit dem kurzen, schmalen, ganz unzureichenden Stecknitz-Kanal gemacht, der von 1391 bis 1398 erbaut wurde und heute noch vorhanden ist. Hingegen ist das Bett des weit größeren, 1525 eröffneten, jedoch 1550 infolge einer Fehde wieder zerstörten Alster-Trave-Kanals zwischen Lübeck und Hamburg nur noch teilweise vorhanden, und alle folgenden Projekte sind, mit Ausnahme des Eider-Kanals, über Ansätze und Anfänge nicht hinausgekommen. Von besonderem Interesse ist es, daß auch Wallenstein im Jahre 1628 einen Plan zu einem Kanal anfertigen, ja sogar dessen Ausführung in Angriff nehmen ließ, nachdem er kurz vorher die erste deutsche Flotte gegründet hatte. Aber die Enthebung des Friedländers von seinen Ämtern vereitelte das Werk und lähmte plötzlich den Arm, der für Deutschlands Zukunft so Großes zu wagen gewillt war.

Nach Wallenstein war es kein anderer als Oliver Cromwell, der sich mit dem Entwurfe trug, den Nord-Ostsee-Kanal zu bauen. England sollte dadurch Fuß auf dem Kontinente fassen und zu diesem Zwecke Wismar erwerben, um von der Elbe mit Benutzung der Elde und des Schweriner Sees eine Wasserstraße nach diesem mecklenburgischen Hafen zu graben. Zu gleicher Zeit aber keimte in dem Kopfe des Holsteiner Herzogs Friedrich III. ein Gedanke, dem Kühnheit und Schwung nicht abzusprechen sind: der Nord-Ostsee-Kanal sollte nicht zwei benachbarte Küsten, er sollte zwei getrennte Welten miteinander verbinden. Der Handel mit den Erzeugnissen Inner-Asiens war damals mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Die Waren mußten mühselig an das levantinische Gestade des Mittelmeeres geschafft werden, von wo sie in die italienischen und spanischen Häfen gingen; oder sie kamen an die indische Küste und traten von da die endlose Reise um das Kap der Guten Hoffnung an. Herzog Friedrich wollte nun den Import auf dem Landwege durch Rußland in die Nordsee leiten. Er hatte dabei Persien als den Ausgangspunkt dieser Handelsbeziehungen ins Auge gefaßt und war vor allem bestrebt, dortselbst die Bürgschaften für das Gelingen seines Unternehmens zu gewinnen.

Er rüstete also eine glänzende Gesandtschaft aus, die zuerst in Petersburg, am Hofe seines Schwagers, des Zaren Michael Feodorowitsch, erschien und im folgenden Jahre, 1635, in Ispahan eintraf, wo ihr das unermeßliche Glück zu teil wurde, dem Schah-in-Schah in das sonnenhafte Antlitz sehen zu dürfen. Das Ergebnis dieser Expedition, die damals noch einem großen Ereignisse gleichgeachtet wurde, ist zunächst in der deutschen Litteraturgeschichte zu finden. Zu den Legaten Friedrichs zählten nämlich auch zwei der hervorragendsten Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts: Paul Fleming und Adam Olearius (Ölschläger). Der erstere besang die Abenteuer seiner Reise mit der der schlesischen Dichterschule eigenen Munterkeit in mehreren längeren Gedichten, die allerdings nicht zu seinen besten zählen; und Olearius lieferte, in trefflichster Prosa und voll gesunder Anschauung, eine „Neue orientalische Reisebeschreibung", die 1647 in Schleswig erschien und seither vielfachen Nachdruck erfuhr. Überdies hatte er in Ispahan das Persische erlernt, und kaum zurückgekehrt, verwertete er seine Kenntnis in einer Übersetzung des „Rosengartens" von Saadi, die erst ziemlich spät, 1654, zur Veröffentlichung gelangte und den orientalischen Studien der kommenden Generation eine willkommene Anregung und Stütze bot.

Herzog Friedrichs Schuld war es keineswegs, wenn es bei diesen litterarischen Früchten der Unternehmung blieb. Denn er war ganz erfüllt von seiner Idee und, während seine Gesandten in Persien weil-

Der Handelshafen.

ten, unablässig thätig, das Werk auch in der Heimat zu fördern. Dieser Eifer ließ bleibende Spuren im Lande zurück. Da der Lauf der Eider Richtung gebend für das Kanalprojekt war, gründete der Herzog vor der Mündung des Flusses die Stadt Friedrichstadt und legte in der Nähe die Festung Töning an, und um beide Orte rasch zu bevölkern, verlieh er ihnen — im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges! — das Privilegium unumschränkter Religionsfreiheit. In der Statistik beider Städte kommt dieser Akt von Toleranz heute noch zum Ausdruck. Im Mittelpunkt des Planes stand Kiel, seine Residenz, die der Mittler zwischen Orient und Occident, ein Emporium des Handels, das Venedig des Nordens werden sollte. Hier sollten alle Fäden des Verkehrs sich vereinigen, hier alle Schätze aufgestapelt, alle Geschäfte abgeschlossen und allen Völkern zwischen London und Schiras ein neutraler Boden des Austausches, ein Stelldichein, ein Obdach für ihre Person und ihre Güter geschaffen werden.

Zu diesem Behufe wurde inmitten der Stadt die „Persische Reihe" errichtet, eine Flucht von Häusern mit Lauben und tiefen Gewölben, die sich im rechten Winkel zum Rathaus quer über den Markt schob. Die „Persische Reihe" besteht heute noch, allein kein beturbanter Muselmann läßt hier von seinen Negersklaven kostbare Teppiche, schwere Seidenballen und duftende Gewürzfässer abladen und bergen. Statt dessen halten brave deutsche Bürger in kleinen Läden, die sie sich in den vermauerten Lauben und unterteilten Gewölben eingerichtet haben, Zwirnsfaden und Taschenmesser, Tabakspfeifen und Fliegenpapier, Fleckseife und Kalender, kurzum den ganzen Kleinkram feil, den die Bauersleute mit heimzubringen lieben, wenn sie hier ihre Fracht Gemüse und Eier gegen die verbilligenden Tendenzen der Kieler Hausfrauen glücklich verteidigt haben. Das ist eine recht trübselige Erfüllung der hochfliegenden Hoffnungen Herzog Friedrichs.

Digitized by Google

Jedoch ohne segensreiche Folge blieb seine gute Absicht durchaus nicht: das Projekt des Eiderkanals wurde nun nicht mehr fallen gelassen und anderthalb Jahrhunderte später, von 1777 bis 1785, gelangte dasselbe unter der Regierung des Dänenkönigs Christian VII. endlich zur Ausführung. Ein fünfundzwanzig Fuß hoher einfacher Obelisk bildet das Denkmal, das dieser Herrscher zur Erinnerung an den Beginn der Arbeiten setzen ließ. Es erhebt sich an der Mündung des Eiderkanals in der Wiker Bucht, unweit der Knooper Schleuse und genau an der Stelle, welche die Mitte des zukünftigen Nord-Ostsee-Kanals markiert.

Der Eiderkanal wird bis zum heutigen Tage benutzt, allerdings nur von Schiffen geringen Umfangs und Tiefgangs, wie wir sie vor dem Kieler Hafenquai ankern sahen: bescheidene Gehäuse, die ihre Last nicht von Land zu Land, sondern von Ort zu Ort tragen. Der internationale Verkehr aber zieht noch immer jenen von Trümmern und Leichen gezeichneten Weg um das Kap Skagen, den großen Friedhof der Seefahrer. Die Linie um das Kap Skagen, welches man auf der Reise von der Nordsee in die Ostsee passieren muß, führt in das gefährlichste Wasser der europäischen Meere. Die heimtückische Wut der Wogen hat hier und auf der weiteren Fahrt durch den Sund, die Belten, das Kattegatt und das Skagerrag in den Jahren 1877 bis 1881 nicht weniger als hundertunddreißig deutsche Schiffe gänzlich vernichtet, und nach amtlichen Berechnungen beträgt die Zahl der Fahrzeuge aller Nationen, welche bei der Tour um Kap Skagen total verunglücken, jährlich zweihundert und darüber. Diese hohe Ziffer wird trotz aller Verbesserungen der Schiffe, der Seekarten, der Fahrwasserbezeichnung und Beleuchtung erreicht: um wieviel drohender mußte sich die Reise noch gestalten, bevor diese Erleichterungen geschaffen waren und die Dampfkraft die Schiffer noch nicht unabhängig von Wind und Wetter gemacht hatte! Die zahllosen Schreckgespenster des Meeres, welche unheilvoll durch die skandinavischen Volkssagen huschen, sind nur die Sinnbilder jener unbarmherzigen Gewalten, die dem Küstenbewohner ehedem wie ein Verhängnis vorschwebten und noch heute furchtbare Opfer an Gut und Blut fordern.

Die Knooper Schleuse.

Das Deutsche Reich erfüllt also mit der Anlage des Nord-Ostsee-Kanals eine

hervorragend humanitäre Aufgabe, welche einen Jahrhunderte alten Bann zu lösen

Am kleinen Kiel.

berufen ist. Vor allem folgt es jedoch damit einem drängenden Impulse der Gegenwart, die bekanntlich alles, alles hat, nur keine Zeit. Die Seife hat ihre Rolle als

Neumühlen an der Schwentine.

Kulturgradmesser lange ausgespielt, und wenn die Gegenwart noch einen solchen Gradmesser besitzt, so ist es einzig und allein der Wert der Zeit. Je kostbarer einer Nation die Zeit ist, um so rascher schreitet sie in der civilisatorischen Arbeit fort, desto siegreicher wird sie den Kampf um das geistige und wirtschaftliche Dasein führen. Diese Erkenntnis ist noch jung, aber sie ist allgemein, und nur aus ihr sind die ungeheuren technischen Errungenschaften entsprungen, die das Jahrhundert kennzeichnen und eine Bürgschaft für die Zukunft, für das Gedeihen der kommenden Geschlechter sind.

Zeit ist Geld — in diesem Worte spricht sich der Wert der Zeit überzeugend aus. Aber man muß bei dieser rein materia-

Digitized by Google

listischen Wertschätzung nicht stehen bleiben. Zeit ist nicht nur Geld, Zeit ist Talent, Zeit ist Verstand, Glück, Erfolg — was Wunder also, daß jeder Mann und jeder Staat danach strebt, sie den anderen abzugewinnen! Deshalb werden Ströme überbrückt, Bergriesen durchbohrt, tausendmeilige Kabel gezogen und mit Anspannung sämtlicher Kräfte mirakulöse Maschinen erdacht, welche die Leistung eines Menschenarmes ins Millionenfache steigern. Als letztes Glied an diese Kette großartiger Fortschritte hat nun unsere Generation ein Kanalsystem geschlossen, das die Kontinente durchbricht und die Meere ineinanderleitet. Sie hat den Suezkanal geschaffen, dessen Vollendung wie ein Wunder angesehen wurde; sie hat den Panamakanal unter den unglaublichsten Schwierigkeiten bis nahe ans Ziel gebracht, und nunmehr geht sie — von der Durchstechung des korinthischen Isthmus ganz zu schweigen — daran, der Welt in dem Nord-Ostsee-Kanal einen neuen Zeitgewinner zu geben. Denn auf diesem Verkehrswege

Die Kaiserliche Werft.

werden Segelschiffe mindestens fünf Tage, Frachtdampfboote fünfundzwanzig Stunden Zeit ersparen. Setzt man nach einer sehr vorsichtigen Annahme voraus, daß täglich rund neunzig Schiffe den Kanal benutzen werden, so bedeutet das einen Gewinn an Zeit für Handel und Wandel, der für das Deutsche Reich und seine internationalen Beziehungen zu einem noch unüberdenklichen Werte werden kann.

Die kaiserliche Regierung hat bei diesem Unternehmen allerdings nicht das internationale, sondern das nationale Moment in den Vordergrund geschoben und auf die Wichtigkeit verwiesen, welche die Verbindung der beiden deutschen Flotten in der Nordsee und in der Ostsee im

Digitized by Google

Kriegsfall besitzt. Gegenwärtig kann ihr der Weg durch den Sund von einer fremden Macht, von Dänemark, Schweden, oder die Vornahme eines zweiten Durchstichs eine nicht mehr abzuweisende Notwendigkeit geworden ist.

Kriegsgeschwader im Kieler Hafen.

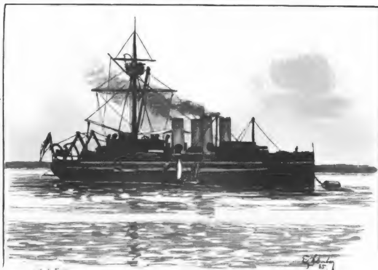
England verlegt oder zum mindesten sehr erschwert werden, zukünftig ist, gewissermaßen auf deutscher Erde, eine Vereinigung beider Flotten ebenso sicher als rasch zu vollziehen. Doch ganz abgesehen von solchen historischen Anlässen, wird es im künftigen Kanalbett nie an fröhlichem Leben fehlen. Alle Berechnungen, die angestellt wurden, beruhen auf den Ziffern des bisherigen Verkehrs, denen zufolge jährlich 35000 Schiffe den Sund und 5000 den alten, unzulänglichen Eiderkanal passieren. Es ist aber eine unzähligemal bestätigte Erfahrung, daß jede Verkehrserleichterung eine Verkehrsvermehrung nach sich zieht, daß ein neuer Schienenstrang, eine neue Wasserstraße eine ungeahnte Fülle von Gütern förmlich erst aus dem Boden stampft. Das belehrendste Beispiel hierfür bietet der Suezkanal. Im Jahre 1870 befuhren den Suezkanal 486, im Jahre 1884 jedoch 3284 Schiffe; 1870 betrugen die Einnahmen der Gesellschaft 4345758 Franken, 1884 aber 58628749 Franken, und gegenwärtig ist die Frequenz auf eine Weise gestiegen, daß eine Erweiterung

Ein Vergleich mit dem Suez- und dem Panamakanal zeigt auf, daß der Nord-Ostsee-Kanal zu den großartigsten Unternehmungen dieser Art gezählt werden muß. Er wird länger sein als der Panamakanal, breiter und tiefer als der Suezkanal und ein weitaus stärkeres Gefälle besitzen als dieser. Seine Spiegelbreite von sechzig, die Sohlenbreite von sechsundzwanzig und die durchgängige Tiefe von achteinhalb Meter werden selbst den größten Kriegsdampfern gestatten, einander auf der Fahrt auszuweichen, während im Suezkanal eine Begegnung der Fahrzeuge nur an einigen ausgebuchteten Stellen möglich ist. Nichtsdestoweniger wird der Nord-Ostsee-Kanal die billigste unter den großen Wasserstraßen sein. Der Suezkanal kostete 400 Millionen Franken, der Panamakanal wird bis zu seiner Fertigstellung 1200 Millionen Franken beanspruchen; der Aufwand für den Nord-Ostsee-Kanal beträgt jedoch trotz seiner längeren Linie nur 156 Millionen Mark. Dieser Unterschied erklärt sich aus den verschiedenartigen Arbeitsverhältnissen. Auf den Landengen von Suez und

Digitized by Google

von Panama mußte und muß in einer von Pestluft ausgedörrten Wüstenei das Kanalbett gegraben, die höchsten Löhne mußten gezahlt und zudem, bei dem amerikanischen Bau, ungeheure Terrainschwierigkeiten überwunden werden; der Nord-Ostsee-Kanal hingegen zieht wie ein sorgloser Geselle bei dem prächtigsten Klima immerzu durch gut kultiviertes Land, und die paar Lehmhügel, die sich ihm entgegenstellen, bringen es nicht über fünfundzwanzig Meter Höhe. Dieser Vorteil gelangt deutlich in der Summe der Erdbewegung zur Geltung, die z. B. bei dem kürzeren Panamakanal 120 Millionen Kubikmeter ausmacht, während in Holstein nur 70 Millionen Kubikmeter ausgeschachtet werden müssen.

An die Bedeutung, welche sowohl der afrikanischen als der amerikanischen Linie im Hinblick auf den Weltverkehr zukommt, reicht das deutsche Werk allerdings lange nicht heran. Am Suez wie in Panama die von Hemisphäre zu Hemisphäre führt. Der Nord-Ostsee-Kanal durchquert bloß eine kleine Provinz, setzt bei Brunsbüttel in der Elbemündung ein, um langsam über Wittenbergen, Rendsburg, Steinrade und Knoop nach Holtenau in die Wiker Bucht zu wallen. Das ist ein bescheidenes Stück Geographie neben den interoceanischen Endpunkten der beiden anderen Kanäle. Dennoch läßt es sich mit Bestimmtheit voraussehen, daß auch das nationale Unternehmen einen gewaltigen Aufschwung der Kauffahrtei zum mindesten zwischen den russischen und dem Hamburger sowie den niederländischen Häfen hervorrufen wird. Manche Häfen, wie vor allen Lübeck, vielleicht auch Stettin, mögen dadurch von einer Einbuße bedroht sein, aber vor einer so großen, ganz Deutschland interessierenden Schöpfung müssen partikulare Interessen um so eher zurücktreten, als dadurch wieder das Gedeihen anderer Städte befestigt und gesichert wird.



Die Ausfall-Korvette „Bayern".

wird eine Wand durchschlagen, welche die Schiffahrt zu Umwegen von vielen tausend Meilen zwang, eine Bahn gebrochen, Zu diesen Städten zählt, allen voran, Kiel, das einer Zukunft entgegensieht, über welche sich selbst der Erbauer der „Per-

sischen Reihe", der hochselige Herzog Friedrich, in seiner Familiengruft baß erfreuen darf.

* * *

Doch wir verlassen diese trockenen Zahlenreihen und flüchten aus dem Kiel der Zukunft wieder in das Kiel der Gegenwart. Von dort, wo wir beim Böllerschuß der „Hansa" nach Gaarden hinübergeblickt haben, schreiten wir weiter zum Bootshafen an der Drehbrücke, der durch einen schmalen schmutzigen Wasserarm mit dem „Kleinen Kiel" verbunden ist. Der „Kleine Kiel" ist ein mächtiges, von einem unregelmäßigen, stark in die Länge gezogenen Viereck eingespanntes Bassin inmitten der Stadt. Möwen fliegen ruhelos hin und wieder über den Spiegel, aus dem die Nisthäuschen der Schwäne

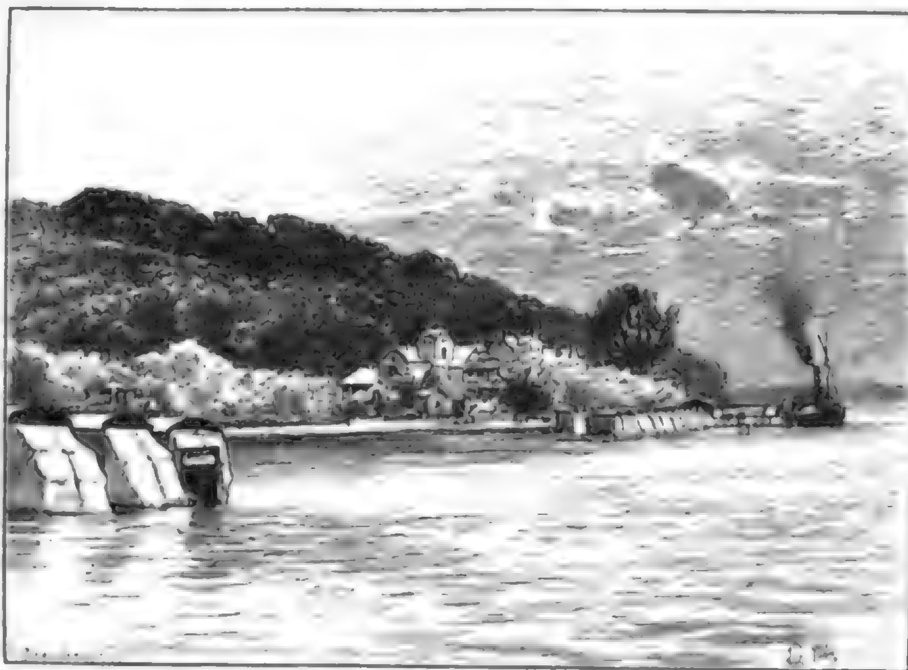
Im Schloßgarten.

hervorlugen, und all das Federvieh thut gar nicht verzagt vor der Jugend, die mit lautem Hallo aus dem nah am Ufer belegenen neuen Gymnasium, einem stattlichen Ziegelrohbau, strömt. Der Bootshafen an der Drehbrücke aber eröffnet eine viel buntere und bewegtere Perspektive. Hier und an dem Fischerleger und der Damenstraße, die sich an den Bootshafen anschließen, gewinnt alles die charakteristische Färbung der Seestadt. Hunderte von Jollen und Kähnen schaukeln vor dem Ufer, auf welchem sich zwischen Pflöcken, Tonnen, Tauen, Ketten und Stangen ein geschäftiges Treiben entfaltet. Die Häuser sind, im Gegensatz zu dem grauen Gerümpel in der alten Stadt, zumeist hell getüncht, und zumal im Erdgeschosse derselben thut sich eine Farbenskala auf, die einen Makart vor Neid weinen machen könnte. Kneipe an Kneipe winkt hier dem Vorübergehenden, und die Schminke der verschlafenen, verbuhlten Mädchengesichter, die ihre Nasen an den halb verhängten Fensterscheiben plattdrücken, wetteifert an Leuchtkraft mit den roten, blauen und gelben Schildern, auf denen die verlockendsten Firmen prangen. Alle Biere, Weine und Schnäpse der Welt werden den durstigen Blaujacken verheißen, die so lange nur Salzwasser gerochen haben, und es ist

ein wahres Glück, daß es gleich nebenan, vor der Damenstraße, wo alte Mütterchen in engen Bretterbuden allerlei gesalzene und geräucherte Flossentiere feilhalten, unter den Krabben und Krebsen, Aalen und Stören auch eine schwere Menge wohlthätiger Heringe giebt, vor denen alle bösen Geister des Katers entsetzt Reißaus nehmen.

Diese Bretterbuden erinnern uns plötzlich daran, daß Kiel auch eine Weltindustrie besitzt und durch seinen „Sprott" noch viel berühmter ist als Göttingen durch seine Würste. Die Sprotten werden jedoch in Kiel nur verpackt, versandt und verkauft; erzeugt werden sie auf dem jenseitigen Ufer in dem freundlichen Flecken Ellerbeck, dessen Häuser ebenso wie die der Neumühlen an der Schwentine, der größten Mahlböden der Welt, über das Wasser hinüberschimmern. In Ellerbeck ist beinahe jedes Haus eine Räucherei, in der, an Schnüren aufgereiht, unzählige Fischlein jenen schönen warmen goldbraunen Ton sich aneignen, der sie auch zu einem Leckerbissen für das Auge macht. Dieses Gewerbe muß hierorts uralten Ursprungs sein, denn schon in halb verklungenen Liedern wird von den Ellerbecker Fischerinnen erzählt, die in ihren Einbäumen (ausgehöhlte Baumstämme, die durch Handschaufeln statt der Ruder fortbewegt werden) nach Kiel herübersetzen. Heute besteigen sie einen der Fährdampfer, die fortwährend hinüber und herüber streifen, was zwar weniger poetisch, aber jedenfalls viel bequemer und sicherer ist.

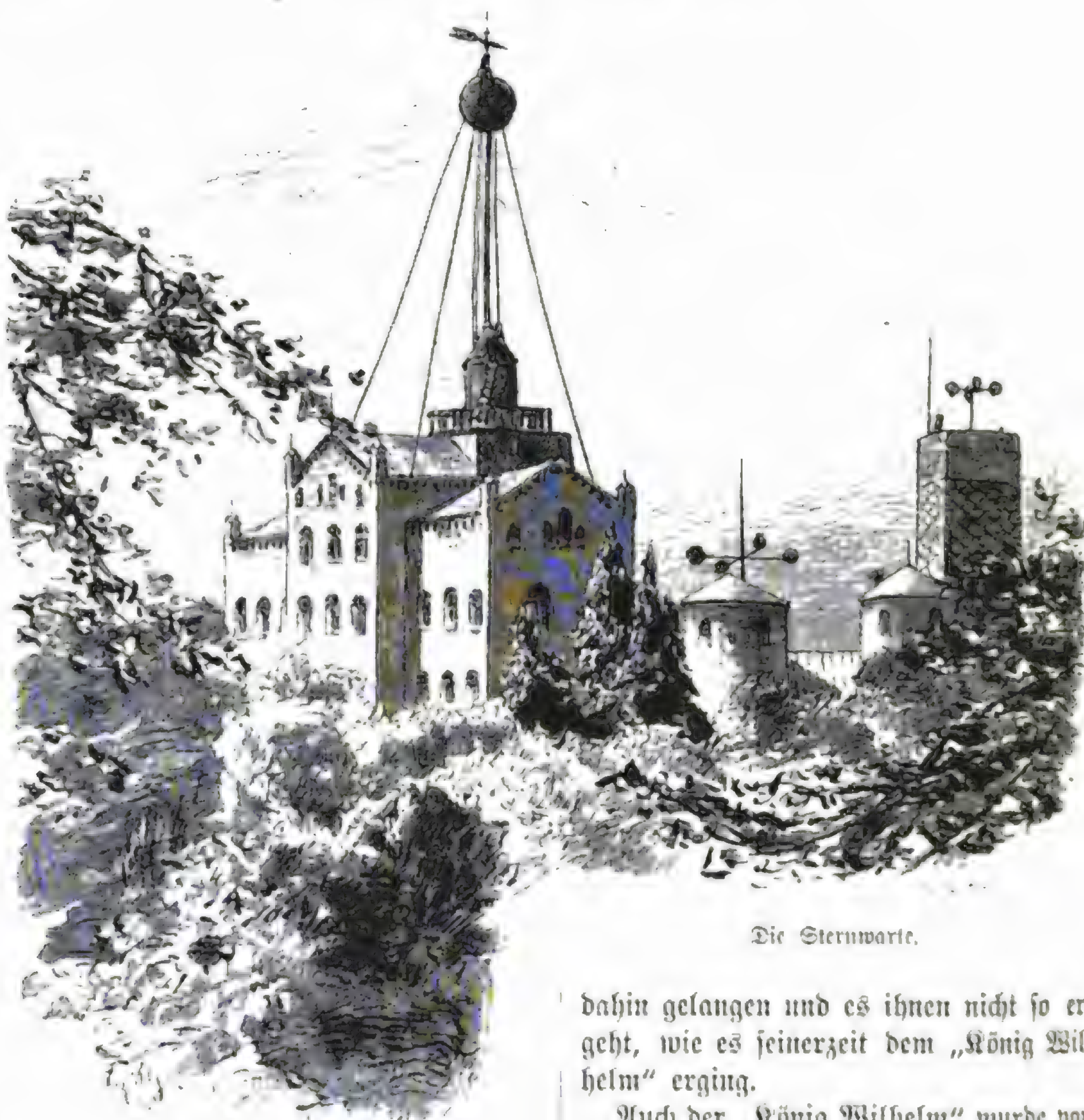
Die Leute von Ellerbeck sind ein tüchtiger Schlag, der die Hände nicht in den Schoß zu legen braucht, da das Meer mit seinen Gaben nicht kargt. In fischreichen Jahren, wie z. B. 1872 eines war, läuft



Düsternbrook und Seebadeanstalt.

ihnen Wochen hindurch täglich eine viertel Million Sprotten in die Netze. Eine solche Ausbeute leitet dann stets die Haute Saison für das stattliche Dorf ein, eine Epoche der Arbeit und des Vergnügens, während welcher eine wohlige Atmosphäre von Frühstück über allen Dächern schwebt. Wessen Geruchsorgan mit einiger Phantasie ausgestattet ist, kann sich da bei einem Spaziergang das hübscheste Stillleben zusammenschnüffeln, dessen nahrhafter Duft hinüberreicht bis in die benachbarte Kaiserliche Werft, welche das Gaardener Ufer dominiert.

Die Kaiserliche Werft ist für die Herstellung der gewaltigsten Panzerschiffe eingerichtet, ein großartiges Institut mit zwei mächtigen Bassins für die Konstruktion der Schiffe, vier Trockendocks, drei Hellingen und zahlreichen Werkstätten für Schlosser, Zimmerer, Tischler, mit Gießereien, Schmiedeöfen und Arsenalen voll artilleristischem Gerät. Das pocht und pustet den ganzen Tag, das schnurrt und hämmert, das stöhnt, rollt, pfaucht, zischt,



Die Sternwarte.

klingt und klappert — eine Symphonie der Arbeit, deren Rhythmus betäubend ist. Und wenn er einen Augenblick lang verstummt, dann klingt und klappert es weiter auf dem Bauplatz der Werftgesellschaft „Germania“, der von der Kaiserlichen Werft nur durch die anmutige Wilhelminenhöhe geschieden ist und mit seiner Umrahmung von hundertunddreißig Arbeiterhäuschen eine Kolonie nie rastenden Fleißes bildet. Während der zwei Jahrzehnte ihres Bestandes hat die „Germania“ an hundert eiserne Schiffe für deutsche, spanische, russische Rechnung gebaut, und nunmehr ist sie dabei, die Torpedoboote auszuführen, welche in den türkischen Gewässern sich zu tummeln bestimmt sind, vorausgesetzt, daß sie jemals dahin gelangen und es ihnen nicht so ergeht, wie es seinerzeit dem „König Wilhelm“ erging.

Auch der „König Wilhelm“ wurde von der Türkei auf einer englischen Werft bestellt. Als er fertig war, fand ihn alle Welt wunderschön, die Hohe Pforte fand ihn sogar geradezu unbezahlbar und infolgedessen bezahlte sie ihn auch nicht. Das Schiff wurde darauf an Preußen verkauft, von dem es auch die Taufe erhielt. Heute bildet es den stolzesten Besitz der deutschen Flotte, trotz der schmerzlichen Erinnerungen, die ihm wie Schatten folgen. Auf einer Übungsfahrt rannte, wie bekannt, der „König Wilhelm“ vor der Küste von Folkestone den zweitgrößten deutschen Panzer „Großer Kurfürst“ in Grund, so daß der letztere mit seinen vierhundertfünfzig Mann binnen acht Minuten versank. Dabei trug der „König Wilhelm“ selbst solche Wunden davon, daß eine dreißigmonatliche Ausbesserung notwendig

Digitized by Google

Digitized by Google

war, die mehrere Millionen kostete. Dieser Verjüngungsprozeß, wobei sein einundzwanzigcentimetriger Stahlpanzer durch Platten von 31 cm Dicke ausgetauscht wurde, ist ihm vortrefflich bekommen. An Dimensionen wird er nur noch von drei Schlachtschiffen, der englischen „Viktoria" und den italienischen „Duilo" und „Re Umberto", übertroffen, aber so breit und lang sein Riesenleib sich ausstreckt, ist er doch ein wundervoller, mit einschmeichelnder Grazie der Form beseelter Bau, dessen Takelwerk von ferne wie ein von Elfenhänden gesponnenes Silbernetz in der Sonne funkelt.

Wenn der „König Wilhelm" nicht auf Reisen ist, liegt er meist in der Bucht von Kiel, da ihm wegen seines Tiefganges von siebenundzwanzig Fuß fast alle deutschen Häfen verschlossen sind. In den letztvergangenen Kaisertagen bildete er die Spitze eines herrlichen Geschwaders, das mehr als die Hälfte der gesamten deutschen Seemacht umfaßte. Alle Typen der Schiffsbaukunst waren in glänzenden Mustern vertreten: die hohen, ganz aufgetakelten Panzer-Schlachtschiffe sowohl wie auch die neuen großen, ebenfalls eisenumgürteten Ausfallkorvetten, darunter die imposante „Bayern", mit ihrem Geschützturm auf dem von Masten und Rahen entblößten Deck, die schlankeren, eleganten Fregatten und die leichten Avisodampfer mit ihren kunstvoll geschnitzten Gallionbildern auf den Steven, die manchmal, wie beim „Blücher" und beim „Fürsten Bismarck", ganz leidliche Porträtköpfe zeigen. Regungslos ruhen diese stolzen Kolosse unter dem blauen Himmel, denn die Wellen kosen nur leise gurgelnd an den Wänden hin und der Wind streicht so sanft, daß er kaum die Flaggen und Wimpeln ins Flattern bringt, mit denen jedes Schiff sich herausgeputzt hat. Nur die kleinen schwarzen Torpedoboote verschmähen jeglichen Schmuck. Sie liegen tief ins Wasser hineingeduckt, nur ein Teil des dunklen Rückens mit dem schwarzen Stumpf von Schorn-

Strandpartie bei Bellevue.

stein ragt hervor. Die ganze Gestalt der kleinen giftigen Ungeheuer ähnelt dadurch derjenigen des Haifisches mit aufrecht stehender Rückenflosse. Wenn sie pfeilgeschwind, wie von Entsetzen gejagt, in dem von ihnen selbst aufgeworfenen Gischtkranz über das Wasser fliegen, so stoßen sie aus der Dampfpfeife ein unheimliches, heiseres, bissiges Gekläffe aus, das wie Verzweiflung, Schmerz, Wut und Bosheit klingt. Es ist ganz, als heulten höllische Ungetüme, denen man auf den Schwanz getreten hat.

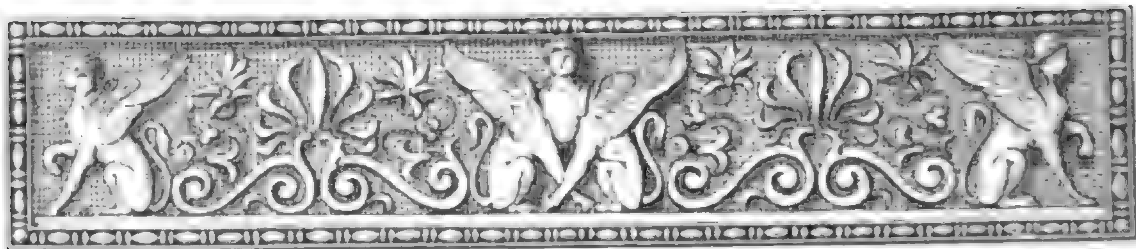
Am besten überschaut man dieses ganze Gemälde auf dem Wege, der von der Stadt nach dem Düsternbrooker Gehölz führt. Die Allee nach Düsternbrook setzt im Schloßgarten ein, dem Schmuckplatze Kiels, auf dem es seine geringen monumentalen Bedürfnisse befriedigt. Auf der einen Seite erhebt sich hier inmitten von grünem Buschwerk das Kriegerdenkmal, eine halbrunde Nische mit einer durchlaufenden Ruhebank aus Stein, über welcher ein Terracottafries von Rudolf Siemering angebracht ist, der in halblebensgroßen Figuren den Aufruf und Aufbruch zum Kampf fürs Vaterland anschaulich und lebendig darstellt. Auf der anderen Seite hat sich das Quartier Latin Kiels etabliert: die Universitätsbibliothek, das chemische Laboratorium, die Anatomie, das Zoologische Museum, das Physiologische Institut und die Akademischen Heilanstalten, allen voran aber das Kollegiengebäude der Universität, ein stattlicher Palazzo im Stile der Frührenaissance, nach den Plänen des Berliner Architekten Gropius errichtet, und von einem reichen Kranzgesimse in der Art des Simone Cronaca überschattet. Auf dem Podest der Freitreppe, vor den Portalpfeilern, stehen als die Schutzheiligen der vier Fakultäten Plato, Solon, Hippokrates und Aristoteles und machen so viel rhetorische Handbewegungen, daß sämtliche Docenten der Hochschule sich daraus mit Gesten versorgen können und dem Professor Hänel sogar noch ein hübscher Rest für den Reichstag übrigbleibt.

Doch was soll alle Kathederweisheit der Welt neben der Weisheit, die hier auf offenem Wege liegt! Was sollen die Blätter aller Regesten und Chroniken neben der lebendigen Chronik, deren Blätter auf den Bäumen wachsen und sich alljährlich erneuern! was die Überreste einer vergänglichen Kunst neben der unvergänglichen Natur, die dem Menschen hier ein zauberisches Fest bereitet hat! Jetzt erst, auf dem Wege nach Düsternbrook, entdeckt man, was für eine schöne Stadt Kiel eigentlich ist. Es ist ganz, als hätte sich eine scheinbar würdige Matrone plötzlich entschleiert und zeigte uns zu unserem freudigen Schreck ein Antlitz voll Jugend, Glanz und berückendem Lächeln. Eine Stunde lang windet sich die Allee vom Schloßgarten zur Höhe empor, in sanfter, gleichmäßiger Hebung, die dem Tritte schmeichelt. Jeder Schritt auf dem mit feinem Kies bestreuten Steige schließt eine neue landschaftliche Überraschung auf; jede Biegung enthüllt links am Wege, wo der Wald die Hügellehne hinanklettert, eine neue Schönheit. Rechts aber, am Rande des Weges, reiht sich Baum an Baum, so daß man wie unter einem festgefügten Dache fürbaß zieht. Die Roßkastanien schaukeln ihre weißen und rosigen Dolden wie Weihnachtskerzchen auf den Spitzen der Äste, die hellen Stämme der Buchen glitzern und gleißen im Sonnenlicht, die weit ausgreifenden Linden streuen dem Wanderer eine Handvoll Blüten als Lenzgruß auf den Hut, und überall, die ganze lange Allee entlang, blitzt zwischen dem Gezweig der glatte Spiegel der See hinauf und lockt den Sinn in fremde, nebelhafte Weiten. Zum Glücke haben sich auch zahlreiche Villen mit wohlgepflegten Vorgärten in den Schatten dieser Laubkronen geflüchtet. In diesen Vorgärten blühen viele, viele Blumen und hinter den Blumen blühen Blondköpfe mit roten Lippen und schelmischen Augen: freundliche Zeichen des Lebens, welche die Phantasie aus ihren weltverlorenen Träumen sofort wieder in die Heimat rufen, die hier einen ihrer paradiesischen Winkel besitzt.

Die sogenannten Sehenswürdigkeiten, die am Wege liegen, wir beachten sie kaum. Was kann auch beispielsweise der imposante Neubau der Marine-Akademie, die ihre ziegelroten Massen protzig auseinanderschiebt, jetzt unserer lyrisch geschwellten Seele bedeuten? Was sind uns die profanen Lockungen der wirtlichen Stätten, unter deren fünfzigjährigen Wipfeln man hundertjährige Beefsteaks verzehren kann, wo wir doch kaum einen Blick haben für die Sternwarte hoch oben und für die „Seeburg" des Grafen von Rantzau, die von Epheu und Schlingkraut umsponnen wie das Schloß Dornröschens am Ufer lagert. In dieser Umgebung, in welcher tausend Linien und Farben harmonisch zusammenlaufen, verliert die Einzelerscheinung ihr Recht. Hätten wir doch fast den alten Herrn unter den dunkelroten Blutbuchen am Ausgange des Schwanenwegs nicht bemerkt, ihn, den doch alle Welt bemerkt. Denn jeder, der an ihm vorbeiwandelt, zieht höflich den Hut, und die schlanke, aufrechte, schöne Greisengestalt mit dem denkenden Kopf hat für jeden einen dankbaren Gruß oder ein freundliches Wort. Es ist Klaus Groth, der gefeierte Dichter des „Quickborn". Auch er hat sich hier sein Nest gebaut, eine stattliche Villa, durch deren gastfreie Räume ein feiner Duft von altem Madeira und jungem Flieder zieht.

Klaus Groth hat seinem Vaterlande manches köstliche Preislied gesungen. Wer nur eine Stunde im Düsternbrooker Gehölz sich umgethan hat, stimmt aus vollem Herzen jubelnd ein. Je weiter man kommt, desto freigebiger offenbart die Natur ihre Reize, desto herrlicher baut sich der Tempel ihrer Wunder auf. Über Wiesen voll leuchtenden Grüns, auf moosbedeckten Pfaden, durch eine Wildnis von Laub- und Nadelholz hindurch schlängelt sich der Weg zum Dianenspiegel und zum Mondspiegel, köstlichen Waldweihern, Schlupfwinkeln der Poesie, über welche ehrwürdige Baumriesen wie schützende Gottheiten ihre knorrigen Arme breiten. In stiller Andacht geht man durch diese Frühlingspracht dahin und wird nicht müde, sich in ihrer labenden Frische zu baden. Und wenn man sich endlich dennoch müde gegangen hat, kann man nichts Besseres unternehmen, als sich auf der Terrasse von „Bellevue", dem höchsten Punkte des Düsternbrooks, niederzulassen. Hart am Ufer fällt der Bergstangensteil zur Wiker Bucht ab und beherrscht ein herrliches Panorama, das meilenweit in die Runde reicht. Rechts unten sieht man, wie der Rauch aus den Dächern Kiels sich langsam in die Höhe zwirnt, am linken Ende des Horizontes schweift der Blick bis an die großen Wellen der Ostsee, dazwischen die Fahrzeuge aller Art auf dem strahlenden Wasser — ein herrliches Bild, und es giebt wahrlich nichts Klügeres, als recht lange da oben zu sitzen, schweigend vor sich hinzuschauen und ab und zu einen guten Schluck zu thun. Zum Schlusse aber leere man, was niemals schaden kann, noch ein volles Glas auf das wachende Auge des Reiches, auf Kiel, die in aller menschlichen Bethätigung rührige, im Wissen starke, in Krieg und Frieden aufrechte Stadt, die in frohem Selbstbewußtsein auf ihr Siegesdenkmal die Worte setzen durfte:

In Arbeit einig und in Wehr —
Ein Haus, Ein Volk, Ein Heer!



Harmlose Skizzen aus Konstantinopel.

Von

Helene Böhlau.

III.

Wie die bösen Türken sind.

In der Nähe des englischen Gesandtschaftspalais kreuzen sich vier enge Straßen. Da, gerade vor dem Balyk-Bazar, auf dem die Hunde, die Enakskinder, von denen ich schon erzählte, wohnen, die sich von Fischköpfen überreichlich nähren, loderte ein mächtiges Feuer am Vorabend des griechischen Johannisfestes. In diesem Jahr fiel gleichzeitig der dritte türkische Beiramstag. Die Griechen warfen große Körbe in das Feuer, lauter alte Körbe, die das ganze Stadtviertel das Jahr über gesammelt hatte. Es türmte sich Korb über Korb, und die Flammen loderten gen Himmel, die Funken sprühten über die Dächer hinweg, trotzdem an Konstantinopel Feuersbrünste unausgesetzt zehren. Das aber kümmerte die leichtsinnigen Griechen wenig, die sprangen durch die Flammen, johlten und sangen auf ihre klanglose Art durch die Nase und dachten wunder, wie herrlich sie's könnten.

Es war eine Glut auf dem engen Platze. Im Sträßchen links loderte wieder ein Feuer; in einem Gäßchen, in dem man sich nicht ausweichen konnte, wieder eins; und dort, in jener dunklen Schlucht von Häusern, abermals eins, und so fort und fort. Es war, als sollte Konstantinopel in Flammen aufgehen.

Die türkische Polizei mochte das arge Feuerwerken und Springen der Griechen für gefährlich halten, kam mit Spießen und Stangen, verzerrte, löschte und dämpfte das Feuer vor dem englischen Palais und ärgerte die Griechen damit zum vierhundertdreiunddreißigstenmal, seitdem die Türken an einem heißen Maitage die Stadt Konstantins unter ihre Herrschaft brachten.

Auch diesmal wurden die Griechen mißlaunig und brummten und fachten ihre Feuer wieder an, sowie die Wächter, die Bekdschi, den Rücken gewendet hatten. Die türkische Polizei aber, welche zu den Volksstämmen gehört, die von einer Feier der Sonnwende nichts wissen wollen, wurde von den Griechen ihrerseits zum vierhundertdreiunddreißigstenmal geäfft, und sie führte deshalb einige der ärgsten Feuerrüpel mit unverkennbarem Vergnügen in Gewahrsam ab.

An diesem Abend war der braven Polizei aber eine ganz besondere Bescherung vorbehalten.

Unter den springenden und derart die Sonne feiernden Griechen hatten sie einen Türken erwischt, welcher, wie es schien, vom Beiramsvergnügen nicht genug bekommen hatte und nun mit den Griechen harmlos weiter that, und der zwar ganz hervorragend schrie und sprang und so

seiner Würde, die er sich als Moslem schuldig war, vollkommen vergessen hatte.

Über diesen Vorfall und traurigen Anblick waren die Glaubensbrüder augenscheinlich sehr betreten, denn es ist selten, daß dergleichen geschieht, daß sie einen Moslem würdelos finden. Sie berieten miteinander, wie sie den Schlingel, der in Turban und Kaftan abscheulich heiter, gedankenlos und pflichtvergessen um das Feuer sprang, am unauffälligsten entfernen könnten; denn die Griechen sind ein boshaftes Volk und hatten ihr Vergnügen an dem lustigen Türken und der unschlüssigen Polizei.

Endlich, nach langem Überlegen, währenddem der Moslem ruhig weiter frevelte, traten vier rüstige Kerle hervor, packten den Delinquenten wie der Blitz und führten ihn fort, so schnell und sicher, daß er es selbst kaum gewahr wurde und daß die Griechen keine Zeit zu schlechten Bemerkungen hatten. Aber welches Entsetzen ergab sich: der vom Feuer, den Späßen und vielleicht gar von einem ungewohnten Glas Wein, zu dem die unnützen Peroten ihn beschwatzt hatten, verführte Moslem war aus seiner Heiterkeit durchaus nicht zu bringen, sondern er sang und jubelte, vor der Polizei herspringend, auf das harmloseste weiter, zu deren unverkennbarem, aber schweigendem Entsetzen.

Wir gingen der wunderlichen Eskorte nach und hatten unser Vergnügen daran. Wie ein unartiger Junge, der gestraft werden soll und durch sein Benehmen zeigen will, daß er gerade deshalb bester Laune ist, daß ihm nur diese Strafe gefehlt habe zu seiner vollen Glückseligkeit, so benahm er sich. Ich habe nie solche Versunkenheit im Wohlbefinden wie bei diesem Türken an irgend einem erwachsenen Menschen gesehen.

Die Züge aus dem türkischen Leben, die ich hier erzählen will, die mir aufgefallen sind, sollen durchaus nicht beweisen, daß meine Meinung ist, die Türken wären ein auserwähltes Volk, was ihre Einrichtungen, Gebräuche und Sitten betrifft. Wie überall giebt es auch hier starke Nachtseiten. Ich will nur von dem äußeren Leben erzählen, was sich jedermanns Blicken darbietet. Und das ist derart, daß es meine volle Sympathie in Anspruch nimmt. Mir ist kaum etwas aufgestoßen, was mir nicht gefallen hätte — ich meine auf Straßen und Gassen.

Die türkische Bevölkerung hat allerdings eine für sie vorteilhafte Folie an den Levantinern, die, trotzdem sie schöne Menschen sind, auf uns, wie auf andere auch, einen nicht angenehmen Eindruck machten. In ihrer Art, sich zu kleiden, zu bewegen und zu sprechen, tragen sie etwas Übertriebenes an sich. Ihr Wesen macht auf den ersten Blick den Eindruck, als stände von ihnen viel Schlauheit, Heftigkeit und Leichtsinn zu erwarten. Und dieser erste Blick hat sich für uns auch im Verkehr mit ihnen so ziemlich bestätigt. Sie sind in ihrem ganzen Benehmen wahre Katzen, die Türken hingegen gute, treue Kameraden.

Wenn man so eine Griechin (Perotin), ausstaffiert mit allen Raffinements der Mode, auf der Straße stolzieren sieht, da sagt jeder Schritt, jedes Bewegen: „Seht mich an! Um Gottes willen, seht mich an! Wie ich schön bin — nein, wie ich schön bin — ich sage euch, außerordentlich schön! Jede andere ist nichts gegen mich. Ich wollte, jede andere verdürbe, verrunzelte, verschwände — nur ich, nur ich, nur ich — nur ich, hört ihr denn nicht!“ So schnatternd, rauschen die Falten um sie her, wippt ihr Kleiderbausch, flattern die Bänder auf ihrem Riesenhut. Und denselben Redensarten und denselben Gesinnungen begegnet man hundertmal des Tages.

Nun sehe ich Türkinnen, eingehüllt von oben bis unten, und oft reizend eingehüllt in rosaseidene Feredsche, den duftigen Schleier dicht geschlossen.

Wenn es auch einigen hin und wieder gelingt, sich so zart wie möglich zu überdecken, so daß der Schleier eher verschönt als verbirgt, so bleibt die ganze Erscheinung dennoch bescheiden und anspruchs-

los, und das zarte, halb verborgene Gesicht macht den Eindruck einer schönen unschuldigen Blume.

Man sollte einmal die jungen türkischen Mädchen, in weiße Gewänderchen und weiße Schleier eingehüllt, am Bosporus gehen sehen, Hand in Hand, eine ganze Reihe, schlank und zierlich, wie Kinder unbeachtet, so wird man wohl verstehen, welcher Zauber darin liegt, daß sie nicht prahlen und herausfordern können; daß sie es auf ihre Art thun, mag sein, aber die Form, in der sie es thun, ist unendlich zart und mit keinem Hauch profan.

Ich muß gestehen, daß ich hier vor unserer Mode einen wahren Schreck bekam; ähnlich, wie es vielleicht den alten Griechen gegangen sein müßte, wenn sie plötzlich die Karikatur unseres Jahrhunderts unter sich stolzieren gesehen hätten.

Es giebt unter den Türkinnen viel harmlos hübsche Gesichter, wie bei uns ebenfalls, auch viel überraschend schöne, wie bei uns nicht.

Ein solch wunderschönes Mädchen von elf bis zwölf Jahren, mit der geheimnisvollsten Gesichtsbildung, ganz in Weiß gekleidet, in ein Schleierchen gehüllt, saß neben zwei jungen Weibern, die allerlei Einkäufe zum Beiram gemacht hatten, in dem Dampfschiff, das den Bosporus befährt. Sie saßen, wie das nicht anders möglich ist, in der Frauenabteilung, im Harem, und waren guter Dinge. Komischerweise hatten sie alle drei schwarze Glacéhandschuhe aus Konstantinopel mitgebracht und probierten dieselben mit einer großen gegenseitigen Bewunderung an. Sie packten allerlei Herrlichkeiten aus, lauter Kindereien: ein paar grasgrüne Flortüchelchen, ein paar einzelne Schnupftücher, ein paar gemachte Blumen, waren aber ganz beglückt darüber und legten alles wie eine Bescherung vor sich auf den Boden. Da kam ein Schekerdschi, ein Zuckerbäcker, im Verkaufseifer, hob die trennende Leinwand des Harems, trat mitten in die Herrlichkeiten der drei hinein und berührte irgend etwas davon mit der Fußspitze. Darüber war großer Jammer. Der Schekerdschi lächelte verlegen. Da stellte sich das junge wundervolle Mädchen hin und sagte ihm mit einer unbeschreiblichen kindlichen Vornehmheit: „O, was lachst du da, wenn du uns die schönen Sachen zertrittst!“ Dabei klang ihre Stimme ganz durchdrungen von Trauer und Zorn. Sie benahm sich wie in einem Märchen.

Gleich darauf hielt das Dampfschiff; ein Matrose kletterte von außen herein in die Frauenabteilung, um an dem Zelte etwas zu befestigen, und kletterte gleich zurück über die Brüstung des Schiffes in ein Kaik.

Dieses Manöver mochte den Türkinnen als außerordentlich gefährlich erscheinen. Sie sprangen alle auf, beugten sich über das Schiff hinab, die eine hielt sich die Augen zu, die andere legte vor Besorgnis und Schreck die Hand aufs Herz, und alle drei riefen ihm auf das ängstlichste zu, sich in acht zu nehmen, so anmutig, so ganz hingenommen von der Gefahr, in der sie den hübschen Matrosen glaubten. Es war ein liebenswürdiger, reizender Anblick von bezaubernder Naivetät, ein Bild wie aus einem vergangenen Jahrtausend, ein Chor aus einem griechischen Schauspiel.

Weniger anmutig gekleidet wie die erwachsenen Türkinnen sind ihre kleinen Töchter, die noch nicht verschleiert gehen, die in den sonderbarsten grellen seidenen Fähnchen stecken, komisch modern, womöglich in Schleppe und mit gemachten Blumen besteckt. Gewöhnlich tragen die Geschöpfchen orangefarbige, rosa oder grasgrüne Atlaskleider, eng wie Schläuche, so daß sie kaum darin trippeln können, und mit Spitzen und Federn sind sie bedeckt wie Götzenbilder.

Ich habe beobachtet, auch auf dem Dampfschiff, mit dem ich oftmals den Bosporus entlang fuhr, daß die Begrüßung zwischen Erwachsenen und Kindern etwas ganz besonders Herzliches an sich trägt, von seiten der Kinder zuthunlich ehrfurchtsvoll und von seiten der Erwachsenen liebenswürdig-besorglich. Hauptsächlich liebenswürdig sind die Männer

zu den Kindern. Da sieht man allerliebste Scenen und Gruppen. Beinahe täglich begegne ich unter den alten Cypressen vor der Asmali-Mesdjid einem stattlichen Türken, wie man sich Ali Pascha von Janina vorstellen könnte oder irgend einen gewaltthätigen Kurdenhäuptling von mächtigster Gestalt, in weitem Kaftan, weißem Turban, mit schwarzen blitzenden Augen, Adlernase und schwarzem langem Bart. Dieser Mensch, der aussieht, als stecke sein Kopf voll aufrührerischer Ideen und als wäre bei ihm alles auf Gewalt und Kampf gerichtet, trägt immer in zärtlicher und rührender Weise, wenn ich ihm begegne, an sein Ohr gedrückt ein winzig kleines Kindchen, ein wahres Wachspräparätchen von einem Kind, weiß, durchsichtig, fast nicht größer als der braune dunkle Kopf, an den es angeschmiegt ist. Und der Türke trägt es so würdig, so hingebend und so unbeschreiblich behutsam. Aber nie habe ich ihn anders gesehen als mit dem Kind an der bärtigen Wange. Der Anblick wird mir unvergeßlich sein. Dies Übermaß von Kraft, Vorsicht und rührender Zärtlichkeit!

In der ersten Klasse auf dem Dampfschiffe sieht man oftmals würdige Väter mit ganz kleinen Kindern auf dem Arm. Sie finden ihre Bekannten, und augenblicklich ist das Kindchen dem Vater von dem Arm genommen und irgend ein anderer ehrenwerter Efendi hat es auf dem seinen, wandelt mit ihm auf und nieder, bemüht sich, es zum Lächeln zu bringen, liest ihm aus einer Zeitung etwas vor, kauft ihm vom Schekerdschi einen kleinen guten Bissen, schaukelt es, wiegt es und treibt das so lange, bis wieder ein anderer ihn bittet, ihm das Kindchen ein wenig zu geben. Dabei sind diese ernsten Männer von solch einer anmutigen Heiterkeit und Liebenswürdigkeit und scheinen sich wirklich an dem kleinen Ding von Herzen zu erfreuen.

Wenn ein Türke seinen Sohn oder kleinen Freund auf der Straße an der Hand führt, so thut er es mit der größten Hingabe, und man sieht seinem Benehmen an, daß er einen äußerst wertvollen und geliebten Gegenstand zu beaufsichtigen hat.

Zwischen den jungen und alten Leuten mag hier ein kameradschaftlicheres Verhältnis bestehen als bei uns, und dennoch ein ebenso von einer Seite ehrerbietiges und von der anderen gütiges wie bei uns.

Hier fällt mir ein: die militärische Vorbereitungsschule eröffnete eben ihre Ferien, eine Unzahl halbwegs europäisch gekleideter Kadetten strömte heraus, jeder das erlangte Zeugnis in der Hand. Draußen stehen die würdigen Väter. Jeder empfängt den erwarteten Liebling mit auffallender Rührung und Zärtlichkeit, läßt sich von ihm ehrerbietig begrüßen, wirft einen Blick in das Zeugnis und ruft freudig erstaunt: „Masch Allach! Masch Allach!“ („Du hast es brav gemacht, mein Sohn!“) Dann herzt und küßt er sein Söhnchen, seinen künftigen Pascha, und zieht triumphierend mit ihm ab.

In einer großen, dämmerigen griechischen Weinhalle am Abend — die Halle war von ein paar Lampen unbestimmt erleuchtet; gewaltige Krüge, die alten Mischkrüge, standen an den Wänden, Fässer waren übereinander getürmt, lange Tische, aufgereiht für die Gäste; über dem Tisch, an dem der Wein verschenkt wurde, hingen frische und gemachte Rosen und Lilien zwischen braunen Lorbeerzweigen — in dieser Halle sahen wir einen sehr schön gewachsenen Griechen zum Klange einer Flöte langsam einem kleinen Knaben vortanzen, um ihn anzufeuern, es ihm nachzuthun. Er war ganz versunken in sein Vorhaben und wahrhaft unschuldsvoll beglückt und freudig, als der kleine Bursche endlich die Arme hob und täppisch und wackelig ihm die Bewegungen nachahmte. Dieses Bild hätte einen Künstler, der den Hermes, den kleinen Bacchus auf den Armen, geschaffen hat, begeistern können.

Auf Schritt und Tritt begegnet man hier liebenswürdigen Auftritten in der Art, wie ich sie beschrieben habe, zwischen Männern und Kindern, Tier und Menschen. Die Frauen allerdings gehen un-

beteiligt an dem Treiben einher, und es ist von ihnen für den, der nur ihr Erscheinen im öffentlichen Leben kennt, wohl kaum mehr zu sagen, als ich gesagt habe. Doch vergesse ich nicht ihren reizenden Anteil, den sie an dem Bilde haben, das uns die Vergnügungsorte der Türken, die am Freitag besucht werden, bieten, und will seiner Zeit davon berichten.

Hier will ich nur sagen: Wer am Freitag in der Umgegend von Konstantinopel wandert, der hat ein wunderbares Bild vor Augen; geht er an den gewaltigen, zerklüfteten Mauern Konstantinopels hin, z. B. nach Jedikulle, dem Schlosse der Sieben Türme, zu, das zwischen Granaten- und Feigenhainen sich starr gen Himmel erhebt, so gewahrt er dort ein Sichbewegen von leuchtenden Riesenblumen. Das sind die in grelle Farben gehüllten Türkinnen, die dort lustwandeln, die in den Höhlen der Mauern sitzen und in das Meer hinausblicken. Sie hocken in großen Reihen und Kreisen und sehen von fern wie Ketten von Früchten und Blumen aus; oder ihre Gewänder schimmern zwischen den Granatenbüschen, unter denen sie sich gelagert haben, um auf einem ausgebreiteten Tuche ihre Mahlzeit im Freien zu halten, hindurch. Es ist ein lieblicher, märchenhafter Anblick.

Ich erinnere mich, daß wir im Fastenmonat Ramasan, in dem die Freitagsspaziergänge nicht gehalten werden, weil jedermann tags über nicht essen, trinken und rauchen darf und daher keine Kräfte zu verschwenden hat, vor Sonnenuntergang nach dem Thal Göksu, von den Europäern das Thal der süßen Wasser von Asien genannt, im Kaik fuhren. Dort ist gewöhnlich unter den herrlichen Sykomoren, die eine große Wiese beschatten, am Freitag regstes Leben. An diesem Tage aber lag alles in Einsamkeit und Stille. Einsam lag der ganz aus weißem Marmor erbaute Palast des Sultans, einsam die reizende Fontäne davor mit ihrem weit vorspringenden Dach, ihren schimmernden Marmorwänden, goldenen Inschriften und in Stein gehauenen Blumengewinden. Die Nachtigallen schlugen fast berauschend, und Frösche quakten geheimnisvoll dazwischen. Es war, als dröhnte eine mächtig gespannte Saite unaufhörlich. Der Bosporus wälzte seine Fluten, zwei Meere verbindend, gewaltig vorüber; die Wipfel der alten Bäume wurden von einem leichten Winde sanft bewegt. Man konnte sich nichts Schöneres und zur Ruhe Einladenderes denken als das Thal der süßen Wasser von Asien.

Nahe am Ufer des Bosporus auf der frischen Wiese saß eine türkische Frau, ganz in Weiß gekleidet, im weißen Schleier mit ihrer Tochter, einem schönen Mädchen, auch schneeweiß angethan. Sie hatten ein Tuch zwischen sich gebreitet mit ihrem Abendbrot. Es lagen auch Cigaretten bereit, und alles war auf das zierlichste geordnet. Ein großer Rosenstrauß stand mitten auf dem Tuche. Zwei gelbe Hunde lagen neben den Frauen. Aber niemand griff nach der einladenden Mahlzeit, sondern Hunde und Mutter und Tochter blickten hinaus, den Fluten des Bosporus nach, des Ramasans wohl eingedenk. Da mit einemmal dröhnte der erlösende Kanonenschuß von Rumili-Hissar herüber und wälzte sich donnernd über dem Wasser mächtig nach, und im Moment des Schusses griffen die Frauen nach den ersten Bissen und führten sie zum Munde, und die Hunde spitzten die Ohren, der Brocken wegen, die für sie abfallen würden. Der Schuß aber bedeutet, daß die Sonne gesunken und damit das Fasten für diesen Tag geendet sei; denn von Sonnenaufgang bis -Untergang ist es im Ramasan dem Moslem verwehrt, zu essen, zu trinken, zu rauchen, ja selbst den Duft einer Blume einzuatmen; von Sonnenuntergang aber bis drei Stunden vor Sonnenaufgang darf er sich seines Lebens und guten Appetites freuen, und das thaten die beiden Frauen, Mutter und Tochter, die sich zu ihrer Mahlzeit nach langem Hungern diesen reizenden Aufenthalt so lebensfreudig gewählt hatten.

Nun will ich, da es mir gerade bei-

fällt, erzählen, wie komisch und ganz absonderlich die Türken betrügen, anders wie die Deutschen, die es ehrbar thun, anders wie die Russen, die es unangenehm thun, anders wie Franzosen, Engländer, Italiener, denn es hat mit dem Betrügen der Türken eine ganz eigene Bewandtnis. Mohammed hat es ihnen verboten. Ein Türke darf nichts nehmen, das nicht sein eigen ist und das man ihm nicht giebt. Das darf nun allerdings ein Deutscher auch nicht, von Moral und Religions wegen, ein Engländer, Russe, Franzose, Italiener auch nicht; aber sie thun es, jeder nach seiner Natur, so versteckt wie möglich nach Menschenart — und ein Türke thut es auch; aber er gedenkt dabei seines Propheten und folgt ihm dennoch. Kaufst du etwas von einem Türken, so sagt er einen sehr hohen Preis, und du hast die Mühe, abzuhandeln, bis es so einigermaßen stimmt. Währenddem stöhnt und beteuert der Türke, daß du ganz erschrecklich handelst, und sagt dir, daß es unrecht sei, so genau zu sein. Endlich aber ist es so weit, wie du willst. Du zahlst ihm. Er muß dir herausgeben. Er thut's auch; aber wie langsam! Ein Stück, dann noch ein Stück, dann noch ein Stück; dann sieht er dich freundlich an, wie ein Kind, das dir etwas abbetteln möchte, und sagt: „Ta-mam" („Nun wäre es genug, dächte ich"). Du hältst aber deine Hand unentwegt hin, so lange es dauern mag; da kommt endlich mit einem großen Seufzer noch ein Stück. Das giebt er dir mit einer Miene, als wollte er ganz gönnerhaft sagen: Siehst du, da hast du noch etwas; nun geh aber. Aber es ist noch nicht genug, er muß noch etwas herausrücken; und er thut's auch, aber noch viel schwerer. Nun bleibt das letzte Stück, das er dir noch schuldig ist. Statt dessen fängt er an, dich auf die Schulter zu klopfen, ganz herzlich, schlau und vergnügt, im Fall du nämlich ein „eji adam", ein guter Mann, bist; bei einem „Hanym", einem Weibe, würde ein Orientale dergleichen Bekräftigungsmittel nie wagen. Er zeigt dir auch dein Geldstück, hält es hoch, dreht es um, steckt's wieder ein, lächelt dich an, möchte dich am liebsten streicheln, und das Ende vom Lied: er behält sein Stück. Er hat dich auch nicht betrogen — Gott bewahre! er hat nur versucht, wer es am längsten aushält. Und da dem Orientalen, wie alle Lehrbücher sagen, die Zeit nichts ist, so kann er einem Menschen, der es eilig hat und der durch die Zeit mehr verliert als durch den Piaster, leicht etwas abdrängen und betteln — und „drängen und betteln" hat Mohammed nicht verboten. Aber der Türke hat doch ganz wohl im Auge, was sein Prophet von ihm will.

Mohammed hat sein Volk zum Beispiel auch reinlich haben wollen; und man sollte sich einmal nach einem schmutzigen Türken umsehen! Die Lumpen des armseligsten Bettlers, an dem keine Hand breit ehrlich festes, ungeflicktes Zeug zu finden ist, strahlen von Weiße und Sauberkeit.

Mohammed hat sein Volk erbarmungsvoll, auch erbarmungsvoll gegen die Mitgeschöpfe, die Tiere, sehen wollen — und die Türken folgen auch hierin ihrem Propheten.

Nie wird man ein Tier auf den Straßen Konstantinopels von türkischen Händen gequält sehen. Ich glaube, man kann versichern, daß dergleichen nie geschieht. Im Gegenteil wird man auf Einrichtungen treffen, die allerlei Getier das Leben erleichtern soll. Überall findet man steinerne Näpfe und Tröge, mit Wasser gefüllt, für Hunde und Vögel. Ich beschrieb schon, wie freundlich eine Hündin mit ihren Jungen versorgt wird. Wenn man sich ein solch niedliches überdachtes Nest betrachtet, kommt gewiß der Türke angegangen, der dafür gesorgt hat, lächelt den Beschauer an und die kleine Gesellschaft und macht die Honneurs — und meistens ist's ein armer Schlucker, der sich den Napf Milch für die Hündin selbst abgespart hat.

Nicht nur Getier und Gevögel bedenken sie mit Wasser und allerlei Wohlthat, auch für die Kinder und Armen wird an

heißen und kalten Tagen auf der Straße gesorgt. So stehen z. B. im Winter Kohlenbecken für die Bettler auf der Brücke. An heißen Tagen schicken die Moscheen Männer aus, die, ganz in Leder gekleidet, den großen Wasserschlauch auf dem Rücken, jedermann unentgeltlich, besonders aber den Kindern, gutes Quellwasser aus metallenen, mit Koransprüchen verzierten Schalen reichen. Wir haben oftmals solch einen alten Wasserträger beobachtet, wie er von kleinen durstigen Türklein umgeben war und sie wahrhaft liebevoll bediente.

Alles geht hier unscheinbar, ohne Prahlerei vor sich, mit wenig Wichtigthun, daß man sich verwundert, wie es ohne unsere vielgerühmte Christenliebe zu stande kommt.

Ein wunderliches Kapitel geben die Bettler hier ab. Den tief ergreifenden Gesang der blinden Bettler hört man oft auf den Straßen. Und wenn in der Dunkelheit solch ein armer Blinder durch die engen Gassen Peras schleicht und man den klagenden Gesang vom Zimmer aus erst ganz entfernt, dann immer näher kommen hört, gehen diese schmerzlichen, wahrhaft ergreifenden Töne durch Mark und Bein. Es ist, als schliche das Elend der Menschheit an den Fenstern vorüber. Anfangs überwältigt jedesmal dieser Eindruck, später wird man es gewöhnt und hört kaum mehr darauf. An unseres Herzens Härtigkeit ist allein die Gewohnheit schuld.

Rätselhaft und unbegreiflich ist es, wie die Blinden in dem ungeheuren Treiben hier sich sicher bewegen. Sie gehen meist ungeleitet und tasten sich mit ihrem Stocke vorwärts, bergauf und bergab, zwischen Wagen, Pferdebahnen und Droschken, Reitern und Fußgängern hindurch. Einem Sehenden wird es schwer, sich hier ungefährdet durchzuwinden. Wie oft aber habe ich gesehen, daß ein Blinder in der Pferdebahn, die durch Stambul fährt, unentgeltlich mitgenommen wurde.

Einmal erlebte ich, daß der Conducteur so einem Armen, der sich mühsam die schmale Treppe herauf- und in den Wagen hereingetastet hatte, Geld zu dem Fahrbillet abforderte. Der Blinde schüttelte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß er kein Geld habe. Er that dies einfach und ohne jede Befürchtung, daß man ihn von seinem Platze weisen würde; wie es ungefähr bei uns jemand thun würde, der wohlbekannt und reich ist und nur durch Zufall kein Geld bei sich hat, und dem der Conducteur verständnisinnig, süß lächelnd versichert: „Schadet nichts, macht nichts, Herr Baron — ein andermal, ein andermal.“ Wehe aber dem Armen, und wenn es ein Blinder wäre, der dasselbe bei uns wagen würde, wie er es hier wagen kann! Der Conducteur, der dem Blinden das Geld abforderte, wurde von einigen Insassen des Wagens gehörig angelassen: „Nun, was ist denn der? Bist du denn richtig bei Verstand, daß du Geld von ihm nehmen willst? Schämst du dich denn nicht?“ Ein anderer wieder frug: „Bist du denn kein Mensch — was bist du denn? Wir werden dich bei deinem Brotherrn verklagen! Wir werden ihm sagen, was für einer du bist!“

Ich habe in der Pferdebahn außerdem auch bemerkt, daß ein armer Schlucker zu seinem Nachbar sagt, wenn dieser die Börse zieht, um sein Fahrgeld zu entrichten: „Du, bezahl' auch für mich!“ und es geschieht darauf wie etwas Selbstverständliches, nicht etwa mit der Miene, als gäbe der Wohlhabende dem Armen ein Almosen. Es ist der Rede und des Dankes nicht wert, was zwischen den beiden vorgeht.

Es liegt hier oft eine große Vornehmheit und Liebenswürdigkeit im Geben sowohl wie im Verlangen.

Da sah ich einmal einen in Lumpen gehüllten prächtigen Alten; der bettelte bei den Gästen eines Kavedschis, die unter einer jener schönen Platanen saßen, Kaveh tranken und den Tschibuk rauchten; und auf jeden, von dem er eine kleine Gabe erhielt, träufelte er aus einem schlanken, langhalsigen Fläschchen als Dank ein paar Tropfen Rosenwasser.

Was ich hier erzählte, ist einfach und wahr, jedermanns Augen zugänglich, das, was man auf Straßen und Gassen sieht. Aber wahrhaftig, danach zu urteilen, muß man sagen, daß die Türken das Andenken ihres Propheten ehren und seine Gesetze befolgen. Kein Betrunkener ist zu sehen, keiner, der in Schmutz und Widerwärtigkeit anderen zum Ekel einherläuft, kein unehrbares, unwürdiges Benehmen, kein aufgeputztes, herausforderndes Frauenzimmer, kein empörender Anblick, den ein gequältes Tier veranlaßt, alles ruhig, würdig und einfach.

Hier, ganz zum Schluß, noch etwas, das freilich über den Rahmen, in den ich dieses kleine Bild gepaßt habe, hinausgeht, ein sonderbares Rechtsverfahren, das aber einen tiefen Blick in die Verhältnisse dieses Landes thun läßt. Es handelt sich darum: Wem wird vor Gericht recht gegeben, dem armen Schuldner oder dem reichen Gläubiger, der sein gutes Recht hat, zu fordern? Die Frage scheint sich selbst zu beantworten: Dem natürlich, dem das Recht gebührt. Hier aber ist ihre Beantwortung, für unsere Begriffe, unbedingt eine überraschende.

Dem Armen, der nicht zahlen kann, dem gehört hier Schutz und Beistand und günstiger Rechtsspruch. Da heißt es folgendermaßen. Der Richter fragt einen Hausbesitzer, welcher seinen Mieter, der ihm nicht gezahlt, aus dem Hause gewiesen und ihn verklagt hat: „Weshalb hast du ihm verweigert, weiter bei dir zu wohnen?“ — „Weil er mir den Mietzins schuldig blieb.“ — „Nun, that er es aus bösem Willen? Ist er ein Räuber, ein Betrüger? Ist er denn einer, der dich betrügen und um dein Hab und Gut bringen will? Wenn er das ist, so thatest du recht; wenn er das aber nicht ist, sondern ein Armer, den Allach dir sendete, so hast du unrecht gethan, ihn zu verstoßen und zu verklagen; und wenn es sich erweist, daß er wahrhaftig ein Armer ist, wirst du ihn wieder bei dir aufnehmen. Was bist du für einer, daß du gegen die göttlichen Gebote zu handeln wagst!“ Und dem Hausbesitzer bleibt nichts übrig, als seinen schlechten Zahler, wenn es sich als gewiß herausstellt, daß er unfähig ist, seinen Gläubiger zu befriedigen, wieder bei sich aufzunehmen.

Dergleichen, daß ein Moslem ausgepfändet wird, so etwas kennt man hier nicht.

Mit Vorliebe aber nimmt ein Hausbesitzer Ausländer in sein Haus auf. „Die sind schutzlos, mit denen laufen wir keinerlei Gefahr, die haben niemanden, der für sie einsteht. Im Gegenteil, die Leute aus ihrem Konsulate kommen und helfen uns dazu, ihre eigenen Landsleute hinauszuwerfen. Das Konsulat verkauft auch die Sachen der Ausgesetzten und bezahlt sich und uns damit. Wir loben uns die Ausländer; aber Allach erbarme sich ihrer, was sind das für Menschen! Die finden bei uns mehr Erbarmen als bei ihresgleichen.“

Und den Türken will es gar nicht zu Kopfe, daß das, was bei ihnen nicht geduldet, was als Schmach angesehen wird, wenn ein Wohlhabender gegen einen Armen, der ihm schuldig ist und nicht zahlen kann, klagbar wird, daß dasselbe bei einem anderen Volke vortrefflich und in Ordnung ist und kein Mensch Schlimmes darin sieht.

Es wäre ganz interessant, von dem Standpunkt eines gut unterrichteten Moslem aus unsere europäischen Verhältnisse zu betrachten. Ich glaube, daß diese Betrachtung einigermaßen Verwunderung erregen würde. Ich habe hier oft Gelegenheit gehabt, durch türkische Anschauung auf unsere Verhältnisse zu blicken. Hier aber ist der Platz nicht, solch weitgehende Erfahrungen auszuführen, und ich habe mir dies daher für andere Zeit und andere Stelle aufbewahrt.

Pietro Aretino.

Eine litterar-historische Studie

von

Albert Schultheiß.

Daß in Italien zuerst sich der Bruch vollzog mit der Überlieferung des Mittelalters, und daß von dort aus den übrigen Kulturvölkern Europas die Morgenröte einer neuen Zeit aufgehen sollte, ist eine Behauptung, welche ernstlich heutzutage wohl von keiner Seite her bestritten werden dürfte. Der durch Jahrhunderte hindurch dauernde Kampf zwischen Papsttum und Kaisertum gebar eine Vielheit politischer Gestaltungen, Republiken und Tyrannien, und in diesem Umstand liegt, wenn nicht der einzige, so doch der mächtigste Grund der frühzeitigen Ausbildung des Italieners zum modernen Menschen. Die theologisch-ethische Anschauungsweise des Mittelalters stieß, angekommen auf dem Gipfel ihres widerspruchvollen Daseins, hart gegen den Positivismus, wie ein Politiker, Macchiavelli, ein Historiker, Guicciardini, ihn zu bilden sich vermaßen, und nach erbitterten Kämpfen vollzieht sich die Schaffung einer rein menschlichen und natürlichen Welt, deren Mittelpunkt der individuelle Egoismus ist, dem alle moralischen, gesellschaftlichen Beziehungen sich willenlos unterzuordnen haben. Zuerst entwickelt eine solche Gewaltherrschaft die Individualität des Tyrannen, des Condottiere selbst in höchstem Grade, sodann diejenige des von ihm protegierten, aber auch rücksichtslos ausgenützten Talentes des Geheimschreibers, Beamten, Dichters, Gesellschafters. Für diese Behauptung liefert die politische sowohl, als die Litterargeschichte jener Zeiten uns die Belege in zahlloser Fülle. Das lebendige Konterfei jener Welt des individuellen Egoismus in ihrer schamlosesten und verworfensten Form ist Pietro der Aretiner. Das Bild des Jahrhunderts erhält so zu sagen durch sein Auftreten den letzten Pinselstrich.

Mit dem Namen Pietro Aretino verbinden wir gemeiniglich den Begriff des feilen Litteratentums und der käuflichen Schmeichelei; der begabte Schriftsteller, dem seine Zeitgenossen, gekrönte Häupter und unsterbliche Künstler die ehrenvollsten Beinamen gaben, hohe Würden verliehen und ungezählte Reichtümer in den Schoß warfen, ist uns zugleich der vollgültigste Repräsentant jener Zeit ungezügelter Genußsucht, die in ihm, kann man sagen, ihren Historiographen gefunden.

Seine Schriften sind wie sein Grab nahezu vergessen, sein Name gebrandmarkt, die Litteraturgeschichte erwähnt seiner nur in seltenen Fällen, und wo es geschieht, da ist das Urteil über ihn ein streng verwerfendes. Aber wenn immer der Aretiner solch ruhmlosen Untergang selbst mit verschuldet haben mag, für uns, Söhne eines anderen Jahrhunderts, eines anderen Landes, mag es nicht ohne Interesse sein, den merkwürdigen Mann im Rahmen seiner Zeit betrachten zu dürfen.

Pietro Aretino wurde am 20. April 1492 im Spital der kleinen Stadt Arezzo geboren. Er gilt als der illegitime Sohn eines Edelmanns, Luigi Bacci, und einer schönen Tochter des Städtchens. Tita, die Mutter Pietros, hat vielfach Malern und Bildhauern als Modell gedient, und noch sieht man über der Thür der Sankt Peterskirche zu Arezzo einen dem ihrigen nachgebildeten Madonnenkopf. Pietro besuchte einige Jahre lang die Schulen seiner Vaterstadt, wo er sich jedoch in keiner Weise auszeichnete und in gar nichts das Verlangen bethätigte, sich Kenntnisse und Wissen anzueignen, wiewohl ihm klar sein mußte, daß er, ohne Namen, ohne Familie, ohne Freunde und Beschützer, einzig und allein auf sich selber angewiesen, den Weg durch die Welt zu machen hatte. Mit dreizehn Jahren bestahl er seine Mutter und floh nach Perugia, woselbst er bei einem Buchbinder in die Lehre trat und bis zu seinem neunzehnten Lebensjahre verblieb. Nach einer anderen Lesart mußte er aus Arezzo fliehen, weil er gegen den Ablaß ein beißendes Sonett geschrieben.

Damals regierte Papst Julius II. Er regierte mit dem Helm auf dem Haupte, denn es galt die Borgias zu vertreiben, Bologna zu erobern, den Herzog von Ferrara in den Bann zu thun, das empörte Florenz zur Ruhe zu bringen und gegen die stolze Republik Venedig mit Kaiser Maximilian II. und König Ludwig XIII. von Frankreich die Ligue von Cambray zu schließen. So herrschte in Italien allenthalben die größte Unruhe, und oft waren die Künstler genötigt, von Stadt zu Stadt zu ziehen, mühsam ihr Leben fristend mit Ausführung von Aufträgen, die ihnen da und dort zu teil wurden. Aber es waren immerhin Zeiten, wo das Glück dem kühnen Abenteurer in verlockendster Form winkte. Die Phantasie des jungen Buchbinders Aretino, genährt durch eifrige, aber ganz regellose Lektüre, erwachte, und er beschloß, 1511, von Perugia auszuwandern. Er machte sich auf den Weg, ohne Reisebündel, ja ohne einen Heller Geld in der Tasche. Nichts als das Hemd auf dem Leibe, erreichte er vagabundierend die ewige Roma. Ein begüterter Kaufmann, der bekannte Agostino Chigi, der in Pomp und Luxus es den Fürsten gleichthat, nahm den abgerissenen Landstreicher unter die Zahl seiner Diener auf. Der Aretiner entwendete eine silberne Tasse und entfloh aus Furcht vor Strafe. Kurze Zeit später finden wir ihn in Diensten des Kardinals San Giovanni, welcher verspricht, sich bei Julius II. für ihn zu verwenden. Der Plan schlägt fehl, und Pietro durchzieht als Bettler die Lombardei. Er führt ein ziemlich ausschweifendes Leben und wird dann in Ravenna Kapuziner. Aber er vermag dem Klosterleben keinen Geschmack abzugewinnen, wirft die Kutte ab und beschließt, auf gut Glück sich nach Rom zu wenden. An dem glänzenden Hofe des neuerwählten Papstes, des geistreichen Leo X., wimmelt es von Malern, Bildhauern, Architekten, Musikern und Poeten. Fest reiht sich an Fest, und für die, die es verherrlichen helfen, für die Künstler, von einem Raphael herab bis zum letzten Buffone, scheint fortan eine goldene Zeit angebrochen zu sein. Aretino, in die Livree eines Kammerdieners gekleidet, verliert sich in der bunten Menge von Schmeichlern und Schmarotzern, Höflingen und galanten Frauen, die sich damit vergnügen, Intriguen anzuzetteln, den Mediceer öffentlich in kunstvollen Sonetten zu verherrlichen und insgeheim sich in boshaften Satiren über ihn lustig zu machen.

Das war die richtige Schule für einen Aretino, der alsbald begriff, welche Wege er einzuschlagen habe, um in einer solchen Welt sein Glück zu machen. Auch er begann Leos Lob zu singen in passablen Vierzehnzeilern. Ein Parasit zu werden und zu sein, dazu bedarf es ja keines langen Studiums. Leo und mehr noch sein Vetter Julius, der später als Klemens VII. den päpstlichen Stuhl bestieg, belohnten den Poeten. Er durfte, in ein prächtiges Gewand gekleidet, auf stolzem

Rosse sitzend, sich dem glänzenden Gefolge anschließen, aber er wollte mehr und besseres. Pietro verschaffte sich Geld und Empfehlungsbriefe, dann machte er sich auf, eine Reise zu unternehmen, die ihn nach Bologna und Pisa, ja bis Mailand führt. In einem Briefe schildert er die liberale Aufnahme, die er allenthalben an Fürstenhöfen gefunden. Reich beschenkt, ist er im Begriff wieder nach Rom zurückzukehren, als er unterwegs den Tod Leos vernimmt. Ein harter Schlag für unseren Pietro, dessen kühne Träume von künftigem Glück und Wohlleben sich in eitel Dunst verflüchtigen, denn am Hofe des nüchternen und strengen Hadrian ist kein Platz mehr für den losen Schwarm der Gaukler und Abenteurer. Aber das Schicksal will, daß der neue Papst vierzehn Tage nach seiner Erwählung eines jähen Todes stirbt, die Tiara sinkt auf das Haupt des Mediceers Julius. Dieser war ganz ein Mann nach dem Herzen Aretinos, der ihn alsbald in schlechten Versen besang, an welchen nur der Umstand erwähnenswert sein dürfte, daß der Dichter von sich selbst als von einem „göttlichen Poeten" spricht, welche Bezeichnung fortan typisch wird.

Ähnliche Reimereien widmet der Aretiner Karl V., Franz I. und dem Vorstand der päpstlichen Kanzlei, und alle solchermaßen Verherrlichten zeigten sich dankbar, indem sie des Dichters Tasche mit Zechinen füllten. Aber noch hatte Pietro die Stärke und Ergiebigkeit seines Talentes nicht erkannt.

Da geschah es, daß im Jahre 1524 Raphaels begabter Schüler, Giulio Romano, derselbe, der das mantuanische sogenannte T-Schloß erbaute und mit Fresken schmückte, sechzehn äußerst frivole Gruppierungen entwarf, welche der bekannte Künstler Marc Antonio Raimundi in Kupfer stach und vervielfältigen ließ. Die üppigen Bilderchen fanden begreiflicherweise rasch ein bewunderndes Publikum, aber der päpstliche Geheimerat und Datario, Pfründenverleiher, Gian Matteo Giberti, späterer Bischof von Verona, der in diesem Punkte strenger dachte als sein Herr, nahm Ärgernis an solcher Ausgelassenheit und ließ die beiden Missethäter vor sein Tribunal citieren. Giulio Romano war entflohen, aber es gelang den Häschern, dafür des Kupferstechers habhaft zu werden, der sein Vergehen mit strenger Haft büßen sollte. Nun machte der Aretiner bei Kardinal Ippolito de' Medici seinen Einfluß geltend, und wirklich gelang es ihm, die Freilassung Marc Antonios und die Begnadigung der beiden Künstler durchzusetzen. Vielleicht war Aretino selber überrascht ob solcher Erfolge und er glaubte noch mehr wagen zu dürfen, kurz, er verfaßte zu den erwähnten sechzehn Bildern ebensoviele erläuternde Sonette, die er alsbald veröffentlichte. Eine solche Effronterie erzürnte natürlich den päpstlichen Geheimerat und seinen Herrn aufs höchste. Aretino fand es für geraten, den beiden aus dem Wege zu gehen, und so verließ er Rom in eiligster Flucht.

Der Conte Gianmaria Mazzuchelli, des Aretiners Biograph, erzählt uns, daß ein reicher Pariser Kaufmann, Namens Jollain, die Platten für hundert Scudi angekauft habe, um sie zu vernichten. Eine Beschreibung der sechzehn Sujets dieser Bilder giebt der gelehrte Nürnberger Wagamtmann Chr. G. v. Murr in seinem „Journal zur Kunstgesch. u. allgem. Litt.", wo er auch mit aller Bestimmtheit behauptet, daß kein einziger Abdruck der Originalplatten mehr existieren dürfte. Näheres über diesen Gegenstand findet sich auch in dem bekannten Werke Giorgio Vasaris: Vite de' Pittori, sowie in Baldinucci: Cominciamento e progresso dell' arte dell' intagliar in rame, und in Chevillier: Origine de l'imprimerie de Paris.

Die Sonetti lussoriosi Aretinos dagegen haben sich erhalten. Die nun wohl gänzlich entschwundene Editio princeps erschien in Sedez, enthielt, wie Aretinos erotische Schriften zumeist, weder Name des Verfassers, noch Angabe des Druckortes, und umfaßte nur dreiundzwanzig Seiten. Die meisten Bibliotheken sind

nur im Besitze eines Pariser Nachdruckes, welch letztere Ausgabe in der Regel dann sechsundzwanzig Sonette enthält, denen einunddreißig sogenannte Dubbii amorosi samt ebensovielen Risoluzioni in Ottave-Rimen und siebzehn Altri Dubbii mit Risoluzioni in Quatrinen gefaßt, beigegeben sind. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese unsauberen Reimspielereien, in Inhalt und Form einigermaßen erinnernd an die Urteilssprüche der altprovençalischen Minnehöfe, als noch die gaya scienza blühte, nicht von Aretino selbst herrühren, sondern das apokryphische Werk eines seiner späteren Nachahmer sind.

Der schon einmal erwähnte Mazzuchelli erzählt uns, daß der gelehrte Akademiker de la Monnoye Aretinos Sonette in lateinische Distichen umdichtete und auch sonst seiner Bewunderung für den Poeten exaltierten Ausdruck in gereimter Vorrede geliehen, welches Opus jedoch nur handschriftlich cirkulierte.

Anknüpfend an die Sonette sei hier erwähnt, daß von Aretino noch existieren: Raggionamenti capricciosi e piacevoli, ein anderes erotisches Werk, dessen einzelne Teile unter verschiedenen, oft sehr drastisch lautenden Titeln mehrfache Übersetzungen ins Lateinische, Französische, Spanische und auch ins Deutsche erfahren haben.

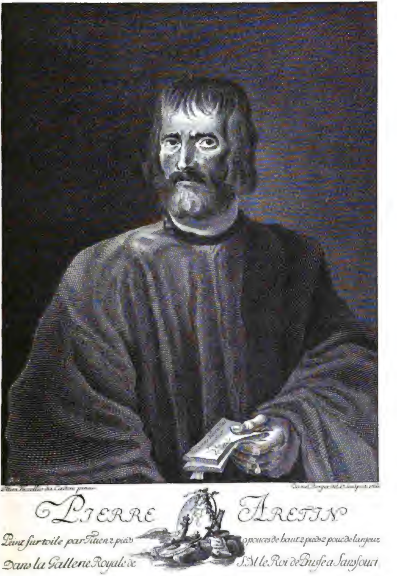
Aretino entfloh also, dem Zorn des Papstes über die veröffentlichten Sonette zu entgehen, aus Rom, hielt sich vorübergehend in Arezzo auf, von wo aus eine Einladung ihn nach Fano in das Lager Giovannis de' Medici berief. In dem Anführer der schwarzen Banden, den seine Soldaten den großen Teufel, Gran Diavolo, nannten, fand Pietro einen neuen Beschützer. In Prosa und in Versen, in Sonetten und Stanzen schildert der Aretiner den überaus warmen Empfang, der ihm von seiten des Heerführers und seiner Umgebung zu teil geworden. Giovanni eilte, mit seinen Truppen zum Heere Franz' I. zu stoßen, der in Oberitalien sich aufhielt. Zwar war der „ritterliche König“ durch die Riesenschlacht von Marignano Herr von Mailand, Genua und eines Teils der Lombardei geworden, aber er durfte sich des erlangten Vorteils nicht allzulange freuen, denn bald hielten die Kaiserlichen Oberitalien aufs neue besetzt. Nach manchen Wechselfällen war nunmehr das französische Heer vor Pavia gerückt. Dort trafen Giovanni und Aretino den König, und der Mediceer vermittelte eine persönliche Bekanntschaft zwischen Franz I. und dem kecken Sonettendichter, der in seinem ganzen Naturell viel des Anziehenden für den ritterlichen Fürsten haben mochte, denn Franz gefiel sich, gleich Giovanni, in dessen Gesellschaft äußerst wohl und versah beim Scheiden den Aretiner mit vollgewichtigen Empfehlungsschreiben, die ihm in Rom nicht nur volle Verzeihung, sondern auch die beste Wiederaufnahme sichern mußten. Wie ein verzweifelter Spieler schließlich alles auf eine Karte wagt, gedachte der französische König damals mit Aufbietung aller Kräfte sich in Besitz der starken Stadt Pavia zu setzen und damit wieder in Italien festen Fuß zu fassen. Er sollte den ganzen Einsatz verlieren. Wohl bestürmte er nicht weniger als dreizehnmal die Stadt, tapfer und unerschüttert hielten die sechstausend Kaiserlichen dem Anstürmen der mehr als dreimal stärkeren Feinde stand, bis Entsatz anrückte. Der ritterliche König ward bei der Certosa in dem damaligen ungeheuren Tiergarten von Mirabello mit Heinrich II. von Navarra gefangen genommen. „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht,“ schrieb er anderen Tages an seine Mutter, die schöne und geistreiche Luise von Savoyen, und nun durfte Karl V. sich freuen des Triumphes, welchen er über den Gegner davongetragen.

Unterdes war Aretino nach Rom zurückgekehrt und, kaum dort wieder heimisch geworden, in heftiger Liebe entbrannt zur reizenden Köchin seines früheren Feindes, des päpstlichen Datario Giberti. Aber Pietro hatte an dem Bologneser Edelmann Achille della Volta einen gefährlichen Nebenbuhler, den er durch ein beißendes

Pasquill lächerlich und damit unschädlich zu machen suchte. Der gekränkte Nobile sann auf Rache. Gelegentlich eines abendlichen Spazierganges am Tiberstrand sah sich der Dichter plötzlich einer vermummten Gestalt gegenüber. Im nächsten Moment schon liegt er zu Boden, aus schweren Wunden blutend. Nicht weniger als fünfmal hat Achille seinem Beleidiger den Dolch in die Brust gestoßen, ihn schwer an den Händen verletzt und war dann entflohen. Aretino wird, dem Tode nah, aufgefunden und heimgeschafft. Aber seine kräftige Konstitution siegt, und wider Erwarten rasch erholt er sich von der schweren Verwundung; dann tritt er bei dem Herrn der schönen Köchin klagbar gegen den Edelmann auf, vorgebend, daß Achille della Volta die Geliebte ebenfalls mit dem Tode bedroht hätte. Giberti verweigerte die Justiz, und der Abgewiesene griff zornmutig zur Feder und schleuderte Sonett auf Sonett, Injurie auf Injurie gegen den Papst und seinen Minister und zeigte so zum erstenmal die ganze Kraft seines schlimmen Talentes der Verlästerung. Berni, der Sekretär Gibertis, hob den Fehdehandschuh auf und antwortete auf diese Angriffe in einem Sonett mit zwölf Anhängseln, Code genannt, wie sie in der komischen Poesie der Italiener beliebt sind. Er heißt darin den Aretiner einen feilen Hund und ein ehrloses Ungeheuer. Eine Stelle lautet ungefähr folgendermaßen: „Vielleicht stirbst du einst, Elender, an der Seite deiner Schwestern, welche beide in Arezzo der freien Liebe leben.“ Diese Stelle ist merkwürdig deshalb, weil sie in gewissem Sinne die Todesart Aretinos vorhersagt. Er soll bekanntlich, als fünfundsechzigjähriger Greis, über die ihm hinterbrachte skandalöse Aufführung seiner beiden Schwestern so sehr gelacht haben, daß er mit dem Stuhle, auf welchem er eben saß, rücklings zu Boden gestürzt, wobei er sich das Hinterhaupt so schwer verletzte, daß nach wenig Stunden der Tod eintrat. — Dieses Faktum, angeblich im Jahre 1557 eingetreten, wird uns merkwürdigerweise jedoch erst viel später von einem sicheren Antonio Lorenzini, der zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts lebte, mitgeteilt in einem lateinischen Dialog über das Lachen.

Der Federkrieg mit des Datario gelehrtem Schreiber begründete in gewisser Beziehung Aretinos Ruf in ganz Italien. Wiederum verließ er Rom und begab sich von neuem in das Lager Giovanni des Mediceers, Vaters des späteren Herzogs Cosimo des Großen von Florenz. Der „große Teufel“ und unerschrockene Führer der schwarzen Banden scheint zu allen Zeiten an dem frechen Satiriker ungemeines Wohlgefallen gefunden zu haben, und diesmal versprach er, in jeder Weise sich für Pietro zu verwenden, diesen, sofern Gott und das gute Glück ihn selber wohlbehalten aus dem Kriege hervorgehen lasse, mit der Stadt Arezzo zu belehnen. Aber es sollte anders kommen. Im Jahre 1526 war Giovanni de' Medici ernstlich bemüht, dem berühmten Kriegsmann Georg Frundsberg den Weg nach Rom zu verlegen. Die Kaiserlichen hatten sich in Governolo bei Borgoforte, zwischen Mantua und Verona, verschanzt, und der Groß-Kapitän schickte sich eben an, sein Lager zu inspizieren, als das Geschoß einer feindlichen Feldschlange ihm das Bein zerschmetterte. Wenige Tage später starb der Mediceer zu Mantua in des Aretiners Armen. Dieser zieht sich 1527 nach Venedig zurück, wo der Doge Gritti ihn freundlich aufnimmt und ihm Schutz verspricht, wenn er gelobt, eine Fortsetzung der schmähenden Angriffe zu unterlassen, die Aretino gegen den damals in der Engelsburg zu Rom gefangen sitzenden Papst Klemens VII. gerichtet hat. Bald erfolgt denn auch die vollständige Aussöhnung mit dem Kirchenoberhaupt, und der päpstliche Majordomus, Monsignor di Vasone, Bischof von Vicenza, wird beauftragt, dem Satiriker ein ehrenvolles Breve zu überbringen.

In Venedig ist Aretino mit geringen Unterbrechungen bis an das Ende seines Lebens geblieben. Hier saß er wie auf einem sicheren Fels, oder um ein anderes,



zutreffenderes Bild zu gebrauchen, wie eine giftige Kröte frei in unnahbaren Sümpfen. Von hier aus durfte er unge- scheut seine Erpressungen ausüben, welche ihm den von ihm selbst hochgehaltenen Beinamen der Fürstengeißel eintrugen.

Wurden ja doch sogar Medaillen geprägt, die auf der einen Seite sein Bildnis zeigten mit dem Motto: Divus Petrus Aretinus Flagellum principum, und auf der anderen eine cynische Figur mit dem Motto: Totus in toto et totus in qualibet parte. Auf dem Titelblatte seiner Bücher nennt er sich zumeist divina grazia uomo libero — freier Mann von Gottes Gnaden. Sein Bild umgiebt dann meist eine Lorbeerumkränzung und eine lateinische Devise: Acerrimus virtutum ac vitiorum demonstrator, oder: Veritas odium parit. Die Bezeichnung: Göttlicher Aretinus Fürstengeißel, ist bald typisch geworden.

Aretino bewohnte in Venedig einen jener stolzen Paläste, die Casa Bolani, am großen Kanal und wußte sich sein fürstliches Heim mit erlesenem Geschmack auszustatten. In den Sälen und Zimmern waren die kostbarsten Stoffe und Gerätschaften ausgebreitet, überall gewahrte man herrliche Statuen, seine eigene Büste in mehrfach wiederholter Ausführung, prächtige Bilder und Skizzen aus der Meisterhand eines Giorgione und Tizian. Von letzterem besitzen wir bekanntlich das beste Porträt des gefürchteten Satirikers. Seine Biographen gefallen sich darin, in den jedenfalls energisch ausdrucksvollen Zügen die Formen eines nach Beute lüsternen Wolfkopfes zu finden. Das berühmte Original, von welchem zahllose Kopien existieren, befindet sich in der Galerie Pitti in Florenz. Der Dichter übersandte das Bildnis 1545 an Cosimo I., Sohn des Führers der schwarzen Banden, mit den Endworten: „Wahrhaftig, das Bild lebt, die Pulse schlagen, der Geist bewegt es, ganz wie ich im Leben gewesen, und hätte ich dem Tizian noch mehr Thaler gegeben, als es in Wahrheit geschehen ist, so würde auch die Gewandung wie Sammet, Seide und Brokat leuchten."

Aretino verstand es nicht nur, sich die Fürsten tributär zu machen, sondern auch die Künstler — und Venedig stand damals im Zenith seines Ruhmes. Der in des Aretiners Hause herrschende Ton kann der feinste unmöglich gewesen sein, aber wir dürfen nicht mit dem Maßstab der Sittlichkeit und der bürgerlichen Moral an das Zeitalter der Renaissance herantreten.

Die Beschreibungen, die seine eigenen Briefe, sowie die an ihn gerichteten enthalten, die Korrespondenz Aldo Manuzios des Älteren, die Reise Landis in Italien und andere Schriften geben uns ein vollständiges Bild seiner Häuslichkeit. Bekannt ist, daß das intime Leben Pietros mehrfach renommierten Künstlern der Neuzeit dankbarer Vorwurf zu bedeutenden Schöpfungen geworden ist. Es sei hier nur erinnert an das prächtige, figurenreiche Gemälde von A. Feuerbach: Tod Aretinos.

Der Dichter selbst schreibt: „So viele Herren stören mich beständig mit ihren Besuchen, daß meine Treppe durch den häufigen Tritt ihrer Füße abgenutzt wird wie das Pflaster des Kapitols durch die Räder der Triumphwagen. Nie, glaube ich, sah Rom eine solche Mischung der Nationalitäten, als diejenige ist, die mir in das Haus kommt: Türken, Juden, Indianer, Franzosen, Deutsche, Spanier. Ich scheine das Orakel der Welt geworden zu sein, jeder kommt, mir zu erzählen, welch Unrecht ihm von diesem Fürsten, von jenem Prälaten widerfahren ist, und so bin ich der Sekretär der Welt." Ein andermal schreibt er an seinen Gevattermann, den Buchhändler Marcolini, der viele seiner Bücher verlegte: „Wenn die Menge der Besucher mich allzusehr belästigt, dann flüchte ich in Euer Haus und in das Tizians, oder ich verbringe den Morgen in irgend einer elenden Kammer bei Armen, welche den Himmel anflehen um des Almosens einiger Heller wegen, die ich ihnen schenke."

Der Briefwechsel, welchen Aretino mit den Größen seiner Zeit, Fürsten, Künstlern und Gelehrten, unterhielt, füllt mehrere Bände. Die beste Ausgabe dieses für Beurteilung der Zeit- und Sittengeschichte gar nicht unwichtigen Quellenwerkes erschien zu Paris im Jahre 1609 in sechs Bänden.

In Venedig fand Aretino, der im übrigen aus seiner Unwissenheit gar kein Hehl machte, im Gegenteil sich damit rühmte, kein „Pedant“ zu sein, es dennoch für angezeigt, sich einen Sekretär zu halten, und nahm einen solchen an in der Person des Sonetten- und Pasquillenschreibers Niccolo Franco aus Benevent, dessen Vertrautheit mit der griechischen und lateinischen Litteratur dem Aretiner sehr zu statten kam. Später überwarfen sich die beiden und befehdeten sich aufs heftigste in unsagbar schmutziger Weise. Franco endete später, im Jahre 1569, einer beißenden Satire auf Papst Pius V. wegen, in Rom am Galgen. Er überlebte um zwölf Jahre seinen ehemaligen Herrn, der, wenn auch eines unnatürlichen Todes verstorben, doch mit Ehren überhäuft seine Tage schloß.

Es ist vielleicht hier der Platz, von einigen Auszeichnungen zu reden, deren Aretino sich seitens der fürstlichen Gönner zu rühmen hatte. Am überschwenglichsten schwärmte wohl Karl V. für den Götzen des Tages. Er schickte ihm eine goldene Kette und bot ihm die Kavalierswürde an, die Pietro jedoch ausschlug, dabei eine Stelle aus seinem Lustspiel „Marescalco“ citierend: Ein Kavalier ohne Mittel ist eine Mauer ohne Kreuz, die jeder schimpfieren darf. — Bei seiner Durchreise auf der Rückkehr nach Deutschland — es war in Peschiera — unterhielt der große Kaiser sich stundenlang vertraulich mit Aretino und ließ ihm für ein dort recitiertes Lobgedicht eine große Summe auszahlen. Vor seiner Abreise empfahl er den Dichter der Signoria von Venedig als das ihm auf Erden Teuerste höchst angelegentlich.

Auch die Kaiserin schickte, es bleibt unentschieden, ob aus Bewunderung oder aus Furcht, eine goldene, drei Pfund schwere Kette. Eine andere Kette, im Werte von hundert Scudi, erhielt er vom Infanten und Erzherzog Philipp, als König von Spanien der zweite dieses Namens. Vom Herzog von Urbino bezog Aretino ein Jahrgeld von zweihundert Scudi. Eine beträchtliche Summe Geldes, deren Betrag nicht angegeben, ließ ihm der Doge Luigi Gritti, sein Verehrer, regelmäßig auszahlen, wofür denn auch Pietro die Republik dankbarlichst beschwieg. Selbst der Großtürke, Sultan Soliman, und sein Admiral Heyreddin Barbarossa huldigten ihm mit ansehnlichen Geschenken. Man kann wohl sagen, daß seit Gregor VII. es keinen Mann in Italien gegeben hat, vor dem Kaiser und Könige so gezittert wie vor Pietro Aretino. Der Herzog von Parma bemühte sich sogar bei Papst Paul III. um den Kardinalshut für ihn, und das spätere Kirchenoberhaupt, Julius III., aus Arezzo gebürtig, übersandte seinem Landsmann tausend Goldkronen mit dem Bande des Ritters vom heiligen Geiste. Im Jahre 1535 nahm der Herzog von Urbino, General der Truppen des Kirchenstaates, den Aretiner mit sich nach Rom, wo ihm von dem Papste, dem dritten Julius, von seinen Kardinälen und der ganzen Bevölkerung ein Empfang zu teil wurde, wie ihn Könige und Kaiser bei ihrem Einzuge kaum erfuhren.

Nicht allein durch Hymnen und Sonette, die an ausschweifenden Lobespreisungen alles bisher Dagewesene weit übertrafen, suchte Aretino sich freigebige Gönner zu sichern, nein, der merkwürdige Mann ist auch Verfasser verschiedener Bücher rein religiösen Inhalts, welche er dann hohen Würdenträgern zueignet. So widmet er die Paraphrasen der sieben Bußpsalmen Davids (1534) dem Herzog von Leve gegen ein bestimmtes Jahrgeld, die drei Bücher der Menschheit Christi (1535) dem Marquis de la Stampa, das Leben der Jungfrau Katharina (1540) dem Marquis du Guast und das Leben der Jungfrau Maria (1540) der Marquise, seiner Gemahlin, die Genesis mit der Vision Noahs (1541) dem heiligen Vater Julius III.

Man hat berechnet, daß Aretino an Pensionen allein jährlich tausend Scudi bezog, an Gratifikationen im Verlaufe von achtzehn Jahren über 25000 Scudi vereinnahmte, und somit läßt sich wohl behaupten, daß er nach heutiger Schätzung

wohl eine runde Million Francs und darüber sich erwarb, wobei freilich das Sprichwort galt: Wie gewonnen, so zerronnen.

Bisweilen erweisen sich des Aretiners Bemühungen, Geld zu erpressen, mag er Schmeichelei oder Spott verschwenden, als vergebliche, und dann bricht seine Wut in ein wildes Geheul aus. So hatte der Fürst von Salerno eine Zeit lang Pension bezahlt, die Weiterleistung jedoch verweigert, und wird deshalb von dem enttäuschten Dichter in Briefen und in „Burlesken Reimen“ hart mitgenommen.

Mitunter erfuhr Pietro Belohnungen sonderbarer Art. So hatte Heinrich VIII., König von England, dem Dichter eine Pension von dreihundert Scudi versprochen, und da die Auszahlung der Summe sich verzögerte, beschuldigte Aretino den englischen Gesandten in Venedig, Sir Sigismund Howel, hinterrücks der Unterschlagung. Der Britte rächte sich wegen dieser Verleumdung, indem er dem frechen Lästerer durch sieben bewaffnete Männer auflauern und ihn grausam durchprügeln ließ. Das Sonderbare an dieser Geschichte ist nicht etwa der Umstand, daß Aretino, „bewegt von christlichen und moralischen Gefühlen“, diese schwere Heimsuchung geduldig über sich ergehen ließ, sondern daß der englische Gesandte sich förmlichst ob seines Irrtums entschuldigte, als der Gesandte Karls V., Don Giovanni Mendozza, sich erbot, die fragliche Summe zu zahlen.

Dem alten Michelangelo, der einige seiner schmeichlerischen Briefe unbeantwortet gelassen, schrieb er im November 1545 einen Brief, der ein Meisterstück ausgesuchter Infamie genannt werden muß. Er lobt und bewundert in einem Atemzug den genialen Schöpfer des Jüngsten Gerichtes, gleichzeitig aber behauptet er, daß dieses Werk aller Schamhaftigkeit Hohn spreche und weit eher in ein üppiges Badezimmer, als in den Chor der höchsten Kapelle passe. Nach solchen Vorwürfen der Irreligiosität und Indecenz bezichtigt er den Meister des Diebstahls an den Erben Julius' II. von Rovere, weil er sich das Grabmal habe bezahlen lassen, ohne es auszuführen, und schließt dann mit einem begütigenden Nachwort: „Ich habe Euch nur zeigen wollen, daß, wenn Ihr divino (di-vino) seid, ich auch nicht d'aqua bin.“

Es kann nicht geleugnet werden, daß es dem frechen Spötter in der That gelungen ist, dem großen Namen Michelangelos einen Makel anzuhängen, der bis an seine letzten Lebensjahre an ihm haften blieb, denn mit allem Grund nannte der greise Meister das Grabmal, an welchem er, mit Unterbrechungen allerdings, vierzig Jahre gearbeitet, die „Tragödie“ seines Lebens. Die erhaltenen Bezahlungen hatten nicht einmal des Meisters Auslagen gedeckt!

Weit leichter und vergnüglicher in der That wußte Aretino sich zu verschaffen, was er zu seinem, auf fürstlichem Fuße eingerichteten Haushalt bedurfte. Damals, als sein warmer Gönner, Giovanni de' Medici, der mit ihm Tisch und Bett geteilt hatte, gestorben war, beschloß er, fortan in keines Menschen Dienst mehr zu treten und als „freier Mann von Gottes Gnaden“ zu leben. Unendlich oft begegnen wir in seinen Briefen solchen Stellen, die seiner vollen Befriedigung mit den selbstgeschaffenen Verhältnissen beredten Ausdruck leihen. — „Ich mache mich nie zum Sklaven der Pedanten. — Man sieht mich nie den Spuren Petrarcas oder Boccaccios folgen, mir genügt mein eigener unabhängiger Geist. Ich lasse andere von Reinheit des Stils, Tiefe der Gedanken schwatzen. Ich komme vorwärts ohne Lehrer, ohne Anleitung, ohne Führer, ohne Leuchte, und der Schweiß meiner Tintenfässer bringt mir Glück und Ruhm.“

Von seinem Talente als Schriftsteller, besser noch als Stilist, hat er die allerbeste Meinung. An den verdienstvollen Bernhard Tasso, des Torquato Vater, schreibt er: „Im Briefstil bist du nichts als mein Nachahmer, der hinter mir barfuß einherschreitet. Du vermagst weder die Leichtigkeit meiner Phrase, noch den

Glanz meiner Bilder zu erreichen." — Freilich ist es kein Geringerer als Ariost, der in seinem wunderbaren Epos in der 14. Strophe des 46. Gesanges unter dem Gefolge des Farnesers Alexander die Fürstengeißel, den göttlichen Pietro Aretino des Weges dahinziehen läßt.

Der Litterarhistoriker Klein fällt in seiner Geschichte des italienischen Dramas über den Aretiner durchweg nur ein höchst abfälliges Urteil; anders berichten über ihn zwei Franzosen. Der bekannte Philarete Chasle schreibt in seinem Werke Mœurs, drames du XVI. siècle: Aretin erinnere lebhafter als Ariost und selbst Macchiavelli an die aristophanische Komödie. Auch Ginguené in seiner Hist. litt. d'Italie VI, p. 225 nennt ihn einen wahrhaft außerordentlichen und genialen Mann, den vielleicht nur zwei Hindernisse, seine Unwissenheit und seine Laster, daran hinderten, sich zur höchsten Höhe zu erheben.

Freilich sind nicht alle mit seinem Stile zufrieden. Toscanelli, wie Mazzuchelli uns berichtet, wirft ihm Schwulst und Unnatur vor. Guarini tadelt das Hyperbolische der Phrase. Fontanini legt ihm Verzerrung des Ausdruckes und des Gedankens zur Last. Sogar einer seiner Biographen, de Boispréaux, nennt seine Schreibweise einen unverständlichen Jargon, der einen abgenutzten Gedanken durch dunkle und kostbare Wendungen aufstutzen will, dergestalt, daß ein Mensch von Geschmack die Langeweile einer so widerwärtigen Lektüre nicht ertragen kann.

Dieses Urteil kann im ganzen wohl Geltung haben für Aretinos Briefe, für seine religiösen und erotischen Schriften, weit weniger jedoch für die Sprache seiner Lustspiele; denn auch als Dramatiker haben wir den merkwürdigen Menschen zu betrachten, und seine Komödien sind es eigentlich nur, die dem Aretiner einen immerhin bemerkenswerten Platz in der Litteraturgeschichte Italiens anweisen.

Wir besitzen von Aretino fünf Komödien: Il Marescalco (1533), La Cortigiana (1536), La Talanta (1542), L'Ipocrito (1542), Il Filosofo (1546), außerdem eine Tragödie: L'Orazia, in reimlosen Elffüßlern gedichtet und den bekannten Kampf der Horatier mit den Curiatiern behandelnd.

Wenn wir absehen von der Tragödie, die unter strenger Beobachtung der drei Einheiten aufgebaut ist, somit als ein in klassischem Sinne verfaßtes Stück zu gelten hat, so müssen wir Aretinos Lustspiele der Commedia dell' arte beizählen. Bekanntlich unterscheiden die Italiener ziemlich scharf zwischen gelehrter und volkstümlicher Komödie. Wir wissen, daß die Lustspiele der römischen Dichter Plautus und Terenz vielfach in Rom in der Ursprache zur Aufführung gelangten, und es bemühten sich gelehrte Prälaten und Kardinäle, unter der studierenden Jugend geeignete Kräfte zu würdiger Darstellung der antiken Charaktere zu finden. Das Beispiel fand Nachahmung, doch verfiel man bald darauf, die Reden der Agierenden in italienischer Version zu geben, aus den Übersetzungen wurden freie Nachbildungen zeitgenössischer Charaktere, Vorfälle und Sitten, was hier so viel bedeutet als Vorführung pikanter Skandalgeschichten, aber ganz in plautinischen und terenzischen Formen, und so entwickelte sich die sogenannte Commedia erudito, die besonders am Hofe zu Ferrara unter den Auspicien des Herzogs Ercole I. rasch in Aufblüte kam. Als bedeutende höfische Dichter galten von je der Kardinal Bibbiena und Ariost, auch Macchiavelli verdient seiner oft citierten Mandragola wegen hier Erwähnung.

In scharfem Gegensatze zur gelehrten Komödie steht nun die volksmäßige Komödie, die Commedia dell' arte, improvisierte oder Stegreifkomödie genannt. Als Erfinder, besser Kultivator derselben nennt die Litteraturgeschichte den Günstling und Lieblingskomiker Leos X., Francesco Chereo. Die Stegreifkomödie wurde nicht nach einem schriftlichen Dialoge memoriert, sondern aus dem Stegreife nach einem vorher entworfenen Scenariumplane gesprochen. Dem Talente des Schauspie-

lers, und die Italiener hatten ja bekanntlich von jeher die besten Improvisatoren, war dort ein reicher Anlaß gegeben zu brillieren, jeder durfte in völlig freier Weise seinem Hange zu derbem Spaß und zu beißender Satire die Zügel schießen lassen. Die Verbindungen der lückenhaften Stellen vermittelte der Arlechino, wohl eine der wichtigsten unter den feststehenden Personen oder Charaktertypen der italienischen Komödie, zu denen unter anderen noch gehörten: der Dottore, der Pantalone, der Scaramuzzo oder Bramarbas, die Colombina als Geliebte Pulcinellos.

Aretino konnte berufen scheinen, so urteilt Klein, der klassisch italienischen Hofkomödie die Volkskomödie oder das nationalbürgerliche Lustspiel entgegenzusetzen, wenn derber, satirischer, oft unsauberer Witz und dialogische Fertigkeit im Vereine mit Unwissenheit und Unbildung zu einem solchen Lustspiele hinreichten. Seine Komödien haben von der Hofkomödie die Unsittlichkeit und den schmutzigen Skandal zu eigen, während sie von der Commedia dell' arte, welche durch Lohnspieler dargestellt, gleichzeitig neben der klassischen, von vornehmen Dilettanten gespielten Komödie als Volkskomödie einherging, den Stegreifcharakter in der Zerfahrenheit der Handlung und in der episodischen Buntheit der Scenenfolge zur Schau tragen.

Es ist hier nicht der Ort, eine eingehende Analyse zu bringen über jede dieser fünf Komödien Aretinos, welche in neuer Ausgabe den fünften Band bilden der Mailänder Biblioteca classica economica, somit keineswegs zu den bibliographischen Seltenheiten gehören. Die flüchtigste Lektüre kann das übereinstimmende Urteil der strengsten Kritiker, welche über den Aretiner zu Gericht gesessen, bestätigen, demgemäß dieser merkwürdige Mensch über eine tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens und rasche Erfassung der verschiedensten Charakter-Eigentümlichkeiten verfügte. Seine Figuren sind sämtlich lebendig und wahr, sie zeichnen sich scharf und deutlich erkennbar ab unter der bunten Fülle von Handlung, sie beherrschen die Scene und schaffen mühelos die drolligsten Situationen. Wir sehen den Aretiner so recht in seinem Elemente, wenn er den Kindern seiner frohen Laune die tollsten Einfälle, die bissigsten Epigramme, die gewagtesten Reden in den Mund legt. In seinen Komödien mehr noch vielleicht als in seinen anderen Schriften erweist sich Pietro als furchtbarer Satiriker. Die Italiener rühmen, daß sein Marescalco einen Rabelais, einen Shakespeare zu inspirieren vermochte. Sein Messer Maco, der aus Siena kommt und nach Rom geht, in der Absicht, dort Kardinal zu werden, soll der Typus gewesen sein, nach welchem Molière seinen Herrn von Pourceaugnac geschaffen, jenen biederen limosinischen Landjunker, der uns so sehr ergötzt als ein Muster liebenswürdiger, wenn auch unendlich beschränkter Leichtgläubigkeit. Ob und wie lange Molière bei einem Aretino in die Lehre gegangen, wäre wohl erst noch zu beweisen, aber die Behauptung dürfen wir wagen, daß die realistisch-naturalistische Schule des neunzehnten Jahrhunderts von Aretino so manches sich angeeignet hat, ob wissentlich, ob rein instinktiv, soll hier nicht entschieden werden.

Aretinos ganze Persönlichkeit, die scheinbaren Widersprüche in seinem Charakter bieten einen drastischen Beleg für die Hypothese von der Vererbung des Blutes. Vom Vater hatte er die Prachtliebe geerbt, die Sucht in vornehmen Kreisen zu glänzen und zu scheinen, von der Mutter (denn, ach, gutmütig sind sie alle! sagt bekanntlich „Major“ Ferdinand) den Hang zu braver Kameraderie, die ihn drängt und treibt, das Erworbene redlich mit den niederen Lustgenossen zu teilen.

Billig werden wir uns fragen müssen, wie und durch welche Mittel es Aretino, dem heimat- und vaterlosen Abenteurer gelungen ist, sich in so kurzer Zeit zu solcher Bedeutung emporzuschwingen, wieso es möglich war, daß er, dem ja die Elemente der gelehrten Bildung fehlten, in einem hochgebildeten Jahrhundert ein langes Menschenalter hindurch sich behaupten

konnte auf schwindelnder Höhe als intimer Freund der größten Künstler und Gelehrten, als geschätztes Mitglied der angesehensten Akademien?

Nicht etwa in dem Zauber seiner einnehmenden Persönlichkeit, in dem fesselnden Reiz seiner witzsprühenden Unterhaltung, in seinem feinen Verständnis der damals alles bedeutenden Kunst allein dürfen wir den Schlüssel suchen zu dem Rätsel solch großartiger Erfolge. Aretino war im Grunde genommen nichts weiter als Schriftsteller, aber ein Schriftsteller von eminentester Begabung. Als solcher hat er, sogar einzig als Stilist betrachtet, eine gewisse Originalität zu beanspruchen, denn er ignoriert rein aus Unkenntnis den traditionellen Formalismus und Mechanismus der Sprache und verhöhnt alles Regelwerk als pure Pedanterie, und geht so, aus der Not eine Tugend machend, seine eigenen Wege. Sein Talent der leichten ungezwungenen Darstellung, des mühelos raschen Schaffens würde ihm zu allen Zeiten Bedeutung gesichert haben, im Zeitalter Gutenbergs machte es ihn zum Vater der Journalistik, zum Condottiere der Litteratur, wie Tizian ihn nennt.

Wir besitzen aus des bekannten Litterarhistorikers De Sanctis Feder eine höchst geistreiche Studie über Pietro Aretino, die in ebenso feiner als scharf zutreffender Weise den Charakter dieses merkwürdigen Mannes analysiert. Dort wird er das bewußte Bild seines Jahrhunderts genannt, welches ihn groß gemacht hat. Wenn Macchiavelli und Guicciardini den Hunger, das Gelüste als den Hebel der Welt bezeichnen, so ist es Aretino, der diese Theorie in Praxis umsetzt. Und seinen Gelüsten entsprechen vollkommen die physischen Kräfte, ein eiserner Körper, Energie des Willens, Menschenkenntnis und Menschenverachtung und jenes wunderbare Vermögen, welches Guicciardini die „Witterung“ — il fiuto — nennt, sein unschätzbares Spürtalent. Die Befriedigung seiner Gelüste bildet denn auch den Zweck seines Lebens. Hierzu taugen alle Mittel, nur sind sie nach Verschiedenheit des Falles immer wieder andere. Bald ist Aretino ein Heuchler, bald ein Unverschämter, bald kriechend, bald frech, bald schmeichelt, bald verleumdet er. Leichtgläubigkeit, Furcht, Großmut sind in seiner Hand Mauerbrecher, mit denen er die gewaltigsten Breschen legt. Nicht von Natur aus ist er ein Bösewicht, er wird ein solcher aus Berechnung, getrieben durch das Bedürfnis. Er war böse aus logischen Gründen und gut aus Eitelkeit. Viele wollten, verführt durch sein Glück, es ihm gleichthun, aber all seinen Nachahmern fehlte seine Findigkeit, seine Rührigkeit, sein Scharfsinn, seine Beweglichkeit, sein Witz. Einer ganzen Menschenklasse, frechen Glücksrittern jener Tage, galt er als ein Fürst, ein Muster und Vorbild. Er erwies sich mitteilsam, freigebig, sogar großmütig und war vielen ein erprobter Freund. Sicherlich ist die Persönlichkeit des Aretiners einer eingehenden Betrachtung nicht unwert, denn ein solches Studium erschließt uns die Geheimnisse der italienischen Gesellschaft des sechzehnten Jahrhunderts, welches in ihm ganz und voll zum Ausdruck gelangt in jener wundersamen Mischung moralischer Verkommenheit, intellektueller Kraft und künstlerischer Empfindung.

Burckhardt, der in seiner „Kultur der Renaissance“ dem Aretiner ein Kapitel widmet, bemerkt, es sei das beste Zeichen des heutigen italienischen Geistes, daß ein solcher Charakter und eine solche Wirkungsweise gänzlich unmöglich geworden.

Wir wollen einem solchen Diktum nicht direkt widersprechen, müssen aber dennoch konstatieren, daß das Geschlecht Pietro Aretinos noch keineswegs ausgestorben ist. Noch führen seine Enkel ganz vergnüglich ihr fragwürdig Dasein weiter, mitten unter uns lebend, wenn auch in ungleich komplizierteren, weil rein modernen Verhältnissen.

Ein Abenteuer in Edfu.

Aus dem Reise-Tagebuch einer Dame.

Mitgeteilt von

Theodor Barten.

Spät am Vormittag erreichte der Dampfer Edfu, für dessen Besuch den Reisenden drei gute Stunden bewilligt wurden. Schon von weitem sieht man das kolossale Propylon des Tempels sich in kühnen Linien vom tiefblauen Himmel abheben und die ganze Landschaft beherrschen. Auf der Stelle, wo sich jetzt das große arabische Dorf Edfu ausdehnt, stand einst die machtvolle Stadt Apollinopolis Magna, in den Hieroglyphen Teb genannt.

Der vielbewunderte Phönixtempel, dessen erste Anlage in die frühesten Jahre der thebaischen Dynastien fällt, war bis zum Jahre 1864 im buchstäblichsten Sinne des Wortes unter einem ungeheuren Schutthaufen verborgen gewesen, so daß nur der oberste Teil des Propylon noch aus der unwürdigen Vermummung herausgesehen hatte. Auf den Terrassen und über den absichtlich zugeschütteten Höfen aber machten sich mittlerweile die schmutzigen Hütten der Fellahen breit, welch letztere den altägyptischen Prachtbau für gerade gut genug hielten, um ihren elenden Behausungen zur Basis zu dienen.

Der unvergessene Mariette-Pascha, Frankreichs verdienstvoller Sohn, redete dem schmählich entweihten Heiligtum das Wort beim Khedive Ismail, dessen Machtwort dem pflichtgetreuen Konservator altägyptischer Monumente sogleich mehrere Tausende von Fellahenarmen zur Verfügung stellte, so daß in verhältnismäßig kurzer Zeit das schwierige Werk der Wiederherstellung des Tempels zu seiner ursprünglichen Gestalt vollendet werden konnte.

Als der Dampfer anlegte, standen schon eine Menge Leute am Ufer, und das an jeder Station erfolgende Feilbieten von Zuckerrohr, Zwiebeln, weißem Käse und arabischem Brot für die ohne Beköstigung beförderten Deckpassagiere (dritter Klasse) begann. Wir Touristen amüsierten uns einige Augenblicke an dem lärmenden Durcheinander, welches bald etwas nachließ. „Schnell, meine Herrschaften!“ rief uns der Kapitän zu, „oder ich lasse Sie nicht mehr ans Land, da Sie nicht pünktlich zurückkommen würden!“

So befanden wir uns bald darauf zu Esel und wandten uns dem staubigen und unebenen Pfade zu, der uns zwischen hochstämmigen Durrahfeldern hindurch nach dem Dorfe bringen sollte, in dessen Mitte der Tempel steht. „Inglisi, Inglisi, wir wollen euch die Hälse abschneiden!“ rief uns ein Haufen schmutziger Fellahenjungen nach.

„Um Himmels willen! Sind die Leute hier so böse?“ Mit dieser Frage wandte sich meine Begleiterin an einen griechischen Kaufmann, dem Land und Leute bekannt waren.

„Nun,“ erwiderte dieser, „so zuverlässig wie die von Luxor sind sie nicht,

obgleich sie nicht öffentlich wie viele der Bewohner Oberägyptens nun der Gerechtigkeit Hohn sprechen. Dies halbwilde Gesindel ist nicht genug beaufsichtigt, denn die wenigen Ghaffihre — obwohl treue Leute — können nicht überall zugleich sein und für alles einstehen. Daher ist Vorsicht geboten!"

Die Sonne brannte unbarmherzig, und in den hohen Holzsätteln uns möglichst unbequem fühlend, wurden wir überdies noch am Eingang des Dorfes von wütendem Hundegebell und von Scharen neugierig gaffender Frauen und Kinder empfangen. Wir atmeten freudig auf, als uns die schattigen Säulengänge des ersten Tempelhofes aufnahmen, zu dem etwa zehn bis zwölf verwitterte Steinstufen hinunterführen.

Wie vieles gab es da nicht zu sehen und zu bewundern, sei es in den Höfen, in den Tempelzimmern oder auf den Terrassen, wo indes die Sonne uns nicht allzulange litt. Wir klagten über die kurze Zeit zur Besichtigung; doch sollte mir nicht einmal die vergönnte Frist ganz zu teil werden!

Nachdem wir etwas über eine Stunde im Tempel verweilt hatten, ward der Migräneanfall, mit welchem meine Begleiterin sich bereits am Morgen erhoben hatte, so unerträglich, daß sie sich einigen gerade nach dem Dampfer zurückkehrenden Personen, welche nicht übermäßiges Interesse an Altertümern besaßen, anschloß. Da sie mich in guter Gesellschaft wußte, beschwor sie mich, zu bleiben, und ritt mit den erwählten Gefährten — dem griechischen Kaufmann und seiner Frau — ins Dorf zurück. Ich eilte dann zur unterbrochenen Betrachtung des wundervollen Granitmonolithes im Allerheiligsten zurück und verweilte dort und in den benachbarten Kammern eine weitere halbe Stunde, als mir die Idee kam, zu den übrigen aufs Propylon hinaufzusteigen. Ehe ich indessen mein Vorhaben ausführen konnte — ich wollte gerade mein Licht anzünden, um die hundertfünfundvierzig Stufen, welche teilweise in tiefem Dunkel liegen, mutig zu erklimmen — kam mit schnellem Schritt und suchender Gebärde ein schon vorher von mir bemerkter Araber auf mich zu und fragte, mir eine Karte entgegenhaltend, ob ich Miß B. sei.

Erstaunt bejahte ich die Frage, und meine Überraschung wuchs, als ich die Karte als diejenige meiner Tante erkannte. „Lesen Sie," sagte der Mann auf arabisch.

„Folge sogleich diesem Manne — er ist zuverlässig — ich bin im Hause seines Bruders, wo sich schöne Altertümer befinden."

Ich hatte mich gut über die veränderte Sachlage wundern und mein verfrühtes Weggehen vom Tempel bedauern — meiner Begleiterin Karte ließ mir keinen Zweifel darüber, was ich zu thun hatte. Dennoch stutzte ich einen Moment: es war nicht die mir so wohlbekannte Handschrift! — Der Mann erriet meine Gedanken und sagte: „Die andere Dame hat es geschrieben." — Er sagte es in so einfacher, bestimmter Weise, und ich war von Luxor her — wo der Geist der Bevölkerung ein außerordentlich guter ist — so sehr von der Harmlosigkeit der Leute überzeugt, daß keine Ahnung von Verrat in meiner Seele aufstieg.

„Die Herrschaften auf dem Propylon müssen jedenfalls von meinem Weggehen benachrichtigt werden," bemerkte ich. Der Mann fand das selbstverständlich und winkte einen am Eingang stehenden Skarabäenverkäufer herbei, dem er aufs eindringlichste einschärfte, sogleich nach oben zu gehen und die Bestellung auszurichten. Ich beeilte mich, meinen Esel zu besteigen. Einen letzten — schmerzlich bedauernden — Blick warf ich auf den Phönixtempel, aber der Führer meinte bescheiden, daß zwar das Haus seines Bruders recht nahe sei, daß aber die Zeit eile und ich sicher bereits ungeduldig erwartet würde.

Indessen hatte ich mit Befremden wahrgenommen, daß statt meines freundlichen schwarzäugigen Eseljungen ein Mann mit düsterem Gesicht und lauernden Augen den Zügel meines Tieres hielt. Auch das Auge des Führers hatte ich bereits auf

mir haften sehen? Wo nur? Ich vermochte mich nicht zu entsinnen.

Rechts in die erste Gasse bogen wir, während der Weg nach dem Nil links abführte. Etwa fünf Minuten ging es durch den dichten dunklen Staub so weiter. Der schweigsame Führer bog um verschiedene Ecken, bis schließlich die Erdhütten ganz aufhörten und nur noch ein langgestrecktes Gebäude übrigblieb, eine Art von Gemäuer vielmehr, von welchem nun mein Führer behauptete, daß seines Bruders Haus dahinter stehe.

Aber das wollte mir nicht behagen — das Gemäuer stand sehr vereinzelt und hatte etwas Unheimliches für mich; als ich nun gar zwei Männer verstohlen dahinter hervorlugen sah, brachte ich mein Tier zum Stehen und sagte in sehr bestimmtem Tone: „Ich will zum Tempel zurück.“ Nun aber fielen mir die beiden Männer in den Zügel und erklärten, daß ich ihnen folgen müsse, da ich erwartet würde.

Mir versagte vor Angst fast die Stimme, doch ich erinnerte mich zum Glück von den Zeiten des Krieges her, daß man dem Araber keine Furcht zeigen darf, da er unter Umständen sonst die ganze Grausamkeit einer Wolfsnatur zur Geltung bringt. So zwang ich mich zu äußerster Kaltblütigkeit und nahm zur List meine Zuflucht, indem ich in überzeugendem Tone sagte, daß ich der Dame, die sich noch jetzt im Tempel befände, mein Portemonnaie zur Aufbewahrung gegeben und daß ich es notwendig zurückhaben müsse, um bezahlen zu können.

Nun deutete der Pseudo-Eseljunge mit brutalem Lachen auf meine Tasche und sagte mit drohendem Ton: „Hier ist Gold genug!“ — Da war also offener Verrat. Der Mann warf einen schnellen Blick um sich und legte dann Hand an mich, um mich aus dem Sattel zu heben, erhielt aber, da Ingrimm und Todesangst meine Kräfte verzehnfachten, einen so derben Stoß von mir, daß er seitwärts taumelte und sich die Schulter rieb. Ihr Opfer so energisch und furchtlos sehend, begnügten sich die Männer damit, meinem nun in entgegengesetzter Richtung schreitenden Tiere zu folgen.

Ich war bald freilich wieder im Dorfe und daher vor einem direkten Überfall gesichert, aber der Umstand, daß nun auch noch zwei andere Männer — jedenfalls die hinter dem Gemäuer versteckt gewesenen — mir aus einiger Entfernung nachfolgten und daß ich angesichts mehrerer Gassen, die sich zum Verwechseln ähnlich sahen, die zum Tempel zurückführende nicht zu erkennen vermochte, war geeignet, mich stark zu beunruhigen.

Meine Begleiter, die sich an meiner Ungewißheit zu weiden schienen, um den Weg zu fragen, wäre Wahnsinn gewesen, und da sonst gerade niemand zur Hand war, traf ich schließlich notgedrungen meine Wahl. Der Zufall war indessen gegen mich, denn nach zahllosen Krümmungen und mehreren Abzweigungen sah ich mich plötzlich wieder an der Ostseite des Dorfes, vor eben jener steil abfallenden und wegen Massen losen Staubes unangenehm zu passierenden Vertiefung, die ich schon bei der Ankunft vom Schiffe her durchschritten hatte. Meinen verhängnisvollen Irrtum begreifend, wollte ich soeben aufs neue versuchen, zum Tempel zu gelangen, als ein schriller, langgezogener, zweimal wiederholter Pfiff und eine schwarz aufsteigende Rauchsäule mich lehrten, daß der Dampfer sich bereits zur Abfahrt rüste. Mein erster Impuls war nun, mich, wie es auch komme, nach dem Ufer zu begeben. Allein unter dieser Bevölkerung zurückbleiben, die sich mir in so schlimmem Lichte zeigte: entsetzlicher Gedanke! Wußte ich doch, daß nicht ein einziger Europäer in dem großen Dorfe ansässig war! Eine Frau mit einem Kinde stand da. Dies machte mir Mut. Ich fragte sie leise, ob sie mich nach dem Ufer geleiten wolle, aber sie schüttelte mit dem Kopfe, war jedoch bereit, meinen Esel durch die Vertiefung zu führen, während ich dieselbe vermittels einer schwankenden, mehr als prekären hölzernen Brücke überschritt, da mir vor einem Überfall im Grunde der kleinen Schlucht bange war.

„Gott lohne dir's — ich habe kein Geld bei mir," sagte ich absichtlich zu der Frau, als mir dieselbe bei der Wiederbesteigung meines Tieres behilflich gewesen war. Sie entfernte sich schnell und schweigend, zu meinem tiefsten Bedauern. Wieder hielt ich inne. „In zehn Minuten geht das Schiff ab!" riefen mir einige aus dem Felde tretende Männer zu, die ich natürlich mit meinen Feinden im Einverständnis glaubte. Sie traten näher — noch andere, wie auf Verabredung, gesellten sich zu ihnen, und alle wollten mir klar machen, daß ich nur noch allein zurückgeblieben sei und im Galopp nach dem Ufer zurück müsse.

„Es ist vergebens — alle sind fort!" erklang es in höhnischem Chor hinter meinem Rücken. Ich wandte mich um und rief den Männern zu, daß noch mehrere Touristen und mindestens zehn englische Soldaten im Tempel seien. Meine Peiniger sahen sich an und berieten miteinander, indes ich vom Esel sprang und vorwärtsschritt. Trotz der sengenden Glut, welche die im Zenith stehende Sonne auf mich herabsandte, klapperten mir buchstäblich die Zähne im Munde, und eisige Frostschauer durchrieselten mich. Dennoch erreichte ich mit Gottes Hilfe den jenseitigen Rand der Schlucht. Dort kauerte vor der Schwelle der ersten Hütte ein Greis auf dem Staube und rauchte seinen Narghileh. Ihn fragte ich nun, ehe die anderen mich hatten hindern können, ob wirklich schon alle Fremden des Weges zurückgekommen seien, da der Alte schon bei unserer Ankunft vom Dampfer da gesessen hatte. Der Gefragte blickte auf mich und dann mit unverkennbarer Angst auf diejenigen meiner Begleiter, welche mir am nächsten standen. „Kulle, kulle rach, ya Ssitt!" („Alle, alle sind fort, o Dame!") sagte er dann, mit seiner dürren Hand nach der Richtung des Niles deutend, während seine Linke, nur mir sichtbar, ganz verstohlen nach der Tempelgegend wies.

Ein Strahl der Hoffnung für mich. Es galt nun, schnell nach dem Tempel zu gelangen, aber mein lahmer Esel, den mir der Mann zu meiner größten Verwunderung richtig zugeführt und den ich wieder bestiegen hatte, widersetzte sich meinem Ansinnen. Und wenn nun mittlerweile meine Gefährten etwa auf einem anderen Wege den Tempel verlassen hatten?

Kalter Angstschweiß perlte mir an den pochenden Schläfen nieder, der langsame Gang des Tieres brachte mich in Verzweiflung.

Indessen sagte mir bei der ersten Spaltung des Weges ein brauner Knabe Bescheid, und bei einer ferneren Abzweigung erkannte ich selbst die zu nehmende Richtung.

Ich wußte mich nun dem Tempel nahe — wenige Minuten noch, und mein Schicksal würde entschieden sein! „Aber wenn nun ..." Ich dachte den Gedanken nicht zu Ende, sondern versicherte mich heimlich meines scharfgeschliffenen nubischen Dolches.

Noch eine Biegung — da stand das Propylon mit seinen gigantischen Kriegerfiguren vor mir! Das Portal des Portiko war freilich noch offen, aber die weiten Höfe schienen dem alten Schweigen zurückgegeben, niemand als der glühende Sonnenschein belebte sie, und ach! sämtliche Esel waren vom Eingange verschwunden.

Ich wollte rufen, doch meine Stimme versagte mir, nur ein rauher Ton kam über die trockenen Lippen.

Nun hörte ich Stimmen an mein Ohr schlagen, dazwischen den Gesang einiger Somalineger und das Klappern ihrer Muschelgürtel. Der Trupp meiner Verfolger, des Opfers sicher, näherte sich. Ich sprang vom Esel hinunter. Während ich die Stufen hinabeilte, hörte ich wieder ein schrilles Signal des Dampfers. Also ging er nun ab, und man hatte mich wohl kaum noch zu vermissen Zeit gefunden?

„Ghaffihr, Ghaffihr!" („Wächter!") rief ich, die schattigen Säulengänge des ersten Hofes betretend und mich an die Mauer lehnend — aber das Echo allein antwortete mir. So war denn meine letzte Hoffnung, daß der alte Tempelwächter mich schützen

möchte, auch vergeblich. Schon hörte ich die näselnden Stimmen ganz nahe erklingen und mit wüstem Gelächter den Chor einfallen: ich griff nach dem Dolche; meine zitternden Hände, mit der Mordwaffe dazwischen, falteten sich zu einem letzten Gebet. Nur kurz war es, denn ich wollte mich ins Allerheiligste, im letzten der Höfe, schleppen und dort sterben, meine Feinde sollten nur meine Leiche finden.

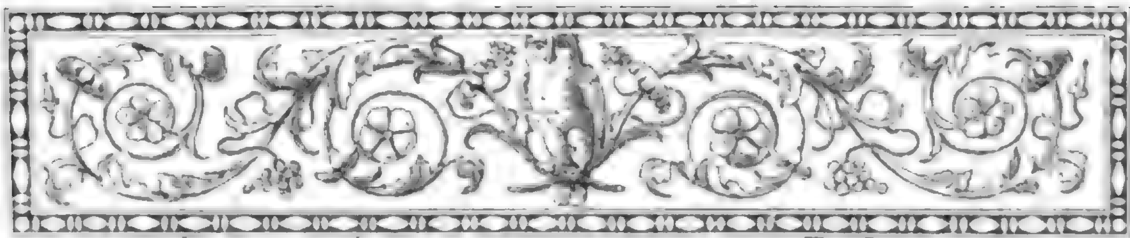
Schon nach wenigen Schritten jedoch versagten mir die Füße den Dienst. So mußte es denn hier sein. Ich lehnte mich gegen eine Säule, ich atmete tief auf, meine ganze Kraft war zum entscheidenden Stoße nötig; da hörte ich von befreundeten Stimmen meinen Namen rufen — lauter ertönte der Klang, auf dem Pflaster erschollen eilige Schritte, aber ich stand wie gelähmt, und aus der zusammengeschnürten Kehle wollte kein Laut hervordringen. Da fühlte ich schließlich, wie meine Hände berührt wurden; meine bleischweren Augenlider öffneten sich, und von liebevoller Teilnahme umgeben, reichten wenige Sekunden des Gefühls der Sicherheit hin, um mich mir selbst wiederzugeben.

Es stellte sich heraus, daß meine Gefährten vor der Rückkehr ans Ufer, vom alten Ghaffihr begleitet, einen schnellen Ritt nach dem seitwärts gelegenen kleinen Ptolemäertempel unternommen hatten. Von dort beim zweiten und vorletzten Warnungssignal des Dampfers aufbrechend, hatten sie gelegentlich eines letzten Abschiedsblickes auf das große Propylonportal mit Erstaunen meinen an der hellblauen Satteldecke kenntlichen Esel, sowie eine Anzahl verdächtig aussehender Männer bemerkt. Der Ghaffihr, ein guter alter Mann, hatte sich sofort anheischig gemacht, die Sache untersuchen zu wollen, welchem Umstande ich meine Rettung verdankte.

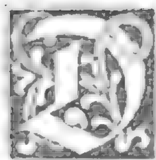
Bei unserem Wegritt vom Tempel — mir war in Eile ein anderer Esel besorgt worden — standen die Neger und mehrere von den arabischen Männern neugierig gaffend da, meine beiden eigentlichen Verfolger aber und ihre Verbündeten waren verschwunden.

Daß meinem Abenteuer ein gegen meine Person gerichtetes Komplott zu Grunde lag, dessen eigentlicher, unsichtbar gebliebener Urheber mit unserem Dampfer stromaufwärts gekommen war, sollte mir erst etwa acht Tage später klar werden. Ich erfuhr dann — zur selbigen Stunde, da er ein Opfer seiner Intriguen ward —, daß mein geheimer Feind ein Mann Namens Ghedallah sei, ein mir ganz unbekannter arabischer Effendi von ziemlich untergeordneter Stellung. Ghedallah hatte eine verhältnismäßig sorgfältige Erziehung genossen und war, wie viele seiner Landsleute, des Englischen mächtig. Er war ein finsterer, durch Schicksalsschläge gänzlich verbitterter und finanziell ruinierter Mann, der seine letzte Hoffnung auf die Verheiratung seiner Schwester Minerah mit einem sehr reichen und ihm in allen Stücken weit überlegenen Jugendfreund gesetzt hatte. Dieser Freund hatte uns Touristen während der letztverflossenen Wochen sehr viele Freundlichkeiten erwiesen und war viel mit uns zusammengekommen. Infolge eines Irrtums hatte Ghedallah in mir die siegreiche Rivalin seiner Schwester Minerah gesehen und mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden jedes Mittel gutgeheißen, um mich zu beseitigen. Unsere Reise nach Nubien schien ihm eine gute Gelegenheit zur Ausführung seines verbrecherischen Planes zu sein. Während ihn seine Bekannten nach einem Orte im Fayoumdistrikt abgereist glaubten, fuhr er, bis zur Unkenntlichkeit verkleidet, als Passagier dritter Klasse mit uns stromaufwärts und hatte vermittels der Einrichtung des Postdampfers Gelegenheit, mich nahezu den ganzen Tag zu beobachten und unsere meist in Englisch geführten Gespräche zu belauschen. Wie er sich die Karte meiner Tante verschafft hatte, blieb ein Geheimnis.

———⋙⋆⋘———



Litterarische Notizen.

as **Leben, seine Grundlagen und die Mittel zu seiner Erhaltung.** I. Die Fortdauer der Urzeugung, physikalisch erklärt zum praktischen Nutzen für Ackerbau, Forstwissenschaft, Heilkunde und allgemeine Wohlfahrt. Von Julius Hensel. (Christiania, Huseby u. Co. limit.)

Wir müssen uns darauf beschränken, in der Hauptsache nur die Punkte anzuführen, welche der Verfasser (ein ehemaliger Apotheker) in dem Buche zur Besprechung bringt, eine genauere Inhaltsangabe wäre bei der ungeheuren Reichhaltigkeit und durchweg absoluten Neuheit des Stoffes geradezu unmöglich. Das Nachstehende wird indessen genügen, den Leser sowohl mit dem Stoffe, welchen Hensel behandelt, als auch mit der Art, wie er die sich gestellten Aufgaben löst, bekannt zu machen. Das Programm lautet kurz: 1) Alles organische Leben beruht auf Verschiebung von Zuckerstoff; 2) aller Zuckerstoff geht hervor aus kohlensaurem Kalk; 3) je mehr kohlensaurer Kalk, um so fruchtbarer die Erde; 4) je fruchtbarer die Erde, um so weniger Armut und Hunger; 5) je weniger Hunger, um so größer die Moralität, und bespricht Verfasser bei Entwickelung dieses Programmes die Urzeugung, den Zucker-, Ölstoff und die Wanderung der Kohlenwasserstoffe, die Urzeugung der Eichenblattgallwespe und der Eingeweidewürmer, Seele und Bewußtsein, Wachen und Traum, Zurechnungsfähigkeit, Selbstmord u. s. w., verbreitet sich ferner über die Bedeutung der Spannstoffe (Kochsalz, Gips 2c.) für die Lebensfunktionen, schreibt dann eine Anatomie, Physiologie, Pathologie und Therapie „für jedermann", schildert die unerschöpflichen Reichtumsquellen der Erde und des Meeres, spricht über Wein-, Obst- und Getreidebau, Viehzucht und Forstwissenschaft, um im Schlußkapitel seine Ansichten über Moralität und Glückseligkeit zu entwickeln.

Dies der wesentliche Inhalt, welcher durch seitenlange Entwickelungen chemischer Prozesse und Formeln näher beleuchtet wird.

Die Ansichten des Verfassers weichen von den Resultaten moderner naturwissenschaftlicher Forschung so außerordentlich ab, daß es der wörtlichen Citate aus dem Inhalte bedarf, um den Leser ganz in diese philosophischen Betrachtungen einzuführen und zugleich dem etwaigen Einwand zu begegnen, den Autor mißverstanden zu haben.

Verfasser beginnt mit einer Polemik gegen die heutige Medizin, die sich in einem „Pfuhl von Bakterien herumwälze", „Schneckenwettrennen" veranstalte u. s. f. Wir lesen weiter, daß Verfasser oft „blutrot" geworden sei „vor Scham über die Frevel an den Naturgesetzen" und was diese Disciplin „als Wissenschaft aufzutischen" wage. Als Beispiele der Fortdauer der Urzeugung berichtet Hensel die Beobachtung einer Frau Brunco in Zürich, daß in frisch dem Ofen entnommenem Brote innerhalb vierundzwanzig Stunden Maden sich entwickeln; ferner die Bildung von Stearintalg in der Leber, welches sich zu Leberegeln umwandele, die Entstehung des Drehwurmes aus dem heißen Blute des kohlensäureüberladenen Gehirnes. Wir erfahren weiter, daß „die erste Kuh dem Seewasser entstiegen sein muß" und „Maden, Motten und Schmetterlinge" sich in den Kräuterkästen der Apotheken bilden. Besonders interessant ist, daß das „Irrlichtergas" vom Verfasser als der Stoff erkannt wurde, welcher durch Hinzutritt von Sauerstoff „die Flamme des seelischen Lebens unausgesetzt brennend erhält", wodurch wir „konsequenterweise dahin kommen, die seelischen Erscheinungen als Selbstbeleuchtungsvorgänge zu definieren". (S. 57.)

Im folgenden rechnet Verfasser ab „mit den falschen Lehrsystemen der Chemie, Kosmologie, Astrologie, Geologie und Paläontologie". Wir erfahren hier, daß die Sonne ein Porzellan-Glasfluß sei, dem ein schwerer Metallschweif nachschleppt (S. 141), welcher abgerissen zur Bildung des Planeten Merkur Veranlassung gab, dann, mit Sand, Schieferschlamm 2c. untermischt, die Erde und Venus

gebar. „Die Erde bildete sich aus dem Dunstschweif des Riesenkometen", als die Sonne „vielleicht zehn Wochen lang auf der Reise war" (S. 143). „Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun samt ihren Monden sind (gelegentlich einer Explosion) aus dem abgeschleuderten Meere der Erde entstanden, in der Hauptsache hohle Eierschalen, aber immerhin mit selbstleuchtendem Phosphorwasserstoff umgeben" (S. 264). Der Planet Mars entstand aus dem „von der westlichen Hemisphäre der Erde davongeflogenen Meerschaum" (S. 265). Wir erfahren ferner die Entführung der erratischen Blöcke durch die Wasser eines Wolkenbruches, die Bildung des Bernsteines durch einen Waldbrand in Skandinavien, welcher das Harz aus den brennenden Tannenzweigen tropfen machte; die Urzeugung von „Moosen, Heidekraut, Spinnen, Käfern, Schmetterlingen und Preiselbeeren aus abgefallenen Tannennadeln" (S. 136).

Hensel widerlegt ferner die Lehre vom Beharrungsvermögen und sagt, daß dieselbe „falsch ist, obgleich sie von Galilei herrührt"; „die klaren Beweise hierfür liefern die Meteorsteinschwärme, die an der Stelle, wo sie im Weltenraume aufgehört haben, sich zu bewegen, als sie von der Erde abgeschleudert wurden, wie angenagelt stehen geblieben sind" (S. 137). Daß die Lehre „absurd" ist, beweist Hensel auch mit dem Billardball, der ja auch nicht „stets gleich lange" in Bewegung bleibt (S. 138). Auf S. 139 bedauert Hensel, daß der Unterricht an den Hochschulen „in den Händen von Fachgelehrten ruht, die dem natürlichen Verstand mit größter Kaltblütigkeit einen Faustschlag ins Gesicht versetzen".

Auch in der Schöpfungsgeschichte tritt der Verfasser als gründlicher Reformator auf. So erfahren wir, daß „in der allgemeinen Schöpfungszeit" die sich bildenden Tiere je nach Bedürfnis Schwefel- und Phosphorcyan verbrauchten und so eine Zeit kam, wo außer letzterem nur noch Ammoniak und Ölstoff vorhanden war, woraus sich „an allen Orten der Erde Fettkugeln" bildeten, die, in salzigem Meerwasser schwimmend, an die Gestade getrieben wurden. „So erschien das Menschenkind von salziger Flut, aber nicht von Affen erzeugt, seinen Mitgeschöpfen überlegen durch reichlicheres Material zu seelischem Licht und durch seine Herrschaft über die Töne" (S. 167). Die größeren Tiere waren bei „ihrer Entstehung auf das Material der größten", der wegen Sauerstoffmangels damals noch „seelenlosen Walfische" „angewiesen", welche zu ihrer Bildung „allen Fettstoff verbraucht" hatten (S. 243). Die Zerfallprodukte der „unter dem Äquator zum Absterben" gelangten Walfische „dienten zum Teil neuen Tierformen zur Grundlage"; ein Teil „entging dem Verbrauch" und wurde „in der Pisco-Bucht als peruanischer Guano aufgestapelt" (S. 244).

Trotz Ben Akiba müssen wir anerkennen, daß diese Lehren (von denen wir nur einen kleinen Teil berichten konnten) vollkommen neu sind. In Hensel scheint in der That ein Prophet erstanden zu sein. Wir müssen staunend und bewundernd an dessen Riesengeiste emporschauen, welcher, offenbar mit einem außergewöhnlichen Denkvermögen begabt, **alle** Gebiete der Naturwissenschaften vollkommen beherrscht und allein im stande ist, all die verkehrten und „absurden" Lehren „sogenannter Autoritäten" wie Schwann, Schleiden, Naegeli, Virchow, Dubois-Reymond, Koch, Zöllner, Klebs, Max Schultze, Brücke, ferner Darwin, Laplace, Galilei, Harwey, Kant, Spinoza, Fichte u. s. f. zu korrigieren, mit der „hellen Leuchte der Chemie" in die geistige Finsternis jener Pygmäen der Wissenschaft zu leuchten und der „Verblendung, Verschrobenheit und Anmaßung" der „sogenannten freien Forschung" endlich „Schach zuzurufen" (S. 510).

In gerechter Entrüstung ob des Treibens dieser „Autoritäten", „die sich nicht entblöden, die fadenscheinigsten Motivierungen von sich zu geben, über die jeder andere erröten würde", bricht Verfasser aus in die Worte: „Hören wir endlich auf, den Lindwurm zu züchten, der sich mit blähendem Leib in einem Sumpf von Verwirrung und labyrinthischen Schlinggewächsen wohlig herumwälzt und gleich der kretischen Mißgeburt unsere Knaben und Mädchen so lange als Opfer verlangt, bis ein erleuchteter Herrscher kommt, der wie Theseus allem Volke Gutes thut, indem er den Landplagen mit starker Hand ein Ende macht."

Wer erkennt nicht sofort in dem Verfasser des „phänomenalen" Werkes den erleuchteten Herrscher auf geistigem Gebiete, den Theseus-Hensel?

* *
*

Die Diphtheritis-Heilmethode. Von Dr. Georg Friedrich Wachsmuth. Illustriert durch die Statistik der Diphtherie für Berlin nach amtlichen Quellen. (Berlin, A. Zimmer.) — Das Büchlein beginnt mit einer allgemeinen Statistik der Stadt Berlin vom Jahre 1573 bis jetzt, bringt dann Virchows System der Todesursachen und daran anschließend eine Übersicht der in den Jahren 1869 bis 1871 in Berlin erfolgten Sterbefälle infolge jener Erkrankung und endlich eine Tabelle der in den Jahren 1882 bis 1885 in Berlin an Diphtheritis Erkrankten und Gestorbenen. Diesen Erhebungen stellt Verfasser alsdann eine Specialstatistik aus eigener Praxis entgegen, wobei sich für die nach der Methode des Verfassers behandelten Fälle eine Sterblichkeit von drei Prozent gegenüber der übri-

gens festgestellten Mortalität von fast dreiunddreißig Prozent. Dies Zahlenverhältnis spricht in der That sehr zu gunsten der Wachsmuthschen Behandlungsmethode, welche im wesentlichen eine hydropathische ist. Wir möchten aus eigener Erfahrung statt der von Wachsmuth geübten Prießnitzschen Einpackung des halben Körpers solche der ganzen Körperoberfläche empfehlen, sowohl wegen der Möglichkeit der leichteren Applikation, als auch wegen des erreichbaren größeren Effektes. Mit den Begründungen des Verfassers, betreffend die Wirksamkeit seines Verfahrens, können wir uns nicht einverstanden erklären, auch können wir nicht einsehen, in welcher Beziehung Virchows System der Todesursachen zu dem Thema des Verfassers steht; ersteres hätte füglich weggelassen werden können.

* *
*

Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis. Von Dr. W. Kobelt. (Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.) — Der Zweck der vom Verfasser unternommenen Exkursion nach Nordafrika scheint ein wissenschaftlicher gewesen zu sein, nämlich der, unsere Kenntnis über die in den bereisten Gebieten einheimischen Schlangen, Eidechsen, Schildkröten, Batrachier, Schmetterlinge und Schnecken möglichst zu bereichern. Den beigegebenen Verzeichnissen und in den Text verstreuten Anmerkungen nach zu schließen, scheint die Ausbeute auf zoologischem Gebiete auch keine geringe gewesen zu sein. Die bei dieser Gelegenheit gesammelten und in dem Buche niedergelegten Erfahrungen des Verfassers und seine Darstellungen von Algerien und Tunis, den Bewohnern, der Flora und Fauna dieser Länder bringen im allgemeinen wenig Neues. Die Schilderungen sind übrigens äußerst lebendig geschrieben, so daß Bild auf Bild an dem Auge des Lesers vorüberzieht. Die zahlreichen beigegebenen Illustrationen sind von tadelloser Ausführung und offenbar großer Naturtreue. Wir müssen deshalb die Lektüre des Werkes als eine sehr unterhaltende und befriedigende bezeichnen.

Im Bismarck-Archipel. Erlebnisse und Beobachtungen auf der Insel Neu-Pommern (Neu-Britannien) von R. Parkinson. Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Verfasser führt uns in den Stillen Ocean an der Nordostseite Australiens. Dort inmitten einer großen Zahl kleiner Inseln haben wir die kleine Kolonie zu suchen, von der wir erfahren, daß außer sehr wenigen Küstenplätzen die ganze Insel noch unbekannt ist. Nur zwei Exkursionen, welche Parkinson in das Innere unternahm, haben das Dunkel etwas gelichtet. Verfasser giebt ein recht anschauliches Bild von dem Charakter der Eingeborenen und ihren Gebräuchen, ebenso von Klima und Fruchbarkeit des Landes, so daß wir das kleine Werk allen, welche sich für jene fernen Länderstriche interessieren, aufs angelegentlichste empfehlen können.

* *
*

Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786 bis 1804 von Justinus Kerner. Zweiter unveränderter Abdruck. (Stuttgart, Verlag von Carl Krabbe.) — Diese neue Auflage des „Bilderbuches" wurde zum hundertjährigen Geburtstage des allbekannten und verehrten schwäbischen Dichters gedruckt. Diese Selbstbiographie sowie die übrigen poetischen Werke Kerners haben ja in der deutschen Litteratur längst ihre gebührende Würdigung und bleibende Stätte gefunden, so daß es überflüssig erscheinen dürfte, über den Wert des Werkes sich an dieser Stelle zu verbreiten. Die Absicht der Verlagsbuchhandlung, die Erinnerung an den beliebten Volksdichter gerade durch seine eigene Biographie neu zu beleben, müssen wir lobend anerkennen, und wird die treffliche Ausstattung des Buches das Ihre thun, um seine Verbreitung zu befördern.

* *
*

Philosophische Studien. Herausgegeben von Wilhelm Wundt. IV, 1. (Leipzig, Wilhelm Engelmann.) — Außer Arbeiten auf dem Gebiete der physiologischen Psychologie enthält das vorliegende Heft eine Arbeit des Herausgebers, welche wohl allgemeineres Interesse beanspruchen darf. Sie ist betitelt: „Über Ziele und Wege der Völkerpsychologie". Es handelt sich darum, im Gegensatz zu Lazarus und Steinthal, das Objekt einer psychologischen Betrachtung festzustellen, welche in ähnlichem Sinne das Völkerbewußtsein wie die individuelle Psychologie das Einzelbewußtsein zu ihrem Gegenstande nimmt. In diesem Sinne bezeichnet Wundt „Sprache, Mythus und Sitte" als die Aufgaben der Völkerpsychologie. Der Charakter der Allgemeingültigkeit der fundamentalen Erscheinungsformen ist allein auf diesen drei Gebieten zu finden, bei allen übrigen nur insofern, als sie aus diesen drei Gebieten herauswachsen. So sind insbesondere die Anfänge der Kunst und der Wissenschaft aus dem Mythus, die Rechts- und Staatenbildungen aus der Sitte emporgewachsen. „Sprache, Mythus und Sitte" sind keineswegs bloße Bruchstücke aus dem Zusammenhang des Volksgeistes, sondern sie sind dieser Volksgeist selbst in seiner von individuellen Einflüssen singulärer geschichtlicher Entwickelung verhältnismäßig noch unberührten Gestalt.

Logik und Poetik. Ein Leitfaden für akademische Vorlesungen sowie zum Selbstunterrichte von Prof. Dr. Georg Hagemann. (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshdlg.) — Dieser erste Teil der „Elemente der Philosophie“ liegt bereits in fünfter Auflage vor. Dieser Erfolg ist verdient, wie wohl auch alle Gegner des hier vertretenen Standpunktes bei unparteilicher Beurteilung zugeben werden. Referent rechnet sich auch zu diesen Gegnern, kann aber nicht umhin, die einfache und verständliche Behandlung, welche die schwierigen Probleme der erkenntnistheoretischen Logik hier gefunden haben, rühmend anzuerkennen und dem Wunsche Raum zu geben, daß man auch in anderen Kreisen an solchen schlichten Darstellungen Gefallen finden möge. Warum soll bloß die heilige Roma solche Kämpfer haben?

Fünf populäre wissenschaftliche Vorträge, gehalten in der Aula der Herzoglichen Technischen Hochschule zu Braunschweig von Professor Dr. Heinrich Weber. (Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn.) — Die vier ersten Vorträge bilden einen Cyklus, durch welchen die wichtigsten praktischen Anwendungen der Elektricitätslehre in kurzer und leicht faßlicher Weise vorgeführt werden sollen. Die Themata derselben sind: I. Übersicht über die Entstehung und die Wirkung des galvanischen Stromes; II. Telegraphie und Telephonie; III. Elektromagnetische, magnetelektrische und Dynamomaschinen; IV. Galvanoplastik und elektrisches Licht. Der fünfte Vortrag behandelt die Erhaltung der Energie, beziehentlich die Unmöglichkeit eines Perpetuum mobile. Zahlreiche Abbildungen suchen dem Leser die Anschauung der nötigen Apparate zu vergegenwärtigen, beziehentlich zu ersetzen und tragen mit dazu bei, dem Werkchen den Erfolg zu sichern, den es bei seiner klaren und anspruchslosen, den Forderungen der Zeit entsprechenden Anlage verdient.

Statistische Zusammenstellungen als Material für die Reform der Verzehrungssteuer in geschlossenen Orten und auf dem Lande. Auf Grund eines Beschlusses des Verzehrungssteuerausschusses des Abgeordnetenhauses gesammelt und geordnet vom Abgeordneten Dr. Max Menger. (Wien, K. K. Hof- und Staatsdruckerei.) — Das reichhaltige Material, aus dessen Studium Vorschläge für eine gleichmäßige Belastung der Staatsbürger in Österreich hervorgehen sollen, gliedert sich gemäß dem Titel in zwei Abteilungen; außerdem ist ein Anhang beigefügt, welcher Daten über die Verzehrungssteuergesetzgebung jener österreichischen Kronländer, die einen Teil der Landesbedürfnisse im Wege von Verzehrungssteuern decken, Daten über die Preise der Lebensmittel in geschlossenen Orten, dann auch eine Anzahl statistischer Zusammenstellungen über einschlägige Verhältnisse des Auslandes, insbesondere über ausländische Thorsteuern enthält.

* * *

Aus den Memoiren eines Wickelkindes. Vertrauliche Mitteilungen von Julian Weiß. (Leipzig, A. Unflad.) — Diese Humoreske, in ihrer Form etwas an Daudets unsterblichen „Tartarin“ erinnernd, kann allen Freunden und Freundinnen des Lachens zum Nachtisch für die Anstrengungen einer guten Mahlzeit empfohlen werden. Ein strenger Beurteiler nimmt vielleicht Anstoß an den unnötigen politischen Seitenhieben, hätte mehr „reinen“ Humor gewünscht und das lyrische Intermezzo als völlig verfehlt gestrichen, da es nicht andere, sondern den Autor selber wider seinen Willen geißelt; indessen — die Zeit ist so grau und eintönig, daß man Büchern wie dem vorliegenden nur recht viele Leser wünschen kann.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

SCHUL-ATLAS

über alle Teile der Erde.

Zum geographischen Unterricht in höheren Lehranstalten.

Herausgegeben und bearbeitet

von

C. Diercke und E. Gaebler.

Achte Auflage.

Achte Auflage.

Vierundfünfzig Haupt- und hundertachtunddreifsig Nebenkarten.

—— **Preis geheftet 5 Mark.** ——

Zu beziehen auch in gebundenen Exemplaren durch alle Buchhandlungen.

Inhaltsverzeichnis:

1. **Einführung in das Verständnis geographischer Karten.** Einführung in die Darstellung des Terrains. Orographie. Hydrographie.
2. **Zur mathematischen Geographie. I.** Horizontlehre. Bewegung der Erde. Das Sonnensystem. Nördl. Sternhimmel. Die Planeten.
3. **Zur mathematischen Geographie. II.** Die sichtbare Mondfläche. Der Mond. Die Finsternisse. *Nebenk.:* Nebelfleck. Sonnenfleck. Mondlandschaft. Komet von 1858.
4. **Planigloben und Projektionen. I.** Westl. Planiglob zur Darstellung der Landhöhen. Die Zonen der Erde. Beleuchtung der Erde.
5. **Planigloben und Projektionen. II.** Östl. Planiglob zur Darstellung der Landhöhen. Land- und Wasserhalbkugel. Beleuchtung der Erde.
6. **Weltkarte zur Übersicht der Meeresströmungen, der oceanischen Gebiete und des Schnellverkehrs.**
7. **Höhenprofile der höchsten Berge der Erde.**
8. **Völkerkarte der Erde.**
9. **Völkerkarte von Europa.**
10. **Religionskarte von Europa.**
11. **Verteilung der Temperatur und der Winde auf der Erde.** *Nebenk.:* Mittl. Jahres-, Sommer- und Wintertemperaturen im Deutschen Reich.
12. **Verteilung der Regen auf der Erde.** *Nebenkarte:* Regenkarte vom Deutschen Reich.
13. **Vegetationsgebiete der Erde.** *Nebenk.:* Pflanzenregionen im skandinavischen Gebirge, in den Alpen, Pyrenäen, der Sierra Nevada, im Himalaya, den südamerikanischen Anden und auf Teneriffa.
14. **Geogr. Verbreitung der wichtigsten Tiere.**
15. **Asien,** phys. *Nebenk.:* Die wichtigsten Nutzpflanzen. Pamirplateau. Höchstes Gebiet des Himalaya. Gangesdelta.
16. **Asien,** polit. *Nebenkarten:* Die Völker Asiens. Strafse Bab-el-Mandeb. Java.
17. **Vorder-Asien.** *Nebenkarten:* Ararat. Smyrna u. Umg. Chiwa u. Umg. Der Demawend.
18. **Hinter-Asien.** *Nebenk.:* Peking. Tokio. Bombay. Kanton.
19. **Palästina.** *Nebenk.:* Jerusalem u. U. Das alte Jerusalem. Das heutige Jerusalem. Nazareth u. Umg. Halbinsel Sinai.
20. **Polynesien.** *Nebenk.:* Samoa-Inseln. Fidschi-Inseln.
21. **Australien.** *Nebenk.:* Tahiti. Hawaii. Koralleninseln.
22. **Afrika,** phys. *Nebenk.:* Nildelta. Bodenbeschaff. Afrikas.
23. **Afrika,** polit. *Nebenkarten:* Kapland. Die Völker Afrikas.
24. **Nord-Amerika,** phys. *Nebenkarten:* Verbreitung der wichtigsten Nutzpflanzen. Nationalpark. Mündung des Mississippi. Großer Salzsee.
25. **Nord-Amerika,** polit. *Nebenkarten:* Die Völker Nord-Amerikas. Kapitolierasa. Hafen von New-York. Hafen von San Francisko.
26. **Vereinigte Staaten von Nord-Amerika und Mexiko.** *Nebenkarte:* Mexiko u. Umg.
27. **Mittel-Amerika.** *Nebenk.:* Isthmus von Tehuantepec. Isthmus von Nicaragua. Hafen von Havana. Die französische Inselgruppe. Isthmus von Panama.
28. **Süd-Amerika,** phys. *Nebenkarten:* Verbreitung der wichtigsten Nutzpflanzen. Hochland von Quito. Mündungen des Marañon. Magelhaens-Strafse.
29. **Süd-Amerika,** polit. *Nebenkarten:* Die Völker Süd-Amerikas. Rio de la Plata. Rio de Janeiro. Deutsche Kolonien in Brasilien.
30. **Europa,** phys.
31. **Europa,** polit.
32. **Pyrenäen-Halbinsel.** *Nebenk.:* Lissabon u. Umg. Madrid u. Umg. Sierra Nevada. Strafse von Gibraltar.
33. **Frankreich.** *Nebenkarten:* Paris u. Umg. Paris. Pas de Calais. Umg. des Mt. Cenis.
34. **Apenninen-Halbinsel.** *Nebenkarten:* Venedig. Rom u. Umg. Der Ätna. Der Comer See. Neapel und Vesuv.
35. **Balkan-Halbinsel.** *Nebenkarten:* Konstantinopel. Der Bosporus. Donau-Delta. Insel Santorin.
36. **Britische Inseln.** *Nebenkarten:* Kohlen- und Eisendistrikte Englands. Industriebezirk um Manchester. London u. Umg. Die Themse von London bis Sheerness.
37. **Niederlande und Belgien.** *Nebenkarten:* Amsterdam. Gegend zwischen Amsterdam, Leyden und Utrecht.
38. **Dänemark.** *Nebenkarten:* Island. Der Sund. Bornholm. Kopenhagen. Die Faröer.
39. **Russland.** *Nebenkarten:* St. Petersburg u. Umg. Wolga-Delta. Nördl. Teil der Halbinsel Krim. Das russische Central-Quellgebiet.
40. **Skandinavische Halbinsel.** *Nebenk.:* Spitzbergen. Stockholm u. Umg. Der Lyse-Fjord. Temperaturkarte.
41. **Österreich-Ungarn,** phys. *Nebenk.:* Die Völker Österreich-Ungarns. Buda-Pest. Hohe Tatra. Bocche di Cattaro.
42. **Österreich-Ungarn,** polit. *Nebenk.:* Brenner-Bahn. Triest u. Umg. Wien u. Umg. Semmering-Bahn.
43. **Schweiz,** phys. *Nebenkarten:* Schweiz, polit. Übersicht. Vierwaldstätter See.
44. **Alpengebiet.** *Nebenkarten:* Mer de Glace. St. Gotthard. Ötzthaler Ferner.
45. **Norddeutschland,** phys. *Nebenkarten:* Rheinlauf von Winkel bis St. Goar. Thüringer Wald, nordwestl. Teil. Die Sächsische Schweiz. Der Oberharz.
46. **Süddeutschland,** phys. *Nebenkarten:* Rheinlauf bei Karlsruhe. Rauhe Alp bei Reutlingen. Rheinlauf zwischen Diessenhofen und Eglisau. Fichtelgebirge.
47. **Süddeutsche Staaten.** *Nebenk.:* Strafsburg. Metz. Stuttgart. München u. Umg.
48. **Norddeutsche Staaten.** *Nebenk.:* Potsdam. Berlin. Dresden, Leipzig u. Umg.
49. **Deutsches Reich,** phys. *Nebenkarten:* Industriebezirk bei Essen. Marsch- und Geestlandschaft bei Stade. Westfälische Landschaft bei Münster. Gebirgslandschaft bei Habelschwerdt.
50. **Deutsches Reich,** polit. *Nebenkarten:* Jade-Busen. Die Halligen. Kieler Hafen. Elbmündung.
51. **Völkerkarte von Deutschland.**
52. **Religionskarte von Deutschland.**
53. **Industriekarte von Deutschland.**
54. **Geologische Karte von Deutschland.**

Versand-Geschäft Mey & Edlich

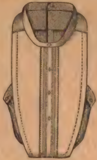
Alle Aufträge von 20 Mk. an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten
Leipzig-Plagwitz.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abtheilung für Herren-Wäsche.

Qual. 1. Dess. 7.
Rückenschluss-Hemd.
Stück M. 3.75.



Qual. 1. Dess. 313.
Rückenschluss-Hemd.
Stück M. 4.–.

Qual. 9. Dess. 127.
Ohne Brustknopflöcher.
Stück M. 7.–.

Qual. 9. Dess. 101 a.
Ohne Brustknopflöcher.
Stück M. 5.50.

HECTOR
$4\frac{3}{4}$ Cm. hoch.
Weiten: 36—44 Cm.
Dtzd.: M. 6.–.
Stück: „ –.55.

FEDOR
Umschlag $7\frac{1}{2}$ Cm. breit.
Weiten: 36—44 Cm.
Dtzd.: M. 6.50.
Stück: „ –.60.

NARSES
5 Cm. hoch.
Weiten: 36—44 Cm.
Dtzd.: M. 6.–.
Stück: „ –.55.

HAYDN
Umschlag $5\frac{1}{2}$ Cm. breit.
Weiten: 34—44 Cm.
Dtzd.: M. 6.–.
Stück: „ –.55.

ERICH
$4\frac{3}{4}$ Cm. hoch.
Weiten: 36—44 Cm.
Dtzd.: M. 6.–.
Stück: „ –.55.

Nr. 4.
Oberhemd ohne Einsatz
von **elsasser Madapolam.**
In den Halswtn. v. 36—44 Cm. vorräthig.
Rumpflänge 100 Cm.
Stück M. 3.–.
Nr. 4 b.
Dasselbe in secunda Ausführung.
Stück M. 2.–.

Nr. 1. **Nachthemd**
von **kräftigem elsasser Haustuch.**
In den Halsweiten v. 36—46 Cm. vorräthig.
Rumpflänge 100 Cm. **Stück M. 2.75.**

Nr. 8.
Elegant gearbeitetes
Uniformhemd,
aus kräftigem Chiffon, Einsatz doppelt aus gleichem Stoff.
In den Halsweiten von 36—44 Cm. vorräthig.
Rumpflänge 100 Cm.
Stück M. 3.50.

Unsern reichhaltigen
Special-Catalog
über
Herren-Wäsche
versenden wir kostenfrei.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, Leipzig-Plagwitz.

32. Jahrg. März 1888. Heft 378.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

Seite

Salvatore Farina: Um den Glanz des Ruhmes. Bilder, fast nach dem Leben gezeichnet. III. (Schluß) 681

H. W. Vogel: Eine Reise nach Rußland zur Beobachtung der Sonnenfinsternis 705

Mit sechzehn Abbildungen: Panorama von Jurjewetz. — Ansicht auf die Wolga und Oka vom Kreml in Nishnij Nowgorod. — Die Wolga bei Jaroslawl vom Wolschskoj-Quai aus gesehen. — Kathedrale Mariä Himmelfahrt in Jaroslawl. — Straße in Jaroslawl. — Kinetschma, Flußufer in Jurjewetz. — Turm des Klosters bei Jurjewetz. — Igumen (Prior) des Klosters bei Jurjewetz. — Wundertätiges Heiligenbild des Klosters bei Jurjewetz. — Ikonostas im Dom des Klosters zu Jurjewetz mit dem wundertätigen Heiligenbilde am rechten Pfeiler. — Mönche im Kloster bei Jurjewetz. — Russischer Jemschik aus Jurjewetz. — Markt von Jurjewetz. — Der Finsternismorgen in Jurjewetz. — Die Sonnenfinsternisbeobachter in Jurjewetz bei ihren Instrumenten. — Die totale Sonnenfinsternis in Jurjewetz.

Ernst Wechsler: Ernst von Wildenbruch. Eine litterarische Studie . 721

Mit einem Porträt Ernst v. Wildenbruchs.

Friedrich J. Pajeken: Eine Reise auf dem Orinoco. Von der Mündung bis nach Ciudad Bolivar (Angostura) 729

Mit zwölf Abbildungen: Indianerhütte am Orinoco. — Ansiedlungen am Orinoco. — Indianer bei Zamora. — Rauchender Guarauno-Indianer. — Guarauno-Indianer. — Caribe-Indianer. — Indianer (Guarauno) in ihrer Bekleidung für den Besuch der Stadt. — Indianer (Guarauno) in ihrer Bekleidung für den Besuch der Stadt. — Die große Straße des Orinoco bei Ciudad Bolivar. — Die ersten Häuser von Ciudad Bolivar (Alameda). — Kathedrale von Ciudad Bolivar. — Ansicht von Ciudad Bolivar (Angostura).

Hedwig Dohm: Verfehltes Leben. Novelle. II. (Schluß) . . . 760

Richard Garbe: Sommerfrische im Himalaya 792

Mit fünf Abbildungen: Ansicht des Kinchinjunga von der Promenade von Darjeeling. — Die Himalayabahn. — Darjeeling von Südwest. — Darjeeling von Nordwest. — [illegible] auf Bergpfad.

August Lammers: Die gemeinnützige Thätigkeit der Frauen . 808

Hans Altona: Walter Besant und der Volkspalast in London 817

Litterarische Notizen 821

Scheffels Leben und Dichten. Von Johannes Proelß. — Reisebilder. Von V. v. Scheffel. — Gedichte. Von Martin Greif. — Steiermärkisches Dichterbuch. Von K. Bazalowski. — Dichtungen. Von Eduard Lembacher. — Die zwölf Stationen von Ladislaus. Von Johann Fastenrath. — Gedichte. Von Bernhard Endrulat. — Das österreichische Deutschtum in Not und Gefahr. Von Karl Proll. — Im alten Eisen. Von Wilhelm Raabe. — Essays. Von Emile Pouvillon. — Schatten. Von Joh. Heinr. Mackay. — Erlebtes und Verwebtes. Von Lorenz Clasen. — Stilleben. Von August Schwergans. — Abendröte. Von P. [illegible].

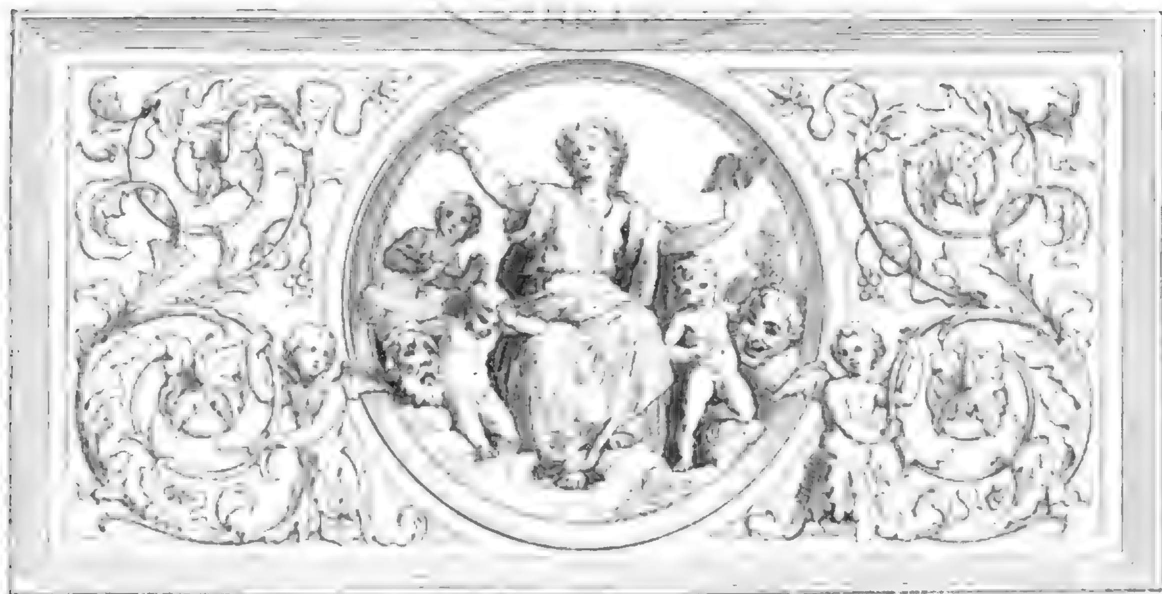
Litterarische Neuigkeiten III

Anzeigen IV

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.

März 1888.



Um den Glanz des Ruhmes.

Bilder, fast nach dem Leben gezeichnet

von

Salvatore Farina.

III.

Tito war nicht ungeduldig gewesen; er hatte versprochen zu warten, bis das junge Mädchen sich entschiede, der Kleinen eine Mutter zu werden; er hatte sofort angefangen, der Vater zu sein.

„Wir wollen sie mutig weiter lieben," hatte Sofia gesagt, und der junge Mann ging und verkündete inmitten der Familie der Künstler die frohe Neuigkeit, daß er ein kleines sechsjähriges Mädchen, schön wie ein Engel, in sein Haus aufgenommen habe und sie mit der Zeit zu adoptieren gedenke. Keiner dieser munteren Köpfe war über die Nachricht erstaunt. Es waren alles Leute, welche in der Liebe zur schönen Form aufgingen und an das übrige wenig dachten; es geschah nicht selten — im Gegenteil —, daß die Mildthätigkeit inmitten ihrer beschränkten Mittel blühte. Auch wunderte man sich deshalb nicht mehr, weil die Neuigkeit von der kleinen Lahmen, welche in das Bondische Haus geschneit war, sich schon weit verbreitet und natürlich auch die Familie der Künstler erreicht hatte. Nur verschwieg Tito den Namen der Mutter dieser verwaisten Kleinen.

Vater und Sohn waren einig darin, daß man Sofia nicht zu sehr drängen müsse; war das Warten auch eine Pein — das gute Wesen mußte sein „ja" mit vollem Bewußtsein, in voller Freiheit geben; und inzwischen durfte keiner auch nur ein Wort darüber fallen lassen.

Tito, der seiner gewiß war, hatte doch keinen großen Glauben an die Geduld des Alten; und vom ersten Tage an bemerkte er, daß der Blinde, mit der Kleinen auf dem Schoß und anscheinend nur mit ihr beschäftigt, sobald Sofia vorbeiging oder ein Wort sprach, ihr den Kopf zuwendete und mitten in einer Liebkosung innehielt.

Sprach dann die Tante eine Weile leise mit dem Großvater, so war Tito sehr besorgt, dem Vater möchte ein anklopfendes Wörtchen entschlüpfen. Und

kaum waren sie allein, sogleich fragte er: „Was hast du ihr gesagt?"

Das ging so am ersten Tage; aber am zweiten kam seine Gemütsruhe ins Schwanken, und als sie am dritten das junge Mädchen immer ernster und schweigsamer fanden, da kamen beide überein, der Zustand sei nicht mehr zu ertragen.

„Ich werde frei heraus zu ihr sprechen, und sollte ich auch eine Dummheit damit begehen. Ach, wenn meine Augen sich noch einmal wieder öffneten! Aber du, der du sehen kannst, vermagst du ihr denn nicht ordentlich ins Gesicht zu schauen, um mir zu sagen, ob ich sprechen darf? — Wer weiß, ob sie nicht bloß darauf wartet, daß man sie fragt."

Tito blickte sie lange und oft an, ja immer, wenn er es unbemerkt thun konnte, aber er las auf dem Gesicht des Mädchens nur, daß man Gefahr liefe, die Katastrophe zu beschleunigen, wenn man spräche.

Es waren qualvolle Tage für alle, weil auch Sofias Ausdruck von einem lebhaften inneren Kampf zeugte.

Hätte nicht die Kleine bei Tisch das Gespräch ein wenig im Gange erhalten, so würde man schweigend gespeist haben. Der Abend, den man bisher in heiterem Geplauder verbrachte, wurde jetzt in schweigender Übereinstimmung ganz der Musik gewidmet; und oft, oft sprach die Sonata appassionata zu Mattia und Tito von der Pein einer Seele, welche mit einem Gedanken ringt; bis eines Abends Bianca, die immer aufmerksam zusah, wie die Hände der Tante es machten, um den Tasten des Instruments so schöne Musik zu entlocken, ihre Augen zu Sofias gedankenvollem Gesicht aufschlug, darauf zum Großvater lief und ihm ganz leise sagte: „Sie weint."

Mattia erhob sich sogleich und trat neben die Spielende. Inzwischen hatte die Kleine dem Papa ihre Entdeckung wiederholt, und Tito nahm ohne weitere Überlegung Bianca auf den Arm und ging mit ihr in das Nebenzimmer.

Der Greis und das junge Mädchen blieben allein im Salon zurück.

Sofia hatte bemerkt, daß der Blinde neben ihr stand, daß Tito sich mit dem Kinde entfernte; sie spielte jene klagende Musik weiter bis zur letzten Note. Als sie geendet hatte, legte der Blinde die Hände auf ihre Schultern.

„Genug jetzt; kommen Sie mit mir, Sie sollen mir etwas sagen."

Er setzte sich auf das Sofa, und während er die Hände des jungen Mädchens umschlungen und den Kopf zu sich erhoben hielt, als könne er mit seinen erloschenen Augen die unschuldige Seele durchdringen, sprach er mit gedämpfter Stimme, wie um sich recht in ihr Vertrauen zu schmeicheln:

„Wollen Sie es mir wohl sagen, warum Sie bei Beethovens Sonate geweint haben?"

Sofia war einen Augenblick verlegen, aber lügen konnte sie nicht.

„Ja, ich will es Ihnen sagen; mir ist sogar, als müßte ich es Ihnen aussprechen, der Sie so gut sind und Nachsicht für mich haben. Ich komme mir undankbar gegen Sie beide vor. Signor Tito hat ein Wort zu mir gesprochen, das mich bis zu ihm erhebt, und dennoch konnte ich mich noch nicht entschließen. Sie werden mich für ein stolzes, albernes Mädchen halten — ich bin es nicht."

„Nein, Sie sind es nicht. Aber mein Sohn, der Sie innig lieb hat, betrübt sich, daß Sie ihn nicht wiederlieben."

„Ich habe ihn ja s o lieb," bekannte demütig die Ärmste; „doch sagen Sie ihm das nicht. Ich muß erst noch weiter darüber nachdenken — o, sagen Sie auch mir nichts; alles, was Sie mir erwidern könnten, habe ich mir selbst schon oft wiederholt. Aber ich hörte auch auf andere Worte, die in meinem Gewissen laut wurden ..."

„Und die waren — möchten Sie es mir nicht sagen?"

Sofia drückte dem Blinden die Hand.

„Ich werde schon allein damit fertig werden," entgegnete sie; „mein Gewissen muß mir erst gestatten, so überglücklich zu sein."

„Sie ist ein seltsames Mädchen," sagte Mattia zu seinem Sohne, als die Kleine und die Tante sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatten; „sie hat Gewissensbedenken, die sie mir vorenthält; übrigens ist es sicher, daß sie dich liebt."

Tito zweifelte daran.

„Ich sage dir, sie ist dir innig zugethan; ich sage dir, sie liebt dich. Mich dünkt, das sollte dir genügen. Laß uns bis morgen warten; dann ..."

„Dann?"

„Dann wollen wir irgend einen Schritt thun; ich denke, wir werden etwas auffinden, um sie zum Entschluß zu bringen."

Der folgende Tag verging, ohne anderes zu bringen als eine noch tiefere Traurigkeit Sofias und ein Briefchen, welches Bianca der Mama zu schreiben begehrt hatte.

Die Kleine las es vor, ehe es abgeschickt würde. Es lautete:

Mein schönes Mamachen!

Mir geht es gut hier; alle haben mich lieb, und ich habe sie alle sehr lieb. Du hattest mich das ABC schreiben gelehrt; von Tante Sofia habe ich auch Buchstaben schreiben gelernt, und dieser erste Brief ist an dich, mein süßes Mamachen. Jetzt kann ich auch bis hundert zählen, und rückwärts, was sehr schwer ist. Ich erwarte dich alle Tage, und du kommst nie. Mein Husten war fort, aber gestern ist er wieder gekommen, nur ganz wenig. Ich schicke dir viele Küsse und Grüße von Tante Sofia, vom Papa Tito und vom blinden Großpapa. Weißt du? er kann gar nichts sehen. Schreibe bald.

Deine kleine Bianca.

Dieses Briefchen brachte Mattia eine Aufklärung.

„Hast du das wirklich so hübsch geschrieben?" fragte er und streichelte ihr vergnügtes Gesichtchen.

„Gewiß, ich; aber die Tante hat mir ein bißchen geholfen."

„Sie wollte immer an die Mama schreiben, und da habe ich ihr beigestanden."

„Und nun," setzte das Kind hinzu, „müssen wir es ihr auch gleich hintragen."

Tito bemächtigte sich des Briefes und steckte ihn feierlich in ein Couvert. Bianca klatschte in die Hände.

„Die Adresse," sagte er dann, „wird die Tante schreiben; aber wir können den Brief nicht hintragen — denn die Mama ist nicht in Mailand; sie ist fortgereist."

„Wohin denn?"

„Weit fort; aber der Brief wird sie doch finden, wenn ich die Freimarke daraufgeklebt habe. So. Jetzt wird die Tante ihn adressieren."

Sofia schrieb den Namen und fragte, ohne aufzublicken, nach dem Ort.

„Schreiben Sie Barcelona."

Sofia that es.

Die Kleine wollte noch wissen, ob es sehr weit bis zu der Stadt wäre und wann der Brief ankäme; dann entfernte sich Tito, um ihn, wie er sagte, zur Post zu tragen.

Sofia wußte noch nicht, was sie denken solle; nur als der junge Mann zurückkam und sagte, er habe den Brief durch Tomaso in den Kasten werfen lassen, ward ihr klar, daß auch er nicht wußte, wohin Cesira gegangen sei.

Noch an demselben Abend sprach Mattia zu seinem Sohn:

„Du begreifst es recht gut, ebenso wie ich; sie fühlt sich nicht sicher, daß Cesira nicht früher oder später zurückkehre und sich von neuem zur Herrin deines Herzens mache. Es war eine teuflische Schlauheit, sich nicht ins Gesicht sehen zu lassen!"

Auch Tito erschien es so. Aber sie täuschten sich beide.

* *
*

Am folgenden Morgen fühlte Sofia das Bedürfnis, ihre ärmliche Wohnung wiederzusehen, ihr Bett, in welchem sie so manchen Traum geträumt, den so schwachen Vater, welcher ihr teuer war, die so starke Schwester, vor der ihr ein wenig bangte. Aber sie fand nur Giuditta daheim.

„Du kommst eben recht; ich fange an, auch an den Spiritismus zu glauben, denn sicherlich hat euer Nero dich geschickt. Also freue dich: ich heirate."

Nachdem sie diese effektvolle Nachricht so unversehens auf Sofia abgefeuert hatte, ließ sie ihr nicht einmal zum Erstaunen Zeit und erklärte in einem Atem, welche Kunstgriffe sie angewendet hatte, um den alten Wechselagenten zur Erklärung zu bringen.

„Die alten Männer," versicherte das schlaue Mädchen, „sind alle mehr oder weniger Schwachköpfe; aber mein künftiger Gatte ist doch stärker, als ich glaubte. Es kostete einige Mühe. — Aber laß dich einmal ansehen; du hast ja gar keine frohe Miene. Man möchte glauben, du freust dich nicht, daß ich mich verheirate. Geh nur, kleine Schleicherin, du bist ja auch auf gutem Wege."

Und wahrlich, Sofia sah nicht froh aus. Und wie hätte sie heiter sein können, da ihr kindlich einfaches Herz ärger denn je von einem der vielen tückischen Gedanken ihrer schlaflosen Nächte bestürmt wurde? Der war es, daß die Welt sie auch für eine Schleicherin halten würde, die auf ein gutes Geschäft ausging. Ihr war, als höre sie schon hinter ihren Schritten die Reden: jene andere hatte wenigstens ihre Schönheit, aber diese hat doch auch gar nichts.

Giuditta glaubte nicht, daß einer aus ihrer Familie anders als zufrieden mit dem ihr zu teil gewordenen Glück sein könne, und sowie Sofia nur fragte: „Es ist also eine ausgemachte Sache?" antwortete sie vergnügt:

„Mehr als ausgemacht! Mein Alter hat keine Zeit zu verlieren; das Aufgebot wird nächstens stattfinden, dann halten wir schnell Hochzeit. Übrigens sage ich nur so: ‚mein Alter', aber er zählt noch nicht fünfzig Jahre. Wenigstens versichert er es mir; der Ärmste fürchtet, es könne mir leid werden, ihn zu nehmen, wenn er volle fünfzig wäre."

Dieser Cynismus war so unbefangen, daß selbst Sofia mitlachte.

„Nun laß uns von deiner Angelegenheit sprechen, denn, siehst du, ich habe fortwährend daran gedacht. Rede, rede."

„Aber ich habe nichts zu sagen."

„Du heuchelst ein wenig, nimm's nicht übel — als ob ich nicht alles wüßte —"

„Und was weißt du?"

„Ich weiß, daß der Signor Tito sterblich in dich verliebt ist und daß es nur noch an deinem Entschluß fehlt — o bitte, mache nur kein solch betrübtes Gesicht, denn es ist vergebens — ich weiß es vom Papa; dem Papa hat es dein Verehrer selbst gesagt, als er es eines Tags nicht mehr unterdrücken konnte. Papa wollte dir sogleich den Kopf zurechtsetzen, aber dein Signor Tito bat ihn, noch nicht mit dir darüber zu sprechen. Und wirklich, um kein Wort gegen dich fallen zu lassen, besucht dich der Vater seit fünf Tagen nicht. Jeden Morgen sagte er: Entscheidet sie sich heute nicht, so gehe ich morgen und sage ihr meine Meinung."

„Darf ich hineinkommen?" unterbrach eine bescheidene Stimme hinter der Thür.

„O Tonio! Was verschafft uns das Vergnügen?"

„Papa Salvi begegnete mir auf der Straße und teilte mir die frohe Neuigkeit mit," sprach der junge Mann in leichtem Ton; „ich bringe dir meinen besten Glückwunsch."

„Schönen Dank," antwortete Giuditta; „ich nehme ihn gern an, denn ich weiß, daß du mir immer zugethan warst und daß du aufrichtig bist. Hast du meinen Zukünftigen schon gesehen? Nein? — Schön ist er nicht, nicht einmal jung, aber man kann nicht alles haben, was man möchte."

„Was liegt an der Schönheit? Die Schönheit kann einem den Kopf verdrehen, aber glücklich macht sie nicht."

Dieser Ausspruch war kaum halb über Tonios Lippen, als er empfand, daß er seine alte Liebe verletzen könne; dennoch brachte er ihn, nicht ganz ohne Selbstgefälligkeit, zu Ende.

Giuditta verstand sehr gut, und ohne des Cousins Gleichgültigkeit übel zu nehmen, drückte sie ihm die Hand und sagte:

„Ich freue mich recht, daß du so sprichst.“

„Und du, Sofia, wie geht es dir?“ fragte der junge Mann.

Sofia ging es gut; aber sie hatte schon zu lange verweilt, und der Blinde erwartete sie.

„Spielst du auch vormittags?“ fragte Giuditta.

Sofia antwortete nicht. Was die Schwester ihr gesagt hatte, lag ihr im Sinn und beunruhigte sie, ebenso daß Tonio, und gerade in diesem Augenblick inneren Kampfes, dazwischen getreten war; sie konnte es nicht erwarten, hinaus zu sein und den Widerstreit mit ihrem Gewissen auszufechten.

„Du gehst wirklich schon?“

„Ja, ich muß gehen; leb wohl, Giuditta, leb wohl, Tonio.“

„Ich gehe auch,“ sagte der Cousin.

Während das junge Mädchen die langen Treppen hinabstieg, fand sie mehrmals den Mut, sich selbst, die Zukunft, Tito, alles zu opfern und zu ihrem Gewissensbedenken und zur Welt zu sprechen: „Schweigt alle, jetzt seid ihr doch zufriedengestellt!“ Und wiederum mehrmals fand sie den kühnen Gedanken, Tito, den Papa und sich selbst glücklich zu machen und freudig ihrer eigenen Bedenken und des bösen Geredes der Leute zu spotten.

Tonio ging schweigend hinter ihr hinab.

„Wohin gehst du?“ fragte Sofia ihn.

„Ich begleite dich, wenn es dir nicht lästig ist; es ist lange her, daß wir diesen Weg miteinander gemacht haben.“

Sie gingen weiter.

Nachdem Tonio eine ganze Strecke entlang geschwiegen hatte, begann er langsam und mit einer tiefen, zum Herzen dringenden Stimme:

„Bist du noch nie inne geworden, daß ich ein Dummkopf bin? daß ich dazu bestimmt scheine, immer zu spät für mein Glück zu kommen? Nein? Du hast das niemals wahrgenommen?“

„Ich verstehe dich nicht,“ entgegnete Sofia unsicher.

„Fast verstehe ich mich selbst nicht. Ich begreife nicht, warum ich so lange damit gewartet habe, dir meine Gedanken auszusprechen und das Bedürfnis, sie dir mitzuteilen, jetzt fühle, wo es zu nichts nutzen kann.“

Und da Sofia nicht fragte: „Welche Gedanken?“ fuhr Tonio fort:

„Ich weiß, daß der Signor Tito dich lieb hat und daß du es erwiderst; weiß, daß ihr glücklich sein werdet und daß niemand sich darüber so aufrichtig freuen wird wie ich. Auch ich bin dir gut gewesen, bin es noch und fühle, daß ich es immer sein werde. Ich möchte sagen, daß ich dich stets geliebt habe, ohne es zu wissen, während mich dünkte, ich könne nicht ohne Giuditta leben; aber mit Recht würdest du mich auslachen.“

Sofia sah den Cousin mit den guten Augen an, aus denen so viel Nachsicht und so viel Milde sprach.

Sie gingen noch ein Weilchen schweigend dahin; Sofia suchte nach einer Antwort für Tonio, um ihn nicht zu betrüben, um ihn zu trösten, und auch um nachher weder ihre eigenen Worte noch ihr Schweigen zu bereuen. Sie wählte den Ausweg, die Wahrheit zu sagen.

„Ja, es ist wahr; Signor Tito hat mir ausgesprochen, daß er mir gut ist, und auch ich habe ihn lieb. Aber noch habe ich seinen Antrag nicht angenommen.“

„Du wirst ihn annehmen,“ sagte Tonio traurig; „du mußt es, wenn du seine Neigung erwiderst.“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Sofia mit trübem Ton, „weshalb ich an Glück nicht mehr glaube — ich spreche nicht von dir; daß du glücklich werden wirst, bin ich überzeugt — und du verdienst es — aber ich glaube nicht an m e i n Glück.“

Sie hatten die Hausthür der Bondi erreicht.

„Aber — wenn — im Fall du lehntest ab — dann?“

„Dann würde ich unverheiratet bleiben.“

Bei diesen Worten blickte sie ihren Cousin ruhig an, der ihre dargebotene Hand nahm und sie ein Weilchen schweigend festhielt.

„Ein Mädchen, das jemand beglücken kann, ist verpflichtet, es zu thun. Mache dir kein Bedenken daraus, glücklich zu werden."

Beide lächelten wehmütig.

„Lebe wohl!"

„Lebe wohl!"

Sofia verweilte auf der Treppe, um ihre Thränen zu trocknen.

Tonio ging rüstigen Schrittes seiner Schule zu. Er ging erhobenen Hauptes dahin, wie ein Eroberer, nicht ein Muskel zuckte in seinem schwermütigen Gesicht; nur ein paar Thränen waren ihm auf die Backen gerollt, und er achtete nicht einmal darauf. Aber wohl beachteten es die Leute, welche ihn mit so vermessenem Ausdruck und mit thränenbenetztem Gesicht einherschreiten sahen.

* *
*

„Was giebt's?" fragte Sofia den Diener.

„Ihr Herr Vater ist da, er wartet schon ein Weilchen im Salon."

In der That schritt Papa Salvi darin auf und ab. Seine Tochter hielt ihn an.

„Du bist hier allein?"

„Ich war nicht immer allein; deine Bianca hat mir so viel vorgeplaudert; auch Signor Tito war einen Augenblick hier, mußte aber in Geschäften ausgehen."

„Und unser lieber Blinder?"

„Vor kurzem kam auch er und sagte, du habest mich aufsuchen wollen; da schien es mir am besten, dich zu erwarten."

Papa Salvi wählte seine Worte.

Sofia begriff, daß die Stunde gekommen war, um offen zu reden; sie nahm in einem Sessel Platz und sprach mit Ergebung:

„Du willst mir etwas sagen — sprich nur."

Die ganze Zeit über, welche Papa Salvi auf- und abgehend zugebracht, hatte er sich verschiedene rednerische Künste zurechtgelegt, die ihm zu dem Herzen seiner Tochter Eingang verschaffen sollten; auch zwei oder drei kleine Scenen sich ausgedacht, in denen er Sofias Worte so gut voraussah, daß er sie selber gesprochen und sich selbst siegreich beantwortet hatte; — aber seine ganze Strategie wurde durch diesen ersten unvorhergesehenen Schachzug zu nichte gemacht.

Da er nicht wußte, was antworten, trat er hinter den Sessel des Mädchens und streichelte ihr die Stirn, das Haar, das traurige Gesichtchen.

„Ich habe dir nichts zu sagen," sprach er dann einschmeichelnd; „du hingegen müßtest allerhand mit deinem Vater zu reden haben."

Sofia dachte einen Augenblick über diese Worte nach, dann erhob sie den Kopf, um dem Blick des Alten zu begegnen.

„Vielleicht hatte ich unrecht, gegen dich zu schweigen, aber ich that es, weil ich deine Ruhe nicht stören, weil ich allein kämpfen wollte, bis ich endlich überwunden hätte."

„Und hast du überwunden?"

„Noch nicht," sprach Sofia demütig; „ich hänge noch zu sehr am Glück."

Auf diese verzagten Worte beging Papa Salvi den dummen Streich, die eingenommene vorteilhafte Stellung aufzugeben, um sich seiner Tochter gegenüber zu setzen, gerade unter ihren gutherzigen und traurigen, aber entschlossenen Blick. Indem er sich nach einem Stuhl umsah, fiel ihm ein niedriges Sitzbänkchen ins Auge, das er unbedenklich nahm. Und als er nun sein wirres Haupthaar von der Hand des jungen Mädchens gestreichelt fühlte, wuchs ihm der Mut, seine väterliche Meinung auszusprechen. Er sagte langsam:

„Ich möchte deinem freien Willen nicht Gewalt anthun, aber ich muß dir sagen, diesmal ist dein Gewissen kein guter Ratgeber. Auch versichere ich dich, nicht das Gewissen ist es, was in dir spricht, sondern eine ungegründete Bedenklichkeit."

Er ließ dem jungen Mädchen Zeit, über des Vaters Worte nachzudenken, ehe er mit seiner schon vorbereiteten Rede fortfuhr:

„Sieh, Tochter, ich nehme es dir keineswegs übel, daß du nicht an die Beruhigung denkst, welche es deinem alten Vater

gewähren müßte, euch beide wohlhabend versorgt zu sehen; daß du nicht daran denkst, wie befriedigt ich sterben würde, nachdem ich erst noch ein Weilchen mit meinen Töchtern gelebt, mich über ihren Reichtum gefreut hätte ...“

„Ach, sprich nicht so, liebster Papa,“ unterbrach ihn Sofia; „sage es nicht, denn du denkst es nicht, du denkst das Gegenteil.“

„Doch sage ich es, und ich wiederhole es. — Ich hatte mir ausgedacht, eine Woche bei Giuditta zuzubringen und wohl zwei bei dir; Giuditta hätte Nachsicht mit mir, weil ich im Hause meines Schwiegersohnes, des Wechselagenten, freilich nicht die künstlerische Atmosphäre fände; während im Hause meines Schwiegersohnes, des berühmten Künstlers ...“

„Schweig, Papa, schweig; du thust dir unrecht.“

„Wie das? Ich thue mir unrecht! aber warum?“

„Weil du dein eigenes Ich verleugnest. Du warst immer arm und schämtest dich dessen niemals; dein ganzes Leben hindurch kämpftest du gegen die Armut an durch den Stolz; und nun möchtest du mir vorreden, du wollest auf deine alten Tage durch den Reichtum deiner Töchter eine Tugend zerstören, oder sagen wir nicht Tugend, wenn du willst ...“

„Ja, ja, sagen wir es nur — eine Tugend, eine Tugend.“

„Oder vielmehr eine Kraft, die du so schwer errungen hast. Du kannst nicht ein anderer werden, als du immer gewesen bist; du wirst dem Stolz treu bleiben, der dich unbefriedigt durch deine Malerei gelassen hat, aber ausgefüllt durch deine Liebe zur Kunst. Deine Töchter waren Zeugen der Opfer, die du brachtest, um sie die Schule besuchen und die Musik erlernen zu lassen, und verlangen nicht, daß du dir selber jetzt so untreu werdest, wie du es thust. Wäre Giuditta hier, so könnte auch sie dir sagen, daß wir dir für alles von Herzen dankbar sind.“

Papa Salvis Augen, welche noch immer in die des jungen Mädchens blickten, hatten nicht mehr den festen, lebhaften Ausdruck; plötzlich umdüsterten sie sich, als kehre er den Blick in sein Inneres und gewahre dort etwas, das er zuvor nicht gesehen oder falsch gesehen hatte.

„O, es wird dir jetzt selbst klar, lieber Papa,“ fuhr Sofia fort. „Du wolltest mir etwas einreden, das du später bereut hättest. Und du thatest es, weil du dir eingebildet hast, der Reichtum trage sehr viel zu dem Glück eines Mädchens bei und es könne ohne einen Gatten nicht leben.“

„Das glaube ich auch wirklich,“ murmelte Papa Salvi.

„Aber das übrige nicht; du gestehst es ein? Nun siehst du! Und ich hatte mir sogar gesagt ...“

„Was hattest du dir gesagt?“

„Daß die reichen Verheiratungen deiner Töchter dir in den Augen der Welt geschadet haben würden.“

„Warum? — Ach, jetzt verstehe ich. Dieser Papa Salvi hat sein Schäfchen zu scheren verstanden — nie hat er ein Gemälde fertig gemacht, aber seinen Töchtern zwei Goldrahmen verschafft. Ein großer Künstler, der Papa Salvi! Das ist's, was die spöttische Welt gesagt hätte, nicht wahr?“

Sofia antwortete nicht; sicherlich, das war es.

„Die Welt schwatzt viel,“ suchte Papa Salvi noch zu behaupten; „aber man muß kein Gewicht auf das Gerede der boshaften Leute legen.“

„Das thue ich auch nicht; es war nur ein Gedanke unter vielen; er kam und schwand wieder. Aber andere blieben und einer läßt mir keine Ruhe.“

Der alte Salvi, der sich zum erstenmal seinem eigenen Ich gegenübergestellt fand, durchforschte sein Gewissen als Mensch, als Vater, als Künstler; bei den letzten Worten des Mädchens verweilte seine Seele einen Augenblick, um dann das unruhige Suchen von neuem zu beginnen.

„Sage mir, welche Gedanken blieben? Wir wollen deine Gewissensbedenken fest ins Auge fassen,“ versicherte Papa Salvi.

Aber die Kühnheit dieser Rede strafte der niedergeschlagene, zerstreute Ausdruck Lügen.

„Soll ich dir sofort den Hauptzweifel nennen?“ frug Papa Salvi. „Soll ich ihn dir nennen? Du hast gefürchtet und fürchtest noch, daß der Signor Tito ein Stück seines Herzens bei jener unseligen Frau gelassen habe, in die er sich einst verliebte. Du bist nicht recht sicher, daß diese Frau häßlich geworden ist, und dir ist bange, wenn er sie schön wiedersieht, möchte er aufs neue in ihre Netze geraten.“

Das war eine von den vielen Phrasen, welche Papa Salvi sich zurecht gemacht hatte; nur fehlte der ironische Ton, in welchem er sie vorbringen wollte, um seine Rolle gut durchzuführen; er hatte sogar mit der dumpfen Eintönigkeit eines schlechten Anwalts gesprochen, welcher nicht an den Sieg seiner Beredsamkeit glaubt.

„Gestehe die Wahrheit; ist das deine Befürchtung?“

Sofia antwortete nicht, und Papa Salvi fuhr fort:

„Nun wohl, so wisse, daß Tito selbst es war, der mich, mich und Mattia Bondi, auf diesen seltsamen Gedanken einer im voraus genährten Eifersucht brachte.“

Sofia schüttelte den Kopf.

„Eifersucht ist nicht das rechte Wort, sagen wir Eigenliebe, Gefühl für Würde der Gattin.“

Kein Wort, wie es schien, drückte so recht den Gedanken aus.

„Sagen wir gar nichts; aber ich kann dir sagen, Tito ist sicher, ganz sicher, daß jene Frau sein Herz für immer verloren hat. Du glaubst es nicht?“

„Ich glaube es.“

„Weil er sich dachte, daß jener Gedanke dich beunruhigen könnte, hat er der verschleierten Frau ins Gesicht zu sehen versucht, in der Hoffnung, sie sei noch immer schön und er könne dir sagen, daß es ihn gleichgültig gelassen habe.“

„Ich weiß,“ erwiderte Sofia. „Das hatte ich alles verstanden, ehe er es mir sagte.“

„Nun denn — also?“

„Also begreifst du nichts,“ versicherte Sofia.

Papa Salvi durchspähte eilig seine Gedanken, ob er etwas vergessen habe; und da er nichts fand, legte er sich aufs Erraten.

„Die Kleine — Bianca? O, warum nicht gar! Was fällt dir ein, daß sie ein Hindernis deines Glückes sein soll? Oder für Titos Glück? Wenn du das kleine Geschöpfchen lieb hast — und sie verdient es, weil sie ein so gutes Kindchen und dir anhänglich ist — dann müßtest du froh sein, eine Rolle zu übernehmen, die dir ohne Anstrengung gelingen wird: die Rolle der Mutter.“

Sofia sah ihrem Vater fest ins Gesicht und sagte:

„Ja, ich möchte wohl Biancas Mutter sein, ich wäre es aus aufrichtiger Zuneigung, ich werde es sein, solange es mir vergönnt ist; aber es ist unmöglich, daß ich mit Vorsatz zwischen die Kleine und ihre Mutter, zwischen Bianca und ihren Vater trete.“

„Aber was weißt du davon, ob ...?“

„O, sprich nicht so — man liest es in ihrem Gesicht. Und auch wenn ein Zweifel darüber bliebe, das Gewissensbedenken würde seine Stärke behalten, solange eine Möglichkeit vorhanden wäre ...“

„Welche Möglichkeit?“

„Daß diese Frau und Tito, wenn sie sich einst begegnen sollten, das Bedürfnis fühlen, in Gemeinschaft die arme Kleine zu lieben, der sie das Leben gaben. Ich will kein Hindernis sein für die Erfüllung einer Pflicht. Dies kleine Wesen hat ein Anrecht auf den Namen dessen, dem sie ihren Ursprung verdankt. Meinst du nicht auch, lieber Papa?“

Der alte Salvi ließ den grauen Kopf auf die Brust sinken. Nach kurzem Schweigen erhob er sich und küßte seine Tochter auf die Stirn.

„In dir erkenne ich die rechtschaffene Seele deiner guten Mutter wieder.“

Als er den Salon verlassen hatte, suchte er den Blinden und Tito auf und sagte mit demütigem Ausdruck:

„Ich habe kein Glück gehabt, meine Tochter hat mich unverrichteter Sache abziehen lassen.“ Und als er das ganze diplomatische Gespräch mitgeteilt hatte, schloß er mit etwas größerem Selbstgefühl: „Mein Mädel bediente sich eben der Waffen, die sie daheim gefunden hat, mit denen meine Dahingeschiedene und ich gekämpft haben.“

Da aber Mattia und Tito andere Dinge im Kopf hatten, als zu erkunden, welche Waffen das gewesen seien, kam dem alten Künstler ein Bedenken, und er brachte aus Bescheidenheit den Satz nicht zu Ende. Sonst würden sie selbigen Tages erfahren haben, daß Papa und Mama Salvi die Schwerter der Gerechtigkeit und des Stolzes geführt hatten — welche Rüstzeuge die Welt, durch den Mißbrauch, den sie damit treibt, zu zwei elenden Stummeln abgenutzt hat.

* *
*

Eines Morgens verkündigte Tito dem Blinden und dem Papa Salvi, daß er sich eben auf den Weg mache, um die Anerkennung seiner Tochter ins Werk zu setzen.

„Ich glaube, es wird dazu der Zeugen bedürfen; wollen Sie einer davon sein?“

Ob er es wollte! Papa Salvi thäte nichts lieber; nur bezweifle er, daß die Sache so leicht abzumachen sei; jedenfalls könne man es ja versuchen; er kannte mehrere beim Standesamt Angestellte, weil er sich dort schon wegen des Aufgebotes seiner Giuditta erkundigt hatte. Er war bereit, mitzugehen. Sie machten sich auf.

Als der Blinde allein war, fiel ihm ein, daß in der Bibliothek ein Buch sein müsse, dessen er sich früher zuweilen bedient hatte, und er ging sofort nach der Zimmerthür „seiner“ Mädel. „Sofia! Bianca!“

„Ich kann nicht kommen, weil ich Schreibübungen mache,“ antwortete die Kleine.

Sofia eilte, ihre Hände in die des alten Herrn zu legen.

„Was wünschen Sie?“ fragte das junge Mädchen mit weicher Stimme.

„Sie haben geweint,“ antwortete leise der Blinde, „ich höre es; kommen Sie schnell hier in mein Zimmer und sagen Sie mir, weshalb?“

Sofia ließ sich an der Hand führen, und als beide allein waren, gestand sie, daß sie viel geweint habe und es noch oft thun würde, und daß alle Thränen sie nicht zufrieden stellten.

„Und warum?“

„Weil ich eine Undankbare bin; oder wenigstens weil Sie allen Grund haben, mich dafür zu halten; weil ich vielleicht Verrat an mir selbst übe, während ich recht zu handeln glaube und Unrecht gegen andere begehe.“

„Sie begehen gar kein Unrecht, Ihre Gründe sind durchaus gültige; Papa Salvi hat es auch zugegeben, und sogar mein Sohn. Sie gehen soeben beide auf das Municipium; Tito will die Anerkennung seines Kindes aussprechen, um auch dieses Hindernis zu beseitigen.“

„Seine Tochter anerkennen? Und kann er das, ohne ...?“

„Ich weiß nicht, ich verstehe nichts davon. Aber wenn Sie mir helfen mögen, so lassen Sie uns zusammen nachforschen. In der Bibliothek muß sich ein in grünen Maroquin gebundenes Buch befinden; auf dem Rücken steht: Codice Civile del Regno d'Italia. Wollen Sie es mir suchen?“

Von der Trittleiter aus las das junge Mädchen die Titel aller Bücher, welche sie mit den Augen erreichen konnte, während Mattia wartend dabei stand. Das Suchen war erfolglos.

„Und doch muß es da sein,“ sagte der Blinde; „es hat mir einmal gedient, um einen Streit zu schlichten, ich erinnere mich dessen noch ganz gut. — Geduld, Tito wird bald zurück sein, und kann er uns noch nicht sagen, daß die Sache abgemacht ist, so wird er uns, denke ich, wenigstens mitteilen, daß sie ausführbar ist. Jetzt setzen Sie sich hier neben mich, lassen Sie mich hören, ob Sie wirklich zufrieden sind.“

„Mit Ihrem Sohn, ja; aber noch nicht in Bezug auf mich; ich möchte, daß jene Frau sich zeigte — dann würde mein Gewissen weniger beunruhigt sein. Ich sehe ein, daß ich eine Thörin bin — haben Sie Nachsicht mit mir."

Der Blinde hatte Nachsicht mit jeder Schwachheit; er wußte nur zu gut, wie unerbittlich die Gegner jeder menschlichen Glückseligkeit sind, wußte, wieviel Schwäche auch auf ein starkes Herz eindringen und ihm heißen Kampf bereiten kann — das alles kannte der alte Mattia und sprach es mit zärtlichen, innigen Worten aus, so, daß er sich zuletzt sagen konnte, er habe den Sieg davongetragen. Tito sagte er es jedoch nicht, als dieser vom Municipium zurückkam, wo seiner großmütigen Ungeduld von einem alten Civilstandsbeamten Zügel angelegt worden waren. Dieser hatte ihm begreiflich gemacht, daß seine Absicht so edel wie möglich sei, sich aber nicht so schnell verwirklichen lasse; es bedürfe einer königlichen Verordnung, um den Civilstandsbeamten zu dem Akt der Anerkennung zu ermächtigen, und um diese Verordnung zu erwirken, müsse man sich an das Appellationsgericht wenden, welches, nachdem es sich versichert habe, daß kein dabei Interessierter sich der Anerkennung widersetze, darüber an das Ministerium berichten würde; dies habe sich dann an den König zu wenden. Kurz, eine Ewigkeit. Und wenn nur keine Hindernisse durch die Beteiligten entstehen ...

„Welche Hindernisse können denn eintreten?"

„Die durch Artikel 188 vorgesehenen. Du hast den Artikel 188 nie gelesen? ich aber, und ich weiß ihn auswendig: ‚Die Anerkennung kann durch den Sohn oder wer sonst dabei beteiligt ist, angefochten werden.' So steht es gedruckt, mir ist's, als sähe ich es vor mir."

„Du besitzest ein Gesetzbuch?"

„Ich habe es aus deiner Bibliothek entnommen; jetzt liegt es dort auf meinem Betttischchen."

„Und was sagt es noch?"

„Vielerlei; im wesentlichen, daß Cesira sich der Anerkennung widersetzen kann."

„Aber sie wird es doch gewiß nicht."

„Ich denke auch nicht; aber das Gericht wird die bescheinigte Einwilligung fordern, und jetzt wissen wir nicht einmal, wohin diese Frau gegangen ist."

Während er den Sohn in Anklagen gegen das Geschick und das Gesetzbuch sich Luft machen ließ, sah der Blinde ein, daß der Augenblick gekommen war, um den letzten entscheidenden Zug zu thun, und deshalb sagte er zu Tito: „Warte hier auf mich."

Geradeswegs, als sei ihm sein Pfad erhellt, ging er nach Sofias Zimmerthür und klopfte an.

„Ich komme noch einmal, liebe Tochter, um Sie mit gutem Gewissen zu versichern, daß Sie meinem Tito das sehnlich erwartete Wort aussprechen können; sagen Sie es ihm sogleich, denn er hat es verdient. Aber was giebt's? Was fehlt Bianca?"

„Als sie sich eben noch im Schreiben geübt hatte, wurde ihr unwohl; ich wollte, daß sie sich aufs Bett legte, und jetzt scheint ihr besser zu sein."

„Ja, mir ist ganz wohl, lieber Großpapa," stammelte Bianca, fieberhaft zitternd.

Der Blinde befühlte Hände und Stirn der kleinen Kranken, er streichelte ihr das heiße Gesichtchen. „Es ist nichts," sprach er. Aber indem er vom Bett zurücktrat, sagte er wie zu sich selbst: „Das fehlte noch! Armer Tito! — Tito!" rief er laut.

„Wo ist er?"

„Drüben; ich sagte ihm, er solle mich erwarten."

„Soll ich gehen?"

„Ja, gehen Sie."

Das junge Mädchen durcheilte wie verstört den langen Korridor. Sie suchte nach den mildesten Worten, um Biancas Fieberanfall mitzuteilen, und fand nicht eines, das nicht schonungslos gewesen wäre.

„Nun denn?" sprach Tito, indem er

auf Sofia zueilend ihre Hände ergriff und ihr tief in die mitleidsvollen Augen blickte.

„Ja, alles was Sie wollen, alles was die anderen wollen; ich habe keinen Willen mehr."

„Im Gegenteil, Sie sollen einen haben, den, mich lieb zu gewinnen, denn noch bin ich Ihnen nicht lieb."

„O sprechen Sie nicht so."

„Ich will es nie mehr sagen, aber gedacht habe ich es oft. Also, wir sind einverstanden? — du wirst es nicht bereuen?"

„Ich hoffe, nein; um zu bereuen, müßte ich den Kampf wieder aufnehmen, und ich habe schon so viel gekämpft. Ich will's nicht länger, das verspreche ich Ihnen. Aber versprechen auch Sie mir, daß, wenn es Ihnen binnen einem Monat leid wird . . ."

„Also sind wir einig?" unterbrach Tito sie.

„Wir sind einig, daß, wenn Sie nach einem Monat mich noch haben wollen, ich Ihre Gattin werde. Einen ganzen Monat lang bleiben wir Freunde wie bisher. Wollen Sie das?"

Titos Antwort war das Wagnis eines Kusses, der auf die Haare des jungen Mädchens traf.

„Kommen Sie jetzt mit mir, um nach Bianca zu sehen, die unwohl ist."

„Was fehlt ihr?"

„Sie hat ein wenig Fieber, aber es wird nichts von Bedeutung sein."

„Und der Arzt?"

„Ich habe nach ihm geschickt; er wird gewiß bald kommen, ängstigen Sie sich nicht. Sie sollen sehen, wir machen sie schnell wieder gesund."

Armer Mattia! Ihm war es versagt, auf dem Gesicht seines Sohnes die von der Besorgnis nur zurückgedrängte Freude zu lesen; er versuchte die Bedeutung des zärtlichen Tones zu erraten, mit welchem Tito zu der kranken Kleinen sprach, aber Sofias Schweigen schien ihm nicht natürlich; um den Zweifel zu lösen, ging er in den anstoßenden Salon und rief von da laut: „Sofia!" Das junge Mädchen eilte zu ihm.

„Liebe Tochter, vorher sagte ich Ihnen, Sie könnten mit voller Sicherheit das von Tito ersehnte Wort aussprechen, denn schon seit längerer Zeit dachte mein Sohn daran, Bianca als Kind anzuerkennen. Was meinen Sie, wohin das Gesetzbuch gekommen war, das wir vergebens suchten! Ob Sie es wohl erraten?"

„Signor Tito hatte es genommen."

„Jawohl, er hatte es sich geholt, und nun werden Sie ihm also sagen, wonach er so verlangt?"

Sofia lehnte schweigend den Kopf an die Brust des alten Herrn.

„Du hast es ihm schon gesagt, nicht wahr?" flüsterte Mattia ihr ins Ohr. „Dem Himmel sei Dank! Und nun wollen wir unser Kind wieder gesund machen."

* * *

Da standen sie alle zu Füßen des Bettchens, während der Arzt die kleine Kranke sorgfältig untersuchte; man hörte nichts als Biancas schweres Atmen, bis der Arzt das Schweigen unterbrach und, indem er der Kleinen liebkosend über die Stirn strich, „so, jetzt bin ich fertig" zu ihr sagte.

„Nun?" fragte der Blinde.

„Es wird nichts Schlimmes sein, noch liegt nichts Ernstes vor; ich komme heute abend wieder."

„Mir fehlt gar nichts," sprach das Kind, vor Fieber zitternd.

„Sehen Sie, Bianca sagt es auch — aber ich komme doch wieder; ist dir's lieb?"

„Kommen Sie nur."

Tito sagte nichts, unverwandt blickte er auf das kleine Geschöpf, für welches er die Liebe des Vaters empfand.

„Komm her, Papa," befahl die Kleine, und Tito eilte zu ihr, um das fieberheiße Gesichtchen abzuküssen, während der Arzt ein Rezept schrieb.

„Lassen Sie dies sogleich machen, und geben Sie ihr halbstündlich einen Eßlöffel davon."

Zu Sofia, welche ihn bis an die Thür begleitete, sagte der Arzt ungefragt:

„Es ist ein so gebrechlicher kleiner Körper."

Das junge Mädchen hatte die Kraft, ihn zu fragen, ob Gefahr vorhanden sei.

„Für jetzt nicht; doch es kann auch eine ansteckende Fieberkrankheit sein."

„Masern?"

„So hoffe ich, aber möglicherweise auch Scharlachfieber, Typhus, Pocken; heute abend wird es sich zeigen."

„Hoffen wir das Beste," sprach Sofia gepreßt.

Aber sie hoffte nicht. So stark in ihrer Hingabe an die Idee menschlicher Gerechtigkeit, fühlte sie sich, ach, so schwach, wenn sie an das Verhängnis dachte, worin die Menschen die Gewalt des Zufalls erblicken, das aber gewiß ebenfalls Gerechtigkeit ist, nur verstehen wir sie nicht.

Auch ihr, so viel sie sich bemühte, gelang es nicht, dies grausame Gesetz zu ergründen; sie hatte nur eine unbestimmte Anschauung davon, wenn sie sich sagen zu müssen glaubte: Du bist es, welche ihr das Todesurteil gesprochen hat; ohne den Tod der armen Kleinen zu wollen, sogar von dem Wunsch erfüllt, daß sie leben möchte, um von dir und von ihrem Vater geliebt zu werden, bist du es dennoch, welche die himmlische Gerechtigkeit aufgerufen hat.

Und in der That, wenn das Kind in jene Welt hinüberginge, so wäre alles geebnet; ihr Gewissen würde sie dann nicht länger hindern, in der Verbindung mit Tito eine unbegrenzte Glückseligkeit zu finden.

Sie kehrte an Biancas Bett zurück und verließ sie fast den ganzen Tag über nicht mehr, um stets eine Liebkosung für sie bereit zu haben; nur wenn die Kleine zu einem ruhigen Schlummer die Augen schloß, suchte sie Tito und Mattia auf.

Der junge Mann hatte den Rest des Tages darauf verwendet, nach Cesira zu forschen, ob sie etwa in Mailand geblieben wäre, hatte sich aber überzeugt, daß sie an demselben Abend abgereist war, wo sie ihr Kind übergeben hatte. Wohin war sie gegangen? Zunächst nach Nizza, aber dann? Nach Marseille und vielleicht nach Barcelona. Der Polizeibeamte, an welchen der junge Mann sich wendete, versprach, sich mit der Sache zu beschäftigen, in einigen Tagen solle Tito mehr erfahren. Das war dessen ganze Ausbeute an Nachrichten.

Andere Mitteilungen brachte Papa Salvi; Giudittas Verlobung war veröffentlicht, jeder konnte es in irgend einer Zeitung lesen. Der Alte vermeldete es mit einer gewissen Zurückhaltung, sogar mit einiger Wehmut, und nur als Sofia sagte: „Ich freue mich Giudittas wegen," nickte er zustimmend.

Während man den Arzt erwartete, ging Tito in das Zimmer der kleinen Kranken, bald darauf folgte ihm Sofia. Als die beiden alten Künstler allein waren, sagte der Blinde:

„Hören Sie, Papa Salvi, jetzt haben wir es höchst dringend, Biancas Mutter zu benachrichtigen, denn Sie müssen wissen, daß ansteckende Fieber leicht tödlich werden. Niemand weiß, wohin die Unglückliche gegangen ist, aber wir wissen, wo sie vor drei Jahren war: in Buenos Ayres, als erste Liebhaberin engagiert. Es muß in Mailand irgend ein Journal geben, das sich mit Schauspielern beschäftigt."

„Mindestens ein paar solche giebt es," berichtigte Papa Salvi.

„Meinen Sie nicht, wenn wir nur wüßten, wo sich gegenwärtig die Gesellschaft befindet, zu welcher Cesira gehört, so wäre schon ein Schritt gethan."

Papa Salvi begriff sofort alles und wollte nach dem Bureau des Journals gehen.

„Ja, gehen Sie nur," sagte ihm Mattia.

Als der Blinde in das Zimmer der Kleinen treten wollte, blieb er einen Augenblick auf der Schwelle stehen, weil Bianca laut sprach. Sie schien zu den Anwesenden zu reden.

„Gottes Lohn! recht gut. Sie sagen, die Eule war eines Bäckers Tochter. Ach

Herr, wir wissen wohl, was wir sind, aber nicht, was wir werden können. Gott segne Euch die Mahlzeit!"

„Bravo, mein Töchterchen!" rief Mattia vergnügt aus. „Also geht dir's gut, nicht wahr? Aber was sagst du denn da Schönes her?"

Tito trat vom Bett zurück und legte seine Hand in die des Blinden, während die kleine Kranke fortfuhr:

„Ich hoffe, alles wird gut gehen. Wir müssen geduldig sein; aber ich kann nicht umhin, zu weinen, wenn ich denke, daß sie ihn in den kalten Boden gelegt haben."

„Was spricht sie?" forschte der Blinde halblaut.

Nun antwortete Tito: „Sie redet im Fieber, ein paar Sätze aus einer Rolle ihrer Mutter sind ihr im Gedächtnis geblieben."

Sofia sagte nichts, sie erneuerte beständig die Eisumschläge auf des Kindes Stirn; zuweilen, wenn Bianca die frische Kühlung fühlte, blickten ihre Augen in die der Pflegerin, das junge Mädchen lächelte sie liebevoll an, und aus diesem Lächeln strahlte stets Zuversicht, während ihr Gedanke nur noch den Schmerz zu ermessen vermochte, welcher sich für dieses Haus vorbereitete.

Der angstvoll erwartete Arzt kam inzwischen. Schon das glühende Gesicht der Kleinen ließ ihn erkennen, daß die Sache sogar ernster war, als er geglaubt hatte, und das noch nicht unzusammenhängende, aber vom heftigen Fieber eingegebene Faseln des Kindes machte es ihm klar, daß wenig Hoffnung blieb. Jedoch war er vorsichtig und ließ seine Gedanken nicht laut werden.

„Hat die Kleine vielleicht mit unbedecktem Kopf in der Sonne gestanden?"

„Nein, weder heute noch jemals; wir gingen täglich miteinander in den Garten, aber das Kind blieb nie lange auf einem Fleck."

Die Antwort schien den Arzt zu befriedigen, denn er fragte nicht weiter.

Bevor er ging, empfahl er dringend an, ihr die ganze Nacht hindurch Eis auf den Kopf zu legen. „Es muß jemand bei ihr wachen."

„Ich werde wachen," versprach Sofia.

Sobald sie allein waren, schmiegte das junge Mädchen sich mit warmer Zärtlichkeit an den Blinden.

„Sie sollen sehen, ihr werdet sehen, daß wir sie durchbringen."

„Ach, möchte der Himmel es wahr machen!"

Neben dem Bett sitzend, suchte Tito dem umherirrenden und ausdruckslosen Blick seines Kindes zu begegnen, das nur mit Mühe die Augen offen hielt. Dann und wann sagte er halblaut zu ihr: „Ist dir besser?"

Und die Kleine antwortete leise: „Jawohl! Sie sagen, die Eule war einst des Müllers Tochter . . ."

Spät abends kam Papa Salvi und warf einen Blick in das Krankenzimmer; zu Sofia und Tito sagte er nichts, gab aber Mattia Bondi durch Anstoßen mit dem Ellbogen zu verstehen, daß er ihm etwas mitzuteilen habe und jener ihn in einem anderen Zimmer erwarten möge. Mattia ging hinaus und Salvi folgte ihm.

„Es hat mich einige Mühe gekostet, aber es ist mir gelungen. Denken Sie sich, das Bureau des Journals wird um fünf Uhr geschlossen, aber gewöhnlich um neun wieder geöffnet. Nachher habe ich von neun bis elf Uhr, ohne zu weichen, gewartet, weil der Direktor ins Theater gegangen war. Endlich kam er und war sehr freundlich gegen mich; wir haben nachgeschlagen und gefunden, daß dieselbe Gesellschaft, die vor drei Jahren in Buenos Ayres gewesen, jetzt in Barcelona ist. Könnte man nur das Verzeichnis der Gesellschaft haben, sagte ich. ‚Das kann ich Ihnen heraussuchen.' Wirklich fand er es sehr bald, aber Cesiras Name ist nicht darin, und die Rollen der ersten Liebhaberin sind in der Hand einer anderen Künstlerin, die der gute Direktor persönlich kennt. Das ist alles, was ich erforschen konnte; ich weiß nicht, ob es wenig ist."

„Durchaus nicht wenig," versicherte Mattia, „aber nicht ganz das, was ich hoffte. Wir müssen nach Barcelona schreiben, der dortige Direktor wird gewiß antworten, und in einer Woche können wir etwas erfahren."

„Wenn der Direktor etwas weiß."

„Natürlich. Wollen Sie für mich schreiben?"

Mattia Bondi und Papa Salvi brauchten nicht viel Zeit dazu, worauf Tomaso den Brief nach dem Centralbahnhof tragen mußte, damit er mit dem Frühzug abginge.

Am folgenden Morgen hatte Biancas Fieber fast aufgehört und das Phantasieren gleichfalls; dennoch war der Arzt durch diese Besserung nicht befriedigt, welche Sofia, Tito und mehr als alle anderen Mattia beruhigte, der, so oft er an das Bettchen trat, erst die eine, dann die andere Hand der Kleinen ergriff und zufriedengestellt hinweg ging, um die ihm eigene kühne Meinung auszusprechen, nämlich, daß der Doktor ebenso wie die anderen sei — das heißt ein rechter Esel.

„Die Ärzte," äußerte er einmal, „übertreiben gern das Übel, um sich des Gelingens einer schwierigen Behandlung rühmen zu können."

Dennoch fand der Arzt Gehör, als er Sofia befragt hatte und ihr Vorsicht anempfahl.

„Wer hat in dieser Nacht gewacht? Sie, nicht wahr? Nun wohl, ich verbiete Ihnen, heute wieder zu wachen."

Man beschloß nun, nach einer Krankenwärterin zu schicken. Sie kam noch an demselben Tage vor Sonnenuntergang, als man aus dem Sinken der Kräfte und einigen unzusammenhängenden Worten der Kleinen schließen konnte, daß das Fieber sich wieder einstelle.

Diese Pflegerin gehörte der Barmherzigen Schwesterschaft an, und als sie in ihrem nachtschwarzen Gewand von grobem Stoff hereintrat, schien sie die Verzweiflung dahin mitzubringen, wo schon die Hoffnungslosigkeit eingekehrt war; aber sie hatte ein jugendlich hübsches, wenn auch leidendes Gesichtchen, und bei den ersten sanften Worten, welche sie an die kleine Kranke richtete, sah Bianca die Neuangekommene verwundert, aber ohne Widerstreben an.

„Wie heißt du?"

„Schwester Anna."

In dieser Nacht und während der folgenden lag Bianca im Fieber und wies jede Arznei zurück; delirierend rief sie häufig nach ihrem „schönen Mamachen", und in dem Wahn, die Mutter habe ihr geschrieben, beschäftigte sie sich mit der Antwort, welche sie auf das Kopfkissen schreiben wollte.

Währenddessen erwartete man aus Barcelona irgend eine Mitteilung des Schauspieldirektors, und statt dessen kam aus Nizza ein Brief Cesiras.

Sie beklagte sich, daß ihr Töchterchen der Mama nicht ein paar Worte geantwortet habe, als diese ihr aus Marseille ein Brieschen geschickt; das Herz, wirklich einzig das Herz sage der unglücklichen Mutter, daß ihr Kind nicht wohl sei. Sie beschwor, ihr unverweilt beruhigende Gewißheit zu geben.

Alle hielten dies für eine der mannigfaltigen Formen des Komödiespielens, aus welchem diese weibliche Natur zusammengesetzt sei, aber keiner gab seiner Empfindung Worte; nur behauptete der gerade anwesende Papa Salvi, ihm sei noch niemals durch die Post ein Brief verloren gegangen. Und das war kein Paradoxon.

Er selbst übernahm es, der Mutter zu schreiben: wenn sie ihr Kind noch lebend in die Arme schließen wolle, so möge sie eilen, denn es sei vielleicht keine Zeit zu verlieren; und gegen diese harte Form regte sich niemands Gewissen, nicht einmal Sofias Erbarmen, so sehr waren alle überzeugt, daß Cesira nicht anders könne, als immerfort Komödie spielen.

Aber am anderen Tage kam aus Barcelona die erwartete Antwort, in welcher der Theaterdirektor bedauerte, von seiner früheren ersten Liebhaberin nichts weiteres zu wissen, als daß sie seit einem Jahre der Bühne nicht mehr angehöre. Da

durchaus kein Grund vorlag, an der Aufrichtigkeit dieser Worte zu zweifeln, begann man zu glauben, daß Cesira die Wahrheit gesagt habe; nun wünschte Sofia die Herbheit von ihres Vaters Brief zu mildern und schrieb einen tröstlicheren, worin sie versicherte, es scheine wirklich — aber in der That schien es nicht so —, daß der Zustand der Kleinen sich bessere; auf alle Fälle jedoch möge sie sich beeilen, denn Bianca rufe immer nach ihr.

Nachdem die Krankheit verschiedene Formen angenommen und den Arzt viele Tage lang in Ungewißheit zwischen Gehirnentzündung und Pocken erhalten hatte, erklärte sie sich endlich als Unterleibstyphus. Der Arzt hoffte, daß das Fieber, durch Bäder und eiskalte Einhüllungen bekämpft, die zum Leben notwendigen Organe nicht versengen werde. Schwester Anna, die in Sofia eine fast ebenso wie sie selbst geschickte Krankenpflegerin gefunden hatte, machte diese Einhüllungen zweimal am Tage. „Ach, wie schön das ist!" sagte die kleine Kranke, wenn sie diese Kühlung auf dem glühenden Körper empfand. In das erfrischende Betttuch eingeschlagen, fühlte Bianca sich wieder aufleben; ihre Gedanken ordneten sich dann, ihr freundliches Geplauder und selbst ihr Scherzen kehrte zurück.

„Ich möchte euch streicheln, weil ihr beide ein so gutes Gesicht habt, aber ich kann auch nicht einmal den Arm bewegen, so dicht habt ihr mich umwickelt."

Und alle mußten herbeikommen, um sich der Wonne mit ihr zu erfreuen.

Einmal sprach sie: „Habt ihr kein Bild von Mamachen? Zu Haus gab es so viele; da war eines im weißen Kleid, mit aufgelösten Haaren, sie nannten es Ophelia, das war sehr schön!"

Tito sagte nicht, daß er diese Frau auch oft gemalt habe; Sofia hatte es auf der Zunge, wagte es aber nicht auszusprechen."

„Mamachen wird kommen."

„Ich glaube nicht daran, du hast mir's so oft gesagt."

„Aber jetzt wird sie kommen, ich versichere dich."

Tito sagte nichts; ohne das Gespräch zu unterhalten oder abzulenken, ließ er es zu Ende gehen, und sobald nicht mehr von Cesira die Rede war, holte er aus seinem Atelier eine kleine eingespannte Leinwand, Palette und Pinsel.

„Was willst du jetzt machen?"

„Was ich schon längst gethan hätte, wäre ich sicher gewesen, dich auf eine Stunde ruhig vor mir zu erhalten; ich will das Bild einer kleinen Kranken malen."

In diesen letzten Worten zitterte die tiefe, vom scherzenden und zärtlichen Ton zurückgedrängte Bewegung.

„Was dir nur einfällt," sagte Bianca, „mich jetzt zu malen, wo ich krank bin; wer weiß, wie häßlich ich aussehe!"

Alle schwiegen; die Künstlerhand, durch das Herz des Vaters beseelt, versuchte eine Weile, die Züge des abgezehrten Gesichtchens festzuhalten, dem das Fieber einen ungewöhnlichen Glanz verlieh; aber der Pinsel, dem die Sicherheit schon bei der Skizze versagte, mußte sein Werk aufgeben.

„Ich kann nicht, es gelingt mir nicht, morgen will ich's versuchen." Er legte Palette und Pinsel auf einen Stuhl nieder und beugte sich über die Kleine. Es war ein langer Kuß.

*   *
*

Eines Vormittags erschien Giuditta.

„Weißt du?" sagte sie zur Schwester, „ich wollte schon früher kommen, sobald ich vom Papa hörte, daß es mit dir in Richtigkeit sei — nein? — immer noch nicht? Na, es wird schon werden, das meiste hast du bereits gethan, und das übrige wirst du auch zu machen wissen. Und wenn du es nicht zu stande bringst, weißt du, wer es thut?"

Sofia wußte nicht.

„Die Vorsehung, an die ihr so fest glaubt; der Papa wird doch seinen Freund schon befragt haben."

„Seinen Freund?"

„Nun ja, Nero; und Nero mußte ihm

antworten, daß die menschlichen Dinge den Geistern zwar unerforschlich bleiben, solange sie fern sind, aber wenn sie in Sehweite kommen, so müsse ein Geist, der seine Sache versteht, sie mit bloßem Auge erkennen. Und mich dünkt, die Vorsehung hat die Angelegenheit in die Hand genommen."

„Ich verstehe dich nicht," versicherte Sofia.

„Ist auch nicht nötig; wie geht es heute mit der Kleinen?"

Nun wurde Sofia der verborgene Gedanke ihrer Schwester klar, und sie antwortete nicht sogleich; erst als Giuditta dringender fragte: „Es steht nicht etwa schlimmer als bisher?" meinte die Schwester, es gehe besser.

„Täuscht mein Wunsch mich nicht, so scheint mir heute, daß das kleine Wesen durchkommen wird. Alle haben sie sehr lieb! Auch der Papa sagte, sie mache ihm einen besseren Eindruck — erwarten wir, was der Arzt urteilt, wir hoffen noch immer."

Sofia schien zu flehen, daß man ihr diese Hoffnung lasse, und sie war zufrieden, als auch die Schwester sagte: „Hoffen wir es denn."

Aber bald darauf gewann die Aufrichtigkeit der Natur Giudittas wieder die Oberhand, und sie behauptete, daß man auf die Hoffnung nicht viel Wert legen dürfe, weil die Hoffnung nur ein Spielzeug ist und die wahren Mächte des Lebens — und des Todes — andere sind.

„Ja, was ich da Schönes gesagt habe! Im Munde unseres Deklamationslehrers hätte es Eindruck gemacht — dir thut es weh? Sei nicht böse; siehst du, ich bin nun mal so. Sprechen wir von etwas anderem. Weißt du, was der Papa sich ausdenkt?"

„Nein."

„Ich glaubte, du wüßtest es, deswegen bin ich eigentlich gekommen. Hast du nicht etwa dem Papa eine kleine Rede gehalten?"

„Was für eine Rede?"

„Über die Liebe zur Kunst, über Armut, Stolz — besinnst du dich nicht? Vielleicht hast du es gethan, ohne es recht zu wissen — und seit dem Tage will der Papa nichts mehr davon hören, in meinem Hause zu leben; er werde, sagt er, sein Leben so fortführen wie bisher, auch ferner in den alten Dachstuben wohnen und höchstens, um nicht mutterseelenallein zu sein, unsere Mädchenkammer an irgend einen Künstler vermieten, der ebenso arm ist wie er. Du erinnerst dich nicht, ihm etwas gesagt zu haben, das ihm diese Thorheit in den Kopf gesetzt haben kann?"

„Allerdings — aber nicht das ist's, was ich ihm gesagt."

„Nun gut, er glaubt aber, darauf sei es gezielt, oder ist wenigstens überzeugt, dir Freude zu machen, wenn er so handelt. Er selbst hat es gesagt: ‚Sofia wird meinen Plan billigen.' Aber laß du mich ein paar Worte hören, daß du ihn durchaus nicht billigst, damit ich's ihm heute abend wiedersagen kann. Denke dir, welche Figur wir spielen würden, wenn wir beide reiche Männer heirateten und unseren Vater in seiner früheren Lage ließen — unter dem Vorwand, daß er immer in Dürftigkeit gelebt hat und es noch ein Weilchen länger thun will. Und wie würden unsere Gatten sich dabei ausnehmen? Meinem Zukünftigen habe ich's schon gesagt — und er geriet in großen Zorn — Zorn eines Wechselagenten, versteht sich ..."

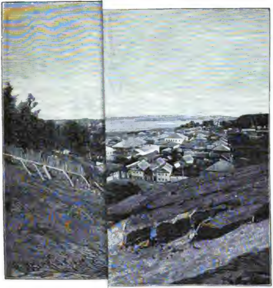
„Es kommt jemand," sprach Sofia leise.

Der Arzt kam und begab sich, nachdem die Schwestern ihn im Salon begrüßt hatten, sofort in das Zimmer der Kleinen.

„Ich gehe," sagte Giuditta, „aber wir sind einverstanden; sprich du ein bißchen mit dem Papa, auf dich hört er leicht."

„Laß mich nur machen — leb wohl."

Giuditta entfernte sich, und Sofia ging dem Arzt und den anderen nach, die alle um das Krankenbett standen. Bianca war an dem Morgen vor Tagesanbruch erwacht, hatte, wie sie pflegte, nach Schwester Anna gerufen und eine Weile in dies



Digitized by Google

gutmütige bleiche, von einem weißen Tuch umrahmte Gesicht geschaut, hatte dann gesagt, sie sei noch müde, und schlummerte seitdem wieder.

„Mir scheint, sie ist besser,“ versicherte Sofia.

Der Arzt erwiderte nichts, und Sofia befragte eindringlich Schwester Anna.

„Das Fieber scheint überwunden zu sein, ihre Haut fühlt sich kühler an.“

Tito und Mattia blieben mit ineinander gelegten Händen am Fußende des Bettes stehen; es war, als blickten sie beide dem Schicksal fest ins Gesicht, das endlich seinen erbarmungslosen Ausspruch thun sollte.

„Die Krankheit hat von neuem die Form der Gehirnentzündung angenommen,“ sprach der Arzt langsam, „es bleibt wenig Hoffnung.“

Tiefes Schweigen folgte dieser Erklärung.

Eine Weile hörte man nichts als die schweren Atemzüge der Kranken, dazwischen dann und wann zusammenhangslose Worte; der Doktor stand nachsinnend, mit gekreuzten Armen, die anderen harrten unbeweglich auf irgend eine Hoffnung. Und aus Mitleid gab der Arzt diesen verzweifelnden Herzen noch eine, indem er ein Rezept schrieb.

„Lassen Sie es sogleich machen.“

„Was ist es?“ fragte Mattia.

„Eine Salbe. Sie werden ihr die Stirn damit einreiben — auf den Kopf Eis, eine große Quantität zerstoßenes Eis in einer Blase.“

Und da niemand die Frage that, welche in aller Seele war, sagte der Arzt beim Fortgehen: „Die Natur besitzt viele ungekannte Mittel, sich zu helfen.“

Den ganzen Tag über schien die Kleine zu schlafen; nur wenn die Eisblase gewechselt wurde, öffnete sie die Augen, als suchte sie jemand, und murmelte unverständliche Worte.

Es kam die grausame Nacht heran, für die Kranke von Delirium erfüllt, für die Wachenden voll banger Furcht. Gewöhnlich ließ Sofia um die Dämmerstunde Licht bringen; aber an jenem Tage, erregt von Gedanken an die Schwester, an das Geschick des kleinen Wesens, welches bereit schien, sich zu dem großen Fluge aufzuschwingen, blieb sie am Bett sitzen, schloß gleichfalls die Augen und versenkte sich in Nachsinnen.

„Mama!“ murmelte die Kleine, und bei diesem Wort fuhr Sofia auf. Als sie die Augen öffnete, fand sie sich fast im Finstern, erriet aber, daß es Schwester Anna war, welche an der anderen Bettseite kniend ihr Gebet sprach.

In dem Augenblicke wurde geräuschlos die in den Salon führende Thür geöffnet, und zwei schattenhafte Gestalten überschritten die Schwelle. Die eine näherte sich ohne Zögern, es war der Blinde.

„Sofia?“ fragte er leise, als er das Bett der Kranken streifte.

Als jetzt der Blick des Mädchens auf die an der Thür verweilende Gestalt fiel, war ihr alles klar.

„Hier bin ich.“

„Mein Sohn bedarf Ihrer. Aber hier ist es finster — wie mir scheint.“

Ohne ein Wort zu sagen, zündete Sofia die Lampe an. „Ave Maria,“ sprach Schwester Anna, welche sich soeben vom Gebet erhob; „Ave Maria,“ erwiderte Sofia und ging ohne Zaudern nach der Thür.

Als sie an Cesira vorbeistrich, erfaßte diese Sofias Hand und wollte sie küssen. Ihr Gesicht trug das Gepräge der Angst, der Ermüdung, der Schlaflosigkeit; sie sah vor sich hin, nicht auf ihr sterbendes Kind, ihr Blick haftete nicht auf dem Leid, welches bereits über sie gekommen war, sondern auf einem anderen, fernen, unabwendbaren. „Dank!“ war alles, was sie sprach.

Tito wartete im Salon. Kaum war Sofia in seiner Nähe, so fragte er, indem er ihre Hand nahm: „Ist sie noch schön?“

„Wunderschön!“

Er fragte nichts weiter. Seine Verlobte fest an der Hand führend, ging er mit ihr in das Krankenzimmer, und Sofia gelang es erst, die ihrige zu lösen, als sie am Bett standen.

Die unglückliche Cesira, welche der Kleinen Worte der Liebe ins Ohr flüsterte, wendete den Kopf und begriff alles ohne die leiseste Mißempfindung.

„Sie erkennt nicht einmal mehr, daß ich sie liebkose,“ sprach sie mit gedämpfter Stimme und heftete auf Tito die großen Augen, um derentwillen so viele Thränen geflossen waren.

Eine Flut bitterer Worte strömte Tito zu, aber er lächelte nur schmerzlich, und Cesira beugte sich über ihr Kind und bedeckte es mit Küssen.

„Mama!“

„Sie hat Mama gesagt, sie hat mich erkannt!“ verkündete sie halblaut den Umstehenden. „Ja, Mamachen ist gekommen, sie verläßt dich nicht mehr; was kümmert sie die ganze Welt, wenn sie ihr Kind hat?“

Nach einer Weile sprach sie mit demselben Ton, aber ohne jemand anzusehen: „Jetzt sagt sie Papa, ihr Stimmchen ist wie ein Hauch.“

Tito, der noch, mit dem bitteren Lächeln auf den Lippen, am Bett stand, rührte sich nicht.

Aber Biancas Stimme wiederholte laut „Papa!“ und nun trat der junge Mann zu Häupten des Bettes, während die unselige Frau, welche der Sterbenden das Leben gegeben hatte, das Gesicht in den Betttüchern verbarg.

Sofia war im Hintergrund des Zimmers zu dem Blinden getreten und hatte ihre Hand in die seinige gelegt, ohne zu sprechen.

„Deine Hand zittert,“ bemerkte Mattia, „was ist dir? was geht jetzt vor?“

„Mir ist nichts, wirklich nichts, ich fühle mich wohl, ich fühle mich stark; lassen Sie uns gegenseitig Mut einflößen.“

„Wird sie sterben?“ fragte er mit halber Stimme.

„Nein, sie darf nicht sterben; wir wollen den Himmel anflehen, daß er sie nicht sterben lasse.“

Schwester Anna, die sich ebenfalls genähert hatte, entgegnete: „Bitten wir darum!“ Aber kopfschüttelnd gab sie zu verstehen, daß dies Gebet vergebens sein werde.

Sofia hingegen, mit der vollen Gewalt ihrer starken und wahren Liebe, jener Liebe, welche ganz Erbarmen ist, rief den Himmel an, daß er den kleinen Engel auf Erden weilen lasse und ihn der Zärtlichkeit seiner Eltern schenke; dem Schmerz bot sie sich zum Opfer dar.

— — — — — — — — — — —

Der Arzt sprach es nicht aus, daß eine Katastrophe bevorstehe, vielmehr empfand er diesen Seelen gegenüber, welche ihn um Mitleid anzuflehen schienen, eine so lebendige Teilnahme, daß er sie immer noch in ihrer Selbsttäuschung ließ.

„Sie atmet ruhiger,“ bemerkte Mattia, indem er sein weißes Haupt bis zur Berührung mit dem Köpfchen der Kranken niederbeugte. „Ist das nicht ein gutes Zeichen?“

Der Arzt bejahte es; beim Fortgehen begleiteten der Blinde und Schwester Anna ihn, um ihn nochmals zu befragen.

Als so die Hoffnung zum letztenmal in den verzweifelnden Herzen aufatmete, hatte Tito einen kühnen Augenblick, wo er sich stark fühlte und das Geschick sich unterwerfen zu können glaubte.

Durch einen Blick gab er Sofia zu verstehen, daß er mit Cesira allein zu sein wünsche, die den Kopf an das Bett gelehnt und ihr Gesicht mit einem Ende des Betttuchs bedeckt hielt.

„Cesira!“ sprach der junge Mann.

Die unglückliche Mutter blickte auf.

„Cesira!“ wiederholte Tito mit fester, ruhiger Stimme. „Dein Kind wird nicht sterben, es muß leben bleiben.“

„O, wenn der Himmel es wahr machte.“

„Der Himmel wird uns erhören, wenn wir ihm versprechen, dessen würdig zu sein, daß Bianca uns erhalten bleibe.“

Cesira verstand den Sinn dieser Worte nicht, sie heftete die großen verhängnisvollen Augen in das Gesicht des Mannes, welcher sie einst geliebt.

„Ich wollte mein Kind amtlich anerkennen, konnte es aber noch nicht, weil deine Zustimmung erforderlich war.“

„Ist es möglich? Du wolltest —? Und ...“

„Sofia war einverstanden, sie hat sogar zuerst den Gedanken in mir angeregt.“

Nach einer Pause sprach Cesira: „Das gute Mädchen! Du würdest sehr glücklich mit ihr sein ...“

Tito schnitt ihr die Rede ab. „Jetzt handelt es sich darum, was du thun wirst, was du uns zu thun gestattest, wenn unser Kind hergestellt ist. Sage, sage es schnell — wir haben keine Zeit zu verlieren — deine Worte, dein aufrichtiges Versprechen — ein guter Geist harrt ihrer, um sie hinaufzutragen!“

Der junge Mann machte den Eindruck eines Begeisterten, er beherrschte die schöne Frau, welche ihn einst besiegt hatte.

„Ich will alles thun, was du forderst,“ sprach gedemütigt und zitternd Cesira.

„So gelobe dem Himmel, daß, wenn er uns Bianca läßt, du sie nicht abermals in der Welt umherführen willst.“ Nach kurzem Schweigen fuhr Tito mit gedämpfter Stimme fort: „Was könntest du aus ihr machen? Eine Schauspielerin?“

„O nein! Aber mein Kind! — ihr für immer entsagen?“

„Du würdest stets ihre Mutter bleiben, und wenn du sie aufsuchen möchtest, und wenn sie dich zu besuchen wünschte ...“

Um Cesiras Lippen spielte ein bitteres Lächeln. „Sie wird es nie wünschen — ich bin gewiß, daß sie unter eurem Einfluß euch bald mehr als ihre Mutter lieben würde. Sprich, ist es nicht so, liebes Herzchen?“

Aber der Kuß, welchen sie auf des Kindes Stirn drücken wollte, erstarb in einem wilden Schrei.

„Ach, ich höre keinen Laut mehr! Sie sieht mich noch an, aber ich höre nichts — nichts mehr, mein Kind, mein Liebstes — sag mir, es ist nicht wahr, daß dein Herz nicht schlägt — sag es deinem Mamachen — sprich, sprich.“

Alle eilten herbei, um die Unglückliche zu entfernen. Nun beugte sich Tito über sein Kind und horchte lange, ob der kleine Mund nicht doch noch einen Hauch entsende. Dann erhob er sich schweigend, ohne ein Zeichen seines Schmerzes im Antlitz, und verließ das Zimmer der kleinen Entschlafenen.

„Gehen Sie, gehen Sie,“ riet Schwester Anna dem Blinden und Sofia, „gehen Sie und sprechen Sie ihm zu, ich bleibe bei der armen Verzweifelnden.“

Sofia eilte Tito nach, und sie ließen sich auf dem Sofa im Salon nieder, um miteinander Herz an Herz zu weinen.

* *
*

Der Blinde war geblieben. Am Bett stehend, breitete er mitleidsvoll die Arme aus und murmelte: „Cesira!“ Aber die unglückliche Mutter hörte nicht auf ihn, sie wand sich in den Krallen des Schmerzes, bald wütend, bald leise Fragen an ihr Kind richtend. Schwester Anna, die sie mit kräftigem Arm umfaßt hielt, verhinderte den schönen Kopf auf den Bettrand aufzuschlagen, und jedesmal, wenn es Cesira dennoch gelang, erzitterte das Lager mit einem schauerlichen Klang, und der Blinde wiederholte mit Thränen in den Augen vergebens: „Cesira!“ Dann wich das Toben einer gänzlichen Erschlaffung, und Cesira ließ sich völlig von Schwester Anna beherrschen, die, ohne ihr Gewalt anzuthun, sie bewog, sich in einer Sofaecke niederzulassen. Nun umschritt der Blinde das Bettchen. Als seine zitternden Hände Biancas Gesichtchen gefunden hatten, neigte auch er den Kopf über sie und lauschte lange, ob vielleicht die anderen alle sich getäuscht hätten; aber das kleine Herz schlug wirklich nicht mehr. Dann ging der alte Herr hinaus.

Eine Weile brachte Schwester Anna damit zu, in dem Zimmer alles zu ordnen, damit der irdische Schmerz im Einklang mit der Würde des Todes sei; sie legte die Tücher beiseite, welche das fieberheiße Köpfchen gekühlt hatten; aber als sie das Kind berühren wollte, stürzte Cesira sich ihr entgegen.

„Nein, ich leide es nicht!“

Dann hörte sie, daß Schwester Anna nur die Decken lüften würde, und dabei half auch sie, ohne wilde Ausbrüche, ohne Weinen.

„Morgen thun wir das übrige," sagte die Schwester, „folgen Sie mir. Suchen Sie ein wenig zu schlummern, legen Sie sich auf das Bett in der Nebenstube — nein? Nun dann ruhen Sie auf dem Sofa."

„Ich kann nicht," entgegnete Cesira.

„So lassen Sie uns gemeinsam beten, wollen Sie?"

Und ohne weiteres begann Schwester Anna. Cesira hörte ungerührt die lateinischen Sterbelitaneien an, sank aber auf die Knie neben der Entschlafenen nieder, als die Schwester mit bewegter Stimme, die Augen zum Himmel erhoben, sprach:

„Herr, der du allbarmherzig bist, erbarme dich dieser Seele, die sich in der Welt verirrt hatte und zu dir zurückkehrt."

„Ja, Herr, erbarme dich ihrer," murmelte Cesira.

Diesem Gebet sandte Schwester Anna ein anderes und noch ein anderes nach, und in jedem fand Cesira etwas, und war's auch nur ein Wort, welches auf den Grund ihres Gewissens fiel und allmählich einen milderen Wiederhall darin weckte.

Nach einer Pause wünschte sie zu wissen, welchem Orden die Schwester angehöre, und als ihr der Orden der Barmherzigen Schwestern genannt wurde, erkundigte sie sich, ob jeder, wer es auch sei, ein Glied desselben werden könne — womit sie meinte, ob das frühere Leben kein Hindernis für das Amt einer solchen Schwester sei.

„Wir alle bedürfen der Vergebung für irgend etwas, aber Gott ist allerbarmend," sprach Schwester Anna ermutigend.

Kurz vor Tagesanbruch legte Cesira auf das Zureden ihrer Gefährtin den Kopf auf die Kissen des Sofas und fiel in einen unruhigen Schlummer, in dem sie ab und zu die Lippen öffnete, bis sie, plötzlich auffahrend, ihrem Elend wieder ins Gesicht sah.

Die Sonne drang durch das Fenster, dessen Läden nicht geschlossen waren; mit ihr drang die Morgenluft ein, das Geschwätz der Sperlinge und die langgedehnte, eindringliche Frage des Staren, dem die entscheidende Antwort dieser Nacht noch nicht klar geworden. Als die unglückliche Mutter ihr totes Töchterchen küßte, fand sie ihre letzte Thräne.

„Du warst so schön!" sprach sie, „und ach, wie bist du nun!"

Eben trat Mattia ein.

„Sie haben nicht geschlafen?" fragte ihn Schwester Anna.

„Wer weiß? Ich kann es selbst nicht sagen," antwortete halblaut der Blinde. „Cesira!"

Cesira ergriff schweigend seine Hand und drückte sie an die Lippen.

„Dieser Brief ist für Sie gekommen," sprach der Blinde.

„Für mich! Wann?"

„Gestern; er ist mit den anderen liegen geblieben, als niemand an die Postsachen dachte."

Cesira sah die Adresse an und sagte gelassen, indem sie den Brief einsteckte: „Er ist von ihm, der Brief muß mit mir zusammen gereist sein und war schon vor einiger Zeit geschrieben. Ich weiß, was er enthält."

Schwester Anna ging in die Küche, um sich durch etwas Bouillon zu stärken; sie fühlte sich erschöpft; Mattia und Cesira blieben allein.

„Nun sagen Sie mir, was Sie zu thun gedenken, sagen Sie mir, ob ich etwas für Sie thun kann?"

„Dank, vielen Dank; ich kann allein leiden, es ist besser, daß niemand mir hilft. Der Himmel wird mich nicht verlassen. Der Himmel ist großmütig, er nahm mir meine Tochter, weil ich sie von mir entfernt hatte, um mich einem anderen zu ergeben, dem es lästig war, sie immer zur Seite zu haben; gewiß, der Himmel nahm mein Kind auf, weil ich es nicht mehr genug liebte."

Sie sprach ohne Weinen, mit gleichmäßiger Stimme, den Blick zur Erde gesenkt.

„Ja, ich liebte einen anderen mehr als meine Tochter, ich habe ihn sehr, zu sehr geliebt; es war das erste Mal, daß ich wahrhaft Liebe empfand, und in meinem Herzen ist so wenig Raum dafür. Ehe ich ihn kannte, schmeichelte ich mir, stärker als andere Frauen zu sein, weil so viele mit Zärtlichkeit um mein Herz geworben hatten; und ich gab es ihm, der hart und rauh war und mir gebot, ihn zu lieben."

Mattia erwiderte kein Wort, er ließ das peinliche Schweigen dauern, bis Cesira wieder begann:

„Der Himmel ist großmütig, denn ich habe die Liebe zu meinem Kinde wiedergefunden und bin nun sicher, daß ich sie immer bewahren werde. Sie erlauben mir, diesen Brief zu lesen?"

Und ohne auf eine Antwort zu warten, öffnete sie das Couvert.

„Liebe Cesira ..."

„Nein," unterbrach sie der Blinde, „nein."

„Lassen Sie mich laut lesen, es ist mir eine Erleichterung.

Liebe Cesira!

Seit lange schon lieben wir uns nicht mehr so wie einst; es ist vergebens, sich darüber zu täuschen, du reisest, und ich lese in deinem Herzen, daß, wenn du in Mailand bist, wenn deine Tochter hergestellt ist, du mir schreiben wirst, um dich von einem drückenden Band zu befreien. Ich will dir eine Pein ersparen und schreibe dir zuerst. Empfange denn deine Freiheit zurück. Deine sämtlichen Koffer werden dir zugehen; ich verlasse Nizza in zwei Tagen und nehme die Erinnerung mit mir an die Tage der Liebe, welche du mir geschenkt hast."

Schwester Anna kam zurück, gefolgt von Barbara mit den Wachskerzen, welche am Bett der Toten brennen sollten.

„Und was werden Sie antworten?" fragte der Blinde mit gedämpfter Stimme.

„Ein einziges Wort, der Telegraph wird es aussprechen: Dank."

„Was thut jetzt Schwester Anna?"

„Sie zündet die Kerzen für meine Kleine an."

Der Blinde lauschte, und als es ihn dünkte, daß die Lichter brennen müßten, wendete er sich nochmals herzlich an Cesira: „Eines möchte ich Ihnen sagen, Cesira, hören Sie mich?"

„Ja, ich höre, reden Sie."

„Mein Sohn wird heute morgen den Tod Biancas anmelden; wenn er unseres Kindes Vaternamen nennt, so werden Sie es ihm nicht verargen, nicht wahr?"

Cesira verstand anfangs nicht ganz, dann brach sie in einen Freudenschrei aus und sank am Altar ihres entschlafenen Kindes auf die Knie. Darauf näherte sie sich dem Blinden.

„Sagen Sie jenem guten jungen Mädchen, sagen Sie Ihrem Sohn, daß Cesira — sich würdig machen will, zu beten — und daß sie für ihr Glück beten wird." Als sie auf der Stirn des Blinden eine gewisse Unruhe las, verstand sie sein Gefühl und fragte demütig: „Soll ich mich einen Augenblick zurückziehen?"

Der Blinde nickte bejahend.

Nun drückte Cesira einen langen Kuß auf die Stirn ihres toten Kindes und ging in das Nebenzimmer.

Von dem Blinden benachrichtigt, eilten Sofia und Tito an das Bettchen und standen eine Weile schweigend Hand in Hand, dann kniete Sofia nieder, während der Vater mit kalten Lippen den so lange ersehnten Kuß fand.

Am Tage darauf war das trauervolle Drama beendet. Bianca schlief in dem kleinen Sarg, unter den Blumen, welche Waisenkinder in das Grab gestreut hatten.

Cesira, die verstohlen das Haus verließ, welches sie im Schmerz beherbergt hatte, wurde nicht wieder gesehen.

* * *

Vierzehn Tage darauf gelobte Giuditta vor dem Civilstandsbeamten, ihrem Wechselagenten überall zu folgen, wohin er gehen würde; und da es dem Gatten

beliebte, sofort nach Paris zu gehen, so begleitete sie ihn herzlich gern dahin; denn unter den spärlichen Träumen dieses soliden, durchaus nicht träumerisch angelegten Mädchens hatte es sich diesen zur Verwirklichung in den Flitterwochen aufgespart: den Schauplatz zu besuchen, auf welchem sich so viele Romane Paul de Kocks abgespielt hatten. Aber es war Giudittas letzte Illusion; wenige Tage der Reise genügten, um sie wieder vernünftig zu machen und auf den richtigen praktischen Weg zurückzuleiten.

Auf diesem blieb Giuditta; in kurzer Zeit hatte sie ihr Leben in eine vollkommene Gleichgewichtslage zwischen Wunsch und Befriedigung gebracht, und da der Wechselagent wirklich reich und wirklich verliebt war, so hätte Giuditta sich selbst und anderen ihre völlige Befriedigung aussprechen können, wäre nicht eine fixe Idee Papa Salvis gewesen.

Dieser, welcher sich in den Kopf gesetzt hatte, sein ärmliches Leben fortzuführen, bewohnte auch ferner die Dachstuben mit den runden Fenstern, unter dem Vorwand der Unabhängigkeit, des Stolzes, der Würde und anderer volltönenden Worte.

Um sich vor jeder Versuchung sicherzustellen, hatte er sogar Tonio bewogen, mit ihm zusammenzuwohnen, und Tonio war darauf eingegangen.

Am ersten Tage, als der junge Lehrer seine Hemden und seine Zeichenmappen in Papa Salvis Behausung trug, gab es im Herzen des Ärmsten einen großen Aufruhr schwermütiger Gedanken. Seinen Koffer hatte er zu Füßen von Sofias Bett niedergesetzt, seine Mappen an das Giudittas gelehnt, und nun stand er lange wie abwesend da, vermeinte, er denke an etwas, wußte aber selbst nicht woran.

Es war an einem Septembermorgen; Sofias Trauung wurde ohne Aufsehen vollzogen, und die beiden Zeugen vor dem Standesamt waren der Wechselagent und der Zeichenlehrer, welcher in irgend einer Weise auch etwas zu dem Glück seiner Cousine beitragen wollte.

Aber anstatt einer Reise nach Paris wurde ein allgemeiner Ausflug nach Vaprio unternommen. Auch der Blinde nahm teil daran, fröhlicher als alle. Auch der Zeichenlehrer war eingeladen und hatte seinem unerbittlichen Geschick nicht widerstehen können, der vollen Glückseligkeit anderer und seinem eigenen Elend ins Gesicht zu schauen.

Er war ziemlich sicher, daß die beiden Gatten von allem unterrichtet seien, denn wie sollte die erste vertrauliche Mitteilung der Gattin nicht darin bestanden haben, die Liebe des armen Tonio zu offenbaren? So flüsterte ihm ein Gedanke zu, in welchem keine Bitterkeit, nur ein harmloser Skepticismus lag. Aber als er dem Wechselagenten und dem Künstler in die Augen gesehen, wurde er inne, daß Sofia es für ihre Pflicht gehalten hatte, ein Geheimnis, welches nicht sie allein betraf, zurückzuhalten, Giuditta jedoch alles ausgeplaudert hatte, nicht aus Prahlerei, sondern aus der fixen Idee, aufrichtig sein zu sollen, die eine der Formen menschlicher Selbstsucht ist.

Bei Tisch wollte jeder seinen Trinkspruch anbringen. Einer war sehr heiter, der Papa Salvis, welcher auf die Zukunft seiner Kinder trank; ein anderer von wenig Worten, deren Wert aber der großen Mühe entsprach, welche er den Wechselagenten gekostet hatte, paraphrasierte den Spruch des Schwiegervaters und galt dem Wohl der eigenen Kinder.

Tonio war der erste, ihm Beifall zu klatschen, und als ihn der Augenblick gekommen dünkte, auch eine Gesundheit auszubringen, erhob er sich, und über den Tisch gebeugt, näherte er sein gutmütiges Gesicht dem jungen Paar und sprach mit leiser Stimme zu ihnen: „Eine Tischrede kann ich nicht halten, ich sage euch nur: Seid glücklich!“

„Ich danke Ihnen!“ erwiderte Tito; „Dank dir!“ murmelte Sofia.

Die längste Tischrede war die des alten Mattia. Er sprach mit gedämpftem Ton, inmitten der tiefen Stille, welche um sein weißes Haupt und seine Blindheit her entstand; er sprach wie ein Patriarch;

er rief sich all die kleinen Hoffnungen zurück, welche ihm als große erschienen zu der Zeit, da er zu bescheiden war, und die Siegestriumphe, welche ihn nie ganz befriedigten; er sprach von der Liebe, welche ihn in seinem Ringen um die Kunst gestärkt hatte, und schloß, indem er sich zu seinem Sohne wandte: „Liebe deine Gattin, liebe deine Kunst, liebe sie innig, wie ich gethan; aber denke nicht an den Glanz des Ruhmes, der den Lebenden selten etwas ist, und wir wissen nicht, was er den Toten sein wird."

Danach begehrte er von seinen Kindern umarmt zu werden, und das Gleiche wünschte Papa Salvi.

Ein großer Teil des Rückwegs nach Mailand wurde zu Fuß zurückgelegt, in der Dämmerung; der Septemberabend sandte der heiteren kleinen Schar dann und wann leichte laue Windstöße entgegen, die Sofia und Tito wie die ersten liebkosenden Grüße des neuen Lebens erschienen.

Dann fuhr man in drei netten Wägelchen weiter; der Wechselagent hatte sie an den Scheideweg bestellt. Als in dem einen der Blinde, Papa Salvi und Tonio Platz genommen hatten, setzte Mattia seine Patriarchenrolle fort; die Stimme erhob er zwar nur, um das Rädergerassel zu überwinden, sprach aber so beredt, daß er den alten Kollegen bewog, ein wenig Gastfreundschaft von ihm anzunehmen.

„Hören Sie mich an," sagte er; „früher arbeiteten wir zu zweien, ich und mein Sohn; jetzt arbeitet Tito für sich allein, und ich sitze stundenlang da und erträume mir Bilder, die ich nicht mehr malen kann. Sie, der Sie das Augenlicht haben, warum treten Sie nicht ein in den Wettstreit um die Kunst? Jeder muß ihr das Beste weihen, was er vermag, nicht wahr? Also kommen Sie, an meiner Statt zu kämpfen."

Dem direkten Angriff dieser Versuchung gegenüber wollte Papa Salvi zuerst den Bescheidenen spielen, indem er versicherte, der Kunst bereits alles gewidmet zu haben, was er könne; es sei nicht seine Schuld, daß er nicht fähig sei, mehr zu thun; dann aber machte er seine übertriebene Demut wieder gut.

„Gewiß, wenn ich ausreichende Mittel gehabt, wenn mein Geschick sich ein wenig früher erweicht — wenn mir jemand geholfen hätte; wenn . . ."

All diese „Wenn" endigten mit einem Händedruck, und der Pakt war geschlossen. Papa Salvi würde also täglich das Atelier aufsuchen, würde an Mattias Staffelei und mit der Palette des berühmten Künstlers arbeiten.

In einem der anderen Wagen hatten die beiden Schwestern Platz genommen; im dritten die Schwäger.

„Verzeih," sagte Giuditta, „wenn ich dir auf ein Stündchen den Gatten raube; aber mich dünkt, auch du wirst das Bedürfnis haben, an diesem großen Tage mit deiner Schwester einen Augenblick allein zu sein."

Sie begann sogleich, von all den Freuden und all den Unannehmlichkeiten zu sprechen, auf welche die Schwester gefaßt sein müsse; sie hatte gehört, daß die Mutter der verstorbenen Kleinen gekommen war, und wußte auch, daß sie schön sei — jawohl, sie wußte alles, denn man erfährt ja immer alles; auch wenn die Schwestern, anstatt sich vertraulich auszusprechen, es für gut halten, zu schweigen, so hat die Welt tausend Zungen zum Plaudern und mindestens zweitausend Ohren zum Hören. Allerdings, auf das Gewesene wird keiner etwas geben, aber jedenfalls bedurfte es in Sofias Falle einer gewissen Vorsicht.

„Es giebt hundert Arten, sich die Liebe des Gatten zu sichern," behauptete Giuditta; „willst du mir sagen, wie du es machen wirst?"

„Ihn von ganzer Seele, ihn wahrhaft lieben."

Giuditta wollte am Hochzeitstag nicht wehe thun und begnügte sich zu sagen, auch das möchte ja eine ganz gute Art sein. Sofia hörte gelehrig die durch Erfahrung bewährten Worte der Schwester an; schließlich, als sie diese überzeugt hatte,

daß die Lektion in wohlbereitetes Erdreich gefallen sei, that auch sie eine Frage, auf welche Giuditta sich beeilte, scherzhaft zu antworten.

„Glücklich? Und ob! Glücklich ich, glücklich er! Ich bin eine rechtschaffene Gattin, und es wird mir nicht schwer werden, meinem Alterchen die Treue zu bewahren; vielleicht würde er es gar nicht einmal so streng verlangen. Aber es liegt in meinem Temperament, treu zu sein."

An jenem Tage hatten Sofia, Tito und Mattia mehr als einmal der Schauspielerin gedacht, aber sie war nie erwähnt worden; zu Haus erwartete sie eine Überraschung, ein Brief Cesiras.

Sie sandte von Genua aus den Neuvermählten ihre Glückwünsche und teilte mit, daß sie im Begriff sei, sich von der Eitelkeit der Welt loszusagen.

„Sie hatte es schon gegen Schwester Anna ausgesprochen," sagte unbefangen Sofia.

Der Blinde äußerte nichts, aber Tito ging in seinem Skepticismus so weit, daß es herzlos klang.

„Ihre Worte scheinen anzudeuten, daß sie Nonne werden will; aber Cesira ist noch zu schön; Frauen wie sie weihen sich Gott erst später."

Sofias Hand verschloß seinen grausamen Mund.

Ein neues Leben begann für alle. Papa Salvi, dessen Adern von jugendlichem Blut durchströmt schienen, stand ganze Stunden an der Staffelei und malte die „Illusion". Sein Modell war Mattia; dieser Kopf, leuchtend im Silberhaar seines fleckenlosen Alters, in der noch immer rosigen Gesichtsfarbe, diese Augen, welche nur noch die ideale Schönheit suchten, konnten wahrlich zu einem Meisterstück anreizen.

Auch Tito seinerseits war es nicht schwer geworden, einen Vorwurf zu finden; er hatte sich das Porträt seiner Frau erwählt, und am Schluß jeder Sitzung küßte er sein Modell und fragte:

„Wie kommt es, daß du mir immer schöner erscheinst, je länger ich dich betrachte? Hätte ich dich immer so gesehen, wie ich dich jetzt sehe, du hättest mir noch viel mehr Leiden bereitet."

„Ich habe dir Leiden bereitet?"

„O, wie lange! Aber du wirst deine Strafe bekommen, wenn auch du einst nicht umhin kannst, mich sehr, sehr lieb zu haben."

„Aber ich liebe dich sehr und leide nicht."

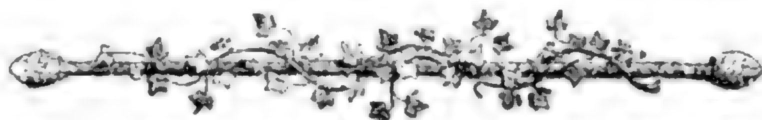
„Du wirst mich noch besser lieben lernen — warte nur."

Diese selbstzufriedene Eitelkeit war ein ganz eigentümliches Merkmal seiner neuen Glückseligkeit.

Primo Salvi vollendete sein Bild; endlich einmal vollendete er eines!

Aber während er davon befriedigt war, lobte keiner der Künstler, die eingeladen wurden, um es zu bewundern, das Werk aufrichtig; dagegen priesen alle die Gemälde, welche Papa Salvi nicht fertig gemacht hatte.

Als er nun eines Morgens mißgestimmt erwachte, eilte er geradeswegs hin und wischte die „Illusion" aus. Und jetzt fand sich mehr als einer, der da sprach: „Schade darum!"



Die Wolga bei Jaroslawl vom Wolschskaja-Quai aus gesehen.*

Eine Reise nach Rußland

zur Beobachtung der Sonnenfinsternis.

Von

H. W. Vogel.

Seit langer Zeit hat kein astronomisches Phänomen die Aufmerksamkeit der civilisierten Welt in solchem Grade in Anspruch genommen als die totale Sonnenfinsternis vom 19. August vorigen Jahres. Ganz im Gegensatze zu den übrigen Ereignissen gleicher Art spielte sich das vorliegende nicht in uncivilisierten Erdregionen ab, welcher Umstand die Beobachter zu weiten, kostspieligen und strapaziösen Reisen und zu einem Aufenthalte an unwirtlichen Gestaden nötigt, wie Schreiber dieses bei den Sonnenfinsternissen von 1868 in Aden und von 1875 auf den Nikobaren durchgemacht hat, sondern in dem östlichen Teile von Europa, in Deutschland und Rußland. Sogar ein Brennpunkt des geistigen und politischen Lebens unseres Erdteils, Berlin, lag auf der Finsternislinie. Das Phänomen kam zu uns, wir brauchten nicht zu ihm zu gehen.

Dennoch rüstete sich eine große Zahl von deutschen, englischen, amerikanischen und anderen Astronomen zur Reise nach dem europäischen und asiatischen Rußland. Der Grund lag darin, daß das Phänomen in Deutschland in der frühen Morgenstunde eintrat, wo die Dünste des Ho-

* Sämtliche Abbildungen sind nach Photographien angefertigt, welche vom Verfasser an Ort und Stelle aufgenommen wurden.

Digitized by Google

rizontes, die atmosphärische Strahlenbrechung ꝛc. die exakte Beobachtung der Vorgänge erheblich beeinträchtigen, während in den östlicher gelegenen Finsternisstationen, die dank unserer vorausrechnenden Astronomie alle auf das bestimmteste mit Angabe der Zeit und der Dauer des Phänomens bezeichnet werden konnten, dasselbe um so später eintrat und um so länger dauerte, je weiter ostwärts sie lagen. In engster Verbindung mit der Zeit der Finsternis steht aber die Sonnenhöhe: je näher erstere dem Mittag des Beobachtungsortes liegt, desto größer ist die letztere, desto günstiger für die Beobachtung selbst. Wie gewaltig die Unterschiede in dieser Hinsicht sind, geht am besten aus Bunsens Messungen hervor, nach welchen die chemische Wirkung des Sonnenlichtes um die Mittagszeit in Heidelberg am Tage des Frühlingsanfangs oder Herbstanfangs an dreißigmal stärker ist als morgens um sieben Uhr. Dieser Umstand fiel aber bei vorliegenden Beobachtungen um so mehr ins Gewicht, als man sich die Aufgabe gestellt hatte, das Phänomen photographisch zu fixieren.

Von eigentlichem Wert für die Astronomie ist nur die Beobachtung der Totalität, d. h. der relativ kurzen Zeit, innerhalb welcher die Sonne vollständig vom Monde verfinstert und nichts weiter sichtbar ist als ihre Atmosphäre. Diese bietet bekanntlich merkwürdige Erscheinungen dar; einerseits die in der Nähe des Sonnenrandes sich zeigenden, theils wolkenartig, teils hornförmig, teils feuersbrunstähnlich geformten rosafarbigen Protuberanzen, und andererseits die die Sonne im weiteren Umkreise, gleich einem Glorienschein umgebende blassere Corona. Die Natur der ersteren als wasserstoffhaltige und metallhaltige Eruptionen unterliegt keinem Zweifel mehr; die Spektralanalyse hat dieses Rätsel gelöst. Mit ihrer Hilfe beobachtet man die Protuberanzen jetzt bei Tage auch ohne Sonnenfinsternis. Anders die Corona, die als die weitere Sonnenatmosphäre etwa neun- bis zehnmal lichtschwächer als die Protuberanzen erscheint und bis jetzt nur bei totalen Sonnenfinsternissen beobachtet werden konnte. Für die Fixierung der Gestalt derselben hat sich die Photographie als ganz unschätzbar erwiesen. In der kurzen Zeit der Totalität vermag der Griffel des geschicktesten Zeichners den Umriß des Phänomens nicht sicher auf das Papier zu werfen: die Photographie zeichnet es in treuester Abbildung und zwar mit Hilfe der neuen hochempfindlichen Trockenplatten bei günstigen Umständen in weniger als einer Sekunde!

Aber noch wichtiger als die Gestalt ist das Spektrum der Corona. Dieses gewährt uns erst Aufschlüsse über die Natur jener rätselhaften Lichterscheinung. Wiederum aber trat hier die Photographie als wichtiges Beobachtungshilfsmittel ein; denn in der kurzen Zeit der Totalität ist es schwer, die etwa gesehenen Spektrallinien ihrer Lage nach zu bestimmen. Die Photographie ist aber jetzt im stande, alle Spektrallinien, selbst die gelben und roten, zu fixieren, seitdem es dem Verfasser gelungen ist, die photographischen Platten, welche wesentlich nur für blaues und violettes Licht empfindlich sind, auch für gelbes, rotes und grünes Licht empfindlich zu machen.* Freilich bedarf man zum Fixieren des lichtschwachen Spektrums der Corona einer bedeutend (bei mäßiger Länge des Spektrums etwa hundertmal) längeren Zeit als zur Fixierung ihrer Gestalt. Somit erfordert die photographische Beobachtung des Spektrums günstige Lichtverhältnisse und eine möglichst lange Dauer des Phänomens.

In höchstem Maße boten beides die in Sibirien liegenden von der Finsternis berührten Punkte. Die Totalitätszone, d. h. die Region, innerhalb welcher die Sonne vollständig verfinstert erschien, ging als ein cirka 15 geogr. Meilen breiter Strich von Deutschland über Wilna und Twer an der Moskau-Petersburger Bahn, Jurgewetz an der Wolga und Perm, nahe dem

* Siehe: Die Photographie farbiger Gegenstände. Berlin, Robert Oppenheim, 1886.

Ural, Tobolsk, Tomsk, Krasnojarsk, dem Baikalsee, nach Pirm in Nordchina und dann über Korea nach Japan. Hier trat die Finsternis erst nachmittags vier Uhr ein. Die denkbar günstigsten Beobachtungsbedingungen bot Transbaikalien, d. i. die Region zwischen dem Baikalsee und dem oberen Amur. Hier trat die Finsternis um die erste Stunde nachmittags ein und erreichte die Dauer von nahezu vier Minuten.

Aber jene Region war nur auf mühseligem, langwierigem und kostspieligem Wege erreichbar; deshalb beschränkte sich die Mehrzahl der Beobachter auf Aufsuchung leichter zugänglicher Stationen. Nach Sibirien gingen nur wenige, und diese nahmen in den erstgenannten Orten jenseit des Ural Station. Die große Mehrzahl der Beobachter verteilte sich auf der Linie zwischen Twer und Perm, wo Eisenbahnen und Dampfer (wie auf der Wolga und Kama) ein bequemeres Reisen ermöglichen.

Deutschland sandte eine Expedition nach Twer, die ausschließlich Okularbeobachtungen beabsichtigte. Ich schloß mich dem belgischen Astronomen Prof. Niesten und den Moskauer Astronomen Belopolski und Sternberg an, die gleich mir die photographische Fixierung des Phänomens erstrebten. Se. Excellenz der Herr Kultusminister v. Goßler, Herr Geheimerat Förster, Direktor der Königl. Sternwarte in Berlin, und der für astronomische Forschungen lebhaft interessierte Herr Direktor Dr. med. Richter in Pankow unterstützten mein Unternehmen in entgegenkommendster Weise mit Rat und That. So konnte ich mit dem 1. August meine Reise antreten. Mein Kollege Niesten aus Brüssel reiste mir voraus nach Moskau, um dort über die meteorologischen Verhältnisse an den verschiedenen Stationen Erkundigungen einzuziehen, und nach Konferenzen mit den dortigen Astronomen wurde Jurgewetz an der Wolga im Gouvernement Kostroma, welches mitten auf der Finsternislinie lag, als Beobachtungsstation bestimmt. Die Finsternis trat daselbst um 7 Uhr 10 Min. morgens ein, als die Sonne bereits eine Höhe von 20 Grad erreicht hatte, und dauerte die Totalität 2 Min. 27 Sek. Prof. Niesten und der Moskauer Astronom Sternberg faßten im voraus daselbst Posto und bereiteten den Nachfolgenden, d. i. dem Professor Belopolski von der Moskauer Sternwarte und mir, die Stätte.

So hatte ich Gelegenheit, in das Herz Rußlands einzudringen, Land und Volk, Sitten und Gebräuche daselbst kennen zu lernen, und zwar an Punkten, die von Reisenden sonst selten berührt werden.

Mit leichter Mühe gelangt jetzt der Reisende von Berlin aus nach den Hauptstädten des großen Zarenreichs: in sechsunddreißig Stunden erreicht er Petersburg, in zweiundsiebzig Stunden Moskau. Die Fahrt nach letztgenanntem Punkt könnte aber bequem auf achtundvierzig Stunden abgekürzt werden. Landschaftlich bieten die Eisenbahnrouten nicht viel. Ein wenig kultiviertes, zum großen Teil ebenes Flachland mit ausgedehnten, aber dürftigen Wäldern, dünn gesäeten, ärmlich erscheinenden Dörfern dehnt sich zu beiden Seiten der Bahn aus, und jeder Reisende begrüßt den Anblick der hochragenden goldenen Kirchenkuppeln von Moskau mit denselben Empfindungen wie der Seemann nach langer Fahrt den Anblick des Landes.

In Moskau befindet man sich wie in einer neuen Welt. Fremdartig erscheint trotz aller modernen Kostüme die Bevölkerung, noch fremdartiger die Architektur. Hier ist trotz aller europäischen Einflüsse das altrussische Wesen viel besser erhalten als in Petersburg. Wer Rußland kennen lernen will, muß nach Moskau gehen. Wie Paris der Typus ist für die meisten französischen Provinzialstädte, so ist Moskau der Typus für alle Städte Großrußlands.

Die Monatshefte haben bereits eine eingehende Beschreibung der berühmten russischen Hauptstadt mit Illustrationen gebracht (Bd. LVIII, S. 600). Ich kann darauf verweisen und mich auf die Erzählung meiner Beobachtungen und Erlebnisse jenseit Moskaus beschränken.

Am späten Abend verließ ich mit der Jaroslawlbahn die russische Metropole. Landschaftlich bietet die Strecke nicht mehr als die Warschau-Moskauer Bahn. Die interessantesten Punkte sind zumeist die Flußübergänge. An großartigen Strömen wetteifert Rußland mit Amerika; sie sind im Sommer die Hauptverkehrsadern des Landes. Das Eisenbahnsystem ist noch in der Entwickelung begriffen; doch fehlt es den jetzt im Betrieb befindlichen Eisenbahnen wenigstens in den höheren Wagenklassen nicht an Komfort und auf den meist einfachen Stationen nicht an einem erquickenden Getränk, wobei Thee in erster Linie steht, und an einem guten, schmackhaften Mahl.

Jaroslawl ist eine an der Wolga gelegene hervorragende Fabrikstadt von echt russischem Typus. Auf dem Bahnhof verstanden weder Beamte noch Kutscher und Kellner Deutsch oder Französisch. Der erste Gasthof des Ortes war stockrussisch; nur der Portier verstand deutsche Zahlworte, und hätte ich unter den Passagieren, welche in Jaroslawl landeten, nicht zufällig in der Person des Eisenbahnmaschinenmeisters Wiegel aus Halberstadt einen Deutschen getroffen, so wäre ich gewiß bei meinem Mangel an russischen Sprachkenntnissen in Verlegenheit gekommen.

Kathedrale Mariä Himmelfahrt in Jaroslawl.

Die Stadt macht einen günstigen Eindruck. Freundliche, breit angelegte, zum Teil mit Promenaden und Alleen gezierte Straßen geben dem Orte einen großstädtischen Anstrich. Dazu treten die zahlreichen Kirchen: er zählt deren siebenundsiebzig bei nur 30000 Einwohnern. Die älteste Kirche ist die an der Wolga auf hohem Plateau gelegene Kathedrale Mariä Himmelfahrt (siehe nachstehende Abbild.); ihre Gründung reicht zurück bis ins dreizehnte Jahrhundert, während Jaroslawl selbst um das Jahr 1000 entstanden ist und als Festung und Residenz der einst selbständigen Fürsten von Jaroslawl in der Geschichte Rußlands eine Rolle spielte. Im fünfzehnten Jahrhundert erst wurde das Fürstentum mit Moskau vereinigt und erlangte Ruf als Sammelplatz der Scharen, die 1612 bis 1615 von den Befreiern Rußlands vom Polenjoche, Minin und Posharski, mit Erfolg zum Kampfe aufgeboten wurden. Auch Marina, die Gemahlin des falschen Demetrius, lebte hier kurz vor dieser Zeit. Reste alter Festungswerke sind noch vorhanden; auffällig unter diesen sind zwei massige, breite, niedrige, viereckige, zinnengekrönte Verteidigungstürme.

Die Stadt liegt auf einem etwa dreißig Meter über der Wolga festungswallartig aufsteigenden flachen Plateau. Am Rande desselben liegt der erst in diesem Jahrhundert angelegte Wolschskaja-Quai, ein

Straße in Jaroslawl.

schöner, mit schattigen Bäumen gezierter Spaziergang, welcher eine prächtige Aussicht auf die stolze, siebenhundert Meter breite, mit Flößen und Schiffen reich belebte Wolga gewährt. (Siehe Abbild. S. 705.) Jenseits erkennt man eine aus Holzhäusern bestehende unansehnliche Vorstadt, hinter welcher sich das Land flach und monoton bis zum Horizont ausdehnt. Die Vorstadt ist Ausgangspunkt einer schmalspurigen eingleisigen Bahn nach dem 192 Werst (190 km) entfernten Wologda. Von dem Wolga-Ufer führen senkrecht in das Plateau geschnittene Hohlwege zur Stadt hinauf. Der Spazierweg am Rande des Plateaus überschreitet dieselben auf Brücken, die stadteinwärts freundliche Blicke darbieten. Die breiteste Aussicht zeigt aber das Plateau östlich an der Stelle, wo ein Nebenfluß, der Kotorosk, in die Wolga mündet. Das Thal der letzteren zeigt zahlreiche große Fabrikanlagen. Aber Jaroslawl ist nicht bloß eine Industriestadt, sondern auch eine Pflegestätte der Wissenschaft. Hier hat einer der vielen Demidows 1805 ein Rechtskollegium gegründet; dasselbe bildet den Abschluß des weit ausgedehnten Paradeplatzes, an welchem die hervorragendsten öffentlichen Gebäude der Stadt liegen. Der Platz trägt eine Säule zu Ehren des Gründers des Lyceums und eine Erinnerung an den Kampf gegen die Polen, bestehend aus holzklaftermäßig übereinander geschichteten Geschützen aus jener Zeit. Hier drängen sich nach der Flußseite hin eine ganze Reihe von Kirchen mit ihren seltsamen, an indische Terrassenbauten erinnernden Glockentürmen zusammen (siehe vorstehende Abbild.), ein echt russisches Architekturbild. Nahe dabei befindet sich ein mit einer hohen Zinnenmauer eingefaßtes, am Boulevard Strjäletzkaja gelegenes Kloster, Kasankloster genannt. In Rußland liegen sehr zahlreiche Klöster inmitten großer Städte.

Mein Aufenthalt in der Stadt gab mir Gelegenheit, die Bekanntschaft mehrerer Landsleute zu machen, die als Werkführer in Fabriken, Kleinhändler, Handwerker dort leben; sie bilden eine nicht sehr bemittelte Gemeinde, die sich ihren luthe-

rischen Prediger selbst hält. Von verschiedenen Seiten hörte ich daselbst bittere Klagen über die neuesten Maßnahmen der Regierung. Die Deutschen halten es für ihre heiligste Pflicht, ihren Kindern einen guten Schulunterricht angedeihen zu lassen; sie setzen daran ihre letzten Groschen. Desto schmerzlicher empfinden sie den neuen russischen Ukas, welcher, um dem in gebildeten Kreisen herrschenden Nihilismus zu steuern, die Bildung selbst beschränken will, indem er die Zulassung der Kinder zu den Gymnasien von dem Nachweis der Wohlhabenheit der Eltern abhängig macht. So sehen denn unsere unbemittelten Landsleute ihre Kinder jetzt der Unwissenheit verfallen. Daß Rußland sich selbst die schwersten Wunden schlägt, indem es das niedere Volk zur Barbarei verurteilt, leuchtet den Staatsmännern in Petersburg nicht ein.

Nach zwölfstündigem Aufenthalt trat ich meine Reise auf der Wolga nach Jurgewetz an.

Die Wolga ist der großartigste Strom Europas, er findet nur in Amerika seinesgleichen und bildet in der That ein Seitenstück zum Mississippi. Beide haben fast dieselbe schiffbare Stromlänge (beim Mississippi 3525 km, bei der Wolga 3300 km), beide weisen ferner großartige Nebenflüsse auf: dort der Ohio und der Missouri, hier die Oka und die Kama, welch letztere den natürlichen Wasserweg nach Sibirien bildet. Beide gleichen sich ferner in Breite und in Einförmigkeit der Landschaft. Um die Ähnlichkeit voll zu machen, hat man auf der Wolga auch Dampfboote amerikanischer Form mit flachem Schiffskörper, hochgebautem pavillonartigem Oberbau, Doppelschornstein und einfachem hinter dem Steuer liegendem Schaufelrad erbaut, so daß ich manchmal auf der Wolga an meine Fahrten auf dem Mississippi und Ohio erinnert wurde.

Nur in einem Punkte stechen beide Länder erheblich voneinander ab, das ist die äußere Erscheinung der Ortschaften. Freilich liebt man hier wie dort die Holzhäuser, die leicht zu errichten, im Sommer kühl und im Winter warm sind. Aber das amerikanische Holzhaus ist von einer bodenlosen Nüchternheit; es fehlt dem Yankee an Schönheitssinn. Der Russe besitzt denselben in ausgeprägtem Maße, er dekoriert. Die Fenster der Häuser zeigen Krönungen und reich profilierte Einfassungen, und nicht selten tritt dazu die belebende Farbe. Freilich gilt dies nur von den Häusern der Wohlhabenden und des Mittelstandes; die Behausungen des armen Volkes sehen wenig besser aus als Ställe. Die Straßen sind im denkbar schlechtesten Zustande und bilden bei Regenwetter wahre Moräste. Dies gilt nicht nur für Dörfer, sondern selbst für manche Wege der nächsten Umgebung Moskaus, selbst für die Villenvorstädte des Petrowskyparks.

Bestimmend für die äußere Erscheinung der russischen Städte sind aber die Kirchen mit ihrem quadratischen oder ein griechisches Kreuz imitierenden Unterbau, ihrer Hauptkuppel in der Mitte und ihren vier kleineren Nebenkuppeln. Trotz aller Bestrebungen, europäische Stile in Rußland heimisch zu machen, ist der russische Kirchenbau seiner ursprünglichen Anordnung treu geblieben, der Rokoko- und Zopfstil hat sich ihm anpassen müssen, ebenso die moderne Renaissance, wie z. B. in der Isaakskirche in Petersburg. Ich habe nur eine Kirche mit Langschiff im „europäischen Stil“ gesehen: die Kasankirche in Petersburg. Freier hat sich der Zopfstil in den von der Kirche getrennten Glockentürmen entwickelt (siehe das Panorama von Jurgewetz). Manche dieser zopfigen Türme erinnern stark an den Turm der katholischen Kirche in Dresden und kontrastieren auffallend mit den terrassenförmigen Glockentürmen russischen Stils (siehe Abbild. S. 709: Straße in Jaroslawl), die eher indischen Bauten gleichen.

Die Ufer der Wolga zeigen auf der vierundzwanzig Stunden langen Fahrt von Jaroslawl nach Jurgewetz einen ziemlich einförmigen Charakter. Das Süduser erhebt sich plateauartig, hier und da

unterbrochen durch Querthäler. Das Nordufer ist meist flach.

Über sechshundert Dampfer, die vier verschiedenen Gesellschaften gehören, verkehren auf dem Strome und seinen Nebenflüssen, der Oka und der Kama, außerdem eine noch viel größere Zahl von Lastschiffen und Flößen. Die Flußschiffe sind lange plumpe Kähne mit hochragendem Steuer, niedrigem Mast und einem gartenhausähnlichen Pavillon in der Mitte.

Der malerisch interessanteste Punkt auf der von mir befahrenen Wolgastrecke ist Kineschma. Er entsprach landschaftlich ungefähr den Havelufern in der Nähe Potsdams. Der bedeutendste Ort nächst Jaroslawl ist Kostroma. Er besitzt ebensoviel Einwohner wie Jaroslawl, steht diesem aber an Frömmigkeit erheblich nach; denn er zählt nur vierzig Kirchen. Daneben besitzt er ein Nonnenkloster, ein geistliches Seminar und ein Knaben- und Mädchengymnasium. Kurz vor Jurgewetz macht die von Jaroslawl im allgemeinen östlich fließende Wolga eine Wendung nach Süd, welche sie bis Nischnij Nowgorod beibehält. Jurgewetz selbst liegt am Fuße des das Südufer der Wolga begrenzenden Plateaus, auf einer niedrigen, etwa zehn Meter über den Fluß emporragenden Terrasse.

Smirnow, Pfarrer in Jurgewetz.

Der Ort besteht aus einer vier Kilometer langen, der Wolga parallelen Straße, deren zumeist einstöckige Häuser von den goldschimmernden, malerischen Kuppeln und Glockentürmen der russischen Kirchen und dem hinter der Stadt emporsteigenden, vielfach durch Querthäler unterbrochenen Plateau überragt werden und, von der Wolga aus betrachtet, einen freundlichen Anblick gewähren. Der südliche Teil des Ortes enthält mehrere namhafte Querstraßen und zieht sich zum Teil in die

Querthäler hinein. Prächtig ist die Aussicht auf die Stadt und Umgebung von dem Hochplateau (siehe das Panorama von Jurgewetz) hinter derselben. Über die Kirchen und Hausfirsten hinweg überschaut man die meilenweit ausgedehnte stolze Wolga mit ihren breiten Inseln, das jenseitige flache Ufer mit seinen Wäldern, seinen Wiesen und spärlichen Dörfern. Auffällig heben sich die weißen Bauten des jenseit des Flusses liegenden Klosters „zu den schiefen Wassern“ aus der Umgebung heraus.

In Jurgewetz fand ich meine vorausgereisten Kollegen bereits in Vorbereitungen zur Aufstellung ihrer Instrumente begriffen. Die Regierung war uns gastfreundlich entgegengekommen und hatte uns ein infolge der Ferien leerstehendes Schulhaus als Quartier eingeräumt, wo wir überflüssig Platz für uns und unsere Instrumente fanden und von des Schuldieners Frau auf das beste bewirtet wurden. Eine im Orte befindliche deutsche Brauerei lieferte uns einen sehr trinkbaren Stoff, so daß wir alle Ursache hatten zufrieden zu sein.

Mit unserer Aufwartung war der freundliche Pfarrer des Ortes, Swortzow, betraut, der jeden Tag bei uns vorsprach, sich nach unseren Wünschen erkundigte und alles that, was er uns nur an den Augen absehen konnte. Der Mann hatte ein einnehmendes Gesicht von mehr deutschem als russischem Typus, ein gewinnendes Wesen, und trug wie alle russischen Popen einen langen violetten Talar und ein goldenes Kreuz auf der Brust (Abbild. S. 711). In seiner Gesellschaft unternahmen wir eine Fahrt nach dem Jurgewetz gegenüber liegenden, bereits erwähnten Kloster zu den schiefen Wassern. Dieser Name hat seine Berechtigung insofern, als der Besucher des Klosters nach Passierung der Wolga noch verschiedene zwischen dem Strome und dem Kloster sich befindende Wasserlachen, Reste der alljährlichen großen Frühjahrsüberschwemmungen der Wolga, umgehen muß, ehe er zu seinem Ziele gelangt. Dank unserem geistlichen Führer, fanden wir in dem Kloster, das aus einem vierseitigen, einen großen Hof umschließenden, die Wohnungen der Mönche (Abbild. S. 716) enthaltenden Gebäudekomplex besteht, die freundlichste Aufnahme. Innerhalb des großen Hofgevierts besitzt das Kloster mehrere dem Gottesdienst gewidmete, architektonisch nicht sonderlich interessante Gebäude, von denen das prominenteste der Dom ist (s. vorstehende Abbild.). Hier befindet sich an einem Pfeiler im Innern des Gotteshauses das wunderthätige Heiligenbild, das jährlich Hunderttausende von Besuchern hierherzieht. Der Igumen (Prior) des Klosters (Abbild. S. 713)

Dom des Klosters bei Jurgewetz.

geleitete uns selbst nach dem Heiligtum und fiel mit unserem Begleiter, dem Pfarrer von Jurgewetz, auf die Knie nieder, mit seiner Stirn den Boden berührend, dann küßte er das Glas, welches das Heiligenbild einfaßt, in der Handgegend der durch hundertjährige Nachdunkelung unkenntlich gewordenen Madonna.

Das reproduzierte Heiligenbild (Abbild. S. 714) kann als Typus russischer Bilder seiner Art gelten. Gewand, Glorienschein ꝛc. sind aus Goldblech oder stark vergoldetem Blech geschlagen; Gesichter, Haare, Hände und Füße sind gemalt und durch Öffnungen sichtbar, welche ziemlich roh in das Blech geschnitten sind.

Auf Wunsch des Igumen habe ich außer seiner höchsteigenen Person auch das Heiligenbild und die Ikonostase (Altarwand) der Kirche aufgenommen (Abbild. S. 715). Diese Wand teilt die russische Kirche in einer mit der Architektur der Kirche durchaus nicht im Einklang stehenden Weise in zwei sehr ungleiche Teile. In der Mitte der Wand befindet sich eine sehr reich verzierte Thür, die nur bei feierlichen Gelegenheiten geöffnet wird, um einen Blick in das Innere zu gestatten. Altarwand und Thür sind gewöhnlich überreich vergoldet und mit Heiligenbildern geziert. Frauen dürfen den hinter der Ikonostase gelegenen Raum nicht betreten. Im Inneren befindet sich zumeist eine Darstellung des siebenarmigen Leuchters Salomonis oder des Abendmahls oder ein Evangelarium auf hohem Pulte.

Der Prior des Klosters, der zwei prächtige, mit Diamanten und Smaragden gezierte Kreuze auf der Brust trug, verfehlte nicht, Gastfreundschaft an uns zu üben. Er regalierte uns mit Früchten, Honig, Thee und Fisch. Fleischspeisen gab es der Fastenzeit wegen nicht, wohl aber Schnaps; letzteren hatte ich in einem Kloster nicht erwartet. Bei dieser Gelegenheit lernte ich auch die Privatwohnung des Priors kennen; sie erschien im Vergleich zu von mir früher gesehenen Abtwohnungen italienischer Klöster sehr einfach bürgerlich, nicht unähnlich der „guten Stube“ unserer Altvordern.

Die beiden dienenden Brüder des Klosters, welche uns bei dieser Gelegenheit aufwarteten, erregten durch ihre Physiognomien mein Interesse in solchem Grade,

Igumen (Prior) des Klosters bei Jurgewetz.

daß ich auch ihnen eine Platte widmete (Abbild. S. 716). Der rechts stehende zeigt den Großrussentypus, der andere

verrät eher südrussische Abstammung. Kein anderes Land der Welt weist eine solche bunte Völkerkarte auf wie Rußland. Unterscheidet man doch an vierzig verschiedene Nationalitäten. Die herrschende, die Großrussen, hatte ich in Jurgewetz reichlich zu studieren Gelegenheit. Zwei Physiognomien habe ich als Beispiel herausgegriffen: einen Invaliden (Abbild. S. 717) und einen Jurgewetzer Bürger (Abbild. S. 717). Beide Bilder verdanke ich dem in Jurgewetz eingesessenen Lichtkünstler. Schön ist der Menschenschlag eben nicht; aber die aus demselben hervorgegangenen hervorragenden Gelehrten, Künstler, Industriellen, Militärs und Politiker beweisen, daß sie (wenn nicht im ganzen, so doch in einzelnen befähigten Individuen) der höchsten Kulturentwickelung fähig sind.

Der Tag der Finsternis nahte heran. Wir sahen ihm nicht mit großen Hoffnungen entgegen, denn das Wetter trug seit Wochen den Generalcharakter Veränderlich und behielt denselben bis über den Finsternistag hinaus hartnäckig bei. Regenwolken jagten täglich über das Firmament. Hier und da blitzte die Sonne durch. Das Barometer hielt sich beharrlich in der Höhe von 750 mm, und am Abend vor der Finsternis, wo der freundliche Pfarrer nicht verfehlte, uns und unser Werk zu segnen, fiel es sogar um drei Millimeter. Da war nicht viel zu hoffen.

Am nächsten Morgen erkannten wir zwei Wolkenschichten am Himmel, eine lockere, ziemlich stillstehende obere und eine dichtere, sich rasch von Süd nach Nord bewegende untere, durch welche die Son-

Wunderthätiges Heiligenbild des Klosters bei Jurgewetz.

Ikonostase im Dom des Klosters zu Jurgewetz mit dem wunderthätigen Heiligenbilde am rechten Pfeiler.

nenscheibe zeitweise sichtbar wurde. Die Verfinsterung begann; der unsichtbare Mond trat in die Sonne ein, die Scheibe in eine Sichel verwandelnd, die immer schmäler und schmäler wurde (Abbild. S. 718). Inzwischen hatten wir alles auf das beste vorbereitet. Acht Kameras, zwei Spektrographen (photographische Spektralapparate) und drei Fernröhre waren von unserer Seite auf die Sonne gerichtet. Unsere Abbild. S. 719 giebt eine treue Darstellung unseres improvisierten, nur dürftig vor Regen geschützten Observatoriums in Jurgewetz. Zur Linken bemerkt man das „parallaktisch montierte" Fernrohr mit der auf derselben Achse mit dem Rohre befestigten vierfachen photographischen Kamera, daneben die Moskauer Astronomen Sternberg und Belopolski. In der Mitte erkennt man im Hintergrunde den Beobachtungsapparat des Verfassers, bestehend aus Heliostaten, Fernrohr und Spektrographen, zur Rechten den belgischen Astronomen Niesten und den Professor Tscherbakoff aus Nischnij Nowgorod neben den Niestenschen Instrumenten: Fernrohr und vierfacher Kamera. Im Vordergrunde steht ein einfacher Theodolit zur Positionsbestimmung. Außer den Genannten hatten sich zahlreiche nichtoffizielle Beobachter an unserem improvisierten, aus Bretterhütten bestehenden Observatorium eingestellt; in erster Linie die Ortseinwohner, welche neugierig bald die Sonne, bald uns und unsere Instrumente musterten. Zur Abhaltung dieser Zaungäste war unser Beobachtungsraum mit Brettern abgeschlagen. Ferner war ein Pikett Soldaten zu unserem Schutze aufgestellt. Außer den Eingeborenen von Jurgewetz hatten sich aber noch zahlreiche Extrazügler eingefunden, die auf vier Dampfern aus Nischnij Nowgorod und anderen Gegenden herbeigeeilt waren, um im Mittelpunkte der Finsternislinie die Erscheinung zu beobachten. Inzwischen wurde die Sonnensichel immer schmäler und schmäler, sie zog sich schließlich zu einer kurzen Linie zusammen, um dann plötzlich zu erlöschen: ein fast unheimlicher Moment. An Stelle des hellleuchtenden Tagesgestirns zeigte sich ein fremdartiger,

ungewohnter Anblick, eine schwarze Scheibe am Himmel, umgeben von dem blassen Glorienschein der Corona (Abbild. S. 720), die trotz der trübenden Wolkenschichten deutlich zu erkennen war. Außerdem erkannte man die schwach rosafarbigen, dicht an der Sonnenscheibe heller leuchtenden Punkte der Protuberanzen. Wir waren inzwischen mit photographischen Apparaten eifrigst beschäftigt, so gering auch bei der Trübung der Erscheinung durch Wolken, deren Undurchsichtigkeit gegen Ende der Totalität immer mehr zunahm, die Hoffnung auf das Gelingen unserer Aufnahmen war. Nach zwei Minuten siebenundzwanzig Sekunden brach das Licht wieder hervor. Die uns umgebende Menge, welche beim Erlöschen desselben plötzlich verstummt war und ehrfurchtsvoll Kreuze geschlagen hatte, wurde wieder munter und gesprächig, und neugierig drängten sich die zahlreichen Extrazügler zu unseren Instrumenten, um zu erfahren, was wir geleistet hatten. Bei dieser Gelegenheit machten wir die Bekanntschaft des Amateur-Astronomen Demidoff und des intelligenten Photographen Karelin aus Nischnij Nowgorod, die mit bestem Erfolg (soweit es das Wetter zuließ) sich an den Beobachtungen beteiligt hatten und uns auf das freundlichste nach Nischnij einluden. Doch nicht von allen Seiten wurde der Sonnenfinsternis das gleiche Interesse entgegengebracht. Der herrschende Aberglaube machte sich auch hier geltend. Unser würdiger Pfarrer hatte zwar das Seinige zur Aufklärung des Volkes, welches der Erscheinung keineswegs vertrauensvoll entgegengesehen hatte, beigetragen. Dennoch waren viele unter seiner Gemeinde, welche mit dem Phänomen den Weltuntergang erwartet und vorsorglich das Abendmahl genommen hatten. Andere sahen dem Treiben der Astronomen mit besonderem Mißtrauen zu und glaubten, daß diese die Erscheinung verschuldeten. Solche Thoren gab es in ganz Rußland, obgleich die russische Regierung Gelehrte veranlaßt hatte, populäre Schriftchen über die Sonnenfinsternis herauszugeben, welche für wenige Kopeken in Moskau auf der Straße von fliegenden Buchhändlern feilgeboten wurden. In einer Moskauer Restauration wurde einem Russen solches Büchlein feilgeboten. Unwillig rief er aus: „Was soll das? Sonnenfinsternis? Daran sind gewiß die verdammten Deutschen schuld.“

Mönche im Kloster bei Jurgewetz.

Alles Schlimme oder doch vermeintlich Schlimme wird von der Partei Katkows in Rußland in neuerer Zeit den

Deutschen oder speciell Bismarck schuld gegeben.

Wenige Stunden nach dem Abschluß

Russischer Invalide aus Jurgewetz.

der Finsternis verließen die zahlreichen Fluggäste Jurgewetz wieder; der Ort wurde so einsam wie zuvor, und auch wir rüsteten uns rasch zur Abreise. Unser Gepäck expedierten wir westwärts nach „Europa" hin, wie man in Rußland sagt, und wir selbst vertrauten uns abermals dem Dampfer an, um, der Einladung unserer neu gewonnenen Freunde folgend, nach Nischnij Nowgorod zu fahren, wo eben die große Jahresmesse stattfand, auf welcher sich alle Nationen des europäischen und asiatischen Rußlands Stelldichein geben.

Die Fahrt von Jurgewetz nach Nischnij per Dampfer dauerte nur acht Stunden. Schon von weitem macht sich die auf einem hoch über den Fluß hervorragenden Tafelberge gelegene Stadt kenntlich. Ihr Anblick imponiert um so mehr, als man solche Bodenerhebungen in Rußland nicht zu sehen gewohnt ist. Die Höhe, der Fuß und die Abhänge des breit hingestreckten Berges sind mit zahlreichen alten und modernen, heiligen und profanen Bauten geziert. Magazine, Werften, Handelshäuser drängen sich in dem schmalen Raum zwischen dem Berge und der Wolga zusammen, und zur Rechten erblickt man die Mündung der an Breite der Wolga gleichkommenden Oka, welche das Plateau von Nischnij an der Ostseite umfaßt. An der Mündungsstelle breitet sich die Wolga seeartig aus. Hunderte von Dampfern, Seglern und Flößen ankern in deren Mitte. Im grellen Kontrast zu dem Hochufer von Nischnij bilden die jenseitigen Gestade der Wolga endlose ebene Flächen. Jenseit der Oka, tief in der Ebene liegt die berühmte Meßstadt, welche nur für die acht Wochen des Jahres von Mitte Juli bis Mitte September bewohnt ist und Raum bietet für die dreimalhunderttausend Meßfremden, die hier zusammenströmen (siehe das Panorama von Nischnij Nowgorod). — In größter Regelmäßigkeit sind in jener Meßstadt die sich rechtwinklig durchkreuzenden Straßen angelegt; für Wasserleitung, Kanalisation und Feuerwehr ist Vorsorge getroffen und ebensowenig fehlt es an Gotteshäusern. Haben doch die Kaufleute der Messe durch freiwillige Spenden mehrere Millionen aufgebracht, um die Meßkathedrale (in dem Bilde zur Linken

Russe aus Jurgewetz.

erkennbar) zu erbauen, die hoch über alle die Meßgebäude hervorragt und mit ihrer ausnahmsweise nicht in Gold schimmern-

Der Finsternismorgen in Jurgewetz.

den, sondern trefflich in Holz geschnitzten Ikonostase auch im Inneren einen imponierenden Eindruck macht. Es ist aber in der Meßstadt dafür gesorgt, daß jeder nach seiner Façon selig werden kann; sie besitzt neben der russischen Kirche auch eine sehr unansehnliche Moschee und eine armenische Kirche, außerdem verschiedene kleine Kapellen. Neben diesen Bauten zur Stillung der geistigen finden sich noch viel mehr zur Stillung der leiblichen Bedürfnisse: großartige Gasthöfe im europäischen Stil, Restaurants (sogenannte Traktirs), Schnapsbuden, Theehäuser 2c., daneben alle nur denkbaren Anstalten zur Erlustigung: Tierbuden, Cirkus, Seiltänzerbuden, Tingeltangel und Singspielhallen, wo Sängerinnen mit zweifelhafter Stimme und noch zweifelhafterem Wesen, allen Nationen Europas entstammend, sich zum besten geben.

Zwischen diesen Mittelpunkten der allgemeinen Aufmerksamkeit dehnen sich die Magazine aus, oft ganze Straßenblöcke einnehmend. Hier eine Gasse von Porzellanlagern (Rußland hat im Gouvernement Twer großartig entwickelte Porzellanfabriken), dort eine Gasse mit Hunderten großer und kleiner Glocken, an welchen im Zarenreiche ein ungeheurer Bedarf ist; daneben wieder Pelzlager, in welchen sich das Kostbarste findet, was Sibirien und die Polargegenden liefern; weiterhin ein Lager persischer Teppiche, feilgeboten von den schwarzäugigen, habichtnasigen, gelbfarbigen, in lange schwarze Kaftans gekleideten, mit Lammfellmützen bedeckten Persern; ferner Bazare, in denen allerlei Industriegegenstände Ostasiens en detail ausgeboten werden und wo der Fremde reichlich Gelegenheit hat, übervorteilt zu werden; denn nur durch tüchtiges Feilschen erzielt man angemessene Preise. Inmitten dieses Allerlei drängen sich die Völker Ostrußlands: die Tataren im grauen Kaftan mit Barett gleich unseren Studentenkappen, die Turkmenen, durch Talar und Turban an den Inder erinnernd, die Tscherkessen, Armenier und endlich die zum Schutze des Jahrmarktes aufgebotenen Kosaken, die physiognomisch einen günstigeren Eindruck machen als die

Großrussen. Nur die Chinesen, Ostindier und andere Nationen des fernen Ostasiens fehlen. So bildet diese Messe (der Russe benennt sie mit dem deutschen Worte Jahrmarkt) eine Sehenswürdigkeit, wie sie kein anderer Ort der Welt darbietet.

Aber ebenso interessant wie jene Messe ist die alte Stadt Nischnij Nowgorod selbst; sie war bereits um 1300 ein vorgeschobener Posten der Moskowiter zum Schutz gegen die Bulgaren, Tataren und Mordwinen; sie erlebte wiederholte Belagerungen der Tataren und Mongolen. Wie Moskau weist auch diese Stadt aus jener Zeit einen Kreml (zu deutsch: Festung) auf, den im sechzehnten Jahrhundert Wassili IV. errichtete. Die Mauern desselben ziehen sich noch heute in weitem Umfange um den Berg (siehe das Panorama von Nischnij Nowgorod) und umgrenzen die Hauptregierungsgebäude der Gouvernementsstadt. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, 1612, ging von Nischnij Nowgorod aus durch den Fleischer Minin der Aufruf an das Land zur Befreiung vom Polenjoche, der in der That mit Vertreibung der Polen endete. Eine Säule auf der Höhe des Kreml, von welcher aus das Panorama aufgenommen wurde, ist zum Andenken an jene patriotische That errichtet.

Heute bilden die einst Rußland feindlich bedrängenden Tataren dessen friedliche Unterthanen, sie machen von Nischnij an ostwärts neben den Wolga-Finnen die Hauptbevölkerung des europäischen Rußlands aus und sind durch ihre Ehrlichkeit, Nüchternheit und Pflichttreue dort hochgeschätzt. Die meisten Kellner in Petersburg sind Tataren, deren mongolische Physiognomie zu dem modernen Frack nicht recht passen will.

Die Tataren Rußlands sind Mohammedaner; sie genießen volle Religionsfreiheit; man erlaubt ihnen sogar die Polygamie.

Die Physiognomie der Stadt erinnert an Moskau. Weniger großartig wie dieses (denn die Stadt hat nur 60000 Einwohner), zeugen ihre zahlreichen modernen Bauten, ihre Droschken von Reichtum und

Die Sonnenfinsternisbeobachter in Jurjewez bei ihren Instrumenten.

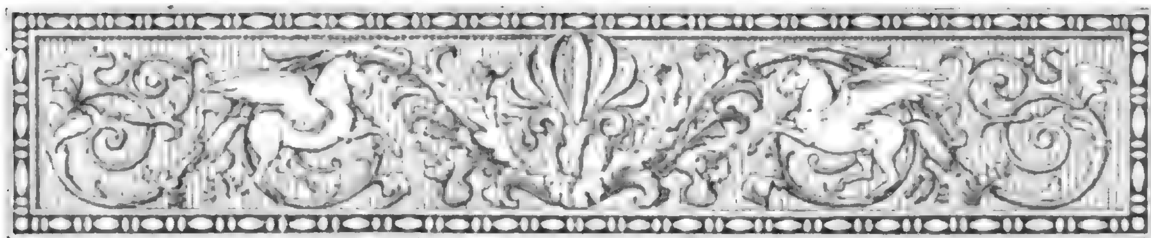
Wohlstand. Sie ist nicht allein als Handelsplatz, sondern auch als Fabrikstadt hochbedeutend. Die Konfiguration des Bodens, das Bergauf, Bergab der Straßen giebt ihr einen ganz besonderen Reiz. Unseren Aufenthalt dehnten wir länger aus, als ursprünglich beabsichtigt war, um so mehr, als uns unser freundlicher Wirt, der Photograph Karelin, Gelegenheit bot, in seiner Anstalt photographische Versuche zu machen und einige der Sonnenfinsternisaufnahmen zu entwickeln.*

In Nischnij Nowgorod erfuhren wir noch Ausführlicheres über das Schicksal der übrigen Sonnenfinsternis-Expeditionen, welche in Rußland Station genommen hatten. Leider hörten wir fast nur Hiobsposten. Die meisten Beobachter hatten infolge der Wetterungunst gar nichts gesehen. Nur die sibirischen Stationen meldeten guten Erfolg. Wir waren unter allen im europäischen Rußland stationierten Beobachtern noch am glücklichsten gewesen.

Die totale Sonnenfinsternis in Jurgewetz.

Die Bergstadt Nischnij kommuniziert mit der Unterstadt durch mehrere Schluchten, in denen sich die Straßen langsam in Windungen herniedersenken. Von den Rändern dieser Schluchten wie von den Rändern des Hochplateaus hat man hochmalerische Blicke über Kirchen, Klöster und altertümliche Reste von Festungsbauten hinweg auf die stolze schiffbelebte Wolga, auf die Straßen in der Tiefe und auf das weite, weite Land in der Ferne. Breite Sandbänke treten aus der Wolga heraus, und ebensolche Sandfelder, Reste der alljährlichen Frühjahrs-Überschwemmungen, bedecken als helle Flächen das jenseitige grüne Ufer, alle Fruchtbarkeit vernichtend. Wohl ließ ich meine Blicke von der Höhe des am Abhang angelegten Stadtparks Atkos sehnsüchtig nach dem fernen Osten schweifen, mit dem Wunsche, denselben zu bereisen. Aber andere Pflichten riefen mich westwärts. Nischnij war der östlichste Punkt, den ich auf meiner Sonnenfinsternisreise erreichte.

* Die Mehrzahl der in Jurgewetz aufgenommenen Platten sind erst später, teils in Moskau, teils in Brüssel fertig gemacht worden; ihre Publikation steht noch bevor. Das oben genannte Finsternisbild ist Kopie einer der bestgelungenen Platten, die zuerst von Herrn Karelin entwickelt wurden. Infolge der Trübung durch Wolken hat die Corona in dem Bilde keine große Ausdehnung. Auf sibirischen Stationen, wo man Aufnahmen bei völlig heiterem Himmel gemacht hat, sah man dieselbe etwa doppelt so breit als im vorliegenden Bilde. Eine Aufnahme des Spektrums der Corona gelang nicht; sie erforderte, wie schon oben bemerkt wurde, bei günstigem Wetter eine hundertmal so lange Belichtungszeit als die Aufnahme der Corona als Bild. Bei den in Jurgewetz vorliegenden atmosphärischen Verhältnissen war ein Erfolg der Spektralaufnahme nicht zu erwarten.



Ernst von Wildenbruch.

Eine litterarische Studie

von

Ernst Wechsler.

Für den Litterarhistoriker, der das Ideal seiner Thätigkeit darin sucht, die Dichter klar und übersichtlich zu klassifizieren und rubrizieren, wird eine Erscheinung wie die Wildenbruchs ein Gegenstand der Verlegenheit sein; aber auch dem Forscher, der tiefer ins Gewebe der Litteratur blickt und diese in ihrer Entwickelung stets im engsten Zusammenhang mit sämtlichen Erscheinungsformen des Lebens verfolgt, wird Wildenbruchs Schaffen und seine Erfolge ein auf großen Widersprüchen mit unserer Zeit beruhendes interessantes Problem bilden, dessen Erklärung allerdings keine schwierige ist. Es braucht hier nicht eigens betont zu werden, in welchem Gärungsprozesse sich die moderne Litteratur befindet und daß man vorderhand gar nicht bestimmen kann, wann eigentlich sie eine feste Gestaltung gewinnen wird, um so weniger, als auch die politischen, kulturellen und socialen Verhältnisse der Alten Welt großen Umwälzungen entgegeneilen. Wie sehr unter der zersplitternden Hast und dem problematischen Charakter unserer Übergangszeit gerade die deutsche Litteratur zu leiden hat, spürt man am besten, wenn man sich vergegenwärtigt, in wie viele einander hart befehdende und sich durchkreuzende Richtungen dieselbe zerfallen ist.

Die hervorragendsten Begründer des neuzeitlichen Realismus, Emil Zola, der Verfasser der „Nana“, Henrik Ibsen, der Schöpfer der „Gespenster“, Dostojewski, der Dichter des „Raskolnikow“, haben arge Verwirrungen bei uns angerichtet, und nur wenige deutsche Schriftsteller giebt es, die sich in vorteilhafter Weise von diesem gewaltigen und unterjochenden Dichtertriumvirat befruchten ließen, indem sie die realistische Kunst des Franzosen, Norwegers und Russen dem deutschen Charakter und dem deutschen Sprachgenius gemäß anzuwenden versuchten. Diese drei Autoren haben das litterarische Deutschland in zwei feindliche Heerlager geteilt: das sogenannte idealistische und das realistische. Wie dieser Krieg mit seinen zahlreichen unnützen Scharmützeln enden wird, ist eben noch unbestimmt; aber charakteristisch und bedeutsam bleibt es, daß selbst bewährte, anerkannte Autoren dem modernen Realismus Konzessionen machen, und in welchem Zusammenhang auch Ernst von Wildenbruch mit jenen Realisten steht, die man im Gegensatz zu unzähligen unreifen Nachahmern der drei Ausländer ernst nehmen muß, werden wir später unten sehen.

Das Publikum weiß zum überwiegendsten Teile noch nichts von diesen geistigen Gefechten und huldigt nach wie vor solchen Schriftstellern, die seinem Geschmack und seinen Bedürfnissen am besten entsprechen. Und jene Schriftsteller sind in ihrer Anlage sehr verschieden von der Individualität

Wildenbruchs — weshalb ist dieser Poet dennoch der erfolgreichste von all seinen Brüdern in Apoll, die in den letzten Jahren auftraten? Bevor ich diese Frage zu beantworten versuche, sei es mir gestattet, das wirre Bild unserer Litteratur, soweit es eben geht, noch näher zu beleuchten.

Weibliche Autoren, teils auf den Bahnen der Mühlbach, teils auf denen der Marlitt wandelnd, versorgen hauptsächlich den Büchermarkt und die Leihbibliotheken mit dem gewöhnlichsten Lesefutter; auch die Spalten der Tageszeitungen und Familienjournale nehmen sie in bedenklichem Maße in Beschlag. Die Produktion höheren Stils besteht hauptsächlich aus der Salonnovelle und dem Salonroman, in denen Heyse und Storm bei dem gebildeten Publikum große Erfolge erzielt haben; dieser Art von Produktion steht die Kneipliederpoesie und das mittelaltertümelnde Minneepos gegenüber, wie sie von Baumbach, Scheffel und Wolff gepflegt wurden. Hat die Salon- und Schänkenpoesie auch ihre großen Vorzüge, indem ihr ein gemütlicher und geselliger Zug einerseits (Baumbach, Scheffel), psychologische Vertiefung, Schönheit der Sprache (Storm, Heyse) andererseits, ferner ein opernhaft-phantastisches, malerisch-farbenreiches Wesen (Wolff) zuzusprechen sind, so fehlen ihr aber gewisse Eigenschaften, wie das Gigantische, das Innere der Seele orkanisch Aufwühlende, die wichtige Bestandteile dauernder und epochemachender Leistungen bilden. Im Banne Baumbachs, Scheffels und Wolffs befindet sich also der größte Teil der Lesewelt, und nur die Gruppe der archaisierenden Romanschriftsteller, wie Ebers, Dahn und in letzterer Zeit auch Eckstein, kann sich rühmen, in ihren Erfolgen mit jenen wetteifern zu können. Noch deutlicher zeigt sich die Abneigung des Publikums gegen das Erhabene und Gewaltige und seine Vorliebe für das Liebenswürdigere und Harmlosere, wenn wir die dramatische Litteratur ins Auge fassen. Die Posse und Operette beherrschen vor allem die Bühne; hernach kommt das Schauspiel und Lustspiel. Daß die Ausländer von den Theaterdirektoren stets bevorzugt werden, ist eine traurige Thatsache, aber sie geht uns hier weiter nichts an, da wir nur von den deutschen Bühnendichtern sprechen wollen, die sich einen Platz im Repertoire erobert haben. Das moderne deutsche Lustspiel ist mit ganz geringen Ausnahmen über Kotzebue beinahe um gar nichts hinausgekommen, und das Schauspiel krankt an ewiger Nachahmung der Franzosen. Die Klassiker werden in bedenklicher Weise zurückgedrängt; die feineren Dramatiker, wie Wilbrandt, Nissel, haben den schwersten Stand, sich behaupten zu können; das Publikum will nun einmal im Theater sich nicht erschüttern, sondern nur unterhalten lassen, und die Bühnenleiter müssen sich eben danach richten. Wir sehen also, daß die Klagen: ernste, tiefere Schöpfungen finden keine oder nicht die gebührende Aufnahme, insofern berechtigt sind, als die Modedichter vollständig die Aufmerksamkeit des Publikums für sich in Anspruch nehmen und die heutigen Zeiten auch gar nicht danach angethan sind, um mit Hingabe, Sammlung sich in eine schwere künstlerische Hervorbringung zu versenken, wie es nötig ist und wie es auch in früheren, politisch nicht so bewegten Zeiten der Fall war.

Da trat vor wenigen Jahren ein Dichter auf, der die Herzen wie im Sturm dahinriß, von der Bühne herab das Publikum mächtig erschütterte und den Leuten wieder Geschmack an einem dichterischen Genre einflößte, dessen Nennung allein früher Hohn und Spott erweckte: Wildenbruch hat die historische Jambentragödie wieder zu Ehren gebracht, und alle die unzähligen Verkannten, die mit ihren historischen Jambendramen für das Publikum ein Gegenstand des Mitleids, für deren persönliche Bekanntschaft das Ziel grausamster Witze wurden, können sich von nun an auf ihr leuchtendes Vorbild berufen und mit größerer Siegeshoffnung der Stunde des eigenen Erfolges entgegenharren.

Bedeutet die Bewunderung, welche Wildenbruch gefunden, einen Rückfall, eine rätselhafte Laune des gegenwärtigen Geschmacks, oder war es ein tieferes Bedürfnis der Zeit, wieder einen Schiller zu haben, den man jubelnd angesichts der modernen Kotzebues als den „Nationaldichter“ verehrt? Wenn das letztere wirklich der Fall ist, dann muß Wildenbruch dichterische Qualitäten besitzen, die ihn auf das schärfste von den vielen zeitgenössischen historischen Dramatikern unterscheiden, welche mit ihm nach dem ersehnten Lorbeer ringen, aber mehr oder weniger alle unbeachtet geblieben sind. Wildenbruch reiht sich für den ersten Anschein jenen edelstrebenden und idealschaffenden Dichtern an, die dem Stoffe nach im Sinne der Klassiker und der Antike als „Epigonen“ oder der strengen vollendeten Form nach als „Plateniden“ auftreten, von der Kritik sehr geschätzt, vom Publikum aber nur wenig gelesen werden, und das kommt wohl daher, daß diese Dichter einen gewichtigen Punkt für ihr Streben übersehen und gar keine Fühlung mit der Gegenwart gewinnen. Sie blicken zu den Wolken auf und vergessen des Lebens, das um sie flutet und brandet. Beruht doch das Geheimnis des Erfolges unserer Modedichter, die ja oft einer bereits verflossenen litterarischen Richtung angehören, auf dem maßgebenden Umstand, daß sie alles, was sie behandeln, sei es ein historischer oder romantischer Vorwurf, in eine gewisse Beziehung zur Gegenwart bringen, Fremdartiges uns anmutig und traulich gestalten, uns nie gewaltsam aus dem Ideen- und Interessenkreis, der uns beherrscht, in eine andere gleichgültige Welt drängen wollen, daß sie uns bei allen ihren dichterischen Maskenfesten und geheimnisreichen Ausflügen in entfernte und verschollene Gegenden als Deutsche getreulich zur Seite bleiben.

Ernst v. Wildenbruch ist gerade durch ein antiquiertes und oft genug lächerlich gemachtes Genre in die Mode gekommen, das Publikum läßt sich von ihm völlig in vergangene Jahrhunderte versetzen, es lauscht sogar freudig dem Vers, von dem es so wenig wissen will; aber es ist weder Zufall, noch Schicksalslaune, daß die Jambendramen Wildenbruchs begeisterten Wiederhall fanden, und der Grund dieser Erfolge ist derselbe, weshalb Scheffel, Wolff u. s. w. zu Lieblingsdichtern des Volkes wurden: Wildenbruch ist vor allem ein **moderner** Dichter, er hat es verstanden, der historischen Jambentragödie ein modernes Gepräge zu leihen, und dazu kommt, daß Wildenbruch eine durch und durch germanisch-kraftvolle Natur ist, die ihn aus dem Trosse seiner Mitstrebenden weithin sichtbar emporhebt. Wildenbruch bildet ein wohlthuendes Beispiel, daß das Volk sich echten Dichtererscheinungen gegenüber nicht verschließt und sich trotz der zerrissenen, schweren Verhältnisse gern einem Dichter hingiebt, mit dem es sich innig verwandt fühlt. Glühende Vaterlandsliebe, schwärmerische Begeisterung für das Herrscherhaus, ein lodernder Freiheitsdrang, dem er mit eines Schiller würdigen Worten stets und stets Ausdruck giebt, sind die Pole seiner Dichtungen, und diese Eigenschaften haben ihm namentlich die Liebe der Studentenschaft errungen; wie Scheffel der Poet der deutschen studierenden Jugend bei ihren fröhlichen Trinkgelagen ist, so kann man Wildenbruch in gewissem Sinne als den Scheffel der Bühne bezeichnen. Seine patriotische Gesinnung allein würde ihm indessen nicht die bevorzugte Stellung unter den deutschen Dramatikern bewirken. Wildenbruchs Stücke behandeln die schwersten und gewaltigsten historischen Konflikte mit einer Bühnenroutine, über welche kein zweiter lebender Dichter in demselben Maße gebietet. Wildenbruch gilt als der moderne dramatische Dichter kat exochen, er hat gewissermaßen das Erbteil Kleists angetreten; dessen Träume von Dichterruhm und Landesfreiheit, die ihn Tag und Nacht verfolgten, sind für Wildenbruch in Erfüllung gegangen; Wildenbruch genießt und erlebt das, wonach der unglückliche Kleist sich so sehr gesehnt; aber Wildenbruch ist auch der Würdigste unter

den zeitgenössischen Dichtern, dieses Glückes teilhaftig zu werden. Charakteristisch für Wildenbruch ist das prächtige Gedicht, das er anläßlich des hundertjährigen Geburtstages H. v. Kleists verfaßte und aus dem wir folgende Strophen mitteilen:

Sahst das Vaterland gebunden,
Dreifach in des Feindes Erz,
Weintest in die heil'gen Wunden
Dein verbleichend Dichterherz.

Keines Lorbeers Zweige rauschten
Dir von einst'gem Ruhm die Mär,
Nicht der Liebe Augen lauschten
Süß besorgend zu dir her.

Denn das Volk, dem du gesungen,
Schweigend ging es dir vorbei,
Bis das Saitenspiel zersprungen
Mit dem letzten Klageschrei.

Doch das Leid, das dich erschlagen,
War der Größe stolzes Leid,
Wohl denn, Größe wird dich tragen
Rettend zur Unsterblichkeit.

Alle Qualen deines Lebens
Deckt der Ruhm des Todes zu.
Keiner lebte noch vergebens,
Der so groß gewollt wie du.

Neue Zeit ist aufgegangen,
All dein Sehnen ward zur That,
Rings umher die Fluren prangen,
Die des Feindes Fuß zertrat.

* * *

Ernst v. Wildenbruch* — so berichtet ein mir vorliegendes gedrucktes curriculum vitæ* — wurde am 3. Februar 1845 zu Beirut in Syrien geboren, wo sein Vater damals preußischer Generalkonsul war, siedelte, zwei Jahre alt, mit den Eltern nach Berlin, im sechsten Jahre nach Athen und im folgenden nach Konstantinopel über, in welchen beiden Städten der Vater den Gesandtschaftsposten bekleidete. Weil die Mutter schwer erkrankte, kehrte die Familie nach Deutschland zurück, während der Vater auf seinem Posten verblieb. Ernst besuchte das Pädagogium in Halle, dann das französische Gymnasium zu Berlin und trat 1859 in das Kadettencorps ein, aus welchem er 1863 als Offizier ausschied, um in das 1. Garderegiment zu Potsdam einzutreten. Mangel an Neigung zum militärischen Leben bewog ihn, im Winter 1865 seinen Abschied zu nehmen und sich einer wissenschaftlichen Laufbahn zu widmen. Zu dem Ende ging er nach Burg bei Magdeburg und legte, nachdem er inzwischen noch den Feldzug von 1866 mitgemacht hatte, zu Michaelis 1867 am dortigen Gymnasium die Maturitätsprüfung ab, worauf er bis 1870 in Berlin die Rechte studierte. Im Juli selbigen Jahres absolvierte er sein Referendarexamen und trat dann sogleich in die Armee ein, um den Feldzug nach Frankreich mitzumachen. Seit dem September 1871 lebte er als Ober-Appellationsgerichts-Referendar und nachmals als Assessor in Frankfurt a. O., fungierte 1876 kurze Zeit als Richter am Stadtgericht in Berlin, schied aber 1877 aus dem Justizdienst und trat als Beamter in das Auswärtige Amt über. Im Herbst 1884 erhielt er für seine dramatischen Dichtungen den vom deutschen Kaiser gestifteten großen Schillerpreis. — Diesen dürren biographischen Daten, in denen so gar nichts von dem Tasten und Ringen eines lodernden Dichtergenius verlautet, möchte ich noch einige litterarische Angaben hinzufügen. Seine erste Arbeit war der „Harold", geschrieben im Sommer 1875, der nach mehrmaliger Umarbeitung

* Bibliographie. „Opfer um Opfer" (Schauspiel). Erste Aufführung: Hannover, 14. Oktober 1882. — „Die Herrin ihrer Hand" (Schauspiel). — „Christoph Marlow" (Trauerspiel). Erste Auff.: Hannover, 6. Mai 1884. — „Harold" (Trauerspiel). Erste Auff.: Hannover, 7. Mai 1882. — „Der Menonit" (Trauerspiel). Erste Auff.: Frankfurt a. M., 29. Nov. 1881. — „Die Karolinger" (Trauerspiel). Erste Auff.: Meiningen, 6. März 1881. — „Väter und Söhne" (Schauspiel). Erste Auff.: Breslau, 15. Nov. 1881. — „Das neue Gebot" (Schauspiel). Erste Auff.: Frankfurt a. M., 28. Mai 1886. — „Der Fürst von Verona" (Trauerspiel). Erste Auff.: Hannover, 28. Okt. 1886. — „Vionville" (ein Heldenlied). — „Sedan" (ein Heldenlied). — „Lieder und Balladen." — „Der Meister von Tanagra" (Novelle). — „Novellen" [Francesca von Rimini. Vor den Schranken. Brunhilde]. — „Neue Novellen" [Das Riechbüchschen. Die Danaide. Die heilige Frau]. — „Humoresken" [Das Märchen von den zwei Rosen. Vergnügen auf dem Lande. Mein Onkel aus Pommern. Schlaflose Nacht. Mein nervöser Onkel. Ein Opfer des Berufs]. — „Kinderthränen" (Erzählungen). — „Der Astronom" (Erzählung). Sämtlich erschienen bei Freund & Jeckel, Berlin.

* Brümmers Schriftsteller-Lexikon.

1881 die vierte endgültige Fassung erhielt; dieses Stück verrät die Klaue des Löwen und gehört eigentlich zu den besten Schöpfungen unseres Autors. Im Sommer 1877 entstand der „Menonit", ein im großen und ganzen schwaches Stück, das von dem folgenden, im Winter 1877 bis 1878 niedergeschriebenen Werke „Die Herrin ihrer Hand" weit übertroffen wurde. Die beiden Sommer 1878 und 1879 waren für Wildenbruch günstig, denn da entstanden zwei seiner bedeutendsten Dichtungen: „Die Karolinger" und „Väter und Söhne". Aber abgeschreckt durch die Nichtaufführung seiner Dramen, warf sich Wildenbruch jetzt auf das seiner Natur nach ihm allerdings sehr naheliegende Gebiet der Novelle, und in kurzer Reihenfolge schuf er im Sommer 1880 den „Meister von Tanagra", im Herbst 1880 die in der „Schlesischen Zeitung" erschienene, mit großem Beifall aufgenommene „Francesca von Rimini", anfangs 1881 „Vor den Schranken" und im Herbst 1881 die den vorigen glänzenden Leistungen nicht ebenbürtige „Brunhild". Der entscheidende Erfolg, den im Oktober 1881 „Die Karolinger" in Berlin hatten, führte ihn wieder der Bühne zu, und von da ab wuchs der Ruhm Wildenbruchs und gingen seine Stücke durch ganz Deutschland. Wir sehen, auch Wildenbruch machte es das Schicksal durchaus nicht leicht, und er hatte viel zu kämpfen, bis seine Erfolge eintraten. Im Jahre 1882 entstand „Opfer um Opfer", im Sommer 1882 die „Kinderthränen", im Winter 1882 der bisher noch nicht erschienene „König von Kandia" (Lustspiel), im Sommer 1883 „Die Danaide", im Herbst 1883 „Christoph Marlow", im Sommer 1884 „Die heilige Frau", im Winter 1884 „Ein Opfer des Berufs" und andere kleinere novellistische Arbeiten, im Sommer 1885 „Das neue Gebot", im Winter 1885 das „Vergnügen auf dem Lande" und weitere novellistische Kleinigkeiten, im Frühjahr 1886 „Der Fürst von Verona" und im Sommer 1886 „Der Astronom". Gegenwärtig schreibt Wildenbruch wieder an einem neuen Drama. Ich habe all diese mir vom Dichter freundlich zur Verfügung gestellten Daten nicht ohne wichtigen und interessanten Grund hier mitgeteilt: aus der chronologischen Aufzählung von Wildenbruchs Schriften tritt ein Umstand zu Tage, der uns tiefer in die Seele des Dichters blicken läßt. Seit 1881 wechselt nämlich regelmäßig in seiner Thätigkeit ein Drama mit einer Novelle ab, und es scheint, als ob diese beiden Gattungen zusammen erst das eigentliche Wesen des Dichters wiederspiegelten. Bei der näheren Untersuchung von seinen Werken wird sich herausstellen, daß thatsächlich der Novellist Wildenbruch so bedeutend — ich persönlich halte ihn noch bedeutender — als der Dramatiker Wildenbruch erscheint, wenn auch letzterer dem Publikum viel näher trat als der erstere, und daß es eine erklärliche psychologische Erscheinung ist, wenn Wildenbruchs Talent vom Drama zur Novelle und von der Novelle zum Drama, wie im Pendelschwung, sich hin und her bewegt.

* * *

Wenn es wirklich das sicherste Kriterium einer großen Dichterkraft ist, daß sie sich ihre eigene Welt baut, aus welcher wir die unserige, aber in anderes, seltsames Licht getaucht, erkennen, dann haben wir in Ernst v. Wildenbruch einen schöpferischen „Mehrer" des deutschen Schrifttums zu begrüßen; die von ihm geschaffene Weltkugel schwebt in unermeßlich raschen Drehungen durch den Sternenhimmel der Litteratur; die Atmosphäre, die sie umgiebt, ist eine schwere, dichtgeballte; die Menschen, die auf ihr leben, sind größer und stärker als wir, um gewissermaßen den ungeheuren Luftdruck ertragen zu können, um nicht vom Wirbelwind der Luftschichten erdrückt und niedergerissen zu werden; sie haben auch eine viel stärkere Lunge als wir, denn ihre Stimme klingt wie der Donner und ihre Reden, selbst in gleichgültigsten Momenten, strö-

men im sonoren Pathos, im vollsten Pomp einer schweren und bilderreichen Sprache dahin. Was wir allmähliche Entwickelung und feinere Linien eines psychologischen Übergangs nennen, ist bei jenen Menschen selten zu finden; denn jene Menschen leben viel rascher als wir, ihr Geschick erfüllt sich binnen schrecklich kurzer Zeit, die Ereignisse brechen plötzlich und brutal herein und verschieben wie im Ruck die Scenerie und beeinflussen ebenso rasch und erschütternd das Gebaren der Personen. Das Schicksal erlaubt sich dort die größten Gewaltthätigkeiten, unsere Frage: wie ist eigentlich dieses und jenes gekommen? kann kaum sich in Worte kleiden, so rasch wendet sich Glück und Unglück, alles ist dort oben schwer, wuchtig, pathetisch, gewaltig, komprimiert möchte man sagen. Und doch giebt es auch oben schwache, träumerische Männer im Gegensatz zu manchen energischen, kraftvoll angelegten Frauen, aber die fehlende körperliche Kraft scheint jenen ungeschickten zartkonstruierten Männern in anderer Weise ersetzt worden zu sein: von ihren Augen geht ein merkwürdiger Glanz aus, eine seltsam betäubende, ja hypnotisierende Wirkung, und das Weib, das von dem Strahl eines solchen Auges getroffen, muß in bitterer unsäglicher Liebe sterben. Erinnerungen werden bei den Leuten auf Wildenbruchs Welt zu greifbaren Visionen, die uns erzittern machen, ein Vater sieht seinen vor vielen Jahren zu Tode gepeitschten Sohn vor sich stehen, und es ist kein Wunder, daß diese Menschen von quälenden Hallucinationen heimgesucht werden, denn dort oben ereignete es sich mehreremal, daß Totgeglaubte wirklich ins Zimmer hereintraten, daß ein Dichter, den man in einer Seeschlacht getötet gewähnt, plötzlich das Gemach seines Wohlthäters betritt, und ein Getreuer eines fürstlichen italienischen Geschlechtes, der sich für dasselbe geopfert haben sollte, zum tödlichen Schreck der Tochter des Hauses erscheint.

Lassen wir die Dramen, mit denen uns Wildenbruch beschenkte, Revue passieren, so haftet unser Auge sofort an den in riesigen Konturen entworfenen historischen Weltgemälden: der Vorwurf überall, wie bereits gesagt, ein tiefer und ergreifender, der Vorgang ein tumultuöser und gewaltsamer, die Menschen teils von einer Muskulatur, als hätte sie Michelangelo gebildet, teils mit dem komplizierten seelischen Räderwerk des modernen Herzens ausgestattet. Alle diese Dramen haben eines gemeinsam: den glänzenden, meisterhaften ersten Akt. Mit bewunderungswerter Sicherheit macht uns Wildenbruch die Situation klar, entwickelt er den Charakter der Hauptpersonen und deutet die nahen Konflikte an. Die folgenden Akte sind ebenfalls mit größtem Geschick und mit einer verschwenderischen Fülle von großartigsten Theatereffekten aufgebaut, aber die Wirkung spaltet sich oft und geht sogar mit dem fünften Akt verloren. Daß dennoch diese Stücke großen Beifall fanden, ist eben ein Zeichen, wie sehr die Vorzüge die Mängel bedecken und überragen.

In Wildenbruchs erstem Stück, „Harold“, zeigt sich in bedeutsamer Weise seine Physiognomie. Schon die Wahl des Stoffes allein war für ihn charakteristisch: die Kämpfe der Normannen mit den Angelsachsen, das Bestreben des diplomatischen und tapferen Herzogs Wilhelm, den schwachköpfigen und haltlosen englischen König Eduard zu überrumpeln, zwischen diesen beiden Harold, der Liebling seines Volkes, der das Unheil voraussieht und es abzuwenden trachtet. Interessant wäre übrigens auch ein Vergleich in Bezug auf die tragische Schuld zwischen Wildenbruchs „Harold“ und dem sehr bemerkenswerten gleichnamigen Stück von Karl Bleibtreu, einem der begabtesten und manche gemeinsame Züge mit Wildenbruch aufweisenden jüngeren Poeten. Wildenbruch verschärft den Konflikt dadurch, indem er in Harold eine flammende Neigung zur Tochter Wilhelms entstehen und ihn so leichter von diesem zur Eidesablegung überlisten läßt, während bei Bleibtreu Harold gezwungen den Eid schwört, das Testament Eduards

nicht anzutasten, wenn er überhaupt noch einmal die Küste Englands sehen will. Für mein Gefühl hat Bleibtreu diesen Moment tragischer gestaltet, indem Harold mit vollem Bewußtsein die dramatische Schuld begeht. Der Harold Wildenbruchs erscheint zwar rührender und uns menschlich näher gerückt durch seine Liebe zur schönen Adele, aber zu echter Heldengröße erhebt er sich in diesem Akte nicht. Der erste Akt gehört zu dem Schönsten, was Wildenbruch geschaffen, der fünfte zu dem Mattesten aus seiner Feder, denn die Scenen auf dem Schlachtfeld bei Hastings lassen ganz kalt und wirken sehr abgerissen. Eine edle Gestalt ist Gytha, die Mutter Harolds, ein merkwürdiges Gegenstück zu Judith, der Mutter Karls („Karolinger").

Erzwungene Eide spielen in dem „Neuen Gebote" eine große Rolle. Das Motiv ist noch wuchtiger als in vorangehendem Drama und die Flamme der Vaterlandsliebe lodert im Herzen Wimar Knechts noch mächtiger auf als in der Brust Harolds. Das Stück spielt zur Zeit Heinrichs IV., also während einer sehr unglücklichen Periode aus der deutschen Geschichte. Wimar Knecht, Pfarrer von Volkerode, wird gezwungen, als der Papst den Bannstrahl gegen Heinrich schleuderte, seiner Gemeinde Ungehorsam gegen den von ihm innig geliebten König zu predigen und so Verrat am Vaterland zu üben. Der Pfarrer dient mit demselben frommen Gemüt der Kirche wie dem König, und mit blutendem Herzen erfüllt er das Gebot des heiligen Vaters. Als aber das Cölibat verkündigt und die Ehe mit seiner treuen Gemahlin, die ein Menschenalter mit ihm lebte und wirkte, für ungültig erklärt wurde, erhebt sich in dem Inneren des jammervoll Gefolterten ein grauenhafter Kampf. Eine schwüle, dumpfe Macht brütet über dem ganzen Stücke. Der erste Akt ist wiederum ein Meisterstück; die Scene, wo Wimar Knecht in der Kirche die schwangere Königin vor den Mißhandlungen ihrer Feinde rettet, ist von überwältigender Wirkung. Aber auch hier und wie bei allen anderen Stücken ist vieles zu unvermittelt, zu unmotiviert, zu sprunghaft; manches nur melodramatisch angelegt und in der psychologischen Ausführung eigentlich nur Rohbau. Der Vorwurf jedoch ist eines großen Künstlers würdig: was eines Mannes Herz nur bewegen kann, wird hier angeschlagen; Liebe zum Vaterland, Liebe zum Weibe, Glaube an Gott geraten in einen furchtbaren Widerstreit und erzeugen in der Brust des Mannes einen Konflikt von nibelungenhafter Großartigkeit.

Einheitlicher in Bezug auf den Aufbau ist der „Menonit" geraten, doch seine Wirkung kann als keine starke bezeichnet werden. Er ist zu grell, zu unerquicklich, zu wenig erhebend. Berührt der Edelmut, die Vaterlandsliebe und die Unerschrockenheit vor dem Tode uns an dem Menoniten an und für sich sehr wohlthuend, so wird diese Wirkung doch parallelisiert durch seinen gemeinen Tod als Verräter und den Triumph der philisterhaften und jedes patriotischen Gefühls baren Menoniten-Gemeinde. Der Anfang zeigt eine gewisse Ähnlichkeit mit „Christoph Marlow": in beiden Stücken tritt der Held vor seinen Pflegevater, als dessen Tochter sich kurz vorher mit einem ungeliebten Mann auf Zureden des Vaters verlobte. Es klingt übrigens auch sehr seltsam, daß ein französischer Hauptmann in jambischen Fünffüßlern die deutsche Sprache radebrecht. Dies soll vielleicht drastisch wirken, aber die ganze Situation wird dadurch nur noch geschraubter. Wie in „Väter und Söhne" und dem „Neuen Gebot" zeigt uns Wildenbruch Deutschland in Schmach und Elend versunken, um so edler heben sich die Helden ab, die ihr Land erretten wollen und dieses Bestreben mit dem Tode büßen müssen. Die Tragödie, die dem „Menonit" zu Grunde liegt, spielt im Jahre 1809, als der preußische Major Ferdinand v. Schill seinen Weckeruf erschallen ließ. Flammende Worte der Empörung und Begeisterung legt Wildenbruch dem Sendboten Schills in den Mund:

Botschaft des Rachegeistes, der mich schickt:
Ihr, die ihr liegt in Ketten und in Banden,
Ihr, die ihr winselnd eurem nächt'gen Pfühl
Das Leid vertraut, das vor dem Blick des Schergen
Bei Tag in eures Herzens Tiefe flieht,
Ihr, die ihr sprecht die heil'ge deutsche Zunge,
Die aus der Menschheit klangerfülltem Munde
Gerissen werden soll -- Der Tag bricht an!
Der Wecker ruft — steht auf zum heil'gen Kampf!
— — — — — — — — — — —
Wisse, als dieses ganze deutsche Volk
Ein Bettler lag zu des Tyrannen Füßen,
Als jedem Machtgebote des Verdammten
Ein hündisch winselnd Echo: ja! erscholl,
Da unter allen als der einzige
Kam dieser Mann und donnerte ihm nein!
— — — — Bewahre seinen Namen:
Das that der preußische Major von Schill;
Sein Name ist die Fahne, die uns sammelt,
Das letzte flatternde Panier der Hoffnung
In diesem Meer der Hoffnungslosigkeit.
Er hatt ein Weib — hin gab er seine Liebe,
Weil in den Armen der Geliebten ihn
Der Schrei des Vaterlands vom Schlummer weckte —
Er war geschlossen in den Herdenpferch
Der Dienstordnung; wie ein stahl-sehn'ger Hengst,
So übersprang er den verhaßten Ring
Und wurde frei, uns alle zu befreien!

An planeinheitlichem Werte unter dem „Menonit", an dramatischer Wirkung und poetischer Schönheit weit über ihm stehend, ist „Väter und Söhne" das ergreifendste und effektvollste unter den patriotisch-historischen Dramen Ernst v. Wildenbruchs. Wir können auch hier, wie bei den übrigen Stücken, nur in dürftigster Weise den Kernpunkt des Konfliktes berühren; erzählen lassen sich die Stücke Wildenbruchs sehr schwer, weil die Übergänge fehlen und die zahlreichen verschlungenen Fäden der Handlung einen großen Raum einnehmen, wenn man sie in prosaischer Inhaltsangabe einzeln bloßlegt. Das Stück besteht innerlich wie äußerlich aus zwei Teilen, die in entschiedenem Gegensatz zueinander stehen. Bildet eigentlich dieser Gegensatz die künstlerische Wirkung, so muß die Zweiteilung doch als bedenkliche technische Eigentümlichkeit betrachtet werden, die bei einer mangelhaften Aufführung von großem Schaden werden könnte. Der Dichter malt uns an einem tragischen Konflikte in den ersten beiden Akten Deutschland in seiner schmachvollen Verlassenheit und Selbsterniedrigung; in den drei letzten, die um volle neun Jahre später spielen, das erfreulichste Gegenteil. Der an und für sich tiefbewegende Konflikt wächst unter der Hand Wildenbruchs zu einem wahnwitzigen und ungeheuerlichen Phantom an. Wohl kann Vaterliebe einen elend hingemordeten Sohn niemals vergessen, aber daß die Wunde jahrelang weiter schwärt, daß der Rachedurst des Vaters immer sich steigert und sein Haß gegen das Vaterland den dämonischsten Ausdruck gewinnt, ist schwer glaubhaft und unerquicklich. „Väter und Söhne" bilden eine grandiose Anklage gegen die sogenannte „gute, alte Zeit" und eine glorreiche Verklärung des zur That schreitenden Vaterlandes. Auch hier viele melodramatische Effekte und viel Theaterflitter; eine ungestüme Kraft durchwogt die ganze Leistung und erhebt einzelne Scenen, wie den Kriegsrat, zu hervorragender Bedeutung.

„Der Fürst von Verona" trägt durch und durch das Gepräge der Wildenbruchschen Individualität in all ihren Vorzügen und Schwächen: im ersten Akte ein wuchtiges Ansetzen, zugleich voll Zierlichkeit und malerischer Belebtheit in den Klosterscenen mit den blumenwindenden Jungfrauen, eine klare Perspektive durch alle Akte des Stückes eröffnet sich -- aber was nun kommt, ist ein aufregendes Gewirre von seltsamen und hastigen Scenen, die alle von großer Wirkung sind, im ganzen doch nur einen geteilten Eindruck hinterlassen. Der erste Akt ist technisch der Glanzpunkt des Stückes, und von den auftretenden Personen erregt der leidenschaftliche Scaramello unsere meiste Sympathie. Der Kampf zwischen Ghibellinen und Guelfen ist kraftvoll geschildert, und das feurige italienische Naturell weiß Wildenbruch vortrefflich zu veranschaulichen. Viel mehr kommt sein Talent in dem Trauerspiel „Die Karolinger" zur Geltung, und es ist begreiflich, daß gerade dieses Stück einen Wendepunkt seiner Laufbahn bedeutet. Prägnanter wäre es gewesen, wenn Wildenbruch das Stück „Bernhard von Barcelona" getauft hätte, denn dieser ist der Held der Handlung, der die Karolinger stürzen und sich auf

den Kaiserthron setzen will. Diesmal sind auch die übrigen Akte dem ersten an technischer Kunst gleich und von derselben packenden Gewalt beseelt. Bernhard, Graf von Barcelona, liebt Judith, die schöne Gemahlin Ludwigs des Frommen, welcher der heftigste Schmerz zugefügt wird, daß ihr Sohn Karl aus politischen Rücksichten hinter seinen Stiefbrüdern Lothar, Ludwig und Pipin zurückstehen und von der Herrschaft des Reiches ausgeschlossen werden mußte. Bernhard erringt sich die Gegenliebe Judiths und verspricht ihr, Karl zu seinem Rechte zu verhelfen. Durch geschickte Aufdeckung der Pläne von Ludwigs Söhnen aus erster Ehe macht er dessen Beschlüsse auf dem Reichstag zu Worms rückgängig, und Karl erhält als vierter Sohn die Königskrone. Damit ist Bernhard nicht genug gethan. Durch Gift schafft er den alten Kaiser aus dem Leben, will die drei Brüder, die an das Sterbebett des Vaters eilen, meuchlings ermorden und den Sohn seiner Geliebten zum Kaiser ausrufen lassen. Aber an dem Rächer des schändlichen Mordes, den er an der schönen Maurin Hamatelliva begangen, ersteht ihm ein unerbittlicher Verräter seiner grausigen Absichten. Judith selber muß ihm das Todesurteil sprechen. Eine schwüle Atmosphäre herrscht auf dem Schauplatz dieser unheimlichen Tragödie, dadurch gerade trifft Wildenbruch in wundersamer Weise das historische Kolorit. Inmitten dieser Greuel, dieser verruchten Gesellschaft von Meineidigen nimmt sich die Gestalt des Wala, Abtes von Corvey, des einzigen, der das Vaterland hochhält, wohlthuend aus. Das dramatische Gedicht stürmt mit voller Wucht auf das Publikum ein und hält es in banger Spannung. In all seiner Kraftheit, seinem unheimlich-großartigen Inhalt haben wir hier ein Werk, dem wir nur wenige dramatische Schöpfungen an die Seite stellen können.

Ernst v. Wildenbruch

Digitized by Google

Noch drei Dramen liegen uns von Wildenbruch vor: zwei modern-sociale und ein litterarisches. „Opfer um Opfer" ist überhaupt das schwächste von allen Werken unseres Autors. Wie im „Astronom" und in der „Herrin ihrer Hand" spielt hier ein Gelehrter eine große Rolle. Vaterlandshelden und Helden der Wissenschaft sind Wildenbruchs Lieblinge: die einen von militärisch-strammer Haltung, ein flammendes Herz in der Brust, den Degen in der stets zum Kampf bereiten Hand, die anderen körperlich ungeschickte Männer, aber edle Ritter des Geistes. „Opfer um Opfer" erzielt dieselbe Wirkung wie der „Menonit": wir werden den Eindruck des Geschraubten, Überspannten, Affektierten nicht los, das Pathos klingt hohl, die Handlung ist zu gemacht, wenn sich auch in beiden Stücken das Talent Wildenbruchs nicht verleugnet. Namentlich die Figur des schnodderigen, gewöhnlichen und doch nicht aller besseren Regungen baren Kellenberg bringt nicht ein jeder so drastisch und lebendig zu stande. Was mich an diesem Werke so verdrießt, ist der theatralische Edel- und Opfermut, der das alternde Fräulein Hedwig zu einem blutlosen Schemen dichterischer Phantasie macht. Daß ein Mädchen so Stück für Stück sich für ihre jüngere Schwester opfert, ist unglaubhaft und streift schon das Sentimental-Süßliche, das uns an dem männlichen Dichter doppelt unangenehm berührt. Ein anderer gesunder Hauch weht durch die „Herrin ihrer Hand". Diese ist eine reiche junge Erbin, Johanna von Steinberg, die mit einem Gelehrten, Edmund Westerholz, sich verlobt, damit er durch ihre Mitgift in stand gesetzt wird, den Traum seiner Sehnsucht zu erfüllen und in Assyrien Ausgrabung von Thontafeln mit Keilinschriften vornehmen zu lassen. Im letzten Moment verliert das Mädchen durch einen betrügerischen Bankdirektor ihr Vermögen; der Verlobte des plötzlich verarmten Mädchens erhält durch einen fingierten Auftrag der englischen Akademie einen Brief, in dem ihm die Mittel für sein Unternehmen versprochen werden — wenn er unverheiratet sei. Diesem glänzenden Antrag kann seine Liebe zu Johanna nicht stand halten, er sagt sich los und Johanna heiratet den eigentlichen Urheber jenes Antrags, nachdem sie wahre Liebe von falscher unterscheiden gelernt hat. Das Gebaren der Liebe und des Ehrgeizes in harten Proben und bis in ihre letzten Konsequenzen führt uns Wildenbruch an einem trefflichen Beispiel vor. Doch noch einen anderen Zweck hat dieses Drama: Johanna und Edmund bilden in ihrem Charakter leuchtende Gegensätze zu den jetzigen Männern und Frauen, denen Wildenbruch einen scharfgeschliffenen Spiegel vorhält: „Ja, diese jungen Männer unserer Zeit, diese sogenannten jungen Männer, sie sind ein Geschlecht ohne Phantasie, ohne Überzeugung, ohne Glauben an eine andere Macht als die des Geldes, ohne Sehnsucht nach etwas anderem als dem rohen Genuß; finstere Streber vom Augenblick an, da sie zu lernen beginnen, rücksichtslose Stellenjäger vom Augenblicke an, da sie zu lernen aufhören; kalt geworden und nüchtern, ohne je warm geworden zu sein; hohnlachend über die schöne Trunkenheit, mit der ein begeisternder Gedanke das Herz des Menschen erfüllt. — Wir müssen ruhig bleiben, Herr Westerholz, kalt, ruhig und klug, denn wir haben es mit der Welt zu thun, das bedeutet: mit einem furchtbar ruhigen, kaltblütigen Gegner. Was ich Ihnen zu sagen habe, geht über das Maß hinaus, das man uns mit dem Worte ‚Weiblichkeit' vorgeschrieben hat. Die gemeine plattfüßige Alltagsgesinnung soll wieder einmal über die lichte Blüte eines menschlichen Geistes triumphierend dahinschreiten. Wohlan — heute nun soll es nicht so sein. Ja, lachen Sie nur über das Weib, das sich vermißt, die Vorsehung zu spielen. Ich will eine Bresche legen in dieses schändlich abscheuliche Gesetz! will mit meinen schwachen Frauenhänden diesen edlen Geist aus dem Staube reißen!" Die „Herrin ihrer Hand" ist eines der charakteristischen Stücke unseres Autors, denn in ihm bekundet sich

aufs schärfste seine Stellung gegen die Blasiertheit und Herzlosigkeit der modernen Zeit. Daß wir auch in diesem Stücke viele gewaltsame Vorgänge, unvermittelte Ereignisse hinnehmen müssen, ist bedauerlich. Der Heiratsantrag Moorsbergs in einem Hause, in dem er tags vorher bei seinem ersten Besuche eine kleine Scene provozierte und das er ziemlich unwirsch verlassen, der plötzliche Verlust des Vermögens, den Steinbergs erleiden — das sind alles zu rasche Geschehnisse, in die wir uns nicht so schnell hineinversetzen können.

Den Gipfelpunkt seines bisherigen dramatischen Schaffens hat Ernst v. Wildenbruch im „Christoph Marlow“ erreicht. Christoph Marlow kehrt als Totgeglaubter im Hause seines Pflegevaters ein, entführt dessen Tochter, die zwar verlobt, dem Dichter aber in schwärmerischer Liebe ergeben ist, nach London; der unglückliche Vater flucht dem Räuber seines Kindes:

Du keine Satzung achtend als die Willkür
Des eignen Geists, der dich mit Stolz berauscht,
Marlow, ein Größrer komme über dich,
Dein Geist zerbreche unter seinem Geiste!

Dieser furchtbare Fluch geht in Erfüllung. In London wird das Stück eines anonymen Dichters aufgeführt, „Romeo und Julia“, und erweckt flammende Begeisterung. Alles hält Marlow für den Verfasser, auch Leonore lauscht entzückt den Worten des großen Dichtergenius und liebt Marlow, als den vermeintlichen Schöpfer von „Romeo und Julia“, nur noch inniger. Höllenqualen muß Marlow erdulden: er spürt, sein Stern ist im Sinken, und die Scham, daß er nicht der Autor des von seiner Leonore vergötterten Stückes sei, bringt ihn der Verzweiflung nahe. Immer tiefer sinkt Marlow in seiner wilden Selbstvernichtungsqual und wird schließlich von dem inzwischen herbeigeeilten Verlobten Leonores getötet. An straffer Conception, Pracht der Sprache und Tiefe des Inhalts reicht keins seiner anderen Stücke an „Christoph Marlow“ heran. Wie elementar oft die Dichterkraft Wildenbruchs hervorbricht, beweist der erste Akt. Wir können es uns nicht versagen, die Stelle, wo Marlow Leonore seinen eigenen Tod schildert, hierherzusetzen.

Marlow.

Die Nacht war ohne Sterne,
Als auf des Meeres dunklen Wellen sich
Gleich einem Schwarm von mitternächt'gen Vögeln
Lautlos die Schiffe der Armada wiegten.
Schlaf rings umher — Natur verhielt den Atem,
Da hob ein leiser Hauch sich aus Nordwest,
Den Unsern günstig; zehn von unsern Schiffen,
Den Schnabel tief einbohrend in die Flut,
Glitten den Spanier wie Vampyre an,
Mit Eisenhaken bissen sie sich fest
An seiner Brust, und plötzlich wandelten
Sich alle zehn in eine einz'ge Flamme —
Es waren Brander. — Ein Geheul erhob sich,
Ein wüstes Wirrsal auf den span'schen Schiffen.
Und als der Tag, vom rauhen Lärm geweckt,
Die schreckensbleichen Wangen hob im Ost,
Da, wie ein Adler mit gespreizten Schwingen,
Die Wimpel Englands flatternd hoch am Mast,
Brach unsre Flotte mitten in sie ein.
Gleich einem Turm, aufragend über alle,
Stand des Geschwaderführers mächtig Schiff.
Wir gingen krachend Bord an Bord mit ihm,
Musketendonner brüllte uns entgegen,
Doch wilder als die wilde Hölle selbst
Stiegen wir ankernd auf das Schiff des Spaniers.

Leonore (die sich starr u. langsam erhoben hat).
Und da fiel er?

Marlow.

Der Musketen eine
Traf ihn und warf ihn rücklings über Bord.

Leonore.

Und so ertrank er?

Marlow.

Höret, was geschah;
Der dunkle Schoß der Tiefe ging ihm auf,
Er sank und sank — hoch über seinem Haupte,
Wie einer Abendglocke fernes Läuten,
Verhallte Wellensturm und Menschenwut.
Da ward es wunderstille um uns her,
Und wunderstille ward's in seinem Busen —
Und plötzlich — seht — tief drunten aus der Nacht
Quoll süßes Licht und wonnevoller Duft,
Und eine Wiese, glänzend wie Smaragd,
Lag aufgethan, von Bäumen rings umschattet —
— — — — — Auf dieser Wiese
Da wandelten, wie Götter anzuschaun,
Homeros und die großen Dichter alle,
Die je der Menschheit trunknes Ohr entzückt.
Und als zu ihnen Christoph Marlow trat,
Da bebte das elysische Gefilde,
Da wandten sich die heil'gen Häupter alle,
Da streckten alle Arme sich nach mir —

Leonore (ergreift mit beiden Händen seine Hand).
Ihr selber seid der Mann, von dem Ihr redet,
Ihr selbst seid Christoph Marlow!!

Marlow (wirft trunken den Arm um sie).
Schwur des Schwurs!
Ja, ich bin Christoph Marlow, Englands Dichter!

Man hat Wildenbruch oft in seinem litterarischen Charakter als eine Doppelnatur, von der die eine Hälfte an Shakespeare, die andere an Schiller gemahnt, hingestellt. Dieser Vergleich hat manches für sich, namentlich in Bezug auf Schiller: mit diesem hat er das Pathos, die Freiheitsliebe und die Bühnenkenntnis gemein. Und doch wäre es weit gefehlt, wollte man Wildenbruch in die Rubrik von Schillers Nachkömmlingen einreihen; durch ein Element unterscheidet er sich mehr von Schiller, als er eigentlich mit ihm dichterisch verwandt ist, und das ist der moderne Zug an sämtlichen seiner Werke. Ich behaupte, und werde allerdings vielen Widerspruch erwecken, daß Wildenbruch als Dramatiker eine sehr große Ähnlichkeit mit Spielhagen als Romancier besitzt. Das Überschwengliche, Schäumende der Sprache, das Abenteuerliche, Gewaltsame der Situation, die sich ruck- und sprungweise vorwärts bewegt, haben beide an sich. Man verstehe mich wohl, was ich meine: die Eigenschaften, namentlich äußerer Natur, womit Spielhagen in seinen Romanen uns begeistert und Wildenbruch in seinen Dramen uns hinreißt, laufen in einem den beiden Dichtern gemeinschaftlichen Punkte zusammen. Und das ist eben das moderne, gleißende, nervös-hastige Element, das wie mit elektrischem Licht die Scenerie taghell erleuchtet und wie ein genialer Mechaniker im Nu die schwersten Coulissenwunder vollbringt. Und dieses gemeinsame Element ist es, welches Spielhagen auf ein Feld drängt, das allerdings ziemlich entfernt von seinem eigenen liegt — das Drama; dieses Element ist es, das Wildenbruch zur Novelle führt, welche die engste Nachbarin des Dramas auf dem künstlerischen Gebiete ist. Spielhagens Romane glühen von dramatischem Leben, und es war für ihn ein künstlerisches Bedürfnis, die Bühne zu betreten, die sich ihm leider noch nicht treu gastfreundschaftlich erwiesen hat, wie es für Wildenbruch eine Notwendigkeit war, Novellen zu schreiben, eine Notwendigkeit, die für seine Leser eine Quelle der größten Genüsse wurde. Bewundernswert ist es, daß er die Gesetze der dramatischen Kunst, die doch in gewissem Sinne auch für die Novelle gelten, so fein und maßvoll in seinen Erzählungen anwandte, wiewohl sein wildes, abgerissenes Wesen sich auch in diesen nicht verleugnen kann.

* * *

Auch Wildenbruch hat unter einem lächerlichen Vorurteil der Deutschen, dem Einschachtelungssystem, bitter zu leiden. Welcher gebildete Deutsche hat nicht ein Drama von Wildenbruch gesehen? Wie wenige aber giebt es, die eine Novelle des erfolgreichsten Dramatikers unserer Zeit gelesen haben. Und Wildenbruch ist ein so bedeutender Novellist, ein so feiner und tiefer Künstler in diesem Genre, daß ich eigentlich seinen Bühnenerfolgen grolle, die seinen Novellen wohl noch lange, angesichts der Verbissenheit der Deutschen in ihre Fehler, den Weg ins große Publikum versperren werden. Es ist wahr, unbeachtet sind diese Erzählungen nicht geblieben, denn die meisten derselben weisen zwei oder drei Auflagen auf; aber wenn man bedenkt, wie Heyse und Storm gelesen sind, dann wird verhältnismäßig Wildenbruch sehr schwach bemerkt.

Von einer neuen, überraschend schönen Seite lernen wir jetzt Wildenbruch kennen: er führt uns so keusche, so liebliche und so interessante Frauengestalten vor, wie sie in seinen Dramen nie und nimmer zu finden sind. Der männliche, zugeknöpfte, oft barsche Dichter zeigt uns diesmal sein Herz, sein Gemüt, seine frohe Laune, daß wir plötzlich in ein ganz anderes, intimes Verhältnis zu ihm treten. Was Wildenbruch in seinen Stücken nicht auszusprechen vermag, in den Novellen verkündet er's, hier lacht er und weint er mit uns, ohne je süßlich oder sentimental oder kindisch zu werden. Und er liebt die Kinder, er hat Ohr für ihr Schluchzen, das Auge für ihr Gebaren — der so innige, wunderherrlich rührende Geschichten schreiben kann, vor dem schreckt man nicht erstaunt

und angewidert zurück, wenn er einmal in brutaler Zügellosigkeit sich ergeht und Löwen, Panther und ein dämonisch verrücktes Weib in den Kreis seiner Gestalten bringt.

„Die heilige Frau", „Die Danaide", „Francesca von Rimini" und „Der Meister von Tanagra" sind meiner Meinung nach die besten und gehaltvollsten Schöpfungen des Novellisten Wildenbruch. In der „Heiligen Frau" macht uns die Pointe, die der Novelle den Namen giebt, und der prachtvoll geschilderte Gegensatz zwischen süd- und norddeutschem Wesen in Bezug auf das Naturell und auch auf die religiöse Anschauung diese Leistung so lieb und wert. Ein junger Jurist lernt in Berlin durch einen Zufall eine Confectioneuse aus München kennen mit dem drastischen, aber charakteristischen Namen Hildegard Hadermierzl. Ich verweile nicht ohne Grund bei diesem Namen, denn er spricht die Doppelnatur des Mädchens aus: das gläubige, andächtige Gefühl in holder Mischung mit dem naiv-kindlichen, lustig-schalkhaften Wesen der Südländerin. „Als brächte von ferne herüber die Luft fremdländischer Blumen bestrickenden Duft", so wundersam berührte den kalten, verschlossenen Preußen die Heiterkeit des Mädchens, deren Arm in dem seinen bebt und die doch dabei allerlei Spässe mit seinem Hündchen treibt. Es entwickelt sich zwischen beiden ein Liebesverhältnis; während das Mädchen an ihm mit rührender Treue hängt, interessiert sie ihn nur wegen ihrer zierlichen, gefälligen Manieren; oft glaubt er das Mädchen wirklich zu lieben und heiraten zu müssen, welchen Gedanken er eine Minute später als hirnverbrannt von sich weist. Der junge Mann macht sein Examen und wird durch die Güte seines Vorgesetzten in das Haus eines reichen, unternehmenden Banquiers eingeführt, der sich für den hoffnungsvollen jungen Mann sehr interessiert und ihm schließlich seine Tochter zur Frau giebt. Die Geschichte besteht eigentlich aus zwei Parallelhandlungen: die eine in der Familie des Banquiers, die andere in der Stube Hildegards; die beiden Handlungen spielen aber sehr kunstvoll ineinander und erzeugen eine tiefe Wirkung. Die Trunkenheit, die ihn im Hause des Banquiers überkommt, und seine plötzlich erwachende Gier nach Geld und Ehre, nach einer plötzlichen und mühelosen Beendigung des Kampfes ums Dasein, daneben sein reines Gefühl für Hildegard, die sehnsüchtig ihn erwartet, aber bald ahnt, daß das Glück ein Ende haben müsse: das alles hat Wildenbruch so tief, anschaulich und ergreifend geschildert, mit so männlicher Leidenschaft, in so glänzender Diktion, daß „Die heilige Frau" mit vollem Recht das Prädikat „klassisch" verdient.

Ein großartiges Drama in novellistischer Form ist „Die Danaide", die eine heldenmütige That aus dem letzten deutsch-französischen Kriege behandelt. Eine Schar deutscher Soldaten quartiert sich für kurze Zeit in einem französischen Ort ein. Die Einwohner beschließen, die verhaßten Krieger durch freundliches Entgegenkommen in Sicherheit zu wiegen, sie aber nach einem Feste, zu dem die Deutschen geladen werden sollten, mitten in der Nacht zu ermorden, ihre Leiber zu verscharren, daß keine Spur mehr von ihnen sichtbar bleibe. Die Schönen des Ortes stellen sich so verliebt als möglich, die Männer zeigen sich den Fremden gefällig, so daß die Soldaten richtig die Einladung, an einem fingierten Hochzeitsfeste teilzunehmen, nicht ausschlagen. Scheinbar sollte eine hübsche junge Witwe an jenem Abende mit einem Deutschenfeinde ärgster Sorte verheiratet werden. Im Hause dieser Frau wird nun ein flotter, fröhlicher Soldat einquartiert, der nicht im geringsten ahnt, welch entsetzliches Los ihm bevorstünde, und dessen frische Jugendlichkeit das Herz der Witwe rührt. In größter Aufregung vergehen ihr die wenigen Tage bis zur Ausführung jener scheußlichen That, alle Qualen eines Mörders spürt sie, und obwohl sie eine echte Französin ist, die ihr Vaterland innig liebt, kann sie es nicht über sich

bringen, den bei ihr wohnenden harmlosen Jüngling, dessen Augen sich mit Thränen füllen, wenn er seiner Mutter und seines Schwesterchens in der fernen Heimat gedenkt, einem so jammervollen Schicksal zu überliefern. Unbeschreiblich ist es, was die Frau leidet, bis sie sich zu dem heroischen Entschluß aufrafft, in ihrem Hause keinen Mord begehen zu lassen. Sie rettet also den jungen Mann, muß sich aber in jener Blut- und Schreckensnacht mit ihm flüchten, um der wahnsinnigen Wut der Bürger zu entgehen. Nun aber wird sie sich der Folgen ihrer That bewußt: sie verriet um eines Fremden willen ihre Landsleute, die dem sicheren Tode durch eine deutsche Kugel entgegengehen, denn der überlebende, von ihr gerettete Krieger muß die furchtbare That anzeigen, sie hat sich also heimatlos gemacht und reitet jetzt an der Seite eines Landesfeindes dahin. Sie giebt sich schließlich den Tod, um den Gewissensbissen über ihre That, die sie doch wieder nicht bereuen kann, zu entgehen. Wie die „Heilige Frau“, so kann auch die „Danaide“ als eine Musternovelle bezeichnet werden hinsichtlich der kraftvollen und psychologisch tiefgehenden Ausführung eines erschütternden Vorfalles. In der Novelle eigentlich kommt Wildenbruch zum vollen Bewußtsein seiner Fähigkeiten, während er sich im Drama so zu sagen oft überschlägt; in der Novelle tritt auch das psychologische Element mehr zu Tage, das im Tumult und Ansturm der Scenen im Drama häufig ganz verschwindet.

Etwas zu breit gehalten erscheint mir „Francesca von Rimini“, die tragische Geschichte eines Liebespaares. Sie leidet — dieser Fehler macht sich übrigens auch an der Heldin im „Astronom“ bemerkbar — an einer etwas gespaltenen und nicht gut ineinander geführten Charakteristik Francescas von Maienberg. Diese tritt uns in dem ersten Teile als eine nüchterne, kluge junge Dame entgegen, von der man kaum glauben mag, daß sie einst der Liebesgram in einer Nacht töten wird; man kann allerdings entgegnen, daß gerade solche spröde Naturen, wenn sie einmal echt lieben, in verzehrender, tödlicher Leidenschaft aufflammen; aber Francesca erscheint in ihrem Schmerzensausbruch und traurigen Ende mehr als die Heldin eines Dramas; auf der Bühne könnte man so raschen Tod eher begreifen. Auch die Gemahlin des Astronomen ist für mich in ihrem letzten Lebensstadium zu theatralisch angelegt. — Francesca von Maienberg verhielt sich sehr spröde den Männern gegenüber, bis ein General von feinsten Manieren, aber beinahe ein Greis, ihr imponiert, dem sie schließlich ihre Hand reicht. Die Ehe hielt ihr nicht, was sie sich von derselben versprochen, und schon droht sie in Resignation und in die Manieren der sogenannten „unverstandenen Frauen“ zu fallen, als sie bemerkt, daß ein schüchterner Lieutenant, der sein großes Talent zur Malerei sehr geheim hält, mit seinen Glutaugen sie verfolgt. Dieser große Künstler in Uniform ist eine vortreffliche und direkt aus dem Leben herausgegriffene Gestalt, wie überhaupt das Leben und Treiben der Offiziere mit seltener drastischer Anschaulichkeit dargestellt ist. Unglückselige Umstände, teilweise durch eigene Schuld und Unvorsichtigkeit, teilweise durch Frivolität und Übermut einiger Offiziere hervorgerufen, bringen die beiden in bedenklichste Beziehung zueinander: Gartenhofen fällt im Duell, und Francesca stirbt vor Herzeleid. Diese Novelle ist gewiß von großer Wirkung, wenn sich auch vom künstlerischen Standpunkte aus mancherlei gewichtige Bedenken gegen die Begründung der Vorgänge erheben lassen. Ein theatralisch affektierter Zug macht sich oft unangenehm bemerkbar auf Kosten der Wahrscheinlichkeit in der Handlung. Was sich aber auch immer gegen diese Novelle sagen läßt, verschwindet angesichts einer so meisterlich und feurig geschilderten Figur des ungeschickten und absonderlichen Lieutenants Gartenhofen mit dem flammenden Künstlerherzen.

Vielleicht die harmonischste und abgerundetste Schöpfung Wildenbruchs ist das trotz der zahlreichen heftig bewegten Sce-

nen liebliche antike Idyll „Der Meister von Tanagra". Jedermann, der im Besitze einer der zierlichen und niedlichen Tanagrafiguren ist, sollte sich auch dies Büchlein, das gewissermaßen einen poetischen Text zu ihnen bildet, anschaffen. Myrtolaos ist der Meister der Tanagrafiguren, und ein seltsames Geschick war es, das ihm die Idee und die Kraft verlieh, in solcher Weise seine Kunst zu zeigen. Umflossen vom Zauberglanz keuscher Poesie ist das Büchlein; etwas Längstvergangenes und uns Fremdes wird dem Leser nahegerückt, und so traulich berührt ihn Myrtolaos' und Hellanodikes Geschick, als wären sie Gestalten aus seiner eigenen Jugendzeit. Ein farbiges kulturhistorisches Bild des alten Athen entrollt Wildenbruch, aus dem Praxiteles und seine Freundin Phryne in vollendeter Lebensähnlichkeit uns entgegenblicken. Phryne und Johanna von Steinberg in der „Herrin ihrer Hand" bilden zwei prächtige Beispiele von antiker und moderner weiblicher Emancipiertheit.

So ideal auch im allgemeinen der „Meister von Tanagra" gehalten ist, finden sich in diesem Werke doch hier und da Spuren von realistischer Schilderung, die, in der „Heiligen Frau" häufiger auftretend, in einigen Novellen zur vollen Geltung kommt, und zwar in „Brunhilde", „Vor den Schranken" und im „Astronom". Wildenbruch ist schließlich nur insoweit „Realist", als es jeder bedeutende Künstler ist und auch sein muß. Doch einzelne sogenannte sehr starke Stellen verraten, daß Wildenbruch auch vor dem Bedenklichsten nicht zurückschreckt, und diese Verwegenheit, Rücksichtslosigkeit der Darstellung bekundet eben auch bei ihm jenen allmächtigen Einfluß der ausländischen modernen Realisten, unter deren Banne eine Anzahl von deutschen Schriftstellern steht. „Brunhilde" ist übrigens weniger das Werk eines berechtigten Realismus, als der Ausfluß einer wilden, überschäumenden Phantasie. Ein gigantisches, schreckhaft großes Weib, das vor den Augen des Publikums die unglaublichsten Athletenkunststücke ausführt, die reißendsten Tiere geradezu am Gängelbande führt, liebt einen schmächtigen, stillen jungen Mann, den sie aus einer entsetzlichen Situation befreit hat. Ein Panther ist der Menagerie entsprungen und hält sich an einer Stelle des Korridors auf, die der junge Mann passieren muß, wenn er in seine Wohnung gelangen will. Zu spät bemerkt er in der Dunkelheit die dräuende Gefahr; er, der sich stets gefürchtet, einer der zahlreichen Katzen des Hauses, vor denen er stets Abscheu empfand, zu begegnen, steht nun vor einem Panther und darf keinen Schritt zurück, wenn ihm sein Leben lieb ist. Diese Scene hat Wildenbruch mit einer Meisterschaft dargestellt, um die man ihn wirklich beneiden könnte. Aber sie ist auch das Beste an der Novelle. Was nun kommt, ist zwar sehr reich an dichterischen Feinheiten, stößt aber ab wegen seines grellen, wahnwitzigen Inhaltes. Brunhilde befreit ihn; dieses Riesenweib, das einen grotesk-komischen Anblick gewährt, besitzt eine verschüchterte Kinderseele; aber die Lachlust der Menschen hat in ihr eine grenzenlose Verbitterung erweckt, und zur Zeit, als sie in der Handlung auftritt, ist sie ein seltsames Gemisch von weicher Sehnsucht, zigeunerhaftem Aberglauben, tierischer Wollust und hysterischer Verrücktheit. Die Geschichte endet mit blutiger Tragik, und das war ein großer künstlerischer Mißgriff. Das Weib, das auf den jungen Studenten thatsächlich und begreiflicherweise einen unheimlichen, lähmenden Eindruck ausübte, darf in seinem Leben nur ein pikantes Intermezzo bilden, aber ihm nicht zum tragischen Verhängnis werden. Ein glücklicher Ausgang für ihn hätte der grauenhaften Geschichte die Spitze abgebrochen und den Kunstwert derselben gesteigert. Wildenbruchs Darstellungstalent feiert in der „Brunhilde" einen wahren Triumph und gerade dadurch treten die Schattenseiten des Inhalts um so dunkler hervor.

Ebenfalls von grellen Effekten durchzuckt ist „Vor den Schranken", eine Art Kriminalnovelle. Auch hier greift ein un-

scheinbarer, linkischer Mensch mächtig in die Handlung ein, in der ein Verbrecher und seine Geliebte das Hauptinteresse in Anspruch nehmen. Ein Räuber, dessen Unthaten meilenweit die Leute in hellsten Schrecken versetzten, wird endlich eingefangen, aber mit ihm zugleich ein überall wohlgelittenes, armes, bescheidenes Mädchen, das sich als seine Geliebte und Verkäuferin der von ihm gestohlenen Gegenstände entpuppt. Der Fall liegt so klar und die Verurteilung der beiden ist für den Gerichtshof so unabwendbar, daß er zum Verteidiger einen Juristen bestellt, der es nur der Gunst eines Vorgesetzten zu danken hat, daß er im Amte noch geduldet wird. In seine schönen, seelenvollen Augen ist die Tochter des Vorgesetzten verliebt, und sie weiß wohl, daß der teure, bespöttelte Mann mehr vermag, als man ihm allgemein zutraut. Mit Feuereifer geht dieser an die Untersuchung der Akten, der Fall erscheint ihm immer interessanter, namentlich der Umstand, daß ein Ausbund der Menschheit noch im stande gewesen, ein weibliches Wesen in treuer Liebe an sich zu ketten. Er verhört die Gefangene, sie macht auf ihn den besten Eindruck, durch ihr Geständnis, ihr Benehmen, ihr Äußeres. Am Tage der Verhandlung sollte die Stadt eine seltsame Enttäuschung erleben: der schüchterne Verteidiger hält eine Rede voll flammender Gewalt, beseelt von der Überzeugung, daß die Angeklagte unschuldig sei, daß sich Begeisterung und Rührung der Richter wie der Zuhörer bemächtigen und das Mädchen freigesprochen wird. Der Räuber wird zu einigen Jahren Zuchthaus verurteilt, entspringt aber und tötet in rasender Eifersucht vor den Augen ihres Verteidigers die Geliebte. Das Ganze ist eine Leistung, welche unseren Respekt verdient; in einzelnen Teilen erschütternd, sogar hinreißend, ist „Vor den Schranken“ doch zu kraß, um uns in edler Weise zu bewegen; das Ungeheuerliche, Niederdrückende der Situation liegt wie ein Alp auf uns und läßt uns erst aufatmen, als das arme Mädchen durch einen wenn auch entsetzlichen Tod aus ihrer elenden Lage befreit wurde.

„Der Astronom“ erschien in diesen Blättern und eine nähere Inhaltsangabe ist daher überflüssig. Wie ich schon früher einmal andeutete, ist der Übergang in der Charakteristik Lucies von der klugen und blasiert-verwöhnten Großstädterin zum dämonisch liebenden Weibe nicht sonderlich gut geraten, und der Schluß der Geschichte hat dadurch oft den Anstrich eines gewöhnlichen Theatereffekts gewonnen. Desto herrlicher ist Wildenbruch die Figur des Bruders des Astronomen gelungen, dieses verschlossenen Jünglings, der mich oft an Bruno in Spielhagens „Problematische Naturen“, ohne daß die beiden Ähnlichkeit miteinander besitzen, erinnerte. Auch der Astronom ist trotz seiner Eigenheiten ein begreiflicher und uns interessierender Charakter. Die Buchausgabe dieser Novelle weist einige so feurige erotische Stellen auf, die teils an Heinses „Ardhingello“, teils an die entschiedensten Naturalisten gemahnen; aber ferne sei es von uns, Wildenbruch darob zu tadeln, gerade dadurch wird der Astronom um so glaubhafter, die verzehrende Leidenschaft Lucies um so natürlicher, und, was das wichtigste ist, Wildenbruch verletzt nie, und die poetische Schönheit seiner Arbeit wird nie durch solche Stellen befleckt.

Eine Geschichte aus alter märkischer Zeit ist das „Riechbüchschen“, die in ihrer knappen und markigen Darstellung sowie wegen des rührenden Inhalts sich namentlich den Beifall der Frauenwelt erringen wird. Viel bedeutender dünken uns indes die „Kinderthränen“. Es bereitet einen eigentümlichen Genuß, dem Dichter des Theatereffekts, des dramatischen Tumults, dem Sänger der Helden- und Waffenthaten nun als Kinderpoeten zu begegnen. Wildenbruch hat tief in das Herz eines Kindes geblickt. „Ich weiß wohl,“ sagt er, „wie die Mehrzahl der Erwachsenen an den Thränen der Kinder vorübergeht, lächelnd oder ärgerlich und voll Ungeduld. Sie glauben nicht an die Schmerzen der jungen Seelen, weil sie die Kinder nicht

kennen. Kinder sind wie die Blumen, sie können nicht zu uns herauf, wir müssen uns zu ihnen niederbeugen, wenn wir sie erkennen wollen." „Der Letzte" heißt eine Erzählung, in der von einem herzbrechenden Leid eines Kindes, dessen Geschwister alle von einer Krankheit hingerafft wurden, berichtet wird. Es wandelt gewissermaßen für seinen Vater nur als quälende Erinnerung an dessen tote Lieblinge auf Erden herum; tief spürt dies das Kind, rührend und beängstigend sind seine Schmerzensausbrüche; auf rätselhafte Weise verschwindet der Kleine, wahrscheinlich hat er sich ins Wasser gestürzt. Ist der Selbstmord eines Kindes außerordentlich selten und nimmt er in einer Geschichte sich gewöhnlich unglaubwürdig aus — in diesem Falle glauben wir an einen Selbstmord, den das unglückselige Kind verübte.

* *
*

Auch als Epiker und Lyriker ist Wildenbruch aufgetreten mit seinen „Söhnen der Sibyllen und Nornen", seinen Heldenliedern „Vionville", „Sedan" und ferner „Lieder und Balladen", welch letztere seine Physiognomie in bedeutsamer Weise ergänzen. Das erste ist eine, wenn man so sagen kann, politisch-mythologisch-patriotische Dichtung, voll Schwung und Gedankenreichtum, aber ohne Plastik, die Handlung wird erstickt vom Wust der Bilder und vom Wortschwall. Es macht sich auch sehr unschön, daß die Lücken der Dichtung von Prosa-Kommentaren ausgefüllt werden. Diese Jugendarbeit läßt nirgend auf die große plastische Kunst schließen, über die der Autor später verfügt. Ebensowenig könnte ich mich mit den Schlachtgesängen befreunden. Es sind militärische Messiaden in ihrer Weihe und Bilderpracht; oft aber gewinnen sie den Charakter einer gereimten Chronik, der uns auch in einzelnen Partien der großartigen „Völkerwanderung" von Hermann Lingg so anödete. Wie der Pulverdampf über dem Schlachtfeld in dichten Massen liegt, daß die Streitenden kaum Freund von Feind unterscheiden können, so verhüllt eine schwere Menge von Bildern die Situation, daß man sich von den Vorgängen in diesen Dichtungen gar keine rechte Vorstellung machen kann. Erst zur rechten Würdigung Wildenbruchs als Lyriker und Epiker gelangt man bei der Lektüre der „Lieder und Balladen". Selbstverständlich darf man sich ihn nicht als weichen und thränenseligen Minnepoeten vorstellen — wenn er seine Gefühle in lyrische Form gießt, so thut er es stets als Mann und nicht als weibischer Reimschmied. Sein Liederbuch macht einen hochbedeutenden Eindruck: die lyrischen Gedichte schon deshalb, weil sie sich an keine Muster anlehnen und als offenherzige dichterische Beichte eines hervorragenden Mannes zu gelten haben, der mit fingierten Stimmungen nicht flunkert, sondern ehrlich sein tiefstes Wesen offenbart; die Balladen hingegen wegen ihres starken dichterischen Gehaltes und ihrer herrlichen Formschönheit. In diesen Balladen kommt das dramatische Naturell Wildenbruchs überaus lebhaft zum Vorschein, jede einzelne ist eigentlich eine dramatische Scene, die den Deklamator zur Reproduktion unwiderstehlich anlockt. Einige derselben gemahnen in ihren volkstümlichen Wendungen an Bürger, in ihrer Straffheit an Uhland, aber bei keinem der beiden Dichter bricht ein gewisses elementares Element als ein reißender Strom hervor, wie dieses bei Wildenbruch der Fall ist. Man lese z. B. „Schön-Adelheid" oder das „Hexenlied", ein grandioses Stück Poesie! Zu bedauern ist nur, daß die Komposition in letzterem Gedicht etwas zerfahren ist, wenn wir auch die Schwierigkeit einsehen, welche die Behandlung gerade dieses Stoffes dem Autor bereitete. Trotz dieses Fehlers gehört das „Hexenlied" zu den hinreißendsten epischen Erzählungen der gesamten deutschen Litteratur. Leugnen dürfen wir auch nicht, daß einige Balladen uns zu fremdartig berührt haben, als wären sie keinem Herzensbedürfnis des Dichters entsprossen, sondern mehr seinem klügelnden Verstande.

So stehen z. B. „Das Gespräch der Felsen“ oder „Orpheus' Gesang vor Pluto“ tief unter dem „Hexenliede“. Doch wollen wir mit dem Dichter, der uns mit einigen der schönsten Balladen in deutscher Sprache beschenkte, nicht wegen einzelner weniger gelungenen Sachen rechten.

* * *

Wenn man bedenkt, welch stattliche Reihe von Bänden Ernst v. Wildenbruch binnen wenigen Jahren veröffentlichte, so kann man sich einer reinen Freude über die Produktivität des Künstlers hingeben, denn es ist nicht der gärende Schaffensdrang eines Jünglings, sondern die ernste zielbewußte Arbeit des ausgereiften Dichters. Welche Bedeutung Wildenbruchs Werke für die Zukunft unserer Litteratur haben werden, das läßt sich schwer bestimmen; nicht aus dem Grunde, weil Wildenbruch noch mitten in seiner Schaffenskraft steht: seine Physiognomie ist bereits jetzt schon eine scharf begrenzte, und ich glaube nicht, daß sie sich später mehr ändern wird — sondern weil wir die künftige Gestaltung unserer Litteratur nicht ermessen und in keiner Weise den Einfluß abwägen können, den Wildenbruch auf dieselbe ausüben wird. Es ist merkwürdig, daß man bei Wildenbruch kein organisches Wachsen seines Talentes, keinen Fortschritt in seinem Schaffen konstatieren kann. So, wie er mit seinem „Harold“ aufgetreten, so ist er in all seiner Individualität nach der positiven und negativen Seite hin geblieben bis zum Erscheinen seines letzten Werkes, des „Fürsten von Verona“. Nur der Abstand zwischen den „Söhnen der Sibyllen und Nornen“ und dem „Harold“ läßt erkennen, daß der Dichter wenigstens einmal eine Periode größten Fortschrittes hatte. Nicht in der Bildungsunfähigkeit, sondern in der Anlage seines Talentes selbst muß der Grund dieser Erscheinung gesucht werden, abgesehen von dem Umstand, daß wir Wildenbruch als Dichter kennen lernten, als er längst in das Mannesalter getreten war.

Reich und bedeutend ist die Schaffenskraft des Dichters, der so vielen interessanten Gestalten Leben verlieh: die wackeren und thatkräftigen, ritterlichen Vaterlandshelden: Harold, Wimar Knecht, Ferdinand von Ingersleben, Wala, die merkwürdigen dämonischen Menschen wie Bruno, Valentin Bergmann, Scaramello, Abdallah, Bernhard von Barcelona, Christoph Marlow, die hochherzigen, edlen und lieblichen Frauenwesen Johanna von Steinberg, Hildegard, Reine Gouyon, Francesca von Maienberg, Phryne, Lucie, die unglücklichen Königinnen Gytha und Judith ziehen an unserem geistigen Auge vorüber und gemahnen an Hunderte von großartigen, sinnigen und erschütternden Scenen. Als Dramatiker leistet er Großes, als Novellist oft das Größte, als Balladendichter reiht er sich den besten unserer Poeten an; verschiedenartig ist die Wirkung seiner Werke auf uns: er hält in atemloser Spannung, er zwingt zur Bewunderung, macht das Herz rascher schlagen, reißt uns hin zu Thränen, und selbst wo er uns abstößt oder kalt läßt, vergessen wir niemals, daß wir einen echten Dichter vor uns haben, einen Dichter, der nie müde wird, die Schönheit seines Vaterlandes zu preisen und die Helden, welche ihm ihr Leben opferten, zu verherrlichen, der in unserer materiellen Zeit stets die höchsten und idealsten Ziele der Kunst verfolgt und dessen Wesen volle, ernste Männlichkeit bedeutet.

Eine Reise auf dem Orinoco.

Von der Mündung bis nach Ciudad Bolivar (Angostura).

Von

Friedrich J. Pajeken.

Nach einer neunundneunzigtägigen Reise auf der alten Brigg „Angostura", deren Trümmer jetzt längst durch die Wogen des Meeres nach allen Windrichtungen zerstreut sind, ertönten endlich eines Nachmittages die ersehnten Worte: „Land in Sicht!" und nach genauer Prüfung zeigte sich wirklich am westlichen Horizont ein kaum erkennbarer, schmaler Streifen.

Endlich Land!

Eine gefahrvolle Reise lag hinter uns; das Schiffsjournal konnte davon Zeugnis ablegen, denn mit „Sturm" war das Wetter des zweiten Tages nach der Abfahrt von Bremerhaven schon darin verzeichnet, und dann folgten dreißig Tage hintereinander: „sturmartiger Wind, schwere Böen, orkanartiger Sturm" u. s. w. Ein schwerer Orkan beschloß am dreißigsten Tage dieses Unwetter, welches uns nach Norden um England bis zu dem zweiundsechzigsten Grad nördlicher Breite hinaufgetrieben hatte. Von da ab war der Wind günstig, und nach wenigen Wochen erreichten wir den Passat. Die großen, breiten Leesegel wurden nun befestigt, und eine unveränderte östliche Brise bewegte das Schiff über das beinahe spiegelglatte, durch eine leichte Dünung wogende Meer.

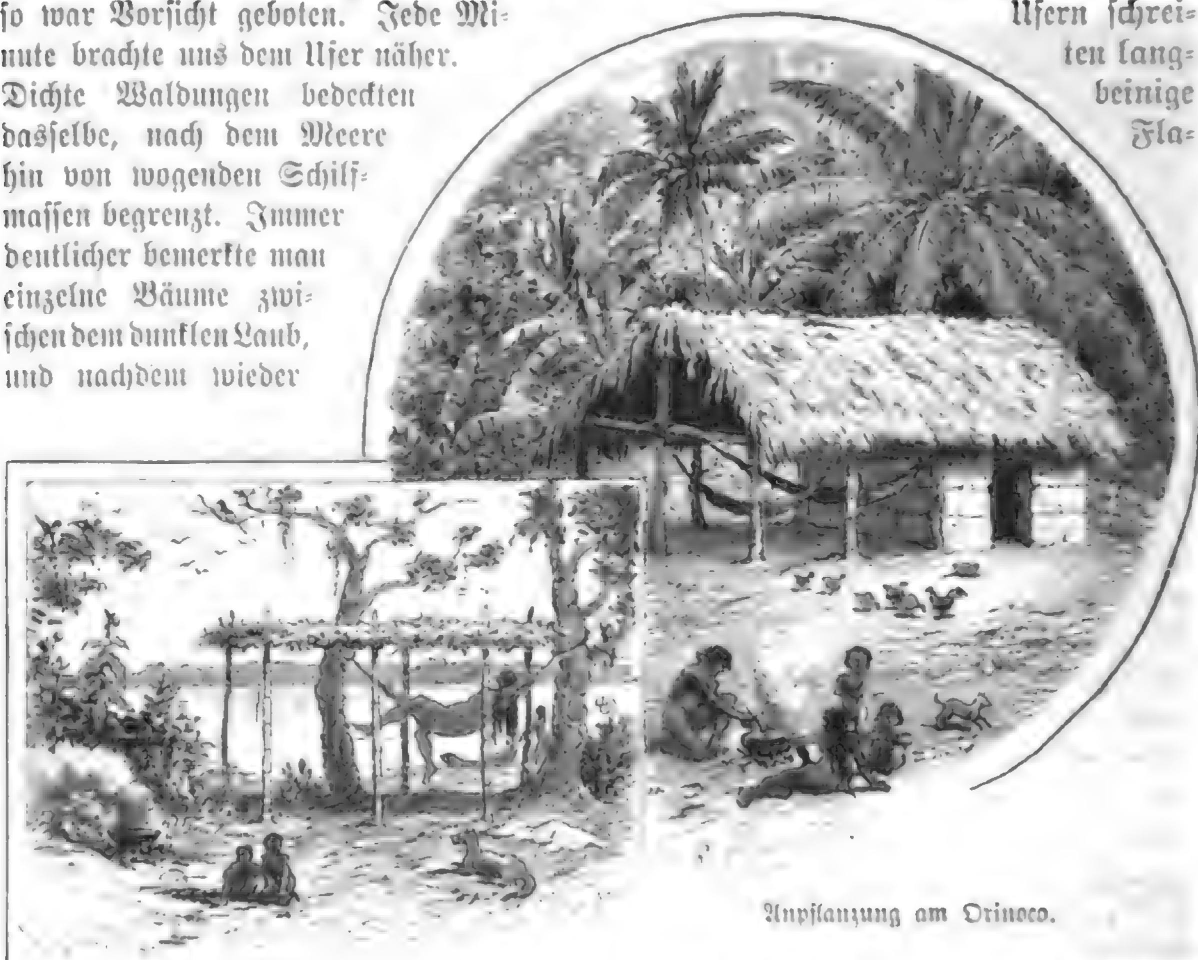
Nur ein geübtes Seemannsauge vermochte Land in dem schmalen, dunklen Streifen zu erkennen, welcher dort vor uns lag, bis derselbe sich immer deutlicher vom Horizont abhob.

Auf der Back hatte ich es mir bequem gemacht, und nach etwa einer Stunde erkannte ich eine mit Palmen bewachsene Landzunge, die sich weit nach Norden in das Meer hinaus erstreckte.

Das soeben noch durchsichtig klare Wasser nahm plötzlich, wie abgeschnitten, eine dunkelgrüne und wieder nach einer Weile eine schmutziggelbe Färbung an. Der Kapitän erklärte mir, daß wir uns bereits im Flußwasser befänden; zur Zeit der Ebbe strömt dasselbe bis weit in das Meer hinaus.

Neben mir arbeiteten der Steuermann und der Bootsmann mit dem Lot. Eine

Tiefe von zwölf bis fünfzehn Fuß bildet die Einfahrt in den Orinoco, und da die „Angostura“ elf Fuß Tiefgang besaß, so war Vorsicht geboten. Jede Minute brachte uns dem Ufer näher. Dichte Waldungen bedeckten dasselbe, nach dem Meere hin von wogenden Schilfmassen begrenzt. Immer deutlicher bemerkte man einzelne Bäume zwischen dem dunklen Laub, und nachdem wieder



Anpflanzung am Orinoco.

Indianerhütte am Orinoco.

etwa eine Stunde vergangen war, segelten wir in eine der vielen Mündungen des Orinoco ein.

Ein undurchdringliches Dickicht bedeckt die Ufer an beiden Seiten des Stromes, aus dem die Bäume des Urwaldes hoch emporragen. Bis weit über den Wasserspiegel strecken sie ihre mächtigen Zweige aus, von denen lange, faserige Schlinggewächse, vom Winde hin- und hergetrieben, tief herabhängen.

Eine feierliche Stille herrscht zwischen diesen riesenhaften Waldmauern, nur die Wellen plätschern leise an den Bug des Schiffes, welches sich langsam weiter bewegt.

Die frische, kühlende Luft des Meeres hat einer gewissen Schwüle Platz gemacht, und doch atmet der Mensch mit vollen Zügen die duftende, kräftige Atmosphäre ein, welche ihn auf einmal umgiebt und die wunderbar belebend auf ihn einwirkt.

Dicht an den Ufern schreiten langbeinige Flamingos im Wasser umher. Deutlich hebt sich die hellrosa Farbe ihres Gefieders von dem dunklen Hintergrunde ab.

Vereinzelt tönt jetzt aus dem Walde das Geschrei eines Papageien oder Pfefferfressers zu uns herüber. Vielleicht hat das Schiff mit den vielen Segeln, welches in der einsamen Laubstraße leicht durch die Flut dahingleitet, die Vögel aus ihrer Ruhe aufgeschreckt.

Eine halbe Stunde mochten wir den Strom hinaufgesegelt sein, da zeigte sich an einer Biegung nahe dem Ufer ein vor Anker liegendes, abgetakeltes Fahrzeug. Als wir näher kamen, wurde es auf dem Deck desselben lebendig. Nach einer kurzen Weile stieß ein kleines Boot von dem Schiffe ab und steuerte rasch auf uns zu.

Von unserem Kapitän erfuhr ich, daß jenes Fahrzeug die Station der Lotsen sei, von der wir jetzt einen der Leute an Bord nehmen würden.

In dem Boote befanden sich fünf dun-

lederfarbige Männer, von denen vier halbnackt waren. Ihre Kleidung bestand aus einem kurzen Beinkleid und einem breitrandigen, von Schilf geflochtenen Hut. Der fünfte Mann war klein und dick. Er trug weiße, lange Beinkleider, ein wollenes Hemd und darüber eine Tuchjacke. Den Kopf bedeckte ein gleicher Hut wie bei den anderen Leuten.

Als man das Boot an der Seite der „Magdalena“ befestigt hatte, kletterte der Kleine an einer Strickleiter behende zu uns empor, und aus den Worten des Kapitäns, mit denen er den Dicken lebhaft begrüßte, hörte ich, daß dieser ein alter Bekannter von ihm sei. Auch „Don Pedro“, wie der Kleine sich nannte, freute sich ungemein, seinen Freund wiederzusehen. Der Kapitän fuhr schon viele Jahre nach Ciudad Bolivar, und oft hatte sich in dieser Zeit die Gelegenheit geboten, daß Don Pedro das Schiff den Strom hinauf oder von der Stadt zu der Mündung geleitet.

Der Lotse war ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren mit schlichtem, an den Schläfen ergrautem Haar. Lebhafte schwarze Augen blickten aus dem bartlosen, dunkelbraunen Gesichte hervor, und wenn der Mund sich zum Lächeln verzog, was häufig der Fall war, wurden zwischen den wenig aufgeworfenen Lippen schneeweiße Zähne sichtbar.

Don Pedro ging sofort an die Arbeit, das heißt, er stellte sich an der Bank auf und entzündete eine Zigarre, welche der Kapitän ihm gab. Als er dieselbe in kurzer Zeit bis auf einen kleinen Rest aufgeraucht hatte, drehte er sich bedächtig um und rief mit lauter Stimme: „Nehmt de Seils weg, un lat den Anker fallen!“

Stumm vor Erstaunen starrte ich den Braunen an. Seine Kommandoworte klangen in der plattdeutschen Sprache so rein, als habe er in seinem Leben nichts anderes gesprochen. Während sich nun unsere Leute, ebenso verwundert wie ich, daran machten, die Segel einzuziehen und den Anker zu lösen, sagte Don Pedro lachend hier: „Tun, Jungens! Da bist Ihr? De Arbeit sind ji woll nich mehr gewesst?!“ Nach einer kurzen Weile rasselte der Anker in die Tiefe.

Indianer des Innern.

Don Pedro erzählte von dem Kapitän,

welcher die spanische Sprache vollkommen beherrschte, daß die Lotsen auf der Station schon seit Wochen keinen Proviant mehr besäßen, und bat, den Männern, welche ihn an Bord brachten, etwas Reis, Bohnen und Pökelfleisch zu verabreichen.

Der Kapitän sprach sofort mit dem Koch, und dieser lieferte die Sachen den Lotsen aus, welche sich dann vergnügt den Strom abwärts treiben ließen. Mir sagte der Kapitän, daß diese Bettelei an der Tagesordnung sei; von der Stadt würde für die Leute nie hinreichend gesorgt, die vorüberfahrenden Schiffe hätten stets diesen Tribut zu zahlen.

Fritz, unser Schiffsjunge, trat jetzt schüchtern auf mich zu und fragte, ob die farbigen Menschen hier im Lande alle Plattdeutsch verständen.

„Natürlich!“ antwortete der Kapitän schmunzelnd statt meiner. Dann flüsterte er Don Pedro einige Worte zu.

„Jung, is dat Eten all klar?“ wandte sich dieser lachend an Fritz.

„Ja, Herr!“ stotterte der Junge und wich scheu zurück.

„Na, denn verget de Botter ok nich!“ fügte Don Pedro hinzu.

„Ne, Herr!“ versetzte Fritz, indem er rasch nach der Kambüse lief. Nun war er überzeugt, daß er richtig vermutet hatte.

An den Ufern ertönte jetzt vielfaches Geschrei und Gekrächze, und überall sah man bunte Papageien von einer Seite des Flusses zur anderen fliegen.

Hinter den westlichen Urwäldern war die Sonne verschwunden, und lange, bis zum Zenith aufflammende Strahlen verkündeten ihren Untergang. Wenige Minuten darauf wurde es rasch zunehmend dunkel, und etwa fünfzehn Minuten später leuchteten tausend und abertausend Sterne vom Himmel auf uns herab.

In den Tropen kennt man keine anhaltende Dämmerung beim Aufgange und Untergange der Sonne, wie wir sie in den nördlichen Zonen gewohnt sind. Auf See war mir das nie so sehr aufgefallen wie hier zwischen den uns umgebenden Wäldern.

Das Geschrei der Vögel und anderen Tiere, welches, je tiefer die Sonne sank, mehr und mehr zugenommen hatte, war plötzlich verstummt. Mit dem entschwundenen Tageslicht war überall eine vollständige Ruhe eingetreten.

Der Kapitän, Don Pedro und ich gingen nun in die Kajüte, wo das Abendessen für uns bereit stand.

Der Lotse speiste mit sichtlichem Behagen und entwickelte einen Appetit, als habe er seit mehreren Tagen nichts zu sich genommen. Das störte ihn jedoch nicht, sich lebhaft zu unterhalten, und dabei erfuhr ich, daß der ganze plattdeutsche Sprachschatz Don Pedros in den wenigen Worten bestand, die er vorher mit so großer Wirkung gebrauchte. Er hatte dieselben im Laufe der Jahre auf den Bremer und Hamburger Schiffen gelernt.

Nach der Mahlzeit verfügte ich mich wieder auf Deck. Die unzähligen Sterne verbreiteten eine derartige Helle, daß die Ufer an beiden Seiten des Stromes, auf dessen Mitte wir vor Anker lagen, deutlich zu erkennen waren. Zwischen dem dunklen Laub schwirrten Tausende von Glühkäfern umher. Gleich Funken stoben sie, hier und dort feuriger aufleuchtend, durcheinander. Oft kamen sie bis zu uns herüber und tummelten sich im Takelwerk des Schiffes.

Bisweilen wurde die Stille durch das Schnarchen der Süßwasser-Delphine unterbrochen, welche sich während der trockenen Jahreszeit in großen Scharen im Delta des Orinoco aufhalten. Steigt in der Regenzeit das Wasser, dann ziehen die Tiere weit den Strom hinauf.

Plötzlich ertönte in der Ferne ein Geräusch wie das Rollen eines über eine Brücke fahrenden Eisenbahnzuges. Im selben Augenblick schon war es ganz nahe im Walde, und nun vernahm ich deutlich das einförmig jammernde Geheul vieler Stimmen. Gleich darauf rollte es von neuem wie aus weiter Ferne. Es waren Brüllaffen, welche ihren nächtlichen Umzug hielten, und wohl eine halbe Stunde lang hörte man ihr Geschrei.

Da in der Kajüte eine derartig drückende Hitze herrschte, daß dort an ein Schlafen nicht zu denken war, befestigten der Kapitän und ich unsere Hängematten auf dem erhöhten Hinterdeck.

Gegen elf Uhr tauchte der Mond über die östliche Laubwand hervor, und beinahe tageshell verbreitete er sein magisches Licht, welches sich in den kräuselnden Wellen silbern glitzernd abspiegelte.

Endlich mußte ich doch eingeschlummert sein, denn plötzlich wurde ich unsanft durch einen wüsten Lärm aufgeschreckt. Wildes Tiergeschrei durchtobte den Wald am südlichen Flußufer. Das abgesetzte Geheul des Tigers ertönte, welcher vielleicht den Tapir oder das Nabelschwein verfolgte, und flüchtend brechen diese durch das holzartige Buschwerk. Aus ihrer Ruhe aufgestört, mischen sich die Affen in das Geschrei, und indem sie ängstlich Schutz suchend höher klettern, wecken sie die dicht nebeneinander schlafenden Papageien und übrigen Vögel, welche nun ebenfalls ihre krächzenden Stimmen erschallen lassen. Die ganze Tierwelt schien erwacht und in Aufregung zu sein, und eine geraume Zeit verging, bis wieder die vorherige Stille eintrat. Als ich nach mehreren Stunden wieder die Augen aufschlug, zeigte sich am östlichen Himmel ein lichter Schein, welcher an Ausdehnung rasch mehr und mehr zunahm, während feurige Strahlen blitzschnell daraus hervorschossen. Die Sterne erblaßten, und hell und heller wurde es mit jeder Sekunde.

Gleichzeitig erhob sich ein Kreischen, Pfeifen, Flöten, Rasseln von unzähligen Tierstimmen. Grüne, große und kleine Papageien, buntgefiederte Aras flogen mit lautem Gekrächze von einem Ufer zum anderen. Im Unterholz dicht am Wasser knackten und knisterten die Zweige. Einige Nabelschweine drängten sich durch das Gestrüppe, doch als sie das Schiff erblickten, liefen sie eilig zurück.

Mehrere Affen sprangen keck von Zweig zu Zweig und schaukelten sich schreiend an den herabhängenden langen Schlinggewächsen.

Auch die Geruchsnerven verspürten eine Veränderung der Luft. Es war, als wenn dieselbe plötzlich von dem Duft vieler Tausende von Blüten geschwängert wurde.

Für einen Augenblick kräuselte eine leichte östliche Brise den Wasserspiegel, und rauschend glitt sie durch die Blätter der Bäume.

Der junge Morgen hatte die ganze Natur wie mit einem Zauberschlage erweckt, und aufjauchzend begrüßte alles den frischen Tag. Rascher wie die Sonne am Abend im Westen verschwand, tauchte sie jetzt im Osten wieder auf.

Auch an Bord war es mittlerweile lebendig geworden. Der Kapitän stand bewundernd neben mir, und die Mannschaft schaute, über die Reling gebeugt, ebenfalls nach den bunt bewegten Ufern. Aus dem Schornstein der Kambüse wirbelte Rauch, ein Zeichen, daß der Koch sich bereits mit dem Morgenimbiß beschäftigte. Nur Don Pedro lag noch schnarchend in seiner Hängematte, und als einer der Leute, welcher bei ihm vorüberkam, ihn unvorsichtig anstieß, murmelte er einige spanische Worte durch die Zähne, schwenkte sich gewandt auf die andere Seite und schlief weiter.

Als der Koch bald darauf meldete, daß das Essen fertig sei, verfügten der Kapitän und ich uns in die Kajüte. Währenddessen setzte die Mannschaft unsere beiden Boote über Bord und brachte darin Riemen und Anker in Ordnung. Mit Vergnügen hörte ich von dem Kapitän, daß er beabsichtige, in einem der Boote den Fluß hinaufzufahren und die Zeit durch die Jagd auszunutzen, bis die Brigg uns mit der gewöhnlich gegen Mittag aufkommenden Brise wieder einholen würde. Nach der Mahlzeit holten wir unsere Flinten und Jagdgeräte herbei, und fünf Minuten später stießen wir in dem kleineren Boote von unserem Schiffe ab. Zwei Leute von der Mannschaft ruderten, und der Kapitän führte das Steuer. Rasch ging es dem Ufer zu, und als wir uns in unmittelbarer Nähe desselben befanden, fuhren wir langsam stromaufwärts.

Ein Betreten des Urwaldes wäre unausführbar gewesen, denn selbst mit der Axt hätte man sich kaum einen Weg bahnen können. Jetzt erst vermochte man die ganze Undurchdringlichkeit des Unterholzes zu ermessen. Lange, strickförmige Schlinggewächse klettern und ranken vom Boden auf und klammern sich an die vorgestreckten Zweige der Bäume. Die Zwischenräume werden durch strauchartige, holzige Gewächse ausgefüllt, deren Äste, wild durcheinander geschlungen, mit dem sie überwuchernden Laub eine dichte Wand bilden.

Und immer neue Gestaltungen bietet diese Wand, welche schon durch die sie hier und dort bedeckende Blütenpracht oder durch die vielfachen buntfarbigen Schattierungen der verschiedenartigsten Blätter den Blick fesselt. Dann und wann neigt sich ein Baum aus dem Dickicht schräg über das Wasser, auf dessen Stamm langblätterige, feuerrot blühende Orchideen wuchern, und von den hohen Zweigen hängen wie ein Büschel wallender Haare, durch den leisesten Windzug hin- und herwogend, lange Wurzeln herab, welche für die daran haftenden Pflanzen aus der Luft die Feuchtigkeit saugen.

Rauchender Guarano-Indianer.

Eine halbe Stunde mochten wir den Fluß hinaufgefahren sein, als wir bei einer Biegung eine Anzahl Affen bemerkten, welche ein entsetzliches Geschrei anstimmten, als sie unserer ansichtig wurden. Sie ergriffen jedoch nicht die Flucht, sondern hüpften vor uns behende von Zweig zu Zweig und fletschten wütend ihre Zähne, als wir näher kamen. Der Kapitän schoß, und eins der Tiere fiel getroffen von der Höhe herab in den Fluß. Einen Augenblick saßen die übrigen Affen wie betäubt; dann sprangen sie in langen Sätzen über die Äste davon, und gleich darauf waren sie im Dickicht verschwunden.

Das arme getroffene Tier jammerte wie ein kleines Kind, als es aus dem Wasser gezogen wurde; es war kläglich anzuhören, und rasch machte ich den Qualen durch einen Schlag mit dem Kolben meiner Flinte ein Ende.

Der Anfang der Jagd war gemacht, und jetzt folgte Schuß auf Schuß. Verschiedene Papageien und ein Pfefferfresser wurden erlegt, aber nach und nach zogen sich die Tiere, durch die vielen Schüsse erschreckt, deren Echo vom jenseitigen Ufer vielfach wiederhallte, mehr und mehr zurück, und oft verging eine geraume Zeit, bis wir wieder irgend ein lebendes Wesen erblickten, das zu besitzen der Mühe wert gewesen wäre.

Immer höher stieg die Sonne am Himmel, und immer glühender sandte sie ihre Strahlen auf uns herab.

Sehr willkommen war es uns daher, als sich nach einer Weile plötzlich das Ufer teilte und wir einen schmalen Flußarm bemerkten, welcher sich im Dickicht verlor. Der Kapitän steuerte darauf zu,

um die ersehnte Kühlung unter dem schattigen Laubdach zu suchen, das sich dicht über unseren Häuptern wölbte und kaum das Tageslicht durchließ.

Von ein paar kräftigen Ruderschlägen angetrieben, schoß das Boot schnell auf der schmalen Wasserstraße dahin; dann ließen die beiden Männer ermattet die Riemen sinken, und erleichtert atmeten wir auf in der frischen, feuchten Luft, die uns jetzt umgab.

Aber nur einen Augenblick sollte die Freude dauern, denn auf einmal schwirrte und summte es um uns her, und im Gesicht und auf den Händen fühlten wir schmerzhafte Stiche. Immer heftiger wurden wir von den Stechfliegen und Moskitos angegriffen. Kein Umsichschlagen und Tücherschwenken half dagegen, zu Tausenden drangen die Tiere auf uns ein. Vor uns zeigte sich eine lichte Öffnung. „Rudert vorwärts!“ rief der Kapitän. Schon hatten die Leute ihre Riemen wieder zur Hand genommen, und rasch bewegten wir uns weiter, von den stechenden Insekten verfolgt.

Endlich zerteilte sich das Dickicht, und blendend leuchtete uns die glühende Sonne von neuem entgegen.

Wir befanden uns auf einer jener von dichtem Wald begrenzten, mit Schilf und Blättern bewachsenen Lagunen, wie sie in der Nähe des Orinoco, mit diesem durch kleine Flußarme verbunden, häufig vorkommen.

Das eben noch so ruhige Wasser bewegte sich plötzlich überall, und an verschiedenen Stellen sah man dunkle Körper unter der Oberfläche verschwinden. Das Schilf an den Ufern rauschte, und aus dem Gestrüppe des Unterholzes drang das Geheul eines Tigers an unser Ohr. Es klang wie Groll, daß wir es

Guarano Indianer.

gewagt hatten, die Waldeseinsamkeit zu stören.

Die Wärme schien hier noch stärker zu sein als vorher auf dem Fluß. Drückend und bleischwer war die Luft, und, nach Atem ringend, hatte man das Gefühl, als solle man ersticken in dieser dicken, dunstgeschwängerten Atmosphäre.

Hier und dort tauchten die dunklen Körper von neuem auf, aber ebenso rasch waren sie wieder verschwunden.

Hinter einer großblätterigen Pflanze in der Nähe des Ufers bemerkte ich einen schwarzen Gegenstand, welcher sich kaum sichtbar rührte. Ich konnte es nicht unterlassen, darauf zu schießen. Sobald sich der Schuß entladen hatte, zeigte sich an der Stelle, wo die Schrotkörner eingeschlagen waren, der knorpelige Schwanz eines Krokodils. Gleichzeitig kam die Oberfläche der Lagune in eine sturmartige Bewegung. Unser Boot schwankte, und

bisweilen erhielt es einen leichten Stoß von den fliehenden Krokodilen, deren breite Rücken hier und dort sichtbar wurden.

Ängstlich klammerten sich unsere beiden Leute an die Bank des Bootes, und aufrichtig gesagt, befand ich mich ebenfalls nicht sehr behaglich mitten unter diesen aus ihrer Ruhe aufgescheuchten, wild gewordenen Tieren.

Der Kapitän schien meine Gefühle zu teilen, denn er befahl, umzukehren, und hastig ruderten die Leute den Weg zurück, welchen wir gekommen waren.

Obgleich wir eilig durch das Dickicht fuhren, machten die Insekten einen neuen Angriff, und nicht früher ließen sie von uns ab, als bis wir das breite Flußbett des Orinoco wieder erreicht hatten.

Noch immer regte sich kein Luftzug. Die „Angostura" war daher noch nicht zu erwarten, und von neuem ging es stromaufwärts.

Doch die rechte Lust an der Jagd war uns vergangen. Die Stechfliegen und Moskitos hatten uns übel zugerichtet; wir verspürten ein heftiges Jucken im Gesicht und an den Händen, und dabei nahm die Hitze mit jeder Minute zu. Wir schauten nach einem Platz aus, wo wir, wenigstens etwas gegen die brennenden Strahlen der Sonne geschützt, ankern und die Ankunft unserer Brigg erwarten konnten.

Hinter einem Ufervorsprung, welcher durch mächtige schwarze, von Schlingpflanzen überwucherte Felsblöcke gebildet wurde, bot sich dazu Gelegenheit. Ein alter Baumstamm lag zwischen den Steinen, und über seine weit ausgestreckten Äste breiteten sich großblätterige Gewächse aus, welche uns hinreichenden Schatten gaben.

Die Sonne hatte beinahe ihren höchsten Punkt erreicht, und funkelnd glitzerten und flimmerten ihre Strahlen in den kleinen Wellen des majestätischen Stromes, auf dem sich jetzt endlich eine schwache Brise bemerkbar machte.

Auf den Felsblöcken lagen unbeweglich nicht weit von uns ein paar grünschillernde, dickschuppige Iguanen (große Eidechsen). Den Kopf erhoben und den Mund weit geöffnet, schienen sie mit Behagen die heiße Luft einzuatmen. Nirgends zeigte sich ein Vogel. Auch sie hatten unter dem Laub der Bäume Schutz gesucht gegen die glühende Hitze. Kein Laut regte sich, und doch — lauscht man bei dieser scheinbaren Stille der Natur auf die geringsten Töne, so vernimmt man ein seltsames Geräusch, ein Schwirren und Summen der Insekten. Dicht über dem Wasser, im Strauchwerk, in der gespaltenen Rinde des Baumes, in der gelockerten Erde zwischen den Steinen, überall regt sich hörbar das Leben. Und wie emsig schwirrt, fliegt, kriecht und klettert alles seinen Weg. Die Glut, welche die Menschen ermattet, die größeren Tiere in das Dickicht und die Vögel unter das Laub der Bäume treibt, sie verleiht dieser kleinen Insektenwelt neue Lebenskraft.

Nach und nach wurde die Brise stärker, aber nur wenig minderte sie die drückende Wärme.

Wohl eine Stunde lagen wir hinter dem Ufervorsprung, da kam endlich die „Angostura" in der grünen Laubstraße daher. Langsam, mit vollen Segeln glitt sie durch die Flut, und als sie nicht mehr weit von uns entfernt war, griffen unsere Leute zu den Riemen, und kurze Zeit darauf befanden wir uns an Bord. Die Papageien wurden dem Koch übergeben, der dieselben für das Mittagsmahl braten sollte, und Affe und Pfefferfresser wanderten in die Hände des Zimmermanns, welcher den Tieren die Haut abzog und diese zum Ausstopfen präparierte.

Wir waren soeben mit dem Essen fertig, als der Steuermann in die Kajüte trat und mir meldete, daß wir uns in wenigen Minuten bei einem kleinen Dorfe befinden würden. Rasch eilte ich an Deck, um mir dieses neue Bild nicht entgehen zu lassen.

An der linken Seite des Flusses auf einer Strecke urbar gemachten Landes standen etwa zwanzig niedrige Häuser, deren schräge Dächer mit Palmblättern bedeckt waren. Dicht gedrängt wuchsen zwischen und hinter den Häusern viele Kokospalmen, über die hier und dort die

Bäume des nahen Waldes hervorragten. Am Fuße des hohen, zum Teil felsigen Ufers befand sich eine breite Sandbank. Verschiedene große und kleine Kanoes lagen dort. Das Dorf, Guatapana genannt, wie mir Don Pedro mitteilte, schien wie ausgestorben. Der Lotse legte seine beiden Hände an den Mund und stieß einen lauten Schrei aus. Jetzt kamen eiligen Laufes aus einer der Hütten drei dunkle Gestalten, und auch vor den anderen Häusern wurde es lebendig. Deutlich klang Hundegebell zu uns herüber. Einen Augenblick später löste sich eines der Kanoes vom Lande, und pfeilschnell schoß es durch das Wasser auf uns zu. In wenigen Minuten befand es sich bereits in unserer Nähe.

In dem schwanken, aus einem ausgehöhlten Baumstamm hergestellten Fahrzeuge saßen zwei Mädchen von etwa fünfzehn Jahren und ein Knabe. Geschickt gebrauchten sie ihre kurzen, schaufelförmigen Ruder, welche sie in gleichmäßigem Takt dicht an den Seiten des Kanoes in das Wasser tauchten.

Die drei Kinder, welche an einem ihnen von dem Steuermann zugeworfenen Tau ihr Fahrzeug befestigten, trugen als einzige Bekleidung ein kurzes blaues Tuch um die Lenden. Ihre Hautfarbe war hellbraun, und bei den Mädchen, die mit ihren großen, dunklen Augen, den Stumpfnäschen und den schwellenden Lippen, zwischen denen schneeweiße Zähne hervorleuchteten, durchaus nicht häßlich aussahen, hingen die langen schwarzen Haare bis weit über die Schultern herab. Ihre Gestalten waren schlank und geschmeidig mit runden, hübschen, vollständig entwickelten Formen; nur den Körper des Knaben verunzierte ein dicker Leib.

Diese Dickleibigkeit findet man bei den Kindern der Indianer und niederen Volksklassen in Venezuela sehr häufig. Sie rührt von einer der Hauptnahrungen, dem Cassabe her; es ist dieses eine Art Brot, das von der Jucawurzel bereitet wird.

In dem Kanoe lagen Kokosnüsse, Bananen, Mangos und andere Früchte, welche die Mädchen gegen Reis, Pökelfleisch und dergleichen eintauschen wollten, und bald waren sie mit dem Kapitän handelseinig. Sie baten dann, zu uns heraufkommen zu dürfen, und als ihnen die Erlaubnis erteilt wurde, kletterten sie behende an einer an der Seite der Brigg herabhängenden Strickleiter empor. Langsam folgte ihnen der Knabe.

Alle drei schienen noch niemals an Bord eines Schiffes gewesen zu sein, denn scheu blickten sie umher, und nur zögernd schritten sie von einem Platz zum anderen weiter.

Caribe-Indianer.

Der wiederholten Aufforderung, in die Kajüte einzutreten, kamen sie schließlich

Indianer (Caribes) in ihrer Bekleidung für den Besuch der Stadt.

nach. Die Thüren, die Lampe, der Kompaß, das Einfallicht, alles erregte dort ihre höchste Verwunderung. Hauptsächlich aber war es der große Spiegel, welchen sie mit Erstaunen betrachteten, und als Don Pedro sie vor denselben hinstellte und sie in dem Glase ihre eigenen Gestalten erblickten, begannen sie laut zu lachen, und ihre Heiterkeit kannte keine Grenzen.

Ich schenkte jedem der Mädchen eine rote Perlenkette. Kaum hatte ich ihnen dieselbe um den Hals gelegt, so liefen sie von neuem vor den Spiegel, und eifrig drehten und wendeten sie ihre geschmeidigen Glieder, um den Schmuck an ihrem Körper von allen Seiten betrachten zu können. Selbst bei diesen Kindern der Wildnis zeigte sich die Eitelkeit. Der Knabe erhielt eine kleine Pfeife von mir, und als unsere drei Gäste bald darauf wieder ihrem Dorfe zuruderten und schon weit von unserem Schiffe entfernt waren, hörte man noch immer die schrillen Töne dieses Instrumentes.

Im Flußbett zeigten sich jetzt vereinzelt mächtige Felsblöcke, welche zum Teil hoch aus dem Wasser hervorragten, und nun verließ Don Pedro seinen Posten auf der Back kaum noch. Oft hörte man sein „backbord“ und „stürbord“ dem Mann am Steuer zurufen. Ich hatte mich wieder in die Hängematte gelegt, und behaglich eine Cigarre rauchend, ließ ich die wechselvollen Bilder an mir vorüberziehen.

Nach der Abendmahlzeit holte man die Segel ein und warf den Anker. Während der letzten Stunde bewegten wir uns kaum

vom Platz, so schwach war die Brise geworden. Dann verschwand die Sonne und rasch brach die Nacht herein, und wieder leuchteten tausend und abertausend Sterne auf uns herab, und besonders strahlend erschien mir heute am Himmel das Sternbild des südlichen Kreuzes.

Auf einmal vernahm ich ein fernes Brausen und Rauschen, welches näher und näher kam. Einen Augenblick später raste ein Sturm über uns hinweg, wie wir ihn auf See im fernen Norden erlebten. Heulend und pfeifend strich er durch das Takelwerk. Zischend peitschten die Wogen an die Planken des Schiffes, welches sich auf dem jetzt wildbewegten Strome auf und nieder zu schaukeln begann. Brausend jagte der Sturm, dessen Heftigkeit immer mehr zunahm, durch den Wald, und laut hörte man das Ächzen und Stöhnen der Bäume. Unsere Mannschaft versammelte sich an der Back, um sofort im Falle der Gefahr am Platze zu sein, denn mit dröhnendem Getöse schlug gegen den Bug des Schiffes die Ankerkette, und es war zu befürchten, daß sie der Gewalt weichen und brechen könnte.

Etwa eine halbe Stunde tobte der Sturm, dann ließ er plötzlich nach, und gleich darauf wurde es windstill.

In der trockenen Jahreszeit stellen sich diese kurz andauernden Stürme (chuvascos) sehr häufig nach Sonnenuntergang ein. Sie bringen labende Kühlung nach dem heißen Tage und sind den Bewohnern des Landes sehr willkommen.

Indianer (Guaranos) in ihrer Bekleidung für den Besuch der Stadt.

In der nun folgenden Nacht waren es nicht allein die Stimmen der Brüllaffen und übrigen Tiere des Waldes, welche mich aus meinem Schlummer weckten. Auch die Moskitos machten sich bemerkbar und belästigten mich in einer unverschämten Weise. Als ich am Morgen erwachte, mußten mich jedoch noch giftigere Insekten gestochen haben, denn mein linkes Auge war vollständig geschlossen und meine rechte Hand derartig geschwollen, daß es mir unmöglich wurde, die Finger zu krümmen.

Kalte Wasserumschläge brachten die Verletzungen im Laufe des Tages wieder in Ordnung, aber noch bis zum Abend fühlte ich heftige Schmerzen an der Hand und im Auge.

Schon um vier Uhr des Nachmittags schwächte der Wind bedeutend ab. Der Fluß beschrieb einen Bogen nach Nordosten, und nachdem wir noch eine kurze Strecke zurückgelegt hatten, wehte uns eine leichte Brise entgegen. Don Pedro befahl sogleich zu ankern und die Segel fortzunehmen.

Wir waren an einer Stelle im Orinoco angelangt, wo die Schiffe in der Regenzeit, wenn der Strom mit reißender Schnelle sein Wasser dem Meere zutreibt, oft dreißig und noch mehr Tage liegen müssen.

Der Urwald ist hier ungemein hoch und das Fahrwasser befindet sich dicht am Ufer an der nordöstlichen Seite des Flusses. Der Wind, welcher beinahe während des ganzen Jahres östlich und nordöstlich ist, füllt daher nur die oberen Rahsegel, wenn er nicht dem Schiffe entgegenkommt, da der Lauf des Orinoco hier eine Richtung von Nordosten nach Südwesten einschlägt. Außerdem halten sich in dieser Bucht eine Unmenge von Moskitos auf, welche nach Sonnenuntergang über die hier zum Stillliegen verurteilten Menschen herfallen und ihnen keinen Augenblick Ruhe gönnen. Man gab diesem Teil des Flusses daher wohl nicht umsonst den Namen „El hueco del diablo“ (das Teufelsloch).

Ich flüchtete in die Kajüte, um dieselbe sofort wieder zu verlassen. Dort schwärmten die Moskitos, von dem Licht der Lampe angelockt, in großen Haufen, und außerdem zeigte das Thermometer fünfunddreißig Grad Wärme Reaumur. Wie sehnte ich heute den Sturm herbei, welcher am Abend vorher so plötzlich über uns hereinbrach. Aber kein Luftzug regte sich, und immer lauter wimmerten und summten die Quälgeister, welche einen Menschen zur Verzweiflung bringen können.

Das einzige Mittel, um die Insekten zu verscheuchen, sei Petroleum, teilte mir der Koch mit. Ich bekämpfte daher meinen Widerwillen, den ich von jeher gegen den Geruch von Petroleum gehabt habe, und ließ mir gleich einigen anderen Gesicht und Hände anstreichen. Und richtig, die Stiche blieben aus.

Frohen Herzens wanderte ich nach dem Hinterdeck und legte mich in meine Hängematte. Der Kapitän hatte über die seinige ein Moskitonetz gezogen, welches bis auf die Erde herabreichte. Darunter verborgen, sprach er sein Bedauern aus, mir nicht auch mit derartigem Schutz dienen zu können. Ich dankte ihm freundlich für seinen guten Willen und versicherte, daß ich jetzt ganz zufrieden sei, nachdem ich das Mittel der Leute gegen die lästigen Tiere angewandt habe.

Zwei Minuten hatte ich wirklich Ruhe, dann begann die Plage von neuem und, wie mir schien, ärger als vorher. Ich zündete mir eine frische Cigarre an und begann, die Hände in den Hosentaschen, wieder meine Wanderung.

An der Back stand Don Pedro. Er bat mich, ihm behilflich zu sein, und während er den Überzug eines Federkissens öffnete und hineinstieg, ersuchte er mich, denselben über seinem Kopfe zusammenzubinden. Nachdem ich seiner Bitte nachgekommen war, streckte er sich in diesem Sack auf den Boden aus, bettete sein Haupt auf einige Taue und wünschte mir eine gute Nacht.

Wieder belebte mich neue Hoffnung. Nach vielem Umhersuchen fand sich ein

ähnlicher Überzug, wie ihn der Lotse besaß. Damit ging ich nach dem Hinterdeck. Fritz begleitete mich. Er leistete mir denselben Dienst, wie ich vorher Don Pedro, und als ich mich niedergelegt hatte, rief ich dem Schiffsjungen, welcher sich eilig wieder entfernte, „eine angenehme Ruhe“ nach.

Nur bisweilen, wenn ich meine Hände dem mich umgebenden Stoff zu nahe brachte, fühlte ich jetzt die Stiche, aber dafür verspürte ich schon nach kurzer Zeit eine unangenehme Wärme, welche immer drückender wurde. Bald war ich in Schweiß gebadet, und in dicken Perlen tropfte mir das Wasser von der Stirn. Nach etwa einer halben Stunde war ich fest überzeugt, daß ich, ohne zu ersticken, nicht eine Minute länger in dieser Umhüllung bleiben konnte. Aber wie sollte ich aus derselben entschlüpfen? Fritz hatte es an Bord zu gut gelernt, einen regelrechten Knoten zu schlagen. Rufen wollte ich nicht. Ich drängte daher so lange, bis der Stoff zerriß, und aufatmend genoß ich in langen Zügen die frische, kühle Luft.

Was habe ich in jener Nacht alles begonnen, um den blutgierigen Insekten zu entgehen! Ich stieg bis in den zweiten Mastkorb hinauf — die Tiere folgten mir. Ich benetzte anhaltend Gesicht und Hände mit Wasser — es half nichts, die Moskitos stachen trotzdem. Ich griff noch einmal zum Petroleum — es hatte denselben Erfolg wie vorher. Genug, ich that was ich vermochte — alles, alles war vergeblich! Wie es mir möglich war, so viele Stunden die Plage auszuhalten, ohne vollständig zu verzweifeln, ich weiß es nicht, aber eins erinnere ich mich: daß ich dem jungen Morgen entgegenjubelte wie um mich her die Vögel und wilden Tiere des Waldes, denn mit dem erwachenden Tage zogen sich die Insekten in ihre Schlupfwinkel zurück, und als die Sonne ihre ersten Strahlen durch die Gipfel der Bäume warf, war kein Moskito mehr auf dem ganzen Deck zu sehen.

Aber wie sah es in der Kajüte aus! Das Tageslicht vermochte nicht durch das Skylight einzudringen, denn dasselbe war dicht gedrängt voll Insekten, welche vergeblich einen Ausweg suchten. Der Kapitän ließ ein Becken mit glühenden Kohlen, auf die Wachholderbeeren gestreut wurden, in die Kajüte bringen und die Thüren verschließen. Als wir nach einer Weile den Raum wieder betraten, leuchtete die Sonne durch das Einfalllicht. Das Fenster war frei, aber den Fußboden bedeckten zollhoch tote Moskitos. Mit einem Besen wurden dieselben zusammengefegt und haufenweise über Bord geworfen.

Für die Mannschaft begann jetzt eine Arbeit, um die ich sie nicht beneidet habe. Acht Leute stiegen in das große Boot, welches durch eine starke Trosse mit der „Angostura“ verbunden wurde. Dann legten sich die Männer in die Riemen und zogen, scharf rudernd, die Brigg hinter sich her.

Nur kaum merkbar bewegten wir uns vorwärts, und drei Stunden vergingen, bis wir das Ende des Teufelsloches erreichten. Wieder beschrieb hier der Fluß, von Westen kommend, einen starken Bogen.

Eine leichte östliche Brise machte es unnötig, noch einmal zu ankern. Die Leute kamen an Bord und halfen der übrigen Mannschaft die Segel zu setzen. Nun ging es rascher weiter, denn bald wurde der Wind stärker und gegen Mittag wehte es frisch.

Gegen zwei Uhr bemerkten wir ein Schiff, das den Strom abwärts kreuzte. Unser Kapitän erkannte in demselben sofort die „Donna Zoyla“, einen Hamburger Schoner, den ein ihm befreundeter Kapitän kommandierte.

Als das Schiff näher kam, begrüßten sich die beiden Freunde, dann rief der Kapitän des Schoners herüber: „Wo deep geit din Schipp?“

„Olben Fot!“ antwortete unser Kapitän.

„Dann sitzt du glieks fast!“

Und richtig! Kaum waren die Worte ausgerufen, da ertönte unter unserer Brigg ein unheimliches Schurren und Scheuern,

und gleich darauf wurden wir auf Deck unsanft von unserem Platz gestoßen. Die „Angostura“ saß wie angenagelt.

Unser Kapitän war darüber im höchsten Grade ärgerlich, und sein ganzer Zorn ergoß sich auf den Lotsen. Ruhig ließ dieser ihn ausreden, dann erwiderte er gelassen: „Wenn hier nicht mehr als zehn Fuß Wasser sind, kann ich unmöglich elfundeinhalb daraus machen.“

Don Pedro hatte recht! Er tröstete jedoch den Kapitän, indem er ihm mitteilte, daß die Flut uns in wenigen Stunden schon über die Isabel con el rabo (geschwänzte Isabelle), wie er diese Stelle nannte, bringen würde.

Der Fluß war hier sehr breit. Überall lagen Sandbänke, aus denen einzelne schwarze Felsblöcke hervorsahen.

Die engste Stelle des Orinoco bei Ciudad Bolivar.

An der südwestlichen Seite des Flusses lichtete sich der Urwald und gestattete einen Blick in das Land. Weite Grasflächen, mit einzelnen Büschen und Bäumen bewachsen, lagen dort, und in blauer Ferne zeigten sich langgedehnte Höhenzüge. Im Norden reichte der Wald zwar bis unmittelbar an das Ufer, doch fehlte hier das undurchdringliche Unterholz. Erst tief im Walde zwischen dicken Stämmen und knorrigen Wurzeln hindurch sah man Gestrüppe.

Etwa zwei Stunden dauerte unser unfreiwilliger Aufenthalt, dann bewegte sich die „Angostura“ von neuem, und glücklich kamen wir über die „geschwänzte Isabelle“ hinweg.

Der Wind hielt länger an wie an den vorherigen Tagen, und da das Fahrwasser jetzt wieder weniger gefährlich war, schien Don Pedro das Versäumte nachholen zu wollen. Lange nach Sonnenuntergang gab er Befehl, den Anker fallen zu lassen. Als derselbe in die Tiefe rasselte, klang Hundegebell vom Ufer zu uns herüber, doch war es zu dunkel, um dort irgend etwas zu erkennen.

Da ich in der letzten Nacht nicht geschlafen hatte, suchte ich bald mein Lager auf, und wenn sich auch die Moskitos bisweilen fühlbar machten, so störten sie meine Ruhe doch nicht gänzlich.

Als ich am anderen Morgen frisch gestärkt von neuem erwachte, war es bereits heller Tag. Meinen Blick fesselte zuerst eine am linken hohen Ufer im grünen Laub halb versteckte größere Hütte. Verschiedene dunkle Gestalten standen vor der-

Die ersten Häuser von Ciudad Bolivar (Alameda).

selben und schauten nach unserem Schiff. Jetzt bemerkte ich auch einige Hunde, die unten am Wasser auf- und niederliefen.

Es wurde lebhaft der Wunsch in mir rege, jenes Haus mit seinen Bewohnern in der Nähe zu betrach'en, und ich konnte es nicht unterlassen, unserem Kapitän denselben auszusprechen, als wir den Morgenimbiß verzehrten.

Sofort war er bereit, meine Bitte zu erfüllen, und mit etwas Proviant versehen, welchen wir gegen Früchte oder dergleichen einzutauschen gedachten, ruderten wir eine kurze Weile darauf nach dem Ufer.

Ich war der erste, welcher, dort angelangt, aus dem Boote sprang. Nach langer Zeit fühlte ich mit einem sonderbaren Behagen wieder Land unter meinen Füßen.

Zwischen Felsen, langem Gras und Schlinggewächsen kletterten wir an dem steilen Ufer hinauf, wo wir von dem wütenden Gebell der Hunde empfangen wurden. Rasch beugte ich mich zur Erde nieder, als wollte ich einen Stein aufnehmen. Das wirkte auf diese Tiere gerade so wie auf ihre Kollegen an unseren Landstraßen. Sie nahmen Reißaus, und erst in respektvoller Entfernung begannen sie von neuem ihr Gebell.

Langsam schritten wir dem Hause zu. Auf zehn in die Erde gepflanzten Pfählen ruhte ein schräges, mit Palmblättern bedecktes Dach. An der einen Seite waren vier Pfähle im Quadrat durch eine Wand verbunden, welche man aus Geflecht und Lehm hergestellt hatte. Eine schmale Öffnung führte in das Innere dieses kleinen Raumes. In dem freien Teil des Hauses hingen zwei Hängematten, derjenigen ähnlich, welche unser Lotse besaß. Große und kleine Totumas (aus einer kürbisartigen Frucht verfertigte Schalen), welche mit Mais, Kaffee und Frijoles (kleine weiße Bohnen) gefüllt waren, standen auf einem Bort von dünnen Bambusstäben, an der einen Wand des abgeschlossenen Raumes. Ein etwa zwei Meter langer Bogen und Pfeile von gleicher Länge hingen an einem der Pfähle. Auf dem Boden lagen neben ein paar alten wollenen Decken verschiedene Fischreste, mit denen sich eine Anzahl Hühner gackernd und schreiend umherzerrten.

Digitized by Google

Nicht weit von dem Hause waren ein Mann und ein Weib an einem Feuer beschäftigt. Bei ihnen lag auf einer Bastmatte ein kleines, jämmerlich weinendes Wesen von kaum einem Monat. Fünf Kinder im Alter von zwei bis sieben Jahren erhoben sich von der Erde, als wir näher traten, und glotzten uns mit ihren großen Augen verwundert an.

Die ganze Familie war nackend, nur das Weib hatte ein rotes, schmutziges Tuch um die Lenden geschlagen, und der Mann trug um den Leib ein Band, an dem von vorn zwischen den Beinen hindurch nach hinten ein Schurz von blauem Stoff befestigt war. Ein breitrandiger, aus Holzspänen geflochtener Hut saß auf dem mit glatten schwarzen Haaren bedeckten Kopfe. Alle hatten eine graubraune Hautfarbe, wie sie den Zambos (Mischlingen von Negern und Indianern) eigen ist. Schon in der Gesichtsbildung konnte man mehr oder weniger die Abstammung von den Negern erkennen. Die Backenknochen traten besonders bei dem Manne stark hervor; die Nase war kurz und rund und die Lippen aufgeworfen. Nur bei dem ältesten der Kinder, einem Mädchen, hatte das Gesicht eine ganz andere Form und konnte beinahe hübsch genannt werden; auch war ihr wohlgebauter Körper nicht so mager wie bei den übrigen Kindern.

Während diese scheu vor uns zurückwichen, kam die Kleine lächelnd auf uns zu und reichte uns die Hand. Der Kapitän redete das Mädchen spanisch an, doch schien sie ihn nicht zu verstehen, denn sie schüttelte lachend den Kopf. Ich nahm nun eine Perlenkette hervor, von denen ich mir einige aus Deutschland mitgebracht hatte, und reichte sie dem Mädchen. Ihre großen, mandelförmigen Augen strahlten vor Vergnügen, und als sie der Frau das Geschenk zeigte, wandte sich diese nach mir um und nickte mir freundlich zu. Während sie den immer stärker jammernden Säugling von der Matte nahm und an die Brust legte, erhob sich der Mann vom Feuer und fragte den Kapitän in fertigem Spanisch nach seinen Wünschen. Meine Gabe an seine Tochter schien ihn freundschaftlich gestimmt und ihm die Zunge gelöst zu haben, denn als er hörte, daß wir für unseren Proviant Früchte eintauschen wollten, führte er den Kapitän sofort zu einigen Bananenpflanzen, von denen eine beträchtliche Anzahl vor und an der einen Seite des Hauses wuchs. Mit einem Machete (einem Messer von etwa einem Meter Länge) schlug er drei große Fruchtbündel ab, an welchen fünfzig bis sechzig Bananen traubenartig an einem Stengel herabhingen. Dann brachte er dieselben nach unserem Boot und nahm dort den Proviant in Empfang.

Ich sah mich mittlerweile bei dem Hause um. Rechts von demselben ragten dicke, säulenförmige Kaktushecken wohl sieben bis acht Meter hoch empor. Hinter dem Hause lag eine zum Teil mit Gras bewachsene Fläche, auf der neben einem großen, mit Früchten beladenen Mangobaum viele Kokospalmen standen. Die Fläche war von dichtem Urwald umgrenzt, dessen Untergrund am Rande desselben von großblätterigen, hier und dort palmartigen Farnen bedeckt wurde. Gelb, rot und blau blühende Rankengewächse umschlangen die Stämme der Bäume. Mächtige Äste streckten sich weit aus dem Walde hervor. Eine Anzahl langer, sackförmiger Vogelnester hing daran.

Das Mädchen, welches ich vorher beschenkt hatte, war mir gefolgt. Aufmerksam beobachtete die Kleine meine Blicke. Plötzlich, als habe sie meine Gedanken erraten, sprang sie in das Dickicht, und gleich darauf sah ich die schlanke, dunkle Gestalt zwischen dem grünen Laub mit affenartiger Geschwindigkeit an einem der Stämme hinaufklimmen. Behende schwang sich das Mädchen dann in der Höhe von Ast zu Ast, und eine kurze Weile nachher kam sie mit zwei Vogelnestern wieder herab, welche sie mir lächelnd überreichte.

Jetzt erschallte lautes Rufen vom Flusse her, und als ich vor das Haus eilte und nach unserem Schiffe schaute, war die Mannschaft damit beschäftigt, die Segel

zu setzen. Eine leichte Brise kräuselte die Oberfläche des Wassers.

Rasch nahmen der Kapitän und ich Abschied von der Familie, und von den bellenden Hunden bis an unser Boot verfolgt, ruderten wir wieder an Bord. Dann wurde der Anker gelichtet, und von neuem ging es weiter den Strom hinauf.

Ohne große Abwechselung während des ganzen Tages waren die Ufer mit dichtem Wald bedeckt. Bisweilen teilte sich der Fluß, welcher dem Meere in verschiedenen Armen zuströmt, doch sind dieselben alle mehr oder weniger so flach, daß sie von größeren Segelschiffen nicht benutzt werden können. Nur den nördlichen Arm befahren die Dampfer, welche zweimal im Monat die Post von Trinidad nach Ciudad Bolivar bringen.

Am Nachmittag legte ein großes Kanoe an die Seite unseres Schiffes. In demselben befanden sich ein Indianer mit seinem Weibe und vier Kindern, zwei Knaben und zwei Mädchen im Alter von etwa sechs bis zwölf Jahren. Der Mann trug einen Schurz, wie ich ihn bereits bei unserem Besuch am Lande beschrieb. Bei dem Weibe und den Kindern fehlte auch dieses letzte Kleidungsstück, doch waren der Hals sowie die Hand- und Fußgelenke der Frau und der beiden Mädchen mit Bändern geschmückt, welche kleine blaue und weiße, dicht nebeneinander befestigte Glasperlen bedeckten. Die Farbe der Haut war hellbraun, und der ganze Körper glänzte, als sei er mit Fett eingerieben. Lange schwarze Haare hingen, in der Mitte des Kopfes gescheitelt, nach beiden Seiten herab.

Der kräftig gebaute Mann kam an Bord, nachdem er sein Kanoe an der Brigg befestigt hatte. Da er der spanischen Sprache nicht mächtig war, verdolmetschte Don Pedro seine Worte. Der Indianer wünschte einige größere Fische zu vertauschen, und bereitwillig gab ihm der Kapitän etwas Proviant dafür. Als ich eine Anzahl Schiffszwiebäcke in das Kanoe warf, fielen das Weib und die Kinder hungrig darüber her, und mit Behagen schienen sie dieselben zu verzehren.

In dem Fahrzeug bemerkte ich einen Bogen und Pfeile, und da ich begierig war, den Indianer diese Waffe gebrauchen zu sehen, so bat ich den Lotsen, meinen Wunsch dem Manne auszusprechen. Sofort holte dieser den Bogen und die Pfeile herbei. Don Pedro bezeichnete mit einem Stück Kreide einen Punkt wie eine Handfläche groß vor dem erhöhten Hinterdeck auf dem Boden. Der Indianer machte uns ein Zeichen, zurückzutreten, und in einer Entfernung von etwa zwanzig Schritt von dem Ziel, welches ihm der Lotse angegeben hatte, stellte er sich in der Nähe der Back auf. Langsam legte er den Pfeil an die Sehne, zweimal zog er diese leicht an, dann schnellte plötzlich der Pfeil in die Höhe, beschrieb einen kurzen Bogen und traf, von oben herabfallend, genau in den weißen Punkt.

In dieser Weise schießen die Indianer Fische und Schildkröten, welche sie niemals treffen würden, wenn sie den Pfeil in gerader Linie auf ihre Beute richteten.

Don Pedro erzählte mir, daß unser Besuch ein Arzt seines Volkes sei, doch sorge dasselbe schlecht für seinen Doktor, und dessen Betteleien bei den vorüberfahrenden Schiffen wären bekannt. Mir that die arme, nackte Familie leid. Eilig holte ich von meinen Sachen sechs alte Manschettenhemden herbei, die ich für die Seereise mitgenommen hatte. Davon überreichte ich eins dem Indianer, und die übrigen warf ich der Frau in das Kanoe. Freudestrahlend nahm diese die Gabe in Empfang, und nachdem sie nach längerer Musterung selbst ein Hemd übergezogen hatte, begann sie auch die Kinder anzukleiden, welche in den für sie viel zu großen Hemden einen äußerst komischen Anblick boten.

Der Indianer schritt stolz auf dem Deck in seiner neuen Bekleidung umher, indem er dieselbe lächelnd von oben bis unten betrachtete. Aber noch deutlicher drückte sich die Freude auf seinem Gesichte aus, als der Kapitän meinem Geschenk noch

Vorhafen von Ciudad Bolivar.

einen hohen Cylinderhut hinzufügte. Derselbe war für den großen Kopf des Indianers etwas klein, und eine Hand mußte den Hut beständig halten, solange er auf dem haarigen Haupte thronte. Doch dieser Mühe unterzog sich der Doktor gern, wie es schien, denn als das Kanoe mit seinen braunen, jetzt weißbekleideten Insassen, stromabwärts rudernd, kaum noch zu erkennen war, sah ich durch das Fernglas noch immer den Hut auf dem Kopfe des Indianers.

Gegen abend lichtete sich der Urwald am südlichen Ufer wieder mehr und mehr, und oft reichten die auch hier mit Büschen und kleinen Bäumen bewachsenen Grasflächen bis dicht an den Fluß.

An den Ufern wurden die Hütten zahlreicher, doch selten bemerkte man Menschen in ihrer Nähe. Auch belebten den Strom hier und dort kleine Fahrzeuge, deren von der Sonne gebleichte weiße Segel grell gegen das grüne Laub abstachen.

Am anderen Morgen kam schon um zehn Uhr ein frischer Wind auf, welcher uns rasch weiterbrachte. Der Orinoco schien sich in der Breite noch mehr auszudehnen. Das Fahrwasser befand sich bald an der einen, bald an der anderen Seite des Stromes, in welchem überall schwarze Felsen lagen, und Sandbänke erstreckten sich oft meilenweit an den erhöhten Ufern entlang. Die Breite des Flusses war hier so groß, daß man von einem Ufer zum anderen mit bloßem Auge nur undeutlich die einzelnen Gegenstände erkennen konnte.

Gleich nach Mittag passierten wir Puerto de las Tablas, den Hafenplatz für die mehrere Tagereisen von dort entfernten bedeutenden Goldminen Venezuelas. Zwischen den zum Teil steinernen Häusern und hauptsächlich in der Nähe des Ufers herrschte ein reges Leben. Eine große Anzahl Balandras (eine Art Kähne mit einem und zwei Masten) lagen dort, aus denen für die Minen bestimmte Waren, welche diese Fahrzeuge von Ciudad Bolivar bringen, auf Esel und Maultiere, sowie große, mit Ochsen bespannte Karren geladen wurden.

Hinter Puerto de las Tablas dehnt sich

Digitized by Google

eine weite Ebene aus, die als Schlachtfeld unter dem Namen San Felix aus der Geschichte der Befreiung Venezuelas von den Spaniern durch Simon Bolivar bekannt ist.

Der Hafenplatz mit seinem geschäftigen Treiben war bald unseren Augen entschwunden. Von neuem bedeckte dichter Urwald beide Ufer, welche mit ihrer Undurchdringlichkeit dasselbe Bild boten wie bei unserer Einfahrt in den Orinoco.

Wenige Stunden nach der Abfahrt am anderen Morgen teilte sich an der südlichen Seite des Stromes der Urwald und ließ eine breite Wasserstraße von eigentümlicher schwarzer Färbung frei. Der Caroni ergießt sich hier in den Orinoco. Seine Wasserfälle liegen nicht weit von der Mündung des Flusses entfernt, und ihr Rauschen war es, welches in der nächtlichen Stille zu uns herüberdrang.

Kein Landschaftsmaler würde an dieser Stelle vorüberfahren, ohne begeistert zur langen Laufes an Naturschönheiten in vielfachen Bildern bieten, ist an den Ufern des Caroni zu einem Bilde vereinigt. Die mächtigsten Waldriesen ragen hier zum Himmel empor. Von ihren Ästen, an die sich feurig gelb- und rotblühende Orchideen klammern, hängen die verschiedenartigsten Schlinggewächse bis in das Wasser herab, welches wie ein dunkler Spiegel von den Ufern einem Rahmen gleich eingefaßt wird, deren Untergrund Schilf, großblättrige Farne, Gestrüppe und holzartiges Strauchwerk bedecken.

Rankengewächse klettern und kriechen daraus hervor an den Stämmen der Bäume hinauf, und auf dieser dichten Laubwand, welche durch die tausend mannigfaltigsten Pflanzenarten gebildet wird, breitet sich eine Blütenpracht aus, wie sie die Natur wohl nicht herrlicher zu schaffen vermag. Und welches Leben herrscht an den Ufern! Buntfarbige, schillernde Schmetterlinge und Kolibris, leuchtende Käfer flat-

Ansicht von Ciudad Bolivar (Angostura).

Palette und zum Pinsel zu greifen, um zu versuchen, diese paradiesische Herrlichkeit durch seine Kunst wiederzugeben. Alles, was die Ufer des Orinoco während dessen

tern und schwirren von Blume zu Blume. Grün, rot und blau gefiederte große und kleine Papageien, gelbe Turupials und rote Kardinäle fliegen pfeifend und schreiend

Digitized by Google

von einem Zweig zum anderen, und silbern erglänzt auf dem Wasserspiegel hier und dort in den Strahlen der vom tiefblauen Tropenhimmel herableuchtenden Sonne ein Wellchen, welches plätschernd aufgeworfen wird von den spielenden Fischen in der kühlen, langsam dahinschleichenden, schwarzen Flut.

Leider nur zu kurze Zeit wurde uns der Anblick all dieser Pracht zu teil, denn ein stärkerer Wind blähte die Segel auf und trieb das Schiff rasch vorwärts unserem nicht mehr fernen Ziele entgegen.

Je weiter wir jetzt den Fluß hinaufkamen, desto mehr Hütten zeigten sich an beiden Ufern, wo von Zeit zu Zeit Urwald mit größeren Grasflächen abwechselte.

Don Pedro behauptete, daß wir in Ciudad Bolivar bestimmt am folgenden Mittage eintreffen würden, und daher benutzte ich den Tag, um meine Sachen zu ordnen. Der Kapitän that ein Gleiches, und auch die Mannschaft beschäftigte sich damit, alles für unsere Ankunft vorzubereiten.

Schon früh am Morgen war ich munter, und von neuem ergötzte ich mich an dem plötzlichen Erwachen des jungen Tages, wenn auch der Reiz hier auf dem breiten Strom nicht so groß war als zu Anfang unserer Flußreise zwischen den hohen, grünen, belebten Waldmauern.

Um zehn Uhr befand sich die „Angostura“ bereits wieder unter Segel. Das Flußbett wurde mit jeder Stunde enger, und große, schwarze Felsen lagen an den Ufern und im Fahrwasser.

Don Pedro, welcher seinen Anzug durch ein blau- und weißgestreiftes Manschettenhemd verschönert hatte, stand vorn am Schiff auf der Back und rief seine Kommandoworte lauter wie zuvor dem Manne am Steuer zu. Er schien sich heute seines Postens als Führer der Brigg doppelt bewußt zu sein. Er verließ seinen Platz keinen Augenblick, und selbst das Mittagsmahl mußte ihm gebracht werden. Nachdem er dasselbe langsam und bedächtig verzehrt hatte, drehte er sich plötzlich nach dem Schiffsjungen um, der in seiner Nähe meine und des Kapitäns Stiefel putzte, und sagte kurz: „Jung, hiß die Flagge up!“ dann nahm er seine bisherige Stellung wieder ein.

Fritz ließ, über diese Anrede in seiner Muttersprache erschrocken, Bürste und Stiefel fallen. Er war in seiner früheren Ansicht, daß der braune Lotse wirklich Plattdeutsch verstünde, irre geworden, und jetzt gab dieser ihm einen neuen Beweis seiner Kenntnis. Kopfschüttelnd lief er zum Kapitän und verkündete ihm den erhaltenen Befehl. Gleich darauf flatterte die schwarz-weiß-rote Flagge im Winde.

Der Orinoco beschrieb einen weiten Bogen, und als wir einen felsigen Vorsprung am südlichen Ufer passiert hatten, lag in weiter Ferne das Ziel unserer Reise vor uns.

Je mehr wir uns der Stadt näherten, desto schmaler wurde der Strom. Derselbe behält jedoch bei der Stadt noch immer die beträchtliche Breite von etwa 3000 Fuß, während er in der Nähe des vielarmigen Deltas nach vorgenommenen Vermessungen 18000 bis 20000 Fuß breit ist. Das Flußbett des Orinoco dehnt sich gleich oberhalb Ciudad Bolivars wieder ganz bedeutend aus. Daher rührt auch wohl der ursprüngliche Name der Stadt: „Angostura“ („Die Enge“) her. 1824, nach der Vertreibung der Spanier, wurde dieser Name in „Ciudad Bolivar“ umgetauft.

Nach zwei Stunden erreichten wir die ersten mit Palmblättern gedeckten Häuser, welche sich in einer langen Reihe, von Mamonbäumen beschattet, am Ufer hinziehen. Eine halbe Stunde später ankerten wir in dem Hafen der Stadt, der von einer breiten, felsigen Landzunge gebildet wird, auf welcher sich der mit steinernen Hallen umgebene Marktplatz befindet.

Ciudad Bolivar ist an der südlichen Seite des Flusses an einem etwa zweihundert Fuß hohen, ziemlich steilen Felsen erbaut, auf dessen Spitze eine Kirche steht. Die steinernen Gebäude haben beinahe sämtlich flache Dächer und sind meistens nach der nördlichen Seite zweistöckig. Der

hintere Teil des Hauses liegt dann in der Höhe des zweiten Stocks, da der ansteigende Felsen den Untergrund bildet.

Eine breite Sandfläche (playa) erstreckt sich langsam ansteigend vom Fluß bis an die etwa zehn Meter hohe Hafenmauer. Die Schiffe, welche auf diese Weise weit vom eigentlichen Ufer ankern, laden ihre Waren in der Regenzeit unmittelbar an der Mauer aus. Die Höhe des Orinoco beträgt dann achtzehn bis zwanzig Meter über dem Niveau des Wasserstandes in den trockenen Monaten. Mit dem Steigen des Wassers wächst auch die Gewalt der Strömung, welche bei der Stadt schon durch die Enge des Flußbettes stärker ist wie oberhalb oder unterhalb derselben. Im August und September jagen die Fluten mit einer rasenden Schnelligkeit dahin, und Bäume sowie Stücke fortgerissenen Ufers bedecken die Oberfläche des Stromes.

Wohin das Auge schaut, herrscht ein reges Leben und Treiben. Männer von der verschiedensten Hautfarbe sind damit beschäftigt, Waren bei den Schiffen und Raddampfern ein- und auszuladen. Alle diese Arbeiter tragen ihre Lasten auf dem Kopf. Sie schleppen in dieser Weise bis zu hundertfünfzig Kilogramm fort. Der Lärm der vielen schreienden, scheltenden und lachenden Menschen wirkt beinah betäubend auf das während der langen Fahrt an Ruhe gewöhnte Ohr. Und alles klingt so fremd; überall hört man nur Spanisch und „Patois“ (eine Mischsprache von Spanisch, Englisch und Französisch, welche bei den Kolonienegern gebräuchlich ist).

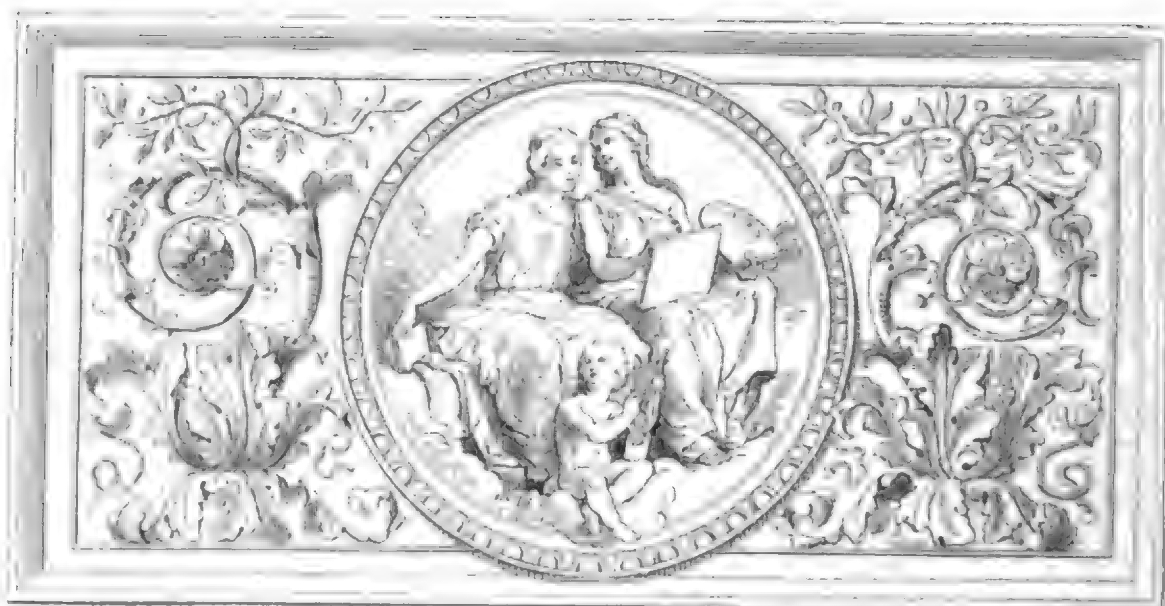
Auf dem Zollhause entfaltete sich jetzt die venezuelanische Flagge (gelb-blau-rot) — ein Zeichen, daß man von unserer Ankunft Notiz genommen hatte und die Zollvisite schicken werde.

Nach einer Weile stieß ein größeres Boot vom Lande, und in wenigen Minuten lag dasselbe an der Seite unserer Brigg. Vier schwarzgekleidete Herren von mehr oder weniger dunkler Gesichtsfarbe stiegen zu uns an Bord und wurden von dem Kapitän sofort in die Kajüte geleitet, wo eine Mahlzeit, Wein und Cigarren für sie bereit standen.

Die Herren ließen sich nicht lange nötigen; sie griffen tapfer zu, und vor allem verschmähten sie den Wein nicht. Nach dem Essen zündeten sie sich eine Cigarre an, und dabei wanderte der übrige Inhalt des Kistchens in ihre Taschen. Dann kehrten die Herren wieder in ihr Boot zurück, was mit einiger Schwierigkeit verknüpft war, da der reichlich genossene Wein bereits seine Wirkung auszuüben begann. Eine Untersuchung und Besichtigung des Schiffes, den eigentlichen Zweck des Besuches, hielt man nach einer so freundlichen Bewirtung für überflüssig.

„Hallo, Koptein!“ tönt es jetzt zu uns herauf, als die Zollherren abgefahren sind, und aus einem kleinen Boote, welches auf die „Angostura“ zusteuert, nickt uns ein sonnverbrannter Mann lachend zu. „It is man god, dat Se da sind! Wie dachten all, Se kemen nich mehr. Ik kam, um mi Ehren Passagier to halen,“ klingt es laut und anheimelnd zwischen dem uns umgebenden fremden Stimmengewirr.

Kurze Zeit darauf befand ich mich an Land in Ciudad Bolivar.



Verfehltes Leben.

Novelle
von
Hedwig Dohm.

II.

Das Leben in Arensee gewann mit der Ankunft des jungen Advokaten eine durchaus andere Physiognomie und bot ein Bild fröhlichen, unstäten Treibens, bei dem Ausflüge zu Wagen und Pferde, Champagner, Wasserfahrten u. s. w. an der Tagesordnung waren. Was von Personen auf den benachbarten Gütern nur irgend acceptabel war, wurde zur Teilnahme entboten.

Frau von Heiden schien anfangs die Aufmerksamkeiten, die Felix Elisabeth erwies, übel zu nehmen. Er ließ sich aber nicht den leisesten Zwang auferlegen, ja, er schien sogar ein Vergnügen daran zu finden, sie zu reizen. Die Baronin trug sich mit Racheplänen, amüsanten natürlich. Nachdem sie Oswald Normann — Sibillas wegen — aus der anzulegenden Kollektion ihrer Verehrer gestrichen hatte, verfiel sie auf Georg von Heeren, der ganz entgegen seiner sonstigen zurückgezogenen und arbeitsamen Lebensweise sich nicht selten den Vergnügungspartien anschloß.

Überhaupt reichten, nach Frau von Heidens Meinung, zwei Menschen für eine zarte Liaison nicht aus. Es bedurfte immer einiger Nebenpersonen, um ein Liebesdrama mit allen seinen kleinen Eifersüchteleien, Capricen, Intriguen, Versöhnungen u. s. w. wirksam in Scene zu setzen.

Tag um Tag verging, und Sibilla kam nicht zu einem vertraulichen Beisammensein mit ihrem Bruder, in dessen Händen sie die Entscheidung ihres Geschickes glaubte.

Das Verhältnis des Advokaten zu Oswald Normann war ein eigentümliches. Er sprach und verkehrte mit ihm in der alten freundschaftlichen Weise, nur war seiner Art eine leichte Nuance von Ironie beigemischt. Er vermied auch mit ihm allein zu sein. Sie hatten sich nichts zu sagen; Oswald war in Felix' Augen ein zügelloser Thor, der sich selbst seine Existenz untergrub. Wenn man ihn, was

nicht zu umgehen war, zu den Ausflügen einlud, mied Sibilla ängstlich seine Nähe. Er hielt sich zu Elisabeth, mit ihr ernsthafte Gespräche führend, die Felix regelmäßig mit scherzhaften und geistreichen Aperçus zu unterbrechen pflegte. Die Baronin revanchierte sich, indem sie Georg von Heeren zu umgarnen versuchte. Eitle Mühe! Sie diente Georg nur zur Folie für Sibilla. Er sah seit seiner Verheiratung zum erstenmal Sibilla in einem größeren Kreise von Frauen, und er fand, daß sie dabei wie ein Stern unter Irrlichtern erschien. Zugleich aber fühlte er, daß sie ihm ferner und ferner rückte; er schien auf sie wie ein abstoßender Magnet zu wirken. Kam er zufällig in ihre Nähe, so schwand sie von der Stelle hinweg, unmerklich für die anderen, er aber sah es. Immer war sie da, wo er nicht war.

An einem Sonntag war für den Nachmittag eine Wasserfahrt verabredet worden. Felix hatte bei der Baronin diniert, und man wollte sich in dem kleinen tempelartigen Pavillon am Ende des Parkes treffen.

Vor der festgesetzten Zeit schritten Sibilla und Elisabeth, Arm in Arm, den Hügel hinan, auf dem der Pavillon stand, ein rotes Dach, das von vier Säulen getragen wurde. Sibilla hatte der Freundin heute das häßliche Netz fortgeschmeichelt und ihr das Haar in breiten glänzenden Flechten im Nacken mit einem goldenen Pfeil zusammengesteckt; die Rose aber, mit der sie das Haar schmücken wollte, hatte Elisabeth abgewehrt. Sie freuten sich beide der Einsamkeit da oben; zwischen den Säulen hindurch sahen sie weit in die Gegend hinaus, über Wiesen und Felder, bis ferne Höhenzüge den Blick begrenzten. Die Bienen summten um das säuselnde Laub unter ihnen. Vom Dorf her läuteten Glocken; gedämpft kam der Klang herauf, zugleich mit dem Duft frischgemähten Heus. Eine weiche elegische Andacht flutete in der Luft. Die Stimmung teilte sich den beiden Frauen mit.

„Über allen Wipfeln ist Ruh," sagte unwillkürlich Sibilla.

„Die Wipfel sind unschuldig daran," meinte Elisabeth, „es müßte heißen: Fernab von allen Menschen ist Ruh. Ich habe immer die Empfindung, als wären wir im Sommer besser als im Winter, weil wir da mehr mit der Natur verkehren. Aus einem Heubündel weht uns mehr Moral entgegen als aus den kompaktesten Pflichtlehren eines Herrn von Heeren."

„Nicht wahr?" sagte Sibilla mit einem Ausdruck naiver Überzeugung in Ton und Blick.

„In deinem: Nicht wahr? liegt die ganze Geschichte deiner Ehe. Du bist recht unglücklich, Sibilla?"

„Ich bin es."

„Du wenigstens sollst glücklich werden, Sibilla, ich will es. Du sollst Oswald Normanns Weib werden!"

Von Purpurröte übergossen, sprang Sibilla auf; im nächsten Augenblick aber barg sie ihr Gesicht an Elisabeths Brust und schluchzend stammelte sie: „Georg wird nie in die Scheidung willigen."

„Zwinge ihn."

Erschrocken richtete Sibilla ihr thränenüberströmtes Gesicht auf. „Wie denn?"

„Gründe werden sich finden. Im äußersten Fall, im alleräußersten Fall ... nie würde Georg von Heeren einen Flecken auf seiner Ehre dulden — und — es giebt Fälle, wo eine Scheidung für ihn — zur Pflicht würde."

„Was meinst du?"

„Du findest es wohl selbst; wo nicht, ich helfe dir. Ich denke aber, das Äußerste wird nicht nötig sein. Nicht jedes Menschen Schicksal erfordert eine gewaltsame Lösung," fügte sie düsterblickend hinzu.

Sibilla umschlang sie: „Elisabeth, du Liebe, immer denkst du an mich, die so voll von Egoismus nicht an dich denkt. Du willst mich ja aber nicht zur Freundin, du hättest mir sonst längst vertraut, was dich so elend macht."

Elisabeth lächelte geringschätzig und zuckte die Achseln.

„Ich weiß es aber doch; wenn du mir auch nicht sagst, wen du — unglücklich liebst."

Elisabeth küßte Sibilla auf die Stirn und antwortete sanft: „Und wenn es wäre, wozu darüber reden!“

Sibilla legte ihren Mund dicht ans Ohr der Freundin und flüsterte: „Und wenn ich wüßte, wer es ist?“

Elisabeth fuhr zurück: „Du? Du?“

„Ja, ich! Und wer sagt dir, daß deine Liebe gar so hoffnungslos *ist*, wenn sie es auch *war*? Menschen und Verhältnisse ändern sich, und wer weiß, ob ich dir nicht helfen könnte?“

Elisabeth starrte sie an, als hätte sie nicht recht gehört. Das kurze, häßliche Lachen kam von ihren Lippen, und sie wiederholte nur: „Du? Du?“

„Ich weiß, in dem Medaillon, das du immer am Halse trägst; wenn du es auch noch so heimlich unter dem Kleide birgst, ich habe es doch gesehen; in dem Medaillon ist sein Bild. Zeige es mir, Elisabeth!“

„In dem Medaillon ist kein Bild.“

Unwillkürlich tastete Elisabeth nach dem Medaillon, das sie auf der Brust zu tragen pflegte. Plötzlich stieß sie einen Laut des Schreckens aus.

„Was hast du?“

„Mein Medaillon — es ist nicht da — ich kann es nicht finden!“

Sie tastete angstvoll am Halse herum. Ihre Züge trugen fast den Ausdruck des Entsetzens.

„Wie sehr du erschrocken bist! So viel liegt dir daran, daß niemand das Bild sieht?“

„Das Bild?“ stieß Elisabeth in höchster Erregung heraus. „Als ob es sich um ein Bild handelte! Gift ist in dem Medaillon!“

„Gift —“ wiederholte Sibilla mechanisch; sie wußte nicht, was sie davon denken sollte.

„Ja, Gift! Wenn es jemand fände — wenn ...“ Sie schlug die Hände vor das Gesicht.

„Was wolltest du denn mit dem Gift?“

„Was ich damit wollte!“ Elisabeth lachte grell auf. „Mit so wahnsinniger Mühe und Ausdauer hatte ich es mir verschafft, und als ich es in Händen hatte, war meine Todeslust verrauscht.“

Elisabeths Erregung teilte sich Sibilla mit. Beide suchten eifrig am Boden nach dem Medaillon. Dabei sah Sibilla, daß Felix und die Baronin die Allee heraufkamen.

„Das Band wird gerissen sein, und das Medaillon steckt noch irgendwo in deinem Kleide,“ tröstete Sibilla die Freundin.

Elisabeth atmete auf. Das war ja möglich. Sie wollte schnell den Pavillon verlassen, um sich in ihrem Zimmer umzukleiden. Felix trat ihnen entgegen. Die Baronin wartete unten am Fuß des Hügels. Er wunderte sich, die Damen so erregt zu finden.

„Elisabeth hat etwas verloren.“

„Etwas nur?“ sagte Felix in seiner leichten, halb scherzenden Weise, „und sie darf es suchen und wird es finden. Ich aber, der ich so viel verloren habe und der ich weiß, wo es zu finden ist, ich darf es nicht einmal suchen.“

„Was hast du denn verloren?“ fragte Sibilla naiv.

„Erstens all die Jahre, in denen ich Fräulein Elisabeth nicht gesehen habe, und zweitens alle möglichen Tugenden, die ich sämtlich bei Fräulein Elisabeth wiederfinden würde, wenn sie mir gestatten wollte ...“

„Sie irren,“ unterbrach ihn Elisabeth; „Sie würden bei mir Tugenden weder suchen noch finden. Das Gute sucht man in anderen erst dann, wenn man es in sich selbst schon gefunden hat.“

„Es ist auch in ihm, wenn auch nur als Funken unter der Asche,“ meinte Sibilla lächelnd.

„Da hören Sie es. Bitte, Fräulein Elisabeth, übernehmen Sie die Rolle des Blasebalgs.“

„Ein andermal, jetzt habe ich keine Zeit.“

Die Baronin rief von unten, man sollte sich beeilen.

Während sie den Hügel hinabschritten, kämpfte Elisabeth einen kurzen Kampf mit sich, ob sie Felix von dem verlorenen

Medaillon sprechen solle. Die Furcht, daß das Gift für den, der es fände, ein Unglück herbeiführen könne, entschied sie für die Mitteilung. Felix erschrak über das, was sie ihm vertraute. Er faßte die Angelegenheit, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, sehr ernst auf und versprach alles aufzubieten, um das Medaillon wieder herbeizuschaffen.

Frau von Heiden blickte, als die drei unten ankamen, verstimmt auf Elisabeth, die ihr viel zu interessant und zu bedeutend aussah. Sie selbst war wieder mit Raffinement in einen weichen weißen, durchsichtigen Stoff gehüllt. Um den Hals und um den Arm wurde das Gewand durch eine Einfassung von schwarzem Sammet abgeschlossen. Von schwarzem Sammet war auch der Gürtel, der die faltige Taille zusammenhielt. Das weiße Hütchen hatte die luftige Zartheit des Kleides, Schleier und Sonnenschirm aber waren von einem feurigen Rot, dessen Reflex den oberen Teil ihrer Gestalt mit Rosenschimmer überhauchte. Elisabeth wollte schnell an ihr vorüber, wurde aber von der Ansprache der Baronin aufgehalten: „Immer in schwarzer Wolle, stolze Eleonora? Sie erinnern beständig an ein Begräbnis. Um wen trauern Sie eigentlich?"

„Um meine begrabene Jugend; ich bin alt, gnädige Frau." Sie sagte das nicht ohne boshafte Absicht.

„Es ist merkwürdig," antwortete die Baronin, „wie schnell man in gewissen Kreisen altert. Wir sind eben jung, solange uns die anderen für jung halten. Ihr allzu stattliches Leibesmaß ist wohl daran schuld, daß Sie wie die Mutter der Niobiden aussehen." Sie betonte das Wort „Mutter".

„Glücklicherweise werden die Niobiden nur von Pfeilen getroffen aus Apollos Köcher, für gewöhnliche Sterbliche sind sie unverwundbar."

Felix amüsierte sich köstlich bei dem Wortgefecht, während Frau von Heiden nur mühsam ihre vornehme Haltung bewahrte.

„Wollen Sie, kriegerische Jungfrau," wandte sie sich zu Elisabeth, „die Güte haben, den Schlüssel zum Boote zu holen? Soviel ich weiß, hält ihn Herr von Heeren im Verschluß."

Elisabeth zögerte einen Augenblick, dem Befehl zu gehorchen. Es widerstand aber ihrem Stolz, eine Scene herbeizuführen, und so ging sie ohne ein Wort der Erwiderung.

Kaum war sie außer Hörweite, so teilte die Baronin Sibilla mit, daß sie für Elisabeth eine ausgezeichnete Stellung als Gesellschafterin einer heranwachsenden Tochter und Repräsentantin des Hauses bei der alten Excellenz Wildungen ausfindig gemacht habe. Sie würde es geradezu für unverantwortlich halten, eine solche Stellung bei einem Witwer auszuschlagen. Wäre diese schwarzwollene Antigone so schlau, wie sie lang sei, so könnte sie bei dem Handel „Frau Excellenz" werden. Sie, die Baronin, hätte schon mit Herrn von Heeren, dem die Dame auch im höchsten Grade antipathisch sei, darüber Rücksprache genommen, und er sei mit ihr einverstanden.

Sibilla lehnte das Anerbieten für ihre Freundin entschieden ab, sie könne nur wiederholen, was sie schon einmal gesagt habe, Elisabeth sei ihr unentbehrlich.

Felix überhäufte die Baronin mit Spötteleien. Er erklärte ihr Interesse an Elisabeths zukünftiger Excellenzschaft für eine feige List, um sich mühelos einer Nebenbuhlerin zu entledigen, sie hätte aber bei einem frischen fröhlichen Krieg weit mehr Chancen gehabt, den Kampfpreis zu gewinnen.

„Welchen Kampfpreis?" fragte die Schwester unschuldig.

„Mein Herz," lachte er.

Frau von Heiden begriff nicht, wie ihm diese geharnischte alte Jungfer gefallen könne.

Felix fand, daß Elisabeth Rasse, Temperament habe; er bewundere sie aufrichtig.

„Unbeschadet der Hochachtung, die sie verdient," ermahnte Sibilla.

„Bewunderung und Hochachtung sind Vorzimmer der Liebe, aber man hält sich nicht gern lange darin auf," sagte er.

„O, sind wir schon so weit?" meinte die Baronin. „Wollen Sie die Rolle der Freundin neu besetzen? Ich räume das Feld." Sie wandte sich zum Gehen. „Übrigens ich will milde sein und gebe Ihnen zehn Minuten bis zum Eintritt der Reue; die Zeit werde ich benutzen, um Herrn von Heeren entgegenzugehen und mich an dem tiefen und gediegenen Fluß seiner Reden zu erholen; von all dem Plätschern parfümierter Fontänen ..."

„Die ich vorstelle," unterbrach Felix sie lachend.

„Sollte die Reue während dieser Zeit nicht eintreten, so verurteile ich Sie zu vier Wochen ‚Tasso' an der Seite dieser langweiligen und langbeinigen Eleonore." Eine heitere Melodie trällernd, verschwand sie zwischen den Bäumen.

Felix machte einige Schritte, um ihr zu folgen. Sibilla hielt ihn zurück.

„Hast du sie denn ernsthaft lieb?"

„Was verstehst du unter ernsthaft?"

„Wie du Elisabeth lieb haben könntest, lieb haben müßtest."

„Dieses Marmorherz?"

„Das doch nicht zeigen kann, wie warm es für einen — Taugenichts schlägt, der du bist."

„Für mich? Elisabeth?" Er lachte wieder, aber es kam nicht ganz von Herzen. Er fragte Sibilla, ob sie im Ernst gesprochen?

Sie nickte.

Er wehrte die Vorstellungen, die sich ihm aufdrängen wollten, ab und sagte leichthin: „Und wenn es wäre — es ist zu spät für mich. Freilich, sie wäre die einzige, mit der eine Ehe mir nicht so entsetzlich überflüssig und unnatürlich vorkommen würde."

Er sah nach der Uhr und wunderte sich, daß die kleine Baronin noch nicht zurück sei.

„Ich merke, du magst nicht gern mit mir allein sein," sagte Sibilla; „ich aber, Felix, möchte so gern mit dir reden, es liegt mir etwas schwer auf der Seele, recht schwer."

Sie seufzte tief. Er seufzte auch — scherzhaft nur. Er nannte sie seinen kleinen Jeremias und forderte sie auf, da er ihr doch nicht mehr entrinnen könne, ihre Harfen in die Weiden zu hängen und zu klagen. Sie sei natürlich unglücklich?

Sibilla bejahte mit einer traurigen Kopfbewegung.

„Unnatürlich unglücklich," verbesserte er sich, ein Zustand, den er absolut nicht begreife und der auf einer vollständigen Verkennung unserer irdischen Bestimmung beruhe. Er hatte sich behaglich auf der Bank ausgestreckt, und während er mit seinem Stocke Karikaturen in den Sand zeichnete, setzte er der Schwester auseinander, daß er unter unglücklichen Frauen im allgemeinen solche verstände, die ein dringendes Bedürfnis fühlten, getröstet zu werden.

„Welchen Trost meinst du? Ich bin schlecht verheiratet, Felix."

Er fand im Gegenteil, daß sie gut verheiratet sei. Georg von Heeren sei von unantastbarem Charakter, reich, und obendrein sähe er noch außerordentlich gut aus. Sie sei anspruchsvoll, wenn ihr das nicht genüge.

„Und wenn zwischen mir und meinem Gatten Gleichgültigkeit ist?"

„Nun?"

„Nein, nicht Gleichgültigkeit — Abneigung, und meine Abneigung ist unbesieglich, grenzenlos."

„Und grundlos."

„Und hätte Georg alle Tugenden der Welt, und wäre er schön wie Apollo und ich könnte ihn nicht lieben — ich würde elend sein und nichts wollen und nichts denken als fort von ihm, fort. Man sagt, die Liebe sei ein Geheimnis, ein süßes; so ist auch die Abneigung ein Geheimnis, ein bitteres, unenträtselbares. Ich kann so nicht weiterleben. Rate mir, Felix, hilf mir. Was soll ich thun?"

Er lächelte zweideutig. Er sollte ihr raten, er? Jeder andere würde besser dazu taugen. Ein Bruder, meinte er, sei,

insoweit er Bruder, von obligatorischer Moralität, ein wahrer Cato, und in dieser Qualität könne er ihr nur das eine raten: Geduld und Schweigen. Und nebenbei allenfalls — ach so, nein — er war ja Bruder.

Leidenschaftlich bewegt erhob sich Sibilla von der Bank.

Geduld und Schweigen! Sie hatte schon so viel Geduld gehabt, sie hatte schon so lange geschwiegen. Wer und was war sie denn? Nichts solle ihr ganzes Dasein sein, nichts als Elend, unfruchtbares Elend? ein verfehltes Leben? Ihr zartes Gesicht nahm einen Ausdruck energischer Entschlossenheit an.

„Felix, ich will von meinem Manne geschieden sein!"

„Tatata, warum nicht gar! Eine geschiedene Frau — unmögliche Position. Eine Witwe — à la bonne heure! Die Witwenschaft ist zuweilen eine bonne fortune für eine Frau, der die — Trauer gut steht. Übrigens, soweit ich meinen Schwager kenne, läßt der sich unter keinen Umständen scheiden. Es giebt für euch keinen Scheidungsgrund."

„Doch, doch, ich weiß einen: ich verlasse das Haus meines Gatten."

„So eine kleine hübsche Frau will einen so großen häßlichen Skandal provozieren? Muß es denn durchaus geschieden sein, so scheide dich innerhalb der vier Wände von deinem Manne. Wo willst du auch hin?"

„Zu dir. Du bist mein natürlicher Beschützer. Ich entwaffne dadurch die Verleumdung. Lieber Felix . . ."

Felix lachte. „Zu mir? in eine Junggesellenwohnung, wo — alle Welt aus- und eingeht? Eine Schwester — unmöglich!"

„Du willst nicht? nicht?"

„Nimm doch die Sache nicht tragisch. Kennst du ‚Cyprienne' von Sardou? — Vertrage dich mit deinem Gatten. Im vollen Ernst, er verdient es."

„Man hat mich mit einem gewissen Herrn von Heeren verheiratet, aber ich habe keinen Gatten. Aber einen Bruder habe ich, oder habe ich ihn nicht? — nicht, Felix?"

Dem jungen Advokaten war unbehaglich zu Mute, indessen verlor er seine Gemütsruhe nicht.

„Gut, komm zu mir. Vor der Welt nehme ich dadurch die Verantwortlichkeit für deine Handlungsweise auf mich und ergreife Partei gegen Georg von Heeren. Er ist nicht der Mann, das zu dulden. Er schießt vortrefflich — ich auch. Nur leider, ich bin ihm sechzigtausend Mark schuldig. Man darf allenfalls seine Schulden nicht bezahlen, aber den Gläubiger umbringen — pfui! Also er mich. Ich gestehe gern, ich habe eine Antipathie gegen das Totsein, besonders wenn es mich betrifft. Ist es aber zu deinem Glück erforderlich . . ."

„Nein, nein, nein! Also nicht. Ich denke nicht mehr daran."

Sibilla war verstört. Felix begriff nicht, warum sie durchaus die Heroine spielen wolle; ihrer Natur entspräche doch vielmehr das naiv-sentimentale, gerade dasjenige Fach, in welchem hübsche junge Frauen die meisten Chancen hätten, ihren eigentlichen Beruf zu erfüllen.

Felix war aufgestanden; er suchte sich des steigenden Mitgefühls für seine Schwester zu erwehren und gab sich alle Mühe, sie durch Liebkosungen und Scherze zu erheitern. Ihre krankhaften Vorstellungen nannte er Motten im Gemüt, die man mit einem wenig bon sens herausklopfen müsse.

Er wurde in seinen flachen Tröstungen durch die Stimme der Baronin unterbrochen, die am Eingang der Allee mit Oswald erschien und schon von weitem rief: „Ist Herr von Heeren noch nicht hier? Ich habe ihn nicht mehr im Schloß angetroffen, man hat mir gesagt, daß er sich mit der Niobide bereits auf den Weg gemacht habe."

Sie waren jetzt zu den Geschwistern herangekommen. Oswald grüßte Sibilla mit zurückhaltendem Ernst.

„Anstatt des Hausherrn," sagte Frau von Heiden, „bringe ich den Wegelagerer hier, den ich, tiefsinnig in das Anschauen

einer Wasserlilie versunken, aufgegriffen habe, wie er eben im Begriff war, einen Monolog zu halten aus Verzweiflung darüber, daß man ihn zu der Wasserfahrt nicht eingeladen hat — so behauptet er. Ich empfehle ihn eurer Gastfreundschaft."

„Oswald weiß, daß er immer willkommen ist," sagte Felix.

„O gewiß," bestätigte Sibilla kalt. Sie begann zwischen den Beeten auf und ab zu gehen und Blumen zu pflücken. Oswald stand von fern und sah ihr schweigend zu.

„Wie steht's mit der Reue?" wandte sich die Baronin an Felix.

„Bei irgend einem immens vernünftigen Volke gilt die Reue für eine Todsünde, weil zeitraubend. Ganz meine Meinung. Der Mangel an Reue schließt aber die Versöhnung nicht aus. Versöhnungen gehören zu meinen Lieblingsbeschäftigungen. Sie sind unter den Seelenstimmungen, was der Champagner unter den Weinen ist, prickelnd und von einem Aroma ..."

Er küßte ihr die Hand, sie schlug ihn mit dem Fächer und zog ihn etwas abseits.

„Wo ist Fräulein Elisabeth?" fragte nach einer Weile Oswald. „Ich hätte sie gern gesprochen als Arzt."

„Ist Elisabeth krank?" fragte Felix, der sich eben mit der Baronin in eine Nebenallee verlieren wollte, jetzt aber stillstand.

„Ich bin nicht recht klar über ihren Zustand," antwortete Oswald, „jedenfalls liegt nichts Ernsthaftes vor. Vielleicht ist ihr Gemüt kränker als ihr Körper."

„Was?" fuhr Frau von Heiden auf, „diese Walküre zu Fuß hat auch Gemüt? und noch dazu ein krankes? was auf gut deutsch heißt: eine unglückliche Liebe!"

„Das glaube ich kaum," meinte Sibilla; „mir scheint, wen auch Elisabeth liebte, er müßte ihre Liebe erwidern."

„Der Betreffende könnte ja aber schon anderweitig gebunden sein," warf Felix leicht hin.

„Verheiratet?" fragte die Baronin.

„Nicht gerade, aber etwas Ähnliches."

Die Baronin setzte sich schmollend auf eine Bank, die in einiger Entfernung stand. Felix folgte ihr. Sie sprach in ihn hinein, und die beiden hörten nur ab und zu auf das Gespräch der anderen.

„Elisabeth," sagte Sibilla hart — sie sagte es für Oswald, „ist einer verbrecherischen Neigung unfähig."

„Verbrecherisch?" fuhr Oswald auf; „kaum giebt es ein Wort, mit dem so viel Mißbrauch getrieben wird. Eine wahre und echte Liebe kann niemals verbrecherisch sein. Verbrecherisch aber ist jede Beziehung zwischen Mann und Weib, wenn sie der Natur Gewalt anthut, mögen auch Gesetz und Sitte ihren falschen Heiligenschein darum gewoben haben."

„Oho!" rief Felix dazwischen, „taste mir die Sitte nicht an, die Flagge, unter welcher der Schmuggel blüht, den wir alle nicht entbehren können."

Oswald würdigte Felix keiner Antwort; nur an Sibilla hingen seine Augen, als er fortfuhr: „Sitte! Was heute für unantastbar gilt, wird späteren Zeiten ein Hohn sein. Kühne, freie Menschen anticipieren die Zukunft; die Zukunft steht immer über der Gegenwart."

Blumen pflückend und sie zu einem Strauße zusammenfügend, blieb Sibilla bald stehen, bald ging sie weiter, während sie sprach: „Soll das heißen, wir dürfen unserer Leidenschaft folgen, wohin sie uns auch immer reißt? Giebt es keine Pflichten? keine Pflichten der Treue, keine der Entsagung?"

„Lassen Sie den Krüppel entsagen oder den Greis. Von der Jugend fordere man keine Entsagung. Töte dein Herz im Interesse der Moral! sagt heute die Gesellschaft. Warum soll sie morgen nicht sagen: Öffne dein Gehirn und laß dich trepanieren im Interesse der Wissenschaft! Steht die Wissenschaft tiefer als die Moral, und darf man die Herzen eher brechen als die Köpfe?"

„Bravo!" klatschte die Baronin. „Orthodoxe Tugend ist wie raffinierte Koketterie — ein herzbrechendes Laster."

„Lassen Sie sich mit diesem Heißsporn in keine Diskussion ein," warnte Felix.

„Er geht wieder einmal auf Stelzen, um den Staub, den wir Fußgänger aufwirbeln, nicht zu atmen. Nimm dich in acht, Oswald; wer auf Stelzen geht, fällt leichter und dann tiefer als wir anderen."

Felix wunderte sich, daß Oswald seine Äußerungen regelmäßig zu überhören schien. Frau von Heiden flüsterte ihm etwas ins Ohr, Oswald und Sibilla betreffend. Felix sah sehr erstaunt aus, dann plötzlich lächelte er verständnisvoll und beifällig. Sie erhoben sich beide von der Bank und entfernten sich geräuschlos weiter und weiter, bis sie aus dem Gesichtskreis der Zurückbleibenden verschwunden waren. Oswald und Sibilla waren zu erregt, um es zu bemerken.

Oswalds Züge nahmen allmählich wieder jenen weltentrückten Ausdruck eines Apostels an. Hoch und stolz richtete sich seine Gestalt auf, als er weiter sprach: „Menschen, die um eines äußerlichen Zwanges willen, die für ein Nichts, bloß weil es anerkannt ist, das Höchste, eine reine, tiefe Liebe hingeben, sind Gladiatoren der Tugend. Die Gesellschaft ist ihr Cäsar. Sie huldigen ihm mit einer Todeswunde im Herzen — sterbend."

„Nicht Gladiatoren. Schlecht verheiratete Frauen haben nur die Wahl, Märtyrerinnen der Tugend zu sein oder — Verworfene," entgegnete Sibilla.

„Sibilla, halten Sie wirklich Ihren anerzogenen Aberglauben für Tugend?"

„Kein Aberglaube. Wie? alle Lehren, die man uns von Jugend auf eingeprägt hat, die ein heiliges Vermächtnis von Jahrtausenden sind, sollten falsch sein? Aber sie haben Wurzeln in unseren Herzen geschlagen, sie sind verwachsen mit allen Fasern unseres Seins, und müßten wir sie herausreißen, unser Lebensblut flösse mit."

Mit feuriger Energie und loderndem Blick antwortete Oswald: „Das Absurdeste kann man uns als Wahrheit und als Pflicht einprägen. Ich verachte die Sitten, Regeln und wahnsinnigen Gelübde, mit denen eine korrumpierte Gesellschaft ihre Opfer an harte Gesetzestafeln schmiedet. Ich frage nicht den Pöbel oder frühere Jahrhunderte oder tote Buchstaben, was recht ist. Für mich giebt es keine höhere Instanz als meine eigene, durch Wissen und Denken geläuterte Vernunft. Die anderen sollen denken wie ich, nicht ich wie sie. Die Ehe ist nur da berechtigt, wo sie überflüssig ist. Wenn ich ein Weib mit ganzer Seele liebe und sie liebt mich, so gehört sie mir und ich gehöre ihr."

Sibilla pflückte keine Blumen mehr, sie drückte die gepflückten krampfhaft in der Hand zusammen.

„Nein," rief sie, „das ist nicht wahr, das kann nicht sein. Selbst eine schlechte Ehe dürfen wir nicht in den Staub ziehen. Wer wollte ein Christusbild entweihen, weil es roh gezimmert und widrig bemalt ist? Selbst in seiner Verzerrung bleibt es noch immer das Symbol von etwas Herrlichem und Reinem."

„Dürfen wir eine schlechte Ehe nicht in den Staub ziehen, so zwingt sie uns in den Staub. Sie ist ein Seelenmord. Wer sich daraus nicht rettet, ist der Hehler einer Todsünde."

Zu viel Gefühle stürmten auf Sibilla ein. Erschöpft sank sie auf die Bank, den Kopf matt zurücklehnend.

„Mein Gott," flüsterte sie in sich hinein, „wo ist die Wahrheit, wo?"

Die Blumen, eine nach der anderen, waren ihrer Hand entfallen; Oswald hob, vor ihr niederknieend, die Blumen auf und knieend reichte er sie ihr. Leidenschaft zitterte in seiner gedämpften Stimme.

„Wo? Fragen Sie Ihr Herz, Sibilla! Ihr Herz! Die Stimme der Natur ist gewaltig wie die Stimme Gottes auf dem Sinai. Liebe zerstört in einem Tage mehr Vorurteile als die Vernunft in hundert Jahren. Was sagt Ihr Herz?"

„Mein Herz — es sagt nein! es weiß nichts von Ihnen!" Sie rief die Worte laut, als läge ihr selbst daran, sie zu hören.

Er war aufgesprungen und taumelte einen Schritt zurück. Ein hohler Husten rang sich aus seiner Brust, auf die er die Hand preßte.

Sibilla bemerkte erst jetzt, daß Felix und die Baronin nicht mehr da waren. Sie erschrak darüber; eilig wollte sie fort. In einiger Entfernung von Oswald blieb sie stehen.

„Ich weiß nun, wie Sie denken. Ich möchte nie wieder mit Ihnen zusammentreffen.“

„Nie, nie wieder,“ sagte er heiser, ohne sie anzusehen.

Wie elend er aussah! Ihr Herz blutete. Sie trat wieder zu ihm heran und reichte ihm die Hand: „Wir wollen nicht im Groll scheiden.“

Er wehrte sanft die Hand ab und sagte: „Geben Sie mir nicht die Hand. Warum mir den Abschied erschweren? Sprechen Sie nicht! Blicken Sie nicht zu mir her. Lassen Sie mich gehen.“

Sie sprach aber doch, leise und eindringlich: „Gehen Sie nach dem Süden, werden Sie gesund, um Ihrer Freunde, Ihres Volkes willen.“

Er lächelte mit trostloser Melancholie. „Mein Weg führt nordwärts — nach Sibirien. Ich bin entschieden. Wohl den Elenden dort, daß es Nacht in meinem Herzen wird. Alles Licht ist nun hier“ — er berührte mit der Hand die Stirn — „und wird zu einem Stern, der ihnen den Weg zur Freiheit zeigt.“

Wieder brannte die fanatische Flamme in seinen Augen — er war nicht mehr bei Sibilla.

„Und wenn Ihre Kräfte nicht ausreichen, und sie werden nicht ausreichen,“ flüsterte Sibilla mit halb gebrochener Stimme.

„Sie werden ausreichen, weil ich es will. Nicht eher bricht mein Leib, als bis jener Fesseln gebrochen sind. Dann immerhin.“

Ohne nach ihr hinzublicken, ging er. Sie sah ihm nach, starren Blickes, bis er entschwand. Von fern hörte sie sein hohles Husten. Sie fühlte einen großen physischen Schmerz am Herzen, und der Schmerz preßte ihr den Schrei aus: „Oswald! Oswald!“

Im nächsten Augenblick war er an ihrer Seite. Er zog ihre beiden Hände an sein Herz, und wie ein seliges Schluchzen kam es aus seiner Brust: „Du liebst mich!“

„Ja, ich liebe Sie, Oswald,“ sagte Sibilla mit tiefem Ernst.

Er stammelte nur immer wieder ihren Namen: „Sibilla! Sibilla!“

Sie fühlte auf ihren Händen seine Thränen.

„Sie weinen!“

„Vor lauter Seligkeit!“

„Das ‚ja‘ trennt uns ebenso, als hätte ich ‚nein‘ gesagt.“

„Trennt uns? wie? Du willst zurück in dein elendes Leben?“

„In mein elendes Leben? Aber es ist nicht mehr elend, nie mehr. Und dürfte ich Sie nicht wiedersehen, Oswald, mir bliebe meine Liebe und die Ihre, und hätte ich nichts als den Schmerz und Sie und die Sehnsucht nach Ihnen, es wäre immer noch Glück.“

„Von Schmerz sprichst du, und unsere Liebe lebt, lebt ein glühendes Leben. Sibilla, Liebe ist ja das Frühlingslied aller Kreatur! Ahnst du denn nicht, was für Seligkeiten ein Menschenherz fassen kann! Was wollen wir denn? Uns — uns selbst, sonst nichts — nichts! Mir gehörst du, mir folgst du, mir — mir ...“

„Jawohl, Ihnen und der Schmach, die ich hinter mir lassen würde.“

„Sibilla, nie hat eine gemeine Regung mich befleckt, und du — ich weiß es, deine Seele war bisher ein unentweihter Tempel, und nun soll plötzlich, was uns mit süßer Gewalt zueinander zwingt, verworfen sein und nichtswürdig! O Blödsinn! Blödsinn! Du mußt es fühlen, du mußt es wissen: eins ist unsere Liebe mit allem, was die Erde Hohes hat und Reines und Seliges! Warum glaubst du, was andere dir sagen? Glaube dir, dir allein!“

Was er sagte, schien ihr so unwiderleglich und doch nicht gut, so wundersüß und doch so dämonisch falsch. Sie war unfähig zu denken. Sie trank seine Worte, weil sie durstig war, wie der Verschmachtende auch das trübste Wasser trinkt. Sie konnte

ihre Blicke aus den seinen nicht lösen und sagte unsicher und schüchtern: „Oswald, ich will alles versuchen, damit mein Gatte in die Scheidung willigt.“

„Er wird niemals darein willigen. Brich mit allem, was bis jetzt war. Folge ganz deiner süßen Natur. Alles Halbe trägt den Keim des Todes in sich. Habe den Mut, glücklich zu sein. Komm, Geliebte! Heißgeliebte, komm! Ob du gehst, ob du bleibst, deinem Gatten brichst du täglich die Treue, denn du liebst mich, wie ich dich liebe, und ich liebe dich grenzenlos — ewig! Komm — komm!“

Er zog sie langsam fort, ihr Kopf ruhte an seiner Schulter, sie schloß die Augen und hatte die Empfindung, als ob ein Traum sie in ein wonniges Gefilde trüge, und zugleich die Angst, daß sie bald aus dem Traum erwachen müsse. Der Gottesdienst im Dorfe war zu Ende, die Glocken läuteten wieder. Sie fuhr aus ihrer Traumseligkeit auf.

„Was läuten die Glocken?“

„Für die Frommen.“

„So läuten sie sonst nicht, so durchdringend, wie ein Hammer, der auf meine Brust fällt. Für mich läuten sie, Oswald. Das sind die Glocken — so läuteten sie, als ich meinem Gatten Treue schwur, sie läuteten, als man meine Mutter zu Grabe trug. Folgte ich dir, Oswald, ich könnte nicht mehr an das Grab meiner Mutter treten. Arme Mutter!“ Sie neigte den Kopf tief herab, als horche sie auf etwas, das aus dem Schoß der Erde käme. „Mein Herz lügt; es lügt! Die ehernen Zungen da sind wahr! Läutet, Glocken, läutet fort, immerzu, daß ich seine Stimme nicht höre! Du hast eine so liebe, so bös verlockende Stimme, Oswald!“

Er preßte mit einer verzweifelnden Gebärde die Hände an die Stirn. „Geh, geh zu deinem Gatten,“ rief er, „beichte ihm, wirf dich an seine Brust, ertrage es, ihm zu gehören, und ernte den Lohn, eine Inschrift auf deinem Leichenstein: Hier ruht eine tugendhafte Frau! Das Eis Sibiriens erkältet nicht mehr als die starre, falsche Tugend eines Weibes!“

Er wandte sich von ihr fort; sie rief ihn, und noch einmal kehrte er um.

„So komm! komm!“ Und er flüsterte ihr zu: „Ich bereite alles vor zur Flucht. Du kennst das Häuschen dicht am Kirchhof, die alte Kräutersammlerin wohnt darin, sie ist mir ergeben auf Tod und Leben. Dorthin komm! Sie wird nichts fragen und dir nichts sagen. Sie wird mich rufen.“

Sibilla schauerte in sich zusammen; in der Ferne ließen sich jetzt Stimmen hören.

„Felix und die Baronin kommen zurück, sie holen uns! Gehen Sie — gehen Sie, Oswald!“

Er preßte ihre Hände an seine Augen, an sein Herz, an seine Lippen, und sie sagte fast freudig:

„Mein Gatte wird in die Scheidung willigen. Ich werde Worte finden, verzweifelnde und flehende, oder Gründe, oder sonst etwas — ich werde ihn zwingen, daß er sich scheiden läßt!“

Sie standen noch einen Augenblick Hand in Hand und Auge in Auge, dann lief Sibilla den Hügel hinauf zum Tempelchen, und Oswald wandte sich schnellen, elastischen Schrittes dem Ausgang des Parkes zu.

Sibilla kauerte sich oben auf der Bank zusammen. Wenn die anderen kämen, sie sollten sie nicht sehen. Sie wollte allein sein mit ihren wilden und zärtlichen Gedanken. Plötzlich kam ihr die Vorstellung, daß sie ihn vielleicht nie wiedersehen würde, nie. Sie stürzte nach der Stelle im Tempelchen, von der aus man die lange Allee nach dem Ausgang des Parkes übersehen konnte. In demselben Augenblick hörte sie eilige Schritte heraufkommen. Sie blieb stehen. Keuchend erschien die Baronin oben, und noch ganz atemlos redete sie auf Sibilla ein. Sie habe sich auf ein paar Minuten von Felix frei gemacht. Oswald Normann sei eben, ohne sie zu sehen, an ihr vorbeigerast, und da habe sie gewußt, sie würde Sibilla allein treffen, ein Moment, auf den sie schon den ganzen Nachmittag laure. Sie habe eine Gefällig-

keit von ihr zu erbitten. Sie reichte ihr ein Medaillon hin. Das Medaillon gehöre der Eleonore, Sibilla möchte die Liebenswürdigkeit haben, es ihr zuzustellen, sie könnte vielleicht vorgeben, es irgendwo gefunden zu haben. Auf die Frage Sibillas, ob sie, die Baronin, es gefunden habe, antwortete sie:

„Gefunden gerade nicht, ich habe es mir verschafft; wozu giebt es Kammerjungfern! Es wäre mir aber unangenehm, wenn die Schwarzwollene erführe, daß ich die Hand dabei im Spiele habe; sie könnte sich am Ende einbilden, ich wäre eifersüchtig auf sie. Ich rechne auf Ihre Diskretion. Es ist auch gar kein Bild in dem Medaillon, nichts als ein Papierchen, wahrscheinlich mit einer Locke, interessiert mich gar nicht. Nicht wahr, Sie thun mir den Gefallen?“

Sibilla nickte zerstreut; sie steckte mechanisch das Medaillon in die Tasche, denn in diesem Augenblicke waren ihre Gedanken anderwärts.

Im Begriff zu gehen, sagte die Baronin noch: „Apropos, aus der Kahnfahrt wird nichts; der Himmel bewölkt sich, auch ist es schon zu spät geworden. Felix wird mich nach Hause begleiten. Schade, daß ich bei der Enttäuschung das lange Gesicht der verliebten Brunhilde nicht mitgenießen kann. Sie kommt eben mit Ihrem Gatten die Allee herauf; ich muß mich beeilen, sonst laufe ich ihnen gerade in die Arme. Ihnen wird ja auch an der Fahrt nichts liegen, Sie — Glückliche!“ Und damit schwebte sie, graziös mit dem feurigen Sonnenschirm winkend, bergab.

Solange sie da war, hatte Sibilla nichts gedacht, als daß sie nun Oswald nicht mehr sehen würde. Jetzt stürzte sie dem Ausblick zu; ein Gebüsch hinderte sie. Voll Zorn gegen das Hindernis, riß sie das verworrene Gezweig mit ihren Händen auseinander, so daß die Dornen ihre Finger verletzten.

Elisabeth, die unten im Gespräch mit Herrn von Heeren langsam herankam, blickte bei dem Geräusch der knisternden Zweige auf und gewahrte Sibilla. Es blitzte in ihren Augen auf. Sie brach plötzlich das gleichgültige Gespräch mit ihrem Begleiter ab und schien über etwas zu sinnen. Herr von Heeren wollte an dem Hügel vorbei, dem See zugehen, wo er die anderen ihrer wartend vermutete. Elisabeth gab vor, erschöpft zu sein. Sie setzte sich auf die Bank und forderte ihn auf, weiter zu gehen. Höflich erbot er sich, zu warten, bis sie ausgeruht habe; Elisabeth wußte, daß man da oben jedes Wort hören würde, das hier unten gesprochen wurde.

„Ich möchte noch einmal auf den Vorschlag zurückkommen,“ sagte sie „den Sie mir vorhin machten. Sie glauben wirklich, daß ich die geeignete Persönlichkeit für die Stellung bei Excellenz Wildungen bin?“

„Ich hätte sie Ihnen nicht angeboten, wenn ich nicht davon überzeugt wäre. Ich werde es nie an ernster Sorgfalt fehlen lassen, wo es sich um Ihr Wohl handelt.“

„Sie sind sehr gütig, so merkwürdig gütig, wie etwa ein Mensch, der einen Totschlag begangen hat und hinterher für ein anständiges Begräbnis sorgt.“

„Ich liebe die Scenen nicht, Fräulein Elisabeth.“

„Und ich nicht den Dekorationswechsel.“

„Sie wissen selbst am besten, daß Ihre Bitterkeit ungerecht ist. Ich habe gehandelt, wie ich handeln mußte.“

„Ach Gott, ja! Da Sie fürchteten, Ihre unbefleckte Ehre könnte Schiffbruch leiden, werfen Sie als Ballast die Liebe und das Glück eines hergelaufenen Mädchens über Bord.“

„Was geschehen, ist unabänderlich. Ich begreife aber, daß es für uns beide peinlich sein muß, unter einem Dach zu leben.“

„Für mich nicht. Ich habe eine rechte Freude an Ihrem ehelichen Glück. Sie lieben Sibilla? Nicht wahr, Sie lieben sie?“

„Wie es meine Pflicht ist.“

„Wie Sie mich geliebt haben?“

„Anders.“

„Und wenn Sie jetzt frei wären, würden Sie handeln wie damals?“

„Wer weiß!"

„Sie sagen das, weil Sie wissen, daß Sie niemals frei sein werden."

„Niemand kann in die Zukunft blicken."

„Sie könnten sich scheiden lassen, Sibilla könnte sterben?"

„Der Himmel verhüte es! Gottes Ratschlüsse sind unerforschlich."

Sibilla hatte jedes Wort gehört. In den ersten Minuten hielten sie Staunen und Schrecken festgebannt, dann stürzte sie herab, und als sie totenbleichen Gesichts unten stand, konnte sie im ersten Augenblick keine Worte finden.

Elisabeth schien bestürzt: „Du warst da oben, du hast gehört ..." rief sie.

Georg sah finster drein.

„Habe ich denn recht gehört," stammelte Sibilla; „ihr wolltet — ihr möchtet ... ich wäre tot!"

„Du hast grundfalsch gehört!" sagte Georg mit Heftigkeit.

„Ja, ich fühl's, ich bin krank — ich werde sterben — freut euch doch! Seit einigen Minuten der pochende hämmernde Schmerz hier ..." Sie preßte die Hand auf das Herz und schwankte.

Elisabeth näherte sich schnell, sie zu unterstützen, Sibilla stieß sie heftig zurück.

„Komm mir nicht nah — du — die Geliebte meines Gatten!"

Elisabeth lachte laut auf. „Ich die Geliebte des Herrn von Heeren?! Was für ein Recht habe ich dir gegeben, mich zu beschimpfen? Ich seine Geliebte!"

„Nicht seine Geliebte? Was warst du denn?"

„Seine Braut."

„Seine Braut! seine Braut!" wiederholte Sibilla langsam. „Wann denn? Wie war das? Sprich doch! Wann?"

„Meine Brautschaft fiel mit meiner kurzen Gouvernantenlaufbahn zusammen. Wir lernten uns auf dem Gute meiner — Herrschaft kennen."

Sibilla preßte die Hände an die Schläfe. „Und dann kam er in unser Haus, als du nicht da warst ... ich verstehe nicht ..."

„Herr von Heeren kam zu euch um meinetwillen. Er hatte eine Unterredung mit deiner Mutter. Darauf kündigte er mir die Verlobung auf, in einem Brief, der ganz von seiner Ehre triefte, und ein Jahr später bist du seine Gattin geworden. Arme Sibilla!"

In Sibillas Augen standen Thränen. Liebevoll schmiegte sie sich an Elisabeth.

„Man schickte mich dann aus meiner Stellung fort wegen unverbesserlichen lasterhaften Hanges zur Schwermut! Ich wußte nicht, wohin. Ich mußte zu deiner Mutter zurück."

„Aber mein Gott, warum verließ er dich, warum?"

„Warum sollte er mich nicht verlassen? Habe ich denn ein Recht auf einen Bräutigam? ein Recht auf Ehe? ein Recht auf Existenz? Ich, ein namenloses Geschöpf?"

Sibilla wandte sich Georg zu, der äußerlich ruhig, aber voll inneren Unmuts seinen Stock in den Erdboden stieß.

„Warum thatest du's?"

„Weil ich mußte. Du hast mir einfach zu glauben. Ich habe kein Recht, zu sagen, was Elisabeth verschweigt."

„Sage es mir, sage es mir, Elisabeth!" bat Sibilla.

Eine schmerzliche Ironie malte sich in den Zügen der Gesellschafterin, als sie antwortete: „Gern! Der Zufall hat dir verraten, was du wahrscheinlich sonst nie erfahren hättest. Ich bin nicht Barbarin genug, um die Gastfreundschaft zu verraten, und nicht Eris genug, um den Zankapfel in eine — musterhafte Ehe zu schlendern. Und doch wäre ich am ersten gerade dir Vertrauen schuldig. Du bist ja meine nächste Verwandte."

Sibilla starrte sie verwundert und fragend an.

„Die Schwester deines Vaters war meine Mutter. Es ist eine einfache Geschichte. Es kommt allerdings eine Art Totschlag darin vor, aber es handelte sich dabei nur um einen ganz obskuren Menschen, einen Werkmeister. Der Werkmeister war mein Vater. Er soll brav und schön und sehr klug gewesen sein. Als ob darauf etwas ankäme! Du merkst wohl, daß die beiden, mein Vater und

meine Mutter, sich lieb hatten, viel zu lieb; sie konnten nicht zueinander kommen, das Wasser der Vorurteile war viel zu tief. Er hatte es sich aber in seinen starren Proletarierkopf gesetzt, meine Mutter zu heiraten. Die Familie sagte nein. Sie wollten die Einwilligung erzwingen und gingen miteinander davon. Die Familie sagte nein. Ich wurde geboren — immer noch nein. Meine Mutter hatte noch zwei Jahre, bis sie mündig wurde, dann wäre sie sein Weib geworden. O, die Familie war vorsichtig! Der Fabrikherr, unser Großvater, natürlich ein ehrenwerter Mann, gehörte zum Geschlecht der Brutusse, die, wenn sie von einem mörderischen Pflichtparoxysmus befallen werden, ihre Kinder opfern. Alle Anstrengungen meines Vaters, sich eine Existenz zu verschaffen, scheiterten an der Verfolgung des großväterlichen Brutus. Kaum hatte er irgendwo Fuß gefaßt, so vertrieb ihn ein Brandbrief seines früheren Prinzipals aus der mühsam errungenen Stellung. In Not und Elend brachten meine Eltern zwei Jahre zu. Er sah Weib und Kind hungern. Seine Kraft brach. Er starb — unsäglich grausames Schicksal! — er starb wenige Wochen, eh meine Mutter mündig wurde. Die Mutter zog er nach in sein frühes Grab. Sie starb nicht gleich, nur allmählich. Ich wurde darüber zwölf Jahre alt. Und sterbend legte sie auf meine junge Seele die ungeheure Last ihres Schmerzes. Das Kläglichste, daß sie nicht verheiratet gewesen, konnte sie mir nicht sagen, weil ich es nicht verstanden hätte."

Sibilla schluchzte laut: „Und ich habe nichts davon gewußt, nichts!"

„Es krähte auch kein Hahn danach. Und doch, Sibilla — so voll blühender Triebkraft ist ein junges Herz — es kam ein Tag, wo ich alles vergaß; das war, als ich liebte, leidenschaftlich liebte den Mann, der mich verließ. Du weißt nun, warum."

Georg fühlte aufs lebhafteste das Peinliche und Widerwärtige seiner Situation, dennoch gelang es ihm, als er das Wort nahm, Ruhe und Würde zu bewahren.

„Die natürliche Tochter des Werkmeisters konnte nicht meine Gattin werden. Jede Gesellschaftsklasse hat ihre besonderen geschriebenen oder ungeschriebenen Gesetze, denen sie sich unterwerfen muß. Wer sie übertritt, wird heimatlos in seiner Sphäre."

Elisabeth lachte bitter auf. „Was ich für eine verblendete Mutter hatte! Sie schlug den alten wüsten Geldsack, den ihr die Familie zur Ehe bestimmte, aus. Sie wußte vielleicht nicht, was sie damit ausschlug: einen Ehrenplatz in der menschlichen Gesellschaft. Sie folgte aus Liebe einem trefflichen Mann und — trug ein Brandmal davon. Sibilla, merk es dir: was die Welt empfiehlt und lobt, ist meist etwas Schmähliches; was sie verdammt, ist gut. Willst du wissen, warum es so ist? Du sollst sein, wie sie alle sind — gemein."

Sibilla hing an Elisabeths Hals. „Wie namenlos unglücklich mußt du gewesen sein, meine Elisabeth!"

„Laß sein, es ist vorbei."

„Und du hast dich nicht gewehrt? Du hast nicht gekämpft um dein Recht?"

„Ich! ein Mädchen! Womit? Das Pathos ist aus der Mode, sonst hätte ich vielleicht einen Fluch über Herrn von Heeren ausgesprochen; er ist aber kein romantisches Gemüt, und Shakespeare-Tiraden hätten schwerlich bei ihm Erfolg gehabt. So habe ich mich begnügt mit dem frommen Wunsch, daß seine eigene Ehre . . ."

Sie ließ die leidenschaftlich erhobene Stimme wieder sinken, barg das auffunkelnde Auge unter den Lidern und wandte sich liebevoll Sibilla zu.

„Nach dieser Generalbeichte muß ich nun doch fort von dir, Sibilla. Nur ein paar Tage noch laß mich bleiben."

Statt der Antwort küßte Sibilla die Freundin. Elisabeth wehrte sie ab. „Küsse mich nicht, du reine Seele! Wer weiß, ob du nicht einen Judas küssest."

Sie machte sich von ihr los und eilte auf dem Wege nach dem Schlosse zurück.

Sibilla folgte ihr langsam. Georg

blieb an ihrer Seite. Beide wußten, was sie einander sagen wollten: er Versöhnliches, sie ewig Trennendes, und beide sannen darüber, wie sie die Worte am besten wählten. Er wollte das Versöhnliche nicht zu weich vorbringen, sie das Unversöhnliche nicht zu hart. So gingen sie schweigend nebeneinander her. Erst als sie in den Salon getreten waren und Sibilla sich müde in ihren Lehnstuhl geschmiegt hatte, während er an der Säule des Brutus lehnte, wurde das Schweigen von ihm gebrochen.

„Es ist die Art der Frauen," begann er mit affektierter Ruhe, „die Schuld des Schicksals auf einen einzelnen abzuwälzen. Elisabeths Maßlosigkeit hatte mich schon damals abgestoßen und würde mich immer abstoßen. Wäre selbst ihre Geburt fleckenlos und wäre ich frei, sie würde niemals meine Gattin werden. Die Worte, die dich so sehr gekränkt haben, sprach ich aus Mitleid für das unglückliche Mädchen."

Sibillas weichverschleierte Stimme klang noch sanfter als sonst, als sie antwortete: „Georg, ich bin auch unglücklich. Habe auch Mitleid mit mir. Ich glaube ja, daß du meinen Tod nicht wünschest, und doch, wäre ich nicht — nicht unlieb wäre es dir."

„Du lebst in Einbildungen, Sibilla. Laß uns einfach und vernünftig miteinander reden."

„Ja, ganz einfach und vernünftig," sagte sie und fiel doch gleich wieder in ihre trübe Schwärmerei zurück. „Zu wissen, es wartet einer, daß man sterben möchte, das ist so unheimlich, als ob man aus einem Grabe heraus die Hände nach uns ausstreckte."

Herr von Heeren machte eine ungeduldige Bewegung.

„Georg, es giebt ein so einfaches Mittel für dich, frei zu werden. Laß unsere Ehe trennen. Zwischen uns ist keine andere Gemeinschaft mehr als die gegenseitiger Abneigung. Warum wollen wir feindlich voneinander scheiden! Es ist ja nicht unsere Schuld, nicht deine und nicht meine, daß wir uns nicht lieben können. Laß unsere Ehe trennen, ich bitte dich herzlich darum."

Georgs Züge drückten Erschrecken, Zorn und Geringschätzung aus. „Eine Scheidung!" fuhr er auf. „Höre ich recht? Du denkst an Scheidung, weil ich ein uneheliches Mädchen nicht zu meiner Gattin machen konnte? Das ist einfach lächerlich, lächerlich in den Augen aller Welt!"

„Du hast wohl recht. Das Gelächter der Welt ist immer die Antwort auf die Thränen der Frau. Laß sie nur lachen, ich bitte dich doch, Georg; wie einer um sein Leben bittet, so bitte ich dich: laß dich scheiden. Die Natur selbst ..."

Er unterbrach sie mit Härte: „Kommt mir nicht mit eurer Natur! Natürlich, wie das Gute ist auch das Böse. Eine Krankheit ist auch natürlich. Wir atmen sie mit der Luft, wir nehmen sie mit der Nahrung in uns auf, und doch muß sie aus unserem Körper heraus, wenn wir leben sollen. Und du bist krank. Ich habe niemals eine Pflicht gegen dich verletzt. Du bist freiwillig mein Weib geworden, du wirst es bleiben."

„Freiwillig? Wußte ich denn, was die Ehe ist? Ich war ein Kind, als man mich dir gab! Ich bin nachtwandelnd in die Ehe getaumelt, ich habe genug geschlafen und geträumt! Ich bin erwacht und will hinaus aus diesem häßlichen Traum, zurück ins Leben! Ich will, ich will von dir geschieden sein!"

„Ich aber will nicht. Ich stehe im öffentlichen Leben, Gesetze zu bringen, nicht sie zu zerstören. Das Auge der Nation ist über mir. Ein so häßlicher Flecken wie eine Scheidung würde mich zwingen, mein Mandat niederzulegen und damit die Thätigkeit, die der Inhalt meines Lebens ist. Und das alles sollte geschehen um der nervösen Überschwenglichkeit eines Weibes willen — nein, nicht eines Weibes, eines verstandlosen Kindes ..."

„Das bin ich nicht! Siehst du denn nicht, daß mein Herz todkrank ist? Darum will ich geschieden sein, ich muß — muß fort von dir!"

Sie hatte sich aus dem Lehnstuhl erhoben; ihm die gefalteten Hände entgegenstreckend, kam sie auf ihn zu. Die schweren blonden Flechten waren von ihrem Kopf gefallen und hingen am Rücken nieder. So hold und kindlich sah sie aus mit den Augen, die in Thränen schimmerten, viel zu liebreizend, um eine Scheidung zu ertrotzen von dem Manne, der immer tiefer von diesem Liebreiz sich ergriffen fühlte.

Ein unsinniges Verlangen erfaßte Georg, ihr die Thränen aus den Augen zu küssen, sie an sein Herz zu ziehen und ihr zu sagen: Sei ruhig, sei ruhig, ich liebe dich ja! Er bezwang sich. Nie wieder wollte er unter die Herrschaft eines Weibes geraten. Er sah fort von ihr, in den Park hinaus, als er ihr antwortete: „Eine so grundlose Scheidung, wie du sie verlangst, wäre eine Verneinung der Ehe. Genug des Bösen geschieht. Mag es im Verborgenen geschehen. Weh einer Zeit, wo es sich frech an das Licht des Tages wagt! Selbst eine schlechte Ehe soll nicht getrennt werden. Sie ist wie ein Nessusgewand, du kannst es abreißen, aber das Fleisch geht mit in Stücke. Das läuternde Gefühl der Pflichterfüllung giebt selbst einer lieblosen Ehe Weihe."

„Pflichterfüllung! Können Pflicht und Entehrung zusammenfallen? Die Erfüllung von Pflichten, die einen reinen Sinn mit Schauder erfüllt, kann nicht gut sein. Die Frau, die das geheime Weh einer unglücklichen Ehe fortschleppt durchs ganze Leben, sie mag der Welt ehrbar erscheinen, dem eigenen Bewußtsein wird sie zur — Dirne. Mein Gott, mein Gott, sind wir denn um der Ehe willen geschaffen, ist sie nicht vielmehr um unsertwillen da?"

Ihre Worte trafen ihn grausam. Leidenschaftliche Erbitterung gewann die Oberhand in ihm. Noch gelang es seiner starken Willenskraft, darüber Herr zu werden, als er antwortete: „Um unsertwillen — ja; damit die Gesellschaft in reiner Gesittung sich entfalte, nicht aber, damit jeder einzelne, der seinen kindischen Paradiesestraum in ihr nicht verwirklicht findet, daran rüttele. Das ist das Unglück, daß ihr Frauen den Irrlichtertanz eurer Sinne für ein unveräußerliches Menschenrecht haltet und in blindem Zerstörungstrieb an die Heiligtümer der Kultur eure Hand legt. Ihr findet aber eine Schranke an dem Manne, der nach Begriffen handelt und nach Grundsätzen."

„Was sollen mir denn Worte und Begriffe und Grundsätze? Sie töten mich! und ich will leben. Elisabeth hast du deinen Grundsätzen geopfert, ihre Mutter, ihr Vater sind Grundsätzen geopfert worden; sollen sie auch mein Herz brechen?"

„Vergiß nicht, auch ich habe damals mein Herz einer sittlichen Überzeugung geopfert. Der einzelne hat immer unrecht, die Gesellschaft hat recht. Wenn du alle Vernunft mißachtest, so beuge dich wenigstens wie wir alle vor den Gesetzen, die heilig sind."

Sibillas Erregung steigerte sich. „Warum heilig? Wer hat sie gemacht? Irrende Männer. Sie machen uns zu Enterbten der Natur. Diese Gesetze sind grausam, uns feindlich. Ist es nicht genug an dem Unheil, das ohne sie die Welt erfüllt! Warum macht ihr Gesetz und Sitte zu Komplicen eines erbarmungslosen Geschicks! Mein Gefühl verwirft sie, mein Herz sagt nein! und jeder Blutstropfen in mir schreit: nein — nein — nein!"

„Ich streite niemals mit Frauen." Georg sagte das beinah mechanisch. Er war verwirrt, wie geblendet. Aus ihren herbsten Worten schlug der Ton ihrer Stimme wie Musik an sein Ohr. Das war nicht mehr seine sanfte, unterwürfige Gattin, das war ein wunderschönes, leidenschaftliches Weib, das allmählich ganz von ihm Besitz nahm, ein Weib, das ihm gehörte. „Wie schön du auch bist," sagte er mit fliegendem Atem, „ich habe das Recht, dir zu befehlen, du hast zu gehorchen."

„Heißt gehorchen zur Vernunft sagen: Verlösche! zum Herzen: Poche nicht! zu den Sinnen: Schlaft!? Ist das Weib

denn nichts als ein lebendiger Schatten, den die Schöpfung wirft?"

„Genug, übergenug der Worte! Ich verweigere ein- für allemal die Scheidung!" Er sagte die letzten Worte fast feurig wie eine Liebeserklärung.

„Das kann dein letztes Wort nicht sein."

„Es ist mein letztes."

Sibilla verstand ihren Gatten nicht. Hätte sie verstanden, daß weit mehr noch als die Rücksicht auf seine Ehre die erwachte Liebe zu ihr seiner Weigerung die leidenschaftliche Schärfe gab, und hätte er es über sich vermocht, ihr einfach und ehrlich zu sagen, was er fühlte, vielleicht würde beider Schicksal eine andere Wendung genommen haben. Sibilla aber hatte sich innerlich so vollständig von ihrem Gatten losgelöst, daß er für sie nichts mehr als eine Schranke war, die sie vor ihrem Glück aufgerichtet fand, und er sah in der Hingabe an das Weib den dämonischen Trieb, der ihn schon einmal an den Rand eines Abgrunds geführt hatte.

Noch einmal fragte sie: „Kann nichts dich bewegen?"

„Nichts!"

„So verlasse ich dein Haus."

„Um mit Gewalt zurückgebracht zu werden."

„Mit Gewalt wie der geflüchtete Sklave. Ist die Ehe ein Götzenbild, das sich von lebendigen Herzen nährt?"

Georg antwortete nicht, er hatte kaum gehört, was sie sagte. Er blickte sie nur an. Einer der blonden Zöpfe ruhte auf ihrer Brust; er hatte sich an der Spitze gelöst, und die goldig schimmernde Locke hielt seinen Blick wie mit einem Zauber fest. Diese goldene Locke auf ihrer Brust zu küssen, trieb ihn ein unsinniges Verlangen. Und daß er das nicht durfte — und sie war doch sein Weib — was war das für ein Widersinn. Er wollte der Fascinierung seiner Sinne nicht unterliegen und ging der Thür zu.

Gedanken, schnell wie Pfeile, schossen durch Sibillas Kopf. Was hatte Elisabeth gesagt? Es giebt Fälle, wo eine Scheidung für ihn zur Pflicht würde. Mit einemmal wußte sie, was Elisabeth gemeint hatte. Sie stellte sich gegen die Thür.

„Warte — warte!" Noch einen Augenblick kämpfte sie mit sich, dann war sie entschlossen. „Nichts kann dich bewegen?"

„Nichts!"

„Doch — etwas! Um meinetwillen willst du dich nicht scheiden lassen, so thu es um — deinetwillen! Du mußt es thun — mußt es . . ."

Sie sprach atemlos, und ihre Augen irrten unstät in ihren Kreisen.

„Ich verstehe dich nicht!"

„Jage mich fort! Ich verdiene nicht, deine Gattin zu sein — ich — ich . . ."

Georg starrte sie sprachlos an. Die Adern an seinen Schläfen schwollen an.

„Warum willst du mich nicht verstehen? Es ist so furchtbar schwer, es zu sagen . . . Ich habe einen Geliebten!" Heftig und trotzig und zugleich zaghaft stieß sie die Worte hervor.

„Du hast . . ."

„Ja, einen Geliebten! Du kannst mir nicht verzeihen, du darfst es nicht — ich will es auch nicht! Jage mich fort!"

Sie war in den Lehnstuhl zurückgesunken und kauerte sich darin zusammen, den Kopf im Polster bergend, als erwarte sie einen Schlag. Sie bebte am ganzen Körper.

Georg beobachtete sie scharf, ein fast freudiges Lächeln flog über seine Züge. Er beugte sich zu ihr nieder, nahm ihren Kopf in seine beiden Hände und wandte ihn so, daß sie ihm in die Augen sehen mußte. Flammende Röte übergoß ihr Gesicht; mit kalter Entschlossenheit wollte sie seinen Blick erwidern und senkte ihn doch verschüchtert. Er wußte genug.

„Du hast gelogen. Warum spielst du diese unwürdige Komödie?"

Sibilla war müde und gebrochen. „Ich hasse die Lüge und muß doch immer wieder lügen."

So war nun alles verloren. Nein, noch nicht! Noch einmal raffte sie sich auf. Sie trat dicht an Georg heran, ihre kleinen Hände ballten sich, als wollte

sie in diesen krampfhaften Druck all ihre Energie konzentrieren, und ihre Stimme wurde klar und sicher.

„Und bin ich nicht untreu, wie du es denkst, untreu bin ich doch! Ich bin ein Weib. Ihr sagt ja, Liebe sei unsere Bestimmung, und ich — liebe; ja — ich liebe — aber nicht dich. Ich liebe Oswald Normann — ihn liebe ich.“

Ihre geballten Hände lösten sich, die Arme sanken schlaff herab. Georg von Heeren, die Gegenwart, alles versank vor ihr. Oswald stand vor ihrem inneren Auge. Um ihre Lippen spielte ein sehnsüchtiges Lächeln. In diesem Augenblick glitt ein roter Sonnenstrahl, der das Gewölk durchbrach, ins Zimmer und tauchte ihren Kopf wie in einen Glorienschein.

Ein furchtbarer Jähzorn stieg in ihm auf, als er sie so schön sah, ein Jähzorn, gegen den er vergebens ankämpfte. Ein grausames Verlangen ergriff ihn, dieses Antlitz, diesen Liebreiz zu zerstören, der einem anderen galt, eine zügellose Begierde, ihr Entzücken in Schmerz zu verwandeln, das Lächeln in einen Schrei. Er stürzte auf sie zu und griff nach ihren Händen; sie barg sie auf dem Rücken, und seine tastenden, zuckenden Finger legten sich unwillkürlich um ihren zarten Hals und umspannten ihn krampfhaft. Sie gab einen gurgelnden Laut von sich. Entsetzt glitten seine Hände von ihrem Hals nieder, und er riß die holde Gestalt an sich, als wollte er sie zerdrücken, und küßte ihr Gesicht wieder und wieder in wilder Leidenschaft. Erst als er sah, daß sie einer Ohnmacht nahe war, ließ er sie frei. Scham und Zorn, daß er sich so weit vergessen konnte, erfüllten ihn. Er ging hastig im Zimmer auf und ab und rang nach Fassung.

Sie fühlte nichts als Widerwillen gegen ihn.

Nach einer Pause, als Georg wieder Herr seiner selbst zu sein glaubte, sagte er: „Ich bedarf der Erholung, ich bin krank; ich leide an Anfällen von Schwindel, meine Heftigkeit eben ist darauf zurückzuführen. Ich will reisen ...“

„Reisen? Auf lange?“ fragte sie in höchster Spannung.

„Ja, mit dir.“

„Niemals!“ Sie streckte mit einer Gebärde unverhohlenen Abscheues die Hand gegen ihn aus.

Die Gebärde entfesselte von neuem seine Wut, und mit erstickter Stimme sagte er langsam und drohend: „Es giebt Asyle, wo man Gemütskranke festhält in ihren Pflichten — gegen ihren Willen.“ Und schnell, als wolle er sich selber entfliehen, verließ er das Zimmer.

Sibilla hatte die Bedeutung seiner Worte nicht gefaßt. „Es giebt Asyle, wo man Gemütskranke ...“ murmelte sie vor sich hin. Mit einemmal verstand sie, daß er ein Irrenhaus gemeint hatte. Ein Schrei, ein Hilferuf entrang sich ihrer gequälten Brust: „Oswald! Oswald!“

Elisabeth hörte in ihrem Zimmer den Ruf. Sie eilte herbei. Sibilla warf sich in ihre Arme. Sie sagte ihr alles, was zwischen ihr und Georg vorgefallen war. So erfüllte sich nun, was Elisabeth herbeigewünscht hatte. Sie zweifelte nicht daran: früher oder später mußte Sibilla ihrer Leidenschaft verfallen; Georg von Heeren aber, geschieden oder nicht, seiner Ehre haftete fortan — nach seiner Auffassung — ein Makel an, ärger, viel ärger, als hätte er ein uneheliches Mädchen zu seiner Gattin gemacht.

Warum blieb die Genugthuung, die sie sich von dem befriedigten Rachegefühl versprochen, aus? Ihr war nicht wohl zu Mut. Diese Lösung, zum Teil ihr Werk, war sie nicht zu gewaltsam für das zitternde, schluchzende Geschöpf, das sie in den Armen hielt und das sie allmählich zu lieben begann, in demselben Maße, wie ihr Georg von Heeren gleichgültiger wurde?

Sie tröstete die Weinende, so gut sie konnte; sie suchte sie zu überzeugen, daß die Androhung des Irrenhauses nichts als ein leeres, im Jähzorn ausgestoßenes Wort gewesen sei.

Am Abend vor dem Schlafengehen fand Sibilla in ihrer Tasche das Medaillon.

das sie vergessen hatte. Sie wollte es Elisabeth sogleich bringen. Schon stand sie an ihrer Thür, als sie sich anders besann. Eine so entsetzliche Waffe! Konnte Elisabeth sie nicht doch noch eines Tages mißbrauchen? Viel besser, sie selbst vernichtete das Gift; gleich am anderen Morgen wollte sie es in den See versenken, wo er am tiefsten ist; die Freundin würde ihr nachträglich die Eigenmächtigkeit gern verzeihen.

Elisabeth hatte ihre Abreise verschoben, sie konnte sich nicht entschließen, Sibilla in ihrer gärenden Verzweiflung allein zu lassen. Sie meinte, daß es sich ja nur um wenige Tage handeln würde, das für alle Teile Unerträgliche konnte nicht andauern. Dem Schloßherrn zu begegnen, vermied sie.

Auch Felix und die Baronin litten unter der schwülen Atmosphäre, die nach und nach das ganze Haus wie in einen trüben Nebel einspann; vor allen litt Felix. Das wachsende Mitgefühl an Sibillas Geschick und sein unruhiges Interesse an Elisabeth erfüllten ihn gleicherweise mit Unbehagen. Heiraten wollte er um keinen Preis. Hinweg also mit all diesen schlafraubenden, zwecklosen, erhitzenden Phantastereien! Er haßte den Kampf ums Dasein, ob er sich nun als Kampf mit anderen oder mit sich selbst darbot. Seine Heiterkeit wurde sprühend, gewaltsam, unnatürlich, er trank mehr Champagner als je, er wiederholte beständig seinen Lieblingsrefrain: „Es wird sich alles finden.“ Umsonst, seine Unruhe wuchs. Er beschloß abzureisen. Die Baronin sollte ihm einige Tage später folgen. Er kündigte den Verwandten seinen Entschluß an; indem er es that, vermied er Sibillas Augen und sprach scherzend die Hoffnung aus, daß ein gutes Reiseglück sie alle in der Schweiz oder in Venedig wieder zusammenführen möchte.

Schaudernd dachte Sibilla, daß, wenn alle fort wären, sie mit Georg allein sein würde. Von der Reise hatte er am Tage nach jener schrecklichen Scene nicht mehr gesprochen. Ob er sie aufgegeben hatte? Sie klammerte sich an diese Hoffnung. Am zweiten Tage aber fragte er sie in des Bruders und der Baronin Gegenwart, ob ihre Reisevorbereitungen beendigt seien, sie würden mit dem Abendzug des nächsten Tages abreisen.

Sibilla hörte, was er sagte, und sah Felix dabei an mit Augen so voll heißer Bitte, voll flehender Verzweiflung. Er zupfte sie am Ohrläppchen und flüsterte ihr zu: „Es wird sich alles, alles finden!“ und sie wußte, daß von ihm nichts zu hoffen war.

An diesem letzten Abend betrat sie ihr Zimmer mit stummem Gram im Herzen. Immer noch hatte sie gedacht, es müßte etwas Unerwartetes geschehen, sie zu retten. Nun dachte und hoffte sie nichts mehr, nur das eine wußte sie, daß sie mit ihrem Gatten nicht abreisen würde, nie, nimmermehr. Sie setzte sich in der schwülen Augustnacht ans offene Fenster. Bleiern lag es auf ihrer Seele. Was sollte aus ihr werden? War es nicht doch vielleicht möglich, ihres Bruders Rat zu folgen, sich innerhalb der vier Wände von Georg zu scheiden und ihr Haus zu einem Kloster zu machen, ein Kloster, um darin zu schweigen, zu dulden und zu sterben mit einer einzigen großen Andacht im Herzen: die Liebe zu Oswald. Sie fand in diesen Phantasien eine melancholische Wollust. Aber nein, auch das war nicht mehr möglich, seitdem Georg — sie liebte. Ja, sie wußte jetzt, er liebte sie, wie sie nie geliebt sein wollte, mit einer so häßlichen Liebe, seine Küsse brannten wie Gift in ihrem Blut. Er würde nicht dulden, daß sie sich still von ihm fortträume mit ihrem todessüßen Schmerz, hinüber in ein anderes Land. Sie sann und grübelte und fand keinen Ausweg. Allmählich versank sie in einen Halbschlaf. Sie sah, der breite, dunkle Rasen vor dem Fenster wurde hell und heller, er wurde weiß und breitete sich aus und dehnte sich unermeßlich, bis er den Horizont berührte, eine einzige eisige bleiche Decke. Ein halb verscharrter Baumstamm ragte dunkel aus dem Schnee. Der Himmel lag bleiern darüber, eine schwarzgraue, eherne Mauer,

die die Schneewüste einschloß. An einer Stelle öffnete sich die Mauer, und hindurch brach die dunkelrote untergehende Sonne, und ein glühender Strahl wanderte über das Schneefeld weiter und weiter, wie ein blutiger Streifen, bis er an den morschen Baumstamm kam, und wie der Strahl ihn traf, da sprang ein Quell heraus, ein roter, ein Blutquell, und es war kein Baumstamm mehr, aus dem unaufhaltsam das Blut floß, es war ein Mensch. Auf dem bleichen unermeßlichen Schneefeld lag einsam und tot — Oswald.

Mit einem Schrei erwachte Sibilla, in Angstschweiß gebadet. Weit öffnete sie die Augen und lehnte sich zum Fenster hinaus. Er würde sterben, einsam, qualvoll, auf den Schneefeldern Sibiriens. Der Mond trat hinter Wolken hervor. Sie sah im Park einen Schatten sich bewegen. Eine jähe, heiße Ahnung stieg in ihr auf. Kaum wissend, was sie that, zündete sie ein Licht an und trat damit ans Fenster. Der Schatten näherte sich schnell. Aus der Dunkelheit heraus erschien ihr Kopf in dem Lichtkreis wie ein Heiligenbild, für den wenigstens, der unter dem Fenster stand. Oswald kniete da unten vor ihr auf der harten Erde und flüsterte Worte, die wie ein Gebet heraufklangen. Sie löschte das Licht, er sah nichts mehr, er hörte aber ihre Stimme, die wie die Botschaft eines Engels zu ihm niederstieg: „Ich komme zu dir — morgen — um drei Uhr.“ Sie schloß das Fenster. Nun war alles entschieden, besiegelt, verstummt alle Qual des Kämpfens und Ringens. Sie legte sich nieder und schlief sanft und ruhig bis in den Morgen hinein.

Felix hatte schlecht geschlafen, ein Fall, der seinen Grundsätzen schnurstracks zuwiderlief. Sibilla trug die Schuld. Er sah und las nie Tragödien, er wollte auch in den Augen seiner Schwester keine lesen, darum fuhr er in der Frühe des Morgens fort auf das Gut der Baronin, und hinterließ, daß er erst um fünf Uhr zum Diner mit Frau von Heiden zurück sein würde. Als er so in den Morgen hinausfuhr, lehnte er sich bequem in die weichen Polster zurück und nahm seinen Hut ab, um dem erfrischenden Wind so viel Spielraum als möglich zu geben. So recht mit Behagen dachte er sich der balsamischen Luft und der sanft schaukelnden Bewegung des Fahrens zu erfreuen. Seine Gedanken aber gehorchten ihm nicht, sie desertierten und liefen immer wieder zu Sibilla zurück, zu Sibilla und Elisabeth. Und einmal drängte sich ihm die Erinnerung an Sibillas schmerzlich rätselhaften Blick so zudringlich auf, daß er dem Kutscher befahl, umzukehren, er wolle zurück nach Arensee. Nach einigen Minuten aber widerrief er den Befehl. Was für ein Thor war er, in das Schicksal anderer eingreifen zu wollen; und wer weiß, ob nicht zu ihrem Unheil. Sollte er die Hand bieten, daß seine Schwester die Gattin des abenteuernden Arztes würde und damit eine Ausgestoßene aus den Kreisen, in denen allein, wie er annahm, das Leben lebenswert war? Ihre Abneigung gegen den Gatten hielt er für eine Caprice. Jede Frau von Welt und Geschmack würde Georg von Heeren den Vorzug geben vor diesem drapierten nihilistischen Windbeutel. Seines Schwagers Einfall, sich mit Sibilla auf Reisen zu begeben, schien ihm jedes Lobes wert. Ganz aufeinander angewiesen, würden sie sich zweifellos ineinander finden. Ein Unwille stieg in ihm auf gegen diese sogenannten tiefen Naturen, wie Sibilla eine war und Elisabeth auch — Naturen, die sich immer vor ein „Entweder — oder“ stellen und nicht sehen wollen, daß das allein Richtige in dem Bindestrich zwischen beiden liegt. Er schüttelte lebhaft den Kopf, wie um ein lästiges Insekt los zu werden. Den Kutscher trieb er an, schneller zu fahren, und wie die Pferde mächtig ausgriffen, schwand auch die nervöse Unruhe seines Gewissens.

Wäre Felix in Arensee geblieben, er hätte Sibilla an diesem Morgen kaum wiedererkannt. Rosig und erfrischt war sie erwacht. Als sie ans Fenster trat, sah sie Georg davonreiten. Sie sah ihm

nach ohne Haß, ohne irgend eine Erregung; was ging sie der Mann da auf dem Pferde noch an! Wie sie später erfuhr, war er fortgeritten, um vor der Abreise sein Gut einer letzten und gründlichen Inspektion zu unterwerfen. Eines der Vorwerke lag ziemlich weit entfernt. Wie Felix hatte er hinterlassen, daß er vor Tisch nicht zurück sein werde, möglicherweise käme er auch später, man solle mit dem Diner nicht auf ihn warten. So schwand jede Schwierigkeit, die sich Sibillas Vorhaben hätte in den Weg stellen können. In freudig fieberhafter Hast lief sie noch einmal, das letzte Mal, durch das Haus, durch die Zimmer, den Park. Es war ein pflichtschuldiges Abschiednehmen, ohne Rührung oder Wehmut. Fast mit heiterem Hohn dachte sie daran, daß sie diese langweiligen Alleen, diese roten und blauen Blumenbeete, diese himmelblauen Polster und ebenholzschwarzen Möbel nicht wiedersehen würde. Als sie vor dem Brutus stand, erhob sie einen Augenblick den Arm, und eine Lust wandelte sie an, den verhaßten Kopf vom Postament zu stoßen. Der Brutus aber blickte mit so großem, finsterem Ernst zu ihr nieder, daß sie mit einer Art Furcht an ihm vorüberschlich. Um zwölf Uhr frühstückte sie mit Elisabeth und war so gesprächig, lebhaft und liebevoll, daß die Freundin nicht wußte, was sie davon denken sollte. Sie hatte im Wesen und im Ausdruck etwas von einer Braut, Freudiges und Banges, Zögerndes und Überhastetes, und durch alle Unruhe hindurch pulsierte eine heimliche Wonne.

Elisabeth forschte ängstlich in Sibillas Zügen und bedrängte sie mit Fragen. Sibilla lachte nur und beruhigte sie: über Nacht wäre ihr ein so glückseliger Einfall gekommen, morgen würde sie alles erfahren, vielleicht schon heute abend, aber früher gewiß nicht.

Elisabeth blieb unruhig. Sie nahm sich vor, Sibilla nicht aus den Augen zu lassen. Auch mit Felix wollte sie ernst und eingehend über die Schwester reden. Es war eine unangenehme Enttäuschung für sie, als sie erfuhr, daß er fortgefahren war.

Nach dem Frühstück schrieb Sibilla in ihrem Zimmer an Elisabeth; sie nahm in dem Brief einen liebevollen Abschied von ihr und trug ihr zugleich tausend Dinge zur Besorgung auf, die sich auf ihre Garderobe, auf die Armen im Dorfe, auf Felix und manches andere bezogen. Dann kleidete sie sich für die Reise an. Sie hatte ein dunkles Kleid zurechtgelegt, konnte sich aber im letzten Augenblick nicht dazu entschließen und wählte ein anderes von lichtestem Rosa; an die Brust steckte sie einen Strauß heller Rosen. Einen leichten Strohhut auf dem Kopfe und einen grauen Staubmantel über dem Arm, so ging sie in den heißen Sommernachmittag hinaus.

Sibilla wählte den weiten Umweg durch den Wald, um auf der Landstraße nicht Dorfbewohnern zu begegnen. Am tiefblauen Himmel stand ein weißer Wolkenkegel unbeweglich; dennoch schien die Luft weniger schwül als in den letzten Tagen, ein leichter Wind wehte hier und da Blüten auf sie nieder. Es war ein Spielen, Kosen und Funkeln im Wald. Aus schwellendem Moos sprießten Vergißmeinnicht; um zarte grüne Birken, die wie heitere Kinder zwischen den ernsten Buchen standen, gaukelten Schmetterlinge. Wie schön war es zu leben! Und Sibilla lebte! Ein Zug bacchantischer Freude war ihrer fiebernd blühenden Lebenslust beigemischt. Nur etwas schreckhafter als sonst war sie; wenn ein Vogel plötzlich aufflog, fuhr sie zusammen. Einmal rief sie Oswalds Namen in den Wald hinein, und als ein Echo ihr antwortete, erschrak sie auch darüber. Sie pflückte ab und zu eine Blume und drückte in überquellender Zärtlichkeit ihre Lippen in den Kelch; sie legte ihre Wange an einen Baumstamm und lauschte dem Gesang eines Finken, der in den Zweigen schlug, oder sie sang abgerissene Töne eines Liedes. Zuweilen durchzuckte es sie wie ein glühender Schreck, daß sie auf dem Wege sei — zu ihm. Dann atmete sie hoch auf und lief wohl eine Strecke, so schnell sie konnte, ihm

entgegen — entgegen. Allmählich ging sie langsamer; es war doch heißer, als sie gedacht hatte. Und dann — wer vor einer großen Entscheidung steht, wenn sie noch so verheißungsvoll ist, zögert gern.

Unter einem morschen Baumstamm, der von wilden Rosen umschlungen war, stand eine Bank. Als Sibilla, um auszuruhen, sich auf die Bank gesetzt hatte, hörte sie plötzlich durch das Summen der Insekten und das Trillern der Vögel hindurch einen eigentümlichen Ton, wie der eintönige Schritt eines Menschen, der sich eilig naht: tap — tap — tap. Sie hob den Kopf und horchte. Was war das? Es schien näher zu kommen. Mit einemmal mußte sie lachen. Ein Holzspecht war's, da in der Tanne ihr gegenüber. Sie hatte nie vorher bemerkt, daß sein Ruf etwas Unheimliches hatte. Jetzt fand sie es. Ein Anfall von Angst schnürte ihr das Herz zusammen. Sie ging schnell weiter, sie wollte nichts gegen den Geliebten aufkommen lassen.

Inzwischen war der Wolkenkegel, der anfangs unbeweglich schien, lebendig geworden; er stieg höher, wurde größer und breiter, und ein dumpfes Rollen, wie der Ruf eines Warners, ließ sich hören. Die Natur vernahm ihn; sie hielt den Atem an, und mit einem Schlage war alles verändert. Ein Schauern ging durch den Wald, dann Grabesstille. Die Wolken, die immer schwärzer wurden, ballten sich zusammen, breiteten sich über den ganzen Horizont; hier und da noch ein gleitender Sonnenstrahl, dann erlosch auch er.

Sibilla hüllte sich in den Staubmantel und schritt schnell aus, um noch vor dem Ausbruch des Gewitters die Hütte, der sie zustrebte, zu erreichen. Das Unwetter aber holte sie ein. Die Bäume begannen zu rauschen, erst leise, dann immer mehr anschwellend, bis der Sturm in ihren Zweigen raste und die losgerissenen Blätter in toller Jagd fortwirbelte. Scharen von Vögeln flogen kreischend davon, Wolken schifften in rasender Eile über den Himmel, als ob sie sich aus einem Schiffbruch retten wollten. Grelle schwefelgelbe Blitze zuckten flammend durch das Gewölk. Ein heulender Windstoß riß Sibilla den Hut vom Kopf und trug ihn weit fort, daß sie ihn nicht mehr erreichen konnte. Sie zog die Kapuze des Mantels über den Kopf und kämpfte sich mühsam vorwärts; dieser Kampf mit dem Gewittersturm war ihr fast eine Lust, als kämpfe sie um Oswalds willen, für ihn, um ihn.

So gelangte sie an den Kirchhof. Sie wunderte sich, daß das Thor, das gewöhnlich geschlossen war, offen stand. Sonst vermied sie gern diesen melancholischen Ort. Heute aber, wenn sie quer über den Kirchhof ging, kürzte sie ihren Weg ab und durfte hoffen, vor dem ersten Regenguß ihr Ziel zu erreichen. Das entschied. Kaum aber hatte sie einige Schritte innerhalb des Kirchhofes gethan, so sah sie in geringer Entfernung eine Gruppe von Leuten stehen. Sie zauderte einen Augenblick, der Regen aber, der jetzt anfing niederzuströmen, trieb sie vorwärts. Sie mußte dicht an der Gruppe vorüber. Es war ein Leichenbegängnis. Ein Dutzend Bauern und Bäuerinnen standen um eine offene Gruft. Ein kleiner Sarg sollte eben in die Tiefe gelassen werden. Die Leute hatten alle ihre Regenschirme aufgespannt und standen mit krummen Rücken aneinander gedrängt. Mit mürrischen Lippen murmelten sie Gebete. Einige Bauern wandten sich bei Sibillas Annäherung um. Zu ihrer Verwunderung aber sahen sie gleich wieder fort. Hatten die Leute sie nicht erkannt? Kannte sie doch jeden einzelnen, nur die Frau nicht am Rande der Gruft, die in ihr Taschentuch hineinschluchzte. Wer war nur gestorben? Ein Kind. Sie hatte von keinem Todesfalle gehört. Wie der kleine armselige Sarg jetzt in die Gruft sank, klatschte der Regen darauf, als klopfe jemand auf den Deckel, der dem Toten da drinnen noch etwas zu sagen hätte. Die Bauern griffen in die frischgeschaufelte Erde, um, nach frommem Brauch, die ersten Schollen auf den Sarg zu werfen. Auch Sibilla bückte sich unwillkürlich und

nahm eine Handvoll Erde auf. In demselben Augenblick erhob die schluchzende Frau ihr Gesicht. Mit einem Sprung stand sie neben Sibilla, hielt ihren Arm auf und schüttelte ihn, daß die Erde zu Boden fiel, auf Sibillas eigene Füße.

„Ihr sollt keine Erde auf meine Gret werfen, Ihr nicht! Warum kommt Ihr zum Leichenbegängnis, da Ihr doch schuld seid, daß das Kind tot ist?“ Der Schmerz hatte der sonst so kümmerlichen Frau eine düstere Würde verliehen.

Sibilla meinte, daß der Kummer ihr den Verstand verwirrt, und zitternd vor Mitgefühl stammelte sie: „Gretchen tot! Wie ist das möglich? Sie war doch fast gesund!“

„Wie das möglich ist, fragt sie!“ kreischte die Bäuerin. „Fragt doch Euren schönen Doktor, der nimmer gekommen ist und sich nicht gekümmert hat, ob meine Gret lebt oder tot ist! Und in der Nacht, als der Rückfall kam, da konnte keine Seel' ihn ausfinden, weil er die ganze Nacht im Park gestanden ist, oder — nicht weit davon! Alle wissen's, alle, und Ihr — erst recht!“ Und drohend hob das Weib den Arm auf gegen Sibilla: „Die Erde da auf Euren Füßen soll Euch schwer werden!“

Der Vater des toten Kindes, ein nüchterner, stiller Mann, nahm sein ungebärdiges Weib bei der Hand und wies stumm auf die offene Gruft. Die Bäuerin schwieg in bitterer Scham. Die Bauern stimmten einen Choral an. Nach Sibilla blickte niemand mehr um. Sie stürzte vorwärts — nein, zurück, unwillkürlich zurück. Sie wollte zu Oswald und flüchtete dem Schlosse zu, durch den feuchten, schwülen Nebeldampf, der den Wald jetzt einhüllte. Und als der Choral hinter ihr verklungen war, hörte sie nichts mehr als den eigenen keuchenden Atem, den leise sickernden Regen und das Tap — tap des Spechtes. Als sie vor wenig Stunden im hellen Sonnenschein zu Oswald wollte, da war sie noch frei gewesen, nichts war geschehen, nichts entschieden, noch stand ihr die Rückkehr offen. Jetzt war sie umgekehrt und konnte doch nie mehr zurück in das frühere Leben. Sie fühlte sich an Oswald gebunden, unlöslich, nicht durch die Liebe allein, mehr noch durch die Schuld, die gemeinsame Schuld an dem Tode des Kindes, das sie geliebt. Sie schleppte eine Last mit sich fort, unter der sie fast zusammenbrach. Waren es die schweren nassen Kleider, die um ihre Glieder schlotterten, oder auf den Füßen die Handvoll Erde, die ihr schwer werden sollte?

Inzwischen war im Schloß Sibillas Abwesenheit bemerkt worden. Anfangs hatte man sie auf einem Spaziergang vermutet; als aber das Gewitter losbrach und sie immer noch nicht zurückkam, wurde Elisabeth von Unruhe ergriffen. Boten wurden ausgeschickt ins Dorf und in den Wald, um sie zu suchen. Sie mochten eine halbe Stunde unterwegs sein, als Felix und die Baronin in den Schloßhof fuhren. Beide fanden in dem verlängerten Ausbleiben Frau von Heerens keinen Grund zur Besorgnis. Das Gewitter, vor dem sie irgendwo Schutz gesucht haben mochte, erklärte die Verspätung ausreichend. Die Arenseer Wälder wären keine Abruzzen, und die wildesten Tiere im Forst seien zahme Wildschweine, meinte Frau von Heiden, ein Unglück könnte der Schloßfrau also nicht zugestoßen sein.

Unmutig bemerkte sie, daß Felix der Gesellschafterin etwas zuflüsterte. Sie forderte dieselbe auf, sich zu erkundigen, ob noch keiner der Boten zurück sei. Elisabeth, die eben einen der ausgeschickten Diener durch den Park kommen sah, verließ eilig das Zimmer.

„Sie haben eine wahre Passion, die interessante Elisabeth fortzuschicken,“ wendete sich Felix spöttisch zur Baronin.

„Sie möchten mich wohl lieber wegschicken, Treuloser?“

„Allerschönste Venus ...“

„Tannhäuser — Sie? Mit Ihrem Baß?“

„Muß man einen Tenor haben, um Gewissensbisse zu fühlen?“

„Und die lange und langweilige Eli-

sabeth soll Sie aus dem Sündenpfuhl retten?"

„Sie würden ihr ja doch zuvorkommen und mich aus dem Venusberg verjagen, und wär's auch nur aus Ärger und Eifersucht."

„Ärger? Eifersucht? Unsinn! Sentimentalität ist meiner Natur nur in sehr minimaler Quantität beigemischt, und Ärger macht mir jedesmal Migräne. Übrigens fehlt Ihnen jede Begabung zu einem Tannhäuser, Sie kommen doch immer wieder zu mir zurück."

Er dankte ihr für ihre Nachsicht.

„Wir sind Menschen," meinte sie heiter und liebenswürdig, „das heißt Bewohner eines höchst untergeordneten Planeten, auf dem ewige Gefühle nicht fortkommen. Freien Sie um Ihre Elisabeth. Meinen Segen haben Sie. Also" — sie reichte ihm die Hand — „Freunde, nur Freunde — bis auf weiteres."

Er zog ihre Hand an seine Lippen. „Sie sind eine reizende Frau, ich weiß doch nicht ..."

„St!" unterbrach sie ihn lachend und mit dem Finger drohend, „ich sage es der heiligen Elisabeth wieder."

Elisabeth trat erregt mit einer beunruhigenden Botschaft ein. Leute aus dem Dorfe hätten Frau von Heeren um drei Uhr auf dem Kirchhof beim Begräbnis der kleinen Grete Feldmann gesehen. Sie habe Sibilla absichtlich den Todesfall verschwiegen, da dieselbe in den letzten Tagen leidend gewesen und sie ihre krankhafte Aufregung nicht habe steigern wollen. Durch einen der Dienstleute müsse sie vom Tode des Kindes erfahren haben. Jetzt sei es fünf Uhr, sie müßte längst im Schlosse sein.

Felix fing an, Elisabeths Besorgnisse zu teilen. Während sie beratschlagten, was zu thun sei, sagte die Baronin plötzlich ganz ruhig: „Sollte Frau von Heeren vielleicht mit Oswald Normann davongegangen sein?"

Felix fuhr zornig auf; er sah Elisabeth an, die sehr blaß geworden war. „Unmöglich," stotterte er, „meine Schwester, die ..."

„Eine Schwärmerin ist," unterbrach ihn Frau von Heiden. „Solche Naturen gerade pflegen mit dem Kopf durch die Wand zu rennen, während die offene Thür daneben sie bequem zum Ziel führen könnte."

Felix war entrüstet über die Art, wie Frau von Heiden von seiner Schwester sprach. Er verwies es ihr, etwas von oben herab. Sie antwortete gleichmütig, daß sie seinen Verdruß begreife; solche Geschichten träfen immer ein wenig die Verwandten mit, ein Skandal sei wie ein Stein, den man ins Wasser werfe und der weite Kreise in Mitleidenschaft ziehe. Übrigens wolle sie nicht die Taktlosigkeit begehen, sich zur Zeugin der unvermeidlich bevorstehenden peinlichen Familienscenen zu machen. Sie würde zu Hause speisen.

Felix hielt sie mit keinem Wort zurück, als sie ging. Schon auf der Schwelle, sagte sie mit lächelnder Bosheit halblaut zu Elisabeth: „Er heiratet Sie doch nicht. Spekulieren Sie lieber auf Herrn von Heeren — nach der Scheidung — oder auf die alte Excellenz. Bonne chance!" Felix aber strich in diesem Augenblick die Baronin aus seinem Leben — für immer.

Als sie fort war, trat er schnell auf Elisabeth zu: „Halten Sie es für möglich?"

Sie wußte, was er meinte.

„Ja," sagte sie beklommen, und sie teilte ihm mit, wie unerklärlich seltsam Sibilla sich am Vormittag gezeigt habe.

Ein großer Unwille gegen die Schwester stieg in Felix auf. Wie konnte sie Georg von Heeren einen solchen Schimpf anthun, dem Manne, den sie aus Liebe geheiratet!

„Das hat sie nicht."

Felix sah Elisabeth erstaunt an.

„Nicht? Aus welchem Grunde denn?"

Elisabeth, die Felix in seinem Gleichmut und seiner Gewissensruhe verletzen wollte, sagte mit schneidendem Hohn: „Mit ihrer Mitgift wollte sie Ihre Schulden bezahlen. Das konnte sie nur verheiratet und mit Einwilligung des Gat-

ten. Herr von Heeren willigte ein — vor der Verlobung."

Felix zuckte zusammen. Die Röte der Scham stieg ihm ins Gesicht, seine elastische Gestalt beugte sich unwillkürlich. Die Verkettung seiner und Sibillas Verschuldung stand klar vor seinem inneren Auge, Glied für Glied; seine Frivolität war das erste Glied und das letzte; er mochte nicht daran denken.

„Was soll ich thun?" fragte er beinah schüchtern, ohne Elisabeth anzusehen.

Sie wollte, daß er sofort, aber sofort Oswald aufsuche; vielleicht wäre es noch nicht zu spät, aber die höchste Eile thue not, Georg von Heeren könne jeden Augenblick zurück sein.

Er griff nach seinem Hut; sie reichten sich ernst und herzlich die Hände. Sie begegneten sich in demselben Gefühl von Angst und Liebe für Sibilla, und sie las in seinen Zügen zum erstenmal eine wahrhafte Erschütterung.

Elisabeth blieb, nachdem er gegangen war, am Fenster stehen und wartete. Es war eine Folter für sie, dieses unthätige Abwarten.

Das Wetter hatte sich inzwischen völlig aufgeklärt. Warmes Sonnenlicht flutete über Schloß und Park. Vergebens suchte Elisabeth sich einzureden, daß mit oder ohne sie alles so gekommen wäre, wie es nun gekommen war. Sie wußte doch, sie hätte das Unheil verhüten, sie hätte das Verhältnis zwischen den beiden Gatten ganz anders gestalten können. Ihr Haß, der den Schuldigen erreichen sollte, zuckte jählings nieder wie der Blitz und traf den Unschuldigen.

Es hielt sie nicht mehr im Zimmer. Sie wollte ins Freie. Auf der Schwelle der Thür fand sie Sibilla, durchnäßt, von Frost geschüttelt, totenbleich.

Mit einem hellen Schrei der Freude umfing Elisabeth die Erschöpfte. Halb führte, halb trug sie sie ins Nebenzimmer. Sie holte andere Kleider herbei, sie löste ihr die nassen Flechten, trocknete das Haar und wand ein leichtes Tuch darum. Sie zog ihr Schuh und Strümpfe aus, kleidete sie um und bediente sie demütig, hastig, mit zitternden Händen, und dazwischen nahm sie sie wieder und wieder in die Arme und küßte sie, und fragte nichts und sagte ihr nur liebkosende Worte, ganz wie man ein krankes Kind behandelt.

Sibilla ließ apathisch alles mit sich geschehen; nur als Elisabeth sie überreden wollte, sich ins Bett zu legen, widersetzte sie sich. Sie wollte zurück in den Salon. Und erst als sie im weichen Morgenkleid, mit dem Tuch um den Kopf, im Polster ihres Lehnstuhls ruhte, schien das Leben zurückzukehren. Ihre Lippen waren trokken, sie verlangte zu trinken. Elisabeth schellte nach dem Diener und ließ aus dem Speisezimmer Gläser und den Champagner bringen, der für Felix bestimmt gewesen war. Mit Begierde trank Sibilla ein Glas davon und verlangte ein zweites; sie hatte es schon an die Lippen gesetzt, als Elisabeth es ihr in der Besorgnis wieder entzog, daß es der Kranken schaden könne.

Ein rosiger Hauch breitete sich über Sibillas Gesicht. Elisabeth wollte die Vorhänge schließen, damit das Licht sie nicht blende; sie ließ es nicht zu, als könne sie nicht Sonne genug haben. Sie lächelte die Freundin dankbar an und schloß die Augenlider. Da sie still in sich verharrte, glaubte Elisabeth, sie sei eingeschlafen. Sie hörte im Nebenzimmer Felix' Stimme und wunderte sich, daß er schon zurück sei. Sie schlich auf den Fußspitzen hinaus und zog leise die Thür hinter sich zu.

Felix hatte schon von dem Diener erfahren, daß Sibilla im Schloß sei. Elisabeth beruhigte ihn über den Zustand der Schwester; sie sei eingeschlafen, und der Schlaf werde ihre erschöpften Kräfte wieder herstellen. Sie winkte ihm, ihr in den Park zu folgen. Felix teilte ihr mit, daß er Oswald schon auf dem Wege zum Schloß getroffen. Aus seinen verworrenen Reden habe er geschlossen, daß er Sibilla vergebens erwartet, daß er von ihrer Anwesenheit bei dem Begräbnis gehört und daß er jetzt die fixe Idee habe,

es sei ihr irgend etwas Entsetzliches zugestoßen. So sei er mit ihm gekommen und warte am Ausgang des Parks auf Nachricht von ihr.

Im Gespräch schritten beide tiefer in den Park hinein, eingehend und mit liebevoller Sorgfalt Sibillas Geschick erwägend. Daß ein energisches Eingreifen not thue, um sie vor sich selber zu schützen, darüber waren sie einig. Sie kamen zu einem Resultat: Felix sollte am nächsten Tage mit der Schwester nach der Schweiz oder Italien abreisen und so lange dort mit ihr verweilen, bis sie das Gleichgewicht ihrer Seele wiedergewonnen. Eine solche zeitweilige Trennung von Georg von Heeren schien die einzige Möglichkeit für eine spätere Aussöhnung der Gatten zu bieten, die beide für wünschenswert hielten. Felix übernahm es, die Einwilligung Heerens zu erlangen.

Schon einigemal hatte Elisabeth umkehren wollen, er hielt sie immer mit neuen Fragen zurück. Mit diesem schönen, stolzen Wesen zu einem edlen Thun, einem selbstlosen Handeln verbündet zu sein, war für ihn eine neue köstliche Empfindung, und es kam ihm ein dämmerndes Bewußtsein, daß es doch wohl in der Tiefe des Gemütslebens Saiten gäbe, die, angeschlagen, in reicherer Harmonie erklängen und einen volleren Genuß gewährten als die beschränkte Skala, auf der bisher seine Freuden sich abgespielt hatten.

Die scheidende Sonne streute goldene Funken auf den Weg, über die Baumkronen und die Gestalt seiner Gefährtin, und während sie mit ihm von dem krankhaft schwärmerischen Sinn der Schwester sprach, den er zu schonen hätte, sagte er plötzlich unvermittelt:

„Sie müßten, anstatt schwarz, immer weiß gekleidet gehen, Elisabeth. Wenn Sie im weißen wallenden Gewand, im Purpur der untergehenden Sonne mir in dieser Allee entgegenkämen, Sie würden mir wie eine Priesterin erscheinen, die aus ihrem Tempel niedersteigt, und ich würde mich nicht wundern, wenn Ihre Lippen von Orakelsprüchen troffen, und am Wege würde ich still stehen und — zu Ihnen beten."

Elisabeth blieb stehen und maß ihn mit einem Blick trüben Staunens.

„Felix, es handelt sich um die Existenz Ihrer Schwester, und Sie sagen mir etwas, das wie ein Kompliment klingt. Ich wußte es ja, bis jetzt waren Ihre Empfindungen nichts als Abenteuer Ihrer Phantasie oder Ihrer Sinne. Ist denn auch die Liebe für Ihre Schwester nur ein Abenteuer Ihres Herzens?"

Felix schwieg unmutig.

Es war dämmerig geworden. Elisabeth erschrak, als sie es bemerkte. Sibilla konnte erwacht sein, konnte ihrer bedurft haben. Als sie sich schnell von Felix verabschiedete, glaubte sie die Stimme Georg von Heerens zu hören, die nach ihr rief.

Felix erinnerte sich jetzt auch Oswalds. Er fand ihn nicht mehr an dem Ort, wo er auf ihn hatte warten wollen.

Während Felix und Elisabeth im Park waren, lag Sibilla, wie am Abend vorher, in einem Halbschlaf. Sie glaubt draußen im Park zu stehen und späht nach Oswald aus. Aus der Ferne sieht sie ihn herankommen; sie will ihm entgegen, sie kann nicht von der Stelle, die Erde ist noch auf ihren Füßen. Sie will sie abschütteln, der Erdhaufen wächst. Da sieht sie, es ist das tote Gretchen, das aus leeren Augenhöhlen sie anstarrt und mit wachsbleichen Händchen die Erde schaufelt. Und immer höher wird der Hügel; schon reicht er ihr bis an die Brust, und Dornen und Gestrüpp wachsen aus dem Staube heraus, so dicht um sie her, daß sie nichts sieht als das Gestrüpp und nichts hört als das eintönige Schaufeln, das wie der Ruf des Waldspechts klingt: tap — tap — tap. Sie glaubt zu ersticken. Da biegt jemand das Gestrüpp auseinander. Blühende Lippen nähern sich den ihren ... und der Erdhügel versinkt und die Dornenhecke und das tote Kind, und ein lieblich wildes, wundersames Feuer durchdringt sie vom Scheitel bis zur Sohle.

Sie öffnet plötzlich die Augen. Vor ihr steht wirklich Oswald. Sie fällt an sein Herz und sie küssen sich, zum erstenmal, in tiefer, weltvergessender Leidenschaft. Es sind nur abgerissene Worte, die sie stammeln: „Nun bist du mein und ich bin dein, und wir sind unzertrennlich.“ Er löst ihre Hände von seinem Hals, um besser in ihr süßes Gesicht sehen zu können. Sie umklammert ihn von neuem.

„Halte mich fest! Sage mir, daß du mich liebst, sage es mir hundertmal, sage es mir tausendmal; ich glaube, ich sterbe, wenn ich es nicht mehr höre!“ Sie fragt ihn, ob sie nichts für ihn thun kann? ob sie mit ihm fliehen soll oder bleiben? Sie begreift nicht, wie sie so lange, all die Jahre ohne ihn hat leben können. Es ist nun gekommen, worauf sie gewartet hat — das Leben. „Du bist's! Du bist's!“ jauchzt sie in leisen, seligen Tönen. Als er sprechen will, schließt sie ihm die Lippen mit ihrer Hand. „Sprich nicht! sprich nicht! Nur das Licht deiner Augen, laß es mich trinken. — Sprich doch! sprich doch!“ sagt sie dann; sie ist wie berauscht.

Dann reden sie nichts mehr. Sie halten sich in der beginnenden Dämmerung umschlungen. In einem Strom unermeßlicher Zärtlichkeit fluten ihre Seelen dahin zum Paradies.

Von draußen tönt das traurige Tap — tap des Vogels, sie hören es nicht. Sie hören auch nicht, daß die Thür aufgeht, sie sehen nicht, daß Georg von Heeren auf der Schwelle steht, und erst als er mit dem Ausdruck jäher Drohung Sibillas Namen ruft, schrecken sie empor. Sibilla preßt sich nur fester an den Geliebten, sie verbirgt ihr Gesicht an seiner Brust und zittert wie ein Blatt im Sturm. Oswald versucht, sie sanft von sich loszulösen.

Georg steht noch auf der Schwelle. Er kämpft den blinden Jähzorn, der in ihm aufsteigt, nieder. Der Hohn muß ihm helfen. Seine Stimme tönt heiser, als er Oswald zuruft: „Hinaus, Elender! Man könnte Mitleid mit Ihnen haben! Der Anblick ist zu kläglich — ein ertappter Ehebrecher!“

Oswald ist es gelungen, Sibillas Arme von seinem Hals zu lösen, liebevoll läßt er sie in den Lehnstuhl gleiten; dann tritt er mit bewußter, kraftvoller Ruhe Herrn von Heeren entgegen: „Ich verachte Ihren schnöden Hohn! Ich habe keine Ehe gebrochen, Ihre Ehe war keine Ehe, sie war nichts als ein schmählicher Einbruch in das Heiligtum eines jungfräulichen Herzens!“

Georg lachte auf: „Der Dieb schilt den Eigentümer Räuber! Das ist ja unerhört originell! Hinaus, sage ich!“

Oswald faßte Sibillas Hand: „Sie ist mein, sie geht mit mir!“

Georg blickte um sich, als suche er eine Waffe, ihn niederzuschlagen. Plötzlich schien er sich an etwas zu erinnern. Er stürzte auf das Schränkchen zu, das in einer Ecke des Salons stand.

Sibilla erriet seine Gedanken, sie riß ihre Hand aus der Oswalds und stellte sich vor das Schränkchen.

Georg zögerte, sie gewaltsam fortzudrängen. Er weist noch einmal nach der Thür: „Mit dem Rechte des Gatten — hinaus!“

„Ihr Recht ist brutal, es ist das Recht des Henkers! Sibillas Herz gehört Ihnen nicht! Ihr Leib schaudert vor Ihnen zurück! Sklaverei ist immer infam ...“

„Schweigen Sie! Unsere Pistolen werden richten.“

„Ich töte Sie.“

Sibilla, die sich von dem Schränkchen nicht fortrührt, bittet Oswald mit flehentlichen Gebärden zu gehen.

Und er geht, mit der Verzweiflung im Herzen, die Geliebte in der Gewalt eines Feindes zurücklassen zu müssen.

Sibilla tritt ans Fenster, und wie Oswald die Allee des Parkes hinabschreitet, sieht sie ihm mit einem Ausdruck stiller Verzückung nach.

Georg nähert sich ihr. „Höre mich!“

„Ich habe dir ja gesagt,“ antwortet sie, ohne ihre Blicke vom Park fortzuwenden, „daß ich ihn liebe; ich kann nichts thun, ihn nicht zu lieben.“

Er schüttelt ihren Arm. „Ehrlose!"

Sie streift wie im Widerwillen mit der Hand über den Arm, den er berührt hat, und blickt dann wieder hinaus mit demselben verzückten Ausdruck.

Georg öffnet das Schränkchen. Er holt einen Pistolenkasten heraus, stellt ihn auf den Tisch, öffnet ihn und nimmt eine der Pistolen heraus. Mit der Pistole in der Hand tritt er dicht an Sibilla heran. Sie weicht unwillkürlich zurück.

„Du kennst diese Pistolen. Wir haben damit oft nach der Scheibe geschossen. Ich schieße gut — nicht? Habe ich je mein Ziel verfehlt?" Er tritt vor das offene Fenster. „Siehst du den kleinen Vogel? Dort — hoch oben auf dem Baum, unter dem Nadelwerk?"

Sibilla sieht mechanisch an dem Baum empor.

„Eine weite Distanz — nicht?"

Er schießt zum Fenster hinaus. Der Vogel fällt zu Boden, der Waldspecht ist's.

„Morgen findet mein Duell mit Herrn Normann statt. Ich habe den ersten Schuß. Morgen — töte ich ihn. Übermorgen reisen wir ab. Und weigerst du dich, so verberge ich deine Schmach, die mich mit trifft; du weißt wo. Den Schurken siehst du nicht wieder — lebend nicht!"

Er hatte die Waffe auf den Tisch gelegt und wendete sich dem Kasten zu, die zweite Pistole zu prüfen.

Sibillas Blicke schweiften irre im Kreise umher. Sie ergriff die Pistole auf dem Tisch und erhob sie nach der Richtung hin, wo Georg stand. Ihre Finger tasteten zuckend am Hahn. In dem Augenblick wandte er sich um, und wie gebrochen läßt sie den Arm mit der Pistole sinken.

Georg schloß die Thür, die in den Park führte, ab und steckte den Schlüssel ein. „Dein Bruder wird mein Sekundant sein," sagte er. „Bis ich mit ihm vereinbart habe, was geschehen soll, bleibst du hier — als Gefangene."

Eine der Pistolen in der Hand behaltend, verließ er das Zimmer und verschloß es von außen.

Sibilla preßte beide Hände aufs Herz. Ihn niemals wiedersehen! Lebend nicht — lebend nicht — aber tot. Ein Wehelaut entringt sich ihrer gequälten Brust. Oswald tot! tot! Nein, er soll nicht sterben, er soll nicht! Sie will es nicht. Was kann sie thun? Wo ist Hilfe? Rettung? Sie will hinaus, die Thüren sind verschlossen. Daß Georg es gethan, sie hat es gar nicht bemerkt. Sie rüttelt daran mit verzweifelter Kraft. Es fällt ihr ein, daß das Nebenzimmer noch einen Ausgang hat, sie stürzt fort. Nach einer kleinen Weile kommt sie wieder. Auch die dritte Thür war verschlossen, aber sie hält etwas in der Hand — Elisabeths Medaillon. Sie hat vergessen, das Gift in den See zu werfen. Wie gut, daß sie's vergaß. Sie kann Oswald nicht helfen, aber sie kann mit ihm sterben. Sie öffnet das Medaillon, faltet das Papier auseinander und betrachtet das weiße Pulver, das darin liegt. Ein wenig davon, denkt sie, und das Herz steht still, der Körper fällt in Zuckungen. Entsetzlich! Nein, sterben will sie nicht! Und doch — wie feige und lieblos sie ist. Bleiben in einer Welt, wo er nicht ist — was will sie da? Der Tod kann doch nicht schrecklich sein, wenn er gestorben ist! Sie füllt ein Glas mit Champagner, schüttet das Pulver hinein und rührt es um. Irre vor sich hinflüsternd, giebt sie Oswald die süßesten, zärtlichsten Namen und verspricht ihm, mit ihm zu gehen — das letzte, was sie für ihn thun kann. Sie setzt das Glas an die Lippen, nimmt es aber im nächsten Augenblick wieder fort und schiebt es weit auf den Tisch zurück. Wie, wenn er ihn nicht tödlich träfe, und er läge da, verwundet, Qualen leidend, und er riefe nach ihr, und sie könnte nicht zu ihm? Nein, sie will nicht sterben, solange er lebt; noch lebt er ja — noch — bis er — er — ihr Gatte . . . Ein wilder Haß flammt in ihr auf, ein Gedanke wie aus der Hölle schießt ihr durch das Hirn: „Töte ihn!" Ent-

jetzt blickt sie um sich. Wer hat das gesagt? Oder war die Stimme in ihrer Brust? Ihr ist, als wäre die Luft im Zimmer verpestet. Sie reißt beide Fenster weit auf. Ja, sie will es trinken, das Gift, aber nicht jetzt, nicht heute, morgen — morgen, wenn ... Ganz in der Nähe fällt ein Schuß. Das Herz steht ihr still. Sie weiß, wenn Georg der Jähzorn übermannt, so weiß er nicht, was er thut. Sie horcht — atemlos — einige Minuten vergehen — Stunden für sie. Dann hört sie Schritte im Nebenzimmer. Die Thür wird aufgeschlossen. Wenn es Felix wäre! Es ist Georg. Sie stürzt ihm entgegen: „Was ist geschehen ... der Schuß ..."

Er ist einen Augenblick stutzig, dann versteht er, was sie meint. Er antwortet nicht gleich. Er nimmt mechanisch die zweite Pistole, die er vorhin vergessen hatte, in die Hand, spielt damit und sinnt darüber, was er ihr sagen soll. Er ist bleich und unruhig. Aus Sibillas Worten klingt Todesangst.

„Sage mir, ob er tot ist! Sprich — sprich doch! Wenn er lebt, Georg, ich schwöre dir, ich will ihn nicht wiedersehen! Wenn er lebt — töte ihn nicht, Georg!"

Er ist noch immer nicht einig mit sich, er macht einige hastige Schritte durchs Zimmer; er bleibt vor dem Tisch stehen, füllt ein leeres Glas mit Champagner und trinkt es auf einen Zug aus. Dann füllt er es zum zweitenmal.

„Und wenn er lebte ..."

Sibilla jubelt auf: „Du hast ihn nicht getroffen, es war ja dunkel schon, und es ist dir lieber so, nicht wahr, viel lieber! Er lebt, und — Georg, nicht wahr, du wirst ihn nicht töten — töte ihn nicht! Laß ihn leben — ach, Georg ..."

Wie das Schluchzen einer Nachtigall klingt ihr rührendes Flehen. Sie war auf ihn zugeeilt und hatte ihre Lippen auf seine Hand gedrückt. Eine brennende Thräne fiel darauf. Sie legt ihre Wange auf seine Hand und sieht zu ihm auf. Aus der tiefer werdenden Dämmerung, aus der seidenen Haarflut erglänzen ihre Augen mit geheimnisvoll verwirrendem Zauber; ihre Stimme, der Kontakt seiner Hand mit ihrer weichen, zarten Wange — eine unsinnig süße Lust ergreift ihn mit unbezwinglicher Gewalt. Den ganzen Tag hat er in tiefem Liebessehnen an sein Weib gedacht; er vergißt einen Augenblick alles, was zwischen ihnen liegt. Er zieht sie an sich.

„Sibilla — ja, er soll leben, wenn du — wenn du ... ich ..."

Er spricht nicht weiter. Sie fühlt seinen heißen Atem, das Beben seiner Gestalt, sie sieht durch das Halbdunkel das sprühende Licht seiner Augen. Es schüttelt sie — er wird sie küssen wie damals. Sie stößt ihn mit Gewalt von sich.

„Fort! fort! Meine Liebe ist nicht käuflich, selbst für sein Leben nicht. So fest ist sein Bild in meinem Herzen; willst du es herausreißen, das Herz muß mit. Oswald lebt ..."

„Nein, er ist tot!" Georg sagt es mit kalter Wut. Wie mit blutigem Nebel umdunkelt der Jähzorn seine Sinne, als er hinzusetzte: „Ich habe den Schurken doppelt getötet. Ehe er starb, habe ich ihm gesagt, daß wir in Liebe versöhnt sind, du und ich."

Kaum hat er diese Schändlichkeit in der blinden Gier, sich für ihren Haß an Sibilla zu rächen, über die Lippen gebracht, so ist ihm, als müsse er daran ersticken.

Sie starrt ihn an: „Du — du — das hast du ... einem ins Angesicht, auf der Schwelle des Todes! Du — du hast mein Kind getötet! du hast Oswald gemordet. O Schurke du — Schurke!"

Sie beißt gewaltsam in ihre Lippen, um ihren wilden Verwünschungen Einhalt zu thun.

„Und wäre ich ein Schurke, wie ich es nicht bin — du bist mein Weib, mir gehörst du, und deine Liebe ist mein Recht!"

Er packte die Hand, die sie drohend gegen ihn ausstreckte, und zerrte sie zu sich. Sie ringt sich von ihm los. Ihre Züge verzerren sich, ihr Atem fliegt.

„Du bist von Sinnen!“ Sie zeigt auf das mit Champagner gefüllte Glas. „Da — da — der Champagner — trink! kühle dich! trink! trink!“

Er trocknet sich die Schweißtropfen von der Stirn. Ja, sie hat recht. Er ist von Sinnen. Er bedarf der Kühlung. Er ergreift das Glas und leert es mit einem Zuge. So war er wieder seinem Jähzorn unterlegen, er, der willensstarke Mann, der eiserne Charakter, und er verlangt von dem zarten Geschöpf dort, daß sie ihre Liebe und ihren Haß bemeistere. Er vermeidet es, sie anzusehen. Er schließt die Thür nach dem Park zu auf. Was für ein widerwärtiger Einfall, sie zu einer Gefangenen zu machen! Gedanken und Vorstellungen jagen sich in seinem Gehirn. Zum erstenmal hat er sich zu einer gemeinen That hinreißen lassen, er muß sie wieder loswerden. „Du hast mein Kind getötet!“ Er hört sie wieder, die wildklingenden Worte. Das war es also, was zwischen ihnen lag, und er hat es nicht geahnt.

Was soll er ihr sagen? Er wendet sich zu ihr: „Sibilla ...“ Das Wort erstirbt ihm auf der Lippe. Das ist nicht Sibilla, die in der Mitte des Zimmers steht, unbeweglich wie eine Geistererscheinung. Das weiße Tuch, das ihr vom Haupt gefallen war, sie hat es gefaßt und fest um das Gesicht gezogen. Unwillkürlich muß er an ein Bild denken, das er einmal gesehen: ein Skelett, das mit der Totenglocke die Abgeschiedenen zu sich ruft. Eine Braut war darunter. Ganz wie Sibilla sah das tote junge Geschöpf aus mit den weißen Lippen, in weiße Schleier gehüllt, mit den weitgeöffneten Augen, die wie erstarrt sind in namenlosem Entsetzen und voll überirdischen Staunens.

„Sibilla,“ sagt er sanft und leise, „soll ich Elisabeth rufen?“

Sie rührt sich nicht, sie hört ihn nicht. Sie sieht ihn immer nur an, unverwandt. Er empfindet Furcht.

„Sibilla, Oswald ist nicht tot. Unverzeihliche Lüge war, was ich gesprochen. Mit dem Schuß hatte ich nur meine Pistole entladen, ich habe ihn gar nicht wiedergesehen seitdem.“

Sie blickt ihn an wie vorher. Kein Zug ihres Gesichtes verändert sich. Ein Grauen beschleicht ihn. Sein Auge saugt sich an ihrem Anblick fest. Schmerzlich, tödlich schön ist sie wie der Kopf der Medusa.

Zuweilen vollziehen sich Revolutionen in des Menschen Seele, plötzlich, scheinbar unvermittelt. Die ergreifende Harmonie einer Musik, eine Landschaft voll erhabenen Reizes, eine Seite in einem Buch, ein Ausdruck in einem menschlichen Antlitz ruft sie hervor. Das Antlitz Sibillas — das Antlitz einer Astarte, die ins Wesenlose entschwebt — wurde zu einer Offenbarung für Georg. Was in seinem Innersten verborgen war, verborgen vor ihm selbst: das reine menschliche Gefühl — es schlug als befreiende Flamme empor aus der schwelenden Glut, die schon lange an ihm zehrte. Ein unsägliches Erbarmen mit Sibilla erfüllte sein ganzes Wesen.

„Du bist frei, Sibilla! Ich liebe dich. Komm zu mir zurück, und ich lösche meine Vergangenheit aus. Kannst du es aber nicht, so werde Oswalds Gattin. Vergiß, daß ich dich zu mir zwingen wollte. Du bist frei, trotzdem ich dich liebe. Mein Recht war Unrecht.“

Es war ein einfaches Wort und doch von tiefer, weittragender Erkenntnis, eine volle und ganze Umkehr.

Sie schwankte. Er nahm sie sorglich in seine Arme und trug sie auf die Chaiselongue. Er deckte sie mit einem Tuch zu, legte ihr ein Kissen unter den Kopf und strich ihr das Haar aus der Stirn. Und immer waren ihre Augen wie in der Starre des Todes auf ihn gerichtet. Er fuhr leise mit der Hand darüber und hatte dann plötzlich das unheimliche Gefühl, als hätte er sie ihr für immer zugedrückt. Zitternd verließ er das Zimmer, um Elisabeth herbeizuholen.

Sibilla kommt langsam zu sich, die Starrheit ihrer Glieder löst sich. Sie erhebt sich. Schwankend bewegt sie sich nach dem Tisch zu. Sie ergreift das Glas,

aus dem Georg getrunken hat, und saugt daran. „Nichts!“ murmelt sie dumpf. Sie hebt das Medaillon vom Boden auf und preßt es wild an ihren Mund, gierig nach einem kleinen Rest von Gift. „Nichts! — leer — nichts.“ Mit einem Wehelaut sinkt sie ohnmächtig zu Boden.

Einige Minuten später tritt Elisabeth ein. Sie war schon auf dem Wege zu Sibilla gewesen, als Georg sie getroffen. In der tiefen Dämmerung unterscheidet sie die Gegenstände im Zimmer nicht mehr. Sie zündet ein Licht an und sieht Sibilla am Boden liegen. Sie kniet neben ihr, sie thut alles, dieselbe aus ihrer Ohnmacht zu erwecken. Was hält sie in der festgeschlossenen Hand? Sie öffnet die Hand und erblickt ihr Medaillon — leer. Entsetzt schleudert sie es fort. Sibilla hat sich vergiftet, und sie — sie trägt die Schuld! Wie von den Furien verfolgt, stürzt sie durch die offene Thür in den Park hinaus. Felix und Oswald, sie müssen noch im Park sein, vielleicht ist Hilfe möglich. „Felix! Felix!“ schallt ihr angstvolles Rufen in die Nacht hinaus.

Es weckt Sibilla aus ihrer Ohnmacht. „Felix! Felix!“ ruft auch sie. Sie richtet sich auf. Ach, sie hat so entsetzlich geträumt. Sie starrt eine Weile vor sich hin. Dann hebt sie leise an: „Georg, bist du noch da? Lieber Georg, sei nicht böse, du hast ja recht, laß uns abreisen — aber heut noch — gleich — sofort.“ Sie lauscht. Keine Antwort. Und lauter ruft sie: „Georg! Georg!“ und wagt nicht aufzusehen. Alles bleibt still. Ihr Ruf wird zu einem Schrei: „Georg!“ Scheu blickt sie um sich. Er ist nicht mehr da. Mit einem Sprung ist sie an dem Tisch. Sie nimmt das leere Glas in die Hand und stellt es schaudernd wieder fort. „Ich hätte — ich? Nein, nein, das ist ja unmöglich! Gift — da in dem Glase? Gift? Unsinn! ein unschuldiges Pulver war's, ein ganz unschuldiges — natürlich!“ Sie lacht, ein unnatürlich schrilles Lachen. Es verstummt gleich wieder. Wird sie wahnsinnig? — Sie will nichts denken. Sie fängt an zu zählen, damit sie nicht zu denken braucht: „Eins, zwei, drei, vier —“ Sie hält inne. Was war das für ein Lärmen? Stürmt es draußen so überlaut? Nein — es ist ihr Herz, das schlägt so wild. Sie zählt weiter: „Fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn ... Es hilft nichts, es hilft nichts!“

Felix tritt vom Park her über die Schwelle. Sie fliegt in seine Arme und schmiegt sich zitternd an ihn.

„Was geht vor, Sibilla? Ich hatte mich eben von Oswald getrennt, als Elisabeth, ganz außer sich, mich zu dir ruft und, ohne Rede zu stehen, an mir vorbeirast, um Oswald einzuholen. Bist du krank?“

Ihre Augen irren umher. „Ach, Felix, nicht wahr — es kann nicht sein — es ist nicht wahr! Eben noch stand er hier, ganz gesund — ganz gesund. Er sprach mit mir — erst so böse — und dann so gut. Tot! — nein — er wird krank sein, Felix — nicht wahr? — lieber Felix, krank ist er — vielleicht recht krank — aber tot — nein — nein, nur nicht tot!“

Felix glaubt, daß sie im Fieber redet, und bemüht sich, sie zu beruhigen.

„Schüttle mich,“ bittet sie ihn, „ich träume ganz gewiß, ich träume — ich will wach werden! Wecke mich! wecke mich!“

„Du bist wach, Sibilla.“

Er nimmt sie sanft bei der Hand und will sie ins Freie führen, damit sie in der frischen Luft sich erhole. Sie macht sich von ihm los.

„Bin ich wach? Laß einmal sehen: Ja, du bist Felix, und dieses Zimmer ist wirklich, und die Uhr da geht wirklich — und — und ...“ sie starrt auf das Glas — „das Glas da — das Glas — wirklich — wirklich? Wenn nur das Glas nicht da wäre!“

Felix weiß nicht mehr, was er thun, was er sagen soll. In höchster Unruhe späht er nach Oswald und Elisabeth in den Park hinaus. „Elisabeth könnte schon zurück sein,“ sagt er, „sie bringt dir den Arzt mit, armes Kind.“

Sibilla schaudert. „Oswald — nein — er soll nicht kommen!“

Felix atmet auf; er hat Schritte in der Ferne gehört.

Sibilla duckt sich in den entferntesten Winkel des Zimmers und flüstert heiser: „Sage ihm nicht, wo ich bin, sage es ihm nicht. Sage ihm nicht — daß ich meinen Gatten vergiftet habe.“ Sie sagt's, als ob eine Todesnot ihr die Worte aus der Kehle preßte.

Felix ist in einem Augenblick an ihrer Seite.

„Was — was hast du gethan?“

Sie zeigt auf das Medaillon, das am Boden liegt: „Da — in dem Medaillon war's — das Gift — Elisabeths Gift.“

Felix fühlt, daß sich sein Haar sträubt. Er friert in der warmen Sommernacht. „Wie kamst du zu dem Gift?“ Er nimmt seine ganze Energie zusammen, um besonnen zu bleiben.

Sie kann sich nicht mehr darauf besinnen. „Ich wollte es ja trinken — das Gift — ich. Da kam er. Er war so gräßlich — so gräßlich — da sagte ich: Trink! — Und er trank — und er trank — und dann war er so gut ...“

Sibillas Vorstellungen kommen ins Schwanken, sie wiegt den Kopf hin und her und preßt ihn an den Schläfen zusammen.

Felix weiß, es ist wahr, was sie sagt. All seine Mühe, durch Verhöre mit den Dienstleuten und Nachforschungen im Park das Gift wieder herbeizuschaffen, waren vergeblich gewesen; und nun kommt es hier so fürchterlich zu Tage.

Sibillas Gedanken verwirren sich mehr und mehr. Was ist nur geschehen? Unfaßliches — Gräßliches! Sie klammert sich an Felix und legt ihren Mund an sein Ohr: „Was sagt Oswald?“

Elisabeth war eingetreten und hatte Felix etwas zugeflüstert.

„Oswald ist fort,“ sagte dieser; „er hat die Gegend verlassen.“

Der Mond, der langsam in dem verdüsterten Zimmer von einem Gegenstand zum anderen gewandert war, kam an den Tisch und traf mit vollem Strahl ein gefülltes Glas, das hinter der Champagnerflasche stand. Seit einer Minute hing Sibillas Blick an dem Glas — immer starrer, immer intensiver. Ein übernatürlicher Schrei, ein wahnsinniges Frohlocken kam aus ihrer Brust: „Georg lebt!“

Felix und Elisabeth erbebten.

Georg hörte den Schrei. Er hatte eben vom Park her die Schwelle überschreiten wollen und blieb jetzt wie angewurzelt draußen stehen.

„Das Gift — er hat es nicht getrunken — ja, jetzt besinne ich mich, ich hatte ja das Glas mit dem Gift — da — hinter die Flasche gestellt! Den Wein, den er trank, er selbst hat ihn in ein leeres Glas gegossen. Er lebt! er lebt! — und ich — ach — ich habe ihn nicht getötet!“

Sie streckte die Arme empor. Ihr war wie einem Menschen, der schon im Grabe gelegen und der nun den Sargdeckel hebt und anstatt Nacht und Tod wieder Licht und Leben atmet. Schluchzend sank sie in die Knie. Felix weinte mit ihr; er hatte nicht geweint, seitdem er erwachsen war.

Plötzlich sprang Sibilla wieder auf. Ihre Augen schienen sich zu verglasen. Jeder Schimmer erlösenden Glücks schwand aus ihren Zügen. Wie der Posaunenton des Gerichts tönte eine Stimme in ihrer Brust: Du hast ihn doch töten wollen!

Georg trat völlig ein. Ein elektrischer Schlag durchzuckte Sibilla, als sie ihren Gatten erblickte. Blitzschnell greift sie nach dem vergifteten Wein, und als Georg auf sie zustürzt, entfällt auch schon das leere Glas ihrer Hand und zerbricht am Boden.

Sie wissen alle, was geschehen. Georg fängt die Sinkende in seinen Armen auf und trägt sie zu dem Lehnstuhl, den sie liebt. In ihren Augen ist das überirdische Licht einer Seele, die sich dem Tode geweiht hat. Mit einem unsagbar traurigen Lächeln sieht sie alle der Reihe nach an.

„Du stirbst — stirbst um ihn!“ stöhnt Georg auf.

„Nein, nicht um ihn. Ich liebe ihn nicht mehr. Ich sterbe, weil ich nicht mehr hätte leben können. Du hast alles

gehört. Mit keinem Erbarmen, Georg, hättest du das Brandmal von meiner Stirne löschen können."

Sie liegt eine Weile schweratmend und still. Ihre Hand sucht tastend die Georgs. Man bringt Licht; sie winkt, daß man es wieder hinaustrage. Kein Seufzer, kein Schluchzen unterbricht die lautlose Stille. Wo der Engel des Todes seine Fackel senkt, erlischt alles irdische Flackern, und auch der tiefste Schmerz wird zur Andacht. Sie will sprechen. Georg beugt sich zu ihr nieder. Sie beginnt leise, unverständlich; allmählich wird ihre Stimme klar und deutlich: „Ich sterbe. Wie anders ist jetzt alles am Rand der Ewigkeit. Ich wollte es nicht glauben, aber es ist doch wahr: Zu lieben sind wir da! Nicht so, wie ich Oswald liebte — ich meine eine andere Liebe — die hätte mich gelehrt, dich zu verstehen, Georg."

Sie konnte ihre Gedanken nicht mehr festhalten. Wie aber ihre Augen erst mit unaussprechlich großem Gefühl auf denen ruhten, die um sie her standen, und dann mit demselben Ausdruck am gestirnten Firmament hingen, da begriffen alle, daß sie eine höhere, weltumfassende Liebe meine, nicht das Feuer, das ihr Leben jetzt zerstörte, sondern eine Liebe, die, wie der Duft der Rose die ganze Rose, so des Menschen Wesen ganz erfüllt, daß all sein Thun nur Strahlen sind, die sich im Lichte dieser Liebe brechen. Es war, als hauche sie die letzten Worte in die Luft: „Die Liebe ist so groß — so groß, und mein Herz war so klein."

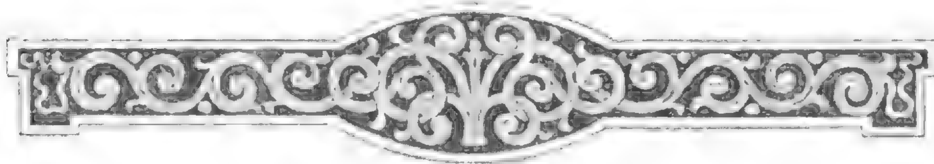
Sie schlang ihren Arm um Georgs Hals. Die beginnende Lähmung that ihr zerstörendes Werk. Sie winkte Felix und Elisabeth heran und legte ihre Hände ineinander. Noch einmal blickte sie alle der Reihe nach an, mit einem Ausdruck übersinnlicher Zärtlichkeit. Plötzlich richtete sie sich hoch auf: „Ich liebe ..." Sie fiel zurück. Sie war tot. Ein breiter, flutender Strahl des Mondlichtes küßte das tote Antlitz.

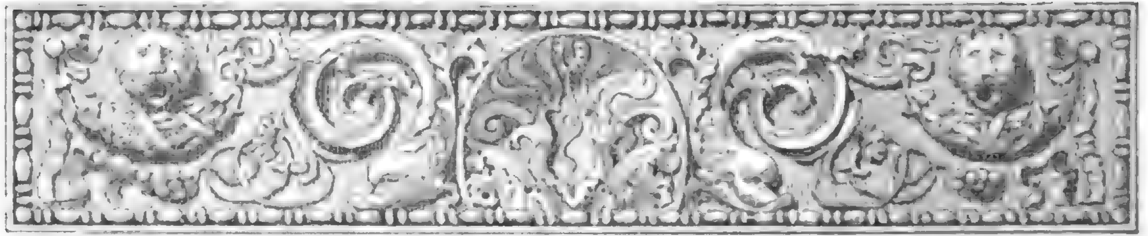
* * *

Der erschütternde Tod Sibillas hatte eine läuternde Wandlung in Felix und Elisabeth vollzogen. Sie wurden ein echtes und rechtes Menschenpaar.

Nach Jahren — es war bei Petersburg, auf freiem Felde — an einem kalten Wintermorgen, als eine Sündflut von Schnee durch die Lüfte wirbelte, drängten sich, in Pelze und Mäntel gehüllt, Scharen von Schaulustigen um fünf Galgen. Sie ragten aus den Schneemassen empor wie Wegweiser. Ob sie zum Himmel wiesen oder zur Hölle? Die dumpfe schweigende Menge glaubte es zu wissen. Fünf Nihilisten hingen an den fünf Galgen. Der erste und vornehmste unter ihnen war Oswald.

Georg von Heeren trieb einen Kultus mit dem Grabe Sibillas. Aus dem Schüler des Brutus war ein Apostel des Evangeliums der Nächstenliebe geworden. Er hatte die Grenzen seines Rechts erkannt: das Recht der anderen.

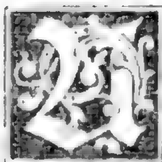




Sommerfrische im Himalaya.

Von

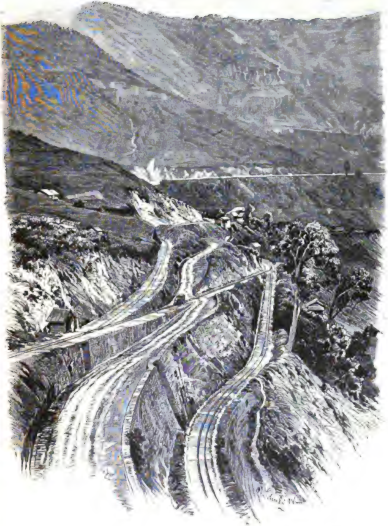
Richard Garbe.



Auf Flügeln des Gesanges, Herzliebchen, trag ich dich fort, fort nach den Fluren des Ganges . . ." — Gut, daß solche Dichterwünsche nicht geboren werden, um in Erfüllung zu gehen! Armes Herzliebchen! Wie schlecht würde dir die Reise, zumal im wunderschönen Monat Mai, bekommen sein! Du wärst so plötzlich an des „heiligen Stromes Well'n" versetzt worden, daß du unzweifelhaft an Hitzapoplexie hättest glauben müssen!

Nirgends kann der Gegensatz von Dichtung und Wahrheit so groß sein als in den Fluren des Ganges. Unter allen Landstrichen Indiens bietet die nördliche Ebene dem Europäer den qualvollsten Aufenthalt. Schon in Bombay, dem Ausgangspunkt meiner indischen Reise, wurde mir selbst von Eingeborenen gesagt, denen ich meine Absicht, ein Jahr in Benares zu studieren, mitteilte: „Sie werden dort eine Hitze vorfinden, von der hier niemand eine entfernte Vorstellung hat." Bereits Ende Februar ist in der Ebene Nordindiens die Sonnenglut nach abendländischen Begriffen unerträglich; und doch steigert sie sich unablässig bis zum Beginn der Regen in der Mitte des Juni. Die erstickenden heißen Winde, welche seit Anfang März den ganzen Tag über zu wehen pflegen, werden nur notdürftig durch dichte feuchtgehaltene Matten gemildert, welche vor Thüren und Fenstern angebracht sind. Ich will gar nicht den Versuch machen, die unaussprechlichen Leiden zu schildern, deren Opfer der Europäer in jenen Gegenden zur Sommerszeit ist; man male sich dieselben in den denkbar grellsten Farben aus, und die Vorstellung wird doch noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Zahlen reden hier deutlicher als Worte. Ich habe mir aus dem in Allahabad, der Hauptstadt der Nordwestprovinzen, erscheinenden „Pioneer" die offiziellen Temperaturberichte für einige Tage der heißen Zeit herausgeschrieben: am 27. Mai 1886 zeigte das Thermometer 115 Grad Fahrenheit (gleich 36½ Grad Reaumur) im Schatten und 169 Grad Fahrenheit (gleich 61½ Grad Reaumur) in der Sonne; Mitte Juni kurz vor dem Ausbruch des Monsuns, also zur Zeit der größten Hitze, 125 Grad Fahrenheit (gleich 41 Grad Reaumur) im Schatten und 176 Grad Fahrenheit (gleich 64½ Grad Reaumur) in der Sonne.

Nun habe ich öfter die Anschauung verbreitet gefunden, daß es bei so hoher Temperatur auf ein paar Grade mehr oder weniger nicht ankomme; dieselbe ist aber durchaus unrichtig, denn nirgends ist die Steigerung der Hitze so fühlbar als eben bei diesen hohen Graden. Ich habe es bis 28 Grad Reaumur ganz erträglich gefunden und ohne Unbequemlichkeit bei meiner Arbeit gesessen, von da an aber bedeutete jeder weitere Grad, ja jeder halbe Grad, eine solche Zunahme der Hitze, daß ich glaubte, bei jedem neuen



Die Himalayabahn.

Digitized by Google

Abschnitt an der Grenze des Erträglichen angelangt zu sein.

Die erste Hälfte der heißen Zeit, März und April, hatte ich in Benares ausgehalten; da fühlte ich, daß meine Arbeitskraft und Widerstandsfähigkeit erschöpft sei; es war für mich die höchste Zeit zum Aufbruch in die Berge. Die Engländer besitzen im allgemeinen eine weit größere Resistenzkraft der tropischen Hitze gegenüber als wir Deutsche und die anderen europäischen Nationen überhaupt; darauf gründet sich auch zum großen Teil ihr Vertrauen, daß Indien ihnen nicht genommen werden könne.

Unter den verschiedenen zur Sommerfrische für Europäer eingerichteten Stationen des Himalaya, Darjeeling, Naini Tal, Massourie, Simla, wählte ich die erste als die landschaftlich schönste und für mich am bequemsten zu erreichende: man fährt die ganze Strecke von Benares bis Darjeeling mit der Eisenbahn, allerdings auf dem großen Umwege über Kalkutta. In der Ebene Nordindiens darf man in der heißen Jahreszeit nur bei Nacht reisen; eine Tagesfahrt ist eine Tollkühnheit, welche alljährlich so und so vielen Europäern, auch wenn sie die übliche Kiste mit Eis bei sich führen, das Leben kostet. Den Tag meiner Abreise verbrachte ich in keinem beneidenswerten Zustande, und nur das Bewußtsein, daß es der letzte sei, den ich in jenem Glutofen verleben sollte, schützte mich vor dem Zusammenbrechen. Die Hitze war von einer Trockenheit, daß gar keine Transpiration erfolgte. Mein Körper brannte, als ob Flammen über ihm zusammenschlügen, die Adern traten starr heraus, der Puls pochte fieberhaft und die Gedanken fingen an sich zu verwirren, daß ich mir mit Eis gefüllte Kompressen auf den Kopf legen lassen mußte.

Um neun Uhr abends verließ mein Zug Benares. Die indischen Eisenbahnwagen bieten eine unübertreffliche Bequemlichkeit; sie sind nur in zwei Compartments geteilt, in deren jedem vier Lagerstätten — immer zwei nach Art der Schiffskabinen übereinander — die Fensterreihen entlang laufen. Zu jedem Compartment gehört ein besonderes Bade- und Ankleidezimmer. Die Fenster haben blaues Glas und Jalousien auf der äußeren Seite. Man führt vollständige Bettsachen mit sich und läßt sich von einem in der dritten Wagenklasse fahrenden Diener begleiten, der die Lagerstätte bereitet und auf den Stationen zu allerlei notwendigen Handleistungen sich einstellt. In der heißen Zeit sind in den zwei vordersten Fenstern jedes Compartments dichte Bastmatten angebracht, die durch Umdrehung in einem unten befindlichen Wasserkasten naß gehalten werden. Durch die feuchte Masse kommt der Wind, den die Bewegung des Zuges erregt, gekühlt hinein und fächelt die glühenden Schläfen des Reisenden; alle übrigen Fenster bleiben natürlich geöffnet. Trotz dieser Einrichtungen ist eine Eisenbahnfahrt in einer indischen Sommernacht kein Vergnügen; man vermißt, besonders während des Aufenthalts auf den Stationen, unter deren Verdachung sich die Glut zu einer betäubenden Schwüle steigert, schmerzlich den kräftigen Luftzug des häuslichen Pankha, des großen indischen Fächers, der von März bis Ende Oktober in jener Gegend unablässig über dem Haupte des Europäers gezogen werden muß. Am nächsten Morgen um sieben Uhr erreichte ich Mokamah, wo es an der Zeit war, den Zug zu verlassen. Durch eine vorherige Korrespondenz mit dem dortigen Manager hatte ich mich dessen versichert, daß ich auf der Station alle für jene Jahreszeit notwendige Accomodation vorfinden würde, das heißt einen doppelt verschließbaren Raum mit einem Feldbett, Pankha, Bäder, Eis und dergleichen. So verbrachte ich dort den Tag in Ruhe. Gegen fünf Uhr nachmittags erhob sich in Mokamah ein fürchterlicher Sandsturm, während dessen es fast Nacht wurde und der Staub durch die verschlossenen Fenster und Thüren eindrang. Unmittelbar an diesen Sturm schloß sich ein starkes Gewitter, das von tropischen Regengüssen und Hagelschlägen begleitet war: eine in jenen Monaten

höchst ungewöhnliche Erscheinung. Ich trat heraus und sah die sämtlichen an der Bahn beschäftigten Kulis eilig umherlaufen und die großen Eisstücke sammeln, diesen für Indien so kostbaren Stoff. Kaum hatten Regen und Hagel nachgelassen, als ein zweiter Sandsturm losbrach. Auf meine verwunderte Frage, woher nach diesem wolkenbruchartigen Regen noch die Staubmassen kämen, wurde mir erwidert: „Der Ganges fließt eine Meile nordwärts von Mokamah, und um das sandige Flußbett zu durchfeuchten, ist viel mehr Regen erforderlich." Diesem zweiten Sandsturm folgte ein neues Gewitter, dessen Donner und Blitze mich noch die halbe Nacht nach Bengalen heruntergeleiteten. Die unerwarteten elementaren Ereignisse hatten eine Abkühlung hervorgerufen, die mich wunderbar erfrischte. Als ich um sieben Uhr abends Mokamah mit dem Schnellzug verließ, zeigte das Thermometer nur noch 28 Grad Reaumur, eine frische Brise wehte die ganze Nacht über mich hin und schaffte mir einen erquickenden Schlaf, wie ich ihn seit Wochen nicht gekannt hatte. Die Ankunft in Kalkutta am nächsten Morgen lehrte mich aufs neue, was ich schon bei einem früheren Besuche der Hauptstadt erfahren, daß nämlich die dort wohnenden Europäer, im Vergleich mit den nach Stationen im Inneren des Landes Verbannten, eine wahrhaft beneidenswerte Existenz führen. Das Thermometer zeigte nur 26 Grad Reaumur, ich konnte in den Mittagsstunden in einem freilich verdachten, aber an beiden Seiten geöffneten Wagen ausfahren, um Besorgungen zu machen, ja sogar einen kleinen Spaziergang unternehmen. Während die Vegetation im Nordwesten in jener Zeit dürr und fast erstorben ist, grünt und blüht es in ganz Kalkutta.

Am Nachmittage um zwei Uhr verließ der Zug, der mich nach Darjeeling bringen sollte, Sealdah Station. Obwohl eine Tagesfahrt in jener Gegend keine eigentliche Gefahr bedeutet, hatte ich doch, um die mitgenommenen Getränke kühlen zu können, meine Kiste wieder mit Eis füllen lassen. Dasselbe wird in Kalkutta geradezu verschwendet, da der Engländer es dort billiger bekommt als daheim in London. Schönes klares Maschineneis kostet in Kalkutta nur eine halbe Anna (fünf Pfennige) pro Kilogramm, während der Preis desselben z. B. in Benares das Vierfache beträgt. Nach einer heißen, aber nicht eigentlich peinvollen Fahrt von sechs Stunden wird der Ganges erreicht, auf dessen rechtem Ufer die Eastern Bengal State Railway endet. Man überschreitet den Fluß mit einem Dampfboot, nimmt an Bord die abendliche Mahlzeit ein und besteigt auf dem anderen Ufer den Zug der Northern Bengal State Railway, einer engspurigen und in jeder Hinsicht miserablen Eisenbahn, wie sie, glaube ich, in Indien einzig in ihrer Art dasteht. Nachdem man auf den schmalen Lagerstätten der dürftigen, schlechtgebauten und stoßenden Waggons die ganze Nacht durchgerüttelt ist, wird man gegen acht Uhr morgens durch ein gutes Frühstück in Siliguri, der Endstation dieser Bahn, gestärkt. In Siliguri ist endlich der Fuß der Berge erreicht, es ist der Ausgangspunkt für die berühmte Himalayabahn, die wunderbarste Bergbahn der Welt, welche 7300 Fuß und somit zu einer Höhe aufsteigt, die von der Lokomotive in keinem anderen Lande erreicht wird. Und dabei ist es nicht einmal eine Zahnrad-, sondern eine reguläre Eisenbahn en miniature, mit einer Spurweite von nur zwei Fuß. Der Zug besteht aus spielwarenähnlichen Wagen, die an den Seiten offen sind und je für acht Personen notdürftigen Platz gewähren. Die Fahrgeschwindigkeit ist natürlich gering; um die fünfzig englischen Meilen Distanz von Siliguri bis Darjeeling zurückzulegen, gebraucht der Zug über acht Stunden. Die Steigung beginnt in einem dichten Jungle, dessen tödliche Fieberdünste weithin berüchtigt sind; den Versuch, in demselben eine Nacht der heißen oder der Regenzeit zuzubringen, bezahlt der Europäer mit dem Leben. Die Bahn dreht und wendet

sich in Kurven, die alle fremden Techniker in Erstaunen setzen; mehrfach ringelt sich der Zug förmlich einen Berg hinauf, gleitet dann an schwindelnden Abgründen entlang, dem Rand derselben an einigen Stellen so nahe, daß der aus dem Wägelchen herausreichende Fuß des Reisenden über demselben schwebt; zuweilen mündet die Bahn in einer Sackgasse, aus welcher die keuchende Lokomotive ihn in eine andere zurücktreibt, so daß stellenweise der Anstieg im Zickzack durch abwechselndes Ziehen und Schieben bewirkt wird. Obwohl Bergrutsche und sonstige Störungen des Verkehrs sehr häufig sind, ist doch seit der Eröffnung der Bahn im Jahre 1880 auf der Linie noch nicht der Verlust von Menschenleben zu beklagen gewesen. Im Zuge befand sich der Ingenieur, welcher dieses Meisterstück moderner Technik konstruiert und sich damit den besonderen Dank der Gesellschaft Kalkuttas verdient hat, für die jetzt die kühlen Höhen des Himalaya in siebenundzwanzig Stunden erreichbar sind; Mr. Prestage ist ein älterer Mann von so einfacher Erscheinung und so anspruchslosem Auftreten, daß man in ihm nicht den genialen Erbauer der Himalayabahn vermutet. Die jeden Augenblick wechselnde Scenerie vereinigt in sich das Großartige und Liebliche; ich unterschreibe nicht das gewöhnliche Urteil, daß der Himalaya zwar an Großartigkeit die Schweiz weit übertreffe, aber an Schönheit hinter ihr zurückstehe. Wohl fehlen die Seen und die grünen Matten, auf denen die Herden ihr melodisches Geläut erklingen lassen — die ungeheuren Theepflanzungen auf den Halden des Himalaya vermögen dafür keinen Ersatz zu bieten —, doch hält die Schönheit der Linien, der Formenreichtum, die Fülle der Farbeneffekte sehr wohl einen Vergleich mit den Alpen aus. Und was man im Himalaya vermissen sollte, wird überreich aufgewogen durch die stolze Majestät der Bergriesen, neben denen die höchsten Spitzen Europas nur zwerghaft erscheinen. Nach fünfstündiger Steigung wird Karseong erreicht. Während bis dahin die Wärme noch recht respektabel war, beginnt jetzt eine rapide Abkühlung: man thut gut, schon in Siliguri die leichte indische gegen warme europäische Tuchkleidung zu vertauschen; ich hatte es gethan, mußte mich aber trotzdem sehr bald hinter Karseong dicht in wollene Decken einhüllen. Viele Reisende bleiben deshalb einige Tage in jener Station, um bei dem ungeheuren Temperaturabstand wenigstens den schroffen Übergang zu vermeiden; man weiß, daß der Friedhof von Darjeeling eine große Zahl europäischer Grabschriften aufweist. Indessen darf man kaum die kühle reine Bergluft jenes Eldorados verantwortlich machen, wenn die Reise dorthin von manchen in der Ebene Erkrankten so spät angetreten wird, daß sie in dem ersehnten Sanatarium nur anlangen, um dort an Entkräftung zu sterben.

Die an der Straße liegenden Dörfer werden oberhalb von Karseong immer charakteristischer. Die Bhutias, das Bergvolk des östlichen Himalaya, der ethnologischen Stellung nach nicht zu den indischen Völkern, sondern zu der mongolisch-tatarischen Familie gehörig, sind von einer wahrhaft abschreckenden Häßlichkeit. Die runden bartlosen Gesichter mit den kleinen, scharfgeschlitzten Augen und der breiten, eingedrückten, auf ein Minimum reduzierten, oft nur ganz leise angedeuteten Nase sehen überaus falsch und hinterlistig aus, ein Eindruck, den das lange säbelartige Messer nicht abschwächt, welches von jedem Manne im Lederfutteral über seinem schafwollenen Kittel im Gürtel getragen wird. Indessen trügt hier der Schein. Die Bhutias sind treu, zuverlässig, liebenswürdig und humoristisch. Ein einziger Zug wird genügen, um ihre Ehrlichkeit in das günstigste Licht zu stellen. Die Bhutiafrau ist ebenso eitel wie ihre Schwester unten in Indien, deren Wünsche in männlicher Nachkommenschaft und Schmuck aufgehen. Nun sieht man in jener Gegend mit Überraschung, wie die ärmsten Bhutiaweiber ein förmliches Vermögen zur Schau tragen, jedenfalls ihre

und ihrer Männer sämtliche Ersparnisse; an einer bis weit über die Brust herabhängenden Schnur ist Rupie neben Rupie, eine Silbermünze in der Größe eines

Darjeeling von Südwest.

Zweimarkstückes, aufgereiht, und häufig umschlingt den Hals noch ein zweites engeres Band aus Halb-Rupienstücken. Eine Arbeiterfrau, die im Monat vier bis fünf Rupien verdient, trägt am Halse nicht selten fünfzig bis hundert Rupien, und mit diesem Schmuck kann sie ungefährdet auf den einsamsten Bergwegen herumwandern. Die Bhutias sind kräftig und muskulös, von gedrungener, untersetzter Gestalt, und tragen das volle dunkele Haupthaar ausnahmslos in Zöpfen, die Männer in einem, die Frauen in zweien.

In den Dörfern, in welchen der Zug hält, stehen die Kinder dicht an demselben und schreien, indem sie den Takt dazu treten, unablässig und mit schwer nachahmlicher Schnelligkeit: Slám, Säb, Bóksis! (Salam, Sahib, Bakshish.) Man bewundert die Leistungsfähigkeit dieser kleinen Lungen, wartet aber doch mit Ungeduld auf den Moment, in welchem die Kraft der Schreihälse erschöpft ist. Endlich können sie nicht mehr, aber nur wenige Sekunden Ruhepause sind den erschütterten Ohren des Reisenden vergönnt. Zwei- oder dreimal schöpfen die Kleinen Atem, und mit neuer Macht beginnt das Stampfen und Schreien: Slám, Säb, Bóksis ohne Ende! Noch nachdem sich der Zug in Bewegung gesetzt und den Ort verlassen, dröhnt uns aus der Entfernung das Slám, Säb, Bóksis in den Jammertönen

unbefriedigter Sehnsucht nach. — Um fünf Uhr nachmittags langt man in Darjeeling an; es ist der einzige Zug, welcher innerhalb vierundzwanzig Stunden heraufgeht, wie auch ebenso nur ein korrespondierender Zug täglich herabfährt. Ich hatte eine Bahnfahrt von drei ganzen Nächten und noch über sechzehn Tagesstunden hinter mir, als ich mich in einer der behaglichen Pensionen Darjeelings einrichtete und zunächst in dem Kamin meines Zimmers ein Feuer machen ließ, an das ich fröstelnd heranrückte. Welch ein Wechsel war das!

Darjeeling gewährt einen vollen Ausblick auf die unermeßlichen Schneeberge im Norden, deren Höhe den Beschauer so überwältigt, daß er erst nach mehreren Tagen sich an den Gedanken ihrer Wirklichkeit gewöhnt; vor allen Dingen auf den stolzen Kinchinjinga, welcher mit seinen mehr als 28000 Fuß die gewaltigen Nachbarn noch um 3000 Fuß überragt. Die Stadt liegt auf einem ziemlich steil abfallenden Bergrücken vollständig im Grünen; in Europa beginnt in dieser Höhe das ewige Eis, im Himalaya, wenigstens auf dem Südabhange dieses Teiles des Himalaya, liegt die Schneegrenze 17000 Fuß über dem Meeresspiegel. Der größere Teil von Darjeeling ist europäisch, die meisten Häuser sind voneinander durch Gärten, Parkanlagen oder Wald getrennt. Neben dem indischen Açoka und Deodar (Devadaru), einem prachtvollen Nadelholzbaum in der Form unserer Tanne, übrigens einer Abart der Ceder des Libanon, neben Magnolien, Rhododendren und Gardenien, deren weiße kamelienförmige Blüten einen berauschenden Duft verbreiten, sieht man europäische Bäume, Sträucher und Pflanzen: die Theerosen wuchern förmlich, Himbeeren und Brombeeren wachsen wild, in den Gärten zieht man Erdbeeren, Kirschen, Pflaumen und Pfirsiche; doch sind die Früchte nicht sonderlich. Fast alle Wege in Stadt und Umgebung führen steil bergauf oder bergab; Wagen existieren deshalb nicht. Das Fußwandern ist beschwerlich, und zwar, sei es infolge der dortigen Bergluft oder des vorangegangenen Aufenthalts in der Ebene, auch für rüstige Fußgänger sehr viel beschwerlicher als unter den gleichen Verhältnissen in Europa. Jedermann reitet in Darjeeling auf den stämmigen Bergponies, die mit unglaublicher Sicherheit auf den abschüssigsten Pfaden klimmen; Damen halten sich außer ihrem Pony eine Sänfte (Dandy) und drei Bhutiaträger, deren jeder neun Rupien (jetzt etwa vierzehn Mark) im Monat bezieht und dafür vollständig im Dienste der Mam Sahib steht. Man blickt mit Vergnügen auf die frischen, freudigen Mienen der Europäer, namentlich auf die rotbackigen Kinder, nachdem man dort drunten in dem Höllenkessel nur matte, gelblich fahle und eingefallene Gesichter um sich gesehen. Und doch vergißt man nicht, unter welchen Breitengraden man lebt. Wenn die Sonne scheint, ist es noch immer der mörderische Feind, den man unten in Indien oft des Morgens mit einem Anflug ohnmächtiger Verzweiflung sich drohend erheben sieht. Man darf auch in Darjeeling nicht riskieren, ohne den dicken Hut aus Sholaholz ins Freie zu gehen, und die Bergsteiger berichten, daß auf den höchsten Stätten des Himalaya, die der menschliche Fuß betreten, trotz der eisigen Kälte die Kraft der Sonnenstrahlen und die Gefahr des Sonnenstichs die nämliche sei wie in der Ebene.

Das gesellige Treiben ist in Darjeeling sehr rege. Bei günstiger Witterung sind die Lawn-Tennis-Grounds jeden Nachmittag von munteren Scharen bevölkert, zweimal in der Woche ist Tanz in den Assembly Rooms; hier und da wird von Dilettanten zu wohlthätigem Zweck Komödie gespielt. Fast täglich werden Picknicks in den nahen Wäldern arrangiert, bei denen es den Engländern auf alles andere mehr anzukommen scheint als auf die großartige Natur. Solche Ausflüge sind kostspielig und erfordern umfassende Vorbereitungen: eine kleine Gesellschaft benötigt einen förmlichen Troß von Sänftenträgern, Pferdeknechten, Kulis zum Transporte der Speisen und Getränke, des Kochgeschirrs, der

Büchsen u. s. w. Wer im Himalaya wirklich Erholung sucht und Darjeeling mit seiner zauberhaften Umgebung zu genießen wünscht, wird gut thun, sich von diesem gesellschaftlichen Leben nach Kräften fern zu halten. Die persönliche Sicherheit erfordert auch bei weiteren Touren nicht den Anschluß an einen größeren Kreis von Gefährten. Wohl giebt es Leoparden, Panther, Tiger und namentlich Bären in jenen Bergen, doch treffen Europäer bei ihren Wanderungen oder Ritten sehr selten wilde Tiere an, und wenn es geschieht, werden sie fast immer unbehelligt gelassen; alle jene Tiere sind in der Wirklichkeit nicht so bösartig wie in der Naturgeschichte. Aus der Zeit meines Aufenthalts in Darjeeling ist mir nur ein einziger Fall erinnerlich, daß ein Bhutia bei Nacht von einem Bären zerfleischt wurde, allerdings in unmittelbarer Nähe des Ortes. Mir ist auch auf den weitesten Ausflügen, die ich teils mit einem Bekannten, teils allein und unbewaffnet oft ganze Tage lang durch Berge und Wälder unternommen, niemals etwas begegnet, das mich hätte beunruhigen können.

Den merkwürdigsten Gegensatz zu meinen früheren Vorstellungen von dem ländlichen Leben in einer Station des Himalaya bildete ein Festball, der von dem in den heißen Monaten in Darjeeling residierenden Lt. Governor von Bengalen, Sir Rivers Thomson, am Geburtstage der Königin gegeben wurde. In den strahlenden Sälen der schloßartigen Villa, die wie alle Häuser in Darjeeling einen besonderen Namen führt — Shrubbery, wegen der buschigen Parkanlagen, von denen sie umgeben ist —, wogte eine europäische Gesellschaft von zweihundert bis zweihundertfünfzig Personen. Eine wohlgeschulte Militärkapelle spielte zum Tanz, Champagner und die ausgesuchtesten Delikatessen waren ein matter of course. Die Toiletten der Damen wären selbst für großstädtische Verhältnisse ungewöhnlich elegant gewesen; man sprach von Kleidern, die mehrere Tausend Rupien gekostet. Kein Wunder! denn eine in Darjeeling wohnende Modistin geht, wie ich hörte, alljährlich nach Paris, um die neuesten und kostbarsten Moden nach dem Himalaya zu bringen.

Diese Flottheit des Lebens hat natürlich auch in Darjeeling seine bedenkliche moralische Schattenseite. Viele Damen der höheren Gesellschaftskreise sind monatelang dort oben von ihren Männern getrennt, die in der glühenden Ebene durch ihren Beruf festgehalten werden. Da liefert nun der Verwaltungsapparat, der mit dem Gouverneur von Bengalen heraufzieht, und ein Offiziercorps, das in dem nahen Convalescent-Depot Jelapahar stationiert ist, den Stab, der in den Mußestunden nur zu bereitwillig ist, den Strohwitwen die Langeweile zu vertreiben. Man spricht dort mit französischer Leichtigkeit von solchen Liaisons, der Ton der Unterhaltung ist ein ungemein freier, und es geschieht wohl mancherlei, was das Licht zu scheuen hat. Die Frivolität der Bergstationen ist bei dem gediegenen Mittelstand in Indien wahrhaft berüchtigt; was ich von Darjeeling sagte, gilt ebenso von Naini Tal, der Sommerresidenz des Lt. Governor der Nordwestprovinzen, und in noch höherem Grade von Simla, wohin der große vicekönigliche Apparat von Kalkutta bei Beginn der heißen Jahreszeit übersiedelt.

Ich habe mich oft mit stiller Freude aus dem geräuschvollen Treiben der Gesellschaft in die erhebende Einsamkeit des Gebirges zurückgezogen. Wenn man sich an die gähnenden Abgründe am Rande der schmalen Bergpfade gewöhnt und das nötige Zutrauen zu der Geschicklichkeit seines kräftigen zottigen Ponys gewonnen hat, der mit seinen breiten Hufen über riesige Felsblöcke klimmt, und nicht mehr auf die Steine achtet, die sich unter seinen Tritten loslösen, um in weiten Bogen die Abhänge herunterzuspringen, dann bieten Ritte in der Umgegend von Darjeeling dem Naturfreund Genüsse, wie er sie nicht an vielen Stätten auf dieser Erde wiederfinden wird. — Meine Lieblingstour bildete der Weg um den Hügel nordwärts

von Darjeeling, den die Engländer Birchhill getauft haben. Der Pfad führt beständig durch Wald, doch ist dieser so ausgeschnitten, daß man fast überall den Blick auf die Vegetation nach unten, oft auch nach oben, und dazu herrliche Fernsicht hat. Aus der Tiefe ragen Bäume mehrere Hundert Fuß hoch über das Buschwerk empor, und von allen den Riesenarmen, die sie ausstrecken, wallen die Schlingpflanzen bis unten herunter und herüber zu den Ästen anderer Bäume, den Charakter der Undurchdringlichkeit dieses wildverschlungenen Waldes noch verstärkend. In dem Gebüsch wechseln starke fußlange Blätter mit dem zartesten hellgrünen Laube ab. Dieser semitropische Urwald birgt nur wenige europäische Baumarten außer dem Ahorn und der Kastanie, dagegen erinnern die Pflanzen am Wege in größerer Zahl an die Heimat: Alpenveilchen, roter und weißer Fingerhut, Geranium, das liebliche Maidenhair u. a. Die Eiche des Himalaya ähnelt der immergrünen Eiche Italiens; neben ihr steht der Deodar, der Açoka, der wilde Feigenbaum, die zum Baum herangewachsene Theestaude und der herrliche, gerade für diese Berghöhe charakteristische Farnbaum (fern-tree), den man aus einiger Entfernung für eine Palme hält: ein schlanker dünner Stamm steigt zwanzig bis dreißig Fuß in die Höhe, und oben breiten sich symmetrisch nach allen Seiten die riesigen Farnblätter aus. Auf den Stämmen und Ästen niederer Bäume wachsen als Parasiten schönduftende Orchideen; Rhododendren aller Art und Magnolien sind mit Blüten übersäet. Wahrhaft erstaunlich ist die Fülle der verschiedensten Farnkräuter, von den zierlichen Gold- und Silberfarnen bis zu unseren bekannten Sorten herunter, und wohl selten versäumt ein Sommergast, aus Darjeeling einige Dutzend Varietäten in gepreßtem Zustande mit sich zu nehmen. — Im Walde hört man den Schlag der Amsel, des Rotkehlchens und den heimischen Kuckuckruf, doch stößt daneben auch der indische Kuckuck (Sanskrit kokila, hind. koïl) seine schrillen Töne aus. Ja, der Kokila gehört auch in das Kapitel der indischen Enttäuschungen. Wie oft habe ich in früheren Jahren, wenn ich in der indischen Lyrik von dem lieblichen Gesange des Kokila las, in einem Gefühl unklarer Schwärmerei den Wunsch gehegt, nur einmal den Kokila singen zu hören! In Benares sollte mir dieses Glück zuerst zu teil werden. In einer Nacht bald nach dem Hereinbrechen der Hitze schreckte ich dort von meinem Lager auf; denn ein markerschütternder Ton hatte mein Ohr getroffen, den ich zuerst für den Verzweiflungsschrei eines zu Tode geängstigten Menschen hielt, bis die Wiederholungen mich erkennen ließen, daß der Ton nicht von einem Menschen, sondern von einem Tiere herrührte. „Was war das für ein schreckliches Angstgeschrei heute nacht?“ fragte ich am nächsten Morgen meine Diener. — „Das war ein Vogel, Sahib, der Koïl!“ — der poetische Kokila mit seinem schmelzenden, melodischen Gesang!

Die merkwürdige Vorliebe des Hindus für die abscheulichen Töne des Kokila erklärt sich durch die musikalische Anlage des Volkes, auf welches selbst die schönste abendländische Musik nicht den geringsten Eindruck macht; mit Entzücken dagegen lauscht der Hindu Stunde auf Stunde den scharfen, schrillen, ewig wiederkehrenden Tönen der eigenen Musik, die den ungeheuerlichsten Instrumenten entlockt wird.

Es fehlt nicht an Zielpunkten für andere lohnende Ausflüge in nächster Nähe von Darjeeling. Der kahle Berg Jelapahar oberhalb des Ortes gewährt eine weite Rundschau, und von dem sechs englische Meilen von Darjeeling entfernten früheren, seit einiger Zeit jedoch als zu kalt verlassenen militärischen Convalescent-Depot Senchal (8610 Fuß hoch) sieht man des Morgens bei klarer Witterung den Mount Everest. Auf dieser öden Stelle, die übrigens so kalt ist, daß ich selbst bei Sonnenschein meines Überziehers bedurfte, bietet sich dem Beschauer ein entzückendes Gebirgspanorama, das bei günstiger Beleuchtung fast alle Farben des Spektrums

aufweist. In Senchal befindet sich außer den zerfallenen Fundamenten der Baracken nur ein Travellers Bungalow, ein Absteigequartier für Reisende, das von einem einsamen Bhutiawächter gehütet wird. Will man sich dasselbe nutzbar machen, muß man nicht nur Speisen und Getränke, sondern auch Bettsachen mit heraufschaffen. Wenn man dort nächtigt und sein Pferd draußen anbindet, muß man übrigens auf dieselbe Überraschung gefaßt sein, die unlängst einem Engländer zu teil wurde, der am nächsten Morgen von seinem Pony nur noch einige Knochen vorfand; ein Tiger hatte, während er schlief, sein Nachtmahl gehalten. Die Anhöhe oberhalb Senchals führt den bezeichnenden Namen Tigerhill. Die zweite Hälfte des Weges nach Senchal führt durch einen Urwald, der fast ebenso dicht ist als der eben beschriebene auf Birchhill.

Darjeeling von Nordwest.

Einen wunderbaren Eindruck macht es in jenen Bergen, die Wölbung eines im Thal stehenden Regenbogens tief unter sich zu sehen. Oft hat man ein Wolkenmeer oben und unten, befindet sich aber selbst in einer ganz klaren Luftschicht von einigen Tausend Fuß. Hellt es sich nach starken Güssen gegen abend auf, ist der Anblick der Schneeberge besonders großartig; bei Sonnenuntergang glitzern dann ihre Spitzen silbern, während die Flächen in hellblauem und mattgrauem Schimmer leuchten; es ist das eine weit schönere Stimmung als die bei den Engländern besonders beliebte rote Beleuchtung der aufgehenden Sonne. Sir Joseph Dalton Hookers, der klassische Schriftsteller über den Himalaya, schildert in seinen „Himalayan Journals“ den Eindruck, welchen die Gebirgslandschaft jener Gegend auf

ihn gemacht, mit folgenden Worten: „Von Darjeeling hat man eine Aussicht, der nichts zur Seite gestellt werden kann, auf die unbestritten großartigste bekannte Landschaft der Schneegebirge des Himalaya, folglich der ganzen Erde. Die beredtesten Beschreibungen, welche ich gelesen habe, waren nicht im stande, meinem geistigen Auge die Gestalten und Farben der Schneegebirge vorzustellen oder Gefühle zu erwecken, die sich mit dem vergleichen lassen, was ich empfand, als ich diese erhabene Naturerscheinung in der Wirklichkeit vor mir sah. Es ist besonders die Präcision und Schärfe der äußeren Umrisse des Gebirges, die dem Beschauer auffällt, noch mehr aber das wunderbare Farbenspiel an den schneebedeckten Seiten, das von dem glühendsten Orange, Gold und Rubinrot, welches die von der aufgehenden oder untergehenden Sonne erleuchteten Wolken auf die Berge werfen, bis zu der gespenstischen Blässe wechselt, die mit der Dämmerung folgt, wenn das Rot vor dem nun an seine Stelle tretenden Grau zurückweicht."

In Darjeeling, wie überhaupt im Himalaya, setzt die Regenzeit viel früher ein und währt länger als in der Ebene; eigentlich beständig ist die Witterung nur von Oktober bis März. Doch kann man auch in der übrigen Zeit des Jahres auf schöne Tage und Wochen rechnen. Des Abends fallen nicht selten sehr dichte Nebel, in denen man eigentümliche optische Erscheinungen beobachten kann. Ich hatte mich mehrfach über die abergläubischen Bhutias amüsiert, welche mir versicherten, daß es in Darjeeling viele Dämonen (hind. bhût) gäbe, die aber nach guter Gespensterart nur bei Nacht sichtbar wären. Sie zeigten dazu die dolchartigen Instrumente, dreikantige stumpfe Messingstößer, mit denen die Lamas (buddhistische Priester) symbolische Bewegungen machen, welche den Tod dieser Dämonen herbeiführen sollen. Wenn ich mir einen Scherz darüber erlaubte, wurden die Leute ganz erregt und beteuerten, daß sie oft genug die riesigen menschenähnlichen Ungeheuer im Dunklen gesehen. Da gehe ich eines Nachts von einer Abendgesellschaft nach Hause; mein Wirt entläßt mich mit dem Wunsche: „Hope, you won't meet a bear" und dem Hinweis auf den ungewöhnlich starken inzwischen hereingebrochenen Nebel. Derselbe ist in der That so dicht, daß ich trotz der Laterne, welche mein Diener neben mir trägt, nur gerade den Boden unmittelbar vor meinen Füßen erkennen kann. Plötzlich erblicke ich einige Schritte neben mir auf der der Laterne entgegengesetzten Seite mein Abbild dunkelschwarz und mit ganz scharfen Umrissen in vielleicht zehn- bis fünfzehnfacher Vergrößerung in dem Nebel, nicht etwa auf einer Bergwand. Ich machte meinen Diener auf diesen merkwürdigen Reflex aufmerksam und fragte, wie man so etwas auf Hindustani nenne. „Parchâîñ" (Schattenbild), erwiderte der aufgeklärte Mohammedaner. „Das ist's, was die Leute hier für Dämonen halten?" — „Yih hâñ, dieses ja, Sâhib."

Sonntag Vormittags ist der große Bazar in dem unteren Stadtteile Darjeelings, auf dem alle Erzeugnisse der Umgegend und mancherlei schlechte europäische Sachen zu haben sind. Hier ist der Früchtemarkt, zu dem beständig aus Kalkutta in der heißen Zeit Mangos, Melonen u. s. w. heraufgeschickt werden; dort wird Öl, hier Getreide verkauft, daneben liegen billige Regenschirme aus Manchester und europäische Spielsachen, von denen die Amorcepistolen eine besondere Anziehungskraft für die Bhutiajugend zu haben scheinen. Alles natürlich im Freien auf ebener Erde. Auf einem größeren Platze stehen neben Geflügel Schafe und Ziegen zum Verkauf, die riesigen innerasiatischen Tiere mit ihren großen, starken, gewundenen Hörnern. Nur wenige Händler verstehen außer den Zahlen noch ein paar Worte Hindustani — die Sprache der Bhutias ist wurzelverwandt mit dem Tibetischen —, aber man verständigt sich trotzdem leicht. Da jedes unwillkürliche oder beabsichtigte Mißverständnis den naturwüchsigen Humor der Verkäufer

anregt, hat das bunte Marktgewimmel einen viel liebenswürdigeren Anstrich als unten in Indien. Ein Europäer braucht nur einem Bhutia einen scherzhaften Klaps auf den Rücken zu geben oder sich einen Spaß mit den ausgestellten Waren zu machen, so strahlen nicht nur die Schlitzaugen des häßlichen nasenlosen Menschenkindes vor Freuden, sondern auch die Umgebung bricht in ein schallendes Gelächter aus, das oft kein Ende nehmen will. Ich habe auf dem Wochenmarkt in Darjeeling merkwürdigerweise von Europäern nur Landsleute angetroffen;' die Engländer scheinen gar keinen Sinn für dieses fremdartige Volkstum zu haben. — Zu den beachtenswerten Erscheinungen in dem Marktgetriebe gehören auch die buddhistischen Bettelmönche, welche den Gemüsefrauen ihre Ständchen bringen. Vier bis fünf schmutzige Lamas pflegen eine einförmige näselnde Melodie abzusingen unter der Begleitung von Handtrommeln, die mit einem Stiel versehen sind und so geschwungen werden, daß zwei Klöppel auf die beiden Felle niederfallen. Sie führen einen Sack mit sich, in welchen der Ertrag der Bettelmusik, das den Faulenzern mitleidig geschenkte Grünzeug, gesteckt wird; doch scheinen sie nicht immer die Herzen der Marktfrauen zu rühren, wenigstens habe ich gesehen, wie einzelne nicht die geringste Notiz von den „verehrungswürdigen Geistlichen" nahmen — wie sie in der buddhistischen Kirchensprache heißen —, obwohl dieselben Gesang und Trommelklang ohne Pause eine Viertelstunde lang erschallen ließen.

Etwa tausend Fuß unterhalb Darjeelings auf dem Ostabhange liegt ein Bhutiadorf, in welchem sich einer der buddhistischen Tempel befindet, mit denen von dort an nach Norden zu alle bewohnten Gegenden angefüllt sind. Ein sehr steiler Zickzackweg führt von Darjeeling nach diesem Dorfe hinunter, so steil, daß ich gegen das Ende selbst meinem bewährten Pony nicht mehr traute, abstieg und ihn am Zügel hinter mir herführte. Das Dorf selbst macht einen recht dürftigen Eindruck: Häuser aus Holzlatten, mit Stroh gedeckt, wechseln mit Lehmhütten: zwei oder drei massive weiße Gebäude heben sich aus der kläglichen Umgebung heraus. Vor dem Tempel, der sich aus der Entfernung wie ein europäisches Haus ansieht, empfing mich der „kleine Lama" (Unterpriester), um schleunigst in das Dorf zu eilen und den „großen Lama" zu holen, der die Schlüssel zu dem Inneren des Tempels bei sich führt. Inzwischen hatte ich Zeit, mich draußen umzusehen. Der Tempel war im Geviert von dicht nebeneinander stehenden Flaggenstangen umgeben, an denen lange schmale Streifen aus grauem Zeuge flatterten; auf denselben standen Gebete in tibetischer Schrift. Der Buddhismus jener Gegenden, dessen Priester unter dem Groß-Lama in Lhassa stehen, trägt einen durchaus tibetischen Charakter; das bedeutet eine solche Entfernung von den Lehren, den Gebräuchen und dem Kultus des ursprünglichen Buddhismus, daß man das heutige Produkt der kontinuierlichen Veräußerlichung und Verflachung gar nicht mehr für dieselbe Religion ansehen kann.

Der Buddhismus ist bekanntlich eine reformatorische Religion, welche im fünften Jahrhundert v. Chr. in Nordindien von einem Manne vornehmer Abkunft gegründet wurde und welche im Gegensatz zu dem Brahmanentum lehrt, daß jeder ohne Unterschied der Kaste und der Nation zur Erlösung gelangen könne durch vollständigste Weltentsagung und höchste Bethätigung praktischer Liebe seinen Mitgeschöpfen gegenüber. Der Stifter dieser Lehre, der edle Gautama von Kapilavastu, der den irdischen Besitz mit dem Almosennapf und dem Bettlergewand vertauscht, wußte, daß er nach heißem Ringen eine höhere Erkenntnis gewonnen, daß er ein Recht habe, sich Buddha, den Erleuchteten, den Erweckten zu nennen. Und bald hatten sich Hunderte und Tausende um ihn gesammelt, Hunderttausende und Millionen zu seiner Lehre bekannt, der Religion der alles umfassenden Liebe und Milde.

Durch Sendboten wurde der neue Glaube nach Hinterindien gebracht, nach Innerasien, nach Japan und China; aber in seinem Heimatlande stand ihm ein trauriges Geschick bevor: auf der vorderindischen Halbinsel ist der Buddhismus durch das Brahmanentum wieder vernichtet worden, teils durch das Schwert, teils durch eine Art Gegenreformation. Nur auf Ceylon hat er sich erhalten, und nach dem Himalaya ist er von Norden, aus Tibet, wieder gebracht worden. Dort nun sind aus der alten Zeit Namen und Formeln geblieben, Inhalt und Zweck der ursprünglichen Lehre dagegen völlig verloren. Ganz anders steht es mit dem Buddhismus auf Ceylon, wo derselbe in allen seinen Äußerungen einen sehr viel vornehmeren Eindruck macht als in den nördlichen Pflanzstätten, und nicht nur den ursprünglichen Charakter in verhältnismäßiger Reinheit, sondern auch die Sprache des primitiven Buddhismus, das Pali, zu gelehrten Zwecken bewahrt hat.

Um die eben erwähnten Flaggenstangen auf der Außenseite herum wallfahrtete ein gläubiger Bhutia, das heißt er warf sich auf den Boden, rutschte eine Strecke vorwärts, den Kopf zur Erde geneigt, richtete sich dann auf, die zusammengelegten Hände in die Höhe hebend, um sich wieder hinzuwerfen und die Procedur aufs neue zu beginnen. In der offenen Vorhalle des Tempels fand ich sechzehn stattliche Gebetstrommeln, die wie alles in dem Heiligtume unglaublich schmutzig waren, so sehr, daß sich die ursprünglichen Farben schwarz, rot, grün und die goldfarbigen Buchstaben der außen aufgemalten Gebete kaum mehr erkennen ließen. Diese Gebetstrommeln oder -Mühlen, wie man gewöhnlich sagt, sind eine dem findigen Norden eigene, den südlichen Buddhisten unbekannte Einrichtung: es sind mit Papier, auf welches Gebete gedruckt oder geschrieben sind, angefüllte Cylinder, welche senkrecht zwischen zwei Brettern befestigt und sehr leicht drehbar sind. Durch jede Umdrehung erwirbt der Gläubige dasselbe Verdienst, als wenn er die in dem Cylinder befindlichen Dokumente heruntergebetet hätte. Man hat auch metallene Handtrommeln ähnlicher Form konstruiert, welche die Bhutias auf ihren Gängen, ja selbst die Sänftenträger, während sie sich unter ihrer Last fortbewegen, in beständiger Drehung erhalten, indem sie dazu eine alte heilige Formel murmeln, deren Bedeutung in jener Gegend auch schon längst unbekannt geworden ist: Om mane padme hum. (O, du Edelstein auf dem Lotus, schrumm!) Ich setzte die Mühlen in der Vorhalle des Tempels in Bewegung, und ein altes Bhutiaweib half mir dabei, um, wie ich aus ihrer nachherigen Bitte um Bakshish ersah, für mein Seelenheil gegen ein Trinkgeld thätig zu sein. In der Ecke links war eine riesige Gebetsmühle über Menschengröße errichtet, die von einem auf dem Boden sitzenden Beter durch einen Strick mühelos gedreht wurde. Ein Querholz, das an den Klöppel einer Glocke anschlug und so einen schrillen Ton erzeugte, war jedenfalls zu dem Zwecke angebracht, das Zählen der Umdrehungen zu erleichtern.

Die beiden in roten Kitteln steckenden Lamas, die bald eintrafen und mir bereitwillig den ganzen Tempel zeigten, waren von einer Unwissenheit, welche meine sehr niedrig gestellten Erwartungen noch weit übertraf. Sie sprachen zwar ein wenig Hindustani, aber von den beiden alten heiligen Sprachen des Buddhismus, dem Pali und Sanskrit, hatten sie nie gehört; die beiden Worte waren ihnen völlig unbekannt. Man denke sich einen katholischen Priester, der die offizielle Kirchensprache seiner Religion, das Lateinische, nicht einmal dem Namen nach kennt, und man wird verstehen, welches Maß von Ignoranz jene Unbekanntschaft der beiden Rotröcke mit den Worten Pali und Sanskrit verrät. Ich fragte die Leute, wie die Gebetsmühlen hießen. „Om mane padme hum!“ (O, du Edelstein auf dem Lotus, schrumm!) Ich wies auf den draußen wallfahrenden Bhutia und fragte nach dem Namen der Procedur. „Om mane padme hum!“ Das scheint Universal-

Vegetation auf Birchhill.

name für jede Verrichtung und jedes Utensil des dortigen Buddhismus zu sein. In dem Inneren des Tempels stand hinter Glasfenstern eine Anzahl größerer und kleinerer Buddhabilder. Das größte in der Mitte wurde mir als Buddha, ein kleineres links davon als Çâkyamuni (Beiname Buddhas, „der Asket aus dem Hause der Çâkya") bezeichnet. Außerdem enthielt dieser Raum noch ein förmliches Arsenal von Lampen, sowie von Trommeln, Flöten und anderen Instrumenten, welche alle gleichmäßig schauerliche Töne von sich gaben. Rechts von den Bildern befand sich an der Wand eine Art Bücherbrett; ich ließ mir einige von den Werken öffnen und fand lauter tibetische Holzplattendrucke: die einzelnen Blätter lagen, wie bei indischen Handschriften, ungeheftet aufeinander zwischen zwei Holzdeckeln. Als die Priester sahen, daß ich mir alle diese Dinge genau betrachtete, führten sie mich noch in das obere Stockwerk, wo sich außer den Wohnungsräumen der Lamas noch eine Art religiöser Rumpelkammer befand: von Schmutz starrende buddhistische Bilder an den Wänden, sämtlich aus Tibet, ein Haufen scheußlicher Masken, die von den Lamas bei festlichen Tänzen getragen werden, hauptsächlich in der Form von Hirschköpfen; daneben an der Hauptwand eine Sammlung von Drucken derselben Art wie in dem eigentlichen Tempel ebener Erde, „sämtliche Worte Çâkyamunis", welche die Lamas behaupteten, in jedem Jahre von A bis Z durchzulesen. Inzwischen hatte sich das halbe Bhutiadorf um mich versammelt, kleine Kinder fingen an, mich zu betasten, und so glaubte ich, daß es Zeit sei, aufzubrechen und den Lamas den üblichen Bakhshish zu spenden. So schrecklich unwissend und schmutzig diese verkommenen Söhne Buddhas auch sind, es läßt sich doch nicht übersehen, daß ihr Betragen ein besseres ist als das der Hindupriester

mit ihrem wüsten Geschrei und ihrer ekelhaften gierigen Zudringlichkeit.

Es befindet sich auch ein Hindutempel in Darjeeling, doch ist kaum etwas an demselben bemerkenswert; bedeutender als die Gemeinde, die dort ihre Andacht verrichtet — wesentlich Bengalen, die in ziemlicher Anzahl nach Darjeeling heraufgezogen sind —, ist die Gemeinde der Mohammedaner, welche ich am 4. Juli 1886 bei Gelegenheit des großen Neumondfestes (Idu 'l fitr) versammelt sah. Wenn ich diesen wichtigen moslimischen Festtag in einem der großen mohammedanischen Centren, in Dehli oder Agra, erlebt hätte, würde derselbe sicher einen nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht haben, aber auch in dem kleinen Darjeeling war der Kultus und der Ernst, mit welchem er begangen wurde, für mich interessant genug. Der Tag hat für die Moslim seine praktische Bedeutung, denn er endet die einen ganzen Monat währende Fastenzeit. Die Leute nahmen im Juni eine Mahlzeit vor Sonnenaufgang und eine nach Sonnenuntergang ein, in der Zwischenzeit aber tranken sie nicht und aßen keinen Bissen. Da diese Fasten in die heißeste Jahreszeit fallen, kann man sich leicht vorstellen, welche Pein sie den Gläubigen in der Ebene bereiten müssen. Viele Mohammedaner sollen dort alljährlich die strikte Beobachtung der Fastenzeit mit dem Leben bezahlen.

Unter den Dienern unserer Pension herrschte am 4. Juli von früh an eine große Geschäftigkeit und Aufregung; mein Mohammedaner, den ich von Benares mit heraufgebracht, teilte mir gleich morgens mit: „Mam Sahib (das heißt unsere Wirtin) hat den hukm (Auftrag) gegeben, das Frühstück schon um neun Uhr fertig zu machen. Wir Muselmanleute müssen gleich nach dem Frühstück zur Masjid (Moschee). Heute ist unser barâ din (großer Tag, hoher Festtag)." — „Kann ich die Sache mit ansehen?" — „Ja, Sahib, von außen."

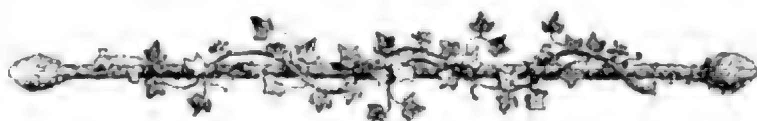
Die Mohammedaner hatten das Fest erst am 5. Juli erwartet; doch war zu ihrer freudigen Überraschung am 3. abends ein Telegramm aus Dehli gekommen, der Neumond sei dort gesehen. Auf die europäischen Kalender, aus denen die Moslim so einfach den Tag des Neumonds ersehen könnten, verlassen sich dieselben nicht; noch heute gilt bei ihnen das alte Gesetz, daß der Neumond von dem Abend datiert, an welchem er von zwei glaubwürdigen Männern erblickt ist. Wenn übrigens von Dehli aus diese Mitteilung nach jedem indischen Nest, in dem Mohammedaner leben, depeschiert worden ist, muß es eine recht stattliche Anzahl von Telegrammen ergeben haben. Die moderne Technik im Dienste des moslimischen Kultus! Nach dem Frühstück badeten die Mohammedaner und kleideten sich ungewöhnlich sauber an, fast alle in blendendes Weiß. Um zehneinhalb Uhr strömten sie zur Moschee, einem einfachen, improvisierten Gebäude in der Form eines Schuppens, ohne Minarets, mit einem durch einen Lattenzaun begrenzten viereckigen Vorhof, der an dem festlichen Tage mit Matten und einfachen Teppichen belegt war. Wer zu Hause nicht gebadet, konnte außen seine Waschungen vornehmen; ein großer Zinnkessel und kleinere Gefäße zum Übergießen waren auch in beständigem Gebrauch. Bevor die Leute eintraten, wurden ihnen von dazu angestellten Dienern die Schuhe ausgezogen; die meisten waren dann barfuß, nur einige wenige hatten weiße oder rote Strümpfe an. Im ganzen waren ungefähr neunhundert Mohammedaner versammelt, vierhundert im Inneren der Moschee, der Rest unter der Veranda und im Vorhof, in langen geraden Reihen. Jetzt kam der Inspector of Police mit einer Handvoll einheimischer Polizisten, um die Umgegend von den Hunderten neugieriger Bhutias zu säubern. Von Europäern hatte sich außer mir nur ein Landsmann und ein Engländer eingefunden. Uns rief der Inspektor zu: „Die Mohammedaner haben nichts gegen Ihre Anwesenheit einzuwenden, ich muß nur die Parias hier fortjagen!" Das geschah nun in sehr summarischer Weise: die har-

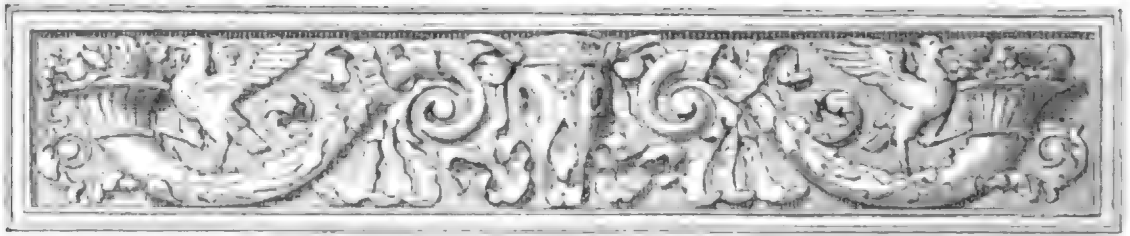
ten Stöcke der Polizisten sausten auf die noch härteren Bhutiaschädel nieder, daß man die Schläge dreißig Schritt weit hören konnte.

Gerade als der mohammedanische Gottesdienst begann, fingen in der nicht fernen christlichen Kirche jenseit einer Schlucht die Glocken an zu läuten, daß es fast klang wie eine Ironie. Innen mußte der Muëzzin gerufen haben, denn auf einen Schlag erhob die ganze Gemeinde beide Hände zu den Ohren und ließ in gedämpftem Ton das berühmte Allahu akbār erschallen (Gott ist groß). Dann neigten die Betenden den Oberkörper zweimal langsam so weit nach vorn, daß ein rechter Winkel gebildet wurde. Nach einer Weile fiel alles plötzlich auf die Knie und beugte den Kopf zur Erde, um zu beten. Nach Vollendung des Gebets erhoben sie den Oberkörper und blieben eine Zeit lang auf den Knien sitzen. Alle diese Bewegungen wurden in corpore mit solcher Gleichmäßigkeit und Präcision ausgeführt, als ob die Gemeinde von preußischen Offizieren geschult wäre. In einer Viertelstunde war der ganze Gottesdienst vorüber. Wie sehr hätte sich der Geistliche jenseit der Schlucht daran ein Beispiel nehmen können, denn ein englischer Gottesdienst pflegt auch in Indien mehrere Stunden zu dauern! Die Moslim umarmten sich gegenseitig, je zweimal, erst von rechts, dann von links, und darauf verließen sie die geweihte Stätte, indem sie an die Armen unter ihnen Almosen verteilten.

Wenn man eine solche Menge mohammedanischer, zum größeren Teil recht charakteristischer Gesichter beisammen sieht, ist der Unterschied des Typus von dem der Hindus außerordentlich auffallend; da die Moslim, ebenso wie die einzelnen Kasten der Hindus, nur unter sich heiraten, haben sie sich als selbständige Rasse erhalten. Die große Zahl der ausdrucksvollen energischen Gesichter bestärkte mich in der längst bei mir feststehenden Überzeugung, daß, wenn heute der englischen Herrschaft in Indien ein Ende gemacht würde, morgen die der Mohammedaner über die Hindus wieder hergestellt wäre. Dem indolenten Hindu ist es ja fast gleichgültig, unter wessen Herrschaft er steht, wenn er nur in seinen religiösen Gebräuchen und Kastenvorurteilen geschützt wird und nicht zu viele Steuern zu bezahlen hat. Der Aufstand im Jahre 1857 mit allen seinen Greueln war im großen und ganzen nur eine Militärrevolte; wo aber die Bevölkerung sich an demselben beteiligt hat, sind es fast ausschließlich Mohammedaner gewesen.

Seitdem die Regenzeit in der Ebene begonnen, hatten sich auch die Niederschläge oben in Darjeeling sehr verstärkt. Mehrere Tage währten öfter die strömenden Güsse, welche jeden Ausblick verhüllten und den Sommerfrischler in das Haus bannten. Da leuchtete noch einmal an dem Morgen meiner Abreise der Himmel in seinem reinsten Blau; die Riesengipfel des Himalaya ragten, gekleidet in das blendendste Weiß, so klar, wie ich sie kaum vorher geschaut, in den wolkenlosen Äther empor; in königlicher Majestät thronte über ihnen der Kinchinjinga. Ein letzter Blick und noch einer und immer noch einer! Ich nahm Abschied von dem Gewaltigen wie von einem Freunde, den man nicht hoffen kann, noch einmal im Leben wiederzusehen.





Die gemeinnützige Thätigkeit der Frauen.

Von

August Lammers.

Mehr als zweimalhunderttausend Frauen sind in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu einer Gesellschaft verbunden, welche die Trunksucht bekämpft, und zwar auf eine so mannigfach gegliederte Art, daß sie mehr als eine Woche braucht, um die Geschäfte ihrer Jahresversammlung abzuwickeln. Sie begnügt sich auch nicht mit der Behandlung des Übels in Amerika, sondern entsendet Missionarinnen durch die ganze gleichbedrohte Welt. Eine derselben, Mrs. Mary Willard — vermutlich die Schwägerin der Vorsitzenden der Gesellschaft, Miß Frances Willard — kam vorletztes Jahr von ihrem zeitigen Wohnsitz Berlin nach Hamburg auf die Versammlung des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, um dort die deutschen Frauen aufzufordern, daß sie sich dieser Sache doch thätiger annehmen möchten.

Allein es waren keine Frauen zugegen. Eine in Hamburg wohnende Schriftstellerin, die sich vorgenommen hatte zu erscheinen, war durch Zufall verhindert. So mußte die wohlmeinende, durchaus bescheiden auftretende fremde Dame sich begnügen, ihre guten Wünsche dem den Vorsitz führenden Grafen Knyphausen-Lützburg und anderen beteiligten Herren anzuvertrauen. Im letzten Herbste zu Darmstadt ging es ganz ähnlich. Da stellte sich abermals eine Sendbotin des transatlantischen Vereins, Miß Alice Gray aus London, ein, eine sehr energische Frau, die den internationalen Mäßigkeitskongreß in Antwerpen vor zwei Jahren zu stande gebracht hatte und nun auch an den Vorbereitungen zu dem gleichartigen diesjährigen, noch viel bedeutenderen Kongreß in Zürich stark beteiligt gewesen war. Sie erkundigte sich dort bei Kundigen und erfuhr, daß sie an der Jahresversammlung des schon genannten deutschen Vereins ebenfalls gern teilnehmen könne. Frauen indessen traf sie in Darmstadt ebensowenig wie ihre Vorgängerin im Sommer 1886. Kaum, daß sie durch eine liebenswürdige Schwester des Oberbürgermeisters Ohly und später durch Frau Professor Weber in Tübingen, die bekannte Vertreterin der gemeinnützigen Thätigkeit der Frauen in Deutschland, an welche man sie von Darmstadt aus empfahl, mit ihrem Geschlecht in eine sachgemäße Berührung kam!

Dies bezeichnet den Unterschied zwischen jenseit und diesseit der See. Drüben hat die Hochschätzung der Frauen es allmählich so weit gebracht, daß sie sich selbständig an die Spitze einer großen socialpolitischen und sittlich-wirtschaftlichen Bewegung stellen können. Hüben gehören einzelne von ihnen, ein rundes Hundert vielleicht, doch hier und dort zerstreut, wohl auch dem großen, sich zunehmend ausbreitenden Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke schon an, aber sie begnügen sich mit dem Empfang seiner gedruckten monatlichen Mitteilungen gegen

einen Jahresbeitrag und nehmen an der von ihm aus entwickelten Thätigkeit noch keinen Anteil. In die Versammlungen müssen sie schon eigens gezogen werden, und in manche derselben scheint man sie noch nicht einmal gern ziehen zu wollen.

Ist das nicht eine Versäumnis oder ein Fehler der Leitenden in solchem Falle? Unsere gemeinnützig aufgelegten Männer sind fast sämtlich arg überladen: politische Wahlen, kirchliche Angelegenheiten, Schwurgerichts- und Schöffengerichtssitzungen, Kreistage und Gemeindevertretungen, Berufsgenossenschaften, endlich Vereine aller Art reißen sich um ihre Zeit, so daß kaum noch ein Abend frei ist für die stille Häuslichkeit, in welcher die Seele gesund ausruht und der Geist auch etwas abgiebt an die dürstende Familie. Dagegen giebt es Frauen und nicht mehr auf eine Heirat harrende Mädchen genug, welche Mittel und Muße im Überfluß besitzen und besonders die letztere nicht recht zu ihrem eigenen Wohlbehagen zu verwenden wissen; und viele von ihnen haben entschieden so viel Bildung, Kraft und Mitgefühl, daß sie in gemeinnützigen Vereinen oder im Anschluß an kommunale Behörden, wie man bedeutungsvoll zu sagen pflegt, „ihren Mann stehen“ würden. Nach denen sollte man doch begierig sich umthun, wo die Kräfte fehlen oder ausgehen. Die Gewöhnung an öffentliches Zusammenwirken mit denen, die man im Hause, in der Gesellschaft, in Bädern und Sommerfrischen täglich trifft, zu nur ein wenig anders geartetem, teils mehr tändelndem, teils vertraulicherem Umgang — sie wird heute, nachdem der erste Übergang auch in Deutschland längst hinter uns liegt, wahrlich nicht viel Mühe und Selbstüberwindung mehr kosten!

In dem Vorrücken der Frauen nach dem öffentlichen Leben hin läßt sich andererseits deutlich eine Wendung zu den gemeinnützigen Aufgaben beobachten. Links haben sie mindestens für jetzt dem, was man ihre Geschlechtspolitik nennen könnte, mehr den Rücken zugekehrt; rechts kommen sie aus der Vereinzelung privaten Wohlthuns immer mehr hervor auf den freien Platz, wo Vereine sich bilden, mit amtlichen Stellen in Beziehungen treten und sich das Gebot des Gemeinwohls gefallen lassen, dessen Erfüllung die Bürgschaft wahren, dauernden Erfolges in sich trägt.

Der Politik der Frauen im engeren Sinne sind die letzten beiden Jahrzehnte in Deutschland nicht günstig gewesen, sowohl durch das, was sie brachten, wie durch das, was sie hinderten und niederhielten. Der Ausdehnung des weiblichen Berufs- und Erwerbskreises stand unser großer militärischer Aufschwung entgegen, ohne den unser Land weder in sich einig geworden noch nach außen sicher geblieben wäre, der aber während der so nun schon mehr als anderthalb Jahrzehnte glücklich erhaltenen Friedenszeit gebieterisch Stellen forderte für die im reiferen Alter ausscheidenden Offiziere, Feldwebel und Wachtmeister. Auch die socialdemokratische Durchsäuerung des Arbeiterstandes kam seinen Frauen und Töchtern, insofern sie Verdienst suchen mußten, keineswegs zu statten. Von dem „Rechte“ der Frauen zu sprechen, geschah es auch nicht in dem hohen Tone eines John Stuart Mill, verlor mithin den Reiz der Aussicht auf baldigen Erfolg. Gleichwohl gewann ihr socialer Einfluß, nur auf anderen Seiten. Sie erwarben sich im voraus Ansprüche auf zukünftige bessere Berücksichtigung ihres „Rechts“, indem sie neue Pflichten über ihr eigenes Haus hinaus übernahmen und tüchtig erfüllten. Auf dieser edlen Bahn gingen ausgezeichnete Fürstinnen ihnen voran: die Kaiserin, die deutsche Kronprinzessin, die Großherzogin von Baden — die frühverstorbene Großherzogin Alice von Hessen nicht zu übergehen — und andere, und stifteten Vereinsverbände über ihr Land und das ganze Reich hin, die, größtenteils von der unentbehrlichen Hilfe des Weibes im Kriege ausgehend, nach und nach auch manche ernste Friedensaufgaben zu lösen anfingen. Tausende von Frauen stehen auf diese Art heute inmitten regen gemeinnützigen Thuns, während für die sogenannte Frauenfrage,

für erweiterte Rechte ihres eigenen Geschlechts einst höchstens ebensoviele Hunderte bewehrt und thatendurstig auszogen.

Man sieht aber recht gerade an dem um Leipzig gescharten Allgemeinen Deutschen Frauenverein und dessen zweijährig wiederkehrenden Frauentagen, wie sich den Anwälten der Frau als solcher unter der Hand in Deutschland das Werk verändert hat: zwar nicht etwa in sein Gegenteil umgewandelt, das wäre ja auch sehr schade, aber mit neuen Stoffen versetzt und durchdrungen. Auch hier ist gemeinnützige Thätigkeit in den Vordergrund gerückt. Man redet solcher immer umfassender das Wort; man gewährt Stipendien für das Studium weiblicher Ärzte. In Augsburg, wo man Ende September vorigen Jahres zuletzt als Deutscher Frauentag beisammen war, besuchte man die Knaben- und Mädchenheime, gleich als gehörten sie ganz selbstverständlich in den Rahmen der vertretenen Vereinsarbeit. Nicht auf allen früheren Frauentagen ist ähnlich geschehen. Da fühlte man sich meist im Kampfe mit der umgebenden kalt ablehnenden Welt, ließ sich auch mit Männern überhaupt noch nicht gern ein, sondern richtete seinen Aufruf aus Frauenmunde an das Gemeinbewußtsein aller Frauen. Nun hingegen ist von kriegerischer Stimmung gegen die Männerwelt nicht viel mehr zu spüren; man freut sich mitauftretender beredter Männer und erblickt gute Bundesgenossen in allen gemeinnützig wirkenden Persönlichkeiten beiderlei Geschlechts. Durch die eigene Mäßigung hat man zuletzt den Verdacht niedergelebt, welchen die „Emancipierten“ des vulkanischen Ausbruchs von 1848 als einen sich verbreitenden trüben Ruf aller hinterlassen hatten, so daß gegenwärtig nur die Philiströsen aus Adams oder Evas Geschlecht überhaupt noch von Emancipierten träumen, und ist durch jenen Bund mit dem Berliner Lette-Verein und Genossen, der ihre beiderseitigen Jahresversammlungen abwechselnd und gemeinschaftlich machte, in eine Art ununterbrochener, wenn auch unsichtbarer Verbindung mit allen gemeinnützig thätigen Frauenvereinen getreten.

Am Lette-Verein läßt sich eine andere Wendung in der öffentlichen Thätigkeit der Frauen besonders deutlich gewahren, nämlich wie sie sich verselbständigte, aus der ursprünglichen Vormundschaft wohlwollender Männer erhob. Er trägt seinen Namen auf den Antrag seines zweiten Vorsitzenden, Professor Franz v. Holtzendorff, nach dem Namen seines ersten Vorsitzenden, Präsident Lette, den die langjährige treffliche Schriftführerin des Vereins, Fräulein Jenny Hirsch, bezeichnet als „einen der edelsten Menschenfreunde, die Deutschland je besessen, der rastlos arbeitete, wo es galt, sociale Schäden zu heilen, wahres Menschentum und Menschenwohl zu fördern“.

In der That war er eine der ersten Verkörperungen gemeinnützigen Strebens in Deutschland. Er wandte sich „in seinem nie rastenden Schaffensdrange in den letzten Jahren seines Lebens einer gebieterisch auftretenden Frage zu, der Frage der Verbesserung der rechtlichen und wirtschaftlichen Stellung des weiblichen Geschlechts“, indem er im Oktober 1865 dem von ihm damals geleiteten „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen“, welchem jetzt Professor Gneist vorsteht, eine Denkschrift überreichte, welche die bedrängte Lage so vieler Tausende von Frauen in verschiedenen Gesellschaftsschichten nachwies und zur Abhilfe einen Verein zu begründen empfahl. Dieser trat im Februar 1866 als „Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts“ ins Leben. Er setzte sich vor, neue Erwerbsgebiete für Frauen aufzusuchen, innegehabte Arbeitsfelder derselben vor Ausbeutung zu schützen und für erweiterten Gewerbfleiß der Frauen Ausbildung zu gewähren. Der letzte Zweck wurde indessen bald der erste und hauptsächlichste, denn die Kampf- und Eroberungsgedanken traten bald in den Hintergrund, und man begann die Arbeit unter der Leitung von Männern. Erst diejenige Jahresversammlung, welche nach

Lettes Tode dessen Namen für den Verein annahm, vollzog eine Gleichstellung von Mann und Frau in der Leitung.

Fräulein Jenny Hirsch sagt hierüber: „Nach dem ursprünglichen Statut war zur Mitgliedschaft des Vereins jede erwachsene Person berechtigt, welche einen jährlichen Beitrag von mindestens einem Thaler zahlte. Der leitende Ausschuß bestand aber aus zwanzig von der Generalversammlung gewählten Männern, welche eine Anzahl von Frauen mit gleichem Stimmrecht kooptierten, und der aus sechs Personen bestehende Vorstand sollte ebenfalls aus Männern zusammengesetzt sein, mit Ausnahme des Sekretärs, dessen Amt einem weiblichen Mitgliede des Vereins übertragen werden konnte und thatsächlich auch übertragen ward. Man legte es in die Hände der Schreiberin dieser Zeilen, von der es bis zum April 1883 verwaltet wurde. Dieses ‚Männerregiment‘ in einem für Frauen wirkenden Verein, das ihm oft genug zum Vorwurf gemacht wurde, hatte eine sehr weise Begründung. Die Beteiligung der Frauen am Vereinsleben war noch eine zu junge, als daß man hätte erwarten können, sogleich unter ihnen eine Anzahl zur Leitung geschickter Kräfte zu finden. Bald genug entwickelte sich aber die praktische Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der weiblichen Mitglieder, und demzufolge ward nunmehr beschlossen, daß der Ausschuß zu gleichen Teilen aus Männern und Frauen durch die Generalversammlung gewählt werden solle und daß die Ämter des Vorstandes sämtlich ebensowohl durch Frauen wie durch Männer besetzt werden könnten. Wie glücklich namentlich die letztere Bestimmung war, sollte eine nicht zu ferne Zeit lehren. Als nämlich Prof. v. Holtzendorff das Amt des Vorsitzers aufgab und von Berlin nach München ging, wurde im Jahre 1872 die Tochter des verewigten Stifters, Frau Schepeler-Lette, die sich bereits durch ihre Thätigkeit im Ausschuß und in den Kommissionen rühmlich hervorgethan hatte, zur Vorsitzenden erwählt. Sie steht noch jetzt und hoffentlich noch viele Jahre an der Spitze des Vereins, dessen gegenwärtige Blüte zu einem großen Teil ihrer rastlosen, unermüdlichen Thätigkeit und aufopfernden, selbstvergessenden Hingabe an das als heiliges Vermächtnis übernommene Werk zu danken ist.“

Ähnlich hat sich das stärkere Hervortreten von Frauen in anderen gleichartigen Frauenvereinen vollzogen.

Die Arbeit des Berliner Lette-Vereins schildert Fräulein Jenny Hirsch in dem Aufsatz, welchem wir die eben angezogenen Stellen entnommen haben. In derselben jungen Zeitschrift, „Die Frau im gemeinnützigen Leben“ etwas schwerfällig benannt, berichtet eine der Herausgeberinnen, Frau Marie Löper-Housselle zu Markirch im Elsaß, eingehend über die Entwickelung des Badischen Frauenvereins, dessen Wesen Gemeinnützigkeit ist. Die Großherzogin Luise ist dessen hauptsächliche Schöpferin und Leiterin; ihr vielgestaltiges edles Werk hat zum Vorbild dienen können den unter dem weisen Einfluß der Kaiserin stehenden vaterländischen Frauenvereinen, als dieselben sich mit Sorgen des Friedens zu beschäftigen anfingen. Da sind zwar Männer immer noch mitthätig und übernehmen unter Umständen eine Leitung oder Vertretung, aber die Zeit und Kraft geben Frauen her, vorab Beamtenfrauen, weil vermöge der Stellung ihrer Männer diese teils gern sofort zutreten, teils, wenn andere fehlen, auszuhelfen nicht gut umhin können.

Eine gewisse Selbständigkeit hat die Elberfelder Armenverwaltung den von ihr zugezogenen Frauen überlassen, als sie Krippen und Ferienkolonien ins Leben zu rufen unternahm. Sie stiftete dafür einen eigenen Frauenverein. Die erstere Schöpfung, dem jüngsten Kindesalter gewidmet, konnte wohl nur in Frauenhänden überhaupt gedeihen. Die Ferienkolonien, d. h. Unterbringung schwächlicher Schulkinder aus ärmeren Familien auf dem Lande während der großen Sommerferien, liegen auf dem Mittelgebiet zwischen beiden

Geschlechtern, Mannessache oder Frauensache je nachdem. Elberfeld steht darin bisher allein. Überall anderswo haben zuvörderst Männer die Sache praktisch ausgeführt.

Aber freilich sind sie dabei nicht allenthalben stehen geblieben. In Bremen und anderwärts sind bald nach der ersten Einrichtung erfahrene Frauen veranlaßt worden, einen Teil der Aufgabe ihrerseits zu übernehmen. Auf einer gewissen Stufe der Vorbereitung des sommerlichen Ausmarsches der Kinder, wenn Lehrer der Volksschulen die erste, Ärzte die zweite und entscheidende Wahl getroffen haben, begeben Damen sich in die Häuser der für bedürftig und würdig erklärten Kinder, um den Eltern angemessen beizustehen in ihrer Ausrüstung. Sie ergänzen gleichsam die Fürsorge solcher Eltern, an deren Kindern sich ja zeigt, daß sie allein dieselben nicht lebenskräftig genug emporzubringen vermögen, gleichviel ob es an geerbter Schwäche oder an dem Mangel von Mitteln ausschließlich liegt oder auch an unzulänglicher Haushaltführung und Erziehung.

Neuerdings hat sich innerhalb dieser höchst heilsamen Veranstaltung der Blick von der voraufgehenden auch auf die nachfolgende Zeit gerichtet, wo die Sommerpfleglinge das Leben der Ihrigen wieder teilen und da denn nicht anders können als wahrnehmen, daß schlechtgelüftete Wohnung und ungenügende Ernährung häufig die neugewonnene Kraft der Ferien wieder aufs Spiel zu setzen drohen. Es sei durchaus nötig, erklärte vor kurzem der Urheber der Veranstaltung in Bremen, Herr H. O. Reddersen, sich um die ärmsten und hilfsbedürftigsten Kinder der Sommerpflege noch über die Ferien hinaus zu bekümmern. „Sind die Eltern wirklich nicht im stande, aus eigenen Mitteln die in der Sommerpflege erzielte körperliche Aufbesserung ihrer Kinder durch eine einigermaßen genügende Ernährung zu erhalten und zu befestigen, so wird man durch Milchspenden, Speisung in der Volksküche u. s. w. weiterhin etwas nachhelfen müssen. Besondere Berücksichtigung dürften dabei die schlechtgenährten, blutarmen Knaben und Mädchen verdienen, welche der Konfirmation nahe stehen; sie sind ja nach ihrer Entlassung aus der Schule vornehmlich auf ihre körperliche Kraft und Ausdauer angewiesen und sollen sich möglichst bald durch ihrer Hände Arbeit selbst forthelfen. Läßt man es an einer solchen Nachhilfe fehlen, so ist der in den Ferien erreichte Zuwachs an körperlicher Frische und Kraft meist nur von kurzer Dauer, und es steht dann der Erfolg der Sommerpflege zu den Kosten und Mühen derselben offenbar nicht mehr in einem richtigen Verhältnis.“

Ein besonderes Komitee aus der Mitte des Damenausschusses für die Ferienkolonien trat deshalb dieser Angelegenheit näher, um sich während der Wintermonate 1887/88 derjenigen Sommerpfleglinge, welche sich als besonders hilfsbedürftig erwiesen haben, noch weiter anzunehmen. Zunächst handelt es sich um einen Versuch, für welchen die Mittel des Ferienkolonien-Vereins nicht in Anspruch genommen werden konnten, vielmehr unter der Hand um Beiträge zu den Kosten gebeten werden mußte. Die weiteren Erfahrungen sollen lehren, ob und in welcher Weise sich später für diese Arbeit ein vollständiger Anschluß an den Verein für Ferienkolonien ermöglichen läßt.

Ein sicher sehr beachtenswerter, schätzbarer Versuch! Nähert er sich der Grenze, wo die Bedenken gegen sittlich verweichlichende Überhilfe in ihr Recht treten, so befindet er sich dafür in erfahrener Hand. Das Werk der wohlthätigen Sommerpflege über seine nächste Zeit hinaus weiter verfolgt zu sehen, hat man immer wünschen, auch Frauen für die eigentlichen Trägerinnen solcher Fortsetzung erachten müssen. Allerdings aber erweitert sich dabei das Ideal. Im Namen der einer solchen armen und bedrängten Familie in ihrem Kinde erwiesenen Wohlthat kann die vom Komitee oder Verein beauftragte Dame auf eine gute Art verlangen und erlangen, daß die Eltern ihr Einfluß auf die häus-

liche Lebensweise gestatten, wo sie sich als gesundheitswidrig darstellt, also besonders auf die Lüftung der Zimmer und der Betten, das Reinigen und dergleichen mehr. Auch die Nahrung brauchte nicht davon ausgeschlossen zu bleiben. Die armen Leute leben ja sogar im Verhältnis zu ihren Mitteln meist noch schlechter als die wohlhabenderen, weil sie sich nicht einzurichten wissen. Zwar wissen das auch nicht ohne weiteres alle aufsichtführenden Damen: aber sie können es leichter lernen im Interesse der übernommenen edlen Nachbarpflicht. Ja selbst die Säuberung der Wohnung, wie der vortreffliche Wilhelm Schwab in Darmstadt sie uns als ein wenig kostendes, überraschend wirksames Verfahren der Nächstenliebe kennen gelehrt hat, tritt auf diesem Fluge hilfesuchender Einbildungskraft in den Gesichtskreis.

Eine noch entschiedenere „Emancipation" der Frau vom Manne in gemeinnützigem Wirken — um das so oft geringschätzig gebrauchte Wort einmal wieder zu Ehren zu bringen — vollzieht sich in den verwandten Knaben- und Mädchenhorten. Hier muß man ja noch durchgreifender bei den Pfleglingen die Geschlechter trennen: mithin sondert sich auch die Aufgabe der Untersuchung und Leitung. Knabenheime sind und bleiben durchgängig Männersache, aber bei den Mädchenhorten treten nachgerade tüchtige Frauen auch schon vollkommen selbständig hervor. Also geschehen, soviel bekannt, durch Frau Kommerzienrat Heyl in Charlottenburg, und jedenfalls durch Frau Geheimerat Windscheid in Leipzig! Im letzten Herbst ließ diese Dame durch einen gemeinsamen Freund den Schreiber dieses Aufsatzes bei einer dortigen Anwesenheit auffordern, ihre Schöpfung während der thätigen Stunden in Augenschein zu nehmen. Natürlich machte ich ihr vorher einen Besuch, und was ich bei der Gelegenheit erfuhr, reichte noch über den Mädchenhort hinaus in die Verwirklichung eines herrlichen Zukunftgedankens.

Zunächst aber von dem Nachmittagsbesuch, welchen ich in Gesellschaft meines Freundes Dr. Woldemar Götze, des Leiters der Lehrerbildungsanstalt des Deutschen Vereins für Knabenhandarbeit, abstattete! Er dient auch hier als stets bereiter pädagogischer Berater, ein Freund und Förderer aller guten, gesunden gesellschaftlichen Neuerungen. Frau Professor Windscheid, durch ihren Gemahl schon, den im Vorstand der Gemeinnützigen Gesellschaft sitzenden berühmten Pandektenlehrer, mit den einflußreichsten städtischen Kreisen in bequemem Verkehr, hatte im Süden der Stadt zwei große Schulzimmer für die Nachmittagsstunden eingeräumt erhalten. Das eine derselben, sonst unbenutzt und folglich mit ganz frischer Luft erfüllt, dient zum Spiel- und Beschäftigungsraume; in dem anderen werden zuvörderst die Schularbeiten gemacht. Diese beaufsichtigt eines der jungen Mädchen aus gebildeten Familien, deren sich etwa zwanzig der hochangesehenen Leiterin zur Verfügung gestellt haben. „Sie opfern nicht nur," sagte Frau Lotte Windscheid, „ihren Nachmittag gern und willig, sondern sie sind auch wahrhaft beglückt durch den Verkehr mit den Kindern. Sie machen die Erfahrung, daß Armut und kindliche Liebenswürdigkeit zusammen bestehen können; sie entdecken bei den Kindern dieselben Tugenden, dieselben Fehler wie die ihrer eigenen Geschwister, und sicherlich werden sie dadurch gewonnen werden zu einer milderen Beurteilung der Armut und deren oft unvermeidlichen Folgen." Erst trinken die Kinder Milch, ein viertel Liter für zehn Pfennig wöchentlich, dann fertigen sie ihre Schularbeiten. Hierbei tritt eine Schwierigkeit ein: die Kinder sollen zum fleißigen Lernen angehalten werden, aber doch auch nicht so, daß die Anstalt zur Nachhilfestunde wird. „Wir sind überdies," sagte die nachdenkliche Leiterin, „den Lehrern gegenüber in eigentümlicher Lage. Während ein Teil derselben uns schlechte Schülerinnen als besonders dringend der Aufnahme bedürftig empfiehlt, damit sie gebessert werden, legt man uns von anderer Seite gerade gute Kinder,

gleichsam als Belohnung und zur Verhütung böser Einflüsse, besonders ans Herz. Wir können aber den Ansprüchen, welche die Lehrer an den häuslichen Fleiß machen, nicht anders entgegenkommen, als es in einer ordentlichen Familie geschieht, die wir ja auch ersetzen wollen. Wir wünschen, daß die Arbeiten bei uns gut gemacht werden, aber wir wollen und können keine Verantwortung dafür übernehmen."

Sind die Schularbeiten erledigt, so darf das Kind in das Spielzimmer übersiedeln, um sich je nach seinem Alter mit Handarbeit oder Spiel zu beschäftigen. Während dieser Zeit soll der Einfluß, den man auf die Kinder ausüben möchte, besonders zur Geltung kommen. „Es soll durch Zusammenfügung mehrerer Gruppen der Sinn für Gemeinsamkeit, für Versöhnlichkeit und Freundlichkeit gepflegt werden; durch Anleitung der Helferin kann im Spiel die Phantasie entwickelt, die Anschauung bereichert, es können die Begriffe geklärt werden; durch Vorlesen aus guten Büchern wird manches gute Wort auch eine gute Statt finden, manch Samenkörnlein auf guten Boden fallen. Vor allen Dingen soll die Beobachtung geweckt und unterstützt werden, deren Mangel sich ja bei den Dienstboten in so hohem Maße fühlbar macht. Und das Ziel soll ja sein, die Mädchen zu möglichst brauchbaren Menschen zu erziehen, die zunächst als Dienende, später im eigenen Haushalt sich nützlich erweisen. Zur Aufsicht sind zwei Lehrerinnen angestellt, die mit den Tagen abwechseln, von denen die eine geprüfte Nählehrerin, die andere eine frühere Kindergärtnerin ist, und gerade mit dieser Mischung von Lehrkräften werden die besten Erfahrungen gemacht. In der letzten Stunde von sechs bis sieben wird entweder ein Spaziergang unternommen, oder es werden unter Singen und Springen Bewegungsspiele ausgeführt, damit die Kinder ihrem natürlichen Instinkt, ihre Glieder zu gebrauchen, folgen können. Für den Sommer ist ein Spielplatz in der Nähe der Anstalt zu haben, der dann diesem Bedürfnis genügend entgegenkommt. Um sieben Uhr werden nach einem kurzen Gebet die Kinder entlassen, wobei die Lehrerin besonders dafür sorgt, daß die kleinen Kinder unter dem Schutz der größeren ihren Nachhauseweg antreten."

Der erste Mädchenhort dient dazu, zweiundvierzig von der Straße und aus elternverlassener Wohnung aufzuheben, in welcher sie oft viele Stunden lang im Dunklen eingesperrt waren, schauderhaft zu denken, aber in der Lage der Familie fast unvermeidlich. Nicht in allen Fällen ging es gleich gut: „Roheit und Undankbarkeit der Mutter, schlechtes Betragen der Kinder hatten Ausweisungen zur Folge. Aber wer möchte sich durch einige Mißerfolge abschrecken lassen, den Weg wahrer Humanität weiter zu wandeln?"

Frau Geheimerat Windscheid geht ganz im Gegenteil bereits mit einer zweiten derartigen Schöpfung um. Sie möchte in den neuen Mädchenhort sogar eine Hausmutter setzen, eine haushälterisch und sparsam gewöhnte Predigerswitwe etwa, die den Kern abgäbe für eine auf den Mädchenhort naturgemäß zu pfropfende Koch- und Haushaltungsschule. Diese würde aber, ihrem Entstehungsboden entsprechend, nur die einfachste Nahrung herstellen und den wohlfeilsten Haushalt führen lehren, damit das Mädchen, das der „Hort" vor schlechten Eindrücken, Beispielen und Gewöhnungen behütet hat, durch ein- oder paarjährigen Aufenthalt in solcher erziehlichen Hauswirtschaft wirklich zu einer echten und gerechten Arbeiters- oder Handwerkersfrau heranreife. Welch eine kostbare Aussicht eröffnete sich da! Untaugliche Gattinnen treiben in engen knappen Verhältnissen den Mann allabendlich in die Schenke; als Trunkenbold kehrt er seiner Frau mit der Zeit dann nächtens heim und macht ihr seinerseits das Haus zur Hölle, zerstört den Kindern das Jugendparadies, so viel oder wenig sonst davon übrigbleiben würde. Mit der größten Erwartung muß man daher der Verwirklichung des neuen Gedankens der Frau Professor Windscheid entgegensehen.

Ein anderer neuer Gedanke aus dieser Gegend nachbarlicher Hilfe ist ebenfalls in Leipzig, wie es scheint, zuerst laut geworden. Man hat ihn dort in der einflußreichen Gemeinnützigen Gesellschaft etwa wie folgt entwickelt:

Wenn wirtschaftliche Not in einer Familie die Folge der verschwenderischen, zerstörenden Trunksucht ihres Ernährers ist, hilft ja die Gemeindearmenpflege ihrer Pflicht gemäß und innerhalb des ihr gezogenen engen Rahmens wie in allen übrigen Fällen anspruchberechtigter Hilfsbedürftigkeit, und darüber hinaus thut wohl noch etwas ein Wohlthätigkeitsverein oder wer sich etwa persönlich erbarmt. Aber die Ursache der Verarmung bleibt unangefochten. Man hält sie eben für nicht zu heilen. Das Streben nach Ausrottung der Wurzel wirtschaftlicher Not, das sonst unsere heutige Armenpflege mehr und mehr durchdringt, erlahmt und bescheidet sich vor dem Hange zum Branntweintrinken. Er erscheint als eine lasterhafte Leidenschaft, welcher gar nicht beizukommen.

Diese Anschauung entsprang aber doch schließlich nur aus unserem geschichtlich erklärbaren, sachlich unbegründeten Stumpfsinn gegen die Aufgaben, welche die Selbstvergiftung eines so großen Teiles des Volkes mit Alkoholtrinken uns als einer Nation stellt und die wir nun nachgerade thätiger und hoffender wieder aufnehmen. Trunksucht ist nicht unheilbar; man muß sie nur ernstlich und am rechten Ende anfassen!

Wie dies zu geschehen hat, das hängt von dem Grade der Einwurzelung ab, welchen sie bereits behauptet. Anfängern im Laster läßt sich mitunter noch helfen durch ein geduldig hilfreiches Zuthun von außen, das entweder den Aufenthalt im Hause einem Schenkenläufer allmählich angenehm und lieb macht oder den selbständigen, alleinhausenden jungen Menschen in die täglich offene Kaffeehalle einweist. Erpichte Trinker bedürfen der Heilanstalt oder des Heilvereins. In den Verhältnissen aber, die hier in Frage kommen, sind solche nicht bekannt; kaum kennen sie noch die praktischen Armenpfleger und Wohlthäterinnen, da ihnen bisher ja die Trunksucht für überhaupt unheilbar galt. Insofern sie von den falschen Heilmitteln der Schwindelanzeigen Notiz nahmen, verachteten sie dieselben stillschweigend und ließen den Unfug gehen, welchen ihre ausbeuterischen Urheber in dem armen bethörten Volke anrichteten. Sie sollten sich aber in Kenntnis setzen über die wirklichen, guten Heilmethoden, welche sich auf Anstalten und Vereine stützen; dann können sie darüber heilsame Auskunft erteilen.

Die Heilanstalten mehren sich in Deutschland allmählich. Sie würden sich noch rascher mehren und ihre Besucher noch weit sicherer dauernd heilen, hätten wir schon das erstrebte Gesetz, das gemeingefährlich werdende Trinker unter Vormundschaft zu stellen und lange genug in eine solche Anstalt zu bringen ermöglicht. Die dies Gesetz jetzt betreiben, rechnen auf seinen baldigen Erlaß. Wollen wir uns also nicht, zumal in unseren großen Städten, in die Verfassung setzen, daß es dann auf der Stelle angewendet werden kann, wo einer armen Familie ganzes Glück und ganzer innerer Frieden daran hängt?

Von Trinkerheilvereinen dringen zwei Arten dermalen in Deutschland ein: aus der Schweiz der Mäßigkeitsverein zum Blauen Kreuz, von Norden her die Gut-Templer-Logen. Beide stimmen darin überein, daß sie den Trinker oder Trunkbedrohten, wie die Heilanstalten mit steinerner Mauer oder eisernem Gitter, so ihrerseits mit den sittlich-geistigen unsichtbaren Schranken alkoholfreier anmutender Geselligkeit vom Gifte fernhalten, seiner Verführung und Versuchung entziehen. Schon wiederholt ist den Vätern trunkbedrohter Söhne in dem Lebensalter der zwanziger Jahre geraten worden, sie wenn irgend möglich in eine Stadt Nordschleswigs zu verpflanzen, wo eine Gut-Templer-Loge besteht, dann seien sie so gut wie geborgen: Hadersleben, Apenrade oder Flensburg. Aus Apenrade berichtete

mir kürzlich der Magistrat, dort seien durch die Loge binnen wenigen Jahren schon zwanzig Trinker geheilt!

Nach alledem könnte ein ständiger Mäßigkeitsverein oder -Ausschuß wohl überlegen, wie der Armenpflege Frauen beizugesellen wären, um trunkbetroffene Familien unter ihre persönliche Obhut zu nehmen und fortlaufend auf Grund genauester Untersuchung aus ihnen zu berichten an die entscheidende Stelle, sei es Behörde oder Verein, damit diese entscheide und vollbringe, was aus dem so schwer leidenden Familienkörper den mörderischen Krebs der Trunksucht ausschneidet und heilt.

Daß es sich dabei nicht lediglich so zu sagen um Aufseher- und Botendienste handelt, sondern auch um unmittelbare Hilfe, zeigt ein Fall aus dem Tübinger Frauenverein. Eine der in demselben thätigen Damen hatte unter den ihr zugeteilten Familien eine, die durch den Trunk ihres Hauptes völlig verkommen war. Es sah trostlos aus in dem öden, leeren und verrauchten Stübchen, denn auch die Frau war der Schlaffheit des Elends und Unfriedens verfallen. Die Dame kam häufiger, brachte der Frau Arbeit, munterte die Kinder zum Holz- und Beerensuchen auf, brachte bald ein Schüsselchen, einen Teller, ein Kleidungsstück oder Bettstück mit, weil der Mann in seiner Trunkenheit alles zerstört hatte. Sie sprach auch freundlich mit dem Manne, ohne ihn zu tadeln. Nur einmal bat sie: „Aber nicht wahr, die Sachen, welche ich mitgebracht habe, lassen Sie Ihrer Frau und den Kindern?“ Er wandte sich beschämt und stillschweigend ab. Ein anderes Mal wollte er gerade wieder ins Wirtshaus, als die Dame kam; da sagte sie: „Haben Sie denn gar keine Freude an Ihren netten Kindern, daß Sie nicht einmal einen Abend bei ihnen bleiben mögen? Sehen Sie, hier habe ich Ihnen Cigarrenreste mitgebracht; rauchen Sie die in Ihrer Pfeife, und hier ist ein unterhaltendes Buch mit Bildern, zeigen Sie das Ihren Kindern.“ Er setzte sich wieder nieder und brummte nur so halblaut: „Wie kann man in d e r Stube gern bleiben!“ Das hörte die Dame nicht umsonst. Den anderen Tag brachte sie Tapetenreste von sich und Bekannten mit und zeigte der Frau, wie sie das niedrige Stübchen selbst tapezieren könne. Nachdem mit Hilfe der zwei braven größeren Knaben alles frisch geputzt war, wurden noch von Freunden erbetene ältere Möbel herbeigebracht und zwei geschenkte Stühle an das Tischchen gestellt. Glückselig saß seit langer Zeit zum erstenmal wieder die ganze Familie bei dem schmalen Abendbrot. Sie konnten bisher nicht alle zugleich sitzen und essen aus Mangel an Möbeln, Löffeln und — Nahrung, welche die Dame zur heutigen Feier nun gleichfalls mitgebracht hatte. Sie bat dabei den Mann, nur heute möge er wenigstens zu Hause bleiben. „O, es ist ja jetzt so schön hier, daß ich gewiß gern zu Hause bleibe; ich möchte es ja schon Ihnen nicht zuleide thun, da Sie sich so viel Mühe mit uns armen Leuten machen.“ Er blieb zu Hause und hält sich seitdem fleißig und nüchtern, wie Frau Professor Weber in einem Vortrag zu Frankfurt am Main erzählte.

Es lohnt also doch unter Umständen, den Sinkenden an diesem schlüpfrigen Abhang aufzuhalten. Die gemeinnützige Thätigkeit der Frauen aber ist erst in ihrem Anfang. Sie wird vieles vermögen, was Männer geneigt sind als hoffnungslos anzusehen, weil ihre Geduld dafür zu kurz oder ihre Finger nicht fein und zart genug sind. Es kommt nur auf die Öffnung der Zugänge an, welche weibliche Scheu nicht immer wagt sich allein aufzustoßen, weil sie an die Vormundschaft der Männer noch zu sehr gewöhnt sind.

Walter Besant und der Volkspalast in London.

Von

Hans Altona.

In keinem Kulturlande tritt der Unterschied zwischen reich und arm in schrofferer Form auf als in England. Es ist das Land der Millionäre und der Bettler. Ein eigentlicher wohlhabender Bürgerstand, welcher wie in Deutschland und Frankreich eine feste Stütze des Staates ausmacht, fehlt hier fast gänzlich. Kapital und Grundbesitz befinden sich größtenteils in den Händen weniger Bevorzugter. Banquiers und Spekulanten, unter denen in erster Linie der Name Rothschild prangt, haben ungeheure Summen angesammelt. Aber auch Industriekönige und der hohe Adel glänzen durch fabelhaften Reichtum. Der Herzog von Westminster, dem in London ganze Straßen und Viertel gehören, soll jährlich etwa zwei Millionen Pfund Sterling zu verzehren haben. Unverhältnismäßig hoch sind auch die Gehälter der hohen Beamten, namentlich der Geistlichkeit. Der Erzbischof von Canterbury, der Primas der englischen Kirche, hat ein jährliches Einkommen von 15000 Pfund (300000 Mark). Das Einkommen der anderen hohen kirchlichen Würdenträger schwankt zwischen 4000 bis 10000 Pfund. Diesen von Fortuna so bevorzugten Sterblichen steht nun die große Masse des gewöhnlichen Volkes gegenüber, welche in hartem Kampfe um das Dasein ringt. Namentlich in den großen Verkehrscentren wächst die Armut in erschreckendem Maßstabe, und die Zahl derer, welche teils bittend, teils drohend Abhilfe vom Staat verlangen, nimmt mit jedem Jahre beträchtlich zu. Unter solchen Umständen haben die Führer der Socialisten und Anarchisten leichtes Spiel. Denn daß ihre Lehren in das Volk eindringen, beweisen die fortwährenden Unruhen in der Riesenstadt an der Themse. Wie rührig hier für die revolutionären Ideen Propaganda gemacht wird, davon kann sich nur der ein genaues Bild verschaffen, welcher selbst längere Zeit dort verweilt hat. In ausgedehntester Weise wird von der erlaubten Rede- und Preßfreiheit Gebrauch gemacht.

Man kann nun nicht sagen, daß die besitzenden Klassen sich dem wachsenden Elend gegenüber gleichgültig verhalten. Die Zahl der Anstalten, Häuser, Gesellschaften, welche in London der Armenpflege dienen, übersteigt sechstausend. Unter diesen befinden sich dreihundert große Hospitäler, welche größtenteils aus Privatstiftungen hervorgegangen sind. Der Nachweis von Arbeit ist gut organisiert. Doch kann dies natürlich nicht verhindern, daß ein kleiner Teil der unaufhörlich nach der Metropole strömenden Arbeiter unbeschäftigt ist. Zu den Arbeitshäusern, die 300000 bis 350000 Mann aufnehmen können, ist die Zuflucht immer offen. Aber dieselben sind wegen ihrer strengen Zucht unbeliebt. So kommt es denn, daß viele Hunderte, ja Tausende bei oft schlimmer Witterung im Freien übernachten müssen. Nament-

lich ist dieses der Fall an einem der schönsten Punkte Londons, dem Trafalgar-Square. Natürlich hören diese Unglücklichen, die nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen haben, mit Begierde auf die Lehren der Freiheitsapostel. Sie sind es, welche den Besitzenden wie ein stetes Memento vor die Augen treten und die den friedlichen Bürger in seinem Behagen gewaltig stören.

Es ist nicht selten, daß, wenn Staatsmänner von Beruf sich oft vergeblich bemühen, den richtigen Weg zu finden, aus Laienkreisen heraus etwas Selbständiges geschieht. Auch in England hat sich ein Mann gefunden, welcher sich liebevoll in das Leben und Treiben des niederen Volkes versenkt, der es aufmerksam studiert hat, um die Wünsche und Bedürfnisse desselben genau zu ergründen. Durch eine geschickt geschriebene Erzählung, in der er die Resultate seiner Forschung — nicht in trockener Form! — niederlegte, hat er ein schönes Werk ins Leben gerufen und sich selbst dadurch zu einem der geachtetsten englischen Romanschriftsteller der Gegenwart emporgeschwungen. Dieser Mann ist Walter Besant.

Das Buch, dem er seinen plötzlichen Ruf verdankt, betitelt sich: „Allerhand Arten und Lagen der Menschen“ (All sorts and conditions of men). Um das Nachfolgende zu verstehen, geben wir eine kurze Analyse der Erzählung.

Der Verfasser führt uns zunächst nach Cambridge. In einem der schönen Gärten, welche das Universitätsgebäude umgeben, lustwandeln zwei Studierende weiblichen Geschlechts. Die eine, Constanze, welche eine Brille trägt und überhaupt sehr gelehrt aussieht, entwickelt ihrer Gefährtin die Vorzüge der mathematischen Wissenschaft. In dieser erblickt sie alles Heil. Von der sogenannten Bestimmung der Frau dagegen spricht sie mit verächtlicher Miene.

Die junge Dame, an welche diese Worte gerichtet sind, hört nur mit halbem Ohre zu. Jung, schön und liebenswürdig, bildet sie den stärksten Gegensatz zu ihrer blaustrümpfigen Freundin. Ihr Name ist Angela Messenger und sie ist eine der reichsten Erbinnen Englands. Durch den Tod ihres Großvaters — ihre Eltern sind bereits gestorben — ist sie in den Besitz einer großen Brauerei und ausgedehnter Häuserkomplexe gekommen. Der Großvater, der in ihr seine würdige Nachfolgerin erblickte, hat seiner Enkelin — wenigstens was die geistige Seite anlangt — eine durchaus männliche Erziehung geben lassen. Ihre Freundin rät ihr nun, ihren großen Reichtum zur Förderung der Wissenschaft zu verwenden. Aber sie erklärt, daß sie ein Kind des Volkes sei, zu diesem zurückkehren und für dieses wirken wolle. Sie entwickelt denn auch ihren Plan; sie will als einfache Näherin in Whitechapel im Osten Londons leben und hier unerkannt das Wohl des Volkes fördern.

Die zweite Scene führt uns nach Piccadilly, dem fashionablen Quartier im Westen Londons. In einem mit Geschmack möblierten Zimmer seines Hauses sitzt der Eigentümer desselben, Lord Jocelyn. Er wartet auf seinen Neffen Harry, dem er soeben eine wichtige Eröffnung gemacht hat. Aus den Papieren, welche er ihm gegeben, ersieht dieser, daß er nicht sein wirklicher Neffe, sondern der Sohn eines einfachen Sergeanten ist, mit dem Lord Jocelyn in Indien gedient hat. Nur die Befürchtung, daß Harry in anderer, unliebsamer Weise über seine wahre Herkunft unterrichtet werde, hat ihn zu dem Schritte veranlaßt. Groß ist daher sein Erstaunen, als ihm sein Adoptivneffe, ein junger, hübscher Mann von dreiundzwanzig Jahren, mitteilt, daß, da er nicht der berechtigte Träger eines stolzen Namens sei, er zu dem Volke, zu dem er gehöre, zurückkehren wolle. Er dankt seinem edlen Gönner für die ihm bewiesene Güte und verläßt ihn, nachdem er versprochen, von Zeit zu Zeit von sich hören zu lassen.

Hiermit ist der Gang der Erzählung eingeleitet. Der Verfasser führt uns nunmehr in die entlegenen Stadtteile des Ostens von London. In sehr geschickten

Zügen entwirft er ein Bild des Lebens und Treibens im Arbeiterviertel. Er weist darauf hin, wie viele tausend Engländer die entlegensten Länder des weiten britischen Reiches durchstreifen, wie sie aber von dem Dasein des östlichen Londons, wo zwei Millionen Menschen in hartem Kampfe um die Existenz ringen, gewöhnlich keine Ahnung haben.

Wir lernen hier auch eins jener bekannten Londoner „Boarding Houses“ kennen. Die Personen desselben führt uns Besant mit köstlichem Humor, der eines Dickens würdig ist, vor Augen. Die verschiedensten Berufs- und Volksklassen kommen hier oft zusammen.

In diesem Boarding-House treffen sich der Pseudoneffe Lord Jocelyns, welcher den Namen Henry Goslett angenommen, und Angela Messenger, welche sich Miß Kennedy nennt. Ersterer behauptet ein Kunsttischler, letztere eine Näherin zu sein. Sie hat sich angeblich einiges Geld erspart, genießt die Protektion einer reichen Erbin und will hier, im Osten Londons, ein Nähgeschäft eröffnen. Zu diesem Zwecke wendet sie sich an den richtigen Onkel Harrys, Bunker, welcher die Rolle eines „Agenten für alles“ spielt. Die Zeichnung dieses Mannes, welcher unter äußerer Biederkeit abgefeimte Schurkerei verbirgt, gehört mit zu dem Besten der ganzen Erzählung.

Es ist naturgemäß, daß zwei junge Leute, unter so seltsamen Verhältnissen zusammengebracht, die täglich, ja stündlich miteinander verkehren, nach und nach eine lebhafte Zuneigung füreinander fassen.

Angela hat inzwischen ihr Nähgeschäft eröffnet. Sie setzt die Nachbarschaft in Erstaunen, einmal durch ihre für ihre Verhältnisse beträchtlichen Geldmittel, und dann durch die Art und Weise, wie sie ihre Arbeiterinnen behandelt. Dieselben sitzen nicht, wie ihre unglücklichen Kolleginnen, den ganzen Tag im dumpfen Zimmer unausgesetzt über die Arbeit gebeugt, sondern gewisse Erholungsstunden, in denen Spiele im Garten ausgeführt werden, bringen die nötige Abwechselung hervor. So sucht die junge Erbin bereits praktisch ihre Ideen im kleinen zu verwirklichen.

Aber noch ein größerer Plan schwebt ihr vor. In ihren Gesprächen mit Henry Goslett entwickelt ihr dieser seine Ideen vom Volkswohl und Volksglück. Ein Gedanke nun ist es, der in den Unterhaltungen immer wiederkehrt: die Errichtung eines „Volkspalastes“. Er erklärt ihr, daß der Arbeiter, wenn er sich den ganzen Tag, die ganze Woche gequält habe, auch ein Geist und Herz erfreuendes Vergnügen haben müsse. Im Osten selbst, im Herzen des eigentlichen Volkes, müsse ein großer Palast errichtet werden, in welchem dem fleißigen und strebsamen Arbeiter für geringes Geld edle Genüsse geboten würden, damit er nicht fernerhin in dumpfem Sinne dahinlebe und seine Feierstunden mit wüsten Gesellen in der Schenkstube verbringe.

Dieser Gedanke des Volkspalastes nun erweckt bei Angela große Begeisterung. Sie weiß jetzt, was sie mit ihrem vielen Gelde anfangen soll Den Erfinder des Planes aber gewinnt sie von Tag zu Tag lieber, obwohl sie ihre aufkeimende Neigung dem jungen Gefährten sorgfältig verbirgt. Sie wartet mit der Erklärung ihrer Gegenliebe bis zu der Stunde, wo sich der große Plan verwirklicht hat.

Wir können hier nicht alle Wandlungen der Erzählung genau verfolgen. Daß die beiden Hauptpersonen, Harry und Angela, schließlich glücklich vereinigt werden, darf wohl als selbstverständlich angenommen werden.

Walter Besant gebührt das große Verdienst, die Anregung zur Errichtung eines wirklichen Volkspalastes in London gegeben zu haben. Seine Erzählung, welche auch in den vornehmen Kreisen des Westens mit großem Interesse gelesen worden, erweckte bei einigen hochgestellten Personen den Wunsch, einen Teil der darin ausgesprochenen Gedanken zu verwirklichen. Der Herzog von Westminster stellte sich an die Spitze der Bewegung, die Königin wurde für den Plan gewonnen, und bald war ein beträchtliches Kapital zur Er-

richtung eines Volkspalastes in London zusammengebracht. Bereits zu Anfang des Jahres 1887 konnte mit der Einweihung desselben, bei der auch die Königin erschien und wo Walter Besant mit Recht sehr gefeiert wurde, begonnen werden.

Der Zweck des Volkspalastes ist ein doppelter. Er dient nicht nur der Unterhaltung, sondern auch der Belehrung. Die Vergnügungen bestehen in Ausstellungen (z. B. von Blumen, Geflügel u. s. w.), Konzerten und dramatischen Aufführungen. Bei letzteren wirken oft die ersten Künstler Londons mit. Außerdem haben sich gewisse Vereinigungen, sogenannte Klubs, gebildet, welche ihre Versammlungen im Volkspalast abhalten. So giebt es einen Schachklub, Fußballklub, eine musikalische Vereinigung &c.

Die feinere Seite des Kunsthandwerks, Naturwissenschaft, fremde Sprachen, Singen und Spielen wird hier von besonders dafür angestellten Lehrern gelehrt. Die weiblichen Mitglieder lernen kochen, nähen u. s. w. Die Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen ist auf 2600 festgesetzt. Indes kann diese Zahl, wenn mehr Platz vorhanden sein wird, erweitert werden. Der Beitrag für die Mitgliedschaft beträgt für die männlichen Personen 2 M. 50 Pf., für die weiblichen 1 M. 50 Pf. für das Quartal. Die Vorrechte der Mitgliedschaft bestehen: 1) In der Zulassung zur Bibliothek auch zu den Zeiten, wo das allgemeine Publikum keinen Zutritt hat. 2) Im unentgeltlichen Gebrauch der Billard- und Gesellschaftszimmer, der Turnhalle u. s. w. (die anderen müssen einen geringen Beitrag zahlen, z. B. eine Stunde Billard 10 Pf.). 3) In der freien Zulassung zu den Konzerten, Aufführungen und Ausstellungen.

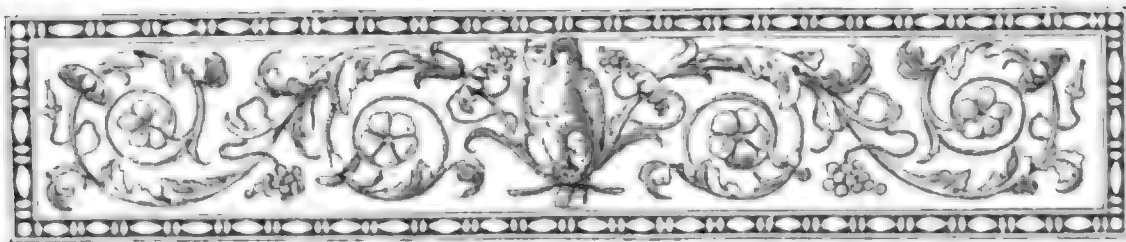
Seit dem 16. November 1887 erscheint auch wöchentlich ein Journal unter dem Titel „Der Volkspalast". Es bringt kurze Erzählungen, Berichte aus dem Volkspalast, Preisaufgaben u. s. w.

Sehen wir uns dies interessante Gebäude etwas näher an. Äußerlich ist es ziemich schmucklos; tritt man aber in das Innere, so ist man erstaunt über die reiche und geschmackvolle Ausstattung. Die Erbauer haben recht daran gethan, nicht nur praktische, sondern auch künstlerische Interessen zu berücksichtigen. So ist es behaglich und freundlich. Das Hauptgebäude enthält eine umfangreiche Bibliothek — größtenteils aus freiwilligen Geschenken zusammengebracht —, Lese-, und Schreibzimmer und einen großen Saal mit Bühne behufs dramatischer Aufführungen oder für große Festversammlungen. Besonders freundlich sind auch die Trink- und Eßzimmer ausgestattet. An den vielen sauberen Tischen können Hunderte gleichzeitig Platz finden.

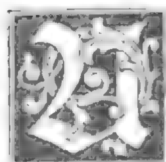
Ob der Volkspalast eine Zukunft haben, ob er neue, ähnliche Institute ins Leben rufen wird, darüber läßt sich jetzt noch nichts Bestimmtes sagen. Wer da aber weiß, wie mißtrauisch das niedere Volk in der Regel jedes Geschenk von seiten der Reichen entgegennimmt, wird die Schwierigkeiten, mit welchen seine Gründer zu kämpfen haben, begreifen können. Außerdem wird eine gewisse Kontrolle, die ja unbedingt nötig sein wird, wohl manche von dem Besuche abschrecken. Sie glauben eben in ihrer Taverne ungezwungener verkehren zu können.

Einen Dorn im Auge bildet der Volkspalast den Führern der Socialdemokraten. Wir haben oft gehört und gelesen, wie dieses Institut ihren Unmut erregt. „Eine normale Arbeitszeit ist uns lieber als zehn Volkspaläste", schreibt ihr Organ, die „Justice".

Wir würden bedauern, wenn das Werk, welches unter so großer Begeisterung und mit so vielen Hoffnungen ins Leben getreten ist, seinen Zweck verfehlen sollte. Es könnte, wenn richtig geleitet, viel Segen stiften. Mancher Arbeiter würde dadurch vom Trunke abgehalten, mancher Familie ein genußreicher, froher Abend geboten werden.



Litterarische Notizen.

ls das Werk eines erstaunlichen Fleißes und einer schier glühenden Hingabe erweist sich Johannes Proelß' **Scheffels Leben und Dichten.** Mit vielen Original-Briefen des Dichters und zehn Abbildungen. (Berlin, Freund u. Jeckel.) Der Autor hat da in überraschend kurzer Zeit nach Scheffels Tode dem modernen Lieblingsdichter der deutschen Nation und der deutschen Studentenwelt insbesondere ein geistiges Denkmal errichtet, wie es stattlicher und imposanter kaum gedacht werden kann. Mit wie viel Schwierigkeiten der Biograph zu kämpfen hatte, wird wohl der ermessen, der Scheffels Hang zur Absonderung und Einsamkeit und seine mit den Jahren wachsende Scheu vor Mitteilungen über seine Person und seine litterarischen Pläne kannte. Man muß sich, nach Proelß' Worten, weiter vergegenwärtigen, daß verschiedene Dichtungen, welche Scheffel in späterer Zeit erscheinen ließ, in einer viel früheren Epoche entstanden sind, daß mehrere große Romane, an deren Vorbereitung und Anfänge er seine beste Manneskraft gesetzt hat, nie vollendet wurden, daß die Witwe und der Sohn, die er hinterließ, ihn in seiner Schaffenszeit nicht gekannt haben; daß aber andererseits das meiste, was bei seinen Lebzeiten über seine Persönlichkeit geschrieben wurde, ihn in jener späteren Zeit schilderte, wo er ein zwar berühmter, aber kein fruchtbarer Dichter mehr war: dann begreift sich leicht, wie dieses Leben noch vor seinem Tode ein Gegenstand mythischer Verklärung nicht minder als mythischer Trübung der Wahrheit werden konnte. Dem Autor ist es nun mit Hilfe eines geradezu immensen Materials, bestehend aus mündlichen und schriftlichen Mitteilungen von den Freunden des Dichters, ferner aus Briefen an und von Scheffel zu allen Zeiten seines Erdenwandels, in vorzüglicher Weise gelungen, ein naturgetreues Bild Scheffels, eine wahrheitsgemäße Schilderung seiner äußeren Schicksale und inneren Erlebnisse zu entwerfen. Aber mit Trauer, ja mit Erschütterung wird man dieses Buch lesen: der Dichter herrlicher und origineller trankfröhlicher Lieder, der Schöpfer des einzig dastehenden „Ekkehard" hatte zwar nicht mit der atra cura zu kämpfen, und doch war er der Unglücklichsten und Unseligsten einer, denen die Muse den Weihekuß auf die Stirn gedrückt hat, den „Kainsstempel der Dichtung". Sehr fatale häusliche Verhältnisse: die körperliche Krüppelhaftigkeit seines jüngeren Bruders, der frühe Tod seiner außerordentlich anmutigen und geistreichen Schwester in München, den er selbst verschuldet zu haben glaubte; schwere Krankheiten, die ihn befielen und einmal sogar dem Wahnsinn nahe brachten; bittere Enttäuschungen in seinen Herzensneigungen, eine kurze, aber unglückliche Ehe; herbe seltsame Mißgeschicke in der Wahl und Durchführung seiner Stoffe, so daß sein Schaffen eigentlich nur ein fragmentarisches und zerstückeltes geblieben — das sind in kurzen Worten die Hauptpunkte in Scheffels Leben, von dessen Lichtseiten im Grunde genommen Proelß nur wenig erzählen konnte, denn ein Dämon löste den anderen bei Scheffel ab. Zierden des Buches sind die ästhetisch-kritischen Kapitel, die sich mit der Analyse der bedeutendsten Schöpfungen des Dichters befassen. Auch das Verhältnis Scheffels zu diesen Blättern und dessen Mitarbeiterschaft an denselben wird geschildert: Westermanns Monatshefte sind eine der ganz wenigen Zeitschriften, die sich der Mitwirkung Scheffels rühmen können. Ein Fehler des Buches, der in gewissem Sinne ja auch als Vorzug gelten kann, ist die übergroße Fülle des mitgeteilten Quellenmaterials, welche sich hemmend dem Verlauf der Thatsachen in den Weg stellt; das ist aber auch das einzige, was man an der Biographie, die zu den erfreulichsten und sorgfältigsten Erscheinungen dieses Genres zählt, auszustellen hätte. — Mit Wehmut nimmt man den Nachlaß Scheffels: **Reisebilder**, mit einem Vorwort von Johannes Proelß (Stuttgart, A. Bonz u. Co.) zur Hand; das Buch besteht aus acht

Aufsätzen, die in ihrem markig-humoristischen Lokalkolorit, in ihren geistvollen kulturhistorischen Erörterungen die Eigentümlichkeit und Frische des Scheffelschen Talents am vorteilhaftesten zeigen. Sie bieten zugleich ein reiches biographisches Material, da man aus der jeweiligen Stimmung dieser Reiseschilderungen interessante Schlüsse ziehen kann. Welche von den mitgeteilten Skizzen die beste ist, wollen wir nicht entscheiden; das eine ist aber sicher, daß keine den unzähligen Freunden Scheffels eine Enttäuschung bereiten wird.

* *
*

Gedichte von Martin Greif. Vierte, stark vermehrte Auflage. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung.) — Es ist nur ein einziger Band, in welchem das lyrische Schaffen Greifs abgeschlossen vorliegt; indessen, wenn nicht alle Zeichen trügen, dürfte dieser eine Band genügen, um noch in manchen Jahrzehnten seine Verehrer zu finden. Martin Greif kennt die Geheimnisse seiner Kunst. Wenn ihm auch als Muster Goethe und das Volkslied vorschweben, so wird man doch selten Anklänge bemerken; überall fühlen wir den Zauber einer eigenartigen Persönlichkeit. Mit einem Worte, mit einer Zeile weiß er eine Fülle von Stimmungen zu erregen. In dieser Art haben die „Naturbilder" gleichsam eine neue Gattung begründet. Die neue Auflage enthält einige Hymnen, welche den Dichter von einer ganz neuen Seite zeigen: voll Gedanken, groß, voll Bilder und doch keine „Gedankenlyrik" im ungünstigen Sinne. In dieser Art ist ein Muster für jene plastische Lyrik, in welchem deutsches Wesen und antiker Formengeist ihre wirkliche Vermählung feiern, der Hymnus M. Cenis. Ebenso reich an treffenden Gedanken sind die Sinngedichte und Epigramme. „Des Dichters schönstes Buch bleiben seine Lieder!" ruft Greif einmal den „reifen Dichtern" zu. Ja, nicht bloß das schönste, sondern auch dasjenige, welches am längsten dauert. Indessen — ob das nicht auf Greif selbst Anwendung findet? Vergeblich hat sich bisher der Dramatiker Greif bemüht, mit seinen Werken die Bühne zu erobern; ob es ihm mit seinen beiden neuen Schauspielen gelingen wird? „Heinrich der Löwe" sowie „Die Pfalz im Rhein" sind ohne Zweifel wertvolle Dramen, natürlich in der Sprache, fein in der Charakteristik, der Spannung nicht ganz entbehrend; aber ob sie Beifall bei jenen finden, für welche der Theaterbesuch nichts Seltenes, Feststimmung Erregendes mehr an sich hat? Das erste dieser Dramen behandelt den Widerstand des trotzigen Welfen gegen Barbarossa, und unmittelbar daran schließt sich der dem zweiten Stücke zu Grunde gelegte Stoff. Man spricht wieder einmal von dem „Volkstheater", welches nun kommen soll. Für ein solches wären die beiden vorliegenden Schauspiele recht geeignet.

Steiermärkisches Dichterbuch. Herausgegeben von K. Gawalowski. (Graz, F. Pechel.) — Das Büchlein, dessen etwaiger Reinertrag für den Grazer Zweigverein der deutschen Schillerstiftung bestimmt ist, enthält Prosa- und Versbeiträge von gerade zwei Dutzend Dichtern und Dichterinnen, welche durch Geburt oder gewählten Aufenthalt der Steiermark angehören. Merkwürdig ist, daß, von Rosegger abgesehen, ein eigenartiger, wie man erwarten und sagen möchte, „stoansteirischer Ton" nur selten erklingt: fast sämtliche Poeten könnten auch am Rhein oder an der Spree wohnen. Das soll kein Vorwurf sein; das beweist nur, daß, wo deutsch gesungen wird, zur Stunde die Formen, die Gefühle, die Bestrebungen dieselben sind. Einen ganz besonderen, schon mehr litterarhistorischen Beitrag hat Hamerling beigesteuert, indem er uns Proben seines „Schwanenliedes der Romantik" in früherer Bearbeitung giebt.

Ein Zeichen dafür, daß die Lust am Singen in Österreich noch dieselbe ist wie vor fünf- bis sechshundert Jahren, sind die **Dichtungen** von Edward Samhaber. (Laibach, J. v. Kleinmayr.) Hätten auch die dramatischen Fragmente aus unreifer Studentenzeit wegbleiben sollen, wie die schulgemäßen Horazübersetzungen, konnten die antiken Verse auch sauberer behandelt werden, so spricht doch aus dem Ganzen zu uns eine lyrisch wirklich beanlagte Natur, deren Ursprünglichkeit uns dann am meisten erfreut, wenn sie von dem singt, was zu allen Zeiten der vornehmste Stoff der Lyrik bleibt.

Johann Fastenrath veröffentlicht einen Band, der wiederum Spanien, seiner zweiten geistigen Heimat, gewidmet ist: **Die zwölf Alphonsos von Castilien.** (Leipzig, E. H. Mayer.) Das Ganze wirkt ein wenig ermüdend durch die fast stets gebrauchte Form des spanischen Trochäus. Auch ist offenbar, daß der Verfasser in seinen dichterischen Verherrlichungen gegen manchen früheren Alphonso zu gunsten des letzten und zwölften ungerecht ist; denn, im Grunde genommen, handelt es sich nur um eine Huldigung für den verstorbenen König. Und da thut der Verfasser des Guten zu viel. Hätte er seinen Kaiser besungen, so bot sich ihm ein Heldenleben voll Ruhm und Arbeit in Fülle, während die Geschichte der Zukunft von Alphons XII. nur bedauernd sagen wird, daß er zu früh gestorben ist. Auch soll der echte Dichter nicht jede unbedeutende Anekdote in Reime bringen, wenn in ihr nicht wirklich poetische Keime vorhanden sind.

Gedichte von Bernhard Endrulat. Auswahl aus den älteren Sammlungen und dem handschriftlichen Nachlaß. Nebst einem Lebensabriß des Dichters. (Posen, J. Jolowicz.) — Man könnte fragen, welcher zwingende Grund vorlag, diese Auswahl herauszugeben, da der Verstorbene ein hervorragend lyrisches Talent nicht gewesen ist. Indessen finden sich vielleicht hier und da einige freundliche Leser; diese seien besonders aufmerksam gemacht auf das kleine elegisch-epische Gedicht „Nach Griechenland". Ein Gelehrter, dessen Traum von Jugend an war, Athen zu besuchen, wird über Studien und bei stets mangelndem Gelde alt dabei; eines Tages verkauft er seine Bücher und sieht endlich die Trümmer des Parthenon vom Schiffe aus als — Sterbender; eine rührende Geschichte voll echter Symbolik.

Von anderer Art sind die geharnischten Verse Karl Prölls: **Das österreichische Deutschtum in Not und Gefahr.** (Zürich, Cäsar Schmidt.) Es sind nur wenige Gedichte, welche das Bändchen umschließt; aber sie sind gedankenvoll und klingen wie klirrendes Erz, wohl geeignet, manchen politischen Träumer aus seinem Schlafe aufzurütteln. Die Tendenz, auf die Gefahren, welche Deutsch-Österreich drohen, aufmerksam zu machen, kann nur gebilligt werden. Namentlich in studentischen Kreisen verdient das Werkchen Verbreitung wegen seiner mit schwungvollem Pathos vorgetragenen Gesinnungen; einzelne Gedichte eignen sich besonders zur Deklamation bei politischen Festgelegenheiten.

* * *

Im alten Eisen. Roman von Wilhelm Raabe. (Berlin, W. Grotesche Verlagshandlung.) — Es gehört mit zu Raabes poetischen Eigentümlichkeiten, daß man sich vorstellt, seine Erzählungen — solange sie nicht historische Stoffe zur Grundlage haben — müßten in kleinen altertümlichen Städten, in winkeligen Häusern dort spielen, aber neuerdings hat er wiederholt und auch in dem vorliegenden Romane die Reichshauptstadt Berlin zum Schauplatz von Begebenheiten erwählt, durch welche er die Leser zu fesseln und zu ergreifen bestrebt ist. Aber trotz des veränderten Schauplatzes gehören die Menschen, die er uns vorführt, doch zu derselben Familie von liebenswürdigen, wenn auch zuweilen etwas seltsamen, immer aber von einem wahrhaft poetischen Schimmer umgebenen Gestalten, wie sie eben nur Wilhelm Raabe zu zeichnen versteht. Diesmal handelt es sich um das Schicksal von zwei armen Waisenkindern, deren Eltern ursprünglich einer ganz anderen Lebenssphäre angehörten, aber immer tiefer sanken, bis die Mutter endlich einsam und verlassen im tiefsten Elende stirbt. Und nun führt der Dichter uns eine kleine Gruppe von Menschen vor, die früher mit den Eltern der verlassenen Waisen in Berührung standen und nun sich der letzteren annehmen. Da giebt es denn mancherlei wunderliche Lebensläufe; die Hauptgestalt, eine Frau, die jetzt mit altem Eisen handelt, früher aber Directrice einer Komödiantentruppe war, erscheint, gleich der Fee im Märchen, bald als Verkäuferin in ihrem Eisenkram, bald tritt sie als Dame von bester Haltung und mit den edelsten humanen Grundsätzen in die Handlung ein. Mag man über Raabes Verhältnis zur Wirklichkeit denken, wie man will, so viel steht fest, seine Gestalten wurzeln in der wahren Menschennatur, wenn ihr Schöpfer auch der idealistischen Weltanschauung so viel Rechnung trägt, wie es ein echter Dichter eben muß.

Césette. Eine französische Dorfgeschichte von Emile Pouvillon. Deutsch von J. Frapan. (Augsburg, Gebr. Reichel.) — Der Inhalt dieser Dorfgeschichte ist der denkbar einfachste: Césette, eine Magd, kommt auf einen Bauernhof und „bezaubert" das Herz Jördis, des Knechtes. Die reiche Bauerntochter des Hauses wird eifersüchtig, verspricht Jördis Frau werden zu wollen. Césette kommt vom Hofe; nun ist's auch mit der Liebe der Stolzen zu dem Armen aus, und dieser wandert seiner Césette nach, um sie zu heiraten. Der Reiz dieser Geschichte liegt in der realistischen Darstellung, die natürlich, voller Poesie, aber nicht naturalistisch ist. Übrigens hat das Hochdeutsch für derartige Geschichten seine bedenklichen Seiten; Scenen, wo der Dichter seine Menschen leidenschaftlicher reden läßt, wirken meist etwas seltsam; hätte der Verfasser die Geschichte Césettens nicht hochdeutsch, sondern in irgend einem Dialekte wiedergegeben, so würde die dichterische Wirkung noch größer sein für diejenigen, welche das französische Original nicht kennen.

Schatten. Novellistische Studien von Joh. Heinr. Mackay. (Leipzig, Eugen Peterson.) — Der Verfasser hat sich durch Dichtungen und ein Drama bekannt gemacht; diese „Schatten" sind der erste Versuch auf dem Gebiete der Erzählung: dreizehn Bildchen aus dem Leben. Daß eine derartige aphoristische Behandlung wirklichen Novellenstoffen nur schadet, liegt auf der Hand. Man kann auch in der Kürze zu weit gehen, besonders wenn die Geschichten auch nur das schon Dagewesene in alter Weise behandeln.

Einen recht liebenswürdigen, mit scharfem Blicke begabten Erzähler lernen wir kennen in Lorenz Clasens Novellensammlung **Erlebtes und Verwebtes.** Aus der Schreibmappe eines Malers. (Leipzig, Eugen Peterson.) Ist die letzte Geschichte „Aus der Über-

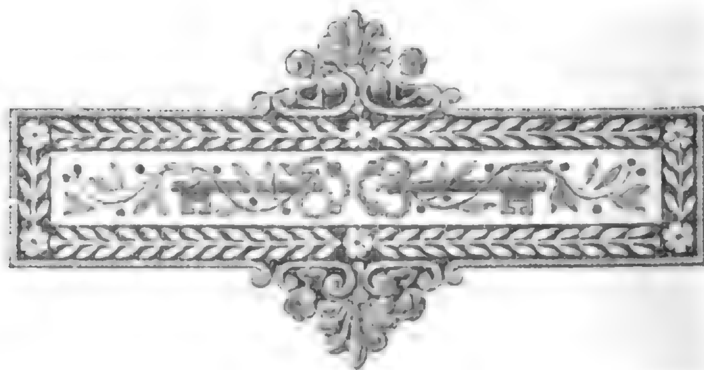
gangszeit" kaum noch Novelle zu nennen, sondern ein Stückchen freilich recht interessanter Lebensbeschreibung, in welcher der berüchtigte Sir John Retcliff eine Rolle spielt, und sind drei andere Novellen ihrer Form und ihrem Inhalt nach gerade nicht ganz neu, so lohnt sich doch eine Lektüre des Buches wegen der ersten umfangreichen Erzählung „Unergründlich". Der Verfasser führt uns an einen kleinen Fürstenhof und schildert in lebhaften Farben das Leben an demselben. Die Heldin, ein recht fesselnder und auch echt moderner Charakter, ist übrigens nicht so unergründlich: das durch Geist und Schönheit ausgezeichnete, phantasievolle Mädchen sucht eben den einen, den einzigen, den sie auch findet und dem sie nach ihrem Charakter treu bleiben wird. Viele Einzelheiten der Novelle sind voll Humor; man fühlt überall, daß dieses Erlebte nach Erinnerungen an eine lebendige Vergangenheit zu künstlerischer Einheit verwebt worden ist.

* * *

Sicilien. Bilder aus Natur, Geschichte und Leben von August Schneegans. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Der Verfasser sagt im Vorwort: „Wie auf einem Zifferblatt der Weltgeschichte folgt unser Blick in Siciliens Chronik der Entwickelung der europäischen Kultur, dem Erblühen und Verschwinden von Staaten und Völkern. Eigentümlichen und einzigen Genuß bietet eine Durchreisung dieses Landes demjenigen, der den Geist der alten Völker und Kulturen heraufzubeschwören versteht und sich dem Zauber dieser Erinnerungen willig hingiebt." Unter diesen Gesichtspunkten hat der Verfasser sein Werk geschaffen, welches in sich die Vorzüge echt wissenschaftlicher Behandlung und angenehmer, farbenvoller Reiseschilderung vereinigt. Mit Recht kann A. Schneegans sein Buch einen „treuen und gewissenhaften Reisebegleiter" nennen. Diejenigen, welchen das Glück nicht zu teil wird, die Insel der Proserpina zu sehen, sollten sich die Lektüre dieser Schilderungen nicht entgehen lassen: die malerische Schreibweise der Verfassers und sein wahrhaft dichterisches Empfinden verdienen uneingeschränktes Lob. Zu derartigen Büchern wird jeder Gebildete in Stunden der Muße gern und öfter greifen.

* * *

Abendröte. Psychologische Betrachtungen von P. Lanzky. (Berlin, C. Duncker.) — Das Buch enthält fünfhundert Aphorismen über Kunst und Leben. Daß darunter viele sind, welche den Diamanten nur scheinbar ähnlich, ist bei der Menge derselben erklärlich. Da der Verfasser selbst eine Reihe von Sprüchen bietet, die man lyrische Ausrufe in Prosa nennen könnte, so bleibt es seltsam, gerade von ihm folgendes zu hören: „Wie wenig von der Musik als Kunst par excellence und im weiteren Sinne von der Kunst überhaupt zu halten, kann man unter anderem daraus entnehmen, daß Idioten für Musik ein ausgesprochenes Talent haben, während sie einer begrifflichen Auffassung der Dinge unzugänglich sind." Frauen und Künstlernaturen werden an seinem Buche wohl mehr Gefallen finden als die Freunde der Logik der Begriffe.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg (Breisgau).

In unserem Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde

Eine Sammlung illustrierter Schriften zur Länder- und Völkerkunde, die sich durch zeitgemäßen und gediegenen Inhalt, gemeinverständliche Darstellung, künstlerische Schönheit und sittliche Reinheit der Illustration, sowie durch elegante Ausstattung auszeichnen sollen.

Neuester Band:

Hesse-Wartegg, E. v., Kanada und Neu-Fundland.

Nach eigenen Reisen und Beobachtungen. **Mit 54 Illustrationen und einer Übersichtskarte.** gr. 8°. (XII u. 224 S.) 5 Mk.; in Original-Einband, Leinwand mit reicher Deckenpressung 7 Mk.

Früher sind, durchweg reich illustriert, erschienen:

Geistbeck, Dr. M., Der Weltverkehr. 8 Mk.; geb. 10 Mk.

Jakob, A., Unsere Erde. 8 Mk.; geb. 10 Mk.

Kaulen, Dr. F., Assyrien und Babylonien. Dritte Auflage. 4 Mk.; geb. 6 Mk.

Kayser, Dr. F., Ägypten einst und jetzt. 5 Mk.; geb. 7 Mk.

Kolberg, J., Nach Ecuador. Dritte Aufl. 8 Mk.; geb. 10 Mk.

Lux, J. E., Die Balkanhalbinsel. 6 Mk.; geb. 8 Mk.

Paulitschke, Dr. Ph., Die Sudânländer. 7 Mk.; geb. 9 Mk.

Schütz-Holzhausen, Dr. v., Der Amazonas. 4 Mk.; geb. 6 Mk.

Jeder Band ist einzeln käuflich. — Einbände in weißer, grüner oder brauner Farbe.

Im Verlage von G. Grimm in Budapest ist soeben erschienen:

Mutter Erde (la terre) von Emile Zola.

Autorisirte Uebersetzung von **A. Schwarz**. 2 starke Bände 6 Mark.

Eine würdige Confirmationsgabe.

Eine Auswahl

aus den Werken deutscher religiöser Dichtung.

Herausgegeben von

Bernhard Rogge, D. theol. Kgl. Hofprediger.

Mit einem einleitenden Gedicht von Karl Gerok.

Reich illustr. durch **W. Claudius, Prof. W. Friedrich, Prof. B. Plockhorst, E. Wichtendahl** u. vielen anderen Künstlern, nebst einer Heliogravüre nach **Prof. A. Noack.**

Prachtband 12,50 M. Velin-Ausgabe 20 M.

Verlag von **Ferdinand Hirt & Sohn** in Leipzig.

Versand-Geschäft Mey & Edlich

Alle Aufträge von 20 Mk. an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark

Königl. Sächs. Hoflieferanten
Leipzig-Plagwitz.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abtheilung für Cravatten.

Nr. 2101.

Weissgrundiger klein carrirter gerippter Seidenstoff.

Farben:

1. Weiss mit blau und gelb.
2. „ „ blau und braun.
3. „ „ gendarm und roth.
4. „ „ blau und schwarz.
5. „ „ schwarz und roth.

St. M. —.50. Dtz. M. 5.50.

Nr. 2148. (Nur f. Stehkragen.)

Dunkelfarbige gestr. Cravatte.

Farben:

1. Schwarz m. cardin. Streifen.
2. „ „ weissen „
3. Bordeaux „ gelben „
4. Marine „ weissen „

St. M. 1,75. Dtz. M. 19,25.

Nr. 2139. (Nur f. Umlegkrgn.)
Oben u. unten zum Gebrauch eingerichtet.

Hellfarbige gestr. Cravatte.

Farben:

1. Weiss mit blauen Streifen.
2. „ „ rothen „
3. „ „ marine „
4. „ „ lila „

St. M. 1,—. Dtz. M. 11,—.

Nr. 2140.
Dieselbe Cravatte für Steh- und Umlegkragen.
St. M. 1,50. Dtz. M. 16.50.

Nr. 2115. (Nur f. Umlegkrgn.)
Oben und unten zum Gebrauch eingerichtet.

Dunkelfarbiger klein gemusterter Atlas.

Farben:

1. Marine mit weiss.
2. Braun „ gold.
3. Schwarz „ cardinal.
4. „ „ weiss.
5. „ „ gold.
6. „ „ hellblau.
7. Marine „ cardinal.

St. M. 1,—. Dtz. M. 11,—.

Nr. 2112.
(Für Steh- od. Umlegkragen.)

Aussergewöhnl. preiswerth!

St. M. —,50. Dtz. M. 5.50.

Erwünscht ist die Angabe, ob die Cravatte in carrirtem, gestreiftem od. punktirtem Muster und ob hellfarbig oder dunkel geliefert werden soll.

Nr. 2090.

Feinste Wolle mit Seide.

(Hochfeine Cravatte.)

Farben:

1. Grau mit gelb und blau.
4. Hellmode m. weiss u. ponc.
5. Weiss mit hellblau u. mar.
6. Weiss mit hellblau u. ponc.

St. M. 2,—. Dtz. Mk. 22,—.

Nr. 2113. (Nur f. Umlegkrgn.)
Oben und unten zum Gebrauch eingerichtet.

Dunkelfarbiger fein gestreifter Seidenstoff.

Farben.

1. Gendarm mit weiss.
2. Marine „ cardinal.
3. Braun „ weiss.
4. Marine „ „
5. Pflaumenblau mit hellblau.
6. „ „ rosa.

St. M. —,75. Dtz. M. 8,25.

Nr. 2049.

Gemusterter Atlas.

Farben:

1. Dunkelblau mit weiss.
2. „ „ hellblau.
3. „ „ gelb.
4. Silbergrau.
5. Weiss

St. M. 1,50. Dtz. M. 16,50.

Nr. 2144.
(Für Steh- und Umlegkragen.)

Hellfarbige gestr. Cravatte.

Farben:

1. Weiss mit hellbl. Streifen.
2. „ „ lila „
3. „ „ rothen „
4. „ „ chamois „
5. „ „ myrtefarb. „

St. M. 1,75. Dtz. M. 19,25.

Nr. 2102.

Schmalgestreifter Atlas.

Farben:

1. Gendarmblau mit roth.
2. Olive „ hellblau.
3. Schwarz „ weiss.
4. „ „ cardinal.
5. Stahlblau „ weiss.
6. Marine „ cardinal.

St. M. —,50. Dtz. M. 5,50.

Nr. 2150. (Nur f. Stehkragen.)

Dunkelfarb. carr. Cravatte.

Farben:

1. Marine mit bunt carrirt.
2. Dunkelbraun mit bunt carr.

St. M. 1,75. Dtz. M. 10,25.

Nr. 2119.
(Für Steh- und Umlegkragen.)
Oben u. unten zum Gebrauch eingerichtet.

Dunkelfarbige fein gestreifte Seide.

Farben:

1. Stahlblau m. weiss gestreift.
2. Cardinal „ goldgelb „
3. Braun „ weiss „
4. Marine „ „ „
5. „ „ hellblau „
6. Schwarz „ cardinal „
7. Marine „ chamois „

St. M. 1,25. Dtz. M. 13,75.

Der **Special-Catalog** über **Cravatten,** dessen Versendung unberechnet u. portofrei geschieht, enthält eine ausserordentl. reiche Auswahl von schwarzen und bunten Cravatten.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, Leipzig-Plagwitz.

2044 098 611 734

Digitized by Google